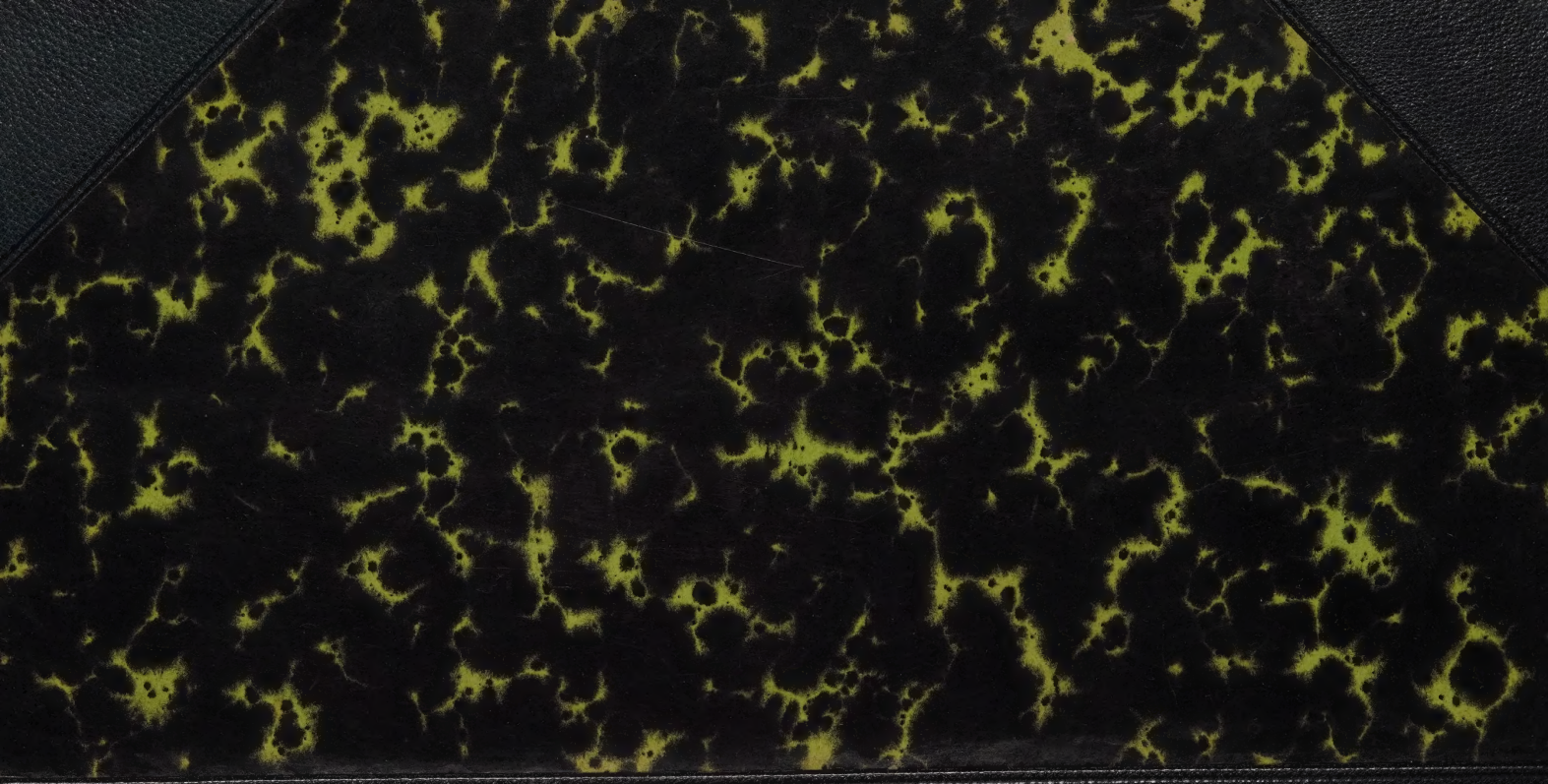

2.8.90

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

Division DD126

Section .G45

Shelf ..... Number Y.5

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm von Giesebrecht.

Fünfter Band.

Die Zeit Kaiser Friedrichs des Rothbarts.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm von Giesebrecht.

Fünfter Band.

Erste Abtheilung.

Neuer Aufschwung des Kaiserthums unter Friedrich I.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.

Vorbemerkung.

Die Geschichte Friedrichs des Rothbarts ist so reich an Ereignissen von welthistorischer Bedeutung, so wichtig für unsere nationale Entwickelung, überdies durch die Persönlichkeit des Kaisers selbst so anziehend, daß sie von jeher ein besonderes Interesse erregen mußte. Wie sich die Gestalt des Rothbarts fest dem Gedächtniß der Nachwelt eingeprägt hat, so leben auch die hervorstechendsten Thatsachen seiner Regierung im allgemeinen Bewußtsein fort. Um so auffallender ist, daß die historische Forschung bisher seine Geschichte nicht mit so eingehender Sorgfalt untersucht hat, wie die meisten anderen Theile unserer alten Kaiserzeit. Nur dieser Vernachlässigung kann es zugeschrieben werden, daß der Gang der Ereignisse noch vielfach im Dunkeln liegt und auch die Würdigung Friedrichs eine so verschiedenartige ist.

Selbstverständlich ist in allgemeineren Büchern die Geschichte Friedrichs häufig behandelt worden; auch fehlt es nicht an Monographien, welche über einzelne für sein Regiment wichtige Vorgänge oder Persönlichkeiten gründliche Belehrung bieten: aber wir besitzen nur zwei Werke, welche sich eine zusammenhängende Darstellung seines ganzen Lebenslaufs zur besonderen Aufgabe gestellt haben. Das erste erschien im Jahre 1722 unter dem Titel: „Herrn Heinrichs von Bünau Probe einer genauen und umständlichen Teutschen Kayser- und Reichs-Historie oder Leben und Thaten Friedrichs I. Römischen Kayſers". Ob-

wohl eine Jugendarbeit des berühmten Historikers, war das Werk doch für die richtige Behandlung der deutschen Reichsgeschichte bahnbrechend und genoß lange Zeit ein nicht geringes Ansehen; heute kann es schon deshalb nicht befriedigen, weil der Stand der Quellenliteratur ein wesentlich anderer geworden ist. Erst etwa 150 Jahre später ist die zweite Biographie Friedrichs an das Licht getreten. In seinem großen dreibändigen Werke hat Hans Prutz die zahlreichen Einzelforschungen, welche die Geschichte dieses Kaisers betreffen, mit Fleiß verwerthet und sich nicht ohne Erfolg bemüht ein anschauliches Bild jener vielbewegten Periode zu entwerfen, in deren Mittelpunkt der Kaiser stand. Je mehr ich in meiner Arbeit durch Prutzs Werk unterstützt worden bin, desto bereitwilliger erkenne ich die Vorzüge desselben an, doch kann ich nicht verhehlen, daß es mich der Mühe einer neuen Prüfung der Quellen nicht überhoben und diese mich nicht selten zu anderen Resultaten geführt hat.

Immer war mir klar, daß in der Periode Friedrichs I. die schwerste Aufgabe liege, die mir in dieser Kaisergeschichte gestellt war. Sie ist mir, als ich an die Lösung ging, fast zu schwer erschienen. Dennoch mußte ich meine Kräfte daran wagen, wenn ich nicht ein Werk, welches eine so freundliche Aufnahme gefunden hat, unvollendet lassen wollte. Was ich jetzt vorlegen kann, ist freilich nur ein Theil der Regierungsgeschichte Friedrichs, aber der Theil, für welchen die Quellen am reichlichsten fließen und der zugleich als die reiche, lebensvolle Exposition eines der großartigsten historischen Schauspiele stets seine eigene Anziehungskraft haben wird. Ich glaubte auch hier von meinem bisherigen Verfahren, die zeitgleichen Zeugnisse in möglichster Vollständigkeit in die Darstellung zu verweben, nicht abgehen zu dürfen. Hieraus erklärt sich, daß diese Abtheilung einen größeren Umfang gewonnen hat, als ich selbst gewünscht hatte. Unter solchen Umständen war es mir besonders erwünscht, daß ich die langen Reden, die sich bei Otto von Freising und seinem Fortsetzer finden, übergehen konnte, da sie, so lehrreich sie für die Anschauun-

gen jener Zeit sind, doch nicht als authentisch gelten können. Nichts bedaure ich mehr, als daß ich nach der Einrichtung des Werks jetzt nicht sogleich auch die „Quellen und Beweise" dieser Abtheilung beifügen kann. Da bei meinen Berufsgeschäften sich der Abschluß des fünften Bandes vielleicht noch längere Zeit verzögern dürfte, beabsichtige ich wenigstens einige Punkte, wo meine Darstellung einer Rechtfertigung besonders bedürftig erscheint, demnächst an einem anderen Orte näher zu erörtern.

Zu lebhaftestem Danke bin ich Herrn Professor Ernesto Monaci in Rom verpflichtet, der mir das von ihm in einer Vaticanischen Handschrift entdeckte große Gedicht auf die Kämpfe zwischen Friedrich und Mailand in seiner Abschrift übersandte. Dieses Gedicht eines Zeitgenossen und warmen Verehrers des Kaisers ist die werthvollste Bereicherung, welche unsere Quellenliteratur für die Geschichte Friedrichs I. in letzter Zeit erfahren hat, und ohne Kenntniß desselben hätte ich noch länger zögern müssen diese Abtheilung zu veröffentlichen. Eine weitere Förderung meiner Studien danke ich der Güte des Herrn Hofraths J. Ficker und des Herrn Professors P. Scheffer-Boichorst, indem ich auch für diesen Theil meiner Arbeit die für die neue Bearbeitung der Böhmerschen Regesten angesammelten Materialien benutzen konnte. Viele andere Studiengenossen haben mich durch Zusendung von Druckschriften verpflichtet; dem Danke dafür erlaube ich mir aufs Neue die Bitte anzuschließen, alle auf die Geschichte Friedrichs I. bezüglichen kleineren Arbeiten, namentlich die in Programmen, Dissertationen oder Zeitschriften veröffentlichten, mir gefälligst mittheilen zu wollen, da sie mir sonst oft spät, oft gar nicht zugänglich werden.

München, den 23. April 1880.

W. v. Giesebrecht.

Berichtigungen.

S. 8 Z. 24 lies Vortheil statt Gewinn.
S. 23 Z. 17 lies Neffe statt Sohn.
S. 40 Z. 18 lies erlangten statt verlangten.
S. 49 Z. 8 lies es statt ihn.
S. 102 Z. 9 lies standen die Mailänder statt stand Mailand.
S. 112 Z. 8 lies Kauffahrer statt Kreuzfahrer.
S. 126 Anm. Z. 2 lies p. 491 statt p. 4191.
S. 133 Z. 2 von unten lies erwirken statt erwarten.
S. 170 Z. 27 und Anm. Z. 2 lies Kolbe statt Kolb.
S. 175 Z. 11 lies dem statt den.
S. 176 Z. 3 lies vor statt von und Z. 6 lies demselben statt desselben.
S. 186 Z. 17 u. 18 lies zwei oder drei Podestàs statt zwei Podestàs.
S. 272 Z. 11 ist nach „getreten" ein Punkt zu setzen und sind die folgenden Worte in Z. 11—13 zu streichen.
S. 304 Z. 10 von unten ist „nur" zu streichen.
S. 310 Z. 1 ist „ihnen" zu streichen.
S. 312 Z. 8 lies bei der statt der bei.
S. 313 Z. 13 lies welchem statt welchen.
S. 333 Z. 6 lies übersandt statt überantwortet.
S. 378 Z. 11 ist „nicht" zu streichen.
S. 384 Z. 13 lies den Pisanern statt ihnen.

Zehntes Buch.

Neuer Aufschwung des Kaiserthums unter Friedrich I. 1152—1164.

1.

Friedrichs I. mühselige Anfänge.

Der 4. März 1152 war ein Tag allgemeinen Jubels in Frankfurt. Man freute sich der einstimmigen Wahl, die alle Bürgschaft für eine dauernde Herstellung der Ordnung im Reiche zu bieten schien; man hoffte vor Allem, daß dem unseligen Zwist zwischen dem staufenschen und welfischen Hause nun endlich ein Ziel gesetzt sei. Die Fürsten hatten einen Mann von erprobter Tüchtigkeit, energischem Willen, durchgreifender Kraft die Königskrone zuwenden wollen — und ein solcher Mann war ohne Zweifel in Friedrich von Schwaben gefunden worden.

Die Zeitgenossen sind darüber einig, daß in dem Erwählten das Königthum sich in wahrhaft glänzender Weise darstellte. Die Natur hatte ihn mit so reichen Gaben ausgestattet, wie sie selten auf einen Menschen häuft. Schon die äußere Erscheinung des etwa dreißigjährigen Mannes war überaus anziehend. Friedrich war von schlankem Wuchs, nicht ungewöhnlich groß, aber die Glieder im vollkommensten Ebenmaß, die Brust kräftig, der ganze Körperbau straff und männlich, die Hände von auffallender Schönheit. Sein Antlitz von großer Regelmäßigkeit hatte einen eigenthümlich ruhigen und heiteren Ausdruck, den auch die größten Aufregungen nicht veränderten. Die weiße Gesichtsfarbe mit durchscheinender Röthe, die blonde Farbe des welligen Haupthaares und Bartes, die hellen, lebendigen Augen, die blendenden Zähne im feinen Munde gaben dem Antlitz einen leuchtenden Schimmer.

Man bemerkte in dem neuen König einen scharfen Verstand, rasche Entschlossenheit und eine ungewöhnliche Beredsamkeit, die sich besonders in seiner Muttersprache zu erkennen gab; denn des Lateinischen war er nicht so mächtig, daß er es mühelos hätte verstehen und sprechen können. Herab-

lassend im Umgange, gewann er leicht die Menschen und wußte sie an sich zu fesseln; es unterstützte ihn dabei ein überaus glückliches Gedächtniß, denn er konnte Personen, die er viele Jahre nicht gesehen hatte, wieder begrüßen, als ob sie nie von seiner Seite gekommen wären. Freigebig ohne Verschwendung, beständigen Sinns, Meister seiner Leidenschaften, fand er leicht Freunde und Diener, welchen er unbedingt trauen konnte. Sein Gemüth war gottesfürchtig; täglich wohnte er des Morgens der Messe bei; stets bewies er der Kirche und ihren Dienern die gebührende Ehrfurcht, selbst in den schweren Kämpfen, die ihm mit dem Papstthum bevorstanden; reichlich hat er zu allen Zeiten die Armen bedacht.

Von dem Augenblicke, wo er sich die Krone gesichert wußte, sah Friedrich in Karl dem Großen sein Vorbild. Als das wesentlichste Ziel seiner Regierung erschien ihm, jenes Zeitalter des Rechts und des Friedens, wie es nach Geschichte und Sage unter Karl bestanden haben sollte, wieder in der abendländischen Christenheit herzustellen. Deshalb war er ein Freund von Gesetzen und begünstigte gegen die Sitte seiner Vorfahren das geschriebene Recht; mit den Rechtsgelehrten seiner Zeit trat er früh in Verbindung. Unermüdlich saß er selbst zu Gericht, und stets zeigte er sich als ein strenger Richter; alle Uebertreter des Gesetzes hatten seinen unerbittlichen Spruch zu fürchten, selbst die höchstgestellten Männer und seine eignen Verwandten hat er nicht geschont. Er verhehlte sich nicht, daß in der gewaltthätigen Welt, in welcher er lebte, nur mit dem gezückten Schwerte das Recht zur Geltung zu bringen sei, aber jeder Kampf reizte ihn mehr als er ihn schreckte. Zu den Waffen geboren und erzogen, ein ritterlicher Mann durch und durch, liebte er den Krieg, seine Gefahren und seinen Ruhm, und bisher war das Glück mit seiner Kühnheit im Bunde gewesen; man erinnerte sich, daß das Mißgeschick, welches den zweiten Kreuzzug begleitete, fast ihn allein verschont hatte. Ueberall, wo er mit den Seinen dem Feinde gegenüber stand, war er in den vordersten Reihen, suchte das Handgemenge, der Held schien den König zu vergessen.

Ohne Frage war Friedrich hochstrebenden Sinnes, ruhmbegierig und stolz. Bedenklich war es sein Selbstgefühl zu verletzen; denn keine Beleidigung ließ er, so lange er seine Waffen führen konnte, ungerächt. Wo er sein Recht gekränkt sah, konnte er streng bis zur furchtbarsten Härte sein. Deshalb mögen Manche seine Erhebung nicht ohne Besorgnisse gesehen haben, aber er war doch ein König, wie ihn das

deutsche Reich zu bedürfen schien, um die traurigen Wirren, unter denen es seit Jahrzehnten litt, endlich zu beseitigen. Leicht erklärt sich so, daß seine Wahl, wie sie weiter und weiter in den deutschen Ländern bekannt wurde, aller Orten die freudigsten Gefühle erregte. Alle, die es vermochten, machten sich alsbald auf den Weg, um der Krönungsfeier beizuwohnen, die schon am nächsten Sonntag (9. März) zu Aachen stattfinden sollte.

Nachdem sich Friedrich am Tage nach der Wahl zu Frankfurt von allen anwesenden Fürsten den Eid der Treue und der Lehnsmannschaft hatte schwören lassen, entließ er die Mehrzahl derselben und behielt nur ein kleines Gefolge bei sich, welches ihn nach Aachen zu geleiten hatte. Am 6. März verließ er Frankfurt und fuhr zu Schiff den Main und Rhein abwärts bis zur Pfalz Sinzig unterhalb Andernach; von hier setzte er die Reise zu Pferde fort und kam am 8. März in Aachen an, wo eine ungeheure Menschenmenge, nicht allein aus den deutschen Ländern, sondern auch aus den benachbarten französischen Gegenden herbeigeströmt, seiner harrte. Am folgenden Tage, dem Sonntag Lätare, ward der König von den anwesenden hohen Geistlichen aus der Kaiserpfalz in die Marienkirche geführt, dort unter freudigem Zuruf der alle Räume erfüllenden Menge, vom Erzbischof Arnold von Köln unter Mithülfe anderer Bischöfe in herkömmlicher Weise gekrönt und dann auf den Thron Karls des Großen erhoben.

Feierlich gelobte Friedrich bei seiner Krönung, daß er dem römischen Papst Ehrerbietung und Liebe beweisen, die römische Kirche und alle kirchlichen Personen in ihren Gerechtsamen schützen, den Wittwen und Waisen, wie allem ihm untergebenen Volk Recht und Friede sichern werde. Als ein Zeichen der strengen Rechtspflege, die von ihm zu erwarten, sah man es an, daß er dem Ersten, der seine Gnade in Anspruch nahm, sie nicht gewährte. Es war einer seiner Ministerialen, dem er aus gerechter Ursache seine Gunst und sein Gut entzogen hatte. Mitten in der Kirche fiel ihm dieser zu Füßen und bat um Verzeihung; aber der König wies ihn zurück, indem er erklärte: nicht aus Haß, sondern um der Gerechtigkeit willen habe er den Mann bestraft, und ließ sich durch keine Fürbitten erweichen. Eine günstige Vorbedeutung wollte man auch darin sehen, daß an demselben Tage, in derselben Kirche und von denselben Bischöfen Friedrich II. von Münster die Weihe empfing, so daß die Salbung eines Königs und eines Bischofs

in unmittelbare Verbindung traten; man meinte bei dieser Doppelsalbung Christus selbst als höchsten König und höchsten Priester gegenwärtig zu haben und wagte sich eine günstige Zukunft für Kirche und Reich aus dieser Verbindung zu versprechen. Noch am Krönungstage selbst zeigte Friedrich, daß er der Kirchen und Klöster nicht vergessen wolle; er stellte dem Abt Wibald, der sich um seine Wahl namhafte Verdienste erworben hatte, ein Privilegium für das Kloster Stablo aus.

Am folgenden Tage berieth der neue König mit den Fürsten die Lage des Reichs. Schon bei der Krönung hatte man erwartet, daß er die Ausführung der von seinem Oheim auf den Herbst angekündigten Heerfahrt nach Italien feierlich verkündigen werde. Dies war nicht geschehen; aber sogleich trat nun die Romfahrt in den Vordergrund der Berathungen. Erzbischof Arnold von Köln und die anderen anwesenden Bischöfe riethen dem König das von seinem Vorfahren dem Papste gegebene Versprechen zu erfüllen, zu der bestimmten Zeit nach Rom zu ziehen, um die päpstliche Herrschaft in der Stadt herzustellen und sich zugleich die Kaiserkrone zu gewinnen. Man wird kaum bezweifeln können, daß Friedrich selbst, der nach Ruhm und Thaten verlangte, gern solchen Rath befolgt hätte. Aber die weltlichen Fürsten traten demselben entgegen; sie hielten für gefährlich, daß der König schon jetzt Verpflichtungen wegen des Zugs eingehe, da die Feinde der öffentlichen Ordnung, wenn die bevorstehende Romfahrt bekannt würde, zu den kühnsten Wagnissen schreiten würden; überdies sei es geziemender, daß der König vom Papste gerufen würde, als daß er unaufgefordert in Rom erschiene.

So wurde der Zug nach Italien verschoben, aber zugleich beschloß man nach dem Herkommen eine Gesandtschaft an den Papst zu schicken, um ihm die Thronbesteigung des neuen Königs anzuzeigen. Zum Führer der Gesandtschaft bestimmte der König den Bischof Eberhard von Bamberg, einen Mann in rüstigen Jahren, von ungewöhnlicher literarischer Bildung und großer Weltklugheit; bei der Wahl hatte er eine einflußreiche Rolle gespielt und sich das besondere Vertrauen des Königs erworben, der seine Dienstwilligkeit durch die Verleihung der reichen Abtei Nieder-Altaich belohnte. Die Zerwürfnisse, welche zwischen Eberhard und Erzbischof Heinrich von Mainz bestanden, mochten den Bamberger dem König besonders empfehlen und ihm auch eine gute Auf-

nahme in Rom versprechen.*) In der Begleitung Eberhards sollten sich der neuerwählte Erzbischof Hillin von Trier, der ebenfalls für Friedrichs Wahl sehr thätig gewesen war, und der Abt Adam von Ebrach, der eifrige Ordensbruder des Papstes, um die Verbreitung des Cistercienserordens in Deutschland so hoch verdient, an den päpstlichen Hof begeben.

Das Schreiben, welches die Gesandtschaft zu überbringen hatte, wurde auf Befehl des Königs von Abt Wibald entworfen. Mit vieler Vorsicht sind darin die einzelnen Worte erwogen und festgestellt worden. Nicht ohne Absicht ist gleich im Eingange ausgesprochen, daß dem neuen Könige das Reich „von Gott" übertragen sei, wie es dem bei der Krönung üblichen Ritual entsprach. Ausführlich werden dann die allgemeinen Pflichten gegen den Papst, die römische Kirche und die gesammte Geistlichkeit, welche der König übernommen habe und erfüllen werde, aufgezählt; er erklärt sich bereit, die kanonischen Bestimmungen gegen jede frevelhafte Verletzung zu schützen, damit durch ihn die katholische Kirche aller Privilegien ihrer Stellung sich erfreue, das Reich aber in seiner alten Kraft und Herrlichkeit hergestellt werde. Im Besonderen verheißt dann der neue König dem Papste die gleiche Liebe, wie sie demselben sein Vorgänger bewiesen, und die gleiche Bereitwilligkeit zum Schutz der Kirche; Alles, was Konrad zur Befreiung und Erhöhung des apostolischen Stuhls versprochen, werde er als Nachfolger erfüllen, den Feinden des Papstes werde auch er ein Feind sein und dessen Widersacher züchtigen. Bemerkenswerth ist aber, daß bei aller Ergebenheit, welche der König gegen den Papst zeigt, er eine Bestätigung oder auch nur Anerkennung seiner Wahl weder verlangt noch erbittet. Allerdings gebraucht Wibald in einem besonderen Schreiben an den Papst, in welchem er ihm die wunderbare Eintracht der Fürsten bei der Wahl meldet, Ausdrücke, welche auf eine Anerkennung des Wahlacts hinzielen, aber er räth doch dem Papst, zugleich nicht damit zu zögern, sondern Friedrich für den rechtmäßigen König und Vogt der römischen Kirche zu erklären, sofort aber ihm und den Fürsten das zu gebieten, was die Ehre der katholischen Kirche und das Heil der Christen fordere, d. h. die Romfahrt zu unternehmen.

Nicht minder wichtig, als die römische Frage, war die Auseinander-

*) Vergl. Bd. IV. S. 313. 380.

setzung der Staufer unter einander über ihre Hausmacht, wie die Befriedigung der welfischen Ansprüche. Handelte es sich hierbei auch wahrscheinlich nur um Maßregeln, über welche man schon vor der Wahl einig geworden war, so mußte die Durchführung derselben doch den König und die Fürsten gleich nach der Krönung noch in Aachen lebhaft beschäftigen.

In der freigebigsten Weise stattete der König seinen jungen Vetter Friedrich, den Sohn König Konrads, aus. Zu den großen vom Vater ererbten Besitzungen und Lehen in Schwaben und Franken*) erhielt er gleichsam als Entgelt für die Krone das Herzogthum in Schwaben und dem Elsaß. Eine solche Macht hätte dem König, der nur ein verhältnißmäßig geringes Hausgut in Deutschland besaß und dasselbe überdies mit seinem Bruder Konrad theilen mußte, Bedenken erregen können, wenn er nicht selbst als Vormund des Knaben vorläufig die Verfügung über dessen Länder behalten hätte.

Dagegen nahm der König, wie es scheint, die Erbrechte seines Hauses an den Mathildischen Gütern für sich allein in Anspruch; denn er übergab die Verwaltung derselben sofort seinem Oheim Welf, den er gleichzeitig auch mit der Markgrafschaft Tuscien und dem Herzogthum Spoleto belehnte. Welf, der überdies den prunkenden aber wenig inhaltsreichen Titel eines Fürsten von Sardinien erhielt, trat in die glänzende Stellung, welche seine Vorfahren lange in der alten Heimath ihres Geschlechts erstrebt und Heinrich der Stolze auf kurze Zeit bekleidet hatte. Es mochte als ein Gewinn erscheinen, daß dem unruhigen Fürsten, welcher während der letzten Regierung Deutschland mit immer neuen Wirren erfüllt hatte, eine gewinnreiche Thätigkeit jenseits der Alpen zugewiesen wurde. Welfs Ehrgeiz schien für den Augenblick befriedigt; er ging ganz in den Dienst seines königlichen Neffen auf, dessen Hof er in der nächsten Zeit regelmäßig begleitete.

Wie seinen Oheim Welf, wußte Friedrich auch seinen jungen Vetter Heinrich, den ehrgeizigen und gewinnsüchtigen Sachsenherzog, an sich zu fesseln. Noch waren Heinrichs Streitigkeiten mit Albrecht dem Bären über die Plötzkesche und Winzenburger Erbschaft nicht ausge-

*) Auch Nürnberg muß Herzog Friedrich verblieben sein; nach einer Urkunde vom 15. Februar 1163 (St. R. Nr. 3974) schenkte er mit Einwilligung des Kaisers fünf der dortigen Burg gehörige Frauen an das Bisthum Bamberg.

tragen, doch hatten die erbitterten Gegner wegen des Regierungswechsels Waffenstillstand geschlossen und sich Beide zur Krönung in Aachen eingestellt. Der König behielt sie längere Zeit in seiner Nähe und bot gewiß Alles auf, um ihre Händel zu schlichten und einem neuen Ausbruch der Fehde vorzubeugen. Er versprach demnächst einen Reichstag in Sachsen zu halten, damit auf demselben ein Vergleich getroffen würde. Um so eher mochte er Heinrich zur Nachgiebigkeit zu bewegen hoffen, als er ihm bereits Aussichten auf das beanspruchte Herzogthum Baiern eröffnet hatte, welches er freilich nicht ohne Weiteres dem Babenberger Heinrich entziehen konnte.

Je mehr die Welfen am Hofe hervortraten, desto mehr zogen sich die östreichischen Babenberger, so einflußreich unter Konrads Regierung, von Friedrich zurück; außer Bischof Otto von Freising war Keiner von ihnen bei der Wahl und Krönung zugegen, und auch in der nächstfolgenden Zeit hielten sie sich vom Hofe fern, während dort der Markgraf Ottokar III. von Steiermark, ein Schwestersohn Welfs und alter Widersacher der Babenberger, wie der jüngere Otto von Wittelsbach, der neben dem alternden Vater die Geschäfte der Pfalzgrafschaft verwaltete, zu den häufigsten Gästen gehörten.

Am 14. März verließ der König Aachen und begab sich nach Utrecht. Noch immer verweigerte die Mehrheit der Bürger hier dem von König Konrad eingesetzten Bischof Hermann die Anerkennung; der Trotz, welchen die Stadt gegen den königlichen Willen gezeigt hatte, war noch ungebrochen*). Erst das kräftige Auftreten Friedrichs schaffte Ordnung. Die Utrechter mußten eine Geldbuße zahlen, und Hermanns Herrschaft wurde in der Stadt gesichert; freilich zeigte sich bald, daß er nicht der Mann war, sie mit Energie zu führen. Von Utrecht nahm der König seinen Weg nach Köln, wo er das Osterfest (30. März) feierte und bis gegen Ende des April sich aufhielt. Das Fest vereinigte den König mit Erzbischof Arnold, der am meisten zu seiner Erhebung beigetragen hatte und damals die erste Stelle in seinem Rath einnahm. Als der König dann über den Rhein ging, übertrug er dem Erzbischof die Herstellung des Landfriedens im unteren Lothringen, wo seit Jahren von einem gesetzlichen Zustande kaum mehr die Rede gewesen war.

Den herzoglichen Titel von Niederlothringen führte Gottfried

*) Vergl. Bd. IV. S. 347. 348. 350. 353.

von Löwen, der noch nicht dem Knabenalter entwachsen war; neben ihm nannte sich auch Heinrich II. von Limburg mit dem herzoglichen Namen, aber Beider Herzogthum hatte kaum über ihre unmittelbaren Besitzungen hinaus Bedeutung. Anders war die herzogliche Gewalt, welche König Konrad Erzbischof Arnold übertragen hatte; es war ihm damit wohl die Sorge für den Landfrieden innerhalb seines Sprengels anvertraut worden. In der That hatte Arnold alsbald in Westfalen die Ordnung hergestellt, und in ähnlichen Bestrebungen finden wir ihn denn auch bald in den niederrheinischen Gegenden. „Lothringen ist Euer," schrieb Wibald an Arnold vom Hofe aus bald nach der Abreise Friedrichs von Köln, „nach Euren Absichten und Maßregeln will der König Alles dort ordnen". Er beglückwünscht den Erzbischof wegen der ruhmreichen Eroberung einer Burg und versichert ihn, daß er frei mit derselben schalten könne, ohne den König zu verletzen. Wenige Monate später berichtet Arnold an Wibald, daß er die Burg Sayn belagere, und ruft Gott zum Zeugen an, daß er nicht aus persönlichem Haß, sondern nur aus Gerechtigkeitsliebe und nach seiner Hirtenpflicht die Friedensbrecher verfolge, da die Wunden des lange schwer leidenden Landes endlich geheilt werden müßten; freilich seien alle Feinde des Friedens auch seine Feinde. Und gleich darauf spricht Wibald dem Erzbischofe seine Freude aus, daß er einen glänzenden Triumph über die Tyrannen und Räuber davon getragen, die aller Orten so überhand genommen hätten, daß kein Raum mehr vor ihnen sicher gewesen sei.

Die Zustände Sachsens waren durch die Streitigkeiten zwischen Herzog Heinrich und dem Markgrafen Albrecht nicht weniger bedenklich; der junge Herzog hatte eben so entschiedene Anhänger, wie erbitterte Gegner im Lande, und die Letzteren sahen das vertraute Verhältniß zwischen ihm und dem neuen Könige nicht ohne Besorgniß. Manche Befürchtungen knüpften sich an den Reichstag, den Friedrich auf Pfingsten (18. Mai) nach Merseburg berufen hatte und zu dessen Eröffnung er von Köln rechtzeitig aufbrach. Er nahm seinen Weg durch Westfalen über Dortmund, Soest und Paderborn, am 8. Mai war er in Goslar und traf zur bestimmten Zeit in Merseburg ein. Eine zahlreiche Versammlung erwartete ihn hier; die geistlichen und weltlichen Fürsten Sachsens waren fast vollständig erschienen.

Unter den Anwesenden erregten besondere Aufmerksamkeit die beiden

dänischen Königssöhne, die schon sechs Jahre um die Krone ihres Heimathlandes stritten*): Petrus-Sven, der Sohn Erich Emunds, und Knud, der Sohn des Magnus. Beide hatten die Entscheidung ihres langen und blutigen Streits vom Könige verlangt und waren deshalb nach Merseburg beschieden worden. Sven hatte bisher die Oberhand im Kampfe behalten, und es war nur eine Anerkennung der factischen Verhältnisse, wenn Friedrich ihm Dänemark zusprach. Knud mußte seinen Ansprüchen auf den dänischen Thron feierlich durch Darreichung seines Schwerts an Friedrich entsagen, und mit dem Schwerte, dem bei der Belehnung mit einem Königreiche gewöhnlichen Zeichen, verlieh Friedrich sodann das dänische Reich an Sven, der als Vasall Treue und Mannschaft dem deutschen Könige schwur. Knud wurde mit einer ausgedehnten Herrschaft, zu der namentlich Seeland gehörte, abgefunden. Auch dem jungen Waldemar, dem Sohn Knud Lawards, fielen Vergünstigungen zu; ein dänisches Herzogthum, wahrscheinlich Schleswig, mußte ihm überlassen werden. Friedrich selbst krönte den Dänenkönig, der ihm dann bei der Pfingstprocession in der Krone das Schwert vortrug. In derselben Weise, wie einst Magnus**), hatte Sven das Abhängigkeitsverhältniß Dänemarks vom deutschen Reiche feierlich anerkannt.

Auch den Böhmenherzog Wladislaw II., den Schwager der Babenberger, hatte Friedrich nach Merseburg zur Huldigung beschieden. Aber Wladislaw wollte nicht persönlich „vor der neuen Creatur" erscheinen, sondern hatte sich begnügt, den Bischof Daniel von Prag und einige seiner Großen zu schicken. Sie fanden am deutschen Hofe Udalrich, einen Sohn Herzog Sobeslaws, welcher große Geldsummen dem Könige bot, wenn er ihn in die Herrschaft seines Vaters zurückführen würde. Friedrich soll dem Prätendenten Versprechungen gemacht haben, aber Bischof Daniel gelang es, den böhmischen Prinzen auf andere Gedanken zu bringen. Er söhnte ihn mit dem Herzog aus, der seinem unruhigen Vetter das Gebiet von Königgrätz überließ, um ihn in der Treue zu erhalten. Udalrichs Treue war jedoch leichter Art. Schon im folgenden Jahre ging er mit neuen Anschlägen gegen Wladislaws Herrschaft um und flüchtete sich, als sie entdeckt wurden, mit seinen Genossen nach Polen.

*) Vergl. Bd. IV. S. 299. 300. 303. 353. 354.
**) Vergl. Bd. IV. S. 98. 99.

Der Reichstag zu Merseburg war nicht ohne äußeren Glanz, aber der Hauptzweck desselben wurde nicht erreicht. Ein Austrag der Streitigkeiten zwischen Herzog Heinrich und Markgraf Albrecht kam nicht zu Stande, vielmehr entbrannte die blutige Fehde zwischen ihnen aufs Neue. Auch der alte Groll Erzbischof Hartwichs von Bremen gegen den Herzog lebte fort. Der Erzbischof, welcher sich durch die Begünstigung seines dänischen Schützlings ermuthigt fühlen mochte, drang in den alten Vicelin trotz der Investitur, welche er von Heinrich zu nehmen sich entschlossen hatte*), eine neue Investitur vom Könige zu erbitten, doch Vicelin fand dazu nicht den Muth.

Bei den bedenklichen Verhältnissen Sachsens mußte die Besetzung des erledigten Erzbisthums Magdeburg für den König von besonderer Wichtigkeit sein. Am 14. Januar 1152 war Erzbischof Friedrich gestorben, und die Domherren hatten sich längere Zeit über die Wahl eines Nachfolgers nicht einigen können. Endlich trat eine zwiespaltige Wahl ein; die Mehrzahl wählte den Dompropst Gerhard, eine Minderheit den Dekan Hazzo. Unter diesen Umständen war die Entscheidung des Königs anzurufen, und die Domherren begaben sich, während der König noch in Sachsen verweilte, an den Hof. Die beiden Gewählten schienen Friedrich zu der wichtigen Stellung, zu der sie berufen werden sollten, wenig geeignet. Dagegen hielt er für den rechten Mann den Bischof Wichmann von Naumburg, der dieses Bisthum erst seit drei Jahren bekleidete. Wichmann war der Sohn des Grafen Gerhard von Seeburg und der Mathilde, einer Schwester des Markgrafen Konrad von Meißen; er stand in Verwandtschaft mit den im Mannesstamm ausgestorbenen Geschlechtern der Billinger und fränkischen Babenberger und hatte so bedeutende Güter in Oestreich und Sachsen ererbt. Seine theologische Bildung soll er in Frankreich erhalten haben, gehörte aber jener Richtung an, welche nach einer freieren Stellung des Episcopats gegen das Papstthum strebte und sich deshalb eng an die Krone anschloß. Eine große Thätigkeit und politischer Scharfblick zeichnete den noch jungen Kirchenfürsten aus, dessen bedeutende Gaben Friedrich richtig erkannte. Er brachte die Wähler Hazzos dahin, daß sie von ihrem Erwählten Abstand nahmen und ihre Stimmen Wichmann zuwandten. Diese Wahl der Minderheit erkannte er dann sogleich an,

*) Vergl. Bd. IV. S. 307.

ohne Zweifel unter Beiziehung des Raths angesehener Bischöfe, und ertheilte Wichmann, der an den Hof beschieden wurde, unverzüglich die Regalien. Der König berief sich für sein Verfahren auf die Bestimmungen des Wormser Concordats, welche ihm bei zwiespältiger Wahl die Entscheidung überließen; aber Wichmanns Einsetzung war nicht allein deshalb anfechtbar, weil die Wahl kaum als eine ganz freie angesehen werden konnte, sondern noch mehr, weil jeder Uebergang von einem Bisthum zu einem anderen nach den kanonischen Bestimmungen nur unter päpstlicher Genehmigung erfolgen durfte. Es konnte deshalb nicht fehlen, daß die Partei Gerhards sich schleunigst mit Beschwerden an den Papst wandte und diese Beschwerden dort Gehör fanden. Friedrich mußte dies voraussehen, aber er war entschlossen seine Investitur unter allen Umständen aufrecht zu halten.

Nachdem der König die Verhältnisse Sachsens, so weit es möglich war, geordnet hatte, begab er sich nach Baiern, und feierte den Peter- und Paulstag (29. Juni) in Regensburg, der Hauptstadt des Landes. Da der Dom mit seiner Umgebung durch eine Feuersbrunst zerstört war, fand die Festkrönung diesmal in S. Emmeram statt. Wieder war eine größere Zahl von Fürsten um den König, unter ihnen jetzt auch sein Oheim Herzog Heinrich, der Babenberger. Nichts wäre dem König erwünschter gewesen, als den Streit über Baiern gütlich zu beendigen und seinen Oheim zur freiwilligen Entsagung auf das Herzogthum zu vermögen; aber der Babenberger war mit Nichten gewillt Baiern freiwillig aus der Hand zu geben. Der König ging damals mit einem Kriegszug gegen Ungarn um. Er empfand es tief, daß die blutige Niederlage, welche sein Oheim im Jahre 1146 durch König Geisa erlitten*), noch immer ungerächt war, und nicht Geringeres beabsichtigte er, als Ungarn wieder dem Reiche zu unterwerfen, wie es einst von Heinrich III. geschehen war. Ein großer Sieg über die Magyaren hätte den Anfängen seiner Regierung einen unvergleichlichen Glanz verliehen, und neue Erwerbungen im Osten würden ihm zugleich die Mittel geboten haben, um den Streit über Baiern in friedlicher Weise zu lösen. Natürlich mußte der Krieg gegen Ungarn hauptsächlich mit den Streitkräften geführt werden, welche Baiern und die bairischen Marken boten, aber die Fürsten, welche über diese Streitkräfte geboten,

*) Bd. IV. S. 230. 231.

versagten ihre Mitwirkung, und der König mußte deshalb die Ausführung des Plans verschieben. Es ist begreiflich, daß die bairischen Herren sich nicht in einem Augenblick, wo der Streit über ihr Herzogthum unausgetragen war, in einen gefährlichen äußeren Krieg stürzen wollten. Der Austrag dieses Streits wurde aber auf einen Reichstag vertagt, der im Herbst zu Würzburg abgehalten werden sollte; beide Heinriche wurden dorthin beschieden, damit ihre Sache entweder in Güte beigelegt oder durch Urtheilspruch der Fürsten entschieden würde.

Zu Regensburg kehrten die an den Papst entsandten Bischöfe zum König zurück. Sie überbrachten ein am 17. Mai ausgefertigtes Schreiben Eugens III., in welchem dieser es für angemessen gehalten hatte, die Wahl ausdrücklich zu bestätigen, obwohl die Bestätigung nicht beansprucht war, vor Allem aber die Hoffnung aussprach, daß der König die von seinem Vorgänger der römischen Kirche gemachten Versprechungen erfüllen werde; er stellte ihm die Kaiserkrone in Aussicht und verhieß alsbald einen Cardinallegaten nach Deutschland zu senden, welcher weitere Aufschlüsse über die Absichten der römischen Curie geben werde.

Die königlichen Gesandten hatten zu Segni, wo der Papst sich noch immer aufhielt*), die beste Aufnahme gefunden. Hillin von Trier hatte nicht allein das Pallium, sondern auch wichtige Privilegien für sein Erzbisthum erhalten. Eberhard von Bamberg war vom Papst die Abtei Nieder-Altaich bestätigt worden, obwohl die Altaicher sich schwer darüber beklagten, daß sie so abermals um ihre Reichsfreiheit gebracht seien. Alles, was die Gesandten von der Curie meldeten, lautete günstig, und man glaubte mit guten Hoffnungen dem Eintreffen des päpstlichen Legaten entgegensehen zu können. Der Senat und das von Arnold von Brescia beherrschte Volk in Rom sahen voll Furcht, wie sich ein enges Verhältniß zwischen dem Papste und Friedrich zu knüpfen schien.

Aber so günstig sich Friedrichs Verhältnisse zur römischen Curie auch gestalteten, entstanden doch schon in Regensburg Besorgnisse, daß die Magdeburger Sache sie trüben könnte. Man wußte, daß sich Propst Gerhard auf den Weg gemacht, um sich über den König und Wichmann beim Papste zu beschweren und ein Einschreiten desselben herbeizuführen. Deshalb beschlossen die in Regensburg anwesenden Kirchen-

*) Bd. IV. S. 358.

fürsten — die Erzbischöfe Eberhard von Salzburg, Hartwich von Bremen und Hillin von Trier, die Bischöfe Hermann von Konstanz, Eberhard von Bamberg, Heinrich von Regensburg, Otto von Freising, Konrad von Passau, Daniel von Prag, Anselm von Havelberg und Burchard von Eichstädt — sich mit einem Schreiben an den Papst zu wenden, um die Versetzung Wichmanns nach Magdeburg zu befürworten. Nichts kann deutlicher zeigen, als dieser gemeinsame Schritt der Bischöfe, unter denen mehrere an den strengsten Gregorianischen Grundsätzen festhielten, wie allgemein die Stimmung des hohen Klerus damals für Friedrich war und wie viel man von ihm für das Wohl des Reichs und der Kirche erwartete.

Der König selbst verlangte nicht minder, als der Papst, nach der Romfahrt. Er wünschte sehnlichst die Kaiserkrone zu gewinnen und das kaiserliche Ansehen wieder zur Geltung zu bringen. Er rechnete bei diesem Zuge vornehmlich auf die Unterstützung der Welfen und Zähringer. Schon hatte er im Mai mit Herzog Berthold IV., der erst vor Kurzem seinen Vater in dessen hohen Reichsämtern gefolgt war*), einen Vertrag geschlossen, in dem sich Berthold anheischig machte, 500 Ritter und 50 Bogenschützen dem König zur Romfahrt zu stellen. In dem Vertrage war zugleich ein anderes Unternehmen in das Auge gefaßt, welches dem König und dem Zähringer gleich wichtige Vortheile versprach.

Die Provence und die Hochgrafschaft Burgund hatten sich so gut wie ganz dem Reiche entzogen und damit war der Rectorat des burgundischen Reiches, welchen der Zähringer inne hatte, fast zu einem leeren Titel geworden. In der Provence hatte sich Raimund Berengar von Barcelona den Grafen Raimund von Baux, obwohl dieser von Konrad III. mit dem Lande belehnt war, unterworfen, und alle Anstrengungen der Söhne Raimunds, um sich der drückenden Herrschaft des Aragoniers zu entziehen, waren bisher vergeblich gewesen. In Hochburgund war am 20. Januar 1148 Graf Rainald III. gestorben und hatte das Land seiner einzigen Tochter Beatrix hinterlassen; aber Beatrix stand ganz in der Gewalt ihres Oheims und Vormundes, des Grafen Wilhelm von Mâcon, eines alten Widersachers der Zähringer**).

*) Vergl. Bd. IV. S. 359.
**) Vergl. Bd. IV. S. 219. 220.

Weder Raimund Berengar noch Wilhelm erkannten irgend eine Abhängigkeit von der deutschen Krone an. Ein bewaffnetes Einschreiten gegen sie lag im Interesse des Königs, zugleich aber gab es kein Mittel, um sich Herzog Berthold fester zu verbinden und ihn zu einer stattlichen Hülfe zur Romfahrt zu verpflichten. So schloß der König mit Berthold den bezeichneten Vertrag, in dem er sich anheischig machte, ihm die Provence und Hochburgund zu übergeben und ihn zur Unterwerfung beider Länder mit Heeresmacht soweit zu unterstützen, als es die Fürsten für räthlich hielten, welche sich dem Unternehmen anschlössen; die Gerechtsame des Herzogs in Hochburgund sollten dann nach dem Urtheil der Fürsten im Besonderen festgestellt werden. Die Regierung in beiden Ländern behielt sich für die Zeit, wo er selbst in denselben verweilte, der König vor, sonst sollte sie der Herzog führen. Ausgenommen von der herzoglichen Gewalt waren die Erzbisthümer und Bisthümer, welche unmittelbar vom Reiche zu Lehen gingen; die Bischöfe aber, welche Graf Wilhelm oder andere Laienfürsten bis dahin investirt hatten, sollten vom Herzog die Investitur erhalten. Der Herzog verpflichtete sich tausend Ritter zum Heere des Königs zu stellen, so lange derselbe sich in den feindlichen Ländern aufhielte, und überdies den erwähnten Zuzug zur Romfahrt zu leisten. Dieser Vertrag wurde vom Herzog Heinrich dem Löwen, von Welf, dem Kanzler Arnold, Otto von Wittelsbach und anderen Großen des Königs in dessen Namen feierlich bekräftigt und von zwei Vasallen des Herzogs, Burchard und Werner, beschworen; überdies verpfändete Berthold sein Allod Burg Teck mit allem Zubehör für die Erfüllung seiner Versprechungen.

Bei dem Vertrage war in Aussicht genommen, daß der Zug gegen die Provence in der nächsten Zeit, spätestens bis zum 1. Juni 1153, unternommen würde, und Friedrichs Gedanken haben sich in der That längere Zeit mit demselben beschäftigt. Aber der Kriegszug nach dem Süden Burgunds scheint so wenig nach dem Sinne der deutschen Herren gewesen zu sein, als der Ungarnkrieg. Als der König sich von Baiern nach Schwaben begab, wo er in den letzten Tagen des Juli zu Ulm einen Hoftag hielt, zu dem sich auch Herzog Berthold eingefunden hatte, war bereits entschieden, daß in diesem Jahre so wenig dieser Zug, wie der Ungarnkrieg, stattfinden werde.

Eine größere Zahl schwäbischer Fürsten hatten sich zu Ulm am Hofe des Königs eingefunden; mit ihrer Zustimmung richtete der König

einen Landfrieden für Schwaben auf. Sonst ist uns von den Beschlüssen dieses Hoftags nur noch einer bekannt, der alsbald den heftigsten Zorn des Papstes erregte. Die Laienfürsten erklärten nämlich, daß Personen, die wegen Raubes oder Brandstiftung auf geistlichen Gütern gebannt seien, nicht eher für rechtlich excommunicirt gelten sollten, als bis sie vor einem Laiengericht als schuldig befunden wären. Der Papst wies alsbald Wibald und die deutschen Bischöfe an, diesem Beschluß den äußersten Widerstand entgegenzusetzen, da er alle kirchliche Disciplin auflösen würde und die christliche Religion im Reiche mit dem Untergange bedrohe.

Allerdings waren die Kirchen in Deutschland noch immer großen Gefahren ausgesetzt, und die Hoffnungen, daß das neue Regiment sogleich allen Gewaltthaten der weltlichen Herren ein Ziel setzen würde, hatten sich nicht erfüllt. So hatten die edlen Herren Folkwin und Widukind von Schwalenberg, die Vögte des Klosters Korvei waren, um den 1. Juli die zu Korvei gehörige Stadt Hörter überfallen, die Umgegend verwüstet, die Mauern der Stadt zerstört, große Beute dort gemacht und von den reicheren Bewohnern das Versprechen großer Lösegelder erpreßt. Abt Wibald erfüllte mit seinen Klagen über diese Gewaltthaten die Welt. Er wandte sich mit Beschwerden an den Papst und den König, indem er dem Letzteren unverhohlen erklärte, daß er ihm und dem Reiche, wenn dieser Frevel nicht gerächt werde, nicht mehr nach seinen Wünschen dienen und in Sachsen nicht mehr ehrenvoll leben könne. Der König suchte Wibald zu beruhigen. Er stellte ihm und den Mönchen von Korvei volle Genugthuung in Aussicht, den Einwohnern von Hörter verbot er die erpreßten Lösesummen zu zahlen und ordnete die Herstellung der zerstörten Befestigungen an. Die gewaltthätigen Brüder beschied er auf den 24. August vor sich nach Worms, um dort Wibald und den Mönchen Genugthuung zu leisten; zugleich forderte er Herzog Heinrich auf, ihnen mit allem Ernst entgegenzutreten.

Von Schwaben kehrte der König im August nach Rheinfranken zurück; er hatte seinen Umritt in den deutschen Ländern vollendet und, wie viele Mißstände auch aller Orten sich zeigten, nirgends war doch seine königliche Autorität bestritten worden. Längeren Aufenthalt nahm er in Speier, der alten Kaiserstadt, welche in der Geschichte seines Hauses sich einen so glänzenden Ruhm gewonnen hatte; von hier ent-

sandte er seine Base Richildis, die Tochter des vertriebenen Polenherzogs Wladislaw und der Babenbergerin Agnes, welche schon längere Zeit dem tapferen König Alfons VII. von Castilien verlobt war*), mit einem stattlichen Gefolge nach Spanien, um dort den königlichen Thron zu besteigen. Die wichtigsten Reichsgeschäfte hatte er für den längst angekündigten Reichstag in Würzburg in Aussicht genommen, zu dem er die Fürsten auf den 13. Oktober beschied.

Um die Mitte des Oktober wurde der Reichstag eröffnet, dessen Geschäfte den König bis gegen Ende des Monats in Würzburg festhielten. Eine große Zahl von Fürsten hatten sich eingefunden, unter ihnen Welf und sein Neffe Herzog Heinrich von Sachsen, Herzog Matthäus von Oberlothringen, des Königs Schwager, Herzog Heinrich von Kärnthen, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Konrad von Meißen, Ottokar von Steiermark, die Pfalzgrafen Hermann am Rhein, Otto von Wittelsbach und Friedrich von Sachsen. Leider fehlte Herzog Heinrich von Baiern, und in seiner Abwesenheit wagte der König nicht den verderblichen Streit um das bairische Herzogthum, der vor Allem die Berufung des Reichstags veranlaßt hatte, zur Entscheidung zu bringen; er mußte sich deshalb damit begnügen, neue Vorladungen zu einem Tage, der Pfingsten des nächsten Jahres zu Worms gehalten werden sollte, an ihn zu erlassen. Dagegen gelang es endlich einen Ausgleich zwischen Herzog Heinrich dem Löwen und Markgraf Albrecht herbeizuführen; nach diesem fiel die Erbschaft der Winzenburger Heinrich zu, die Plötzkesche Erbschaft Albrecht. Für das östliche Sachsen, welches unter den Feindseligkeiten dieser beiden mächtigen Herren schwer gelitten hatte, traten nun ruhigere Zeiten ein; „die bisher von Nebel umhüllte Sonne leuchtete hier wieder hell". Anders war es in Westfalen. Abt Wibald erhob vor dem Reichstage seine Klagen über die Gewaltthaten der Schwalenbergschen Brüder, welche sich auf die Mahnung des Königs nicht in Worms gestellt hatten, und brachte es mindestens dahin, daß die Herstellung der Befestigungen von Höxter beschlossen wurde; der König selbst gab ihm zur Ausführung

*) Vergl. Bd. IV. S. 350.

der Arbeiten seinen Marschall zum Begleiter. Unzweifelhaft wurden die Schwalenberger des Landfriedensbruchs für schuldig erklärt, nur waren sie damit nicht gebändigt.

Immer näher traten die Angelegenheiten Italiens an den neuen König heran. Schon in Ulm waren lombardische Herren vor ihm erschienen, um sich ihre Privilegien und Lehen erneuern zu lassen; in Würzburg stellte sich eine noch größere Zahl ein. Der Bischof von Vercelli kam und erhielt die Bestätigung seiner Privilegien, der Graf Guido von Biandrate die Belehnung mit den Besitzungen seines Hauses, zugleich wußte sich der König in ihm einen einflußreichen Freund zu gewinnen. Es fehlte nicht an Mahnungen, daß Friedrich möglichst bald nach der Lombardei kommen möge, um den traurigen inneren Kriegen dort endlich ein Ziel zu setzen. Auch apulische Flüchtlinge fanden sich am Hofe ein, die den König unter Thränen um die Zurückführung in ihre Heimat baten.

Vor Allem mußten aber die römischen Verhältnisse selbst den König an die Romfahrt mahnen. Die Bürgerschaft in Rom hatte es übel empfunden, daß sich Friedrich sofort nach seiner Erhebung mit dem Papst in ein freundliches Vernehmen gesetzt, und man ging mit dem Plan um, sich ganz von dem deutschen Reiche loszusagen. Es ist uns ein sehr merkwürdiges Schreiben eines gewissen Wezel an den König erhalten, welches die Stimmung unter den Anhängern Arnolds von Brescia zu dieser Zeit deutlich erkennen läßt. Wezel, wohl ein Schwabe, der als Schüler Arnolds nach Rom gekommen war, macht Friedrich zum Vorwurf, daß er nicht für seine Wahl die Bestätigung der Stadt Rom, der Herrin der Welt, der Mutter aller Kaiser, eingeholt habe, sondern sich, wie seine Vorgänger, zum Kaiserthum berufen lasse durch ketzerische Priester und falsche Mönche, welche im Widerspruch mit den Vorschriften des Evangeliums und den kanonischen Bestimmungen die Kirche Gottes und die weltlichen Dinge verwirrten. Diesen Widerspruch sucht dann Wezel ausführlich darzuthun, indem er sich auf Bibelstellen, Aussprüche der Kirchenväter und selbst Stellen der pseudoisidorischen Decretalien beruft, während er von der Constantinischen Schenkung, mit welcher man die weltliche Macht des Papstthums zu begründen sucht, sagt: sie sei eine Fabel, welche in Rom selbst die Tagelöhner und alten Weiber verspotteten, so daß sich der Papst und die Cardinäle aus Scham gar nicht mehr in der Stadt zu

zeigen wagten. Unter Beziehung auf die Institutionen des Justinian weist Wezel den König weiter darauf hin, daß er seine kaiserliche Gewalt nicht allein auf die Waffen, sondern auch auf die Gesetze zu stützen habe, die gesetzgebende Gewalt ihm aber nur durch das römische Volk übertragen werden könne. „Das Kaiserthum und alle staatliche Gewalt", schließt er ab, „gehört den Römern, und welches Gesetz und welcher Grund kann Senat und Volk hindern, sich frei einen Kaiser zu wählen?" Er räth deshalb Friedrich mehrere alemannische Herren — er nennt unter ihnen den Grafen Udalrich von Lenzburg — eiligst nach Rom zu senden, um dort mit rechtskundigen Männern Fürsorge zu treffen, daß nicht zu seinem Nachtheile Neuerungen einträten.

Wie Wezel warnende Worte an den König richtete, so fehlte es auch von päpstlicher Seite nicht an dringenden Warnungen. Am 20. September schrieb der Papst selbst von Segni aus an Wibald: zweitausend vom niedern Volke hätten auf Anstiften Arnolds heimlich einen Bund beschworen, am 1. November einen Rath von hundert zuverlässigen Anhängern Arnolds, ferner zwei Consuln und einen Kaiser zu wählen, der an der Spitze des Raths, der Consuln und des ganzen Volkes stehen sollte; Wibald möge dies vertraulich dem Könige mittheilen, damit dieser seine Maßregeln treffe. Der Papst wünschte offenbar, daß der neue König unverzüglich in Rom einschritte, aber er war sonst mit dessen Regiment nicht sonderlich zufrieden. In der Magdeburger Wahlsache trat er ihm sogar energisch entgegen. Schon am 1. August hatte er den Magdeburger Domherren geschrieben, daß sie Wichmann als Eindringling den Gehorsam verweigern sollten, und jeden, der ihn anerkenne, mit Absetzung bedroht. Am 17. August ertheilte er dann den deutschen Bischöfen, die für Wichmann eingetreten waren, eine sehr derbe Zurechtweisung, daß sie nicht das Wohl der Kirche im Auge gehabt hätten, sondern nur die Gunst eines Königs, der sich einer offenbaren Verletzung der Kirchengesetze schuldig gemacht habe; Versetzungen von Bischöfen könnten nur stattfinden, wenn eine Nothwendigkeit oder ein augenscheinlicher Nutzen der Kirche vorliege, aber hier handle es sich lediglich um das Belieben eines Fürsten; da er deshalb die Genehmigung versagen müsse, sollten sie den König bestimmen, von seinem Vorhaben abzustehen und der Magdeburger Kirche freie Wahl zu gewähren. Daß Friedrich dennoch fest auf der Einsetzung Wichmanns bestand, mußte den Unmuth des Papstes noch

steigern. Wir wissen, in welche Aufregung ihn überdies der bereits erwähnte Beschluß des Ulmer Hoftags versetzte. Es erklärt sich leicht aus seiner Mißstimmung über die deutschen Angelegenheiten, daß die Absendung des verheißenen Cardinallegaten unerwartet lange verzögert wurde; noch auf dem Würzburger Reichstage hatte man ihn vergeblich erwartet.

Der Papst war darauf vorbereitet, daß er nicht für die nächste Zeit eine Hülfe von Friedrich zu erwarten habe. Im August hatte ihm Wibald geschrieben: „Wenn unser Reich von seinen inneren, höchst verderblichen Verwirrungen endlich Ruhe gewinnen könnte, so hättet Ihr wahrlich nicht mehr daran zu zweifeln, daß die heilige römische Kirche ihren früheren Glanz durch die Kraft unseres Königs wieder erlangen würde.“ Wibald hatte Recht, wenn er ein schnelles Einschreiten des Königs in Italien bezweifelte, aber er hatte nicht minder Recht, wenn er glaubte, daß der König nicht länger damit zögern werde, als es die Noth gebiete. Unaufhörlich beschäftigten Gedanken an die Romfahrt Friedrich und noch auf dem Reichstage zu Würzburg brachte er es dahin, daß die Fürsten ihm ihre Beihülfe eidlich gelobten; der 1. Oktober wurde, wie es scheint, zum Aufbruch bestimmt. Sobald die Reichshülfe sicher war, beeilte sich Friedrich auch eine Gesandtschaft an den Papst zu schicken, um mit ihm feste Vereinbarungen zu treffen. Die Gesandten waren die Bischöfe Anselm von Havelberg, Hermann von Konstanz, der Graf Udalrich von Lenzburg, der tuscische Graf Guido Guerra und der Graf Guido von Biandrate*).

Der König verlebte die letzten Monate des Jahres 1152 in den ostfränkischen und rheinischen Gegenden. Das Weihnachtsfest beging er zu Trier. Viele Fürsten waren am Hofe, unter ihnen die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Herzoge Heinrich von Sachsen, Matthäus von Lothringen, Gottfried von Löwen, Herzog Welf und der Graf Theoderich von Flandern. Der Letztere, einer der angesehensten Fürsten der Zeit, der sich durch seine kriegerischen Thaten im Abendlande und im Morgenlande einen großen Ruf gewonnen hatte, war mit einem stattlichen Gefolge erschienen; er wurde vom Könige hoch

*) Bischof Anselm, Graf Udalrich und der Graf von Biandrate waren in Würzburg zugegen und gingen wohl bald nach dem Reichstage nach Italien, wo sie erst mit Bischof Hermann und Guido Guerra zusammengetroffen zu sein scheinen.

geehrt und trug demselben bei der Festprocession das Schwert vor. Am Tage nach dem Feste beanspruchte er vom Könige die Belehnung nicht nur mit seinen bisherigen Besitzungen im Reiche, sondern auch mit dem Bisthum Cambray, nach welchem die Grafen von Flandern schon seit langer Zeit trachteten. Da alle anwesenden weltlichen Fürsten ihm günstig waren, erhielt Theoderich die Belehnung und leistete dem König den Lehnseid. Froh seines Erfolgs, verließ er den Hof, ehe noch die Urkunde über die Belehnung ausgestellt war. Er hatte sich zu früh entfernt; denn noch in der letzten Stunde vor Besiegelung der Urkunde erschien der Bischof Nicolaus von Cambray zu Trier und wußte die geistlichen Fürsten, die in großer Zahl dort bei einander waren, zu gewinnen, daß sie seinen Protest gegen die Verleihung des Bisthums an den Flanderer Grafen unterstützten. Die Einreden der Bischöfe waren so energisch, daß der König trotz des eifrigen Beistandes, welchen die weltlichen Fürsten Theoderichs Sache leisteten, jenen nicht zu widerstreben wagte. Er ließ den Flanderer zurückrufen und eröffnete ihm, daß bei der Einsprache der Bischöfe er ihm Cambray nicht überlassen könne. Der Graf gerieth über die plötzliche Sinnesänderung des Königs und das Einschreiten des Cambrayer Bischofs in den heftigsten Zorn; es kam zu den leidenschaftlichsten Reden zwischen den geistlichen und weltlichen Fürsten, und nur schwer gelang es dem Könige, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Bischof Nicolaus wußte, was ihm vom Flanderer drohte, und ließ Nichts unversucht, um einen längeren Waffenstillstand von ihm zu erwirken; nur der Verwendung des Königs hatte er es zu danken, wenn ihm endlich ein solcher bis Pfingsten gewährt wurde. In größter Erbitterung verließ der Graf den Hof des Königs, an welchem der Bischof bis zum 6. Juni verweilte und die Bestätigung der Freiheiten seines Bisthums erwirkte. Diese Scenen in Trier zeigen deutlich, daß Friedrichs Macht damals doch noch auf schwachen Füßen stand und des Beistandes der Bischöfe nirgends entbehren konnte.

Im Anfange des Jahrs 1153 begab sich der König aus den lothringischen Gegenden durch den Elsaß nach den burgundischen Ländern. Auf der Reise begleiteten ihn der Erzbischof Arnold von Köln, Bischof Ortlieb von Basel, Abt Wibald von Stablo; außerdem Herzog Heinrich von Sachsen und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach*). In Mühl-

*) Im Gefolge des Königs wird auch ein Markgraf Hermann von Sachsen genannt, wohl eine Person mit dem gleichnamigen Sohn Albrechts des Bären.

hausen traf er am 4. Februar mit dem Zähringer Herzog Berthold zusammen, und es hatte den Anschein, als ob der mit diesem geschlossene Vertrag jetzt zur Ausführung kommen sollte. Aber im Angesicht der drohenden Gefahr scheint Graf Wilhelm von Mâcon Unterhandlungen angeknüpft zu haben, durch welche er unter Anerkennung der deutschen Oberhoheit sich seine Gewalt in Hochburgund sicherte. Am 15. Februar war der König in Besançon und hielt hier inmitten vieler deutscher Fürsten und Herren, unter denen aber Herzog Berthold nicht genannt wird, einen Hoftag; von burgundischen Großen waren der Erzbischof Humbert von Besançon, der Bischof Amadeus von Lausanne, der Graf Amadeus von Genf und Graf Wilhelm selbst gegenwärtig. Der König mag einen Angriff gegen die Provence, als er nach Burgund ging, noch beabsichtigt haben, aber es fehlte ihm ein Heer; Berthold selbst scheint die bedungenen tausend Ritter nicht gestellt zu haben. So mußte Friedrich das Unternehmen aufgeben, und in der Folge ist von einem Krieg gegen den Aragonier nicht mehr die Rede gewesen; etwa zehn Jahre später hat dann sein Sohn unter ganz veränderten Verhältnissen die Belehnung mit der Provence von Friedrich nachgesucht und erhalten.

Obwohl es nicht gelungen war, die königliche Autorität im burgundischen Reiche wieder zur vollen Geltung zu bringen, war Friedrichs Erscheinung im Lande doch nicht wirkungslos geblieben. Seit den Zeiten Heinrichs III. hatte man kein gekröntes Haupt dort gesehen, welches königliche Rechte übte und in die verworrenen Angelegenheiten des Landes persönlich eingriff. Indem Friedrich den Burgundern näher trat, fühlten auch sie sich dem Reiche enger verbunden, und schon in der nächsten Zeit wurde sein Hof in Deutschland vielfach von den burgundischen Großen besucht. Der Rectorat der Zähringer gewann nun auch in den romanischen Theilen des Königreichs eine größere Bedeutung; es war zwei Jahre später, daß Herzog Berthold mit allen ihm in der Stadt Vienne zuständigen Rechten in Gegenwart Friedrichs den Delphinus Guigo, Grafen von Albon, belehnte und ihm Unterstützung gegen die Angriffe des Grafen Wilhelm von Mâcon versprach.

Wie vom burgundischen, so ist auch von dem ungarischen Kriege nicht mehr die Rede gewesen. Von dem Plane des Königs, das Werk Heinrichs III. nach dieser Seite hin aufzunehmen, blieb keine weitere Spur, als der Titel eines Herzogs von Dalmatien oder von Meranien, welchen der Graf Konrad von Dachau, früher ein tapferer Widersacher Friedrichs, damals erhielt und der dann auf die Andechser überging, stets aber ein leerer Titel blieb. Um so mehr trat seitdem die Romfahrt in den Vordergrund der Politik.

In Besançon kamen die Bischöfe Hermann von Konstanz und Anselm von Havelberg, die an den Papst gesandt waren, an den königlichen Hof zurück. Sie hatten den Papst wieder in seiner Hauptstadt gefunden; denn die Hoffnungen der extremen Arnoldisten in Rom waren getäuscht worden. Im November 1152 hatte man einen gemäßigten Senat gewählt, der alsbald mit dem Papst in Verhandlungen trat, auf welche dieser um so eher einging, als er die Hoffnung auf eine schnelle Hülfe von Friedrich hatte aufgeben müssen. Im December war der Papst mit den Cardinälen und den römischen Großen, die zu ihm gehalten hatten, nach Rom zurückgekehrt, und hier war dann der Vertrag festgestellt worden, welchen die königlichen Gesandten überbrachten.

Der Vertrag war von sechs Cardinälen und dem Abt Bruno von Chiaravalle bei Mailand im Namen des Papstes und von den königlichen Gesandten auf folgende Bedingungen hin abgeschlossen worden: Der König wird von einem seiner Ministerialen für sich beeidigen lassen und selbst durch Handschlag dem päpstlichen Legaten geloben, daß er weder Waffenstillstand noch Frieden mit den Römern und Roger von Sicilien machen wird ohne die freie Zustimmung der römischen Kirche, wie des Papstes Eugen oder seiner Nachfolger, welche den Vertrag bewahren wollen. Der König wird nach den Kräften seines Reichs sich bestreben, dem Papst und der römischen Kirche die Römer wieder zu unterwerfen, wie sie seit hundert Jahren ihnen unterworfen waren. Die Macht des Papstthums und die Regalien des heiligen Petrus wird er als ergebener, besonderer Schutzvogt der römischen Kirche gegen alle Menschen nach seinem Vermögen schützen, Alles, was sie jetzt besitzt, vertheidigen, das Verlorene wiedergewinnen helfen und das Wiedergewonnene ihr wahren. Dem griechischen Kaiser wird er kein Land diesseits des Meeres einräumen und, wenn derselbe in ein solches

einfallen sollte, bemüht sein ihn mit der Macht des Reichs in möglichster Eile daraus zu vertreiben. Dagegen verspricht der Papst kraft seines apostolischen Amts mit den Cardinälen, welche den Vertrag verhandelt haben, daß er den König als den theuersten Sohn des heiligen Petrus ehren, ihn bei dessen Ankunft in Rom ohne Schwierigkeiten und Einwendungen, so viel bei ihm steht, um der Vollgewalt der Krone willen zum Kaiser krönen und zur Aufrechthaltung, Vermehrung und Förderung der Macht des Reichs gewissenhaft unterstützen wird. Wer die Gerechtsame und die Macht des Reichs zu erschüttern oder anzutasten sich erkühnen wird, den wird der Papst, vom Könige aufgefordert, in kanonischer Weise zur Genugthuung mahnen und, wenn er dem Könige auf die apostolische Mahnung wegen der Rechte und Macht des Reichs Genugthuung verweigern sollte, mit der Excommunication bestrafen. Dem griechischen Kaiser wird der Papst kein Land diesseits des Meeres einräumen und, wenn jener ein solches besetzen sollte, sich bemühen ihn mit der Macht des heiligen Petrus daraus zu verjagen. Aenderungen des Vertrags können nur unter Zustimmung beider Theile erfolgen.

Bei dem Vertrage hatte der Papst offenbar die Unterwerfung Roms, Friedrich dagegen die Kaiserkrönung im Auge. Von beiden Seiten wollte man überdies eine neue Festsetzung der Griechen in Italien verhindern; zugleich suchte sich der Papst auch dagegen zu schützen, daß nicht zu seinem Nachtheile Friedrich ein Abkommen mit Roger von Sicilien treffe. Nachdem der Vertrag zum Abschlusse gekommen, beeilte der Papst sich auch die so lange verheißene Legation nach Deutschland zu schicken. Es war nicht ein Cardinal, den er jetzt über die Alpen sandte, sondern der Cardinalpriester Bernhard und der Cardinaldiakon Gregor, welche Beide bei dem Vertrage mitgewirkt hatten. Unter dem 8. Februar empfahl sie der Papst an Wibald von Stablo, auf dessen Ergebenheit er besonders rechnen zu können glaubte.

Die päpstlichen Legaten fanden den König zu Konstanz, wo er fast während des ganzen Monats März sich aufhielt. Er hatte hierin einen Reichstag und eine Synode berufen, und viele Große waren erschienen. Die Legaten trafen hier auch mit den Bischöfen Hermann und Anselm und dem Grafen Udalrich wieder zusammen, mit denen sie in Rom den Vertrag vereinbart hatten. Am 23. März wurde der Vertrag in Friedrichs Namen beschworen; unfraglich hat er auch den

Handschlag, wie in demselben bestimmt war, den päpstlichen Legaten geleistet. Dieser Vertrag ist in der nächsten Zeit die Grundlage für alle Beziehungen Friedrichs zur römischen Curie geblieben.

Vor dem König und den zu Konstanz versammelten Fürsten verlauteten die schwersten Klagen über die Gewaltthätigkeiten, welche sich die Mailänder in der Lombardei und namentlich gegen die Stadt Lodi erlaubten. Diese durch ihren Handel reiche Stadt war nach einer mehrjährigen Fehde von dem siegreichen Mailand im Jahre 1111 zerstört worden. Ein Theil der Bürger hatte sich zerstreut, die zurückbleibenden waren in sechs offenen Orten in der Umgegend angesiedelt worden; in dem größten derselben hielten sie dann einen Wochenmarkt, und durch den Markt kam dieser Ort zum Verdruß der Mailänder schnell empor. Die Mailänder verboten deshalb den Markt ferner an diesem Platze zu halten und verlegten ihn auf ein freies Feld. Zwei Bürger von Lodi, welche durch diese Maßregeln persönlich hart betroffen wurden und zufällig in Geschäften mit Bischof Hermann nach Konstanz gekommen waren, hielten sich für berufen, hier als Ankläger Mailands vor dem König aufzutreten, obwohl sie dazu keinen Auftrag von ihren Consuln erhalten hatten; der eine von ihnen, Albernard, war der deutschen Sprache vollkommen mächtig und führte zugleich für seinen Gefährten, den Magister Homobonus, das Wort. Zwei schwere Kreuze, die sie aus einer Kirche genommen hatten, auf ihren Schultern tragend, erschienen sie vor dem König und warfen sich wehklagend ihm zu Füßen. Um ihr Mißgeschick befragt, erzählte Albernard die traurigen Schicksale seiner Vaterstadt und beschwor den König und die Fürsten, durch ein Schreiben und einen Boten den Mailändern zu befehlen den Markt an dem früheren Ort herzustellen. Der König ließ sich durch ihre Vorstellungen bewegen und befahl den Kanzler sogleich ein Schreiben an die Mailänder aufzusetzen; dieses sollte ein gewisser Sicher überbringen und auf die Herstellung des früheren Markts für Lodi dringen. Unter einer ähnlichen Tyrannei Mailands, wie Lodi, stand auch die im Jahre 1127 zerstörte Stadt Como, und Ardicio, der Bischof derselben, der in Konstanz zugegen war, wird sich nicht minder in Klagen über Bedrückungen ergossen haben.

Während sich so die italienischen Angelegenheiten näher und näher drängten, beschäftigte den König doch damals vornehmlich eine persön-

liche Angelegenheit, die ihn hauptsächlich zur Berufung des Reichstags veranlaßt hatte. Schon seit längerer Zeit war er mit Adela, der Tochter des reichen und mächtigen Markgrafen Dietbolds I. von Vohburg*), vermählt. Adela hatte ihm eine reiche Mitgift zugebracht, namentlich das Egerland und Giengen an der Brenz; aber die kinderlose Ehe war sehr unglücklich und schon vor Friedrichs Thronbesteigung innerlich aufgelöst. Nie wird Adelheid in den Urkunden Friedrichs erwähnt, nie hat er sie krönen lassen und nirgends erscheint sie als Königin in seiner Begleitung. Wohl von Anfang seiner Regierung an war er auf die Scheidung von dieser seiner Gemahlin bedacht. Daß sie sich des Ehebruchs schuldig gemacht habe, wie später behauptet ist, läßt sich kaum glauben; denn als Scheidungsgrund ist lediglich eine entfernte Verwandtschaft, die man mühsam herausgefunden hatte, — in der fünften Generation stammten die Ehegatten von Geschwistern ab — zur Geltung gebracht worden. Auf Grund dieser Verwandtschaft erklärten die zu Konstanz versammelten Bischöfe durch einen Synodalbeschluß unter Zustimmung der päpstlichen Legaten die Ehe für nichtig, und im Chor der Konstanzer Kirche sagte sich der König dann öffentlich von Adela los. Die Vohburgischen Güter behielt er zurück; ob Adela dafür auf andere Weise entschädigt worden ist, wissen wir nicht. Die Gemahlin Friedrichs hat sich bald mit Dietho von Ravensburg, einem welfischen, später staufenschen Ministerialen, vermählt**); den Werth ihrer freien, vornehmen Geburt scheint sie nicht hoch angeschlagen zu haben. Auch Friedrich hat bald an eine neue Heirat gedacht; seine Gedanken richteten sich auf die Verbindung mit einer kaiserlichen Fürstin von Constantinopel.

Das Papstthum, welches einst den Scheidungsgelüsten Heinrichs IV. so energisch entgegengetreten war, bequemte sich jetzt den persönlichsten Wünschen des König; offenbar wollte es den eben mit ihm geschlossenen Bund nicht wieder in Frage stellen. Auch in anderen Dingen schienen die römische Curie und der König fortan Hand in Hand gehen zu wollen. Die Legaten hatten den Auftrag erhalten, eine große Säuberung des deutschen Episcopats von seinen unfähigen und unfügsamen Elementen vorzunehmen; sie traten mit diesem Auf-

*) Vergl. Bd. IV. S. 217.

**) Die zweite Ehe Adelas war nicht kinderlos.

trage hervor, als sie mit dem Könige das Osterfest (19. April) zu Bamberg feierten. Vor Allem war die Beseitigung des ersten Kirchenfürsten des Reichs, des Erzbischofs Heinrich von Mainz, in das Auge gefaßt, und gerade damit kamen die Legaten den Absichten des Königs entgegen. Heinrich scheint in der That eine für seine hohe Stellung ganz ungeeignete Persönlichkeit gewesen zu sein. Seine Verwaltung des Reichs während des zweiten Kreuzzugs war nicht im besten Andenken, und für sein Erzbisthum scheint er nicht besser als für das Reich gesorgt zu haben; besonders wurde ihm Verschleuderung des Kirchenguts zur Last gelegt. Schon vor fünf Jahren vom Papst suspendirt, hatte er sich nur mit Mühe in seiner Stellung erhalten*), trotzdem aber allen Zurechtweisungen, die ihm auf erneute Anklagen ertheilt wurden, kein Gehör geschenkt. Die Cardinäle waren beauftragt, jetzt mit aller Strenge gegen ihn einzuschreiten, und der König, welcher die seiner Wahl von diesem Erzbischofe bereiteten Schwierigkeiten nicht vergessen haben konnte, ließ den Cardinälen gern freie Hand.

Erzbischof Heinrich wurde vor den Richterstuhl der Cardinäle nach Worms beschieden, wo sie mit dem Könige das nächste Pfingstfest (7. Juni) zu feiern gedachten. Er stellte sich und fand in den Cardinälen und den Bischöfen, welche sich am Hofe eingefunden hatten, sehr abgeneigte Richter. Selbst ein besänftigendes Schreiben, welches der heilige Bernhard noch in seinen letzten Tagen zu Gunsten des Erzbischofs an die Cardinäle richtete, blieb ohne Wirkung. Heinrich wurde entsetzt und zog sich darauf in die Stille zurück; er starb schon am 1. September desselben Jahres. Es fehlte nicht an Stimmen, welche das Urtheil der Legaten als ein ungerechtes, nur mit Rücksicht auf den König gefälltes schalten, und dies um so mehr, als das Erzbisthum Mainz in übermäßiger Hast wieder besetzt wurde. Der König ließ die grade am Hofe anwesenden Mainzer Geistlichen und Laien seinen Kanzler Arnold zum Erzbischof wählen und ertheilte sogleich dem Gewählten die Investitur.

Arnold stammte aus dem in Mainz angesehenen Ministerialengeschlecht der Selenhofer und nahm schon seit längerer Zeit eine hervorragende Stellung unter den Mainzer Domherren ein. Reiche Pfründen

*) Bd. IV. S. 313. 315. 327. 358.

waren ihm zugefallen, wie die Propstei in Aschaffenburg und von St. Peter in Mainz; überdies bekleidete er das Amt eines Kämmerers in seiner Vaterstadt. Zugleich hatte er auch die Gunst des Hofes gewonnen; er war in die königliche Kapelle gezogen und ihm die Reichspropstei zu Aachen verliehen worden; in den letzten Tagen Konrads III. war er endlich dem Kölner Arnold als königlicher Kanzler gefolgt. Der Selenhofer stand schon in vorgerückten Jahren, als er zum Erzbisthum gelangte: dennoch gab man ihm Schuld, daß er auf unehrenhafte Weise die Absetzung seines Vorgängers und seine eigene Erhebung veranlaßt habe. Die Verleumdung ist ohne Zweifel gegen ihn geschäftig gewesen; denn kaum Anderes ist erweislich, als daß er das günstige Zeugniß, welches Heinrich in seinem Processe von ihm erwartete und beansprucht hatte, zu leisten verweigerte. Aber er wurde mit Mißgunst in Mainz aufgenommen, und da er die an die Vasallen und Ministerialen des Erzstifts verschleuderten Tafelgüter des Erzstifts wieder beizubringen, den Uebermuth der Bürgerschaft zu brechen und die im Klerus eingerissenen Unordnungen zu beseitigen suchte, gerieth er bald aller Orten in Streitigkeiten. Doch die Hindernisse schreckten ihn nicht, sondern vermehrten nur seinen Eifer; was dem Kölner Arnold gelang, mochte er um so eher für erreichbar halten, als er mit allen Verhältnissen in Mainz vertraut war und in der Macht seiner Familie dort einen starken Rückhalt zu haben schien.

Ein ähnliches Schicksal, wie Erzbischof Heinrich, hatte auch der Bischof Heinrich von Minden, der wegen Mitschuld an der Blendung eines Geistlichen beim Papste verklagt war; er wurde entsetzt, und an seine Stelle trat der Dompropst Werner. Wegen Altersschwäche wurde Bischof Burchard von Eichstädt seines Amtes enthoben, wie auch der erblindete Bischof Bernhard von Hildesheim; dem Letzteren folgte Bruno, bisher Dekan des dortigen Domstifts, dem Ersteren ein gewisser Konrad. So gewiß alle diese Maßregeln der Cardinäle von dem König bereitwillig unterstützt wurden, so widersetzte er sich doch mit Entschiedenheit, als sie in der Folge noch gegen andere Bischöfe vorgehen und namentlich auch Wichmann, den erwählten Erzbischof von Magdeburg, vor ihren Richterstuhl ziehen wollten. Uebrigens verhielt sich der König in Wichmanns Sache damals mit großer Vorsicht; in den Urkunden jener Zeit wird Wichmann nur als Bischof von Naumburg bezeichnet. Der König tagte darauf mit den Legaten

noch einmal im Sommer zu Würzburg; eine Einladung der Legaten folgend, hatte sich auch Wibald eingefunden und erhob schwere Klagen über die Gewaltthaten des sächsischen Pfalzgrafen Friedrich gegen Korvei; diese Klagen führten ein Einschreiten des Königs und der Legaten gegen den Pfalzgrafen herbei, in dessen Folge der Bischof von Halberstadt die Excommunication gegen den Pfalzgrafen aussprach.

Wibald, der sich in der letzten Zeit, wenn nicht am Hofe, meist in Korvei aufgehalten hatte, begab sich darauf nach dem Wunsche des Königs und der Legaten nach Stablo, ging aber bald darauf wieder nach Aachen, wo der König einen Hoftag hielt, um von ihm Vergünstigungen für seine lothringische Abtei zu erwirken, die ihm auch nicht vorenthalten wurden. Der König litt damals an einem Quartanfieber, doch hielt ihn dies nicht ab, die Reichsgeschäfte zu besorgen und sich im September nach Baiern zu begeben. Er hatte die bairischen Fürsten und Herren nach Regensburg beschieden, weil er hier endlich den Streit um das Herzogthum zur Entscheidung zu bringen hoffte. Der Babenberger Heinrich hatte sich allerdings im Juni zu Worms eingestellt, aber einen Spruch der Fürsten dadurch verzögert, daß er abermals nicht rechtlich vorgeladen zu sein behauptete. So wurde damals Nichts entschieden, und auch zu Regensburg kam man nicht weiter, da der Babenberger wahrscheinlich denselben Einwand gebrauchte und der König auch jetzt noch nicht Ernst zeigen wollte.

Inzwischen war die Nachricht nach Deutschland gekommen, daß Papst Eugen am 8. Juli 1153 zu Tivoli gestorben war. Er hatte in seiner letzten Lebenszeit äußerlich im Frieden mit den Römern gelebt, und auch die Bestattung des Todten erfolgte in St. Peter ohne alle Störung. Ungehindert hatten dann auch die Cardinäle die Wahl des neuen Papstes vollzogen; sie hatten einmüthig ihre Stimmen dem Bischof Konrad von der Sabina gegeben, der am 12. Juli geweiht wurde und den Namen Anastasius IV. annahm. Ein Römer von Geburt, in den Geschäften der Curie ergraut, ein Mann friedfertigen Geistes, scheute sich Anastasius die Feindseligkeiten mit dem Senat wieder aufzunehmen; er blieb in der Stadt und erlitt dort keine Anfechtungen, aber in denselben Mauern mit ihm lebten Arnold und seine Anhänger, vom Senat geschützt, und an einen dauernden Frieden mit den Römern war nicht zu denken. Wie sein Vorgänger, mußte deshalb auch er nach der Hülfe des Königs verlangen, und es ist kein

Zweifel, daß er an dem zu Konstanz geschlossenen Vertrag nach seinem ganzen Umfange festhielt. Die päpstlichen Legaten in Deutschland wußten, daß der Tod des Papstes in den Geschäften der Curie wenig verändert hatte, aber man wünschte in Rom ihre Rückkehr, und sie beschlossen deshalb, nachdem sie noch Michaelis eine Berathung mit mehreren Bischöfen in Worms gehalten und sich vom Könige verabschiedet hatten, Deutschland zu verlassen. Etwa in der Mitte des Oktober werden sie den Rückweg angetreten haben; ein gutes Andenken ließen sie in den deutschen Gegenden nicht zurück.

Der Tod des Papstes brachte in der Absicht des Königs, demnächst die Romfahrt anzutreten, keine Aenderung hervor. Schon hatte er ein Edict erlassen, in welchem er den Aufbruch zu Michaelis nächsten Jahres ankündigte und die Großen Deutschlands, Burgunds und Italiens aufforderte mit ihren Rittern in stattlicher Ausrüstung auf dem Roncalischen Felde bei ihm einzutreffen. Dieses Edict wurde durch seine Boten auch in der Lombardei verbreitet und erregte dort an manchen Orten die frohsten Hoffnungen, an anderen Furcht und Bangen. Vor Allen gerieth Mailand in große Besorgniß, da es den Zorn des Königs empfindlich gereizt hatte. Wir wissen, wie sich Friedrich der unglücklichen Lodesanen angenommen hatte. Jener Sicher, welcher das königliche Schreiben mit dem Befehl, ihnen den alten Markt zu gestatten, nach Mailand bringen sollte, war zuerst nach Lodi selbst gegangen, hier aber hatten die Consuln, voll Besorgniß nur neues Unheil so über ihre Stadt heraufzubeschwören, das eigenmächtige Hülfegesuch, welches Albernard und Homobonus zu Konstanz angebracht hatten, verleugnet und den Boten des Königs beschworen das Schreiben nicht nach Mailand zu bringen, sondern ihnen zu überlassen, damit sie zur rechten Zeit, wenn der König mit Heeresmacht nach Italien käme, davon Gebrauch machen könnten. Der Bote hatte aber ihnen erklärt, er müsse um jeden Preis seinen Auftrag vollführen, und war nach Mailand gegangen, wo er den Consuln das Schreiben überreichte. Diese geriethen in den höchsten Zorn, warfen das Schreiben zur Erde und zertraten das königliche Siegel mit den Füßen. Auch die persönliche Sicherheit des Boten war in Gefahr; nur mit Mühe entkam er aus der Stadt und flüchtete sich nach Lodi; von dort kehrte er an den königlichen Hof zurück, wo die Erzählung seines Schicksals den König und alle Fürsten in helle Zornesflammen setzte. Seitdem zitterte Lodi

vor neuen Gewaltthaten der Mailänder, und Viele verließen zaghaft den Unglücksboden der Heimat. Erst als der Aufbruch des Königs nun unzweifelhaft wurde, legte sich die Besorgniß der Lodesanen; heimlich schickten sie durch den Markgrafen Wilhelm von Montferrat einen Schlüssel vom reinsten Golde dem König als Geschenk, empfahlen sich seinem Schutze und gelobten ihm feste Treue. Die Mailänder dagegen begannen den Zorn des Königs zu fürchten und sandten, um ihn zu versöhnen, einen goldenen Pokal mit Münzen gefüllt. Aber sie erreichten ihre Absicht nicht. Denn auch Cremona und Pavia, welche gleichfalls Geschenke dem Könige sandten, beklagten sich über den Uebermuth Mailands und traten für das hartgeplagte Lodi ein.

Zu derselben Zeit, wo die Romfahrt Friedrichs öffentlich verkündet wurde, nahm er auch die Verbindungen seines Vorgängers mit Constantinopel auf. Kaiser Manuel, längst im Kriege mit Roger stehend, hatte Friedrich vor Kurzem ein entgegenkommendes Schreiben gesandt, in welchem er ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen gedachte und zugleich den Wunsch verlauten ließ, daß der König in das einst von seinem Vorgänger eingegangene Bundesverhältniß eintreten möge. Ein Bund mit dem Kaiser schien Friedrich große Vortheile bei seinem italienischen Unternehmen zu bieten und überdies eine Verschwägerung mit dem Herrscherhause von Constantinopel seine Stellung im eignen Reiche heben zu können; bei den nahen verwandtschaftlichen Verhältnissen, in welchen Herzog Heinrich von Baiern und Herzog Friedrich von Schwaben mit Kaiser Manuel standen, versprach eine Ehe mit einer Verwandtin desselben auch dem König nicht unerhebliche politische Vortheile. Er beschloß deshalb Gesandte nach Constantinopel zu senden, um wegen der Ehe und wegen einer Verbindung gegen Roger mit dem Kaiser zu unterhandeln; im September soll er diese seine Absicht den Fürsten eröffnet und die Zustimmung derselben gewonnen haben.

Die Gesandten hatten ein Schreiben des Königs zu überbringen, in welchem er unter Hinweis auf die letzten Ermahnungen seines Vorgängers sich erbot ein ähnliches Bundesverhältniß einzugehen, wie es sein Vorgänger mit dem Ostreiche geschlossen hatte, und zur Befestigung des Bundes um eine kaiserliche Fürstin von Constantinopel warb. Er verlangte schnell — er hatte deshalb besonders leicht berittene Boten vorausgesandt — von dem Erfolge seiner Werbung unterrichtet zu werden. Denn er habe, schrieb er dem Kaiser, nachdem er in allen

Ländern seines Reichs einen festen Frieden hergestellt, bereits den Zug gegen Apulien und Sicilien verkündigt, welchen die Fürsten und die ganze Ritterschaft seines Reichs mit dem größten Jubel aufgenommen und ihm ihre Hülfe eidlich gelobt hätten; schon im nächsten Sommer, zur gewöhnlichen Zeit des Auszugs, werde er mit einem großen Heere über die Alpen gehen. Das Schreiben, von Wibald abgefaßt, der in einer besonderen Zuschrift an den Kaiser noch seine eigenen Bemühungen in dieser Sache hervorzuheben nicht unterließ, ist in demselben schwülstigen Tone gehalten, welcher in den Briefen Konrads einen so ungünstigen Eindruck macht; auch Friedrich legt sich hier den kaiserlichen Titel bei, der ihm in Wahrheit nicht zukam. Kaiser Manuel empfing das Schreiben zu Castoria in Macedonien und erließ darauf am 22. November eine Antwort an Wibald; er giebt in derselben seinen Wunsch nach einer festen Verbindung beider Reiche lebhaften Ausdruck; wegen der Ehe habe er seine Absichten dem Könige — nur so nennt er Friedrich — ausführlich durch seine Boten, welche diesen Brief überbrächten, zu erkennen gegeben. Es scheint hiernach, als ob der Kaiser an Friedrich selbst keine schriftliche Antwort ertheilte, und über die mündlichen Aufträge der kaiserlichen Boten sind wir nicht unterrichtet. Aber ohne Zweifel verhielt sich der Kaiser zu Friedrichs Anerbieten nicht ablehnend; vielmehr wurden die Eheverhandlungen fortgesetzt, und Maria, die schöne Tochter des Sebastokrators Isaak, eine Nichte des Kaisers, hatte man in Constantinopel Friedrich zur Gemahlin ersehen.

Im December*) hielt der König sich zu Speier auf, und es erschienen hier vor ihm die beiden Heinriche, doch konnte ihr Streit um Baiern auch jetzt nicht entschieden werden, da der Babenberger den gewöhnlichen Einwand mangelhafter Vorladung aufs Neue erhob; abermals mußte so die Sache vertagt werden. Das Weihnachtsfest scheint der König in Speier gefeiert zu haben; am 17. Januar 1154 war er noch in dieser Stadt, als sich mehrere burgundische Bischöfe und Herren am Hofe einfanden. Unter diesen war der Bischof Arducius von Genf, der mit fürstlichen Ehren empfangen wurde und die Regalien mit dem

*) Am 1. November wollte der König einen Hoftag in Köln halten, wozu er auch Wibald beschieden hatte. Wir sind über die Verhandlungen auf diesem Hoftage nicht unterrichtet, ja es ist fraglich, ob derselbe überhaupt abgehalten wurde.

Scepter erhielt. Bald darauf brach der König nach Ostfranken auf und feierte Mariä Reinigung (2. Februar) zu Bamberg. Eine große und glänzende Versammlung deutscher Fürsten war damals um ihn versammelt, unter ihnen Welf und die drei babenbergischen Brüder (Herzog Heinrich, Bischof Otto von Freising und Bischof Konrad von Passau), der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Regensburg, außerdem fast alle hervorragenden Großen Baierns, der alte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinen Söhnen Otto und Friedrich, die Markgrafen Ottokar von Steiermark und Berthold von Vohburg, der Burggraf Heinrich von Regensburg und sein Bruder Otto, Graf Gebhard von Sulzbach, die Grafen von Pütten, Dachau, Andechs, Bogen und Tirol. Die Anwesenheit so vieler baierscher Herren läßt vermuthen, daß der König mit ihnen die ihn am meisten bedrängende Frage, wie die Ansprüche Heinrichs des Löwen zu befriedigen seien, auch hier zur Verhandlung gebracht habe. Aber wir wissen von den Geschäften der Versammlung nicht mehr, als daß der König den getreuen Bischof Eberhard mit der Abtei Niederaltaich, die ihm noch immer bestritten wurde, aufs Neue unter Zustimmung der Fürsten belehnte.

Gegen die Osterzeit ging der König nach Sachsen und feierte das Fest (4. April) zu Magdeburg. Noch immer war wegen der Versetzung Wichmanns Nichts entschieden; aber gerade damals stellte sich am königlichen Hof ein päpstlicher Legat ein, der Cardinaldiakon Gerhard, welcher den Auftrag hatte, dem ärgerlichen Handel ein Ende zu bereiten. Der Legat war an Wibald empfohlen und überbrachte diesem als eine persönliche, lange erstrebte Auszeichnung einen Bischofsring. Gewiß wird sich Wibald nach Kräften bestrebt haben den König für die Aufträge des Legaten günstig zu stimmen, aber alle diese Bemühungen waren vergeblich. In Wichmanns Sache blieb der König fest wie Stein, und der Legat mußte unverrichteter Dinge Deutschland verlassen. Unmittelbar darauf begab sich Wichmann selbst mit königlichen Gesandten nach Rom. Er fand die Lage der Dinge hier nicht ungünstig; denn auf einen Bruch mit dem deutschen Hofe wollte es der alte Papst nicht ankommen lassen. Die Gesandten Friedrichs erwirkten nicht allein, daß die Wahl Wichmanns als gültig anerkannt, seiner Versetzung keine Schwierigkeiten mehr bereitet, sondern ihm auch sogleich das Pallium ertheilt wurde. Man erzählte: der Papst habe, als sich

kein Ankläger gegen Wichmann gemeldet, das Pallium auf den Altar niedergelegt und ihm überlassen es selbst zu nehmen, wenn er kanonisch gewählt sei; Wichmann habe gezaudert, aber seine Begleiter ungeduldig den Ehrenschmuck ergriffen und ihm übergeben. Wichmann kehrte eiligst nach Sachsen zurück und trat nun ungehindert in die Verwaltung seines Erzbisthums ein; er gab Naumburg auf, wo man einen gewissen Berthold zu seinem Nachfolger wählte.

Es war ein großer Erfolg, welchen der König in dieser Sache gewonnen hatte. Seit Menschengedenken hatte man in Deutschland nicht gewagt in einer kirchlichen Angelegenheit der römischen Curie in dieser Weise entgegenzutreten, und zu Rom war sogar verlautet: niemals werde man Wichmanns Erhebung dulden. Noch nach Jahren rühmte der König, wie er bei der Versetzung desselben trotz aller Einwendungen und Schwierigkeiten Roms seine heilsame Absicht durchgesetzt und die päpstliche Autorität schließlich die Versetzung bestätigt habe. Ausdrücklich versichert Otto von Freising, daß das Ansehen des Königs, nachdem er durch seine Festigkeit Wichmanns Stellung gesichert, im Reiche ungemein gestiegen sei und sich dies in den geistlichen und weltlichen Geschäften überall fühlbar gemacht habe.

Unter dem unmittelbaren Eindruck dieses Erfolgs wagte Friedrich endlich auch eine vorläufige Entscheidung in dem unseligen Streit über das Herzogthum Baiern herbeizuführen. Es drängte ihn um so mehr dazu, als er bei der Romfahrt besonders auf die Unterstützung Heinrichs des Löwen rechnete und diese kaum zu erreichen war, wenn ihm nicht zuvor sein Recht an Baiern gesichert wurde. Beide Heinriche waren aufs Neue zum Juni auf einen Hoftag nach Goslar vorgeladen worden, und der König kehrte, nachdem er im Mai die rheinfränkischen und schwäbischen Gegenden besucht hatte, im Anfange des Juni nach Sachsen zurück. Heinrich der Löwe hatte sich in Goslar eingestellt, aber der Babenberger Heinrich fehlte. Der König überließ nun den Fürsten — unseres Wissens waren es meist sächsische und thüringische Herren — über den Anspruch des Welfen auf Baiern das Urtheil zu fällen, und sie erkannten die Rechtmäßigkeit seines Anspruchs an. Nach siebenjährigem Kampfe hatte der junge Herzog von Sachsen erreicht, daß durch Fürstenspruch sein Erbrecht auch auf das zweite große Herzogthum seiner Vorfahren bestätigt und ihm damit eine Macht gesichert wurde, die nicht die königliche war, welche sein Vater erstrebt hatte, aber

doch auf weit festerem Grund, als die Gewalt des Königs selbst, zu ruhen schien.

Unfraglich verdankte es der Welfe besonders seinem staufenschen Vetter, welcher jetzt die Krone trug, daß er so Großes erreicht hatte. Und noch in einer anderen Sache, welche in Goslar zur Sprache kam, zeigte sich der König dem Sachsenherzog geneigt. Wir wissen, wie dieser seit Jahren mit Erzbischof Hartwich über die neubegründeten Kirchen im Lande der Wagrier und Abodriten stritt*). In Abwesenheit des Erzbischofs ließ jetzt der König dem Herzoge eine Urkunde ausstellen, in welcher ihm die Vollmacht ertheilt wurde, in den ihm übertragenen wendischen Ländern Bisthümer und Kirchen einzurichten und diesen nach eigenem Ermessen Reichsgut zu verleihen; in welcher überdies ihm und seinen Nachfolgern die Investitur der Bisthümer Oldenburg, Meklenburg und Ratzeburg überlassen wurde, so daß die Bischöfe hier aus Herzogs Hand in gleicher Weise die Regalien empfangen sollten, wie die deutschen Bischöfe aus der Hand des Königs; dasselbe Recht sollte dem Herzoge, wenn er noch neue Bisthümer in jenen wendischen Gegenden errichten würde, auch für diese zustehen. Die wichtige Urkunde, noch jetzt im Original vorhanden, ist nicht vollzogen worden, sei es aus Schonung gegen Hartwich, sei es weil man, nachdem die Sache Wichmanns geordnet, nicht dem Papste sogleich neuen Anlaß zu Streitigkeiten geben wollte. Denn keinem Zweifel unterliegt, daß die Zugeständnisse jener Urkunde nicht allein den Erzbischof schwer verletzten, sondern auch in Rechte eingriffen, in deren Alleinbesitz der Papst zu sein vermeinte. Erst mehrere Jahre später ist der Herzog in aller Form in jene Herrschaft über die von ihm begründeten Bisthümer des Wendenlandes eingesetzt worden, welche ihm die Urkunde einräumte; vorläufig war sie wenig mehr als ein Versprechen des Königs, das in günstigerer Zeit eingelöst werden sollte.

Auch in die Regierung Baierns ist der Welfe damals nicht eingetreten, wie er auch die Belehnung erst nach Jahr und Tag erhielt. Factisch blieb hier der Babenberger in der Gewalt, und dem König lag der Gedanke fern, einen inneren Krieg in den Augenblick zu entzünden, wo er sich zur Romfahrt rüstete. Wenn er sich von Sachsen alsbald nach Baiern begab, führte ihn wohl der Wunsch dahin, seinen

*) Vergl. Bd. IV. S. 306—308.

Oheim durch Güte zur Nachgiebigkeit zu bewegen; aber dieser war nicht gewillt, die Fahne Baierns, welche er rechtmäßig aus König Konrads Hand gewonnen hatte, seinem Stiefsohn zu überlassen.

Aus Baiern eilte der König nach Schwaben. Schon waren alle seine Gedanken auf die Romfahrt gerichtet. Weder durch das Grollen seines Oheims, noch durch das Murren vieler Fürsten über sein Wagniß ließ er sich länger von dem Gange nach der Kaiserkrone abhalten. Um den 1. Oktober sammelte sich um Augsburg auf dem Lechfelde das Heer, welches ihn über die Alpen geleiten sollte. Es war nicht so groß, als er nach den Zusagen der Fürsten erwarten mußte; es bestand nur aus 1800 Rittern, und nur wenige Fürsten schlossen sich persönlich dem Zuge an. Aber auch das entmuthigte ihn nicht. Er glaubte in der Lombardei auf die Unterstützung der durch Mailands Tyrannei bedrückten Städte zählen zu können; er hoffte überdies, wenn es zum Kampfe gegen das sicilische Reich käme, im Bunde mit den Griechen die Normannen anzugreifen. Noch vor seinem Abzuge aus Deutschland schickte er deshalb neue Gesandte nach Constantinopel.

Die Gesandten waren der vielgewandte Bischof Anselm von Havelberg, welcher auch den Vertrag mit dem Papste hauptsächlich vermittelt hatte und schon von den Zeiten Kaiser Lothars in Constantinopel bekannt war, und der Graf Alexander von Gravina, ein von Roger vertriebener normannischer Baron, seit mehr als einem Jahrzehnt der thätigste Unterhändler zwischen dem griechischen und deutschen Hofe, um beide Reiche zu einem wirksamen Angriff auf Rogers Macht zu verbinden. Alexander hatte als Brautwerber schon König Konrad III. gedient*), und schon die Wahl dieses Gesandten zeigt, daß es Friedrich mit der Werbung um die Hand der griechischen Fürstin und die Freundschaft des Kaisers vollkommen Ernst war. Uebrigens versprach ein gemeinsames Vorgehen gegen Sicilien gerade damals den günstigsten Erfolg.

Denn inzwischen war König Roger im Alter von 56 Jahren gestorben (26. Februar 1154) und hatte die Herrschaft auf beiden Seiten des Pharus seinem einzigen ihn überlebenden Sohn Wilhelm hinterlassen; eine Herrschaft, die bei der gewaltthätigen Weise ihrer Begründung

*) Vergl. über Anselm Bd. IV. S. 106. 112 und über Alexander Bd. IV. S. 202. 269. 294. 339. 344.

zahlreiche Gegner im Inneren hatte und überdies mit den Griechen längst im offenen Kriege stand, während sie zugleich in jedem Augenblick Angriffe vom Papst und dem deutschen Könige zu erwarten hatte. Roger soll selbst gezweifelt haben, ob sein Sohn zur Regierung des Reichs unter so schwierigen Verhältnissen befähigt sei, und in seinem Testament eine Bestimmung getroffen haben, wonach die Herrschaft auf seinen Schwestersohn Robert von Bassavilla, Graf von Conversano, übergehen sollte, wenn sie Wilhelm nicht zu führen vermöchte. In der That erregte das Regiment des jungen Königs bald das allgemeine Mißvergnügen; besonders dadurch, daß er einen Baresen aus niederem Stande, Majo mit Namen, der in der königlichen Kanzlei emporgekommen war, alle Gewalt überließ und ihn auch als Admiral an die Spitze seiner Flotte stellte. Ein herzhafter Angriff schien das sicilische Reich über den Haufen werfen zu können.

Mehr als zwei Jahre waren seit der Thronbesteigung Friedrichs verflossen, und unverkennbar wehte seitdem ein frischerer Geist im deutschen Reiche. Thätigkeit, Klugheit und Festigkeit waren dem neuen Könige nachzurühmen. Aber so günstig, wie man es erwartet, hatten sich die Anfänge seines Regiments keineswegs entwickelt; die unglückseligen Verhältnisse, in welchen Konrad das Reich hinterlassen hatte, waren nicht so schnell zu beseitigen. Noch immer war der innere Friede wenig befestigt; die geistlichen Herren stritten mit den weltlichen um Ehre, Geld und Gut, und die weltlichen Fürsten selbst waren in ihren Interessen gespalten. Viel fehlte daran, daß die Krone schon inmitten der inneren Zerwürfnisse eine freie Stellung gewonnen hatte; nur im Bunde mit der hohen Geistlichkeit und durch Willfährigkeit gegen die Welfen hatte der König sein Ansehen behaupten können, und Alles, was er bisher erreicht hatte, war fast mehr Gewinn für seine Bundesgenossen, als für ihn selbst. Sein ritterlicher Sinn verlangte nach Kämpfen für seine Ehre und für die Herstellung der alten Herrlichkeit des Reichs; aber seinen Wünschen traten die Fürsten mehr entgegen, als sie dieselben förderten. Den Krieg gegen die Ungarn hatten sie vereitelt, zum Zuge nach der Provence ihm kein Heer gestellt, die Romfahrt, so lange es möglich war, verzögert, und er hatte es als ein Glück zu preisen, daß ihm endlich zu dieser noch eine Zahl ihm näher stehender und besonders verpflichteter Herren die erforderlichen

Streitkräfte boten. Auf einen hochstrebenden Geist, wie Friedrich, mußten die verworrenen Zustände des Reichs mit drückender Schwere lasten; freier konnte er aufathmen, als er mit Heeresmacht den Alpen zuzog, um sich die Kaiserkrone zu gewinnen.

2.

Friedrichs I. Romfahrt.

Die Kämpfe in der Lombardei.

Friedrichs Heer nahm den gewohnten Weg über den Brenner und lagerte in den letzten Tagen des Oktober 1154 bei Povegliano am südlichen Ufer des Gardasees. So wenig zahlreich es war, hatte es doch schon auf diesem Wege schweren Mangel an Lebensmitteln gelitten und sich genöthigt gesehen seinen Unterhalt öfters mit Gewalt von den Kirchen und Klöstern zu nehmen. Es war deshalb die erste Sorge des Königs, den erlittenen Schaden den heiligen Orten zu vergüten: er ließ eine Sammlung im Heere anstellen und überschickte den Ertrag derselben den Bischöfen von Trient und Brixen, um ihn unter die Beschädigten zu vertheilen. Aber bald stellte sich neuer Mangel im Heere ein und führte zu Plünderungen, für welche es dann keine Entschädigung mehr gab.

Der König hatte Boten nach der Lombardei vorausgesandt, um in den Städten und Burgen das Fodrum, die übliche Steuer für die Romfahrt, zu erheben und zugleich für den Unterhalt des Heeres Sorge zu treffen. Diese Boten wurden aber an vielen Orten entweder mit ihren Forderungen abgewiesen oder diese doch nicht vollständig erfüllt. Schwer hatten jene Orte ihre Weigerung zu büßen; sie wurden von Friedrichs Heer geplündert und dem Erdboden gleich gemacht, öfters waren sie dem zuchtlosesten Treiben der Waffenknechte preisgegeben. Erschrocken sahen die Lombarden, daß der neue König rücksichtslos seine Rechte im Lande ausüben, seine Autorität mit eiserner Festigkeit geltend machen wollte.

Nachdem das Heer den Weg durch die Gebiete von Brescia und Bergamo genommen hatte, stand er am 29. November im Terri-

torium von Lodi. Er lagerte in den offenen Plätzen, welche Mailand von der Stadt belassen hatte; der König selbst ließ sein Zelt an jenem Ort aufschlagen, für dessen Markt er Forderungen an Mailand gestellt hatte. Beim Anrücken der Deutschen waren die Lodesanen in gewaltige Aufregung gerathen; sie hatten sich großentheils nach Mailand, Cremona, Piacenza und Pizzighettone geflüchtet, und die Zurückgebliebenen suchten sich sogar dem ersten Eindringen der Deutschen zu widersetzen; denn sie fürchteten nicht minder den Zorn Mailands, als die Verwüstungen der Fremden. Aber die persönliche Erscheinung Friedrichs gab dem furchtsamen Volke bald den Muth zurück, und auch die Flüchtlinge kehrten heim. Schon am 30. November verließ der König den Boden von Lodi wieder und begab sich nach der Roncalischen Ebene bei Piacenza, wo er sich dann sechs Tage aufhielt. Von hier schickte er sofort einen Kapellan an die Lodesanen und verlangte von ihnen die Huldigung. In neuer Noth erklärten die Bürger, daß sie ohne Einwilligung Mailands diese nicht leisten könnten, und baten deshalb um eine kurze Frist. Es wurde ihnen solche gewährt, und innerhalb derselben verlangten sie von den Mailändern, welche selbst schon in Furcht schwebten, ohne große Schwierigkeiten die Erlaubniß. Freudig leisteten sie dann insgesammt dem Könige den Eid der Treue.

In der üblichen Weise wurde auf dem Roncalischen Felde die Heerschau gehalten*). Bei der Nachtwacht und dem Aufruf des folgenden Tags zeigte sich, daß manche Fürsten trotz der übernommenen Verpflichtung die Heeresfolge nicht geleistet hatten. Mit Strenge wurde gegen sie verfahren und nicht nur den Laien ihre Lehen, sondern auch zwei geistlichen Fürsten, Erzbischof Hartwich von Bremen und Bischof Udalrich von Halberstadt, die Regalien abgesprochen; sie wurden nur ihnen persönlich entzogen, nicht ihren Kirchen, da sie ja diesen für alle Zeit verliehen waren. Von den deutschen Großen waren bei der Heerschau meist nur die zugegen, welche den König schon über die Alpen begleitet hatten. Von dem hohen Klerus waren es der Patriarch Peregrin von Aquileja, der Erzbischof Arnold von Köln, der Erzkanzler Italiens, der Erzbischof Hillin von Trier, die Bischöfe Eberhard von Bamberg, Hermann von Konstanz, Ortlieb von Basel und Konrad von Worms, die Aebte Markwald von Fulda und Wibald von Stablo.

*) Vergl. Bd. III, S. 804.

Unter den weltlichen Fürsten ragte besonders der junge Heinrich der Löwe hervor, welcher fast eben so viele Ritter zum Heere gestellt hatte, als der König selbst. Herzog Berthold von Zähringen leistete persönlich auf diesem Zuge die treuesten Dienste; ob er aber die früher verheißene Zahl von Rittern zusammengebracht hatte, ist zu bezweifeln. An diese beiden mächtigen Herren schlossen sich Herzog Heinrich von Kärnthen, der jüngere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, die Markgrafen Ottokar von Steier und Hermann von Verona, die Grafen Werner von Habsburg, Udalrich von Lenzburg, Werner von Baden, Berthold von Andechs, Ernst von Hohenburg, ferner Konrad, der junge Bruder des Königs, und der vertriebene Herzog Boleslaw von Polen, der Schwager Heinrichs Jasomirgott, der einzige Mann im Zuge, welcher der Babenberger Sippe näher stand.

Nur wenige Deutsche sind später noch zur Verstärkung des königlichen Heeres erschienen, wie Bischof Heinrich von Lüttich, die Grafen Heinrich von Tecklenburg, Gozwin von Falkenberg und Friedrich von Eppan. Viele blieben offenbar mit des Königs Bewilligung daheim; unter ihnen auch entschiedene Anhänger desselben, deren Entfernung bei den noch unbefestigten Zuständen des Reichs gefährlich war. Gegen seinen Oheim Heinrich Jasomirgott hatte der König allen Grund Nachsicht zu üben; wenn er aber ihm so nahe stehende Fürsten, wie Erzbischof Arnold von Mainz und Herzog Welf zurückließ, konnte es nur geschehen, weil das Reich Männer bedurfte, welche an der Aufrechthaltung der bestehenden Zustände das lebhafteste Interesse hatten.

Aus der Lombardei stellten sich eine Anzahl vornehmer Herren auf dem Roncalischen Tage ein, wie der Markgraf Wilhelm von Montferrat und der Graf Guido von Biandrate. Die Städte waren aufgefordert Gesandte zu schicken, und sie scheinen sämmtlich diesem Gebote nachgekommen zu sein. Ihre Abgeordneten brachten dem Könige reiche Geschenke. So sandte Genua durch den Archidiakon Hugo und den Geschichtsschreiber Cafaro Löwen, Strauße, Papagaien und andere Seltenheiten, welche bei den Eroberungen von Almeria und Lissabon erbeutet waren. Diesen Gesandten Genuas gab der König geheime Aufträge an die Consuln mit, welche unfraglich den Krieg gegen Sicilien betrafen; treue Dienste versprach Friedrich gebührend zu vergelten und stellte Genua den ersten Rang unter allen Städten Italiens in Aussicht. Auch die Gesandten Pisas wurden in ehrenvoller Weise

empfangen; denn auch diese Stadt war für ihn bei einem Angriff auf Sicilien von Bedeutung. Die Mailänder schickten zwei ihrer Consuln Obertus de Orto und Girardus, die unheimliche Tage in der Nähe der Deutschen verlebten. Von allen Städten Italiens verlangte der König den Eid der Treue, und sie scheinen ihn alle ohne Anstand geleistet zu haben.

Nach der Sitte seiner Vorfahren saß der König auf dem Roncalischen Felde zu Gericht und hörte die Beschwerden der Lombarden an. Wilhelm von Montferrat, ein mächtiger Herr, der sich fast allein in der Poebene der immer weitergreifenden Macht der Städte zu erwehren wußte, erhob schwere Klagen über den Trotz der Bewohner von Chieri und Asti; über Asti ergoß sich auch der Bischof der Stadt in Beschwerden. Die Consuln von Como, von ihrem Bischof begleitet, und die Consuln von Lodi traten mit den beweglichsten Klagen über die langjährige Tyrannei Mailands vor den Thron des Königs, und auch Pavia, welches schon seit dem Sommer mit den Mailändern in Krieg stand, ergriff die Gelegenheit, um die feindliche Stadt zu verdächtigen. Die sonst so stolzen Mailänder waren kleinmüthig geworden. Wie sie den Bürgern von Lodi erlaubt hatten dem König zu huldigen, so fügten sie sich jetzt seinem Befehle, gegen Pavia die Waffen ruhen zu lassen und die gefangenen Pavesen ihm auszuliefern; ebenso sollte auch Pavia ihm die gefangenen Mailänder übergeben. Ueberdies erboten sich die Mailänder 4000 Mark Silber zu zahlen, wenn sie nur nicht zur Herstellung der von ihnen zerstörten Städte Lodi und Como genöthigt würden. Der König, dessen nächste Absicht war, gegen Chieri und Asti zu ziehen und den Weg durch das Mailänder Gebiet nach den Ticinobrücken zu nehmen, verlangte vor Allem Geleit auf einer guten, zur Verpflegung des Heeres geeigneten Straße und beanspruchte von den beiden Consuln, daß sie selbst die Leitung durch ihr Gebiet übernähmen; die Consuln erklärten sich auch hierzu bereit und blieben beim Könige zurück; sie hofften seinen Unmuth gegen ihre Stadt noch zu besänftigen.

Auch als Gesetzgeber zeigte sich Friedrich gleich damals den Italienern auf dem Roncalischen Felde. Am 5. December erließ er eine Lehnsconstitution, in welcher die Bestimmungen Lothars vom Jahre 1137 *)

*) Vergl. Bd. IV. S. 126.

verschärft und ihnen zugleich rückwirkende Kraft gegeben wurde. „Denn was an sich rechtswidrig ist," — heißt es in dem Gesetz — „kann durch die Zeit nicht Rechtskraft erhalten". Eine für Deutschland längst gültige Bestimmung, daß Jeder, der von seinem Herrn zum Dienst bei der Krönungsfahrt entboten sei und diesen nicht rechtzeitig leiste, seiner Lehen verlustig gehen solle, wurde jetzt auch auf Italien ausgedehnt.

Am 6. December brach der König mit dem Heere von dem Roncalischen Felde auf und zog westwärts dem Ticino zu. Drei Tage führte der Weg durch im Kriege Mailands gegen Pavia arg verwüstete Gegenden, in welchen man kaum die dürftigsten Lebensmittel fand. Endlich gelangte man bei Landriano an den Lambrello und schlug ein Lager auf; aber den Pferden fehlte es auch hier fast an allem Futter. Die Stimmung wurde gegen die mailändischen Consuln, welchen man beimaß, daß sie absichtlich das Heer in diese Oede geführt hätten, sehr erbittert, und der Zorn der Deutschen übertrug sich auf alle Mailänder. Als in Landriano die gefangenen Mailänder und Pavesen ausgeliefert wurden, ließ der König die Letzteren frei, die Mailänder aber wurden zurückbehalten und hatten Mißhandlungen zu erdulden. Auch den Mailänder Bäckern und Krämern, welche dem Heere gefolgt waren, wurde übel begegnet. Höchst aufgebracht auf die treulosen Städter kam man am folgenden Tage gegen Rosate, eine Burg der Mailänder, in welcher etwa 500 Ritter lagen. Vor der Burg schlug der König ein Lager auf und verweilte daselbst zwei Tage. Das Heer litt Mangel und starke Regengüsse, die plötzlich eintraten, vermehrten seine Leiden. Der König verlangte deshalb von den Mailändern, daß sogleich der ganze Platz geräumt würde, damit er dort Unterkunft und Vorrath für sein Heer finde. In der That zogen schon in der nächsten Nacht alle Bewohner, Männer, Weiber und Kinder, bei strömendem Regen ab, und am Morgen des anderen Tages brachen die Deutschen ein, plünderten Alles, was sie vorfanden, und übergaben dann die Burg den Flammen.

Schon schweiften einzelne Reiter Friedrichs bis vor die Thore Mailands; einige Mailänder wurden gefangen und getödtet. In der Stadt, wo man eine Belagerung gefürchtet zu haben scheint, entstanden Tumulte. Man gab den beiden Consuln, die inzwischen nach der Stadt zurückgekehrt waren, Schuld, durch ihre Ungeschicklichkeit alles Unheil veranlaßt zu haben. Das Volk stürmte das Haus des Consuls Girardus; nur mit Mühe wurden weitere Ausschreitungen der Masse

verhindert. Die Behörden der Stadt hielten es für geboten, Nichts unversucht zu lassen, um den Zorn des Königs von der Stadt abzuwenden, und beschlossen deshalb eine neue Gesandtschaft an ihn zu schicken. Friedrich, der eine Belagerung Mailands nicht beabsichtigte, war inzwischen von Rosate nach Abbiate grasso gezogen und hatte dort Nachtquartier genommen. Am folgenden Morgen (15. December) war er mit seinem ganzen Heere über die beiden Holzbrücken gezogen, welche die Mailänder hier über den Fluß geschlagen und befestigt hatten; sobald das deutsche Heer sie überschritten hatte, ließ sie der König zerstören. Nachdem man auf dem rechten Ufer des Ticino die Nacht zugebracht hatte, rückte man in das Gebiet des Grafen von Biandrate ein, wo man jede Unterstützung fand.

Hier erschienen vor dem Könige die mailändischen Gesandten. Sie brachten ihm die Versicherung, daß die Stadt die große ihm versprochene Geldsumme zahlen würde; nur baten sie ihr die Hoheitsrechte über Lodi und Como zu belassen. Der König erwiderte den Gesandten: die Mailänder hätten die ihm gegebenen Zusagen schmählich gebrochen, er habe ihre Ränke kennen gelernt und wolle mit einem so treulosen und wortbrüchigen Volke nichts mehr gemein haben; ihr Geld verschmähe er und befehle ihnen sogleich seine Nähe zu verlassen. Er fügte noch hinzu: sie sollten sich fortan keine Täuschungen mehr über ihn hingeben, kein Abkommen werde er mit ihnen treffen, worin nicht die Herstellung von Lodi und Como gesichert wäre. Als diese Antwort in Mailand bekannt wurde, herrschte die tiefste Niedergeschlagenheit, aber man konnte sich doch nicht entschließen Lodi und Como freizugeben. Mehrmals noch beschied dann Friedrich die Mailänder vor sein Gericht; als sie nicht erschienen, sprach er nach dem Urtheil der Fürsten wegen der Zerstörung von Como und Lodi über Mailand den Bann aus.

Der König lagerte in dem alten Gebiet der Stadt Novara. Der größte Theil dieses Gebiets war in die Gewalt des Grafen von Biandrate gefallen, eines Bundesfreundes Mailands, freilich von sehr zweifelhafter Treue. Novara selbst war nach der Zerstörung durch Heinrich V.*) von Neuem aufgebaut und mit einer festen Mauer und einem ziemlich hohen Wall umgeben. Die Stadt hatte bisher ihre Selbstständigkeit gegen Mailand behauptet, aber sie war in derselben

*) Vergl. Bd. III. S. 804. 870.

nicht minder, wie Pavia, unabläſſig bedroht. In ihrem Gebiet auf der rechten Seite des Ticino hatten die Mailänder mehrere ſtarke Feſten angelegt, um ſie als Stützpunkte zu weiteren Angriffen zu benutzen: es waren Galliate auf einer Beſitzung des Erzbiſchofs, Trecate und Torre di Momo. Der König, der Mailand nicht ſelbſt angreifen, aber doch empfindlich züchtigen wollte, beſchloß, dieſe Burgen zu zerſtören und entbot dazu die Bürger von Novara und Pavia, welche ihm bereitwillig Hülfe leiſteten. Zuerſt wurde Galliate angegriffen, genommen und dem Erdboden gleich gemacht. Daſſelbe Schickſal traf dann Torre di Momo und Trecate. Mitten in dieſem Zerſtörungswerk feierte Friedrich das Weihnachtsfeſt im Lager bei Galliate; die Deutſchen jubilirten über ihre kriegeriſchen Thaten und achteten wenig auf den Jammer der Unglücklichen, die obdachlos umherirrten. Es war in denſelben Tagen, daß eine Geſandtſchaft Venedigs, an ihrer Spitze der Sohn des Dogen Domenico Mauroceno, vor dem König erſchien. Die Freundſchaft Venedigs war für Friedrich bei ſeinen Abſichten gegen Sicilien und ſeinen Verbindungen mit dem griechiſchen Reiche von größter Bedeutung; er erneuerte die alten Verträge mit der Republik und ihre Grenzen gegen das Reich wurden, um ferneren Streitigkeiten ein Ziel zu ſetzen, genau beſtimmt.

Die Mailänder glaubten, als ſie ihre Burgen brechen ſahen, wie ein Zeitgenoſſe ſagt, eine Beute des Todes zu ſein. Sie beſchlich eine Ahnung, was ſie von dieſem Könige zu erwarten hatten. Aber ſie ſahen vorläufig keine Möglichkeit ihm zu begegnen und begnügten ſich damit, ihn auf alle Weiſe zu ſchmähen. Friedrich ließ ſich, nachdem er ſein Rachewerk vollführt, nicht abhalten den Weg zu verfolgen, den er ſich vorgezeichnet hatte. Er ſetzte ſeinen Marſch auf Chieri und Aſti durch das Gebiet von Vercelli und Turin fort und ſcheint auf demſelben nirgends einem Widerſtand begegnet zu ſein. Bei Turin ſetzte er über den Po und rückte dann gegen Chieri. Ueber dieſe Stadt ſprach er wegen ihrer Unbotmäßigkeit gegen Markgraf Wilhelm die Acht aus; auch über Aſti, welches ſeine Streitigkeiten mit dem Markgrafen nicht durch den König ſchlichten laſſen wollte, wurde die gleiche Strafe verhängt.

Chieri war ein großer, befeſtigter Platz, aber die Einwohner trauten doch ihren Befeſtigungen nicht und flüchteten ſich beim Anrücken des deutſchen Heeres in die benachbarten Berge. Ohne Widerſtand zog

der König in die Stadt und fand reiche Vorräthe in derselben. Nach mehrtägigem Aufenthalt verließ er Chieri, welches er als einen Schutthaufen zurückließ, und zog gegen Asti. Auch hier hatten sich die Einwohner geflüchtet und Schutz hinter den Mauern der benachbarten Burg Annone gesucht. Der König zog ungehindert in die verödete Stadt ein. Längere Zeit verweilten die Deutschen in Asti, wo sie manche kostbare Beute fanden; der größte Theil der Stadt wurde bei ihrem Abzuge durch Feuer zerstört (1. Februar). Der König überließ die Ruinen dem Markgrafen, welcher die Thürme und theilweise auch die Mauern abtragen ließ, dann aber die flüchtigen Einwohner zur Rückkehr bewog. Alsbald huldigte Asti dem Könige und wurde wieder zu Gnaden angenommen.

Es konnte kaum anders sein, als daß eine Kriegsführung, die fast nur im Plündern und Zerstören bestand, die Zucht im Heere bedenklich lockerte. Nicht allein, daß Alles gegen den Feind erlaubt schien, auch im Lager kam es häufig zu den wüstesten Raufereien, namentlich unter den jüngeren Kriegsleuten. Noch in Asti hatte deshalb der König auf den Rath der Führer ein strenges Edict gegen derartige Unordnungen erlassen. Alle, hoch und niedrig, mußten beschwören das Schwert nicht im Lager gegen einen Waffenbruder zu ziehen. Der Bruch dieses Lagerfriedens sollte mit Enthauptung oder bei leichteren Fällen mit dem Verlust der Hand bestraft werden. Diese Maßregel erwies sich in der Folge als sehr heilsam, und bald fand das Heer eine Aufgabe zu lösen, der es in der früheren Zuchtlosigkeit kaum gewachsen gewesen wäre.

Auf einem der letzten Abhänge des Apennin nach dem Norden lag die Stadt Tortona; über sie führte die große Straße von Genua und Mailand und sie diente den beiden großen Handelsplätzen als Stapelort. Dadurch war die Stadt ungeachtet ihres beschränkten Gebiets reich geworden. Obwohl ihr Territorium fast ganz von dem Gebiet Pavias umschlossen war, hielt sie doch stets zu Mailand und suchte sich dadurch ihre Selbstständigkeit gegen Pavia zu sichern. Die Pavesen erhoben jetzt vor dem König schwere Klagen über vielfache Unbilden, die sie von der Stadt erlitten. Der König beschied die Bürger von Tortona vor sein Gericht, aber im Vertrauen auf die Unterstützung Mailands leisteten sie weder der ersten noch späteren Vorladungen Folge. Oeffentlich sprach deshalb der König den Bann über die aufrührerische Stadt aus und bedrohte sie, wenn sie in ihrem

Trotz beharre, mit Zerstörung. Aufgestachelt von den Mailändern, verweigerte Tortona auch da noch dem Könige Gehorsam; es rüstete sich zur Abwehr des deutschen Heeres und fand bei Mailand und einigen benachbarten Baronen Unterstützung.

Der König war von Asti in die Markgrafschaft Busco, die Gegenden zwischen Bormida und Scrivia, eingerückt und hatte dort ein Lager bezogen. Da sein Entschluß feststand, den Trotz Tortonas durch die Vernichtung der Stadt zu strafen, schickte er seinen Bruder Konrad, den Herzog Berthold von Zähringen und den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, seinen Bannerträger, mit einigen Rittern voraus, um das Terrain zu erforschen; diese setzten über die Scrivia und schlugen auf dem anderen Ufer ihre Zelte auf. Ungesäumt folgte ihnen der König mit dem deutschen Heere und einer pavesischen Hülfsschaar, konnte aber nicht über den plötzlich durch Regengüsse angeschwollenen Fluß gelangen und mußte getrennt von ihnen das Lager beziehen. Glücklicher Weise verlief sich das Wasser nach kurzer Zeit, so daß sich der König mit den Seinigen zu verbinden vermochte. Ohne Verzug rückte man dann vor die Stadt, schlug am 13. Februar — es war grade Fastenanfang — dort ein Lager auf und begann die Belagerung.

Der obere Theil der Stadt, die Burg, lag auf einer steilen Klippe, die mit ihren Felsrändern natürliche Bastionen bildete; die zugänglicheren Stellen waren durch Thürme geschützt, unter denen der stärkste, weil aus rothen Backsteinen gebaut, der rothe genannt wurde. Man hieß diesen Thurm, welcher die bedenklichste Stelle deckte und an dem besonders das Schicksal der Burg hing, auch den Thurm des Tarquinius, weil man ihn für ein Werk des letzten Römerkönigs hielt. Abwärts von der Burg, am Südabhange hinab, lag die untere Stadt, die Vorstadt, von einem Bach durchflossen; auch sie durch eine Mauer und viele Thürme geschützt.

Nach drei Tagen wagte Herzog Heinrich mit seinen Sachsen einen Sturm auf die untere Stadt, und es gelang ihm, dieselbe ganz in seine Gewalt zu bekommen. Bis zur Burg vorzudringen, glückte ihm nicht, da das Dunkel einbrach und ein furchtbarer Sturm toste. Die untere Stadt wurde darauf fast völlig zerstört, und in den Trümmern derselben bezogen die Sachsen ein Lager. Die Pavesen lagen in der Ebene nach Norden und Osten, wo die Straßen nach Mailand und Pavia gingen; der

König selbst mit dem übrigen Heere an der Westseite, unmittelbar unter dem Felsen der Burg.

Die Einwohnerschaft Tortonas war in der Burg zusammengedrängt, die außerdem noch hundert Ritter nebst zweihundert Bogenschützen, die dürftige von Mailand gesandte Hülfe, und einige aus der Nachbarschaft herbeigekommene Barone mit ihren Vasallen umschloß; unter den Baronen war auch der Markgraf Opizo Malaspina. Bei der hier eingeschlossenen Menschenmenge brach nach kurzer Zeit Hungersnoth aus, und die gedrückte Stimmung der Belagerten steigerte sich noch dadurch, daß bei der engen Umschließung der Burg an ein Entkommen kaum mehr zu denken war. Aber die Verzweiflung weckte den Muth, und bald sah Friedrich, ein wie schweres Werk er begonnen hatte. Die Maschinen, welche er gegen die Burg brauchte, thaten keine Wirkung. Mehrere Angriffe wurden abgeschlagen. Die Belagerten wagten selbst wiederholentlich Ausfälle, bei denen mehrere Deutsche ihr Leben einbüßten. Aber auch die Belagerten selbst erlitten bei diesen Ausfällen schwere Verluste, namentlich unter ihren mailändischen Bundesgenossen. Einige Italiener, welche in die Hand der Deutschen fielen, ließ der König zum warnenden Beispiel für die Rebellen am Galgen aufknüpfen.

Am empfindlichsten bedrückte die Belagerten der Wassermangel. Seit längerer Zeit hatte es nicht geregnet, und die Brunnen auf der Burg waren versiegt. Fast täglich entbrannten deshalb Kämpfe um einen Brunnen, der in der Tiefe nach dem Lager der Pavesen hin lag. Die Belagerten mußten hier ihr Trinkwasser holen, da der die untere Stadt durchfließende Bach theils von Trümmern verschüttet, theils durch die Sachsen gesperrt war. Der unaufhörlich um jenen Brunnen sich entspinnenden Kämpfen schienen die Pavesen allein nicht gewachsen; der König verstärkte sie deshalb durch Wilhelm von Montferrat und einige andere Barone Italiens, die sich ihm angeschlossen hatten. Aber auch so that man jenen Kämpfen keinen Einhalt, und es blieb zuletzt nichts Anderes übrig, als das Wasser durch hineingeworfene Leichname und Pechfackeln ungenießbar zu machen.

Was der König sonst unternahm, um den Fall der Burg zu beschleunigen, hatte nur geringen Erfolg. Er ließ Minen gegen den rothen Thurm führen, um seine Fundamente zu unterhöhlen, aber die Belagerten merkten sein Vorhaben, gruben Gegenminen und ver-

eitelten das Unternehmen. Auch der Versuch, ein benachbartes, von den Mailändern besetztes Castell durch einen nächtlichen Ueberfall, bei dem besonders Herzog Berthold und Otto von Wittelsbach thätig waren, einzunehmen, mißglückte völlig. Aufsehen erregte im Lager des Königs das Heldenstück eines Stallknechts. Ungeduldig über die sich hinschleppende Belagerung, wollte er zeigen, wie man der Burg beikommen könne. Nur mit Schild, Schwert und einem kleinen Beil, wie ihn die Leute seines Geschäfts am Sattel trugen, bewaffnet, klomm er die dem rothen Thurm vorliegende Felswand empor. Mit seinem Beile hieb er sich Stufen in das Gestein und stieg so in die Höhe inmitten eines Regens von Geschossen, die von oben und unten geschleudert sich kreuzten. Glücklich gelangte er bis zu dem schon halb zerstörten Thurme und streckte hier einen Rittersmann, auf den er stieß, zur Erde nieder. Dann kehrte er unversehrt zu den Seinen in das Lager zurück. Der König wollte dem kühnen Mann den Rittergürtel ertheilen, aber er wies diese Auszeichnung zurück. Er sei ein niederer Mann, sagte er, und wolle in seinem Stande bleiben. Reich vom Könige beschenkt, kehrte er zu seinen Rossen zurück. Niemand fand sich, welcher den gefährlichen Weg, den er gezeigt hatte, nach ihm betreten wollte, und die Burg blieb unbezwungen.

Schon lag der König sechs Wochen vor Tortona, als die Osterzeit eintrat. Am grünen Donnerstag (24. März) trat wegen des heiligen Festes eine viertägige Waffenruhe ein, und diese Zeit glaubten die Kleriker und Mönche in der Burg zu einem Versuch benutzen zu sollen, das Herz des Königs zur Milde zu stimmen. Am Charfreitage traten sie in feierlichem Zuge unter Vortragung der Kreuze in ihren geistlichen Gewanden aus der Burg und stiegen zu dem Lager des Königs hinab. Sie erbaten Gehör beim Könige, welches ihnen versagt wurde; doch sandte er einige Bischöfe zu ihnen, um ihr Anliegen zu hören. Ihnen stellten die Geistlichen dann ihr eignes unverschuldetes Unglück dar und suchten zugleich Mitleid mit der verzweifelten Lage ihrer Landsleute zu erregen. Die Bischöfe meldeten dem Könige, was sie gehört hatten, und er vernahm es nicht ohne Bewegung. Aber jede Milde schien ihm unzeitig; die Geistlichen mußten in die Burg zurückkehren, ohne etwas für sich und ihre Landsleute erreicht zu haben.

In ähnlicher Weise, wie das Weihnachtsfest, feierte der König auch Ostern inmitten von Ruinen, die er geschaffen hatte. Wenn er

glaubte, daß der Muth der Belagerten schon völlig gebrochen sei, irrte er. Aufs Neue begannen nach Ostern die Kämpfe, aufs Neue wurden die Maschinen in Anwendung gebracht, und noch immer leistete die Burg hartnäckigen Widerstand. Erst in der dritten Woche nach Ostern sahen die Belagerten die Unmöglichkeit ein, den Widerstand fortzusetzen. Hunger und Durst waren nicht mehr zu stillen, Krankheiten brachen aus, und die Hoffnung auf Entsatz war nur zu lange getäuscht worden. Durch den Abt Bruno von dem Kloster Chiaravalle bei Mailand begannen sie endlich mit dem König zu unterhandeln. Der Vertrag wurde auf die Bedingungen abgeschlossen, daß den Belagerten Leben und Freiheit belassen würde, daß alle, Männer und Weiber, mit der Habe abziehen dürften, welche sie zu tragen vermöchten, alles Andere aber dem Könige und seinem Heere verbliebe. Der Abt habe, behaupteten die Mailänder, von dem Könige auch das Versprechen erhalten, daß die Burg nicht zerstört werden solle, aber der König habe dieses Versprechen nicht halten können, weil er schon früher den Pavesen gegen eine Geldsumme die völlige Zerstörung Tortonas zugesagt und sie auf die Erfüllung dieser Zusage gedrungen hätten.

Am 18. April ergab sich Tortona. Die abziehende Bevölkerung bot den traurigsten Anblick; man glaubte Leichname zu sehen, die aus den Gräbern erstanden. Die Schaaren des Königs, des Herzogs und der Pavesen zogen in die Burg. Unter den Gefangenen, die man vorfand, war ein Grieche, welchen Opizo Malaspina aufgegriffen und hier bewahrt hatte; der König gab dem unglücklichen Manne sogleich die Freiheit. Unverzüglich wurde dann mit dem Zerstörungswerk begonnen; die Burg wurde geplündert, in Brand gesteckt und bis auf die Fundamente abgetragen. Noch am 20. April war der König, sein Strafgericht vollstreckend, auf dem Boden Tortonas; darauf verließ er mit den Deutschen den wüsten Platz, auf dem die Pavesen noch acht Tage zurückblieben, um von der verhaßten Stadt keinen Stein auf dem anderen zu lassen.

Man hat sich billig zu verwundern, daß das große und mächtige Mailand während der langen Belagerung nicht seine ganze Macht aufbot, um Tortona zu entsetzen. Es läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß es gleichzeitig die Erhebung Lodis und Comos besorgte und für seine eigene Sicherheit fürchtete. Wenig wollte es besagen, wenn es noch im letzten Augenblicke zweihundert Ritter und eben so viele Fuß-

soldaten sandte, die nicht einmal nach Tortona gelangten, sondern in Sarezzano und der Umgebung liegen bleiben mußten. Aber kaum hatten die Pavesen den Platz Tortonas geräumt, so besetzte diese Schaar die Unglücksstätte und machte bereits am 1. Mai mit der Herstellung der Stadt den Anfang. Schon in den nächsten Wochen kam es dann zwischen Mailand und Pavia über das neue Tortona zu blutigen Kämpfen, in denen Mailand das Uebergewicht zu behaupten wußte.

Friedrich hatte sich von Tortona nach Pavia begeben und feierte dort am Sonntag Cantate (24. April) ein großes Siegesfest; in der Kirche des Erzengels Michael neben dem Palast der alten Langobardenkönige ließ er sich unter dem Frohlocken der Pavesen und seines Heeres zur Feier des Tages die Krone aufsetzen. Drei Tage wurden in Gelagen und Jubel verbracht. Dann zog er mit dem Heere hinab nach Castel nuovo im Gebiete von Piacenza, wo er ein Lager bezog und bis in den Anfang des Mai verweilte. Piacenza war ihm feindlich gesinnt, und die Mailänder hatten zur Vertheidigung der Stadt Mannschaften geschickt. Aber Friedrich, der vor Tortona schon so viele kostbare Zeit verloren hatte, war nicht gewillt sich in eine neue Belagerung einzulassen; er begnügte sich das Gebiet der Stadt zu verwüsten. Uebrigens wetteiferten die Städte und Fürsten Italiens nach der Unterwerfung Tortonas in Dienstwilligkeit gegen den König und schickten ihm die reichsten Geschenke. Nur die Genuesen waren zurückhaltender, als früher. Man forderte sie auf nicht zurück zu bleiben, aber die Consuln erklärten, daß sie nicht eines Hellers Werth mehr dem Könige zahlen würden. Es gab ihnen Selbstvertrauen, daß sie das ganze Gebiet in guten Vertheidigungszustand gesetzt hatten, nach allen Seiten völlig gerüstet waren. Als der König von den Rüstungen Genuas hörte, sandte er Boten an die Consuln mit geheimen Aufträgen. Einer der Consuln ging darauf selbst zum Könige und trat mit ihm in wichtige Berathungen, die unfraglich dem sicilischen Kriege galten; abermals versprach Friedrich der Stadt die glänzendste Zukunft.

Nachdem der König den Po überschritten, zog er, schon von zahlreichen lombardischen Schaaren begleitet, durch die Gebiete von Parma und Modena in das Bolognesische; überall kam man ihm dienstwillig entgegen. Bei Bologna feierte er das Pfingstfest (15. Mai). Er hatte am Reno ein Lager aufgeschlagen, um dem ermüdeten Heere Ruhe zu gönnen. Nach einem neuerdings entdeckten Epos eines Dichters aus

Bergamo, welcher die Kämpfe Friedrichs mit Mailand verherrlicht, ist der König damals zuerst der berühmten Rechtsschule nahe getreten, welche nach einigen Jahren tiefer in seine Politik eingreifen sollte. Wir haben keinen Grund in die Nachrichten jenes Gedichts Zweifel zu setzen und verweilen um so lieber bei ihnen, als sie zeigen, daß Friedrich in jenen Tagen, wo er Italien glaubte nur durch den Schrecken zügeln zu können, doch auch friedlicher Bestrebungen gedachte; es fällt so ein lichter Schein in ein sonst sehr düsteres Bild.

Ganz Bologna, berichtet der Dichter, zog hinaus, um den König zu ehren. Die Bürger brachten ihm Geschenke und sorgten für die Bewirthung seines Heers. Im langen Zuge nahten mit einander auch die Doctoren Bolognas und ihre Schüler, voll brennenden Verlangens den römischen König zu sehen. Gütig nahm sie der König auf und richtete viele Fragen an sie: wie sie in der Stadt sich befänden, warum ihnen gerade dieser Ort besonders gefiele, ob die Bürger ihnen irgendwie beschwerlich fielen, ob sie getreulich die übernommenen Verpflichtungen einhielten, ihnen Liebe erwiesen und sie gastlich behandelten. Ein Doctor übernahm darauf die Antwort und schilderte das glückliche Leben der Scholaren: man suche Bologna auf, da es reich an Lebensbedürfnissen und bequem für die Studirenden sei, es ströme hier der Studien wegen eine große Zahl Lernbegieriger von allen Seiten herbei, sie brächten Gold und Silber, Geld und Gewande hierher, mietheten Häuser sich inmitten der Stadt und kauften Alles mit Ausnahme des Wassers um einen angemessenen Preis, Tag und Nacht lägen sie, so lange sie in der Stadt verweilten, fleißig den Studien ob und die Arbeit wäre ihnen eine Lust; die Bürger erwiesen ihnen vielfache Ehren und seien nur in einem Punkte ihnen bisweilen beschwerlich, daß sie manche zwingen wollten Schulden zu zahlen, welche nicht sie, sondern ihre Nachbarn zu Hause gemacht, und sie zu dem Ende pfändeten; gegen einen solchen Unfug möge der Kaiser sie durch ein Gesetz schützen. Der Kaiser ging darauf mit den Fürsten zu Rath und erließ ein Gesetz zum Schutz der Studirenden, wonach Niemand sie weder während ihres Aufenthalts in der Stadt noch bei der Ankunft oder dem Weggang beunruhigen, auch von keinem Studirenden die Zahlung einer Schuld beanspruchen dürfte, welche einer seiner Nachbarn gemacht habe. Der König bat dann die Bürger, sie möchten die Studirenden in ihrer Stadt in Ehren halten und die Gastlichkeit ihnen gegenüber nicht verletzen.

Einige Tage darauf ließ Friedrich das Lager abbrechen, ging über den Apennin und stieg in das Arnothal hinab. Hier scheint Florenz ihm einigen Widerstand bereitet zu haben, doch konnte derselbe seinen Marsch nicht aufhalten. Von Pisa erschienen in dieser Zeit Gesandte und wurden in ehrenvoller Weise empfangen; der König befahl der seemächtigen Stadt Schiffe gegen den König von Sicilien zu rüsten und stellte auch ihr, wie früher Genua, große Vergünstigungen in Aussicht. Schon vorher war Anselm von Havelberg von Constantinopel zum Könige zurückgekehrt, während Alexander von Gravina dort zurückgeblieben war, um eine Gesandtschaft zu geleiten, welche dem Bischofe nach Italien folgen sollte. Anselm wird gute Kunde gebracht haben; wenn er auch den Bund mit dem Ostreiche nicht zum Abschluß gebracht hatte, muß er doch in den wesentlichen Punkten Uebereinstimmung erreicht haben. Dafür zeugen nicht nur die Maßregeln für den Krieg in Unteritalien, welche der König damals traf, sondern auch die hohen dem Havelberger Bischof bestimmten Auszeichnungen. Der König veranlaßte, daß Anselm durch Wahl des Klerus und des Volks auf den erledigten erzbischöflichen Stuhl von Ravenna erhoben wurde, und ertheilte ihm den Ehrentitel eines Exarchen. Der Erwählte von Ravenna folgte dem gegen Rom ziehenden Heere, um dort vom Papste geweiht zu werden. Höhere Ehren, als einst Norbert zugefallen, hatte sein gelehrter und weltgewandter Schüler der Gunst des Staufers zu danken.

Papst Hadrian IV. und Friedrichs Kaiserkrönung.

Näher und näher rückte der König mit seinem Heere gegen Rom. Am 4. Juni lagerte er beim Castell Tintignano im Thal der Orcia, nur wenige Tagemärsche von der Stadt. Seine Nähe erfüllte die römische Curie halb mit Freude, halb mit Besorgniß. Sie hatte selbst ihn gerufen, und sie erwartete von ihm Hülfe gegen den Sicilier und vor Allem die Unterdrückung des Senats. Aber sie wußte doch auch genug von seinem Ehrgeiz und seinem Stolz, um diesen Bundesgenossen zu fürchten.

Anastasius IV. saß nicht mehr auf dem Stuhle Petri. In den Tagen, als Friedrich auf der Roncalischen Ebene zu Gericht saß, war

er nach kurzem Pontificat gestorben (3. December 1154). Einmüthig hatten die Cardinäle sogleich den Bischof Nicolaus von Albano zu seinem Nachfolger gewählt, und der Erwählte, welcher den Namen Hadrian IV. annahm, war ohne Verzug ordinirt worden.

Der Lebensgang des neuen Papstes war ein sehr wunderbarer gewesen. Er*) stammte von St. Albans in England — der einzige Engländer, der je auf den Stuhl Petri gelangt, — und war aus den dürftigsten Verhältnissen hervorgegangen. Sein Vater war ein armer Kleriker, der später in das Kloster St. Albans eintrat und den schönen, reich begabten Knaben sich selbst überließ. Nicolaus, in der Heimath verlassen und mißachtet, suchte in der Ferne sein Glück. Er zog zunächst nach Frankreich, wußte aber es dort nicht zu finden. Weiter wanderte er dann und kam in die burgundischen Gegenden, wo er zu Arles Gelegenheit zu gründlicheren Studien fand. Folgenreich war es für ihn, daß er in dem Stift St. Rufus bei Valence Aufnahme fand. Man gewährte ihm hier Unterhalt, und er suchte ihn durch willige Dienste zu vergelten. Der anmuthige, kluge und thätige Jüngling gefiel allgemein, so daß man ihn endlich zum Eintritt in das Stift aufforderte. Allmählich erlangte er durch seine Kenntnisse und seine ungewöhnliche Beredsamkeit ein solches Ansehen unter den Brüdern, daß man ihn erst zum Propst, dann zum Abt des Stifts wählte. Aber die durchgreifende Herrschaft des Fremden wurde den Brüdern nach kurzer Zeit lästig; sie begannen Händel mit dem Engländer, verweigerten ihm den Gehorsam und verklagten ihn bei Eugen III. Der Papst nahm sich des Abts, dessen hervorragende Begabung er erkannte, mit allem Eifer an, konnte aber auf die Dauer den Widerstand in St. Rufus nicht brechen und hielt es schließlich für das Beste, den Abt in Rom zu behalten. Er verlieh ihm das Cardinalbisthum Albano und benutzte ihn bald darauf zu einer sehr wichtigen Legation nach dem scandinavischen Norden. Der Zweck derselben war neben dem Erzbisthum Lund eigene Kirchenprovinzen für die norwegischen und schwedischen Bisthümer zu begründen. Im Jahre 1152 trat Nicolaus die Reise an, welche von großen Erfolgen begleitet war. Für Norwegen und die nördlichen Inseln des Oceans bis Island und Grönland gründete er zu Drontheim ein neues Erzbisthum. Zu einer gleichen Schöpfung für Schweden

*) Sein ursprünglicher Name war Breakspear.

brachte er es nicht, doch gelang es ihm auch dort die Kirchen im Sinne Roms fester zu organisiren. Nachdem er für Drontheim noch die Zustimmung des Erzbischofs Eskil von Lund gewonnen, kehrte er gegen Ende des Jahrs 1154 nach Rom zurück. Man feierte ihn als den Apostel des Nordens, der dort die kirchlichen Ordnungen durchgeführt und dem Herrn ein großes Volk gewonnen habe; auch das schlug man ihm hoch an, daß er den Norden zur Zahlung des Peterspfennigs verpflichtet hatte. So groß schien sein Verdienst, daß man ihn, als kurze Zeit darauf der Stuhl Petri erledigt wurde, für den geeigneten Mann hielt, unter den obwaltenden, äußerst schwierigen Verhältnissen das römische Bisthum zu leiten.

Hadrian erschien äußerlich als ein Mann von sanftmüthigem Wesen, zu Aufwallungen der Leidenschaft wenig geneigt. Aber sein Wille war fest und von großer Zähigkeit; vor Allem beherrschte ihn das Verlangen, die höchste Stelle der abendländischen Christenheit, zu der er aus dem Staube emporgestiegen, mit allen Ehren zu bekleiden. Ein Mann, dem so viel geglückt war, mochte der eigenen Kraft wohl trauen, und ohne Zweifel besaß er Eigenschaften, welche ihn zu der Leitung der römischen Kirche vorzugsweise zu befähigen schienen.

Wenn der neue Papst mit den Traditionen und dem Geschäftsgange der Curie weniger bekannt war, so ergänzte ihn nach dieser Seite vortrefflich sein Kanzler Roland, der schon in der letzten Lebenszeit Eugens III. und während des kurzen Pontificats seines Nachfolgers im Wesentlichen die Politik der Curie geleitet hatte. Roland stammte aus Siena; man hat später behauptet, daß er dem vornehmen Geschlecht der Bandinelli entsprossen sei, aber es finden sich nirgends Beweise für eine adlige Herkunft. Durch die ausgezeichneten Kenntnisse, welche er sich in den scholastischen und in den schönen Wissenschaften aneignete, kam er empor. Eine Zeit lang hatte er sogar in Bologna gelehrt und besonders das Kirchenrecht vorgetragen; kanonistische Schriften sind von ihm erhalten und selbst an der berühmten Sammlung des Gratian soll er Antheil haben. Als Diakon und Domherr gehörte er der Kirche zu Pisa an, wo man die Bildung, die Rechtskenntniß und die hervorragende Beredsamkeit Rolands nach Gebühr zu würdigen wußte; doch erkannte Papst Eugen, daß ein solcher Mann nur an der Curie seine rechte Stelle fände. Etwa um dieselbe Zeit, wo Nicolaus in das Cardinalcollegium gezogen wurde, fand auch

Roland in demselben Aufnahme; er wurde zuerst zum Cardinaldiakon der Heiligen Cosmas und Damiani, dann zum Cardinalpriester vom Titel des h. Marcus bestellt, bald auch das Kanzleramt ihm übertragen. Er war erheblich jünger, als der neue Papst, rascher und leidenschaftlicher, aber ihre Anschauungen standen doch in voller Harmonie. Beider Geist bewegte sich ganz in den Ideen Gregors VII.; in dem Regiment der letzten Päpste erschien ihnen Vieles als schwächliche Nachgiebigkeit, und die Noth der römischen Kirche mochten sie zum großen Theile auf Selbstverschuldung jener Päpste zurückführen. Sie glaubten an den Sieg der Kirche, waren aber überzeugt, daß er nur durch unbeirrtes Festhalten an den Principien Gregors VII. gewonnen werden könne.

Die Schwierigkeiten seiner Stellung blieben Hadrian nicht lange verborgen. Er hat später seinem Freunde Johann von Salisbury bekannt: der Stuhl Petri sei mit Stacheln besäet und die päpstliche Krone aus scharfen Dornen geflochten und von erdrückender Schwere, sie glänze wohl, aber nur weil sie eine Feuerkrone sei; er wünsche, daß er nie den Boden Englands verlassen habe oder still im Kloster St. Rufus geblieben sei. In der That war das römische Bisthum trotz der ausschweifenden Vorstellungen, die man von seiner Macht und Herrlichkeit hatte, und trotz alles äußern Glanzes, welcher den Pontifex umstrahlte, damals in der kläglichsten Lage. Mit dem jungen König von Sicilien dauerten die Streitigkeiten fort, welche die letzten Päpste mit seinem Vater geführt hatten. Die Griechen suchten in Italien wieder festen Boden zu gewinnen und bedrohten mehr noch die geistliche Autorität des römischen Bischofs, als seine weltlichen Gerechtsame. Mit dem Senat war ein Scheinfriede geschlossen, welchen die Curie selbst nur so lange zu halten gedachte, als die Noth sie zwang. Vom Senate geschützt, weilte Arnold von Brescia noch in Rom und bestritt in seinen das Volk erhitzenden Reden alle weltliche Macht der Kirche. Schon seit einem Jahrzehnt hatte die Curie Hülfe gegen die sie bedrängenden Feinde von Deutschland erwartet, aber bisher stets vergebens. Als der neue Papst sein Regiment antrat, konnte nur das ihm einige Hoffnung bieten, daß ein deutsches Heer endlich die Alpen überstiegen hatte und in der Lombardei stand. Wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung schickte er deshalb an Friedrich Gesandte. Es waren der Cardinalbischof Cencius von Porto und die Cardinalpriester Bernhard und Octavian. Die beiden Letzteren hatten auch zu den

Unterhändlern des zwischen Friedrich und Eugen III. geschlossenen Friedens gehört und waren dem König durch ihre Legationen in Deutschland bekannt. Ihr Auftrag war kein anderer, als die Erneuerung des Friedens in allen seinen Bestimmungen, und sie erlangten dieselbe ohne Schwierigkeiten. Als sich dann durch die Kämpfe um Tortona Friedrichs Anzug gegen Rom verspätete, trieb ihn der Papst immer von Neuem zur Eile.

Sobald König Wilhelm von Sicilien die Wahl des neuen Papstes erfahren hatte, war eine Gesandtschaft mit Friedensanerbietungen von ihm nach Rom abgesendet worden; aber sie hatte dort die schroffste Abweisung gefunden. Im Anfange der Fasten kam Wilhelm selbst nach Salerno, und an seinem Hofe stellte sich hier der römische Cardinal Heinrich ein; er überbrachte ein Schreiben des Papstes, in welchem dem Sicilier sogar der königliche Titel verweigert wurde. Wilhelm 'gerieth in den heftigsten Zorn, ließ den Legaten nicht vor und beschloß dem Papste mit den Waffen zu antworten. Während er selbst nach Sicilien zurückging, übergab er die Regierung Apuliens seinem Kanzler Asclittin mit dem Auftrag, Benevent zu besetzen und von Campanien aus gegen Rom vorzudringen.

Indessen war es in Rom selbst zu den ärgerlichsten Auftritten gekommen. Arnold von Brescia verweilte, obgleich der Papst gleich nach seinem Regierungsantritt die Ausweisung desselben verlangt hatte, noch immer in der Stadt: ihm und seinem Anhange maß man die Ruhestörungen bei. Als ein angesehener Cardinal, der sich gerade zum Papst begeben wollte, auf der Via sacra überfallen und schwer verwundet wurde, nahm der Papst hiervon Veranlassung, über die eigene Stadt, was noch keiner seiner Vorgänger gewagt hatte, das Interdict zu verhängen. Aller Gottesdienst mußte in Rom, wo sich in der Fastenzeit die Pilger von allen Seiten sammelten, unterbleiben, die Kirchen wurden geschlossen, die Hymnen verstummten. Diese Maßregel wirkte. Als das Osterfest nahte, bestürmten Klerus und Volk den Senat die Aufhebung des Interdicts vom Papst zu erwirken. Am Tage vor dem grünen Donnerstag erschienen darauf die Senatoren vor dem Papste und beschworen vor ihm, wie er es verlangte, daß Arnold und seine Genossen sofort aus der Stadt und ihrem Gebiete entfernt werden sollten, wenn sie sich dem Papste nicht willig unterwerfen wollten. Die Unterwerfung müssen sie verweigert haben; denn noch an demselben Tage

wurden sie aus Rom verwiesen. Das Interdict wurde nun aufgehoben, und unter großem Jubel zog der Papst, der bis dahin die Leostadt nicht zu verlassen gewagt hatte, in feierlicher Procession mit den Cardinälen, begleitet von dem Adel und der Bürgerschaft, am grünen Donnerstag nach dem Lateran, wo er das Osterfest (27. März) mit gewohnter Pracht beging.

Die Freude über diesen Erfolg wurde dem Papste bald getrübt. Der sicilische Kanzler hatte das Beneventanische bis an an die Mauern der Stadt verwüstet und sie dann eng eingeschlossen. Im Mai drang er darauf in die römische Campagna ein. Am 30. Mai wurde Ceperano von dem Heere des Kanzlers in Brand gesteckt. Am 1. Juni stand dasselbe bei Monte S. Giovanni; am 3. Juni ging auch das benachbarte Bauco in Flammen auf. Dem Einbruch der Normannen antwortete der Papst mit dem Banne, den er gegen König Wilhelm schleuderte, und schon rückte das deutsche Heer heran, mit welchem er den verwegenen Vasallen züchtigen und die unbotmäßigen Römer unterwerfen wollte.

So hochwillkommen die Nähe des deutschen Heeres dem Papste war, sah er doch der Begegnung mit König Friedrich nicht ohne Sorge entgegen. Es war ihm zweifelhaft, ob er in ihm die Devotion finden würde, welche er von dem Manne beanspruchte, den er zum Kaiser krönen sollte; überdies scheint er befürchtet zu haben, daß Arnold von Brescia bei dem Könige eine Zuflucht finden könnte. Arnold hatte nämlich, nachdem er aus Rom verjagt war, von dem Bann und den Häschern des Papstes verfolgt, an den Grenzen Tusciens in einem Hospiz der Camaldulenser zu Bricola im Thal der Orcia eine Zuflucht gesucht, war aber hier in die Hände des Cardinaldiakonen Oddo, eines eifrigen und geschickten Werkzeugs der Curie, gefallen. Auch Oddo war aus Brescia gebürtig, aber die beiden Brescianer waren sehr verschiedene Wege gegangen. In der Noth fand Arnold noch einmal unerwartete Hülfe: die benachbarten Visconti von Compagnatico entrissen ihn der Gewalt des Cardinals und brachten ihn auf eine ihrer nahen Besitzungen. Dort lebte er, von seiner Umgebung wie ein Prophet geehrt, noch zu der Zeit, als Friedrichs Heer in das Thal der Orcia hinabstieg.

Der Papst hielt es für gerathen, selbst dem König entgegenzugehen. Schon in der Mitte des Mai verließ er Rom und begab sich nach

Siena, von wo er am 1. Juni drei Cardinäle, Guido vom Titel der h. Potentiana, Johannes vom Titel der Heiligen Johannes und Paulus und den Diakonen Guido von S. Maria in Porticu an den König absandte, den sie zu St. Quirico fanden. Sie sollten Sicherheiten für den Papst gewinnen, wie sie früher Heinrich V. und Lothar vor der Krönung gegeben hatten, und zugleich die Auslieferung Arnolds fordern. Obwohl Friedrich den gefürchteten Brescianer nicht in Händen hatte, fand er doch sofort Mittel und Wege, um den Wunsch des Papstes zu erfüllen. Er sandte seine Häscher nach den Viscontis aus; einer von diesen wurde ergriffen und ließ, um sich zu lösen, Arnold an den König überliefern. So kam Arnold in Friedrichs Gewalt und aus dieser in die Hand der Cardinäle, welche dem Papst seinen gehaßtesten Gegner zuführten. Wegen ihrer anderen Aufträge erhielten die Cardinäle keinen Bescheid; denn gleichzeitig hatte der König den Erzbischof von Köln und Anselm, den Erwählten von Ravenna, an den Papst gesandt, um die erforderlichen Vereinbarungen zu treffen, und vor der Rückkehr dieser Gesandten meinte er keine Verbindlichkeiten eingehen zu können.

Der Papst wollte dem König bis Orvieto entgegengehen und war bereits bis Viterbo gekommen, als er die Nachricht von jener königlichen Gesandtschaft erhielt. Er besorgte, daß sie ungebührliche Forderungen an ihn stellen werde, und zog sich nach Civita Castellana zurück. Hierhin folgten ihm die Gesandten und eröffneten ihre Aufträge, welche keinen Zweifel ließen, daß der König die günstigsten Absichten für den Papst und die römische Kirche hege. Dennoch glaubte der Papst vor Rückkehr seiner Gesandtschaft keine bindenden Erklärungen geben zu können. Als die königliche Gesandtschaft darauf die Rückkehr antrat, traf sie auf dem Wege die päpstlichen Gesandten, die aus dem königlichen Lager kamen. Sie hielten es für das Beste, sich sofort gemeinsam zum Könige zu begeben, der inzwischen über Aquapendente bis Viterbo gelangt war.

Bei den wichtigen Verhandlungen, die dann im königlichen Lager gepflogen wurden, war auch der Cardinal Octavian thätig, welcher an dem Abschluß des Vertrags zwischen Friedrich und der römischen Curie besonders betheiligt gewesen war, und es ist deshalb schwer zu glauben, daß er auf die Verhandlungen einen verwirrenden Einfluß geübt habe, wie später behauptet wurde. Die Angelegenheiten wurden ganz im

Sinne des Papstes geordnet. Vor dem Könige und seinem ganzen Gefolge in Gegenwart der Cardinäle beschwor ein vornehmer Vasall des Königs in dessen Namen auf das Kreuz und das Evangelium alle die Sicherheiten, welche der Papst verlangte, und die vollständige Aufrechthaltung des schon früher festgestellten Vertrags. Wir kennen den Inhalt des Eides nur aus einem nicht unverdächtigen Bericht eines Mannes, der später zu den entschiedensten Gegnern Friedrichs gehörte. Wäre diesem Bericht zu trauen, so hätte der König nicht nur dem Papste jede Sicherheit für seine Person, seine Stellung und seine Besitzungen, unbedingten Schutz gegen seine Widersacher und Rächung aller erlittenen Unbilden beschwören lassen, sondern dieselben Zusicherungen, was früher nie geschehen war, auch sämmtlichen Cardinälen gegeben.

Hocherfreut kehrten die Cardinäle zum Papste zurück; ihre Botschaften entfernten alle Bedenken der römischen Curie. Der Papst erklärte sich sofort zur Krönung bereit und wünschte sobald wie möglich eine persönliche Zusammenkunft mit dem König zu haben. Sie erfolgte in den nächsten Tagen. Während der König bis Sutri vorgegangen war und in der Nähe lagerte, hatte sich der Papst am 7. Juni nach Nepi begeben; am folgenden Tage wollten die beiden Häupter der abendländischen Christenheit sich im königlichen Lager begegnen. Der Papst erschien in feierlichem Aufzuge, auf einem Zelter reitend, von allen seinen Cardinälen umgeben; der Erzbischof Arnold und viele andere deutsche Fürsten kamen ihm entgegen und geleiteten ihn in festlicher Weise zum Zelt des Königs. Aber der Papst und die Cardinäle waren sehr überrascht, als der König die Dienste des Marschalls dem Nachfolger Petri verweigerte, weder den Zügel seines Zelters führte, noch ihm den Steigbügel hielt. Alle die früheren Besorgnisse erwachten unter den Cardinälen von Neuem; der Papst selbst war sehr niedergeschlagen. Nachdem er von dem Zelter gestiegen und sich auf einen bereitgestellten Thronsessel niedergelassen, warf sich der König nach dem Herkommen vor ihm nieder, küßte ihm die Füße und erwartete von ihm den Friedenskuß. Aber der Papst verweigerte ihm denselben und sagte, da der König ihm die Ehren, welche die Vorgänger desselben den Nachfolgern Petri erwiesen, versagt habe, werde er ihn nicht eher zum Friedenskuß zulassen, als bis er Genugthuung empfangen habe. Der König behauptete: er sei zu dem vom Papste beanspruchten Ehrendienst

nicht verpflichtet, war aber einer genauen Untersuchung der Sache nicht entgegen.

Man blieb am folgenden Tage noch an derselben Stelle und verhandelte lange und eingehend über die streitigen Verpflichtungen des Königs. Die Cardinäle traten dafür ein, daß es sich um ein altes Recht des Papstes handle, die deutschen Herren bestritten dies mit Entschiedenheit, und der Streit erhitzte sich so, daß mehrere Cardinäle das Lager verließen. Da aber einige ältere Fürsten und solche Männer, die sich der Zeiten Lothars erinnerten, für die Ansprüche des Papstes sich erklärten und dafür historische Nachweise vorgebracht wurden, einigte man sich endlich zu dem Beschluß, daß der König aus Ehrfurcht vor dem Apostel Petrus und der römischen Kirche gehalten sei dem Papste die Dienste eines Marschalls zu leisten, also den Steigbügel zu halten, und der König fügte sich diesem Beschluß. Am folgenden Tage brach man auf, um an dem kleinen See von Monterosi ein Lager zu beziehen. Der König zog dem Papste voran, und als dieser sich dem Königszelte näherte, ritt er auf einem Umwege ihm entgegen, stieg darauf vom Pferde, führte auf Wurfweite vor den Augen des ganzen Heeres dem päpstlichen Zelter den Zügel und hielt dann dem Papste den Steigbügel. Jetzt nahm der Papst keinen Anstand mehr dem Könige den Friedenskuß und den Segen zu ertheilen.

Vereint und in bestem Einverständniß setzten Beide den Zug gegen Rom fort. Der Papst wurde nicht müde über die Unbilden, welche er von den Römern zu erleiden habe, sich zu beklagen und Friedrich die durch den Vertrag übernommene Verpflichtung, Rom wieder ganz der päpstlichen Herrschaft zu unterwerfen, in Erinnerung zu bringen. Inzwischen erschien eine Gesandtschaft der Römer selbst, um dem Könige die Bedingungen für seine Aufnahme in der ewigen Stadt zu stellen. Sie verlangten Zusicherungen, daß er gewisse Geldsummen für die Krönung spende, überdies die alten Rechtsgewohnheiten und die Besitzurkunden mit einem dreifachen Eide bestätige. Dies Alles war herkömmlich. Aber wenn Friedrich sich dem Papste gegenüber dem Herkommen gefügt hatte, den Römern glaubte er Gleiches nicht schuldig zu sein: überdies mußten bei den Verpflichtungen, die er gegen den Papst eingegangen war, alle Zusicherungen an die Römer bedenklich erscheinen. Nachdem er mit dem Papst und den Cardinälen Rath gepflogen, wies er entschieden die Forderungen der Römer ab; er

wollte, wie er selbst sagt, die Kaiserkrone nicht kaufen und hielt es nicht seiner Würde entsprechend, sich dem Volke eidlich zu verpflichten. Entrüstet verließ die Gesandtschaft der Römer den König, und es war klar, daß er die Kaiserkrone nur gegen den Willen des römischen Volks gewinnen werde.

Schon standen König und Papst mit dem deutschen Heere am Monte Mario. Die Leostadt war in den Händen des Papstes, aber es schien nöthig, um die Krönungsfeierlichkeiten vor jeder Störung zu sichern, in dieselbe eine starke deutsche Besatzung zu legen. Man bestimmte zu der Krönung den 18. Juni, einen Sonnabend gegen die hergebrachte Sitte, um die Römer irre zu führen, welche die Ceremonie erst zum Sonntag erwarteten. In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend führte der Cardinal Octavian durch das kleine Thor zwischen der Engelsburg und St. Peter einen großen Theil des deutschen Heeres in die Leostadt und ließ die ganze Umgebung des Doms durch dasselbe besetzen.

In der ersten Frühe des folgenden Tages brachen dann Papst und König vom Monte Mario auf. Der Papst mit den Cardinälen und den anderen Klerikern zog voran, um den König zu empfangen. Noch vor acht Uhr erschien der König, hoch zu Roß, umgeben von einem glänzenden Gefolge, mit den Rittern, welche er zurückbehalten hatte, an dem Thor der Leostadt und wurde von dem Papste an den Stufen von St. Peter empfangen. Während der König die für die Kaiserkrönung übliche Tracht anlegte, begab sich der Papst nach der nahen Kirche S. Maria in Turri. Hierhin folgte ihm Friedrich und legte vor ihm das herkömmliche Gelöbniß ab: „Ich verspreche und gelobe vor Gott und dem heiligen Petrus, daß ich ein Schutzherr und Vertheidiger der römischen Kirche in allen ihren Angelegenheiten nach allem meinen Wissen und Vermögen unter Gottes Beistand sein werde.“ Der Papst begab sich darauf nach St. Peter, wohin der König sogleich ihm folgte. Hier wurden die üblichen drei Gebete über Friedrich gesprochen, und es erfolgte dann die Salbung vor dem Grabe des Apostelfürsten. Bei der Messe überreichte der Papst dem Könige Schwert, Scepter und Krone und ertheilte ihm den Segen. Ein so kräftiger Jubelruf erscholl von den deutschen Kriegern, daß man glaubte das Rollen des Donners zu hören. Um die Mittagsstunde war die Ceremonie vollendet, und der Kaiser kehrte, allein auf einem reich-

geschmückten Roß sitzend, sein Gefolge zu Fuß sich ihm anschließend, nach seinem Lager zurück, welches dicht vor der Leostadt auf den Neronischen Wiesen aufgeschlagen war. Der Papst zog sich nach dem Palast neben der Peterskirche zurück.

Die Krönung hatte ohne Wissen der Römer stattgefunden; man hatte die Thore neben der Engelsburg, welche von der Petersbrücke in die Leostadt führten, geschlossen gehalten, um jede Betheiligung des Volks zu verhindern. In vielen Beziehungen erinnerte der Vorgang an jene versteckte Krönungsfeierlichkeiten, durch welche Heinrich V. das kaiserliche Diadem gewonnen*); nur daß Hadrian willig die Hand zu einer Ceremonie bot, zu der sich Paschalis II. nur unter den Schrecken der Gefangenschaft hatte bewegen lassen. Es stand kaum zu erwarten, daß das heißblütige, um seinen Krönungssold betrogene Volk der Römer die ihm bereitete Ueberraschung ruhig hinnehmen würde. Den Ausbruch des Volksunwillens wird Friedrich vorausgesehen und wenig gefürchtet haben. Aber das Unwetter brach früher los, als er und der Papst erwartet hatten.

Sobald das römische Volk Kunde von der Krönung erhalten hatte, drängte es nach der Petersbrücke, sprengte die Thore derselben und ergoß sich durch die Leostadt, welche von dem Kaiser und seinem Heere bereits verlassen war, bis nach St. Peter. Zwei zurückgebliebene Kriegsknechte des Kaisers wurden erschlagen, mehrere Cardinäle mißhandelt und geplündert. Als der Kaiser und das Heer, von der Hitze und den Anstrengungen des Tages völlig erschöpft, sich durch die Genüsse des Mahles zu erquicken suchten, hörte man das Getümmel von St. Peter her, und eilig griff Alles zu den Waffen. Der Kaiser besorgte, daß sich die Menge Gewaltthaten gegen den Papst erlauben könnte, und stürmte mit seinen Rittern voran, um dem Bedrängten zu helfen. Ueber die Mauern, die noch seit den Zeiten Heinrichs IV. in Trümmern lagen, eilte man von allen Seiten nach dem Dom, und es entspann sich alsbald um ihn der hitzigste Kampf. Während die Deutschen die über die Petersbrücke vorgedrungenen Römer zurücktrieben, hatten sie zugleich den Trasteverinern zu begegnen, die von der anderen Seite die Leostadt angriffen. Es war ein wüstes Gemetzel, in welchem sich besonders die Sachsen unter Heinrich dem Löwen den

*) Vergl. Bd. III. S. 820. 821.

Römern furchtbar machten. Erst die Nacht machte dem Blutbade ein Ende. Die Deutschen blieben im Besitz der Leostadt, während die Römer zurückwichen. Die Letzteren sollen gegen tausend der Ihrigen verloren haben, die theils dem Schwerte erlagen, theils im Tiber ertranken, theils in Gefangenschaft fielen. Die Gefangenen, etwa zweihundert, lieferte der Kaiser auf seine dringenden Bitten dem Papste aus, der sie dann dem Präfecten Petrus übergab.

Der Krönungstag war in einen Kampf ausgelaufen, der an jene unseligen Ereignisse erinnerte, welche der mißglückten Krönung Heinrichs V. folgten. Freilich hatten damals die Römer für den mißhandelten Papst die Waffen ergriffen, während sie jetzt den Papst zugleich mit dem Kaiser bekämpften. Hadrian mochte glauben, daß er nun um so eher auf die Unterwerfung Roms durch Waffengewalt zu hoffen habe. Der Aufstand der Stadt schien den Bund zwischen ihm und dem Kaiser nur fester zu ziehen. Gerade damals erhielt Anselm, der sich um diesen Bund die größten Verdienste erworben, den Lohn seiner Dienste: der Papst ordinirte ihn zum Erzbischof von Ravenna und der Kaiser ertheilte ihm ein großes Privilegium für das Kloster S. Maria in Portu.

Um dieselbe Zeit fand Arnold von Brescia, das unglückliche Opfer jenes Bundes, sein Ende. Von dem Präfecten verurtheilt, wurde der Mann, welcher den Bann von vier Päpsten getragen hatte, zum Galgen geführt. In dem bereits erwähnten, neuentdeckten Gedicht über Friedrichs Kämpfe mit Mailand finden sich Nachrichten über Arnolds Ende, die vielleicht um so mehr Glauben verdienen, als sie von einem Bergamasken herrühren, welcher dem Propheten nicht fern gestanden zu haben scheint, aber nicht zu seinen Anhängern gehörte. Als Arnold, sagt er, die Rüstungen zu seiner Hinrichtung sah und ihm der Strick um den Hals gelegt werden sollte, fragte man ihn, ob er von seiner Irrlehre ablassen und seine Sünden bekennen wolle; er aber antwortete unerschrocken und voll Selbstvertrauen: seine Lehre halte er für heilsam und werde für seine Reden, die weder unvernünftig noch schädlich seien, den Tod nicht scheuen, nur bitte er um eine kurze Frist, denn er wolle Christus seine Sünden bekennen. Darauf beugte er seine Kniee, erhob die Augen und Hände zum Himmel und seufzte aus tiefster Brust; ohne Worte empfahl er Gott seine Seele. Ruhig überließ er dann den Henkern seinen Leib. Nicht ohne Thränen

verrichteten sie ihr trauriges Geschäft. Den Leichnam übergab man den Flammen und streute seine Asche in die Tiber; denn man fürchtete, daß noch diese Asche Gegenstand der Verehrung sein könnte*). Es ist dieses Blutgericht schon damals der römischen Kirche zum Vorwurf gemacht worden, und sie hat alle Schuld auf den Präfecten zu wälzen gesucht. So vergeblich dieses Bemühen ist, so wenig wird sich auch die Mitschuld Friedrichs bestreiten lassen. Jener Dichter von Bergamo sagt: der Kaiser solle die That bereut haben, nur zu spät; nirgends aber finden sich sichere Spuren einer solchen Reue.

Friedrich hatte einen Sieg über die Römer davon getragen, jedoch dieser Sieg bot ihm keinen Gewinn. Viel fehlte daran, daß die Ueberwundenen sich ihm, wie einst Konrad II. unterworfen hätten. Die alte Stadt blieb ihm gesperrt, und er hat sie auch in der Folge niemals betreten. Aber nicht einmal in der Leostadt konnte er sich behaupten. Der Mangel an Lebensmitteln und die heiße Jahreszeit nöthigten ihn schon am folgenden Tage mit dem Heere die Nähe Roms zu verlassen. Der Papst begleitete das deutsche Heer, und auch er ist Jahr und Tag von St. Peter und dem Lateran ausgeschlossen gewesen.

Vereint zogen Kaiser und Papst durch die Ebene am Tiber den Soracte vorüber zur Furt von Magliano, wo sie den Fluß überschritten. Ihr Weg ging weiter durch die Sabina, wo sie das Kloster Farfa und St. Polo berührten. Am Vorabend vor dem Peter-Paulstage lagerten sie an der Lucanischen Brücke unterhalb Tivoli am Anio, an einem Orte traurigsten Andenkens in der Geschichte des Papstthums**). Jetzt begingen Kaiser und Papst hier ein Bundesfest. Große Festlichkeiten verherrlichten den Tag der Apostelfürsten (29. Juni); bei der Messe erschienen die beiden Häupter der Christenheit in ihren Kronen. Beide schienen damals nur das Gleiche zu wünschen und zu wollen. Der Papst sprach Alle, die im Kampfe gegen die Römer Blut vergossen

*) Der Todestag Arnolds ist unbekannt, ebenso der Ort seiner Hinrichtung. Man hat sich darin gefallen, ihn in oder vor Rom sterben zu lassen. Aber die Ereignisse des 18. Juni 1155 lassen dort nicht noch zu einem Blutgericht Platz, und die Klugheit rieth mehr zu einer Beseitigung des gefährlichen Mannes in der Verborgenheit. Vielleicht erfolgte die Hinrichtung in Civita Castellana, wo der Präfect Besitzungen hatte. Daß Kaiser oder Papst zugegen waren, wird nirgends gesagt und ist an sich unwahrscheinlich.

**) Vergl. Bd. III. 817. 818.

hatten, von Schuld frei; denn wer im Dienste des Kaisers für das Wohl des Reichs Jemanden tödte, sei nicht ein Mörder, sondern nur ein Rächer des Unrechts. Als die Bürger von Tivoli ihre Stadt dem Kaiser unterwarfen, der Papst aber, dem sie kurz zuvor gehuldigt hatten, sein älteres Anrecht geltend machte, überließ der Kaiser seinem Bundesgenossen willig die Stadt und behielt sich nur im Allgemeinen die kaiserlichen Hoheitsrechte vor. Von dem Gebiete von Tivoli begaben sich dann Kaiser und Papst in das Albanergebirge, wo sie mit einander zu Tusculum und Albano bis gegen die Mitte des Juli verweilten.

Die Städte rings um Rom waren in der Gewalt des Kaisers und des Papstes, die Burgen des Adels in der Campagna meist zerstört: aber vergebens erwartete man, daß die Bürgerschaft Roms sich fügsam erweisen würde. Es schien, wenn man sie demüthigen wollte, nichts Anderes übrig zu bleiben, als ein Angriff auf die Stadt, zu welchem aber die Streitkräfte des Kaisers kaum ausreichten. Ueberdies hatte man einen Einfall in die Länder des Siciliers in Aussicht genommen, und die Verhältnisse lagen für einen solchen sehr günstig. Der Kanzler Asclittin war beim Anrücken des deutschen Heeres aus dem römischen Gebiet zurückgewichen und inzwischen unter den Baronen Apuliens ein Aufstand ausgebrochen, welcher das sicilische Heer auch die Belagerung Benevents aufzugeben nöthigte. Kein Geringerer stand an der Spitze des Aufstandes als Robert von Bassavilla, der Vetter des jungen Königs. Gleichzeitig drangen der Fürst Robert von Capua, der Graf Andreas von Rupecanina, der Graf Richard von Aquila und andere Flüchtlinge in Apulien und Campanien ein, wo sie sich ohne Widerstand ihrer früheren Besitzungen, Städte und Burgen bemächtigten. Der Kaiser stand mit diesen Aufständigen in Verbindung; er ordnete eine Gesandtschaft an sie ab, an deren Spitze der tuscische Graf Guido Guerra stand. Man glaubte, daß er selbst mit dem Heere alsbald dieser Gesandtschaft folgen werde.

Der Papst drang auf den Zug gegen den excommunicirten König von Sicilien; Erzbischof Arnold von Köln, Bischof Hermann von Konstanz und Andere riethen zu demselben, und auch der König selbst hätte gern seine Waffen nach Unteritalien getragen. Allein das Heer verlangte stürmisch nach Rückkehr. Fieber waren in demselben ausgebrochen und hatten manche Verluste herbeigeführt; in der Julihitze war die Sehnsucht nach dem frischeren Norden allgemein. So

wenig wie zu einem neuen Unternehmen gegen Rom, waren die deutschen Krieger zu einem Kriege im südlichen Italien zu bewegen. Nothgedrungen gab der Kaiser den Vorstellungen der Seinen nach. Mochte er den Wünschen des Papstes damit nicht entsprechen, gegen den Wortlaut des Vertrags fehlte er nicht, wenn er jetzt den Kampf gegen Rom und den Sicilier aufgab; denn er hatte weder Frieden noch Waffenstillstand mit den Römern und dem König von Sicilien geschlossen und sich um die Unterwerfung Roms nach seinen Kräften bemüht.

Wenn sich die Aussichten, welche der Papst an die Kaiserkrönung geknüpft, nicht erfüllt hatten, so suchte Friedrich ihn damit zu begütigen, daß er mit größerer Streitmacht in Bälde zurückzukehren versprach, um dann seine Pflichten gegen die römische Kirche nach ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Beide schieden äußerlich als Freunde, aber der Papst trennte sich doch nicht ohne bittere Empfindungen von dem Kaiser, den er gekrönt und der ihm nicht seine Feinde unterworfen hatte. Die geistlichen Fürsten, die sich besonders um den Kriegszug verdient gemacht hatten, erhielten von ihm große Gnadenerweisungen; Keiner größere, als der Erzbischof Hillin von Trier, welchem die Stellung eines stehenden apostolischen Legaten in Deutschland, wie sie sein Vorgänger gehabt hatte, übertragen wurde. Bei Tivoli — bis hierhin hatte er den Kaiser begleitet — trennte sich Hadrian von den Deutschen. Der Kaiser zog mit seinem Heere in das kühle Thal der Nera, wo er seinen Kriegern einige Tage der Erholung gönnte.

Die Rückkehr des Kaisers.

So erschöpft das deutsche Heer war, mußte es doch auf seiner Rückkehr alsbald noch einen neuen Kampf bestehen. Wie in allen anderen Gegenden Italiens, ließ Friedrich auch in dem Herzogthum Spoleto, als er in dasselbe einrückte, von den Städten das Fodrum einziehen. Dabei reizte Spoleto, die Hauptstadt, seinen Zorn. Sie sollte 800 Pfund zahlen, erlegte aber die Summe nicht vollständig und zum Theil in falscher Münze. Noch mehr erbitterte den Kaiser gegen die Spoletaner, daß sie den Grafen Guido Guerra und dessen Mitgesandte bei der Rückkehr aus Apulien gefangen genommen und auf seinen

Befehl ihm nicht ausgeliefert hatten. Der König glaubte es deshalb seiner Ehre schuldig zu sein, die trotzigen Spoletaner zu züchtigen.

Spoleto, auf einer ziemlich steilen Höhe belegen, war sehr stark befestigt; die Stadt zählte fast hundert Thürme. Als die Bürger die Absicht des Kaisers, ihre Stadt anzugreifen, erkannten, zogen sie mit Schleuderern und Bogenschützen hinaus und begannen selbst den Kampf. Der Kaiser sagte: „Das scheint mir ein Spiel mit Knaben, nicht ein Kampf mit Männern", und führte seine Schaaren den Städtern entgegen. Bald wichen die Spoletaner zurück und suchten hinter den Mauern der Stadt Zuflucht. Aber mit ihnen zugleich drangen auch die Deutschen ein. Der Kaiser selbst nahm an dem Kampfe den lebhaftesten Antheil; namentlich bei der Erstürmung des höheren Stadttheils, wo die Burg lag, that er es Allen zuvor und setzte sich den größten Gefahren aus. Der 27. Juli war der Unglückstag, an den man in Spoleto lange gedacht hat. In der Frühe des Tages begann der Kampf und war bald nach der Mittagsstunde beendet; sogleich wurde dann die Stadt geplündert und mit Feuer zerstört. Halbnackt flohen die Einwohner, die sich retten konnten, auf einen benachbarten Berg. Der Kaiser blieb die Nacht über auf den Ruinen Spoletos. Am anderen Tage verließ er sie wegen der durch die Leichname verpesteten Luft, verweilte aber noch zwei Tage in der Umgegend, um die reiche Stadt in Muße auszuplündern. Eine große Menge von Gefangenen waren in die Hände der Deutschen gefallen; der Kaiser entließ die Weiber und Kinder, die Männer führte er mit sich fort, gab sie aber später gegen ein Lösegeld frei und erlaubte ihnen ihre Stadt wieder aufzubauen.

So hatte Spoleto dasselbe Schicksal gefunden, wie Chieri, Asti und Tortona. Friedrich endete in Italien, wie er begonnen hatte, mit der Zerstörung der Städte, die seinem Gebot widerstrebten. Wenn Mailand und Rom einem ähnlichen Schicksal entgangen waren, so lag es weniger in seinem Willen, als in seinen unzureichenden Streitkräften.

Von Spoleto zog Friedrich an die Küste des adriatischen Meeres, und hier begegnete ihm in der Nähe von Ancona die verheißene griechische Gesandtschaft. An ihrer Spitze standen Michael Paläologus, ein sehr vornehmer, dem Kaiser Manuel selbst verwandter Mann, und Johannes Ducas; begleitet war sie von Alexander von Gravina, dem

eigenen Unterhändler Friedrichs. Die griechischen Gesandten brachten dem Kaiser kostbare Geschenke; man war in Constantinopel entschlossen die schöne Nichte Kaiser Manuels Friedrich zur Ehe zu geben und den engsten Bund mit ihm zu schließen. Die Gesandten boten ihm unermeßliches Geld, wenn er mit seinem Heere sogleich nach Apulien umwenden wolle, um der Herrschaft des Königs Wilhelm, des Feindes beider Reiche, ein schnelles Ende zu bereiten. Es war eine griechische Flotte in der Nähe, und bei dem Aufstand Apuliens schien ein schneller Angriff auf den Sicilier fast ein sicherer Sieg. In der That war der Kaiser bereit auf die Anerbietungen der Griechen einzugehen. Er verhandelte mehrere Tage mit ihnen und zugleich mit den deutschen Fürsten. Er wandte alle Mühe an, um diese für seine Absichten zu gewinnen, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Das Siechthum hatte sich im Heere nur weiter gesteigert, die Sehnsucht nach der Heimat war unüberwindlich. Nicht ohne Bitterkeit des Herzens fügte er sich in den Willen der Fürsten und gab einen Kriegszug auf, von dem er sich glänzenden Ruhm und große Vortheile versprach.

Unter diesen Umständen konnte auch eine Gesandtschaft des Robert von Bassavilla, welche Friedrich die verlockendsten Aussichten eröffnete, wenn er nach Apulien käme, nur eine abweisende Antwort erhalten. Aber Alexander von Gravina benutzte dieselbe, um Palãologus und Robert in unmittelbare Verbindung zu bringen, und die Griechen wandten sich alsbald mit ihrem Heere und ihrem Gelde den apulischen Aufständigen zu. Sie verbreiteten Briefe Friedrichs, in deren Besitz sie auf uns unbekannte Weise gelangt waren, und diese Briefe erweckten den Glauben, daß sie in völligem Einverständniß mit Friedrich handelten*). Und doch war es nicht einmal zum Abschluß eines Bundesvertrags zwischen den beiden Kaisern gekommen. Das Hinderniß mag besonders darin gelegen haben, daß die Griechen Abtretungen in Apulien verlangten, welche Friedrich ihnen weder zugestehen wollte noch nach seinem Vertrag mit dem Papste gewähren konnte. Nothgedrungen mußte er sich jetzt von den Griechen trennen, doch war es dabei keineswegs seine Absicht, das freundschaftliche Verhältniß mit Constantinopel

*) Die Schreiben scheinen für den Fall vorbereitet gewesen zu sein, daß Friedrich die Fürsten für den Kriegszug gewönne; vielleicht waren sie von den Spoletanern dem Grafen Guido Guerra abgenommen worden.

völlig zu lösen. Gerade damals sandte er Wibald von Stablo als Gesandten an Kaiser Manuel, und kein anderer Mann war geeigneter, die guten Beziehungen zu erhalten, die seit Jahrzehnten zwischen den beiden Kaiserreichen bestanden.

Sobald feststand, daß der Krieg gegen Sicilien nicht unternommen werde, löste noch bei Ancona Friedrich sein Heer auf. Mehrere Fürsten, wie der Patriarch von Aquileja, der Bischof von Bamberg, Herzog Heinrich von Kärnthen, Markgraf Ottokar von Steiermark und Graf Berthold von Andechs schifften sich mit ihren Leuten sogleich ein und kehrten über Venedig nach Hause zurück. Die Schaaren aus Burgund und dem oberen Lothringen suchten auf dem kürzesten Wege den St. Bernhard zu erreichen. Ein Theil des Heeres und mit ihm Erzbischof Arnold von Köln, die Bischöfe Heinrich von Lüttich, Hermann von Konstanz, Ortlieb von Basel und Konrad von Worms, der Abt Markward von Fulda, die Herzoge Heinrich von Sachsen und Berthold von Zähringen, Pfalzgraf Otto, die Grafen Udalrich von Lenzburg und Gozwin von Falkenberg blieben bei dem Kaiser, der seinen Weg zunächst durch die Gebiete von Sinigaglia und Fano nahm. Am 25. August stellte er im Lager bei Faenza den Pisanern eine Urkunde aus. Sie hatten sich ihm zu Diensten gegen König Wilhelm erboten; er bedurfte dieser Dienste jetzt nicht mehr, aber er war ihrer Treue eingedenk. Hinter Imola ging er über den Apennin und zog durch das Gebiet von Bologna an den Po, den er auf einer Schiffsbrücke überschritt. Um den 1. September erreichte er wieder das Veronesische; am linken Poufer bei Ceneselli eine Tagfahrt haltend, entzog er den Mailändern wegen ihres fortdauernden Ungehorsams nach dem Urtheil der Fürsten Münze, Zoll, Gerichtsbarkeit und alle Regalien, das Münzrecht derselben verlieh er ihren alten Feinden, den reichsgetreuen Cremonesen. Durch Schreiben an die Consuln und Bürgerschaften der lombardischen Städte, namentlich an Mantua, Brescia und Bergamo, machte er diese Maßregeln bekannt und verbot die Annahme der Mailänder Münzen. Wie sein erstes Auftreten in Italien durch Feindseligkeiten gegen Mailand bezeichnet war, so verließ er mit solchen auch jetzt den Boden der Halbinsel.

Als er gegen Verona kam, hatte die Bürgerschaft etwas oberhalb der Stadt nach altem Brauch eine Brücke über die Etsch geschlagen, damit hier das Heer, ohne die Stadt selbst zu berühren, übersetzen

könne. Aber die Brücke war, angeblich auf Anstiften der Mailänder, so schwach gezimmert, daß sie unter der Wucht der Kriegsschaaren, wie man annahm, zusammenbrechen müßte; überdies wurden gewaltige Balkenmassen den Fluß herunter geflößt, deren Anprall den Zusammensturz der Brücke beschleunigen sollte. Dennoch kam der Kaiser mit den Seinen glücklich hinüber, und die Brücke brach erst zusammen, nachdem auch einige Veroneser dieselbe passirt und die kaiserlichen Schaaren im Rücken angegriffen hatten. Ihr Angriff wurde nun leicht zurückgewiesen, sie geriethen sämmtlich in die Hände der Deutschen und büßten den Verrath mit dem Tode. Der Kaiser war einer großen Gefahr entgangen, aber sollte sogleich eine noch größere zu bestehen haben.

Sehr erschöpft bezog Friedrich nicht weit von der Brücke das Nachtquartier, während der Vortrab des kleinen Heeres noch vor Einbruch des Dunkels die Klause bei Volargna passirte. Die Burg, welche hier auf steiler Höhe den schmalen Weg an dem tosenden Fluß beherrschte, hielt Alberich, ein vornehmer Veronese, mit einer Schaar von zusammengelaufenen Leuten besetzt; es war seine Absicht, sich von dem Kaiser und seinem Heere ein hohes Lösegeld zu erpressen. Den Vortrab hatte er unbelästigt gelassen, um den Kaiser zu täuschen; als aber dieser selbst mit den Seinen am anderen Tage durch die Engen ziehen wollte, sperrte ein Hagel von Steinen ihnen den Weg. Beim Kaiser waren zwei veronesische Ritter, Garzaban und Isaak; er sandte diese an Alberich, um ihn von seinem feindlichen Verfahren abzubringen. Aber alle Verhandlungen waren erfolglos. Alberich verlangte für den freien Durchzug des Heeres von jedem Ritter einen Harnisch und ein Pferd, vom Kaiser überdies eine große Geldsumme. Auf solche Bedingungen, welche dem Kaiser ehrverletzend schienen, wollte er nicht eingehen, und er beschloß um jeden Preis Alberich und die Burg in seine Gewalt zu bringen. Garzaban und Isaak erklärten dies aber nur dann für möglich, wenn ein steiler Fels oberhalb der Burg besetzt werden könne.

Dieses Wagniß auszuführen, entschlossen sich des Kaisers Bannerträger Otto von Wittelsbach mit 200 erlesenen Jünglingen, und es gelang ihnen wirklich unter großen Gefahren, die Höhe zu erklimmen. Dort angekommen, ließ Otto das kaiserliche Banner wehen; mit Freudengeschrei begrüßten dasselbe die Deutschen unten am Paß und

stürmten sogleich zu Alberichs Burg hinan. Alberich und seine Genossen erkannten ihre verzweifelte Lage und stoben in wilder Flucht auseinander. Die Meisten stürzten dabei die Felsen hinab und fanden so ihren Tod; Andere fielen unter den Schwertern der Deutschen. Alberich selbst wurde mit zwölf seiner Genossen, fast alle vom Ritterstande, gefangen genommen und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Unter ihnen war ein armer französischer Ritter, der sich nur, um sein Leben zu fristen, der Schaar angeschlossen hatte; ihm schenkte der Kaiser auf seine jämmerlichen Bitten das Leben, doch mußte er den Henker seiner Genossen machen. Die Leichen der von den Abhängen Herabgestürzten wurden am Wege aufgehäuft; es sollen deren 500 gewesen sein. Das nächste Nachtlager hielt der Kaiser bereits im Gebiet von Trient.

Am 7. September bestätigte Friedrich zu Trient dem Bischof von Lüttich die Privilegien seines Bisthums. Er nahm darauf über Bozen, schon damals durch seine Weine bekannt, und über Brixen den Weg auf den Brenner; er überstieg den Paß in der Mitte des September, und wandte sich sodann dem Lechthal zu. Am 20. September war er zu Peiting, der alten Welfenburg unweit des rechten Lechufers; er traf hier mit seinem Oheim Welf und mehreren schwäbischen Herren zusammen. Von dort nahm er nach Augsburg seinen Weg. Wenig mehr, als ein Jahr war verflossen, seitdem er von hier die Romfahrt angetreten hatte.

Friedrich rühmte sich großer Erfolge in Italien. „Niemals", schrieb er, „sei vorher mit einem so kleinen Heere ein so großer Sieg gewonnen". Und in der That bezeugten die Ruinen der zerstörten Städte, daß er die Waffen glücklich geführt hatte. Auch mußte er bei den Vorstellungen, die er von seinem Beruf hegte, es als einen unschätzbaren Gewinn ansehen, daß ihm die Kaiserkrone, welche sein Oheim nie erlangt, schon nach wenigen Jahren zugefallen war.

Augenscheinlich war es Friedrich mit der Herstellung der kaiserlichen Herrschaft in Italien voller und ganzer Ernst. Aber viel fehlte daran, daß er eine durchgreifende Gewalt bereits dort begründet hatte. Allerdings hatten viele Barone der Lombardei und mächtige Städte, wie Pavia, Bergamo und Cremona sich ihm aus Haß gegen Mailand auf das Engste angeschlossen; mit stürmischer Leidenschaft drängten sie

sich an seine Seite. Aber um so erbitterter war der Haß Mailands, und Mailand war doch die erste Stadt der Lombardei mit einer über die Pogegenden weithin verbreiteten Clientel. Noch hatte der Kaiser den Boden Italiens nicht verlassen, als Mailand und Pavia aufs Neue sich bekriegten und Tortona wieder aus dem Schutte erstand. Schon fiel Mailand über Novara, Lodi, Como und Bergamo her, um sie für den Anschluß an den Kaiser zu strafen, und fand bei Piacenza, bald auch bei Brescia Unterstützung. So war Friedrichs Autorität in der Lombardei wieder in Frage gestellt, und noch übler sah es mit derselben in den anderen Theilen der Halbinsel aus.

Als der Bundesgenosse des Papstes, welcher die Unterwerfung Roms und einen Angriff auf Sicilien von ihm erwartete, war Friedrich nach Italien gekommen. Da er aber die römische Bürgerschaft dem Papste nicht wieder hatte unterwerfen können und den Krieg gegen Sicilien ganz aufgeben mußte, sah sich der Papst in allen seinen Erwartungen getäuscht, und der Kaiser konnte sich kaum verhehlen, daß auf die Bundestreue des Nachfolgers Petri nicht mehr sicher zu rechnen war. Noch weniger durfte er den Griechen trauen, die um jeden Preis auf dem Boden Italiens wieder festen Fuß fassen wollten. Hatte er ihnen dazu nicht Hülfe geboten, so unternahmen sie die Eroberung jetzt auf eigene Hand. Etwa zu derselben Zeit, wo er nach Deutschland zurückkehrte, brachten sie durch einige glückliche Waffenthaten und durch die Briefe Friedrichs, welche in ihren Händen waren, fast ganz Apulien — Gegenden, die noch Kaiser Lothar erobert und für das abendländische Reich beansprucht hatte, — in ihre Gewalt, um sie dauernd wieder mit dem morgenländischen Reiche zu verbinden.

Friedrich hatte den Versuch gemacht, die deutsche Herrschaft in Italien herzustellen. Einzelne Resultate waren gewonnen, aber noch schien keines gesichert. Sollte dies geschehen, so mußte er in kurzer Frist zurückkehren. Das verlangten seine Freunde in der Halbinsel, und vor Allem war es sein eigener Wunsch. Denn auf halbem Wege stehen zu bleiben widersprach seiner ganzen Natur.

3.

Wachsendes Ansehen Friedrichs I. im Reiche.

Sorge für den Landfrieden in Deutschland.

Die Abwesenheit des Königs und derer, die ihm am nächsten standen, hatte sich in den deutschen Ländern sehr fühlbar gemacht. Fehden entbrannten an vielen Orten, die Straßen wurden durch Räuber und Wegelagerer unsicher, der Handel litt durch willkürliche Zollerpressungen. Ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit herrschte, wie in den unglücklichen Zeiten König Konrads.

Erzbischof Hartwich von Bremen und Bischof Udalrich von Halberstadt hatten sich ohne Wissen des Königs der Romfahrt entzogen; ohne Zweifel, weil sie die Zeit, wo Heinrich der Löwe in Italien kämpfte, benutzen wollten, um ihm, ihrem Bedränger, empfindliche Verluste beizubringen. Wenn ihnen auch auf dem Roncalischen Felde ihre Lehen abgesprochen waren, so hatte dies doch zunächst für sie keine empfindlichen Folgen; wichtiger war, daß sie zu einem gemeinsamen Unternehmen gegen die Macht Heinrichs Vorbereitungen trafen. Hartwich setzte seine Burgen zu Bremervörde, Freiburg und Harburg in wehrhaften Zustand; zugleich trat er mit anderen Gegnern des Königs und des Herzogs in Verbindung. Im Böhmerwalde hatten mehrere ostsächsische Große mit bairischen Herren eine Zusammenkunft, wegen einer Verschwörung, wie es hieß, die nur gegen den König und Herzog gerichtet sein konnte. Auch Hartwich nahm an dieser Versammlung Theil; als er dann nach Bremen zurückkehren wollte, sperrten ihm die Leute des Herzogs den Weg, und etwa ein Jahr mußte er außerhalb seines Bisthums verbleiben; die Tage seiner unfreiwilligen Verbannung scheint er besonders in Merseburg verlebt zu haben. So scheiterte Hartwichs Unternehmen, und auch von einem Vorgehen seiner Genossen ist nicht weiter die Rede.

Man hat geglaubt, daß zu jenen Verschworenen auch Albrecht der Bär und Heinrich Jasomirgott gehörten, obwohl bestimmte Beweise dafür fehlen. Aber gewiß wird Albrecht der Bär die Zeit nicht ungenützt gelassen haben, um die ihm so bedrohliche Macht Heinrichs des Löwen in Sachsen nach Kräften zu untergraben, und der Babenberger

mußte in der letzten ihm gegebenen Frist Alles aufbieten, um die Herstellung des Welfen in Baiern wo möglich zu vereiteln. Wir wissen, daß der Landfriede in Baiern bei der unsichern Stellung des Herzogs schwer erschüttert war, und wenig anders war es in Sachsen, wo die zähringische Clementia, die Gemahlin Heinrichs des Löwen, das Regiment führte. Auch auf beiden Seiten des Niederrheins, wo Arnold von Köln mit so vieler Sorgfalt die Herstellung besserer Zustände angebahnt hatte, führte die lange Abwesenheit des Erzbischofs zu den alten Zuständen zurück.

Am traurigsten sah es am Mittelrheine aus. Der Erzbischof Arnold von Mainz hatte durch seinen reformatorischen Eifer nicht nur seinen Klerus, den er mit rücksichtsloser Strenge von allen bedenklichen Elementen zu säubern suchte, sondern auch die mächtigen Vasallen und die Ministerialen, da er seine lehnsherrlichen Rechte ihnen gegenüber in aller Schärfe zur Geltung brachte, aufs Höchste erbittert. Viele derselben verbanden sich deshalb zu gemeinsamem Widerstand. An der Spitze der Vasallen stand Hermann von Stahleck, der Pfalzgraf am Rhein; ihm schlossen sich die Grafen von Leiningen, Sponheim, Katzenellenbogen, Kirberg, Dietz und Andere an; die auffässigen Ministerialen führte der Mainzer Meingot, ein alter Gegner des Erzbischofs und seines Geschlechts. Der Pfalzgraf schritt alsbald zu den äußersten Gewaltthaten; er zerstörte die Burgen des Erzstifts, verwüstete die Güter und nahm sie in Beschlag, plünderte die Kirchen und Klöster und schleppte die Leute des Erzbischofs als Gefangene fort. Er und seine Genossen suchten dabei die Meinung zu verbreiten, daß sie im Auftrage des Kaisers handelten, was bei dem verwandtschaftlichen Verhältniß des Pfalzgrafen zu Friedrich leicht Glauben finden konnte. Arnold bemühte sich in seiner Bedrängniß zuerst um einen Ausgleich, aber vergeblich. Darauf schritt er zu gewagten Maßregeln: er berief die Aufständigen vor sein Gericht; als sie nicht erschienen, sprach er den Bann über sie aus und suchte nun der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Er enthielt sich nicht tiefer Eingriffe in das Kirchengut und machte selbst einen Theil des gepriesenen Bennakreuzes zu Geld, um eine Streitmacht zu gewinnen. Die Grafen Ludwig von Lohim, Wilhelm von Gleiberg und Andere traten für ihn in die Waffen, aber im Kampfe zeigten sich die Erzbischöflichen dem Pfalzgraf und seinem Anhange nicht gewachsen. Nur mit Mühe konnte sich Arnold in Mainz selbst behaupten.

Sobald Friedrich die Alpen überschritten hatte, stellte er sich die Herstellung des Landfriedens zu seiner ersten Aufgabe. Vor Allem kam es darauf an, die unklaren Verhältnisse Baierns zu regeln; hier war zunächst Ordnung zu schaffen, wenn man das Uebel mit der Wurzel ausrotten wollte. Er berief deshalb die Fürsten zu einem Reichstag, der in der Mitte des Oktober zu Regensburg gehalten werden sollte, und begab sich sofort selbst von Augsburg nach Baiern, um Alles aufzubieten, seinen Oheim zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Im Regensburger Gebiet kamen der Kaiser und Heinrich Jasomirgott zusammen. Aber wie dringend die Vorstellungen des Kaisers waren, er konnte seinen Oheim nicht zur Aufgabe des bairischen Herzogthums bewegen; nur dahin kam es, daß man eine neue Zusammenkunft an der böhmischen Grenze verabredete, wo durch Unterhändler ein Ausgleich versucht werden sollte. Zu der bestimmten Zeit fand die neue Zusammenkunft statt, aber trotz aller Mühe der Unterhändler — unter ihnen war Otto von Freising, Herzog Heinrichs Bruder, — der Herzog widerstrebte hartnäckig, wie zuvor, der Forderung des Kaisers, und sie trennten sich sogar ohne Abschied. Die Kriegsthaten Friedrichs in Italien und seine neue Kaiserkrone hatten auf den Babenberger keinen Eindruck gemacht; einen um so größeren auf Andere, die sich bisher ihm wenig gefügig gezeigt hatten. So erschienen damals Herzog Wladislaw von Böhmen, Markgraf Albrecht von Brandenburg und Pfalzgraf Hermann vor dem Kaiser und suchten seine Gunst zu gewinnen.

Inzwischen rückte die Zeit der nach Regensburg berufenen Reichsversammlung heran. Rechtzeitig stellte der Kaiser sich ein, mit ihm auch Heinrich der Löwe, um den Lohn für seine aufopfernden Dienste in Italien zu empfangen. Heinrich Jasomirgott scheint den Reichstag nicht besucht zu haben, jedenfalls beharrte er in seiner Weigerung Baiern aufzugeben. Aber der Kaiser war jetzt nicht mehr gewillt seinen Oheim zu schonen. In feierlicher Sitzung des Reichstags übergab er dem Welfen wieder das Herzogthum seiner Väter; die bairischen Großen mußten dem neuen Herzog huldigen und ihm den Lehnseid leisten, die Regensburger Bürger ihm nicht allein Treue schwören, sondern auch Geiseln stellen. Der junge Welfenfürst hatte erreicht, wonach er so lange gestrebt hatte; seine Stellung schien im oberen Deutschland jetzt eben so gesichert, wie in den sächsischen Gegenden;

Niemand im Reiche konnte sich ihm, der jetzt die Fahnen Sachsens und Baierns trug, an Macht vergleichen.

Indem Friedrich die Macht seines tapferen Vetters so sehr erhöhte, nahm er jedoch zugleich seine eigenen Rechte in Baiern mit aller Strenge wahr. Am 10. Mai 1155 war der Bischof von Regensburg, Heinrich von Diessen, nach langem Pontificat gestorben. Zu seinem Nachfolger war Hartwich aus dem Geschlechte der Grafen von Sponheim im Lavantthal gewählt worden, ein Neffe des Herzogs Heinrich von Kärnthen und eines anderen Hartwichs, der vor Heinrich von Diessen den Bischofsstab zu Regensburg geführt hatte. Die Wahl war regelmäßig erfolgt, aber es verstieß gegen den Wormser Vertrag, daß Hartwich die Weihe vor der Belehnung erhalten und Kirchenlehen, ehe er sie noch selbst von dem Kaiser empfangen, bestellt hatte. Obwohl der neue Bischof einer Familie angehörte, welcher Friedrich verpflichtet war, obwohl der Verstoß desselben mit der Abwesenheit des Kaisers entschuldigt werden konnte, mußte er denselben doch mit hundert Pfunden büßen; eine gleiche Buße mußten auch die Fürsten, die von ihm Lehen trugen, der Kammer zahlen, nur zehn Pfunde die Vasallen niederen Standes und die Ministerialen. Es waren dies damals die üblichen Geldstrafen für solche, welche die königlichen Rechte beeinträchtigten. Von der Aufrichtung eines besonderen Landfriedens für Baiern scheint der Kaiser damals noch Abstand genommen zu haben.

Nicht geringen Eindruck auf die zu Regensburg versammelten Herren machte eine Gesandtschaft Veronas, welche der Kaiser vor ihnen empfing. Es war der Bischof der Stadt, begleitet von den Rittern Garzaban und Isaak, welche in der Klause Friedrich so treffliche Dienste geleistet hatten. Der Zweck der Gesandtschaft war, den Zorn des Kaisers wegen der Vorgänge in der Klause zu beschwichtigen und die Unschuld der Bürgerschaft an denselben darzuthun. Die Stadt erbot sich den Beweis ihrer Nichtbetheiligung an jenen Freveln vor dem Hofgericht zu führen: der Kaiser möge ihre Rechtfertigung anhören und den Stachel seines Zornes nicht gegen sie, sondern vielmehr gegen den Trotz der Mailänder und Römer richten. Der Kaiser berieth über die Sache mit den Fürsten, und es scheint der Stadt Gelegenheit zur Darlegung ihrer Unschuld geboten zu sein. Wir hören, daß Verona später wieder zu Gnaden angenommen wurde, aber eine große Geldbuße zahlen und sich eidlich verpflichten

mußte, eine möglichst große Ritterschaft dem Kaiser gegen Mailand zu stellen.

Auch der Erzbischof Arnold von Mainz und der Pfalzgraf Hermann waren zu Regensburg erschienen und erhoben gegen einander vor dem Kaiser die schwersten Klagen. Friedrich war über die verderblichen Händel dieser beiden angesehenen Fürsten im höchsten Maße erzürnt und gedachte gerade in diesem Falle den Landfriedensbruch mit aller Strenge zu strafen; da aber weitere Erhebungen nöthig schienen, verschob er das gerichtliche Verfahren auf einen späteren Termin.

Von Baiern begab sich der Kaiser nach Ostfranken. Am 29. Oktober hielt er zu Würzburg Hof, wo sich viele fränkische, thüringische und sächsische Herren einstellten. Laute Klagen wurden hier von den Bürgern und Kaufleuten der Mainstädte über die ungesetzlichen Zölle, welche ihre Schiffahrt beschwerten, erhoben. Der Kaiser nahm sich ihrer Leiden an und bestimmte nach dem von dem Pfalzgrafen Hermann gegebenen Weisthum, daß sämmtliche Zölle, die nicht auf einem ausdrücklichen kaiserlichen Privilegium beruhten, ungesetzlich seien, und Alle, welche bisher Zölle erhoben, sich über den Besitz eines Privilegiums bis Weihnachten auszuweisen hätten. Von Ostfranken ging der Kaiser nach dem Niederrhein. Im Anfange des November wurde ihm zu Köln vom Erzbischof Arnold und der Bürgerschaft ein festlicher Empfang bereitet. Hier war es, wo Heinrich der Löwe gegen einen Ritter, Bernhard mit Namen, die Anklage erhob, daß er am Morde Hermanns von Winzenburg betheiligt gewesen sei*); Bernhard wurde schuldig befunden und auf Befehl des Kaisers enthauptet.

Noch im November kehrte Friedrich nach Schwaben zurück; am 27. war er zu Konstanz, wo er die vielen treuen Dienste des Bischofs Hermann reichlich belohnte. Gegen Weihnachten machte er sich dann nach Rheinfranken auf den Weg**), um das Fest in Worms zu feiern. Viele Fürsten umgaben hier seinen Thron und wichtige Reichsgeschäfte wurden erledigt. Die Bedrücker der Mainschiffahrt wagten nicht zu erscheinen, und der Kaiser erließ den gemessenen Befehl, alle jene Erpressungen einzustellen; nur zu Neustadt und Aschaffenburg sollten zu bestimmten Zeiten noch Zölle erhoben werden dürfen, wie zu Frankfurt,

*) Vergl. Bd. IV. S. 363.

**) Am 18. December war der Kaiser in Trifels.

wo der Zoll kaiserlich war; im Uebrigen sollte der Strom frei sein. Durch ein förmliches Reichsgesetz ist später (6. April 1157) diese Entscheidung verbrieft worden.

Auch wegen des Landfriedensbruchs, welchen der Erzbischof von Mainz und der Pfalzgraf mit ihren Genossen verschuldet hatten, hielt der Kaiser zu Worms Gericht. Mehr die Störung des öffentlichen Friedens, wie die Beschwerden, welche die beiden hochangesehenen und ihm persönlich nahestehenden Männer erhoben, faßte Friedrich in das Auge und zeigte sich gegen Beide als ein strenger Richter. In gleicher Weise wurden sie mit ihren Genossen des Landfriedensbruches für schuldig befunden. Die Pfalzgrafen und seine Anhänger traf die schimpfliche Strafe, welche man Harnescharre nannte. Barfuß mußte Hermann von Stahleck in der Winterskälte eine Meile weit einen Hund am Halse öffentlich tragen, ebenso zehn Grafen, die seine Mitschuldige waren; die niederen Leute, welche sich dem Pfalzgrafen angeschlossen hatten, trugen statt des Hundes einen Sattel oder ein Pflugrad am Halse*). Dem Erzbischof erließ der Kaiser wegen seines Alters und seines geistlichen Standes die Strafe aus Gnaden, aber seine Mitschuldigen sollten in gleicher Weise büßen. Als sie aber den traurigen Gang begannen, erließ ihnen der Kaiser denselben aus Rücksicht auf den Kirchenfürsten.

Obwohl Friedrich dem Pfalzgrafen sich auch in der Folge gnädig erwies, hatte dieser doch die erlittene Schmach tief empfunden. Sein Sinn wandte sich fortan mehr geistlichen Dingen zu, und er begann auf seinem Gute Bildhausen bei Münnerstadt ein Cistercienserkloster zu gründen; er selbst dachte daran, das weltliche Leben zu verlassen. Mitten in diesen frommen Bestrebungen ereilte ihn der Tod (20. September 1156). Seine Gemahlin Gertrud vollendete die Stiftung ihres Gemahls unter Beihülfe des Abts Adam von Ebrach, und der Kaiser sicherte Bildhausen durch eine Urkunde, in welcher er die Treue und Frömmigkeit des Pfalzgrafen höchlich belobte. Gertrud widmete sich als Wittwe dem klösterlichen Leben, erst im Kloster Wechterswinkel bei Mellrichstadt, dann in Bamberg, wo sie das Kloster des H. Theodorus baute; dort ist sie erst im Jahre 1191 gestorben. Hermann von Stahleck hinterließ keinen Erben. Die Pfalzgrafschaft am Rheine, welche die

*) Vergl. Bd. I. S. 250.

Staufer schon lange an ihnen durch Familienbande angehörige Herren zu bringen gewußt hatten, kam jetzt unmittelbar in ihre Hand; der Kaiser verlieh sie seinem jungen Stiefbruder Konrad, dessen kriegerische Tüchtigkeit er in den italienischen Kämpfen erprobt hatte.

Das Strafgericht zu Worms hatte einen großen Schrecken verbreitet. Nicht nur im Mainzischen wurde die Ruhe hergestellt, auch in den anderen Theilen des Reichs minderten sich die Fehden und Gewaltthaten. Viel zur Herstellung des Landfriedens trug bei, daß der Kaiser auf seinen weiteren Fahrten durch das Reich die Burgen und Zufluchtstätten der Friedbrecher zerstörte und gegen diese selbst, wenn sie in seine Hand fielen, rücksichtslose Strenge übte; Manche mußten ihre Fehdelust mit dem Tode büßen. Wo keine beschworenen Landfrieden bereits bestanden, ließ der Kaiser solche beschwören.

Zunächst ging der Kaiser über Speier nach Straßburg, wo er sich am 25. Januar 1156 aufhielt. Die Herzoge Welf, Berthold von Zähringen und Mathäus von Oberlothringen, des Kaisers Schwager, fanden sich hier am Hofe ein. Auch der Erzbischof Humbert von Besançon erschien, und wahrscheinlich wurden schon damals die Einleitungen zu der zweiten Vermählung des Kaisers getroffen, welche alsbald erfolgte. Friedrich hatte, der langen Verhandlungen mit dem griechischen Hofe müde, seine Bewerbungen um eine Fürstin des Ostreichs aufgegeben und sein Auge auf Beatrix, die Erbtochter Rainalds III. von Hochburgund, geworfen. Ohne Frage waren es nicht allein die persönlichen Vorzüge der Beatrix, sondern noch mehr ihre reiche Mitgift in den burgundischen Ländern, wodurch seine Wahl bestimmt wurde. Am 20. Februar war der Kaiser zu Frankfurt; in der zahlreichen Versammlung, welche ihn hier umgab, waren auch Heinrich der Löwe und Erzbischof Hartwich von Bremen. Schon hatte auch der Erzbischof jeden Gedanken an Widerstand gegen den Kaiser aufgegeben und seinen Frieden mit dem Herzog gemacht.

Schwere Demüthigungen hatte Hartwich in den letzten Jahren erlitten; seine Kraft war völlig gebrochen. Bremen, welches er zu neuer Blüthe zu bringen gehofft hatte, lag danieder und schien ganz in die Gewalt des Herzogs gegeben. Als durch die Reise des Cardinals Nicolaus auch die letzte Hoffnung dem Erzstifte benommen war, seine Legation im scandinavischen Norden herzustellen, bestanden zwar die hergestellten Missionsbisthümer im Wendenlande: Oldenburg, Meklen-

burg und Ratzeburg dem Namen nach fort, aber unter den dürftigsten Verhältnissen. Der Herzog hatte Nichts unterlassen, um sich die Investitur dieser Bisthümer zu sichern*), aber für ihre Dotation wenig oder Nichts gethan. Geneigtere Gesinnung fand die Mission bei Heinrich von Badwide, dem Grafen von Ratzeburg. Evermod, einer der ersten Schüler Norberts, der nach dem Tode des Meisters als Propst dem Marienstift zu Magdeburg vorgestanden hatte, war um das Jahr 1153 — wir wissen nicht, durch wen, — zum Bisthum Ratzeburg berufen worden: ihm wies der Graf neben seiner Burg eine öde Insel im See zum Wohnsitz an und gab zur Ausstattung des Bisthums 300 Hufen von seinem Lehen dem Herzog zurück, welcher diese dann dem Bischof übertrug, überdies die Zehnten, von denen aber der Graf die Hälfte als bischöfliches Lehen in der Hand behielt. Eine gleiche Ausstattung beanspruchte man jetzt auch für das Bisthum Oldenburg vom Grafen Adolf von Holstein, und der Graf zeigte sich dazu bereit. Aber zum Unglück Oldenburgs bestanden damals zwischen dem Herzog und dem Grafen von Holstein erbitterte Händel. Der Herzog beschwerte sich, daß das aufblühende Lübeck, des Grafen Stadt, den Bardewiker Handel beeinträchtige und die Lüneburger Salzwerke durch die Oldisloer Saline des Grafen Schaden erlitten: er verlangte deshalb den halben Ertrag von Lübeck, wie von der Oldisloer Saline und verbot, als seine Forderung abgeschlagen wurde, den Lübecker Markt den Kaufleuten, die nur in Bardewik fortan ihre Waaren verkaufen sollten; zugleich ließ er die Oldisloer Salzquellen zuschütten. Bei solchen Zerwürfnissen war es nur ein Schein, wenn auch Graf Adolf 300 Hufen von seinem Lehen dem Herzog zurückgab und dieser es der Oldenburger Kirche übertrug; in Wahrheit geschah von den hadernden Herren Nichts für das arme Bisthum, und als der alte Vicelin am 12. December 1154 starb, hinterließ er seinem Nachfolger kaum mehr als das Dorf Buzoe (Bosau) am Plöner See**).

Vicelins Tod fiel in die Zeit, wo der Herzog in Italien kämpfte, wo der Erzbischof, dem wegen verweigerter Heeresfolge der Kaiser die Lehen abgesprochen hatte, von den Leuten des Herzogs der Zugang nach Bremen versperrt war***). Die junge Herzogin Clementia be-

*) Vergl. oben S. 36.
**) Vergl. Bd. IV. S. 307.
***) Vergl. oben S. 74.

mühte sich sogleich einem Braunschweiger Chorherrn, Gerold mit Namen, das erledigte Bisthum zu verschaffen. Gerold war ein Schwabe von Geburt, wissenschaftlich gebildet und in jedem Betracht für das Bisthum geeignet; auch setzte die Herzogin seine Wahl durch, und der Erwählte begab sich nach Merseburg, um sich vom Erzbischof weihen zu lassen. Aber der Erzbischof weigerte sich ihm in seiner Verbannung die Weihe zu ertheilen. Auf Befehl des Herzogs begab sich Gerold darauf nach Italien, um die Weihe vom Papst zu erhalten; nothgedrungen ertheilte sie Hadrian IV., doch erklärte er damit das Recht des Erzbischofs nicht beeinträchtigen zu wollen. Wenig später fand auch Bischof Emmehard von Meklenburg, der mit dem Herzog nach Italien gezogen war, dort seinen Tod; zu seinem Nachfolger bestimmte der Herzog einen Cisterciensermönch aus dem Kloster Amelungsborn in den Wesergegenden, Berno mit Namen, der gleichfalls vom Papste die Weihe empfing; er erhielt ein Bisthum ohne Gemeinden und ohne Kirchen. Indessen war Gerold aus Italien zurückgekehrt und hatte sich in seinen Sprengel begeben. Aber er fand dort, da er über die Einkünfte von Neumünster nicht wie Vicelin verfügen konnte, nicht einmal für einen Monat Unterhalt und wegen seiner unklaren Stellung zum Bremer Erzstift Schwierigkeiten aller Arten. So hielt er es für gerathen, dem Erzbischof näher zu treten, der sich damals in Stade befand und von nicht geringerer Noth bedrängt war. Beide verständigten sich und versprachen sich gegenseitige Unterstützung in ihrer schwierigen Lage.

Bald darauf kehrte der Herzog nach Sachsen zurück. Willkürlich hauste er auf den Gütern des Erzstifts; er vertrieb Bovo, den Verwalter der vom Erzbischof angelegten niederländischen Kolonien; in Bremen schaltete er wie in seiner eigenen Stadt. Schon war auch ein Gesandter des Kaisers erschienen, um hier, wie es gleichzeitig in Halberstadt geschah, alle Besitzungen des Erzbischofs in Beschlag zu nehmen und dessen Einkünfte für den Fiscus einzuziehen. Am 1. November 1155 kam der Herzog selbst nach Bremen, um bei dem großen Markt an den friesischen Rüstringern, welche seinen Zorn erregt hatten*), ein

*) Im Jahre 1153 waren nach mehreren Annalen eine große Zahl von Sachsen erschlagen worden. Unter ihnen waren wahrscheinlich Dienstmannen des Herzogs, und der Frevel scheint von den Rüstringern, die westlich von der Wesermündung wohnten, ausgegangen zu sein.

Rachewerk zu üben; er ließ alle Rüstringer, die zum Markt gekommen waren, ergreifen und ihrer Habe berauben. Gerade damals aber gelang es Gerold, den Herzog gegen den Erzbischof milder zu stimmen und eine Versöhnung herbeizuführen, welche freilich nur dadurch zu ermöglichen war, daß der Erzbischof sich ganz in den Willen seines schlimmsten Gegners fügte. Der Herzog erlaubte dem unglücklichen Erzbischof die Rückkehr nach Bremen, aber er behielt die bischöflichen Güter in der Hand und waltete im Sitze des Erzbisthums selbst, als wäre er allein hier Herr. Der stolze Hartwich von Stade stand fortan neben dem Welfen in der gedrücktesten Stellung, gleichsam wie sein Kaplan. Nachdem sich der Erzbischof so tief gedemüthigt hatte, um sich und sein Erzstift vor dem völligen Untergange zu retten, war es ohne Zweifel der Herzog selbst, welcher Hartwich die Gnade des Kaisers wiedergewann. Wieviel auch Bremen durch diese traurigen Vorgänge verloren hatte, die Aussöhnung des Erzbischofs mit dem Herzog blieb wenigstens für die Ruhe Sachsens nicht ohne Gewinn.

In der Fastenzeit des Jahres 1156 verweilte der Kaiser in den niederrheinischen Gegenden, auch hier für den Landfrieden thätig. Als eine Förderung desselben mochte erscheinen, daß am 27. März der schwache Bischof Hermann von Utrecht nach einem unglücklichen Pontificat starb; in Gegenwart des Kaisers wurde zu seinem Nachfolger Gottfried von Rhenen gewählt. Vom Niederrhein eilte Friedrich dann nach Sachsen. Nachdem er das Osterfest (15. April) in Münster gefeiert hatte, ging er nach Halberstadt, wohin er auf den Anfang des Mai die sächsischen Großen beschieden hatte. Hier wurde unter Vermittelung Eberhards von Bamberg auch Bischof Udalrich von Halberstadt wieder zu Gnaden angenommen. Die Ruhe Sachsens galt jetzt als völlig gesichert, und ein allgemeiner Landfriede wurde, wie es scheint, auch hier beschworen.

Gleich nach dem Halberstädter Tage verließ der Kaiser Sachsen. Am 15. Mai war er auf der kaiserlichen Pfalz Boyneburg; in seiner Umgebung befanden sich Heinrich der Löwe, der Zähringer Berthold und dessen Bruder Konrad, der junge Friedrich von Schwaben, des Kaisers Bruder Konrad, Graf Berthold von Andechs und viele andere Grafen und Herren. Unmittelbar darauf zog Friedrich wieder nach Baiern, wo er das Pfingstfest (3. Juni) in der Stille beim Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, wahrscheinlich zu Kelheim, beging. Am zweiten

Tage nach dem Feste hatte er eine Zusammenkunft mit seinem Oheim Heinrich Jasomirgott bei Regensburg, und hier gelang es ihm endlich, denselben zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der Babenberger zeigte sich jetzt bereit gegen große Vortheile, die man ihm für Oesterreich verbürgte, das bairische Herzogthum Heinrich dem Löwen zu überlassen. Otto von Freising sagt: höher als alle seine bisherigen Erfolge habe es Friedrich angeschlagen, daß er zwei so mächtige und ihm so nahe verwandte Reichsfürsten ohne Blutvergießen versöhnte. Durch die Willfährigkeit des Babenbergers wurden endlich auch für den Landfrieden in Baiern günstige Aussichten eröffnet. So schien Friedrich erreicht zu haben, was er seit seiner Rückkehr über die Alpen als seine wesentlichste Aufgabe angesehen hatte.

Aber gerade in dieser Zeit größter Befriedigung traf ihn unerwartet ein harter Schlag. Am 14. Mai starb zu Xanten Erzbischof Arnold von Köln; die Folgen eines Sturzes bei einem Wettlaufe brachten ihn in das Grab. Sein Ende war wenig geziemend für einen geistlichen Fürsten, und auch im Leben hatte Arnold wohl oft die Tonsur wenig beachtet. Aber er war ein Mann von nicht gewöhnlicher staatsmännischer Begabung gewesen und hatte große Erfolge gewonnen. Man pries ihn als den Hersteller der Kölner Kirche, und auch die Herstellung des Reichs wurde zum großen Theil ihm verdankt, denn unfraglich war es hauptsächlich sein Verdienst, wenn nach den Zeiten trauriger Zerrüttung jetzt das Reichsregiment neue Energie entfalten konnte. Durch ihn vornehmlich war Friedrich erhoben; er hatte die deutsche Kirche ihm dienstwillig erhalten; er besonders war für die Romfahrt des Königs thätig gewesen und hatte seine Bemühungen für den Landfrieden unterstützt. Man darf es nicht vergessen, daß Arnold vor Allen dem Kaiser die Wege zu seinen weltbewegenden Thaten geebnet hat, und am wenigsten hat Friedrich selbst dies verkannt. Wegen der ausgezeichneten Dienste Arnolds nahm er dessen Geschwister, die Aebtissin Hedwig von Essen und den Grafen Burchard von Wied, in seinen besonderen Schutz, ingleichen die Kirche zu Schwarzrheindorf, welche Arnold mit großen Gütern ausgestattet und wo er seine Ruhestätte gefunden hatte. Wie tief aber der Verlust des ergebenen Mannes den Kaiser auch betrübte, bald drängten frohe Aussichten wieder die Trauer zurück. Von Regensburg eilte er nach Würzburg, um seine Vermählung mit Beatrix von Burgund zu feiern.

Vermählung Friedrichs mit Beatrix von Burgund.

Beatrix war die Erbin der Grafschaft Hochburgund, mit welcher bedeutende Besitzungen und Gerechtsame in allen burgundischen Ländern verbunden waren. Sie entstammte dem Geschlechte Otto Wilhelms, wie Agnes von Poitiers, die Gemahlin Kaiser Heinrichs III., und dieses Geschlecht stand mit den ersten Häusern des Abendlandes vielfach in verwandtschaftlichen Beziehungen. Vor Kurzem war ihr Oheim und harter Bedränger, der Graf Wilhelm von Mâcon, gestorben; Beatrix verfügte jetzt frei über ihre Hand, und an glänzenden Freiern konnte es ihr nicht fehlen. Sie alle stellte der Kaiser in Schatten, als dessen Brautwerber besonders der Erzbischof von Besançon eingetreten zu sein scheint; auch Stephan, der Sohn des Grafen Wilhelm von Mâcon, scheint die Werbung des Kaisers unterstützt zu haben*). Freudig verlobte sich die Burgunderin dem Manne, welcher die erste Krone des Abendlands trug und die höchste Gewalt in so ritterlicher Weise repräsentirte.

Beatrix war jung und schön. Ein italienischer Zeitgenosse hat von ihrer Persönlichkeit ein sehr vortheilhaftes Bild entworfen. Sie war, sagt er, von mittlerer Größe, der ganze Körperbau zierlich, das Haar glänzend wie Gold, die Gesichtsbildung anmuthig, der Mund klein, die Zähne weiß und gut gestellt, die Augen hell und freundlich, ihre Mienen gewinnend; sie trug sich aufrecht, war bescheiden in ihrem Benehmen, züchtig in Reden und wohlunterrichtet in den Wissenschaften. Ein anderer Italiener stellt Beatrix an Schönheit über Venus, an Geist über Minerva, an Reichthum über Juno; nur der Jungfrau Maria stehe sie nach und räume ihr gern den Vorrang ein. Auch ohne ihren Reichthum mußte sie nach dieser Schilderung als ein begehrenswerthes Weib erscheinen.

Der Kaiser, der bald nach seiner Scheidung an eine zweite Ehe gedacht hatte, da er den lebhaftesten Wunsch Nachkommenschaft zu gewinnen hegte, der aber seine Absicht, eine griechische Fürstin auf den deutschen Thron zu erheben, bei dem Zaudern Kaiser Manuels endlich aufgegeben hatte, konnte kaum eine bessere Wahl treffen. Sein Vetter

*) Stephan erhielt einige Abtretungen aus der Erbschaft Rainalds und führte den Titel eines Grafen von Burgund fort.

Friedrich von Schwaben, über dessen große schwäbische und fränkische Besitzungen und Lehen er als Vormund noch gebot, ging den Jahren der Mannbarkeit entgegen, und des Kaisers eigene Hausmacht war unerheblich; so mußte die sehr stattliche Mitgift, welche ihm Beatrix in dem burgundischen Reiche zubrachte, für ihn von Wichtigkeit sein; ein Heer von 5000 Rittern soll er durch diese Mitgift gewonnen haben. Auch für seine Absichten auf Italien war es von unberechenbarer Bedeutung, daß er einen festeren Stützpunkt am Fuße der Westalpen erhielt, als alle früheren Kaiser hier gehabt hatten.

Von mehreren Bischöfen und Fürsten des Kaisers wurde Beatrix nach Deutschland geleitet; aus ihrer Heimath folgten ihr auf der Brautfahrt der Erzbischof Humbert von Besançon und ihr Vetter Graf Stephan. Am Samstag den 9. Juni wurde sie zu Worms gekrönt, und es ist bemerkenswerth, daß ihr gleich nach dieser Krönung nicht nur der königliche, sondern gegen die Sitte auch der kaiserliche Titel von der Kanzlei ertheilt wurde. Am folgenden Tage wurde dann zu Würzburg festlich die Hochzeit begangen. Eine große Anzahl deutscher Fürsten verherrlichten die Feier. Von den nächsten Verwandten des Kaisers waren sein Bruder Konrad, sein Vetter der junge Herzog von Schwaben, sein Schwager Herzog Matthäus von Lothringen, auch Hermann von Stahleck und der Graf Gebhard von Sulzbach zugegen; dann der alte Welf, Heinrich der Löwe, Markgraf Albrecht von Brandenburg und Pfalzgraf Otto. Unter den geistlichen Fürsten werden die Erzbischöfe Wichmann von Magdeburg und Hillin von Trier, die Bischöfe von Bamberg, Freising, Würzburg, Eichstädt, Straßburg, Basel, Worms und Lüttich als anwesend genannt. Heinrich Jasomirgott fehlte, und auch von den Zähringern scheint Keiner der Hochzeit beigewohnt zu haben. Herzog Berthold konnte nicht freundliche Miene zu einer Ehe machen, die ihn zum guten Theile um seine Ansprüche auf die hochburgundische Erbschaft brachte; denn von dem Vertrage, den er vier Jahre zuvor mit Friedrich geschlossen, konnte jetzt kaum mehr ernstlich die Rede sein. Ueberdies lag es in der Natur der Dinge, daß die Stellung, welche der Kaiser durch seine Ehe in Burgund gewann, überall dort den Zähringer zurückdrängen mußte.

Auch eine Anzahl fremder Herren nahmen an den Hochzeitsfesten Theil. So Gesandte Heinrichs II. von England, welche dem Kaiser prächtige Geschenke ihres Königs überbrachten. Von italienischen Großen

waren der Markgraf Wilhelm von Montferrat und Graf Guido von Biandrate erschienen, wie die Bischöfe Ardicio von Como und Gerhard von Bergamo. Mitten in den Hochzeitsjubel mischten sich die Klagen der Lombarden über die traurigen Kämpfe, unter welchen ihre Heimath litt.

Noch während der Kaiser jenseits der Alpen gewesen war, hatte sich ein erbitterter Kampf zwischen Brescia und Bergamo entsponnen. Kaiserlichen Friedensgeboten zum Trotz hatte Brescia denselben fortgesetzt und endlich nach einem Siege Bergamo einen demüthigenden Frieden aufgezwungen (März 1156). Obwohl Bergamo hatte versprechen müssen, daß es den kaiserlichen Schutz nicht in Anspruch nehmen würde, kamen Beschwerden der Stadt doch bald an Friedrich. Jetzt wurden sie von Neuem erhoben und zugleich von Como, Lodi und Pavia die alten Klagen über Mailands Gewaltthätigkeiten. Sie alle verlangten vom Kaiser Hülfe, aber Friedrich hielt es für gerathener, noch einmal den Versuch zu machen, Mailand zur Nachgiebigkeit gütlich zu bewegen. Er beschloß Gesandte nach der Stadt zu schicken, welche die Forderung an sie stellen sollten, daß sie vom Kriege abständen und die Bewohner von Como und Lodi ihre Städte herstellen ließen; weigerte sich Mailand diese Bedingungen zu erfüllen, so solle es den Zorn des Kaisers zu empfinden haben.

Um so mehr mochte Friedrich wünschen einem Kampfe mit Mailand auszuweichen, als ihn die Angelegenheiten Apuliens damals lebhafter beschäftigten, als zu jener Zeit, wo er an den Grenzen des Landes gestanden hatte. Denn inzwischen war Kunde eingelaufen, daß die Macht des Siciliers auf dem Festlande so gut wie völlig gebrochen war. Mit griechischem Gold und griechischen Truppen hatte sich Robert von Bassavilla der ganzen Küste Apuliens bemächtigt, die neue Burg bei Bari mit Hülfe der Bürger zerstört, dann mit einer griechischen Flotte Brindisi genommen, wo nur die Burg vertheidigt wurde. Zu derselben Zeit war Robert von Capua wieder in den Besitz seines alten Fürstenthums bis nach Neapel und Salerno hin gelangt, Richard von Aquila war Herr in Suessa und Tiano, Andreas von Rupecanina in der Grafschaft Alife geworden. In Apulien und Campanien hielten außer der Burg von Brindisi nur noch Neapel, Amalfi, Salerno, Troja, Melfi und einige kleinere Festen zum Könige. Die Aufständigen in Campanien luden alsbald den Papst ein, zu ihnen zu kommen und ihre

Huldigung anzunehmen. Im Anfange des Oktober 1155 hatte sich der Papst nach S. Germano begeben, wo ihm die Herren Campaniens den Lehnseid leisteten; dann war er nach Benevent gegangen und auch hier hatten alle Barone der Umgegend ihn als ihren Lehnsherrn anerkannt. Zugleich suchte der griechische Kaiser die Bundesgenossenschaft des Papstes; gegen die Abtretung dreier apulischer Seestädte versprach er ihm Geld, Mannschaft und Flotte gegen den Sicilier. Der Papst wies diese Anerbietungen zurück und mußte es thun, wenn er seinen Vertrag mit Friedrich nicht brechen wollte. Ueberdies hatte er für den Augenblick wenig von dem Sicilier zu fürchten. Der junge König lag vom September bis zum Schluß des Jahres schwer krank danieder; Manche sagten, er sei in Irrsein verfallen, Andere wollten wissen, daß er bereits verstorben und sein Tod nur verheimlicht werde. Auch in Sicilien brach ein Aufstand aus, und der Hof war selbst in Palermo nicht sicher.

Aber im Anfange des Jahres 1156 gewannen die Dinge plötzlich eine andere Gestalt. Der König genas von seiner Krankheit, in drei Monaten gelang es ihm die Ordnung auf der Insel herzustellen, und er konnte nun seine Blicke wieder auf das Festland richten. Vor Allem suchte er jetzt den Papst zu gewinnen; er bat um die Lossprechung vom Bann, versprach den Lehnseid zu leisten, alles der römischen Kirche Entzogene zurückzugeben und ihr drei Burgen zu überlassen, die gleiche Summe zu zahlen, die Kaiser Manuel angeboten hatte, überdies dem Papste die Bürgerschaft Roms, sei es mit Waffengewalt sei es durch Gold, wieder zu unterwerfen. Der Papst schien nicht abgeneigt auf diese Anerbietungen einzugehen, aber der größere Theil der Cardinäle war nicht für dieselben zu gewinnen, da sie auf eine schnelle Unterstützung Friedrichs rechneten und nicht mit Unrecht fürchteten, daß ein Bund der römischen Kirche mit dem Sicilier den Bruch mit dem deutschen Hofe herbeiführen würde.

Inzwischen hatte sich König Wilhelm gegen die Griechen gerüstet. Im Mai 1156 kam er nach Apulien und begann Brindisi zu Land und zur See zu belagern; dreißig griechische Galeeren fielen in seine Hand, auch zu Lande erlitten die Griechen bedeutende Verluste; am 28. Mai mußte sich die Stadt ihm ergeben. Bald darauf fiel auch Bari, wo Wilhelm ein furchtbares Rachewerk übte, indem er die Stadt zur Sühne für die zerstörte Burg dem Erdboden gleich machen ließ.

Die Griechen waren in Apulien in wenigen Wochen vernichtet, und auch die campanischen Aufständigen konnten sich nun nicht mehr halten. Robert von Bassavilla, Andreas von Rupecanina und Andere flüchteten zum Papst nach Benevent; auch Richard von Capua wollte das Weite suchen, wurde aber beim Uebergang über den Garigliano von Richard von Aquila gefangen genommen und dem Sicilier ausgeliefert. Durch diesen Verrath gewann Richard von Aquila die Gunst des Königs wieder; der unglückliche Fürst von Capua wurde geblendet und in Palermo eingekerkert, wo er bald nachher sein mühseliges Leben beschloß.

Von diesem plötzlichen Umschwung der Dinge hatte man in Deutschland noch keine Kunde; man wußte nicht anders, als daß die Griechen ganz Apulien in ihrer Gewalt hätten. So sehr Friedrich die Normannenherrschaft haßte, wollte er doch nimmermehr die Griechen im Abendlande festen Fuß fassen lassen. Er war entschlossen sie aus Apulien zu verjagen, wozu ihn ohnehin der Vertrag mit dem Papste verpflichtete. Die Fürsten werden einem apulischen Zuge so wenig wie früher, geneigt gewesen sein, aber sie mußten doch ihre Hilfe dem Kaiser eidlich geloben; für welche Zeit der Auszug angesetzt war, wird nicht berichtet.

Eben damals war Abt Wibald von Constantinopel zurückgekehrt, und es hatten ihn griechische Gesandte nach Deutschland begleitet. Ihre Aufträge gingen dahin, wegen der Vermählung Friedrichs mit der ihm bestimmten griechischen Fürstin feste Vereinbarungen zu treffen und zugleich einen deutschen Kriegszug gegen Ungarn zu bewirken. Denn Kaiser Manuel hatte nicht lange zuvor dem Prätendenten Boris ein Heer gegen Ungarn gestellt; dieses Heer war aber vollständig geschlagen und Boris selbst nach seiner Niederlage von einem Kumanen in seinem Gefolge getödtet worden; die Deutschen sollten nun die griechische Niederlage rächen helfen. Aber Friedrich war zu solcher Dienstleistung jetzt am wenigsten geneigt, wo er im hohen Grade über den Mißbrauch zürnte, welchen die Griechen mit seinen Briefen in Apulien gemacht hatten und ihre Besetzung dieses Landes als die schwerste Beeinträchtigung des Reiches empfand. Die Stimmung des Kaisers kannten die Gesandten und waren deshalb, seinen Zorn fürchtend, in Salzburg zurückgeblieben. In der That berieth der Kaiser lange mit den Fürsten, ob er diese Griechen nicht als Verräther be-

strafen oder schimpflich ohne Empfang zurückschicken solle; endlich gewann aber doch die Meinung die Oberhand, daß ihnen eine Audienz zu gewähren sei. So wurden sie nach Nürnberg beschieden, wo der Kaiser in der nächsten Zeit einen Hoftag zu halten gedachte.

Noch in Würzburg selbst gewann Friedrich für seine italienische Unternehmung einen überaus wichtigen Bundesgenossen. Zu der Festversammlung war auch der Böhmenherzog Wladislaw mit seinem Bruder Dietbold erschienen; in ihrem Gefolge befanden sich der Bischof Daniel von Prag und der Propst Gervasius von Wissegrad, die vertrauten Räthe des Herzogs. Mit ihnen trat der Kaiser in geheime Verhandlungen; er versprach, wenn ihn Böhmen mit aller seiner Macht in Italien unterstütze, dem Herzog das königliche Diadem zu ertheilen und ihm die Burg Bautzen, welche von Böhmen — wir wissen nicht wann*), — wieder abgekommen war, zurückzugeben. Da der Herzog eidlich die Hülfe gelobte, wurde ein für die Geschicke Deutschlands und Böhmens höchst folgenreicher Bund geschlossen.

Es waren nicht sorglose, aber doch glückliche Tage gewesen, in denen der Kaiser seine zweite Gemahlin gewann. Denn so unbefriedigend seine erste Ehe war, einen um so reicheren Segen hatte er der zweiten zu danken. Beatrix war eben so verständig, wie reich und schön. Sie liebte ihren Gemahl von ganzer Seele und fürchtete ihn als ihren Herrn. Sein Glück war das ihre. Man hat von ihr gesagt: indem sie Beatrix d. h. die Beglückende genannt werde, sei sie selbst in Wahrheit die Beglückte gewesen. Sie hat dem Kaiser in seinen Kämpfen treulich zur Seite gestanden und ihn in den Staatsgeschäften nach Kräften unterstützt, aber ohne je einen schädlichen Einfluß auf die Regierung des Reichs zu üben. Sie starb vor dem Kaiser nach fast dreißigjähriger Ehe und hinterließ ihm eine zahlreiche blühende Nachkommenschaft. Die Burgunderin ist die Gemahlin, die Mutter und Großmutter aller jener gewaltigen Staufer gewesen, die sich ein unvergängliches Andenken gewonnen haben.

Von Würzburg begab sich der Kaiser im Juli nach Nürnberg.

---

*) Bautzen war nach dem Tode Heinrichs von Groitsch im Jahre 1136 an Böhmen gekommen; vielleicht hatte es dann Herzog Wladislaw an Konrad III. als Entgelt für die Belehnung oder den 1142 geleisteten Beistand abtreten müssen. Vergl. Bd. IV. S. 111. 205. 206.

Hier empfing er die griechischen Gesandten, die eine bessere Aufnahme fanden, als sie erwartet hatten. Inzwischen mußten Nachrichten von der wieder erstarkten Macht des Siciliers eingelaufen sein, und es schien im Interesse Friedrichs, mit Constantinopel nicht völlig zu brechen. Der nächste Zweck der Gesandtschaft war freilich verfehlt. Der Kaiser war bereits mit der Burgunderin vermählt, und den Kriegszug gegen Ungarn lehnte er unter dem Vorwande ab, daß er in der bezeichneten Frist — schon im September sollte Ungarn angegriffen werden — ein Heer nicht aufbieten könne. Als er die griechischen Gesandten entließ, schickte er mit ihnen seinen Kaplan Stephan nach Constantinopel; es lag ihm daran, sich von den Absichten des griechischen Hofes genaue Kenntniß zu verschaffen, mit dem ihn trotz alter Zerwürfnisse noch immer die gleiche Feindschaft gegen Sicilien verband.

Zu Nürnberg erschien vor dem Kaiser auch eine Gesandtschaft aus Köln. Man war dort über den Nachfolger Erzbischof Arnolds nicht einig geworden. Die Domherren hatten dem Propst von S. Georg Friedrich, dem Sohne des Grafen Adolf von Berg und Hovele, — demselben Manne, dem einst schon das Bisthum Utrecht bestimmt gewesen war*), — ihre Stimmen zugewendet, während die Klostergeistlichkeit und ein Theil des Weltklerus sich für den Bonner Propst Gerhard erklärt hatten. Beide Parteien wandten sich jetzt an den Kaiser, um über die zwiespältige Wahl zu entscheiden. Drei Tage wurde vor ihm die Sache verhandelt, ohne daß eine Entscheidung getroffen wurde. Nach dem Beschluß der Fürsten vertagte endlich der Kaiser die Angelegenheit auf einen Reichstag, den er an Mariä Geburt (8. September) zu Regensburg halten wollte, um dort die wichtigste Angelegenheit des Reichs, die Auseinandersetzung zwischen Baiern und Oesterreich, zum Abschluß zu bringen.

Das Herzogthum Oesterreich.

Nachdem der Kaiser im August seine heimatlichen Gegenden, Schwaben und den Elsaß, besucht hatte**), begab er sich um die Mitte

*) Vergl. Bd. IV. S. 347. 348. 353.

**) Friedrich hielt damals einen Hoftag zu Ulm. Am 17. August war er in Kolmar.

des September nach Regensburg, wo ihn die versammelten Fürsten schon einige Tage erwartet hatten. Sie waren in stattlicher Zahl erschienen; unter ihnen der Patriarch Peregrin von Aquileja, Erzbischof Eberhard von Salzburg, die Bischöfe Otto von Freising und sein Bruder Konrad von Passau, Eberhard von Bamberg, Hartmann von Brixen, Hartwich von Regensburg und Albert von Trient, Herzog Welf, des Kaisers Bruder Konrad, die Herzoge Heinrich von Sachsen, Heinrich von Kärnthen, Friedrich von Schwaben, Wladislaw von Böhmen, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Markgraf Engelbert von Istrien, Markgraf Dietbold von Cham*), Pfalzgraf Hermann bei Rhein, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinem Bruder Friedrich. Die Versammlung war würdig der wichtigen Geschäfte, die in ihrer Mitte erledigt werden sollten.

Der Babenberger Heinrich Jasomirgott war nicht in Regensburg; er hatte sein Lager zwei deutsche Meilen östlich vor der Stadt auf den Barbinger Wiesen aufgeschlagen. Er wollte nicht zu dem Kaiser kommen, vielmehr sollte dieser ihn in seinem Lager aufsuchen. In der That begab sich Friedrich bald nach seiner Ankunft in Regensburg, begleitet von allen Fürsten und Herren, in das Lager seines Oheims, und hier wurde der bereits vereinbarte Vertrag zwischen den beiden Heinrichen zum Vollzug gebracht. Der Babenberger gab das Herzogthum Baiern mit sieben Fahnen, wie er es einst erhalten, dem Kaiser zurück. Heinrich der Löwe empfing dann vom Kaiser das Herzogthum mit den sieben Fahnen, gab aber die Mark Oesterreich und die Lehen, welche seit Alters die Markgrafen vom bairischen Herzogthum trugen, mit zwei Fahnen zurück. Aus der Mark wurde darauf nach dem Beschlusse der Fürsten — Herzog Wladislaw von Böhmen hatte zuerst geurtheilt und alle Anderen sich ihm angeschlossen — ein neues Herzogthum gebildet, und dieses verlieh der Kaiser mit den zwei Fahnen nicht allein seinem Oheim Heinrich Jasomirgott, sondern auch zugleich dessen Gemahlin, der griechischen Theodora.

Um den Bestand des neuen Herzogthums für alle Folge zu sichern,

---

*) Dieser Dietbold war der jüngste Sohn Dietbolds I. von Vohburg; er erscheint als Markgraf auf dem Nordgau neben seinem Bruder Berthold von Vohburg und wird gewöhnlich als Markgraf von Cham bezeichnet. Vergl. Bd. IV. S. 217. 218.

stellte der Kaiser noch an demselben Tage zu Regensburg eine Urkunde über die Belehnung aus, in welcher überdies bestimmt wurde, daß das Herzogthum nach Erbrecht nicht nur an die Söhne, sondern auch an die Töchter Heinrichs und Theodoras übergehen solle, und daß, wenn Beide keine Kinder hinterließen, sie das Herzogthum beanspruchen könnten, für wen sie wollten; weiter wurde verbrieft, daß Niemand ohne des Herzogs Erlaubniß im Bezirk des Herzogthums Gericht halten dürfe und der Herzog zu keinen anderen Diensten dem Reiche verpflichtet sei, als zu den Tagfahrten des Kaisers in Baiern auf Mahnung zu erscheinen und zu solchen Kriegen auszuziehen, welche der Kaiser gegen die Oesterreich benachbarten Reiche und Länder unternehmen würde. Die Urkunde, welche nicht mehr im Original, sondern nur in Copieen erhalten ist, wurde am 17. September 1156 zu Regensburg ausgestellt; das Original ist wohl absichtlich vernichtet, als man auf Grund desselben eine andere Urkunde fälschte, welche noch viel weiter gehende Rechte dem neuen Herzogthume zugestand. Noch an demselben Tage stellte der Kaiser auf Antrag Heinrichs Jasomirgott den Johannitern eine Bestätigungsurkunde für ihre Besitzungen in Oesterreich aus; in derselben findet sich Heinrich bereits als Herzog von Oesterreich bezeichnet.

So gelangte Heinrich der Löwe zu dem bairischen Herzogthum; ohne Frage für ihn ein großer persönlicher Gewinn, aber er machte ihn unter Bedingungen, die für das Herzogthum selbst die größten Verluste in sich schlossen. Bis dahin hatte Oesterreich noch immer in einer gewissen Abhängigkeit von Baiern gestanden; die Markgrafen waren zuletzt gradezu Vasallen des Baiernherzogs gewesen. Dieses Abhängigkeitsverhältniß wurde jetzt völlig gelöst. Wie Baiern durch die Trennung Kärnthens und der kärnthenschen Marken schon früher von Italien abgeschnitten war, so wurde durch das neue Herzogthum auch Ungarn seinen Einwirkungen entzogen und alle unmittelbaren Verbindungen mit dem Auslande — denn Böhmen konnte nicht als Ausland gelten — ihm genommen. Es ist dies für die ganze weitere Geschichte Baierns um so wichtiger geworden, als die Trennung von seiner Ostmark, obwohl sich zweimal die Möglichkeit einer Aufhebung zeigte, doch durch alle Jahrhunderte fortgedauert hat.

Wie schwer sich Heinrich Jasomirgott zur Aufgabe Baierns entschlossen hatte, er gewann dafür einen Preis, der nicht hoch genug

anzuschlagen ist. Sein neues Herzogthum wurde mit verbrieften Rechten ausgestattet, wie sie bis dahin in der Geschichte des Reichs geradezu unerhört waren. Nicht allein, daß Oesterreich von allen Verpflichtungen gegen die bairischen Herzoge gelöst wurde, auch seine dem Reiche zu leistenden Dienste wurden auf ein sehr bescheidenes Maß beschränkt: von den kostspieligen Fahrten zu Hofe in weite Fernen wurde der Herzog entbunden und zu keinen anderen Kriegsleistungen verpflichtet, als in seiner unmittelbaren Nähe, wo er ohnehin seine Waffen nicht ruhen lassen konnte. Indem nach dem Privilegium in seinem ganzen Gebiet keine Gerichtsbarkeit mehr geübt werden konnte, als von ihm selbst oder mit seiner Genehmigung, gewann er überdies in Bezug auf alle rechtlichen Verhältnisse die auffälligste Sonderstellung im Reiche. Und diese außerordentliche Macht wurde nicht nur dem Herzog persönlich, sondern zugleich seiner Gemahlin verliehen; sie sollte überdies nach Erbrecht auf ihre Kinder übergehen, nicht die Söhne allein, sondern auch die Töchter, und wenn die ersten Empfänger ohne Erben stürben, auf diejenigen, dem sie das Herzogthum bestimmen würden. Es ist das erste Mal, daß ein Reichslehen in Deutschland einer Frau übertragen wird, das erste urkundliche Zeugniß für eine Gesammtbelehnung, vor Allem das älteste Beispiel einer Verbriefung weiblicher Erbfolge in einem deutschen Fürstenthum. Dem Kaiser blieb Nichts als die Form der Belehnung; die Besetzung des neuen Herzogthums war ihm für unberechenbare Zeiten entzogen. Nur die ungewöhnlichen Umstände, welche zur Begründung dieses Herzogthums führten, können die exorbitanten dem neuen Herzog gemachten Zugeständnisse erklären. Wenn man sagen kann, daß Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär in ihren Marken schon früher eine landesherrliche Stellung gewonnen hatten*), so läßt sich dies mit noch viel größerem Recht von Heinrich Jasomirgott und der bairischen Ostmark behaupten. Die Marken begannen sich in gewissem Sinne schon damals vom Reiche zu lösen.

Des Kaisers Vorgänger hatte in der Vereinigung Baierns und Schwabens in *eine* Hand eine so große Gefahr für Krone und Reich gesehen, daß er lieber sich in einen bedenklichen inneren Krieg stürzte, als eine solche Verbindung zugestand**). Auch Friedrich konnte nicht

*) Vergl. Bd. IV. S. 310.
**) Vergl. Bd. IV. S. 177.

entgehen, daß das Regensburger Abkommen für seine eigene Stellung gefahrvoll war. War auch Baierns Macht geschwächt worden, sie vermehrte doch noch um ein Bedeutendes die schon übergroße Gewalt Heinrichs des Löwen. Ueberdies war vorauszusehen, daß die großen an Oesterreich gemachten Zugeständnisse den Neid der anderen Fürsten unaufhörlich anstacheln und zu weiteren Concessionen treiben würden. So wenig sich Friedrich hierüber getäuscht haben wird, war er des erreichten Resultates doch von ganzem Herzen froh: er hatte den verderblichen Streit zwischen seinen nächsten Verwandten ohne Blutvergießen beigelegt und Verpflichtungen erfüllt, die ihn schon lange bedrückten. Wenn er gewählt worden war, um den Streit zwischen dem staufenschen und welfischen Hause auszutragen, so hatte er diese Aufgabe jetzt nach ihrem ganzen Umfange gelöst. Sehr erwünscht war es ihm, daß auch der Kölner Wahlstreit jetzt in Regensburg zum Austrag kam. Beide Parteien hatten abermals Gesandte geschickt, aber die Entscheidung fiel auf Friedrich von Hovele, weil er besonders von den Domherren gewählt war. Der Kaiser ertheilte ihm die Investitur mit den Regalien und sandte ihn alsdann nach Italien, um die Weihe vom Papst zu erhalten.

Am Tage nach dem Abschluß des Vertrags zwischen den beiden Heinrichen, ließ der Kaiser einen Landfrieden bis Pfingsten über das Jahr von den bairischen Großen beschwören. Er hatte die Beruhigung Baierns erreicht, an welcher er ein Jahr lang gearbeitet hatte, und damit waren seine Bemühungen um den Landfrieden in den deutschen Ländern zu einem gewissen Abschluß gediehen. Auch Baiern gewann jetzt die Ruhe, welche schon in allen anderen Theilen des Reichs gesichert schien. „Von diesem Tage an", sagt Otto von Freising, „erfreut sich das ganze Reich diesseits der Alpen eines so herrlichen Friedens, daß Friedrich nicht allein Kaiser und Augustus, sondern auch Vater des Vaterlandes mit Recht genannt wird".

Friedensedict und Kriegsgedanken.

Ohne Angabe des Jahres und Tages, ist ein merkwürdiges Edict Friedrichs erhalten, in dessen Eingang er ausspricht, wie er nach Erlangung der Kaiserkrone als seine Pflicht betrachte darüber zu wachen,

daß alle göttlichen und menschlichen Rechte in Kraft erhalten und besonders die Kirchen und der Klerus gegen jede Gewaltthat geschützt werden. Indem er Jedem sein Recht bewahrt wissen will, befiehlt er den lange ersehnten und früher überall als Nothwendigkeit erkannten Frieden in allen Theilen seines Reichs aufrecht zu halten und verkündet eine Reihe von Strafbestimmungen gegen die Friedbrecher.

Es ist nicht ohne Interesse, die einzelnen Bestimmungen aufzuführen; sie dienen zur Charakteristik der Absichten des Kaisers, wie zur Signatur seiner Zeit. Nach dem Edict soll Jeder, der während eines aufgerichteten Landfriedens einen anderen erschlägt, mit dem Tode bestraft werden, wer einen anderen verwundet, die Hand verlieren; seine bewegliche Habe soll eingezogen und unter das Volk vertheilt werden; sein Eigengut erhalten die Erben unter der Bedingung, daß sie dem Friedbrecher keinen Nutzen davon zukommen lassen; sollten sie es dennoch thun, so hat der Graf das Gut zu confisciren, empfängt es aber dann vom König als Lehen. Wer einen anderen gefangen nimmt und thätlich mißhandelt, ihm Bart oder Haupthaar ausrauft, hat dem Mißhandelten eine Buße von 10 Pfunden, dem Richter ein Strafgeld von 20 Pfunden zu zahlen; für Schmähreden erhalten der Beleidigte und der Richter 10 Pfunde; werden die Strafgelder weder von dem Friedbrecher noch dessen Erben erlegt, so hat der Graf das als Unterpfand dienende Gut zu confisciren und empfängt es dann vom König als Lehen. Wenn ein Kleriker einen Friedbrecher in seinem Hause aufnimmt, muß er dem Grafen 20 Pfunde zahlen und für seine Schuld nach den kanonischen Bestimmungen seinem Bischof Genugthuung leisten; im Fall des Ungehorsams geht er nicht nur seines Amts und seines Beneficiums verlustig, sondern wird auch selbst als Friedbrecher behandelt. Wenn der Richter einen Friedbrecher auf Landschrei bis zur Burg eines Herrn verfolgt, hat ihn der Burgherr auszuliefern; wenn jener sich nicht dem Gericht stellen will, muß der Herr, wenn der Friedbrecher in der Burg wohnhaft ist, dessen ganze bewegliche Habe ausliefern und ihn nie mehr aufzunehmen versprechen; ist der Friedbrecher dort nicht wohnhaft, so hat er ihn aus der Burg zu entfernen. Wenn zwei über ein Lehen in Fehde liegen, und der eine führt den Lehnsherrn vor, welcher die Belehnung anerkannt, soll er das Lehen behalten, wofern er durch zwei glaubhafte Zeugen darthun kann, daß er ohne Gewalt zu demselben gelangt ist; wird er aber der Gewalt

überführt, so hat er dem Richter das doppelte Strafgeld zu zahlen und verliert das Lehen, wenn er es nicht durch richterlichen Spruch erstreitet. Wenn verschiedene Personen wegen eines Lehens fehden und verschiedene Lehnsherren vorführen, soll der Richter durch zwei glaubwürdige und ortskundige Männer erkunden, wer ohne Gewalt in den Besitz des Lehens gelangt ist, und diesem das Lehen verbleiben, so lange es ihm nicht durch richterlichen Spruch entzogen wird. Wenn ein Landmann einen Ritter wegen Friedensbruchs anklagt, hat der Ritter die Nothwehr mit eigener Hand zu beschwören, den Reinigungseid hat er mit vier Eideshelfern zu leisten. Wenn ein Ritter einen Landmann wegen Friedensbruchs verklagt, muß dieser die Nothwehr mit eigener Hand beschwören; seine Unschuld darzuthun bleibt ihm die Wahl zwischen Gottesgericht und Richterspruch, auch kann er sich durch sechs glaubwürdige, vom Richter erwählte Zeugen reinigen. Wenn ein Ritter gegen einen anderen wegen Friedensbruchs oder einer anderen Capitalsache einen Zweikampf bestehen will, hat er darzuthun, daß er und seine Eltern in Wahrheit dem Ritterstande angehören.

Ferner bestimmt das Edict, daß in jedem Jahre nach Mariä Geburt, jeder Graf mit sieben Männern guten Leumundes aus seiner Grafschaft nach dem Ertrage der Erndte den Getreidepreis feststellen soll; wer dann innerhalb des Jahres das Getreide theurer verkauft, soll wie ein Friedbrecher bestraft und so vielmal 20 Pfunde dem Grafen zahlen, als er den Scheffel höher verkauft hat*). Wenn ein Landmann Rüstung, Lanze und Schwert trägt, hat ihm der Richter, in dessen Bezirk er betroffen wird, entweder die Waffen abzunehmen oder 20 Schillinge von ihm zu fordern. Der das Land durchziehende Kaufmann soll sein Schwert an den Sattel binden oder auf den Wagen legen, damit er nicht einen Unschuldigen verletze, sich aber gegen Räuber vertheidigen könne. Niemand darf Netze, Schlingen oder Fallen auf anderes Wild stellen, als Bären, Eber und Wölfe. Zum Grafengericht soll Niemand in Waffen erscheinen, es sei denn auf Aufforderung des Grafen selbst. Räuber werden nach dem herkömmlichen Rechte bestraft. Wer eine Vogtei oder ein anderes Lehnsamt schlecht verwaltet und deshalb verliert, soll wie ein Friedbrecher bestraft werden, wenn er das

*) Diese merkwürdige Bestimmung ist wohl dadurch veranlaßt worden, daß in jener Zeit öfters Mißwachs, namentlich in Schwaben, eingetreten war.

verlorene Amt mit Gewalt wiedergewinnen will. Wer 5 Schillinge oder eine Sache gleichen Werthes stiehlt, wird gehängt; wer einen geringeren Betrag entwendet, soll mit Ruthen und Scheeren gestäupt und gezwickt werden. Wenn Ministerialen eines Herrn unter sich fehden, soll der Graf oder Richter, in dessen Bezirk es geschieht, sie nach dem Rechte verfolgen. Wer durch das Land zieht, kann zur Fütterung seines Pferdes soviel Getreide nehmen, als er von der Straße aus mit den Armen einspannen kann. Jeder darf auch an Gras und Waldlaub ohne Verwüstung nehmen, was er zu seiner Bequemlichkeit oder Nothdurft gebraucht.

Bestimmungen über sehr verschiedenartige Vergehen werden in diesem Edict zusammengefaßt, die nur in dem Bruch des Landfriedens und der möglichen Gefährdung desselben eine Verbindung haben. Die Strafen, mit denen die Vergehen bedroht sind, erscheinen hart, doch die meisten derselben entsprachen nachweislich älteren Landfriedenssatzungen. Man wird aber das Edict deshalb nicht in eine Linie stellen können mit den zahlreichen Friedensordnungen, wie sie in den einzelnen deutschen Ländern seit einem Jahrhundert und darüber aufgerichtet waren, wie sie auch Friedrich selbst theils früher theils später veranlaßt hat. Denn grade die wichtigsten Bestimmungen dieser provinciellen Landfrieden: über die Dauer desselben, über die Friedenszeiten des Jahres und der Woche, über die umfriedeten Orte und Personen u. s. w. fehlen ganz dem Edict. Vielmehr setzt dasselbe den Bestand solcher Friedensordnungen überall voraus und nimmt sie in den Schutz des Reichs, indem es gleiche Strafen über die Friedbrecher in allen Theilen desselben verhängt. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß damit der Kaiser wieder die Wahrung des inneren Friedens, die so lange hauptsächlich den lokalen Gewalten überlassen war, als seine eigenste Aufgabe erfaßt und zu ihrer dauernden Lösung den Weg des geschriebenen Gesetzes einschlägt. In der That bezeichnet das Edict den Anfang einer neuen Epoche in der Reichsgesetzgebung, die seit der Karolingischen Zeit so sehr verkümmert war. Wie in allen Dingen, glaubte Friedrich auch in diesen seinen Friedensbestrebungen in die Fußstapfen Karls des Großen zu treten, führte er doch alle Landfriedensordnungen auf jenen Kaiser zurück, den man sich längst als den Urheber alles Rechts anzusehen gewöhnt hatte.

Friedrich legte auf seine Friedensarbeiten und die Wirkungen

derselben den höchsten Werth; er giebt sich selbst den Beinamen: Pacificus (Friedespender) und preist die Zeiten seines Regiments wegen der Fülle des Friedens glücklich*). Auch darf man den Erfolg seiner Friedensordnungen nicht unterschätzen; namentlich muß er in Baiern sehr fühlbar gewesen sein. Otto von Freising nennt den Kaiser den Friedenspender und rühmt, wie er nach finsterer, regnerischer Nacht die Frische eines heiteren Morgens der Welt zurückgegeben, indem er „Jedem das Seine" wahrend, den süßen Frieden hergestellt habe; er bezeichnet die nächstfolgende Zeit als die glückliche Friedensepoche gegenüber der früheren Fehdezeit, und in bairischen Annalen wird zum Jahre 1157 bemerkt: „Fülle des Friedens." Aber es unterliegt doch keinem Zweifel, daß es auch damals nicht an Gewaltthätigkeiten im Reiche fehlte. Gegen Ende des Jahres 1156 klagte Wibald, daß die Besitzungen von Korvei vom Grafen von Teklenburg verwüstet seien und der Stadtgraf Dietrich von Hörter, welcher noch vor Kurzem dem Kaiser in Italien treffliche Dienste erwiesen hatte, als er im Kloster das ihm verliehene Vogteigericht übte, auf der Kirchenmauer von Widukind von Schwalenberg erschlagen sei. Der Kaiser übergab das Gericht über Letzteren Heinrich dem Löwen, der Gnade für Recht walten ließ, doch mußte Widukind in das Exil über den Rhein gehen und versprechen nur mit Erlaubniß des Herzogs zurückzukehren; überdies mußte er Korvei und den Kindern des Erschlagenen Entschädigung leisten und die Burg Desenberg, die er von Heinrich zu Lehen trug, diesem zurückgeben. In den niederrheinischen Gegenden müssen die Frevel gegen den Landfrieden noch zahlreicher gewesen sein, denn der Kaiser war alsbald veranlaßt hier selbst einzuschreiten.

Von Regensburg hatte sich der Kaiser im September 1156 nach den burgundischen Ländern begeben; er sah diese Länder zum ersten Mal als Gemahl der Beatrix und nahm von dem reichen Erbe derselben Besitz. Wahrscheinlich traf er auch damals mit Berthold von Zähringen das Abkommen, durch welches der früher mit diesem über

*) Friedrich legt sich den Beinamen Pacificus in einem Schreiben an König Heinrich II. von England vom 6. Mai 1157 bei, ebenso in einem nicht viel später erlassenen Schreiben an Ludwig VII. von Frankreich, in welchem sich auch die Worte finden: Divina clementia ex pacis abundantia feliciter regnandi felicia nobis concessit tempora. Man sah Pacificus wohl auch als Uebersetzung von Friedrich an.

die Erbschaft Rainalds geschlossene Vertrag beseitigt wurde. Berthold empfing durch die Vogtei und die Regalien der Bisthümer Lausanne, Genf und Sitten eine Entschädigung, freilich nur dürftiger Art, für die auf jenem Vertrage beruhenden Ansprüche. Nachdem Friedrich seine Angelegenheiten in Burgund „glänzend", wie er selbst an Wibald schrieb, geordnet hatte, kehrte er nach den fränkischen Gegenden zurück, um das Weihnachtsfest in Speier zu feiern. Noch vor dem Fest hielt er einen Hoftag zu Würzburg, den unter vielen anderen Fürsten auch der aus Italien zurückgekehrte Erzbischof Friedrich von Köln besuchte.

In den ersten Tagen des Jahres 1157 verweilte der König zu Trier, wo er neue Streitigkeiten, die zwischen dem Erzbischof und dem Grafen Heinrich von Namur entstanden waren, zu Gunsten des Ersteren schlichtete. Alsdann begab er sich nach Ulm, um einen dorthin auf den 2. Februar berufenen Reichstag abzuhalten. Wir wissen, daß der Tag von schwäbischen und bairischen Herren zahlreich besucht war und der Kaiser sie beschieden hatte, „um die Wohlthat des Friedens zu sichern." Wir sind aber über die Verhandlungen und ihre Ergebnisse nicht näher unterrichtet; vielleicht ist damals das oben erwähnte Friedensedict erlassen. Des Kaisers Absicht war von Ulm unmittelbar an den Niederrhein zu gehen, um sein volles Ansehen auch hier zur Geltung zu bringen. „Wir wollen," schrieb er an Wibald, „den Hochmuth derer, die ihre Hände gegen unsere durchlauchtigste kaiserliche Macht zu erheben sich erdreisten, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln so züchtigen, daß ihre Söhne und Enkel, durch das Beispiel der Väter gewarnt, die Widersetzlichkeit gegen das Reich verlernen und begreifen sollen, daß sie sich dessen Geboten in schuldigem Gehorsam und Ehrfurcht zu fügen haben."

Der Zug an den Niederrhein verzögerte sich, da mitten in die Friedensbestrebungen des Kaisers sich Kriegssorgen drängten. Aus Italien waren üble Nachrichten eingelaufen. Der Papst hatte sich dem Kriegsglück des Siciliers beugen müssen und hatte es kaum mit Widerstreben gethan. Im Juni 1156 war ein Vertrag zwischen ihm und König Wilhelm vereinbart worden, der im Wesentlichen die alten Verhältnisse des sicilischen Reichs zur römischen Curie wiederherstellte. Bei Benevent hatte der Papst darauf Wilhelm vom Banne gelöst, ihn mit Sicilien, Apulien und dem Fürstenthum Capua belehnt und von ihm den Lehnseid empfangen; nur so viel hatte der Papst für seine

bisherigen Bundesgenossen erreichen können, daß Robert von Bassavilla und Andreas von Rupecanina freien Abzug gewährt wurde; Beide begaben sich erst nach der Lombardei und dann zu Friedrich. Der Papst ging nach Abschluß des Friedens zunächst nach Orvieto, welches er erst vor Kurzem der römischen Kirche wiedergewonnen hatte. Im November zog er, nachdem er mit Senat und Bürgerschaft einen uns nicht näher bekannten Vertrag geschlossen hatte, feierlich in Rom ein. Unstreitig hatte er dem Sicilier zu danken, wenn er wieder im Lateran residiren konnte, aber er konnte sich zugleich nicht verhehlen, daß er durch den Gang der Dinge in eine ähnliche Abhängigkeit von Wilhelm gerathen war, wie einst Innocenz II. von König Roger, und daß alle späteren Bestrebungen der Päpste, das sicilische Joch abzuschütteln, vereitelt waren.

Kaiser Friedrich war über den jähen Wechsel der päpstlichen Politik sehr erbittert. Er warf dem Papst den Bruch des bestehenden Vertrags vor, und obwohl der Wortlaut desselben nicht verletzt war, hatte das Verfahren des Papstes doch unfehlbar alle die Bedingungen geändert, auf denen jener Vertrag beruhte; freilich konnte zur Entschuldigung des Papstes geltend gemacht werden, daß Friedrich selbst, indem er den Kampf gegen Rom und Sicilien im Jahre 1155 aufgegeben hatte, den Papst in Fährlichkeiten versetzte, denen sich derselbe kaum in anderer Weise zu entziehen vermochte. Wie tief Friedrich aber auch den völligen Umschwung der römischen Politik empfand, es war ihm unmöglich gemacht, jetzt tiefer in die Verhältnisse Unteritaliens einzugreifen. Ein Zug dorthin wäre nicht so sehr gegen die Griechen, wie gegen den König von Sicilien gerichtet gewesen, und zwar nicht mehr gegen den Gebannten des Papstes, sondern gegen den Vasallen desselben, bei der Lage der Dinge ein geradezu sinnloses Unternehmen. So beschloß der Kaiser den Fürsten den bereits beschworenen Zug nach Apulien zu erlassen.

Um so dringender wurde der Krieg gegen Mailand, welches nicht abließ die Waffen gegen die kaisertreuen Städte zu führen und seine Herrschaft in der Lombardei auszudehnen. Seine kriegerische Lust stachelte besonders ein ausgezeichneter fremder Architekt, Guintelmus mit Namen, der durch seine Thätigkeit und Kunst das Unmögliche möglich zu machen schien, ein Mann, der allmählich ein fast dictatorisches Ansehen in der Stadt gewann.

Dem Kaiser zum Trotz hatten die Mailänder Tortona weit schöner und fester hergestellt, als es zuvor gewesen war. Mit der alten Tyrannei verfuhren sie gegen die unglücklichen Bürger von Lodi und Como; sie wußten sie niederzuhalten, indem sie alle Festen in der Umgegend besetzten. Im Mai 1156 zerstörten sie mit Maschinen, welche ihnen Guintelmus hergestellt hatte, die starke Feste Stabbio, nachdem sie schon vorher das nahe Chiasso genommen hatten. Im August rückten sie dann in das Thal von Lugano ein, wo sie etwa zwanzig Castelle brachen. Ununterbrochen stand Mailand zugleich gegen Pavia, welches mit Novara verbündet war, im Kampfe. Schon im Winter 1155 hatten sie eine neue Brücke über den Ticino bei Bernate gebaut; über dieselbe drangen sie, unterstützt von Brescia, im Juni 1156 in das Gebiet von Novara ein. Cerano wurde genommen, obwohl die Heere von Pavia und Novara in der Nähe lagen, dann Sozzago, Mosezzo, Fara, Torre di Momo; Novara verlor mehr als die Hälfte seines Gebiets. Im August 1156 fielen dann wohl die Paveſen in das Mailändische ein, aber sie erlitten bei Vidigulfo im Süden von Mailand eine schwere Niederlage und mußten sich zurückziehen. Im November baute Meister Guintelmus darauf eine zweite Brücke über den Ticino zwischen Abiate Grasso und Cassolo, unterhalb der ersteren, ein Werk, welches durch seine Festigkeit und Schönheit die allgemeine Bewunderung erregte; die neue Brücke sollte vor Allem Angriffe auf Pavia selbst ermöglichen.

Die Mailänder hatten, unbelästigt von Cremona, die erwähnten Unternehmungen ausführen können, weil Cremona nach einer Niederlage einen längeren Waffenstillstand hatte abschließen müssen. Noch während der Dauer desselben hatten die Mailänder am 19. Juli 1156 mit Piacenza ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß auf zehn Jahre geschlossen, welches von allen Bürgern beider Städte beschworen werden mußte. Der Form nach war in demselben die Treue gegen Kaiser Friedrich und seine Nachfolger vorbehalten, nichtsdestoweniger richtete er sich gegen dessen treueste Bundesgenossen, Pavia und Cremona, und machte es Cremona auch nach Ablauf des Waffenstillstandes unmöglich Pavia zu unterstützen, da Piacenza ihm jeden Durchzug durch sein Gebiet mit bewaffneter Hand verwehren konnte.

Die Vorstellungen, durch welche der Kaiser die Mailänder im vorigen Jahre zur Einstellung der Feindseligkeiten hatte bewegen wollen,

waren ohne allen Erfolg gewesen. Wenn die Mailänder auch die kaiserlichen Gesandten ehrenvoll aufgenommen und ihr Verfahren damit zu rechtfertigen gesucht hatten, daß sie nicht sowohl die Angreifer, als die Angegriffenen gewesen seien, so lenkten sie doch keinen Augenblick von dem eingeschlagenen Wege ab. Mit jedem Tage wuchs ihr Selbstvertrauen und ihre Kampflust; mit der Unterwerfung der Lombardei waren sie im besten Zuge, und die Freunde des Kaisers dort bedurften der Aussicht auf nahe Hülfe, wenn sie nicht verzweifelnd die Waffen niederlegen sollten. Indem der Kaiser die Ausdehnung des neuen italienischen Zugs bis nach Apulien aufgab, faßte er den Krieg gegen Mailand nur um so fester in das Auge.

Zum 24. März 1157 wurde ein Reichstag nach Fulda berufen, wo der Kaiser mit den Fürsten über den italienischen Krieg Rath halten wollte. Schon zu Würzburg, wo der Kaiser in der Mitte des März eintraf, war eine große Zahl von Fürsten um ihn; so wird auch der Reichstag stattlich beschickt worden sein. Die Fürsten werden es nicht ungern gehört haben, daß der Kaiser den Zug nach dem fernen Apulien ihnen erließ, und nur um so williger ihre Zustimmung zu dem Kriege gegen Mailand gegeben haben. Nach ihrem Beschluß wurde zu Fulda der Zug angekündigt und von den Anwesenden ihre Unterstützung dem Kaiser eidlich gelobt; acht Tage nach Pfingsten 1158 sollte das Heer aufbrechen, zu dessen Sammelplatz Ulm bestimmt war. Kaiserliche Schreiben benachrichtigten die abwesenden Fürsten von dem gefaßten Beschluß und forderten sie zur Theilnahme am Zuge auf. „Da der Hochmuth der Mailänder", schrieb der Kaiser an Bischof Otto von Freising, „sich schon lange gegen das römische Reich erhoben hat und jetzt mit Gewalt ganz Italien zu verwirren und seiner Herrschaft zu unterwerfen sucht, wollen wir, auf daß solche Keckheit zu unserer Zeit nicht ungestraft bleibe und das ruchlose Volk nicht unsre Macht an sich reiße oder beschimpfe, mannhaft dem Schicksale entgegentreten und zur Vernichtung der Mailänder die ganze Kraft unsres Reichs aufbieten."

Gleich nach dem Fuldaer Reichstage kehrte der Kaiser nach dem rheinischen Franken zurück. Das Osterfest (31. März) feierte er in Worms, wo fast alle Fürsten des Reichs um ihn versammelt waren; auch hier wurde der Zug gegen Mailand beschworen. Lombardische Gesandte hatten sich eingestellt — es waren unter Anderen Consuln

von Pavia, Novara, Como und Cremona — und baten um Hülfe; sie erhielten sichere Aussicht auf Beistand. Der Kaiser soll ihnen eine Fahne mitgegeben haben, damit sie sich um dieselbe schaarten, und das kaiserliche Banner Mailand mit Schrecken erfülle. Am 4. April stellte der Kaiser zu Worms der Stadt Cremona eine Urkunde aus, in welcher er Jedermann untersagte in dem Lande zwischen der Adda und dem Oglio eine neue Burg zum Schaden der Stadt und ihres Bisthums zu bauen. Erst nachdem Friedrich so alle Vorkehrungen zum Kriege gegen Mailand getroffen hatte, begab er sich an den Niederrhein. Am 15. April war er in Köln, am 6. Mai in Aachen, am 3. Juni in Nymwegen. Ob dort noch Jemand seine Hand gegen die kaiserliche Macht zu erheben wagte, wissen wir nicht; geschah es, so wird er verspürt haben, daß die Zeiten Konrads III. nicht mehr waren.

Kaiser Friedrich und Otto von Freising.

Der gewaltige Umschwung der Dinge im deutschen Reiche machte sich allen Orten fühlbar. Das wachsende Ansehen des Kaiserthums empfand Jedermann, aber Niemand tiefer, als der Kaiser selbst. Sein von Natur starkes Selbstgefühl wuchs mit seinen Erfolgen, und weil ihm Schweres gelang, glaubte er Alles seiner Kraft zutrauen zu dürfen. Gern ließ er sich die Geschichten der alten Kaiser vorlesen; denn er liebte es sich mit ihnen, namentlich mit Karl dem Großen, in Vergleich zu stellen. Obwohl er erst in den Anfängen seines Regiments stand, ergriff er doch die nächste sich darbietende Gelegenheit, um auch seine Thaten verherrlichen zu lassen; er lieferte sogar selbst den Stoff zu einer auf dieses Ziel gerichteten Arbeit.

Friedrich wußte von dem großen weltgeschichtlichen Werke, welches sein Oheim Bischof Otto von Freising vor mehr als zehn Jahren abgefaßt hatte und wünschte es zu besitzen. Obwohl Otto wegen mancher Stellen, welche die Stellung des Reichs zur Kirche betrafen, das Buch nicht gern in die Hand des Kaisers gab, mußte er doch dem Wunsche desselben sich fügen; er suchte jene bedenklichen Stellen mit den traurigen Zuständen zu entschuldigen, in denen er verbitterten Herzens geschrieben, erbot sich aber zugleich die glücklichen inzwischen eingetretenen Zeiten, die man dem Kaiser danke, darzustellen, keinen anderen Lohn dafür beanspruchend, als daß der Kaiser sich der Freisinger Kirche in

ihren Bedrängnissen annehmen wolle. Bald nach Ostern 1157 empfing Friedrich das Buch, wie er selbst sagt, mit der lebhaftesten Freude*), und mit nicht geringerer Freude nahm er das Anerbieten seines Oheims an, seine eigene Geschichte zu schreiben. Er beeilte sich für ihn die wichtigsten Punkte aus seinen ersten fünf Regierungsjahren aufzeichnen zu lassen, namentlich die Vorgänge auf der Romfahrt, welche Otto nicht begleitet hatte. Wir besitzen noch diese in der kaiserlichen Kanzlei gemachten Aufzeichnungen, ein historisches Denkmal vom höchsten Werth.

Es war ein Glück für Friedrich, daß er gerade Otto als Herold seiner Thaten fand. Nicht allein, daß der Freisinger Bischof an schriftstellerischem Talent in Deutschland Wenige seines Gleichen hatte, daß er alle Verhältnisse des Reichs und Hofes durchschaute, seinen kaiserlichen Neffen unbedingt ergeben war: vor Allem konnte in Niemandes Munde das Lob des neuen Regenten unbefangener erscheinen, als in dem eines Halbbruders Konrads III., eines rechten Bruders Heinrichs Jasomirgott. In der That hat Friedrich seinen glänzenden Nachruhm zum nicht geringen Theil seinem Oheim zu danken.

Bischof Otto machte sich mit Eifer an das Werk; in wenig mehr als Jahresfrist vollendete er zwei Bücher desselben, von denen das erste Friedrichs Leben vor seiner Königswahl, das zweite das erste Quinquennium seiner Regierung darstellt und mit dem Regensburger Reichstag im September 1156 schließt. Die Fortsetzung des Werks hatte er in Aussicht genommen, aber ein früher Tod hat ihn daran verhindert. Er faßte sein Werk in Jahren ab, wo die Verhältnisse des Reichs so eben die glücklichste Wendung genommen hatten, wo auf die Tage des Weinens, wie er selbst sagt, die Tage des Lachens, auf die Fehdezeit die Friedenszeit gefolgt war; er führte diese Wendung auf den Fürsten zurück, dessen Tugenden ihm gleichsam von Gott selbst inspirirt schienen, dem wunderbarer Weise in allen Fährlichkeiten noch immer das Glück zur Seite gestanden hatte. Ottos erregbarer Geist war eben so leicht gehoben, wie bedrückt, und in der gehobensten Stimmung ging er an diese seine Arbeit, wie sich auf jeder Seite des

*) Von der Chronik Ottos ist später in der kaiserlichen Kanzlei amtlicher Gebrauch gemacht worden. In einer Urkunde Friedrichs vom 6. August 1167 werden aus dem sechsten Buche längere Stellen angeführt; das Werk wird dort als „Kaiserannalen" bezeichnet.

Werkes kundgiebt. So tief die Schatten in seiner Chronik, in seinem Leben Friedrichs ist Nichts als Licht und Glanz. Es ist sehr fraglich, ob er zehn Jahre später die Dinge noch in gleich heller Beleuchtung gesehen hätte.

Man wird Ottos Buch über Friedrich nicht in allen Beziehungen loben können. Man begegnet lästigen Abschweifungen, zahlreichen Irrthümern und Flüchtigkeitsfehlern, und noch schlimmer ist, daß Otto mit höfischen Rücksichten schreibt. Sein Buch ist zunächst für den Kaiser bestimmt; er erzählt nur das, was dem Kaiser genehm ist, und erzählt es so, wie es vor dessen Auge Gnade finden sollte. Man wird ihn nicht geflissentlicher Entstellung von Thatsachen zeihen können, aber wir erkennen die Lücken, die er absichtlich in seiner Darstellung läßt, und wir bemerken nicht minder die Zurückhaltung des freien Urtheils. Aber bei allen Mängeln wird das Buch immer von Neuem die Leser fesseln; denn es ist voll Leben und Frische, eine Epoche lebendigen Aufschwungs in unserer nationalen Geschichte und die Persönlichkeit eines unserer hervorragendsten Fürsten ist in ihm mit genauer Kenntniß des Thatsächlichen und zugleich mit der ganzen Wärme unmittelbarer Anschauung und persönlicher Theilnahme geschildert. Wie schmerzlich vermißt man doch Ottos Werk für die weitere Geschichte Friedrichs, obwohl es in dem Freisinger Domherrn Ragewin einen nicht ungeschickten Fortsetzer fand.

Ragewin, der Otto früher als Notar und Kaplan gedient hatte und der ihm auch bei seinen schriftstellerischen Arbeiten als Schreiber hülfreich gewesen war, übernahm nach dem Wunsche seines Meisters und des Kaisers die Fortführung des Werks. Er war ein schulgerecht gebildeter Mann und fleißiger Sammler, aber er besaß weder für die kriegerischen Vorgänge noch für die politischen Ereignisse, über welche er zu berichten hatte, ein tieferes Verständniß. Vortreffliches Material wurde ihm aus der kaiserlichen Kanzlei geliefert und ist uns durch seine Arbeit erhalten worden, doch verräth die unsichere Verwerthung dieses Materials und die ängstliche Anlehnung an den Ausdruck älterer Historiker noch mehr, als seine eigenen Geständnisse, daß er sich der ihm ungewohnten Aufgabe nicht ganz gewachsen fühlte. Bei der Vergleichung seiner Fortsetzung mit Ottos Werk kann man nicht vergessen, daß zwischen Meister und Geselle immer ein Unterschied obwaltet.

4.

Steigender Einfluß des deutschen Reichs auf das Abendland.

Die Verhältnisse im Wendenlande, Polen und Dänemark.

Mit der Herstellung der inneren Ordnung wuchs das Ansehen des Reichs auch nach außen. Selbst da, wo der Kaiser nicht unmittelbar einschreiten konnte und wollte, trat dies zu Tage, namentlich im Wendenlande an der Ostsee, wo Heinrich der Löwe wie ein freier Herr zu schalten gewohnt war. Willig dienten ihm die sonst zur Empörung geneigten Häuptlinge des Volks, und selbst als er, um seine durch den italienischen Zug geleerten Säckel zu füllen, den Tribut der Wenden auf fast unerschwingliche Höhe steigerte, fanden seine Steuereinnehmer kaum einen Widerstand.

Aber so unbestritten hier Heinrichs Herrschaft war, für die Herstellung der Bisthümer war doch noch wenig geschehen, und die christliche Kirche stand im Lande der Wagrier und Abodriten noch im Gewande einer Bettlerin da. Selbst Bischof Gerold lebte trotz seiner nahen Beziehungen zum Herzog in der äußersten Noth. Als er im Anfange des Jahres 1156 nach Wagrien ging, um den heiligen Dreikönigstag an seinem Bischofssitze Oldenburg zu feiern, fand er dort nur Ruinen; auf einem Schneehaufen mußte er das Hochamt halten. Aber freundliche Aufnahme bereitete ihm und seinen Begleitern der in der Nähe wohnende Pribislaw, der einst eine fürstliche Stellung unter den Wagriern bekleidet, längst aber niedergelegt hatte*). Auch von dem Thessemar, einem mächtigen und angesehenen Mann unter den Wenden, wurden die deutschen Priester zu Gast geladen. Auf dem Wege zu ihm kamen sie an einen Hain, das Hauptheiligthum des Götzen Prove, und Gerold glaubte die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen zu sollen, diese Stätte des Aberglaubens zu zerstören. Es geschah, ohne daß sich Jemand an Gerold und seinen Genossen zu vergreifen wagte. Auch gewährte ihnen Thessemar deshalb keine minder gute Aufnahme. Aber die Freuden, die ihnen ihr Wirth bereitete, wurden durch die Qualen der gefesselten Christen vergällt, die sie in dessen

*) Vergl. Bd. IV. S. 297.

Hause sahen; es waren gefangene Dänen, welche der Wende von seinen Raubzügen heimgebracht hatte. Alles erinnerte sie daran, daß sie in einem Lande waren, wo wohl der deutsche Name gefürchtet war, aber das christliche Bekenntniß nicht in Ehren stand.

Am nächsten Sonntag ging Gerold nach Lübeck, wo sich eine große Menge wendischen Volks zusammenfand. Bewegliche Worte richtete er hier an die Wenden, um sie zur Taufe zu vermögen. Aber sie machten keinen Eindruck, und den Grund dafür gab Pribislaw an, der als Sprecher seines Volkes auftrat. Er klagte dem Bischof, daß die Wagrier dem Herzog und den Grafen von Holstein so unerschwingliche Abgaben zahlen müßten, daß sie nicht daran denken könnten Kirchen zu bauen und die Taufe zu nehmen, sondern nur sännen, wie sie durch Flucht ihren Leiden ein Ziel zu setzen vermöchten; aber auf jenseits der Trave erwarte sie dasselbe Elend; nur das Meer stände ihnen offen, und es sei ihnen nicht als Schuld anzurechnen, wenn sie dort ihren Unterhalt suchten, indem sie die Schiffe der Dänen und Kaufleute überfielen. Gerold erwiederte, daß die Wenden so schwere Bedrückungen nur erführen, weil sie noch immer Heiden seien, die Sachsen und die anderen christlichen Völker lebten ruhig und in gesetzlich geregelten Verhältnissen. Darauf erklärte Pribislaw: „Wenn der Herzog und du willst, daß wir mit euch denselben Glauben haben, so gebet uns Sachsenrecht an unsrem Boden und dessen Ertrag; gern wollen wir dann Christen werden, Kirchen bauen und Zehnten zahlen."

Der Bischof traf bald darauf mit dem Herzog zu Artlenburg zusammen, wo dieser einen Landtag hielt. Auch die wendischen Häuptlinge waren zu demselben erschienen, und auf Antrieb des Bischofs forderte sie der Herzog auf, daß sie die Taufe nehmen und sich zu dem einen Gotte, der Himmel und Erde erschaffen, bekehren sollten. Aber der Abodritenfürst Niklot, der, obwohl Heide, ein gefügiger Dienstmann des Herzogs war*), brach in die Worte aus: „Der Gott im Himmel sei dein Gott; du sollst unser Gott sein, und du bist uns genug. Verehre du jenen Gott, wir wollen dich verehren." Der Herzog verwies dem Abodriten die lästerliche Rede, aber er drang nicht weiter auf die Taufe der Häuptlinge.

Indessen wurde Gerold nicht müde in den Herzog zu dringen, daß

*) Vergl. Bd. IV. S. 300. 302. 303.

er endlich für die Ausstattung des Bisthums Sorge trage; er drohte mit der Niederlegung seines Amts, wenn ihm nicht sein Unterhalt angewiesen werde. Da ließ der Herzog den Grafen Adolf von Holstein kommen und fragte ihn nach den 300 Hufen, die früher für das Bisthum Oldenburg bestimmt waren. Der Graf sah ein, daß er die Dotation nicht länger zurückhalten könne; er bestimmte deshalb für den Bischof Eutin und einige andere Ortschaften mit einer bequem gelegenen Baustelle am Markt in Oldenburg. Er verlangte, Gerold sollte nun selbst nach Wagrien kommen und die ihm zugewiesenen Besitzungen abschätzen lassen; was an den bestimmten 300 Hufen fehle, wolle er zulegen. Gerold ging nach Wagrien, aber er fand, daß die ihm überantworteten Güter kaum das Maß von 100 Hufen hatten. Der Graf ließ sie darauf vermessen, jedoch mit kurzem, nicht dem landesüblichen Maß und rechnete Sümpfe und Wald dem Ackerland gleich. Alle Beschwerden, welche der Bischof deshalb vor den Herzog brachte, waren vergeblich; er mußte sich begnügen mit dem, was der Graf ihm gegeben hatte.

Wie wenig Geroldes Ansprüche befriedigt waren, er hatte endlich doch einen Sitz in seinem Bisthum gefunden, und damit war zugleich ein neuer Mittelpunkt für die Mission im Wendenlande gewonnen worden. Mit Eifer machte er sich sogleich an die Arbeit, um den Bestand seines Bisthums zu sichern. In Eutin legte er Burg und Markt an und baute sich ein Wohnhaus. Das Augustinerstift in Högersdorf, das einzige in seinem Sprengel, verlegte er mit Einwilligung des Herzogs trotz des Widerstrebens der Brüder wieder nach dem nahen Segeberg; es lag ihm daran, an den hohen Festen so einen zahlreicheren Klerus zur Hand zu haben. Auch die unmittelbare Verbindung des Bisthums mit Neumünster suchte er herzustellen, aber Erzbischof Hartwich wollte dieses nicht aufgeben und gestand nur soviel zu, daß das Stift den Bischof in der Mission unterstützen solle.

Gerold berief alsbald den Priester Bruno, der einer der eifrigsten Jünger Vicelins gewesen war, aber nach dessen Tode das Wendenland verlassen hatte, von Neumünster und sandte ihn nach Oldenburg. Wieder betrieb Bruno das Missionswerk mit dem alten Eifer, predigte den Wenden, fällte die heiligen Bäume und rottete das heidnische Wesen aus. Da die Burg und die Stadt, welche einst der Sitz des Bisthums gewesen war, verödet lag, bestimmte er den Grafen dort ein-

sächsische Colonie anzulegen. So kam der Ort empor und erhielt nun auch wieder eine stattliche Kirche, welche mit Büchern, Glocken und allem anderen Bedarf reichlich ausgestattet wurde. Der Bischof weihte in Gegenwart des Grafen und seiner Gemahlin Mathilde diese neue Kirche feierlich ein; es geschah neunzig Jahre nach Zerstörung der ersten. Der Graf befahl darauf den Wenden ihre Todten auf dem Kirchhofe zu bestatten und an den Festtagen die Kirche zu besuchen, wo ihnen Bruno in wendischer Sprache abgefaßte Predigten vorlas. Zugleich verbot er ihnen den Reinigungseid bei ihren heiligen Bäumen, Quellen und Steinen zu leisten, vielmehr mußte man die Angeklagten vor den Priester führen, um vor ihm die Probe des glühenden Eisens oder der Pflugschaar zu bestehen. Auch litt es der Graf nicht mehr, daß die Wenden gefangene Dänen an das Kreuz schlugen.

Der glückliche Erfolg in Oldenburg ermuthigte den Bischof und den Grafen auch an anderen Orten Aehnliches zu versuchen. So sandten sie einen eifrigen Priester aus Neumünster, Deilawin mit Namen, in das Räubernest an der Krempine (Kremper-Au bei Altenkrempe); er wohnte dort inmitten von Heiden und hatte harte Entbehrungen zu ertragen, aber auch seine Arbeit war nicht fruchtlos. Nach Lütkenborg und Ratikow ging der Bischof mit dem Grafen und suchte dort geeignete Plätze zu Kirchenbauten. Zu derselben Zeit baute der Graf auch die Burg Plön wieder auf und gründete bei derselben Stadt und Markt. Ueberall unterstützten sich gegenseitig der Bischof und der Graf; mit einander kamen in Wagrien die deutschen Priester und die deutschen Colonisten wieder in die Höhe. Die Wenden zogen sich allmählich aus den größeren Ortschaften zurück, an ihrer Stelle bauten Sachsen sich an. Das Wagrierland hörte nach und nach auf Wendenland zu sein und verschmolz mit dem sächsischen Holstein.

Aehnliches geschah um dieselbe Zeit im Ratzeburgischen, dem alten Polaberlande, durch den Eifer des Grafen Heinrich und des Bischofs Evermod*). Auch dort wuchs die Zahl der Kirchen, und die Wenden ließen in großer Zahl sich taufen. Doch von dem Seeraub und den Beutezügen in das Dänenland waren sie nicht abzubringen; eher ließen sie den Glauben, als das Diebesgewerbe der Väter. In dem Gebiete Niklots im Abodritenlande bestanden das Heidenthum und Wendenthum

*) Vergl. oben S. 81.

fast noch ganz ungebrochen fort. Bischof Berno war noch immer ohne Gemeinde und ohne Kirche; wir wissen nicht, wie und wo er sein Leben fristete. Heinrich der Löwe, dessen Wort bei den Abodriten Alles galt, ließ ruhig bei ihnen, wenn sie ihm nur die Steuern zahlten, das alte Unwesen bestehen; auch um die Mission bei den Wagriern und Polabern, so sehr sie seiner Macht zu gut kamen, kümmerte er sich wenig.

Kriegerische Unternehmungen lagen dem jungen Herzoge mehr am Herzen, als friedliche Eroberungen. Im Sommer des Jahrs 1156 führte er ein Heer gegen die Friesen, wahrscheinlich gegen die Rüstringer, welche schon früher seinen Zorn gefühlt hatten*). Aber das Glück war in den friesischen Marschen nicht mit dem Herzog; ohne Ruhm und nicht ohne Gefahr mußte er den Rückzug antreten. Als er dann im Herbste desselben Jahrs, nachdem er sich in Regensburg das Herzogthum Baiern gesichert hatte, nach Sachsen zurückkehrte, warf er sich in die aufs Neue entbrannten dänischen Thronstreitigkeiten.

Der von dem Kaiser eingesetzte König Sven hatte sich bald als ein unfähiger Regent gezeigt. Das Land war unablässig den Verwüstungen der wendischen Seeräuber preisgegeben, und statt ihnen mannhaft entgegenzutreten, begnügte sich der König den Beistand der Sachsen durch große Geldsummen zu erkaufen; aber auch damit wußte er das Land nicht zu sichern. Verächtlich in den Augen des Volks ob seiner Feigheit, verwickelte er sich überdies in neue Streitigkeiten mit seinem alten Widersacher Knud und dem jungen Waldemar, Knud Lawards Sohn. Der innere Krieg wüthete aufs Neue in Dänemark, und bald mußte Sven das Feld räumen. Er begab sich zuerst zum Grafen Adolf von Holstein, dann zu seinem Schwiegervater, dem Markgrafen Konrad von Meißen (1154). Dieser, dem Tode nahe und ganz mit geistlichen Gedanken beschäftigt, konnte und wollte dem Vertriebenen nicht helfen, aber gewährte ihm Jahr und Tag Unterhalt an seinem Hofe. Indessen war Dänemark in der Gewalt Knuds und Waldemars. Endlich begab sich Sven zu Heinrich dem Löwen und nahm dessen Hülfe in Anspruch; er verhieß, daß sich, sobald nur ein sächsisches Heer in Dänemark erscheine, Alles ihm zufallen würde. Seine Bitten wurden von anderen sächsischen Fürsten unterstützt, besonders von Erzbischof Hartwich, der neue Hoffnungen sich die dänischen Bisthümer zu unterwerfen an das

*) Vergl. oben S. 83.

Unternehmen knüpfen mochte; auch große Geldsummen, die Sven versprach, machten auf den Herzog Eindruck.

Schnell brachte der Herzog ein zahlreiches Heer zusammen. Im Spätjahr 1156 drang er mit demselben durch das Danewirk, dessen Wächter bestochen waren, und belagerte Schleswig. Die Stadt mußte sich ergeben und Heinrich eine erhebliche Contribution zahlen. Noch empfindlicher für sie war, daß Sven eine im Hafen überwinternde Flotte russischer Kreuzfahrer in Beschlag nahm und mit dem Erlös der Ladung das Heer bezahlte; denn seitdem wurde der Hafen Schleswigs von den Fremden gemieden, und der blühende Handel der Stadt kam in Verfall. Unter Verwüstungen drang das sächsische Heer weiter vor, und bald ergab sich ihm auch Ripen. Ohne Kampf gelangte es bis Somerstäd im südlichen Jütland, aber zugleich wurde es auch immer deutlicher, daß sich unter den Dänen keine Hand für Sven erheben wollte. Schon verließ ihn selbst der Muth, und er rieth zur Rückkehr. In großer Hast, Geiseln von Schleswig und Ripen mit sich führend, kehrte das Heer nach Sachsen zurück. Alles sah sich in den Hoffnungen getäuscht, die Sven erregt hatte.

Aber trotz seines Mißerfolges plante Sven alsbald ein neues Unternehmen, um zu seinem Reiche zu gelangen. Er wollte die gefürchteten Wenden zu Bundesgenossen gewinnen und begab sich über Lübeck, wo ihm Graf Adolf Gastfreundschaft erwies, zum Abodritenfürst Niklot, der ihm Hülfe versprach. Zugleich erging ein Befehl Heinrichs des Löwen an die Wagrier und Abodriten, den vertriebenen Dänenkönig zu unterstützen. Nur mit wenigen Schiffen leistete Niklot dem Dänen Beistand, aber sie schienen eine genügende Macht bei der entsetzlichen Furcht, welche auf der dänischen Insel vor den Wenden herrschte, die kurz vorher noch Fühnen in der schonungslosesten Weise verwüstet hatten. Sven landete zunächst in Laaland, wo er einige Anhänger hatte und ohne Widerstand Aufnahme fand; bald ergaben sich ihm auch Fühnen und einige kleinere Inseln. Inzwischen sammelten Knud und Waldemar ein Heer, um Sven entgegenzutreten. Aber zum Kampfe kam es nicht. Unter Vermittelung des Bischofs Elias von Ripen und mehreren Großen beider Parteien schlossen die hadernden Herrscher einen Frieden, in dem sie Dänemark theilten. Waldemar erhielt Jütland, Knud Seeland, Sven Schonen; die kleineren Inseln wurden nach ihrer Lage den einzelnen Theilen zugelegt.

Zum Glück Dänemarks haben die drei Königreiche, in die es der Friede zerriß, keinen Bestand gewonnen; in wenigen Tagen war der Friede selbst zerrissen. Gleich nach dem Abkommen veranstalteten Knud und Waldemar ein großes Gelage zu Roeskilde und luden zu demselben auch Sven. Er erschien, aber noch tobte in seinem Herzen der alte Haß gegen die Männer, die ihn vom Throne gestoßen. Sobald er sie sicher sah, sann er auf ihr Verderben. Am anderen Tage des Gelages, als es dunkel wurde, ließ er sie von gedungenen Schergen mit entblößten Schwertern überfallen. Knud fiel unter den Streichen derselben, aber Waldemar wußte ihnen zu entgehen und suchte sein Heil in nächtlicher Flucht (9. August 1157). Er entkam nach Jütland und rief hier Alles zu seinem Beistande auf. In kurzer Zeit hatte Waldemar ein ansehnliches Heer gesammelt, während Sven auf Seeland und den anderen Inseln eine Kriegsmacht bildete und mit derselben nach Jütland übersetzte. Waldemar trat ihm entgegen und auf der Gratheheide zwischen Wiborg und Randers kam es zur Schlacht. Der Sieg fiel Waldemar zu; das Heer seiner Gegner zerstob, und Sven selbst fand auf der Flucht den Tod (23. Oktober 1157).

Der einst von Kaiser Friedrich eingesetzte, dann vom Sachsenherzog unterstützte Dänenkönig war durch seine eigene Schuld untergegangen, und sein Verderben war für Dänemark ein großer Gewinn, für die Deutschen kein Verlust. Waldemar, erst 26 Jahre alt, wurde allgemein als König in den dänischen Ländern anerkannt. Der innere Friede kehrte in das Reich zurück, und das geeinte Dänemark wußte nun auch den wendischen Seeräubern besser zu begegnen. Aber sofort suchte auch Waldemar die Deutschen für sich zu gewinnen. Er schloß mit Adolf von Holstein Freundschaft, bemühte sich um die Gunst Herzog Heinrichs und versprach die Belehnung wie seine Vorfahren vom Kaiser nachzusuchen. Es gelang Waldemar, das zerrüttete Dänemark neu zu kräftigen und den Grund zu einer nordischen Macht zu legen, welche dem von Parteien zerrissenen Deutschland später furchtbar werden sollte, welche aber damals keine ernstliche Gefahren dem Kaiserreich drohte.

Während dieser wichtigen Vorgänge im Norden war Herzog Heinrich im Dienste des Kaisers beschäftigt. Dieser war im Juni 1157 aus den rheinischen Gegenden nach Sachsen gekommen und hielt in der zweiten Hälfte des Monats zu Goslar Hof. Viele Große hatten sich um seinen Thron versammelt, unter ihnen waren außer dem Sachsenherzog auch

Erzbischof Wichmann von Magdeburg und Markgraf Albrecht, dem kurz zuvor nicht geringes Glück widerfahren war.

Es ist bekannt, wie im Jahre 1150 Albrecht Brandenburg als Erbe des Wendenfürsten Heinrich erhalten hatte*). Aber diese Erbschaft war ihm bald wieder bestritten worden. Ein Verwandter Heinrichs, der sich auf Brandenburg Rechnung gemacht hatte, benutzte eine günstige Gelegenheit, die Stadt in seine Gewalt zu bekommen. Sein Name war Jacze, und er wird als ein mächtiger Großer des polnischen Reichs bezeichnet; wahrscheinlich waren die damals noch zu Polen gehörigen Gebiete an der unteren Spree, später die Lande Teltow und Barnim genannt, in seiner Hand und die Burg Köpenik seine Residenz. Mit einem großen Heere rückte er vor Brandenburg, wo er zuvor Leute des Markgrafen bestochen hatte. Bei Nacht wurden ihm die Thore geöffnet und ohne Widerstand drang er in die Stadt; die Verräther nahm er zum Schein gefangen und ließ sie nach Polen abführen. Seitdem dachte Albrecht unablässig an die Wiedereinnahme der Stadt, doch es verging längere Zeit, ehe er das Unternehmen angreifen konnte. Erst im Frühjahr 1157 zog er im Bunde mit Erzbischof Wichmann und anderen sächsischen Fürsten gegen Brandenburg. Die Stadt wurde tapfer vertheidigt, und viel Blut floß vor den Mauern derselben; auch Werner von Veltheim, ein Schwestersohn des Markgrafen, fand hier den Tod. Aber die Noth zwang endlich die Städter zur Unterwerfung. Am 11. Juni 1157 zog Albrecht wieder in Brandenburg ein, auf einer Anhöhe, wohl dem Marienberg, pflanzte er sein siegreiches Banner auf und gab demüthig Gott die Ehre des Sieges. Seit diesem Tage ist Brandenburg in den Händen der Deutschen geblieben, eine wichtige Erwerbung für die Germanisirung der Gegenden an Havel und Spree, eine nicht minder wichtige für die Befestigung der christlichen Kirche unter den Wenden. Die Markgrafen der sächsischen Nordmark haben schon in der nächsten Zeit öfters in der Stadt residirt, und der Name: Mark Brandenburg wurde fortan Bezeichnung für ihr gesammtes Gebiet. Wenige Jahre nach der Eroberung verlegte auch der Bischof von Brandenburg wieder den Sitz seines Bisthums von Leitzkau nach der Stadt, von welcher dasselbe den Namen führte, obwohl es dort bisher fast nie eine sichere Stelle gehabt hatte.

*) Vergl. Bd. IV. S. 308.

Etwa zu derselben Zeit, wo Albrecht Brandenburg dauernd gewann, scheint Erzbischof Wichmann auch das Land Jüterbock, wo noch heidnisches Wesen im Schwunge war, in Besitz genommen zu haben; seitdem war der Erzbischof Herr in diesem Lande, in welchem das Heidenthum bald ganz in Vergessenheit kam. Mit dem überelbischen Besitzthum des Ascaniers mehrte sich hier zugleich das Gebiet des Magdeburger Erzstifts. Der sächsische Stamm war wieder einmal in energischem Vordringen nach dem Osten, und schon ging der Kaiser selbst mit einem Kriegszuge um, welcher weiterem Vordringen förderlich werden konnte.

Obwohl es wenig wahrscheinlich ist, daß der Polenherzog Boleslaw, dessen Schwester Judith Otto, dem ältesten Sohne des Markgrafen Albrecht, vermählt war*), bei Jaczes Unternehmen unmittelbar betheiligt war, hat der Kampf um Brandenburg doch vielleicht dem Kaiser den Anstoß gegeben, der trotzigen Haltung, welche bisher Boleslaw gegen das Reich eingenommen hatte, mit Ernst zu begegnen. Schon waren mehr als zehn Jahre verflossen**), seit er König Konrad das Versprechen gegeben hatte, seine Streitigkeiten mit seinem vertriebenen Bruder Wladislaw auszutragen; aber noch hatte er alle seine Versprechungen unerfüllt gelassen. Wladislaw lebte mit seiner Gemahlin, der babenbergischen Agnes, einer Muhme des Kaisers, im deutschen Exil; beide, wie es scheint, mit dem Kaiser im freundlichsten Vernehmen. Es war eine seiner ersten Sorgen gewesen, ihre dem Könige von Castilien verlobte Tochter mit stattlichem Geleite nach Spanien zu senden; Wladislaw hatte dann den Kaiser auf der Romfahrt begleitet. Wiederholt hatte Friedrich seitdem den Polenherzog aufgefordert seinem Bruder gerecht zu werden, aber ohne Erfolg; überdies hatte Boleslaw bisher ihm weder den Huldigungseid geleistet, noch den hergebrachten Tribut von 500 Mark gezahlt. Friedrich, in dem sich die kriegerische Lust wieder zu regen begann, hielt jetzt den Zeitpunkt für günstig, gegen Polen die Waffen zu ergreifen, und ohne Frage bot er schon im Juni zu Goslar die sächsischen Fürsten zu der Heerfahrt auf die er im August beginnen wollte.

Zunächst begab sich der Kaiser von Goslar nach Bamberg, wo er im Anfange des Juli einen großen Hoftag hielt. Es wohnten dem-

*) Vergl. Bd. IV. S. 302.
**) Vergl. Bd. IV. S. 230.

selben bei die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Passau, Regensburg und Eichstädt, der junge Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Heinrich von Oesterreich, Herzog Welf, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und sein Bruder Friedrich, Graf Berthold von Andechs, Graf Rapoto von Abenberg, Graf Konrad von Dachau, welcher den Titel eines Herzogs von Dalmatien führte, Markgraf Engelbert von Istrien, Graf Gebhard von Sulzbach und sein Sohn Berengar, Burggraf Heinrich von Regensburg, Graf Ekbert von Pütten, dann der exilirte Polenherzog Wladislaw, wie Herzog Wladislaw von Böhmen und sein Bruder Dietbold mit Bischof Daniel von Prag, ihrem geheimen Rathe. Schon die Anwesenheit so vieler bairischer Herren weist darauf hin, daß manche bei den neuen Verhältnissen ihres Landes noch streitige Sachen hier erledigt wurden. Der Kaiser scheint alle Ansprüche, welche die Babenberger erheben konnten, bereitwillig befriedigt zu haben; so wurde Konrad von Passau auch Mertingen an der Schmutter, welches er vor sieben Jahren zur Befriedigung Welfs hatte abtreten müssen*), jetzt zurückgegeben. Besonders beschäftigte aber doch den Kaiser der polnische Krieg, zu dem auch der Böhmenherzog ihm seinen Beistand versprach.

Von Bamberg ging der Kaiser nach Halle, wo sich im Anfange des August das sächsische Heer zu sammeln begann. Die meisten weltlichen Großen Sachsens und Thüringens stellten sich zu der Fahne des Kaisers, unter ihnen Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär und sein Sohn Hermann, Landgraf Ludwig von Thüringen, Markgraf Dietrich von der Lausitz und seine Brüder Heinrich und Dedo. Der Vater der Letzteren, Markgraf Konrad, war erst vor Kurzem gestorben (5. Februar 1157). Während einer Pilgerfahrt, die er nach Jerusalem unternommen, hatte seine Gemahlin der Tod ereilt, und dieser Verlust hatte den alten Fürsten so gebeugt, daß er beschloß sich in das von ihm gestiftete Kloster auf dem Petersberge zurückzuziehen. Am 30. November 1156 versammelte er dort seine Verwandten und Freunde, in ihrer Gegenwart übergab er seinem ältesten Sohne Otto die Mark Meißen, dem zweiten Dietrich die Mark Lausitz, den jüngeren Heinrich, Dedo und Friedrich die Grafschaften Wettin, Rochlitz und Brena; er selbst nahm aus der Hand des Erzbischofs Wichmann das Mönchs-

*) Vergl. Bd. IV. S. 334.

kleid, in dem er wenige Monate später das Zeitliche segnete. Man hat Konrad den Beinamen des Großen gegeben, der weder in seiner Persönlichkeit noch in seinen Thaten eine Berechtigung findet. Aber er war ein umsichtiger und ehrenwerther Fürst, der sich aus kleinen Anfängen zu einer hochgeachteten Stellung emporgearbeitet hatte; er ist recht eigentlich der Gründer der Macht des wettinischen Hauses gewesen. Die Theilung der von ihm zusammengebrachten Reichslehen, die er ohne Einwilligung des Kaisers nicht vornehmen konnte, war ein übles Beispiel für seine Nachkommen und für andere Fürsten.

Außer den sächsisch-thüringischen Herren folgte unsres Wissens von den weltlichen Großen nur noch der getreue Otto von Wittelsbach dem Kaiser nach Polen; dagegen nahmen die geistlichen Herren in nicht geringer Zahl an dem Kriegszuge Theil. Wir wissen, daß sich der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Verden, Merseburg, Meißen und Hildesheim, wie die von Bamberg und Würzburg dem Heere anschlossen, überdies der Abt von Fulda und einige andere Aebte. Man hatte unter den Polen den Glauben verbreitet, daß der Kaiser die Heerfahrt nicht werde ausführen können, und sie hatten deshalb eine Gesandtschaft nach Halle geschickt mit Friedensanerbietungen, wie sie jedoch der Lage der Verhältnisse in keiner Weise entsprachen. Der Kaiser verwarf diese Anerbietungen und brach am 4. August mit seinem Heere von Halle auf.

Der Angriff galt zunächst den schlesischen Gegenden. Man fand die Grenzen in gewohnter Weise durch Verhaue gesperrt, aber die Deutschen drangen leicht durch dieselben und lagerten bald an der Oder in der Nähe von Glogau. Schon waren auch Böhmen und Mährer unter Herzog Boleslaw und seinen Brüdern Heinrich und Dietbold zum Kaiser gestoßen, eine sehr willkommene Hülfe. Am 22. August ging zum Schrecken der Polen das ganze Heer über die Oder; Allen voran die Böhmen. Obwohl die Polen auch Russen, Ungarn, Preußen und Pommern in ihre Dienste genommen hatten und eine stattliche Kriegsmacht besaßen, wagten sie doch nicht den Kaiser anzugreifen. Sie verbrannten Glogau, Beuthen und andere Burgen in Schlesien; dann zogen sie sich schleunig in das Innere des polnischen Landes zurück. Aber der Kaiser folgte ihnen und verwüstete, durch die Sprengel von Breslau und Posen vorrückend, weithin das Land mit Feuer und Schwert. Nach kurzer Zeit verzweifelte Boleslaw an Gegenwehr und

suchte theils in Person, theils durch Unterhändler die Fürsten des Kaisers zu gewinnen, indem er sich ihm zu unterwerfen versprach. Besonders war es der Böhmenherzog, welcher sich jetzt Boleslaws und seiner Brüder annahm. Nachdem er mit ihnen, seinen Verwandten, eine Zusammenkunft gehabt hatte, machte er den Fürsprecher derselben beim Kaiser. Da auch die anderen Fürsten sich für den Polenherzog verwandten, entschloß sich Friedrich den Reumüthigen wieder zu Gnaden anzunehmen.

In der Mark von Krzyszkowo, nordwestlich von Posen, erschien Boleslaw vor dem Kaiser, warf sich vor ihm zu Füßen und bat um Verzeihung. Er erhielt sie auf Bedingungen, welche die Abhängigkeit Polens vom Reiche außer Frage stellten. Nach denselben mußte Boleslaw schwören, daß er und die Polen seinen in der Verbannung lebenden Bruder Wladislaw nicht vertrieben hätten, um das Reich zu beleidigen, überdies mußte er als Strafe dafür, daß er bisher nicht zu Hof gekommen und für sein Land die schuldige Huldigung geleistet hatte, dem Kaiser 2000 Mark, den Fürsten 1000 Mark, der Kaiserin 20 Mark Goldes, den Hofbeamten 200 Mark Silber zu zahlen versprechen. Zugleich gelobte er eidlich, daß er den Kaiser mit 300 Rittern in Italien unterstützen und am nächsten Weihnachtsfest nach Magdeburg kommen werde, um seinen vertriebenen Bruder nach dem Urtheil böhmischer und polnischer Herren Genugthuung zu geben. Hierauf leistete er dem Kaiser in herkömmlicher Weise den Huldigungseid und stellte für die Erfüllung aller seiner Versprechungen seinen Bruder Kasimir und andere vornehme Polen als Geiseln.

Nachdem so der Zweck des Heerzuges erreicht schien, trat Friedrichs Heer den Rückweg an. Der Böhmenherzog führte mit sich nach Prag die polnischen Geiseln, welche er aber schon im Oktober dem Kaiser überlieferte. Sie sind dann lange in deutschen Händen geblieben, da Boleslaw den eingegangenen Verpflichtungen in keiner Weise nachkam. Der Kaiser, dessen Gedanken nach anderen Dingen standen, hat deshalb nicht sofort wieder zu den Waffen gegriffen. Nur sehr vorübergehend hat er sich mit den nordischen Angelegenheiten in den nächsten Jahren beschäftigt; er überließ es den Großen Sachsens, namentlich Herzog Heinrich und Markgraf Albrecht, ihre Macht zu befestigen und so das Ansehen des Reichs in den wendischen Gegenden, wie gegen Dänemark und Polen zu wahren.

Friedrichs universelle Stellung und seine Zerwürfnisse mit Hadrian IV.

Gleich nach dem Polenkriege hielt der Kaiser am 28. September 1157 einen Hoftag zu Würzburg. Hier erschienen vor ihm Gesandte Constantinopels, Englands, Ungarns, Italiens und Burgunds; sie alle überbrachten Geschenke und Bittgesuche. Nicht wenig war man erstaunt, so verschiedene Nationen sich am deutschen Hofe begegnen zu sehen; man fühlte, daß die Weltgeschicke wieder am Kaiserthrone entschieden wurden.

Niemand zeigte sich damals beflissener die kaiserliche Gunst zu gewinnen, als der junge König Heinrich II. von England. Mit ungewöhnlicher Entschlossenheit hatte er seine Herrschaft auf beiden Seiten des Kanals zu befestigen gewußt, aber persönliche Zerwürfnisse, die wohl zeitweise zurücktraten, aber nie ganz beseitigt werden konnten, trennten ihn von Ludwig VII. von Frankreich, und Nichts fürchtete er mehr, als eine enge Verbindung seines Widersachers mit dem Kaiser; eine Verbindung, deren Opfer er unzweifelhaft gewesen wäre. Deshalb schickte er aufs Neue damals dem Kaiser prachtvolle Geschenke, unter denen ein sehr großes und kostbares Zelt die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte. Die Gesandten überbrachten überdies ein Schreiben ihres Königs, welches von Ergebenheit überfloß. Heinrich II. erklärte seine Freude über den zwischen dem Kaiser und ihm bestehenden Bund des Friedens und der Liebe, durch den er sich in allen seinen Bestrebungen gehoben fühlte; Nichts werde er unterlassen, was zur Ehre des Kaisers beitragen könne, alle seine Länder stelle er demselben zu Gebote und Nichts solle hier ohne dessen Willen geschehen. „Zwischen uns", schrieb er dem Kaiser, „und unseren Völkern soll eine unlösbare Liebes- und Friedensgemeinschaft bestehen, ein ungehemmter Verkehr; Euch aber als den Höhergestellten soll das Befehlen zufallen; an dem Willen zu gehorchen wird es uns nicht fehlen."

Nicht minder bedurfte der kaiserlichen Gnade König Geisa II. von Ungarn. Bischof Daniel von Prag war kurz vorher an dessen Hof gegangen, um ihm die Aufforderung des Kaisers zur Hülfsleistung gegen Mailand zu überbringen. Obwohl Geisa sich in seiner eigenen Herrschaft bedroht sah — denn nicht ohne Grund mißtraute er seinem

Bruder Stephan, der mit ihrem Oheim Bela Verbindungen unterhielt, die auf eine Thronumwälzung zielten, — erklärte er sich doch bereit, 500 Magyaren zum Heere des Kaisers zu senden. Die Gefahr, daß die Feinde in seinem eignen Hause bei dem Kaiser, der schon früher den Blick auf Ungarn gerichtet hatte, Unterstützung finden könnten, war so groß, daß er keine Zeichen der Unterwürfigkeit unterließ, um sich die Gunst des deutschen Herrschers zu gewinnen.

Die Gesandtschaft der Griechen war schon längere Zeit angekündigt worden, und der Kaiser sah derselben nicht ohne Spannung entgegen. Sie überbrachte reiche Geschenke, aber die Art ihres Auftretens war hochfahrend, und ihre Rede zeigte nicht die Ehrerbietung gegen den Kaiser, die man am deutschen Hofe beanspruchte und welche vor Allem Friedrich selbst verlangte. Die Griechen hatten den Unwillen des Kaisers zu empfinden und liefen sogar Gefahr von den Fürsten übel behandelt zu werden. Vorsichtig lenkten sie ein und baten den Kaiser um Verzeihung, die ihnen gegen das Versprechen gewährt wurde, nur so mit ihm zu reden, wie es sich mit einem römischen Kaiser gebühre. Ohne Zweifel waren es Friedensanerbietungen, welche sie überbrachten, aber der Kaiser konnte diesen nur geringen Werth beilegen, da Constantinopel seine Absichten auf Italien nicht aufgegeben hatte.

Durch die griechischen Gesandten wurde dem Kaiser der besondere Wunsch der Kaiserin Irene ausgedrückt, daß der junge Friedrich von Schwaben jetzt die Schwertleite und den Ritterschlag empfange. Sie hegte eine große Zärtlichkeit für diesen ihren Schwestersohn, den sie wiederholentlich durch prächtige Geschenke ausgezeichnet hatte, und sie soll den Gesandten befohlen haben, nicht eher Deutschland zu verlassen, als bis der Schwabenherzog den Ritterschlag erhalten habe. Obwohl dieser kaum vierzehn Jahre alt war und seine Wehrhaftmachung die Machtstellung des Kaisers, seines Vormundes, in den deutschen Ländern wesentlich beeinträchtigen mußte, gewährte Friedrich doch den Wunsch der Irene; noch zu Würzburg in Gegenwart der griechischen Gesandten wurde der junge Friedrich mit dem Schwerte umgürtet und zum Ritter geschlagen.

Da dem Kaiser bei seinen italienischen Plänen viel daran lag, über die Absichten des Hofes zu Constantinopel genau unterrichtet zu werden, schickte er mit den heimkehrenden Gesandten abermals Abt Wibald nach dem Osten. Von dieser Reise ist Wibald nicht mehr in

sein Kloster zurückgekehrt. Er starb auf dem Heimwege am 19. Juli 1158 zu Bitolia in Macedonien, wenig über 60 Jahre alt, kein geringer Verlust für den Kaiser, welcher dem gelehrten, weltklugen und vielgewandten Mönch Vieles zu danken hatte*). Es wurden Gerüchte verbreitet, daß die Griechen an Wibalds Tod Schuld getragen hätten, aber sie scheinen völlig grundlos gewesen zu sein.

Da dem Kaiser eine durchgreifende Neugestaltung der Verhältnisse des burgundischen Reichs am Herzen lag, begab er sich gegen Ende des Oktober 1157 nach Besançon, wohin er die Großen Burgunds beschieden hatte. Sie waren fast vollständig erschienen und bereiteten ihm einen glänzenden Empfang; bei den ungewöhnlichen Ehren, mit denen man ihn überhäufte, waren Liebe und Furcht gleich wirksam. Augenzeugen dieser Festlichkeiten waren Gesandte aus England, Frankreich und Spanien, welche zu Besançon zusammentrafen. Besonders bemerklich machten sich die zahlreichen Italiener, die am Hofe des Kaisers erschienen; sie wiesen darauf hin, daß man einer neuen Ankunft desselben in der Halbinsel des Apennin entgegen sah. Die Anwesenheit des Markgrafen Wilhelm von Montferrat, des Grafen Guido von Biandrate, der Bischöfe von Novara, Trient und Treviso wird unmittelbar mit den Rüstungen des Kaisers gegen Mailand in Verbindung gestanden haben. Aber auch der Bischof von Spoleto, Gesandte von Venedig, so wie Herren aus Tuscien und Apulien hatten sich eingestellt. Nicht geringes Aufsehen mußte das Eintreffen zweier römischer Cardinäle erregen, zumal es kaum mehr ein Geheimniß war, daß zwischen Kaiser und Papst nicht mehr das frühere Einverständniß bestand. Die päpstlichen Legaten waren der Kanzler Roland, der einflußreichste Rathgeber des Papstes, und der Cardinal Bernhard vom Titel des heiligen Clemens, ein Gesinnungsgenosse des Kanzlers; ihre Aufträge bestanden besonders in Beschwerden, welche der Papst gegen den Kaiser erhob.

Den Hauptanlaß zu diesen Beschwerden hatte ein Mißgeschick des Erzbischofs Eskil von Lund gegeben. Dieser war nämlich auf der

*) In der Abtei Stablo folgte Wibald sein leiblicher Bruder Erlebold, der dafür sorgte, daß die Leiche, die vorläufig im Dome zu Bitolia beigesetzt war, nach Stablo geführt und dort am 26. Juli 1159 unter großen Feierlichkeiten beerdigt wurde. In Korvei folgte auf Wibald ein Mönch, mit Namen Konrad, als Abt.

Heimkehr von Rom im Jahre 1156 in Deutschland von Wegelagerern überfallen worden; sie hatten ihn seiner Habe beraubt und dann eingekerkert, um ein Lösegeld zu erpressen. Der Papst empfand dies nicht nur als einen Frevel gegen die Kirche, sondern als eine persönliche Kränkung; denn Eskil war ihm von seiner nordischen Missionsreise her bekannt und hatte jene Reise unternommen, um ihn als Papst zu begrüßen. Er wandte sich deshalb an den Kaiser und verlangte Eskils Freigebung und Strafe gegen die Frevler. Der Kaiser sah aber in Eskil einen Mann, der sein Reich und seine Krone beeinträchtigt habe, indem er ihn ohne Zweifel hauptsächlich für den Urheber der Lösung der nordischen Kirchen vom Hamburger Primat hielt; sehr wahrscheinlich ist, daß Hartwich von Stade, der in dieser Zeit dem Kaiser näher und näher trat, ihm darlegte, wie die Sache Hamburgs hier zugleich die Sache des Reiches sei. So that Friedrich Nichts von dem, was der Papst erwartete. Andererseits gefiel sich Eskil in der Stelle eines Märtyrers für die Ehre Dänemarks und die Befreiung der dänischen Kirche. Aus dem Kerker schrieb er den Dänen, sie sollten kein Lösegeld für ihn sammeln, sondern allein für seine Erlösung beten; denn schmachvoll würde es sein, wenn sie mit Geld ihn lösten, da damit nicht die Freiheit, sondern nur die Knechtschaft der Kirche erkauft werde. Eskil rechnete auf weitere Unterstützung des Papstes und täuschte sich darin nicht. Hadrian verfolgte die Sache weiter, zumal er in der Fruchtlosigkeit seiner ersten Beschwerde nur ein Zeichen einer abgeneigten Gesinnung des Kaisers gegen ihn selbst und die römische Kirche erblickte und meinte, daß diese durch einen üblen Rathgeber genährt werde. Da er hierüber Klarheit gewinnen wollte und überdies bei der Aenderung seiner Stellung zu Sicilien und dem römischen Senat auch sein bisheriges Bundesverhältniß zum Kaiser in Frage gestellt schien, hatte er die genannten Cardinäle an den kaiserlichen Hof geschickt und für dieselben, weil sie mit den weitgehendsten Vollmachten ausgestattet wären, eine vertrauensvolle Aufnahme erbeten.

Der Kaiser empfing die Legaten gleich nach ihrer Ankunft in einer abgelegenen Kapelle. Obwohl der Gruß, mit dem sie ihre Rede begannen, auffällig war, denn sie bezeichneten in demselben nicht nur den Papst als den Vater, sondern auch die Cardinäle als die Brüder des Kaisers — eine Brüderschaft, welche bis dahin nie behauptet war, — wurden sie doch in Gnaden aufgenommen, da sie angaben, sie seien gesandt,

um die Eintracht zwischen Kirche und Reich zu befestigen, beide durch die Bande des Friedens zu einigen und die Ehre des Reichs zu fördern. Am andern Tage empfing der Kaiser die Legaten vor den anwesenden Fürsten. Sie überreichten hier ein päpstliches Schreiben, am 20. September zu Anagni ausgestellt, welches vor der Versammlung verlesen wurde. Der Papst erhob in demselben schwere Vorwürfe über das bisherige Verhalten des Kaisers in der Sache Eskils; er betonte, daß er um so mehr darin eine Rücksichtslosigkeit gegen sich erkennen müsse, als er selbst bisher dem Kaiser stets besonderes Wohlwollen erwiesen habe. Er rief demselben in das Gedächtniß, wie er ihm die Vollgewalt und die kaiserliche Krone verliehen habe und fügte hinzu, daß er ihm gern noch größere Beneficien, wenn es ihm möglich gewesen wäre, mit der Hand verliehen hätte.

Dieses Schreiben erregte den größten Unwillen in der Versammlung, nicht allein durch die persönlichen gegen den Kaiser gerichteten Vorwürfe, sondern noch mehr durch die Wendungen, in denen von der Kaiserkrönung unter Anwendung der Worte „Beneficien" und „verleihen" gesprochen war. Sie ließen kaum einen Zweifel darüber, daß der Papst das Kaiserreich als ein von ihm verliehenes Lehen oder Beneficium ansah, und in der nur zu getreuen Uebersetzung, welche der Kanzler Rainald von dem päpstlichen Schreiben gab, trat dies nur noch schärfer hervor. Man erinnerte sich schon vordem die Behauptung von Römern gehört zu haben, daß die kaiserliche Gewalt in der Stadt und das italische Reich die deutschen Könige nur durch Verleihung der Päpste besäßen; man erinnerte sich auch jenes Bildes im Lateran, dessen Ueberschrift Kaiser Lothar unzweideutig als Lehnsmann des Papstes bezeichnete.*) Als der Kaiser bei Rom gelagert und von diesem Bilde vernommen hatte, war es darüber zu Erörterungen zwischen ihm und dem Papste gekommen, und der Letztere hatte versprochen Bild und Unterschrift zu beseitigen, aber man wußte, daß Beides bisher nicht geschehen war.

Die Neuerungen Roms wurden in höchst erregter Weise jetzt von den Fürsten zur Sprache gebracht; man erhitzte sich gegen den Papst und dessen Anspruch auf Verleihung des Kaiserthums. Einer der Legaten — wahrscheinlich war es der Cardinal Roland — steigerte noch die

*) Vergl. Bd. IV. S. 84.

Aufregung durch das unvorsichtig hingeworfene Wort: „Von wem hat denn der Kaiser das Kaiserthum, wenn nicht vom Papste?“ Wüthend stürmte man da auf den Legaten los; einer der Großen — es soll Pfalzgraf Otto von Wittelsbach gewesen sein — drohte ihm mit dem gezückten Schwerte den Tod. Die Gesandten des Papstes schwebten in der größten Gefahr, bis der Kaiser, Achtung vor seiner Gegenwart gebietend, endlich die Ruhe herstellte. So sicherte er die Legaten, befahl ihnen aber, sogleich nach ihrer Herberge zurückzukehren und in der Frühe des anderen Tages abzureisen. Um sie gegen Ausbrüche der Volkswuth zu schützen, geleitete der Kanzler Rainald selbst die Legaten in ihre Wohnung. Hier wurde sogleich eine Untersuchung ihrer Sachen vorgenommen. Man fand bei den Legaten päpstliche Schreiben an verschiedene Kirchen Deutschlands, in denen Erlaubniß zu Gelderhebungen und zur Beschlagnahme von Kostbarkeiten gegeben wurde, welche überdies in beleidigendem Tone gegen den Kaiser abgefaßt waren; auch unausgefüllte Formulare zu ähnlichen Schreiben fanden sich vor. Die Kardinäle erhielten deshalb den Befehl, geraden Weges nach Rom zurückzukehren, ohne Deutschland nur zu berühren. Empört verließen sie Besançon, und der Kaiser zögerte nicht die unerwarteten Vorgänge, welche den offenen Bruch zwischen Kirche und Reich in sich zu schließen schienen, sogleich durch ein Manifest aller Welt bekannt zu geben.

Der Eingang des merkwürdigen Manifestes lautet: „Da die göttliche Macht, von der alle Gewalt im Himmel und auf Erden ist, uns, ihrem Geweihten, Königthum und Kaiserthum zur Regierung übergeben und die Erhaltung des kirchlichen Friedens durch kaiserliche Waffen aufgetragen hat, sehen wir uns nicht ohne tiefe Bekümmerniß genöthigt, Eurer Liebe zu klagen, daß von dem Haupte der heiligen Kirche, welcher Christus den Stempel seines Friedens und seiner Liebe aufgeprägt hat, Veranlassung zum Zwiespalt gegeben, Saaten des Bösen, giftige Keime verderblicher Krankheit ausgestreut zu sein scheinen, wodurch, wenn Gott es nicht abwendet, der ganze Leib der Kirche befleckt, die Eintracht zerrissen, eine Spaltung zwischen Kirche und Reich, wie wir besorgen müssen, herbeigeführt werden wird.“ Kurz berichtet dann der Kaiser die erzählten Vorgänge und schließt mit folgenden Worten: „Da wir Königthum und Kaiserthum durch die Wahl der Fürsten allein von Gott erhalten haben, der bei dem Leiden Christi, seines Sohnes, zweien Schwertern, welche nothwendig sind, die Regierung der Welt übertragen

hat, und da der Apostel Petrus solche Lehre der Welt gegeben hat: „Fürchtet Gott und ehret den König", so ist Jeder, der behauptet, daß wir die kaiserliche Krone als ein Lehen vom Papste empfangen haben, mit der Lehre Gottes und Petri im Widerspruch und der Lüge schuldig. Wir haben bisher die Ehre und die Freiheit der Kirchen, welche lange unter unverdienter Knechtschaft seufzten, von der Hand der Aegypter zu entreißen und den Kirchen alle ihre Rechte und Würden zu erhalten gesucht: deshalb bitten wir Euch jetzt insgesammt eine so große uns und dem Reiche angethane Schmach mit uns zu empfinden, und wir hoffen, daß die Ehre des Imperium, welche seit Begründung der Stadt und seit dem Anfange der christlichen Religion bis auf diese Zeit glorreich und ungemindert bestanden hat, Eure einträchtige und aufrichtige Liebe nicht durch eine so unerhörte Neuerung und hoffärtige Anmaßung wird beeinträchtigen lassen wollen. Seid fest überzeugt, daß wir uns eher in Todesgefahren stürzen, als zu unseren Zeiten eine so schmähliche Verwirrung dulden werden."

Bald darauf erließ der Kaiser ein Edict, welches die Appellationen an den Papst beschränkte und die Reise nach Rom ohne Erlaubniß der geistlichen Vorgesetzten untersagte. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß ein vollständiger Bruch zwischen dem kaiserlichen Hofe und der römischen Curie eingetreten war, aber auch das zeigte sich sofort, daß der Kaiser dabei fast den ganzen Klerus auf seiner Seite hatte. Man weiß, wie sehr früher der burgundische Klerus von hierarchischen Bestrebungen erfüllt war, aber gerade er zeigte damals die größte Ergebenheit dem Kaiser. In Besançon waren die Erzbischöfe von Vienne, Lyon und Tarantaise, die Bischöfe von Valence und Avignon persönlich anwesend. Auch der Erzbischof von Arles und die anderen Erzbischöfe und Bischöfe würden erschienen sein, wenn sie nicht die kurze Dauer des kaiserlichen Aufenthalts verhindert hätte; doch schickten auch sie Gesandte und Schreiben, in denen sie dem Kaiser Treue und Gehorsam versprachen.

Besonders war es die hohe Geistlichkeit, welche bei der neuen Ordnung der burgundischen Verhältnisse große Vortheile gewann. Die Würde eines Erzkanzlers wurde dem Erzbischof Stephan von Vienne übertragen, während sie in den Zeiten Heinrichs III. mit dem Erzbisthum Besançon verbunden gewesen war; dagegen wurde der Letztere durch große Privilegien entschädigt. Noch größere Auszeichnungen

fielen dem Erzbischof Heraclius von Lyon zu; er erhielt nicht nur die Hoheit über Lyon, sondern auch den Titel eines Exarchen und ersten Fürsten des burgundischen Reichs. Auch die Bischöfe von Valence und Avignon wurden mit großen Privilegien ausgestattet und die zahlreichen Klöster des Landes hatten sich reicher Schenkungen zu erfreuen.

Nicht minder dienstwillig, als die geistlichen Herren, zeigten sich damals die weltlichen Herren Burgunds. So stellte sich in Besançon vor dem Kaiser Silvio von Clerieux, ein mächtiger Herr, dessen Besitzungen in der Nähe von Vienne und der Abtei S. Romans lagen; früher ein Vasall dieser Abtei und der Grafen von Albon, hatte er von Konrad III. die Reichsunmittelbarkeit erhalten und Friedrich sie ihm bestätigt; persönlich leistete er jetzt den Lehnseid dem Kaiser.*) Die nicht anwesenden Herren Burgunds sandten Boten und erklärten ihre Ergebenheit. Ganz Burgund, sonst so schwierig, schien jetzt willig zu gehorchen, und der Kaiser hätte, wenn nicht andere Regierungsgeschäfte dies verhindert hätten, bis Arles, der Hauptstadt Burgunds, wie ein Zeitgenosse meint, ohne alle Hemmnisse seinen Zug fortsetzen können.

Der Kaiser hatte mit König Ludwig VII. von Frankreich eine Zusammenkunft an der französisch-burgundischen Grenze verabredet. Indessen erfüllte das sich täglich freundlicher gestaltende Verhältniß Friedrichs zu dem Könige von England Ludwig mit Mißtrauen; als er von dem großen Anhang des Kaisers in den burgundischen Ländern erfuhr, begannen ihn Besorgnisse wegen der Zukunft zu beschleichen. Er machte sich auf den Weg und kam bis Dijon; zugleich sammelte er aber heimlich ein Heer. Jetzt scheinen auch in dem Kaiser Befürchtungen aufgestiegen zu sein. Am 3. und 4. November war er zu Dôle nahe der französischen Grenze; aber gleich darauf gab er die Begegnung mit Ludwig auf. Nur eine Begrüßung des Kanzlers Rainald und des Grafen Udalrich von Lenzburg mit dem Kanzler Alberich, welcher vom König von Frankreich gesandt war, fand an der Grenze statt. Der Kaiser entschuldigte in einem Schreiben, dessen ganzer Ton das stolzeste Selbstbewußtsein zeigt, sein Ausbleiben mit dringenden Staatsgeschäften, namentlich mit den Vorbereitungen zum italienischen Zuge; für die nächste Zeit werde er sich nicht, wie er wünsche, mit Ludwig besprechen

*) Silvio von Clerieux muß wenig später gestorben sein. Schon in einer Urkunde vom 25. Nov. 1157 (Stumpf, Acta imperii p. 4191) wird er als todt erwähnt.

können, aber nach Vollendung des Kriegszugs wolle er mit den Fürsten erwägen, wie eine Zusammenkunft zu ermöglichen sei.

Am 14. November war der Kaiser zu Montbarrey, südöstlich von Dôle, am 18. in dem nahen Arbois, am 23. und 24. wieder zu Besançon. Gleich darauf muß er Burgund verlassen haben; denn Weihnachten befand er sich bereits in Magdeburg, wo die polnischen Angelegenheiten geordnet werden sollten. Wir wissen, wie Boleslaw sich in derselben Weise, wie im Jahre 1146, seinen Verpflichtungen entzog, wie aber der Kaiser schon ganz mit den Rüstungen gegen Mailand beschäftigt, den treulosen Polenherzog zu züchtigen verschob. Bei Weitem mehr lag ihm daran, die Fürsten, deren Beistand er in Italien nicht entbehren konnte, sich eng zu verbinden, vor Allem Heinrich den Löwen. Als dieser sich mit vielen anderen Fürsten am 1. Januar 1158 am Hofe des Kaisers zu Goslar einstellte, empfing er neue Beweise kaiserlicher Huld. Friedrich belehnte ihn mit der Grafschaft Liesgau und dem Wildbann im Harz, welchen einst die Katlenburger von Konrad II. als Erblehen in männlicher und weiblicher Linie erhalten hatten und auf welche Heinrich als angeblicher Erbe der Katlenburger Anspruch zu haben meinte. Außerdem erhielt er Reichsbesitzungen zu Herzberg, Scharzfeld und Pöhlde am Harz im Tausch gegen die Burg Badenweiler und die zu ihr gehörigen Güter, welche er einst als Mitgift seiner Gemahlin Clementia von den Zähringern empfangen hatte. Zur Entschädigung für jene Besitzungen am Harz mußte der Kaiser nach dem unter Vorspruch Albrechts des Bären gefällten Urtheil der Fürsten dem Reiche seine Allodien zu Leisnig, Colditz, Lausigk u. s. w. überlassen, die er theils vom Grafen Rapoto von Abenberg eben damals ererbt, theils gekauft hatte. Es bildete sich dadurch in den Gegenden an der Pleiße und Mulde ein größeres Reichsgebiet, dessen Mittelpunkt Altenburg wurde und welches man als das Pleißnerland in der Folge zu bezeichnen pflegte.

Der Kaiser verließ schon in den nächsten Tagen Sachsen. Um die Mitte des Januar hielt er einen großen Hoftag in Regensburg ab, wo sich Große aus allen Theilen Deutschlands an seinem Throne zusammenfanden. Hier war es, wo am 11. Januar Wladislaw von Böhmen zum Lohn für die in Polen geleisteten Dienste und in Aussicht auf die gegen Mailand zugesagte Hülfe vom Kaiser und den Fürsten die ihm schon früher versprochene Königskrone erhielt; am

18. Januar wurde ihm dann ein Privilegium ausgestellt, wonach er und seine Nachfolger sich die Krone an den hohen Festen Weihnachten, Ostern und Pfingsten, wo sie der Kaiser zu tragen pflegte, überdies an den böhmischen Nationalfesten St. Wenzel und St. Adalbert aufsetzen lassen dürfe, und zwar durch die Bischöfe von Prag und Olmütz; zugleich wurde dem neuen König der herkömmliche Tribut von Polen bestätigt. Oeffentlich sagte der neue Böhmenkönig abermals dem Kaiser die Hülfe gegen Mailand zu und kehrte alsbald in sein Land zurück, um mit allen Kräften zu rüsten.

Auch der Ungarnkönig versprach aufs Neue dem Kaiser Unterstützung. Die Feindseligkeiten zwischen ihm und seinem Bruder Stephan waren inzwischen zum Ausbruch gekommen. Stephan, der sich überall bewacht sah und für sein Leben zu fürchten anfing, hatte die Flucht ergriffen und sich schutzflehend an den deutschen Hof begeben, auch dort so viel erreicht, daß der Kaiser eine Gesandtschaft nach Ungarn schickte, um die Heimkehr des jungen vertriebenen Fürsten zu erwirken. In Folge dessen erschienen jetzt der Bischof Gervasius von Raab und der Graf Heidenrich als Geisas Gesandte in Regensburg; sie wälzten alle Schuld an Stephans Unglück auf diesen selbst, der das Reich mit innerem Krieg erfüllt und es auseinander zu reißen gesucht habe. Der Kaiser sah, daß zwischen den hadernden Brüdern keine Ausgleichung mehr möglich sei. Gegen Geisa, der zu Wladislaw von Böhmen in den nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen stand und der selbst ihm Hülfe zugesagt hatte, etwas zu unternehmen, konnte er nicht gewillt sein; auf Bitten Stephans sandte er ihn deshalb nach Venedig, damit er von dort sich nach Constantinopel begeben könne. Die ungarschen Gesandten, die gegen 1000 Pfunde als Geschenk dem Kaiser überbracht hatten, wurden mit reichen Gegengeschenken und friedlichen Versicherungen entlassen.

Einen andern Bruderzwist, der in seinem eigenen Hause erwachsen, gelang dem Kaiser in Regensburg beizulegen. Zwischen seinen beiden Oheimen, Herzog Heinrich von Oesterreich und Bischof Otto von Freising, waren Streitigkeiten über die Jurisdiction auf den Gütern der Freisinger Kirche in Oesterreich entstanden, die von beiden Seiten mit persönlicher Erbitterung geführt wurden. Auf die Vorstellungen des Kaisers schlichteten die Brüder den Streit und reichten sich die Hände.

Zwei alte Widersacher Heinrichs des Löwen, Markgraf Albrecht

der Bär und Bischof Udalrich von Halberstadt, schickten sich in dieser Zeit an, das Reich zu verlassen und eine Fahrt nach dem gelobten Lande anzutreten. Albrecht war in Regensburg zugegen, trat aber unmittelbar darauf mit seiner Gemahlin und dem Bischofe die Kreuzfahrt an. Die Verwaltung seines Landes übertrug er seinem ältesten Sohne Otto; zwei andere Söhne sollten den Kaiser nach Italien begleiten. Von seiner Reise wissen wir nur, daß sie ihn durch das griechische Reich führte. Otto von Wittelsbach, welcher gleichfalls dem Hoftage anwohnte, brach wenig später nach Italien auf, um dem Kaiser dort die Wege zu bereiten; bald folgte ihm dorthin auch der kaiserliche Kanzler Rainald nach.

Der Kaiser besuchte nach dem Regensburger Tage die fränkischen, schwäbischen und rheinischen Gegenden, um hier die letzten Anordnungen vor seinem Aufbruch zu treffen. Am 28. Januar war er in Nürnberg, im Anfange des Februar zu Ulm, wo er schon das Fest Mariä Reinigung (2. Februar) gefeiert zu haben scheint. Am 27. Februar finden wir ihn zu Hagenau im Elsaß, dann in der Mitte des März zu Frankfurt, wohin er viele Fürsten des Reichs beschieden hatte.

Besondere Beweise kaiserlicher Huld erhielt damals Erzbischof Hartwich von Bremen, indem der Kaiser nicht nur die Kolonien desselben in seinen Schutz nahm, sondern auch alle alten Besitzungen und Rechte seiner Kirche, namentlich auch die nordische Legation, ausdrücklich bestätigte. Das vertraute Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Erzbischof mochte Heinrich den Löwen, welcher dem Stader doch niemals ganz traute, mit Besorgniß erfüllen, aber die Vergünstigungen Bremens waren doch weniger gegen ihn als gegen den Papst gerichtet, dessen nordische Schöpfungen ebenso, wie Eskils Metropolitanstellung, dadurch in Frage gestellt wurden.

Wenn auch Eskil in Freiheit gesetzt war und ungehemmt in seine Heimat hatte zurückkehren können, so war der Friede zwischen dem Kaiser und dem Papste doch damit nicht hergestellt. Das Manifest Friedrichs war in Rom bekannt geworden, und laut ertönten hier die Klagen der zurückgekehrten Legaten über die schmähliche Behandlung, welche sie in Besançon gefunden hatten. Es gab unter den römischen Cardinälen eine dem Kaiser geneigte Partei, welche die Legaten der Unklugheit zieh, aber die Mehrzahl war doch mit dem Papste und seinem Kanzler einig, daß man eine Genugthuung vom Kaiser zu

fordern habe. So erließ der Papst eine Zuschrift an die deutschen Bischöfe, in welcher er sich auf das Schärfste über die Aufnahme seiner Legaten und über die Behinderung der Reisen nach Rom beschwerte. Sein einziger Trost sei, setzte er hinzu, daß die deutschen Bischöfe bei dem Verfahren des Kaisers unbetheiligt gewesen seien. Er ermahnt sie, da es sich hierbei um die Ehre aller Kirchen handle, sich wie ein Mann vor das Haus des Herrn zu dessen Schutze zu stellen und allen Fleiß anzuwenden, um den Kaiser auf den rechten Weg zurückzubringen; vor Allem sollten sie dahin wirken, daß der Kanzler Rainald und Otto von Wittelsbach für die schweren Blasphemien, welche sie gegen die Legaten und die römische Kirche ausgestoßen hätten, öffentliche Genugthuung leisteten. Der Kaiser solle nicht auf die Rathschläge boshafter Menschen hören, sondern dem Beispiele Justinians und anderer katholischen Kaiser folgen. Wenn die Bischöfe ihn auf den rechten Pfad leiteten, würden sie dem heiligen Petrus einen erwünschten Dienst leisten und ihre und ihrer Kirchen Freiheit erhalten. Der Kaiser müsse erwägen, daß die römische Kirche, auf einem unerschütterlichen Fels gegründet, allen Stürmen trotzen würde; auch habe es sich nicht für ihn geziemt, einen so bedenklichen Weg ohne Rath der Bischöfe einzuschlagen. „Wir glauben", schließt der Papst, „daß er durch Eure Ermahnungen sehr leicht, als ein verständiger Mann und rechtgläubiger Kaiser, zu heilsamen Bestrebungen wird zurückgeführt werden können." Der Papst erwähnt in dem Schreiben ausdrücklich die Worte, welche dem Kaiser und den Fürsten so großen Anstoß gegeben hatten, aber er sagt Nichts, um ihnen eine andere Deutung zu geben, als sie erhalten hatten, oder sie zu rechtfertigen.

Auf das Schreiben des Papstes antworteten die deutschen Bischöfe, nachdem sie Rath gepflogen, in einer Weise, die man zu Rom am wenigsten erwartet haben mochte. Sie erklärten dem Papste, daß wenn auch der Fels der Kirche allen Stürmen trotzen könne, sie sich doch zu schwach fühlten, um nicht solche Stürme zu fürchten, und daß sie vor schweren Zerwürfnissen zwischen dem Papste und dem Kaiser nicht ohne Besorgnisse seien. Denn die Worte, welche in dem päpstlichen Schreiben Anstoß erregt, hätten das ganze Reich in Aufregung versetzt, weder der Kaiser noch die Fürsten hätten sie ruhig hinnehmen können, und auch sie, die Bischöfe, hätten sie bei ihrer Zweideutigkeit zu ver-

theidigen oder zu billigen weder gewagt noch vermocht, denn sie seien ungebräuchlich und bis zu dieser Zeit nie gehört. Nach dem Befehl des Papstes hätten sie nach Empfang seines letzten Schreibens Ermahnungen an den Kaiser gerichtet, aber von ihm folgende Antwort erhalten: „Allein nach den heiligen Gesetzen des Kaisers und dem löblichen Herkommen der Vorfahren ist das Reich zu regieren. Die dadurch der Kirche gezogenen Schranken wollen und können wir nicht beseitigen; Alles, was mit jenen Gesetzen und dem Herkommen im Widerspruch steht, erkennen wir nicht an. Die schuldige Ehrfurcht erweisen wir gern dem Papste, unserem Vater, aber die freie Krone unseres Reichs schreiben wir lediglich der Gnade Gottes zu; die erste Stimme bei der Wahl gebührt, wie wir anerkennen, dem Erzbischof von Mainz, die anderen Stimmen den Fürsten nach ihrer Ordnung, die Königskrönung dem Erzbischof von Köln, die Kaiserkrönung dem Papst; alle weiteren Ansprüche der Kirche sind vom Ueberfluß und vom Uebel. Die Cardinäle haben wir nicht aus Mißachtung gegen den Papst, der uns gekrönt hat, aus unserm Lande verwiesen, sondern wir wollten nur nicht gestatten, daß sie mit ihren ausgefertigten und unausgefertigten Schreiben zu Schmach und Aergerniß unseres Reichs weiter zögen. Die Grenzen Italiens haben wir weder bisher durch ein Edict Pilgern und Solchen, die in ihren Angelegenheiten sich mit Erlaubniß ihrer Bischöfe und Vorgesetzten nach Rom wenden wollen, verschlossen, noch gedenken wir solches zu thun; aber wir sind Willens den Mißbräuchen entgegenzutreten, durch welche alle Kirchen unseres Reichs schwer geschädigt werden, fast alle klösterliche Zucht entschwunden und vergessen ist. In Rom hat Gott die Kirche durch das Reich erhöht, dagegen sucht jetzt in Rom die Kirche — nicht durch Gott, wie wir glauben, — das Reich zu erniedrigen. Mit einem Bilde fing sie an, das Bild führte zur Schrift, und die Schrift soll nun zur That werden. Wir werden das niemals dulden; eher werden wir unsere Krone niederlegen, als die Krone des Reichs und uns selbst so tief herabsetzen lassen. Die Bilder vernichte man, die Schriften verlösche man, damit sie nicht als ewige Denkmale des Streits zwischen Reich und Papstthum bestehen." Dies und Anderes, was sich auf die Verträge mit den Römern und Wilhelm von Sicilien, wie auf andere in Italien getroffene Abkommen bezog, was die Bischöfe aber nicht ausführlich wiederzugeben wagten, hatten sie vom Kaiser selbst gehört. Sie meldeten überdies dem Papste: Pfalzgraf

Otto sei bereits in Italien, um dem Kaiser die Wege zu bereiten, der Kanzler Rainald sei noch am Hofe, aber sie hätten nichts Anderes von ihm gehört, als Worte der Demuth und des Friedens; er habe selbst die Legaten, welche vom Volke mit dem Tode bedroht seien, geschützt, und alle Fürsten hätten ihm dies bezeugt. Die Bischöfe beschworen schließlich den Papst durch ein anderes Schreiben das frühere in Vergessenheit zu bringen und den Kaiser um der Wohlfahrt der Kirche und des Reichs willen zu versöhnen.

Die Sprache des Papstes gegen den Kaiser war kaum so neu gewesen, als solche Aeußerungen des deutschen Episcopats gegen Rom damals ungewohnt waren. Es zeigte sich klar, daß die Bischöfe ganz mit der Stellung einverstanden waren, welche der Kaiser gegen die Ansprüche Roms genommen hatte, und mit solchem Rückhalt hatte Friedrich den Zorn des Papstes wenig zu fürchten. Wie wenig der Streit mit der römischen Curie seine Macht schädigte, vielmehr sein Verhältniß zu dem deutschen Klerus nur befestigte, trat schon in den nächsten Wochen an den Tag.

Der Kaiser hatte sich von Frankfurt nach den niederrheinischen Gegenden begeben, um alte Streitigkeiten hier beizulegen und feste Ordnung zu schaffen. Es gelang ihm hier, wie aller Orten in Deutschland. „Er waltete," sagt ein Zeitgenosse, „in dem ganzen Lande diesseits der Alpen, ohne Waffengewalt mit solchem Ansehen, daß er mehr wie ein Vater sein Haus, als wie ein König sein Reich zu regieren schien". Das Osterfest (20. April) feierte er zu Mastricht, gleich nachher begab er sich nach Kaiserswerth, wo Erzbischof Hartwich von Bremen neue Beweise kaiserlicher Gunst erhielt. Am 26. und 27. April war der Kaiser zu Sinzig am Rhein; hier gab er dem Erzbischof Hillin von Trier die Silberbergwerke zu Ems, welche ihm durch Fürstenspruch zuerkannt waren, zu Lehen und bestätigte ihm außerdem das Recht auf alles Silber, welches sonst auf trierischem Boden gefunden würde. Einen längeren Aufenthalt nahm er dann zu Lautern, bald Kaiserslautern genannt, wo er eine prachtvolle Pfalz hatte errichten lassen; er ordnete hier die Angelegenheiten seines Hauses und seine besonderen Geschäfte für die Zeit seiner Abwesenheit von den deutschen Ländern.

Da die Zeit des Heerzugs näher heranrückte, beschied er heilige Männer zu sich, die ihm als Gewissensräthe dienten; unter ihnen schenkte er besonders Vertrauen dem Bischof Hartmann von Brixen, der damals

in dem Rufe ausnehmender Heiligkeit und Strenge stand. Die Veranlassungen zum Kriege gegen Mailand fanden die frommen Männer gerecht, denn die kaiserliche Würde dürfe nicht von Unwürdigen geschmäht und dadurch die Ruhe und der Frieden der Kirchen gestört werden; unter heilsamen Rathschlägen, namentlich zu reichlichen Spenden an die Kirchen, ermunterten sie den Kaiser mehr zum Kriege gegen die Aufständischen, als sie ihn abhielten.

So demüthig hier der Kaiser gegen die Heiligen seiner Zeit erscheint, so wenig fehlte ihm doch das Bewußtsein der außerordentlichen Macht, die er in den letzten Jahren gewonnen hatte. Schon faßte er und seine nächste Umgebung den Gedanken der Herstellung einer Universalherrschaft im Abendlande fester und fester in das Auge. Den überschwänglichen Ideen, welche das Papstthum von seiner höchsten Gewalt gewonnen hatte, stellte man am deutschen Hofe kaum minder überspannte Vorstellungen von der kaiserlichen Allmacht entgegen. Schon damals sprach der Kaiser von seinen „göttlichen Vorfahren" und in seiner Umgebung liebte man es, ihn selbst als den „göttlichen Fürsten" zu bezeichnen. Der Bund zwischen dem Kaiserthum und Papstthum schien gelöst; von beiden Seiten schien man auf den Ausbruch eines neuen schweren Kampfes gefaßt, und wenigstens Friedrich schien kaum ihm ausweichen zu wollen. Wer mochte sagen, wie weit der Brand, wenn er ausbräche, um sich greifen und was aus demselben gerettet werden würde?

Aufbruch gegen Mailand. Einlenken des Papstes.

Die Rüstungen waren schon seit längerer Zeit nicht nur von dem Kaiser selbst, sondern auch von den Fürsten mit Eifer betrieben worden. Es waren dabei Opfer von ihren Untergebenen zu bringen, die nicht ohne Widerstreben getragen wurden.

Niemand hatte dies mehr verspürt, als Erzbischof Arnold von Mainz. Nach seinem Mißgeschick hatte er sich mit Meingot ausgesöhnt und nach dessen bald erfolgtem Tode auch mit seinen Söhnen und Verwandten ein gutes Vernehmen unterhalten; im Anfange des Jahres 1156 hatte er sich dann nach Rom auf den Weg gemacht, um seine Befreiung von der Legation Hillins von Trier zu erwarten; er hatte seinen Zweck erreicht und selbst für seine Kirchenprovinz die Legation

erhalten; auch hatte der Papst sich bewegen lassen den auffässigen Mainzern den Gehorsam gegen ihren Erzbischof einzuschärfen. Als dann der Reichskrieg gegen Mailand verkündigt wurde, hoffte Arnold Anfangs von dem Aufgebot befreit zu werden, aber vergebens. So mußte er rüsten, und dies konnte nicht ohne Schaden seiner Kirche und Belästigungen der Mainzer Lehnsträger und Bürger geschehen. Zu seinem Unheil schärfte sich dadurch aufs Neue die Abneigung gegen sein Regiment. Als er Mainz verließ, ließ er daselbst den Abt Burchard von Jechaburg als seinen Stellvertreter zurück; dem Abte fiel damit keine leichte Aufgabe zu.

Sobald der neue Böhmenkönig von Regensburg nach Prag zurückgekehrt war und hier bekannt wurde, daß die Hülfe gegen Mailand der Preis für die Krone gewesen sei, erhob sich unter den böhmischen Herren ein gewaltiger Sturm. Man machte Wladislaw die schwersten Vorwürfe, daß er sich ohne Einwilligung seiner Großen in ein so weit aussehendes Unternehmen eingelassen habe; man drohte seinen Rathgebern in dieser Sache, vornehmlich also dem Bischof Daniel, sogar mit dem Tode. Der König erklärte, daß er aus völlig freiem Entschluß dem Kaiser Hülfe zugesagt habe; wer ihm folgen werde, sollte reich belohnt und geehrt werden, wer aber lieber zu Hause bleibe, möge nach Gefallen der Ruhe fröhnen. Da erwachte der kriegerische Geist der Czechen. Bald drängte sich Alles zum Heer, besonders das junge Volk. Eine stattliche, kampflustige Schaar folgte Wladislaw gegen Mailand.

Früher war zum Sammelplatz des Heeres Ulm bestimmt worden, dann aber hatte der Kaiser den Entschluß gefaßt, selbst von Augsburg die Fahrt anzutreten. Hierhin begab er sich gegen Pfingsten und erwartete in einem Lager auf dem Lechfeld acht Tage lang die sich sammelnden Schaaren. Manche Fürsten erschienen, um sich Urlaub zu erbitten. Unter ihnen war auch des Kaisers Oheim, Bischof Otto von Freising, ein kranker Mann.

Otto kam zugleich, um einen zwischen ihm und Heinrich dem Löwen entstandenen Streit der Entscheidung des Kaisers zu unterbreiten. Seit langer Zeit bestand bei dem der Freisinger Kirche gehörigen Orte Föhring eine Brücke über die Isar, bei welcher ein sehr einträglicher Zoll erhoben wurde, besonders von den Salztransporten aus den oberbairischen Salinen; die Bischöfe hatten zugleich einen Markt und eine

Münze in Föhring anlegen lassen. Kaum war nun Heinrich zur herzoglichen Gewalt in Baiern gelangt, so überfiel er Föhring, zerstörte den Markt und die Brücke und legte wenig oberhalb des Flusses bei einem Orte, der Munichen (München) genannt wurde, eine neue Brücke, Markt und Münzstätte an. Wir wissen nicht, wie Heinrich die offenbare Gewaltthat, welche er sich gegen den Bischof erlaubt hatte, zu rechtfertigen suchte; sicher ist nur, daß er straflos ausging und ein Vergleich zwischen den Hadernden, welche dem Kaiser gleich nahe standen, hergestellt wurde. Hiernach sollten Markt, Münze und Brückenzoll in München bestehen bleiben, in Föhring aber ganz eingehen; dagegen mußte der Herzog dem Bischof eine Entschädigung gewähren, indem er ihm den dritten Theil aller Zollgefälle und Münzerträge in München für alle Zukunft zu zahlen hatte. Auch das Münzrecht in Freising muß der Herzog dem Bischof bestritten haben, denn der Kaiser bestimmte, daß die Freisinger Münze dem Bischofe verbleiben solle und der Herzog nur den dritten Theil der Erträgnisse als Lehen vom Bischof zu erhalten habe. Diesen Vergleich bestätigte der Kaiser durch eine Urkunde vom 14. Juni 1158; das noch erhaltene Pergament ist das wichtigste Zeugniß für die Anfänge der Stadt München.

Eine andere höchst merkwürdige Urkunde ertheilte damals der Kaiser dem Erzbischof Hartwich von Bremen. Er nennt in derselben den Erzbischof seinen besonderen Freund und verspricht die Bremer Kirche auf alle Weise zu begünstigen; alle Streitigkeiten zwischen ihm und Herzog Heinrich sollen nicht mit Gewalt, sondern durch kaiserliche Entscheidung ausgetragen, und die bestehenden Händel Hartwichs mit Bischof Hermann von Verden unter dem Beirath der Fürsten geschlichtet werden; außerdem verspricht der Kaiser Hartwich zur Wiedererlangung seiner Erbschaft, so weit sie in die Hand Wichmanns von Magdeburg gerathen ist, hülfreich zu sein. Von Heerfahrten und Diensten soll Hartwich verschont werden, und der Kaiser verheißt ihm, wenn er nach Rom kommt, der Bremer Kirche die gebührenden Ehren nach dem Recht zu erwirken; dem Walter von Arnstadt will er Alles, was er vom Erzbischof zu Lehen erhalten, überlassen, diesem selbst jährlich zehn Fuder Wein von Boppard und Mainz schicken, auch Bovo, dem erzbischöflichen Richter in den Elbbrüchen, die Gunst des Herzogs wiedergewinnen.

Hartwich von Stade hatte offenbar die Gunst des Kaisers im vollsten Maße gewonnen, und es begreift sich, daß dieser hochstrebende Mann auf so reiche Verheißungen des Kaisers wieder die kühnsten Pläne für seine und seiner Kirche Größe gründete. Aber nicht minder ist klar, daß Heinrich dem Löwen das vertraute Verhältniß zwischen dem Erzbischofe, seinem natürlichen Widersacher, und dem Kaiser immer neue Besorgnisse erregen mußte. Bemerkenswerth erscheint, daß Heinrich in dieser Zeit mit dem Papste, welcher dem Kaiser und Hartwich nichts weniger als hold war, in Verbindung trat. Auf Heinrichs Bitten bestätigte der Papst am 21. Januar 1158 die Besitzungen der Ratzeburger Kirche, bestimmte, daß die zwölf Domherren und ihr Propst, welche das bischöfliche Kapitel ausmachten, nach der Regel der Prämonstratenser leben sollten und übertrug ihnen für alle Zeiten das Recht der Bischofswahl. Auf Heinrichs Vorstellungen verstand sich der Papst sogar neue Legaten nach Deutschland zu schicken, um den vollständigen Bruch mit dem Kaiser zu verhüten; es ist mehr als fraglich, ob damit dem Letzteren ein Dienst erwiesen wurde.

Wie Otto von Freising und Hartwich von Bremen von der Heeresfolge befreit wurden, so erwirkte auch Heinrich der Löwe, daß er wenigstens vorläufig zurückbleiben durfte. Der Kaiser wird nicht gern den Waffengefährten entbehrt haben, der ihm auf der Romfahrt die trefflichsten Dienste geleistet hatte, dessen Name in Italien so gefürchtet war. Aber allerdings konnte Vieles Heinrich wünschenswerth machen, jetzt Deutschland nicht zu verlassen. In seinem bairischen Herzogthum hatte er sich noch kaum vollständig befestigt. In Sachsen mochte von außen her wenig zu fürchten sein; denn eben damals erschienen zu Augsburg Gesandte des neuen Dänenkönigs Waldemar vor dem Kaiser, um die Bestätigung desselben zu erbitten, welche der Kaiser auch nicht verweigerte, nachdem die Gesandten geschworen hatten, daß ihr König innerhalb vierzig Tage nach Rückkehr des Kaisers am Hofe erscheinen und sein Reich aus der Hand desselben nach geleistetem Treueeid empfangen wolle. Dagegen war Heinrich vor seinen Gegnern in Sachsen selbst nie sicher. Wozu konnte sich ein Mann, wie der Bremer Erzbischof, nicht hinreißen lassen, wenn Heinrich wieder jenseits der Alpen war? Und auch Adolf von Holstein blieb zurück, mit dem Heinrich die alten Streitigkeiten noch nicht ausgetragen hatte. Im Herbste 1157 war Lübeck abgebrannt, und die dortigen Kaufleute

hatten sich an den Herzog mit der Bitte gewendet, ihnen nun einen neuen Platz anzuweisen, wo sie Markt halten könnten; sie seien bis dahin nur deshalb in Lübeck geblieben, weil sie gehofft hätten, daß der Markt dort ihnen wieder erlaubt werden würde, und sie ihre Häuser nicht hätten verlassen wollen. Der Herzog bat darauf Graf Adolf, ihm den Werder und den Hafen von Lübeck zu überlassen, aber vergebens. Deshalb wies der Herzog den Kaufleuten einen anderen Platz in der Nähe an der Wackenitz an; er fing an ihn zu befestigen und nannte ihn Löwenstadt. Aber die neue Niederlassung wollte nicht gedeihen; die Stelle war weder zu Befestigungen geeignet, noch für einen Hafen, da nur kleine Schiffe dahin gelangen konnten.

Außer Erzbischof Hartwich wurden auch andere sächsische Kirchenfürsten von dem Heerzuge befreit. Mit Bestimmtheit sind nur die Bischöfe von Verden und Naumburg im Gefolge des Kaisers nachzuweisen; ob Erzbischof Wichmann mit auszog, ist zweifelhaft. Auch von den weltlichen Großen Sachsens sind viele damals zurückgeblieben, und erst nach Jahr und Tag dem Kaiser nachgezogen. Herzog Welf, den man am kaiserlichen Hofe nicht mehr so häufig wie früher sah, ist gleichfalls erst später gefolgt. Erzbischof Eberhard von Salzburg, ein sehr einflußreicher und vom Kaiser selbst hochgeachteter Mann, hatte, wie es scheint, wegen Krankheit Urlaub erhalten.

Aber welche Lücken im deutschen Heere auch bemerkt wurden, doch zog ein so zahlreiches Volk den Alpen zu, daß eine Theilung nothwendig schien. Viele Fürsten verlangten deshalb vom Hofe Anweisung, welchen Weg sie einschlagen sollten. Nach Berathung mit seinen Großen bestimmte darauf der Kaiser, daß die Herzoge von Oesterreich und Kärnthen mit den anderen Herren jener Gegenden und der ungarschen Hülfsschaar über Canale durch das Friaul und die Mark Verona vorzurücken hätten; Herzog Berthold von Zähringen wurde angewiesen, mit den Burgundern und Oberlothringern den Paß am großen St. Bernhard zu überschreiten; ein Theil der Franken, der Niederlothringer und Schwaben sollte durch das Rheinthal auf Chiavenna und den Comersee ziehen, während der Kaiser selbst mit seinem Bruder Pfalzgraf Konrad, seinem Neffen Friedrich von Schwaben, dem Böhmenkönig und dessen Bruder Dietbold, den Erzbischöfen von Köln, Mainz und Trier, den Bischöfen von Bamberg, Würzburg, Verden, Eichstädt und Prag, den Aebten von Fulda und Reichenau, dem Mark-

grafen Dietrich von der Lausitz, Pfalzgraf Adalbert von Sachsen, zwei Söhnen Albrechts des Bären, mit vielen anderen Markgrafen, Grafen und Herren das Lechthal hinaufziehen wollte, um dann die Brennerstraße zu verfolgen.

Ehe der Kaiser noch mit dem Heere aufbrach, erreichte ihn eine päpstliche Gesandtschaft, die ihm längst angekündigt war. Wie schroff der Papst auch gegen den Kaiser vorgegangen war, hielt er es doch bald für gerathen, einem vollständigen Bruche vorzubeugen. Noch ehe ihn das Schreiben der deutschen Bischöfe erreichte, konnte er über die Stimmung derselben nicht im Unklaren sein, die Botschafter Heinrichs des Löwen belehrten ihn, wie die Dinge in Deutschland standen, und schon rüstete man dort zu einem neuen großen Heereszuge, welcher sich doch leicht auch über Mailand ausdehnen konnte. Unter solchen Umständen folgte der Papst dem Rathe Heinrichs des Löwen, eine Gesandtschaft mit friedlichen Anerbietungen an den Kaiser zu schicken. Zu seinem Legaten bestimmte er den Cardinalpriester Heinrich vom Titel der Heiligen Nereus und Achilleus und den Cardinaldiakon Hyacinth von S. Maria in Cosmidin, Männer vermittelnder Natur.

Die Legaten reisten um den 1. Februar von Rom ab und führten ein apostolisches Schreiben an den Kaiser mit sich, welches über die Sinnesänderung des Papstes keinen Zweifel ließ. Als die Cardinäle nach Ferrara kamen, hörten sie, daß Rainald von Dassel und Otto von Wittelsbach als kaiserliche Gesandte zu Modena verweilten; gegen die Sitte hielten sie es doch für gerathen, selbst die Gesandten aufzusuchen und ihnen den versöhnlichen Zweck ihrer Botschaft darzuthun. Die kaiserlichen Gesandten legten der Fortsetzung der Reise keine Hindernisse in den Weg, aber sie beeilten sich den Kaiser vor voreiliger Abschließung eines Vertrags mit dem Papste zu warnen. Ungefährdet gelangten die Legaten bis nach Trient; als sie aber unter dem Geleit des dortigen Bischofs Albert weiter zogen, überfielen sie die Grafen Friedrich und Heinrich von Eppan, nahmen sie und den Bischof gefangen, beraubten sie und warfen sie in einen Kerker. Vielleicht kam es diesen Herren nur auf ein hohes Lösegeld an, vielleicht aber glaubten sie auch durch ihre Gewaltthat sich ein Verdienst um den Kaiser zu erwerben. Die Cardinäle schmachteten im Gefängniß, bis endlich ein vornehmer Mann, der Bruder des Cardinals Hyacinth, sich für sie als Geisel stellte; der Bischof entkam wie durch ein Wunder der

Haft. Uebrigens strafte Heinrich der Löwe alsbald den Frevel der Grafen: er entriß ihnen den vergeiselten Bruder des Cardinals und zwang sie zur Unterwerfung und Genugthuung. Die Legaten setzten, nachdem sie ihre Freiheit wiedergewonnen, unbehindert die Reise fort und trafen endlich zu Augsburg ein.

Der Kaiser empfing die Legaten gnädig und befragte sie nach dem Grunde ihres Kommens. Mit gesenktem Blicke, mit ruhiger Stimme gaben sie zur Antwort: „Der Bischof der heiligen römischen Kirche, euer euch ganz ergebener Vater in Christo, entbietet euch als dem theuersten geistlichen Sohn des heiligen Petrus seinen Gruß; ingleichen grüßen unsere verehrungswürdigen Brüder, eure Kleriker, die gesammten Cardinäle, euch als den Herrn und Kaiser der Stadt und der Welt. Mit welcher Liebe die heilige römische Kirche die Hoheit und Würde eures Reichs umfaßt, wie schwer sie ohne das Bewußtsein eines Fehls euren Unwillen ertragen hat, werden euch die Schreiben, die wir überbringen und unsere mündlichen Aufträge darthun." Das war eine völlig andere Sprache, als sie einst Roland und Bernhard geführt hatten, und bald zeigte sich, daß auch das päpstliche Schreiben einen anderen Ton anstimmte, als man in letzter Zeit von Rom gehört hatte. Der Kaiser nahm das Schreiben entgegen und übergab es zur Verlesung und Erklärung an Otto von Freising. Es kam so in die Hand des Mannes, welchen das Zerwürfniß zwischen Kirche und Reich auf das Tiefste geschmerzt hatte, und er wird ihm die günstigste Deutung gegeben haben.

In dem Schreiben erklärte der Papst, daß er stets auf die Ehre des Kaisers bedacht gewesen sei und deshalb auch auf die Liebe desselben gerechnet habe; da er aber vernommen, daß der Kaiser ihm grolle, habe er zwei Cardinäle, welche sich stets demselben zugethan gezeigt hätten, an ihn abgesandt, um seine Gesinnung kennen zu lernen; diese seien aber am kaiserlichen Hofe nicht so behandelt worden, wie man es hätte erwarten sollen. Der Zorn des Kaisers sei dadurch erregt worden, daß von einem Beneficium und einer Verleihung in dem früheren Schreiben die Rede gewesen sei, aber der Papst habe dabei nicht an Verleihung eines Lehens gedacht, sondern nur an die Handlung des Aufsetzens der Kaiserkrone und diese Handlung als eine wohlthätige, als ein Beneficium bezeichnet. Wenn der Kaiser darauf Geistliche an dem Besuche Roms, wie man sage, verhindert habe, so

werde er dies selbst als unangemessen erkennen. Von Herzog Heinrich dazu aufgefordert, habe der Papst jetzt zwei andere Cardinäle an den Kaiser abgeschickt, er bitte sie gnädig aufzunehmen, ihren Worten vollen Glauben zu schenken und mit ihnen unter Vermittelung des Herzogs Heinrich eine Vereinbarung zu treffen, damit keine Saat der Zwietracht zwischen dem Kaiser und der römischen Kirche aufwuchern könne.

Das Schreiben des Papstes machte auf den Kaiser einen günstigen Eindruck, aber er vergaß nicht, daß er wiederholt von Rainald von Dassel und Otto von Wittelsbach vor dem Abschluß eines bindenden Vertrags mit Rom gewarnt war. Er legte daher den Gesandten mehrere Punkte vor, welche Veranlassung zu neuen Zerwürfnissen bieten würden, wenn sie nicht vorher vollständig erledigt würden. Sie betrafen den einseitigen Friedensabschluß des Papstes mit den Römern und Wilhelm von Sicilien, die Reisen der Cardinäle im Reiche ohne kaiserliche Erlaubniß und ihre Bedrückungen der Kirchen, die ungerechtfertigten Appellationen u. s. w. Die Legaten wußten darauf geschickt zu antworten, wie es den Absichten des Kaisers entsprach; sie gelobten, daß der Papst Nichts der kaiserlichen Würde entziehen, vielmehr die Ehre und die Gerechtsame des Reichs stets unverkürzt erhalten werde. So konnte der Kaiser sich als befriedigt erklären. Er gewährte dem gesammten römischen Klerus wieder Friede und Freundschaft und reichte zum Zeichen dessen den anwesenden Cardinälen den Friedenskuß. Diese waren hocherfreut; sie wurden, reichlich beschenkt, gnädig entlassen und verkehrten dann frei in der Stadt, scheinen aber gleich darauf Augsburg und Deutschland wieder verlassen zu haben. Sie rühmten besonders die ausgezeichneten Dienste des Bischofs Eberhard von Bamberg; auch andere Fürsten werden ihre Friedensbestrebungen unterstützt haben, aber zum Abschlusse eines neuen Vertrags zwischen dem Kaiser und dem Papste hatten sie es doch nicht gebracht. Das Resultat ihrer Legation war allein, daß freundliche Verbindungen zwischen dem kaiserlichen Hofe und der Curie hergestellt waren.

Wenige Tage später zogen die Schaaren, welche sich zu Augsburg gesammelt hatten, den Lech hinauf. Etwa zu derselben Zeit wandten sich auch die anderen Abtheilungen des Heeres im Westen und Osten den Alpen zu. Die Größe der ganzen Kriegsmacht, welche gegen Mailand aufbrach, zu berechnen, ist unmöglich. Allgemein wird das kaiserliche Heer als ein sehr großes bezeichnet, aber sicher betrug es nicht über 10,000 Ritter, mit den Knappen und dem ganzen Troß vielleicht

50,000 Mann. Jedenfalls war es eines der stattlichsten, welches die deutschen Kaiser bisher über die Alpen geführt hatten. Große Hoffnungen und große Befürchtungen knüpften sich an diese Kriegsmacht, obwohl sie nur zur Demüthigung einer einzelnen Stadt aufgeboten war. Die Welt durchzuckte das Gefühl, daß man an der Schwelle großer Ereignisse stände.

5.

Die Demüthigung Mailands.

Italien vor der Ankunft des Kaisers.

Allen Abmahnungen und Drohungen des Kaisers zum Trotz hatte Mailand die Waffen nicht ruhen lassen und die Bahn der Eroberungen weiter verfolgt. Vor Allem war es Meister Guintelmus, welcher zu immer neuen Unternehmungen anstachelte und der Stadt die glänzendsten Hoffnungen vorspiegelte, wenn sie weiter seinen Rathschlägen folge. Man war um so mehr dazu geneigt, als mit der Kunst des Meisters bisher das Glück im engsten Bunde gestanden hatte.

Im Juni 1157 waren die Mailänder mit Unterstützung Brescias über die neugebaute große Ticinobrücke gegangen, um in das transpadanische Gebiet Pavias einzudringen und hatten ihr erstes Lager bei Cassolo aufgeschlagen. Pavia hatte hier seine Hoffnungen besonders auf Vigevano gestellt, eine sehr feste und starke Burg, welche die Mailänder schon mehrmals vergebens angegriffen hatten. Zum Schutz derselben war aber damals fast das ganze Heer Pavias ausgezogen, welches von den Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Obizo Malaspina mit anderen Baronen der Umgegend verstärkt wurde; auch Cremona hatte Beistand versprochen, wurde aber durch Piacenza am Zuzug verhindert. Das Heer Pavias lag in und bei Vigevano. Als die Mailänder die Burg so gut beschützt sahen, zogen sie anderen Tages an derselben vorüber, gleich als ob sie einem Kampf ausweichen wollten, und wandten sich gegen Gambolò am Terdobio. Hier aber kehrten sie am dritten Tage um und griffen unter der Führung des Grafen Guido von Biandrate bei Vigevano das Heer Pavias an. Dieses gewann im Beginn der Schlacht einige Vortheile, sah sich aber bald völlig besiegt und mußte

sich in die Burg zurückziehen, die für eine solche Masse weder geräumig genug war, noch die erforderlichen Lebensmittel besaß. Die Mailänder begannen darauf die Burg zu umschließen, und sogleich war auch Meister Guintelmus zur Stelle und baute seine unwiderstehlichen Maschinen. Vom Hunger bedrängt, ergaben sich die Pavesen schon nach wenigen Tagen (18. Juni). Nach dem Vertrage sollte Vigevano zerstört werden, Pavia 200 Geiseln stellen und überdies sich verpflichten Alles zu thun, was Guintelmus von ihnen verlangen würde. Ein mailändischer Schriftsteller jener Zeit behauptet, Pavia hätte damals ganz vernichtet werden können, wenn man sich nicht der Stadt erbarmt hätte.

Die unglücklichen Pavesen hatten den Vertrag beschwören müssen, aber sie sahen bald, daß ihnen Hände und Füße gebunden waren. Schon nach kurzer Zeit verlangte Guintelmus abermals hundert Geiseln; sie wurden gestellt, aber gleich darauf neue Geiseln verlangt. Als die Pavesen darauf baten, daß Guintelmus doch alle seine Forderungen mit einem Male kundgeben möchte, soll der Meister geantwortet haben: er habe noch so viele Forderungen als Haare auf dem Kopfe: zugleich erging ein neues Gebot, daß die Pavesen fünf Straßen, jede 60 Ellen breit durch ihre Stadt legen sollten. In der Verzweiflung zerrissen die Pavesen den Vertrag, welchen ihnen die Noth abgepreßt hatte. Aber schon im August rückten die Mailänder aufs Neue in ihr Gebiet ein, nahmen die Lomellina und begannen das von den Pavesen zerstörte Lomello wieder aufzubauen.

Nicht minder hart wurde von den Mailändern das nahe Lodi wegen seiner kaiserlichen Gesinnung heimgesucht. Man war erfinderisch immer neue Plackereien den bedrängten Lodesanen zu bereiten, endlich verlangte man von ihnen den Unterthaneneid ohne jeden Vorbehalt der Treue gegen den Kaiser. Aber die Lodesanen zogen es vor, ihre Wohnsitze ganz zu verlassen, als einen solchen Eid zu leisten. Sie flüchteten sich nach Pizzighettone an der Adda im Gebiet von Cremona. Auf der anderen Seite des Flusses im Lodesanischen legten die Mailänder eine starke Feste zu Maléo an. Lodi war vernichtet, und Como theilte dasselbe Schicksal.

Vor Allem war jedoch Mailand auf seine eigene Sicherheit bedacht. Auf Anordnung des Guintelmus zogen die Mailänder einen Graben um die Stadt, durch den auch die bisherigen Vorstädte zum großen Theil in dieselbe gezogen wurden, legten einen Wall um die Stadt an und befestigten die Thore und Mauern. Zugleich stellten sie Gallate, Trecate

und andere ihrer Burgen her oder setzten sie in besseren Vertheidigungszustand. Ungeheure Summen hatten sie für die Herstellung von Tortona und Lomello, für die Brückenbauten, für die Befestigung ihrer Stadt und der Burgen aufgewendet; ein Zeitgenosse schätzt die Ausgaben auf mehr als 50,000 Mark reinsten Silbers.

Unablässig riefen die unterdrückten Städte die Hülfe des Kaisers an; wir wissen, wie sie der Kaiser ihnen schon seit Jahr und Tag verheißen hatte, und sein Versprechen gab neue Hoffnungen den Bedrängten. Im August 1157 wagte Cremona wieder gegen Mailand die Waffen zu ergreifen; waren auch die Erfolge derselben ohne alle Bedeutung, so wirkte doch dies Beispiel auch auf andere Städte. So fanden Otto von Wittelsbach und Rainald von Dassel, als sie im Anfange des Jahres 1158 als kaiserliche Gesandte in der Lombardei erschienen, um dem deutschen Heereszuge die Wege zu bereiten, dort in den bedrängten Städten die bereitwilligste Aufnahme.

Die beiden Gesandten erregten damals die Aufmerksamkeit ganz Italiens, und es war dies bei ihrer persönlichen Bedeutung und den ihnen rasch zufallenden Erfolgen kaum zu verwundern, zumal man wußte, daß sie hoch in der Gunst des Kaisers standen, während ihr Einfluß vor allem vom Papst gefürchtet wurde. Beide, nur um wenige Jahre älter als der Kaiser, standen damals im frischesten Mannesalter, sie waren voll Thatenlust und Ehrgeiz, kühnen Entschlusses und rascher That. Sie wollten wagen und gewinnen, aber weniger für sich, als für den Kaiser; denn auf die Herstellung der alten Kaisermacht, für welche die Verhältnisse so günstig zu liegen schienen, waren alle ihre Gedanken gerichtet.

Die Grafen von Dassel, aus deren Geschlecht Rainald stammte, waren in den Wesergegenden reich begütert. Die Grafschaft war damals in den Händen von Rainalds Bruders Ludolf; ihn selbst scheint man früh für den geistlichen Stand bestimmt zu haben. Die erste Bildung erhielt er auf der zu jener Zeit berühmten Schule zu Hildesheim, später scheint er Studienreisen nach Frankreich gemacht zu haben und dort besonders sich mit Theologie und Philosophie beschäftigt zu haben. Man rühmte ihm eine ausgedehnte Kenntniß der lateinischen Klassiker nach, wie Bekanntschaft mit der scholastischen Philosophie. Die lateinische und französische Sprache stand ihm nicht weniger, als die Muttersprache, zu Gebote. Schon in jungen Jahren wurde er Domherr zu Hildesheim; im Jahre 1148 erscheint er dann als Propst

des dortigen Domstifts. Mit dieser Stelle vereinigte er mehrere andere Pfründen, wie ein Kanonikat des Marienstifts zu Hildesheim, die Propstei des dortigen Morizstifts, die Dompropstei zu Münster und die Propstei auf dem Petersberge zu Goslar. Im Besitz reicher Einkünfte, machte er sich durch geistliche Stiftungen einen Namen, besonders durch die Gründung des Johannisspitals zu Hildesheim. Als der dortige Bischofsstuhl im Jahre 1154 erledigt wurde, wollte man ihn auf denselben erheben, aber er selbst entzog sich der Wahl.

Rainald hatte zahlreiche und wichtige Verbindungen in Köln; unfehlbar stand er jenem Erzbischof Arnold sehr nahe, der in den ersten Jahren Friedrichs eine so einflußreiche Rolle gespielt hatte. Arnold wird es auch gewesen sein, welcher Rainald in die Reichskanzlei brachte. Seit dem Mai 1156 bekleidete Rainald die so gewichtige Stellung eines Reichskanzlers, und zwar in gleicher Weise für Deutschland und Italien. In dieser Stellung erwarb er sich das volle Vertrauen des Kaisers, besonders in der Zeit, als sich das freundliche Verhältniß desselben zum Papste zu lösen anfing. Rainald war nie ein Römling gewesen. Schon auf der Reimser Synode von 1148 war er den kleinlichen Satzungen Eugens III. entgegengetreten; Hadrian IV. sah in ihm den Mann, welcher den Kaiser mit Mißtrauen gegen die römische Kirche erfüllt und besonders die üble Behandlung der Legaten in Besançon veranlaßt hatte. Wie weit dies begründet war, läßt sich nicht feststellen, aber sicher ist, daß es keinen entschiedeneren Vertreter jedes Reichsrechts als Rainald gab, der nichts eifriger erstrebte, als das Papstthum in die frühere Abhängigkeit vom Reiche zurückzudrängen.

Der Kanzler war eine anziehende Persönlichkeit: von mittlerer Größe, gedrungenem Körperbau, wohlgebildeten Gliedern, schöner Gesichtsbildung, lebhafter Farbe, weichem blondem Haar. Er war von unermüdlicher Thätigkeit in den Geschäften, großem Scharfsinn und so außerordentlicher Beredsamkeit, daß man ihn mit Cicero verglich. Dabei zeigte er sich freigebig, leutselig, von heiterer Gemüthsart; er suchte Gelehrte und Dichter an sich zu ziehen und in seiner Nähe zu fesseln. Selbst mit dem stolzen Kaiser verkehrte er in vertraulicher Weise und durfte sich wohl gegen ihn einen Scherz erlauben. Längst hatte man sich gewöhnt in den Klerikern, welchen die Reichsgeschäfte anvertraut wurden, mehr Staatsmänner als Diener der Kirche zu sehen, und auch in Rainald trat vor Allem seine politische Thätigkeit hervor; den

glorreichen Aufschwung des Reichs maß man besonders seinem Verdienste bei, welches in weiten Kreisen bewundernde Anerkennung fand.

Bei Niemandem stieß der Kanzler auf eine mehr verwandte Gesinnung, als bei Otto von Wittelsbach. Otto entstammte dem uralten Geschlecht der Scheiern, welchem die Vogtei über das Freisinger Bisthum zustand. Trotzdem hatten die Scheiern, später Wittelsbacher genannt, in vielfachen Händeln mit den Bischöfen gelebt; und als der Babenberger Otto zu dem Bisthum gelangte, gerieth auch er sogleich mit diesem Geschlechte, an welches inzwischen die bairische Pfalzgrafschaft gelangt war, in die schlimmsten Zerwürfnisse. In dem alten Pfalzgrafen und seinem Sohne Otto sah der Bischof seine erbittersten Gegner und wurde von dem Letzteren endlich bei der Messe so übel behandelt, daß er das Einschreiten Roms anrufen mußte (1150). Bald darauf erhoben sich die Wittelsbacher auch gegen die Brüder des Bischofs, König Konrad und Heinrich Jasomirgott, und es bedurfte eines Feldzugs des Königs, um sie zur Unterwerfung zu bringen.*)

Mit der Thronbesteigung Friedrichs trat in den Verhältnissen der Wittelsbacher eine plötzliche Wendung ein. Sie waren dem neuen Kaiser blutsverwandt und schlossen sich ihm sogleich auf das Engste an, namentlich der jüngere Pfalzgraf, unser Otto. Wir wissen, wie er auf der Romfahrt Friedrichs das kaiserliche Banner führte, wie der Kaiser ihm vorzüglich die Rettung aus der Etschklause verdankte. Otto war der Freund des Kaisers, der mit Niemandem vertrauter verkehrte. Es wird berichtet, wie Beide im August 1155 bei Ancona die Erquickung eines Seebades theilten, wie Friedrich Pfingsten 1156 Otto in Baiern aufsuchte, um das Fest in Stille bei ihm zu verleben. Bald darauf (4. August 1156) starb der alte Pfalzgraf, und unser Otto als der erste Sohn wurde das Haupt der Familie. Neben ihm werden noch zwei seiner Brüder Friedrich und ein zweiter Otto, die ein ritterliches Leben führten, als Pfalzgrafen genannt; zwei andere Brüder, Konrad und Ulrich waren für den geistlichen Stand bestimmt und wurden zu Salzburg für denselben erzogen. Unser Otto folgte auch nach dem Tode des Vaters fast unausgesetzt dem Hofe; er schien den Kaiser und der Kaiser ihn nicht entbehren zu können. Die Sorgen für das Hauswesen wird er seinen Brüdern überlassen haben.

*) Vergl. Bd. IV. S. 350. 352.

Man erzählte, daß der Pfalzgraf zu Besançon die päpstlichen Legaten mit dem Schwerte bedroht habe, und es ist nicht zu verwundern, wenn man seitdem in Rom seinen Namen nur unter Verwünschungen nannte, gerade ihn besonders dort fürchtete. Und unfraglich war Otto jedes Recht des Reichs gegen Rom mit scharfer Waffe zu schützen bereit. Er galt für umsichtig im Rath, aber vor Allem war er doch der Mann der entschlossenen That. Von hoher Statur, von festen und gedrungenen Gliedern, das lange, lebhaft geröthete Antlitz von schwarzen Locken umwallt, mit dem strengen Blick aus den großen Augen, eine ernste Heldengestalt, flößte er Schrecken ein, ehe er noch zum Schwerte griff; wie viel mehr, wenn er im Schlachtensturm daher brauste. Wie man in Rainald den Staatsmann bewunderte, fürchtete man in ihm den Kriegsmann.

Wenn der Kaiser die beiden ihm so nahe stehenden Männer nach Italien vorausſandte, zeugte dies von der Bedeutung, die er dieser Botschaft beimaß. Sie gingen ohne Heeresbegleitung, nur mit einem kleinen Gefolge dorthin. Der Zweck ihrer Sendung war kein anderer, als die Freunde des Kaisers in Italien zu ermuthigen, die Städte von schwankender Treue der kaiserlichen Sache zu sichern, Alles für den Kampf gegen Mailand vorzubereiten, und den Absichten des Kaisers wußten sie in der glänzendsten Weise zu entsprechen.

Schon auf dem Wege nach Verona gewannen sie die Burg Rivoli über der Etschklause dem Kaiser, um seinen Durchzug zu sichern. In Verona wurden sie von dem Bischof und der Bürgerschaft festlich empfangen. Sie ließen dieselben dem Kaiser Treue und Unterstützung gegen Mailand eidlich geloben. Die Eidesformel, in welcher sie damals und nachher noch in vielen anderen Städten dem Kaiser Gehorsam schwören ließen, ist erhalten und lautet: „Ich schwöre, daß ich fortan meinem Herrn, dem römischen Kaiser Friedrich, Treue gegen Jedermann bewahren werde, wie ich es nach dem Rechte meinem Herrn und Kaiser schuldig, und daß ich ihm helfen werde die Krone des Reichs und alle seine Macht zu erhalten, namentlich diese Stadt und jedes Recht, welches er in ihr, in der ganzen Grafschaft und im Bisthum besitzt. Seine Regalien werde ich ihm weder hier noch anderswo entziehen und, wofern sie ihm entzogen sind, sie ihm wieder zu gewinnen und zu behalten gewissenhaft helfen. Weder mit Rath noch mit That werde ich dazu beitragen, daß er sein Leben, ein Glied seines Leibes oder seiner

Macht verliere oder in Gefangenschaft gerathe. Jeden Auftrag, den er mir persönlich oder brieflich oder durch seinen Gesandten zum Schutz des Rechts ertheilt, werde ich getreulich ausführen und mich nicht böslich weigern solchen Auftrag zu hören, anzunehmen und zu vollstrecken. Dies Alles werde ich gewissenhaft ohne alle Arglist beobachten."

Von Verona nahmen die Gesandten ihren Weg über Mantua nach Cremona, wo sie ebenfalls vom Bischof und der Bürgerschaft auf das Ehrenvollste empfangen wurden. Hier hielten sie eine große Tagfahrt, zu der sich die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna mit fünfzehn ihrer Suffragane, überdies die Markgrafen, Grafen, die Consuln und die vornehmsten Männer der umliegenden Städte einstellten. Wir sind leider über die Verhandlungen nicht unterrichtet, aber wir hören, daß der Tag dem kaiserlichen Namen großen Glanz verlieh. Nachdem die Gesandten darauf über den Po gegangen waren, verweilten sie einige Zeit zu Modena. Hier war es, wo sie von den päpstlichen Legaten, die damals nach Deutschland gingen, aufgesucht wurden; wir wissen, daß sie der Reise derselben keine Hindernisse bereiteten, so mißtrauisch sie auch gegen die Absichten des Papstes waren. Bald darauf gingen sie über Bologna nach Ravenna.

Erzbischof Anselm, der Günstling des Kaisers, empfing mit vierzehn Bischöfen die Gesandten in der altberühmten Stadt auf das Feierlichste. Aber es zeigte sich bald, daß er, der Fremdling, in der Bürgerschaft wenig vermochte. Die Gesandten brachten in Erfahrung, daß sich Wilhelm von Traversari, der Podestà Ravennas, mit einem großen adligen Gefolge nach Ancona begeben hatte und dort mit den Griechen verhandelte. Vor Kurzem waren nämlich hier der Logothet Paläologus und andere Gesandte Kaiser Manuels gelandet; sie führten reiche Geldmittel bei sich, um nach ihrer Angabe Söldner für das kaiserliche Heer anzuwerben; man vermuthete aber, daß sie mehr darauf ausgingen, mit dem Gelde eine Partei in Ancona und Rimini zu gewinnen, welche ihnen in diesen Städten festen Fuß zu fassen ermöglichte. In der That hatten die ravennatischen Herren Geld von Paläologus genommen und ihm eidlich, wenn er in ihre Stadt käme, Sicherheit für seine Person und seine Schätze zugesagt. Friedrichs Gesandte warteten auf Bitten des Erzbischofs einige Tage auf die Rückkehr Wilhelms; als diese sich aber verzögerte, verließen sie endlich in großer Entrüstung die Stadt, nur von dem Erzbischof und einem mäßigen Gefolge begleitet.

Kaum aber waren die Gesandten aus den Thoren, so begegneten ihnen die ravennatischen Herren; es war eine Schaar von etwa 300 Reitern. Der Anblick der Verräther — denn ihre Schuld schien nicht zu bezweifeln — versetzte den Kanzler und den Pfalzgrafen in die leidenschaftlichste Aufregung; trotz ihres geringen Gefolges — es sollen nur zehn Ritter in demselben gewesen sein — beschlossen sie Hand an Wilhelm und seine Genossen zu legen. Mit gezücktem Schwert drang Otto von Wittelsbach auf sie ein, bemächtigte sich Wilhelms, seines Sohnes Peter und sechs anderer vornehmer Ravennaten und erklärte sie Kraft seiner Vollmacht vom Kaiser für seine Gefangenen. Die Kühnheit Ottos machte auf die Begleitung der Gefangenen den gewaltigsten Eindruck. Niemand wagte die Gesandten des Kaisers anzutasten; die ganze Schaar stob scheu auseinander und drängte der Stadt zu. Die Gesandten setzten darauf ihre Reise an der Küste des adriatischen Meeres in der Richtung auf Ancona fort.

Als sie gegen Rimini kamen, schickten sie Boten in die Stadt, daß die Consuln ihnen entgegenkommen und sie mit ihren Gefangenen aufnehmen sollten. Diesem Befehle wurde unweigerlich Folge geleistet. Am anderen Tage verließen sie Rimini, begleitet vom Erzbischofe von Ravenna und einem größeren bewaffneten Gefolge; denn sie hatten gehört, daß die Freunde der Gefangenen sich in die Berge gezogen hätten und an ihre Befreiung dächten. Aber nirgends begegnete man einem Widerstand; die Gefangennahme der vornehmen Ravennaten hatte Alles mit Furcht und Schrecken erfüllt. So reisten der Kanzler und der Pfalzgraf unbehindert über Pesaro, Fermo und Sinigaglia weiter, überall für des Kaisers Interesse nach der Gunst der Umstände thätig.

Nur Ancona schien sich widersetzen zu wollen. Friedrichs Gesandte hatten der Bürgerschaft eine Tagfahrt zu ihrer Verantwortung anberaumt, aber die Anconitaner hatten sich nicht gestellt. Da boten jene ein Heer in der Umgegend gegen die Stadt auf und bezogen mit einer schnell zusammengerafften, aber nicht unbedeutenden Kriegsmacht ein Lager vor den Mauern. Als die Umgebung der Stadt verwüstet wurde, sank in kurzer Frist der Bürgerschaft der Muth: sie beschwor Paläologus sich ihrer Bedrängniß anzunehmen und die Gefahr von der Stadt abzuwenden. In der That sandte dieser einen Vermittler an Friedrichs Gesandte, bat für die Stadt um Schonung und für sich um eine Unterredung. Sie wurde ihm gewährt, und mit einem Ge-

folge kam er darauf in die Nähe des Lagers. Mit allem kriegerischen Glanze empfingen der Kanzler und der Pfalzgraf den Abgesandten des griechischen Reiches; sie hielten ihm vor, was von den feindlichen Absichten der Griechen auf Ravenna und Ancona verbreitet war. Mit geschickten Worten wußte sich der Grieche zu rechtfertigen und erklärte sich bereit sich selbst mit seinen Schätzen, wenn man seiner Aussage nicht traue, dem Gesandten Kaiser Friedrichs zur Verfügung zu stellen. Seine Bitten für Ancona fanden darauf Gehör. Die Belagerung wurde aufgehoben, doch mußten die Anconitaner Kaiser Friedrich einen Schwur leisten, der ähnlichen Vorkommnissen vorbeugen sollte. Palälogus mit seinen Leuten erhielt freien Abzug; sie gingen in See, nachdem sie die Abgesandten Friedrichs mit prächtigen Geschenken geehrt hatten. Auf die Bitten des Erzbischofs wurden dann auch die ravennatischen Gefangenen freigegeben; ohne die Lösung derselben hätte Anselm nicht mehr geglaubt sicher nach Ravenna zurückkehren zu können. Aber nur unter der Bedingung erhielten Wilhelm und seine Genossen die Freiheit wieder, daß ganz Ravenna dem Kaiser den Treueeid leiste. Rainald und Otto glaubten mit diesem Erfolge sich um so eher beruhigen zu können, als sie der Meinung waren, daß Ravenna seit 200 Jahren, d. h. seit der Zeit Ottos des Großen, keinem Kaiser Treue geschworen habe.

Der Kanzler und der Pfalzgraf waren voll Triumphs. Sie erstatteten von Ancona aus dem Kaiser über alle ihre Erfolge Bericht; sie meldeten ihm zugleich, daß der Papst in den bedrängtesten Verhältnissen sei. König Wilhelm mißtraue ihm wegen der nach Deutschland abgegangenen Legation; päpstliche Gesandte, die am sicilischen Hofe erschienen, habe er mit den Worten entlassen: „Ihr seid an mich geschickt zur Schmach des römischen Kaisers, aber zugleich sind zwei andere Legaten an den Kaiser abgeordnet, um Friede und Freundschaft mit ihm herzustellen und meiner Macht zu schaden; weichet sofort von uns, sonst werden wir euch als Verräther bestrafen." Auch die Römer wandten sich wieder vom Papste ab. Am 11. Mai, schrieben die Gesandten dem Kaiser, wollten mehrere Senatoren und adlige Herren mit Otto von Monticelli, einem Neffen des Cardinals Octavian, zu ihnen nach Ancona kommen und im Namen des römischen Volks ihnen Eröffnungen zum Vortheile des Reiches machen; sie würden dem Kaiser seiner Zeit Weiteres berichten. Durch Niemanden, beschworen sie den

Kaiser, möge er sich bewegen lassen einen völligen Frieden mit dem Papste vor seiner Ankunft in Italien zu schließen; Gott habe ihn in so günstige Verhältnisse gestellt, daß er, wenn er wolle, Rom vernichten und mit dem Papste sammt den Cardinälen ganz nach seinem Willen verfahren könne; wenn er Deutschland verließe, solle er um keinen Preis die päpstlichen Legaten dort zurücklassen. Wiederholt legten sie ihm diese Rathschläge an das Herz und fügten hinzu: er werde es einst bereuen, wenn er denselben nicht folge.

In Wahrheit war die Lage des Papstes bedenklich genug. Noch war sehr zweifelhaft, wie der Kaiser sein Entgegenkommen aufnehmen würde, und auf eine nachhaltige Unterstützung Siciliens hatte er in keinem Falle zu zählen. König Wilhelm hatte wenig Neigung, sich in Verwickelungen mit dem Kaiser einzulassen, während er selbst in der Nähe bedrängt war. Im November des vorigen Jahres war Andreas von Rupecanina nach Campanien zurückgekehrt und hatte eine Schaar von Römern, Apulern und Griechen, die sich um ihn gesammelt, gegen Richard von Aquila geführt, um ihn für den an Robert von Capua geübten Verrath zu strafen. Andreas nahm Fondi und Aquino, bemächtigte sich in den ersten Tagen des Jahrs 1158 der Stadt S. Germano und bedrängte Monte Cassino. Aber er konnte sich doch auf die Dauer nicht halten und zog sich im März nach Ancona zurück, wo er sich ohne Zweifel unter den Schutz der Griechen begab. Denn schon rüstete Kaiser Manuel ein neues Heer, für welches er Werbungen in Italien machen ließ, und stellte eine Flotte auf, um abermals eine Landung in Italien zu versuchen. König Wilhelm, mit Gegenrüstungen beschäftigt, um dem Einfall zu begegnen, war mehr um sein eigenes Schicksal in Sorge, als das des Papstes, dessen Politik er überdies wenig Vertrauen schenkte.

Es war nicht zu verwundern, wenn sich auch in Rom unter solchen Verhältnissen wieder eine Opposition gegen den Papst zu regen begann. Wie unter den Cardinälen, hatte es immer auch im Adel eine Partei gegeben, welche einen näheren Anschluß an den deutschen Hof wünschte, und diese war durch die großen Erfolge des Kaisers ermuthigt worden; sie mißbilligte die verletzenden Schritte des Papstes gegen den Kaiser und war geneigt sich mit dem Letzteren zu verständigen. Etwa zu derselben Zeit, wo die Gesandten des Papstes nach Deutschland und Sicilien gingen, waren auch zwei aus der Lombardei gebürtige

Cardinäle Arbicio und Oddo vom Papste nach Mailand und Brescia geschickt worden; wir kennen ihre Aufträge nicht, aber es ist schwer zu glauben, daß sie die Städte zur Nachgiebigkeit gegen den Kaiser bewegen sollten. Die Politik des Papstes war geschäftig genug, aber sie war verworren in ihren Maßregeln und unklar in ihren Zielen. Friedrichs Gesandte hatten nicht Unrecht, wenn sie in derselben haltlose Schwäche sahen.

Wir wissen nicht, ob jene römischen Herren sich noch bei den kaiserlichen Gesandten in Ancona eingestellt haben. Die Letzteren kehrten bald darauf nach Modena zurück und begaben sich von hier nach Piacenza. So groß war der Eindruck ihrer Erfolge, daß es ihnen jetzt sogar diese den Mailändern so lange verbündete Stadt auf die kaiserliche Seite zu ziehen gelang. In den ersten Tagen des Juni 1158 schlossen sie mit der Bürgerschaft von Piacenza einen Vertrag, der noch erhalten ist und dessen einzelne Bestimmungen Interesse erwecken. Piacenza verpflichtet sich hiernach mit 100 gewaffneten Rittern und 100 Bogenschützen den Kaiser während der ganzen Belagerung Mailands und außerdem mit 400 Bogenschützen auf einen Monat zu unterstützen, auch die Besoldung dieser Hülfsschaar selbst zu tragen. Acht Tage nach Pfingsten (15. Juni) wird sie den Bund mit den Mailändern aufkündigen, so daß nach diesem Tage nur diejenigen Mailänder noch das Gebiet von Piacenza betreten dürfen, welche dort unter dem Geleit der Stadt Waaren nach Genua oder nach anderen Orten schaffen wollen oder dort augenblicklich Waaren auf Lager haben. Sobald der Kaiser in der Lombardei erscheint, beginnt Piacenza den Krieg gegen Mailand und bemächtigt sich der Mailänder und ihrer Habe im Stadtgebiet; die Ersteren werden dem Kaiser auf sein Verlangen ausgeliefert, die Letztere als Beute vertheilt. So lange der Kaiser dann in Italien verweilt, schließt die Stadt ohne Einwilligung desselben weder Friede noch Bund mit den Mailändern. Diese Verpflichtungen treten nur dann außer Gültigkeit, wenn der Kaiser nicht bis zum 1. August in Italien erscheinen sollte. Die Consuln der Stadt werden überdies Anordnung treffen, daß Markt und Geldwechsel dem kaiserlichen Heere nach den mit Piacenza und den anderen Städten zu vereinbarenden Bestimmungen gewährt werden. Die Stadt hat dem Kaiser 600 Mark Silber und den Hofbeamten 60 Mark innerhalb vierzehn Tage nach Ankunft des Kaisers in der Lombardei zu zahlen.

Diesen Vertrag haben die Consuln selbst zu beschwören und durch den Rath und angesehene Männer der Bürgerschaft beschwören zu lassen. Dagegen versprachen die kaiserlichen Gesandten, daß die Ritter und Bogenschützen der Stadt, wie alle anderen Bürger, welche zum kaiserlichen Heere kommen sollten, an dem Kaiser einen gnädigen Herrn finden und sie selbst dahin wirken würden, daß der Kaiser seine volle Gunst und freundliche Gesinnung wieder den Bürgern zuwenden und alle früheren Beleidigungen verzeihen werde, wenn sie den Vertrag getreulich halten und für die Beleidigungen Genugthuung leisten würden. Schließlich wurde noch bestimmt, daß allen, die zum kaiserlichen Heere stoßen wollten, ob aus Cremona, Pavia oder anderen Orten, freier Durchzug durch das Gebiet von Piacenza zustehen solle.

Mit diesem Vertrage, welcher Mailand auf das Schwerste traf und die größten Vortheile für den Kaiser in sich schloß, beendeten die kaiserlichen Gesandten ihre Thätigkeit. Unfehlbar hatten sie ihre Aufträge in der glücklichsten Weise erfüllt. Als der Kaiser gegen die Alpen zog, waren in Italien schon zahlreiche Streitkräfte gegen Mailand gewonnen. Die feindliche Stadt war auf die Unterstützung nur weniger Bundesgenossen beschränkt; es erschien kaum fraglich, daß sie in kürzester Frist sich unterwerfen müsse, — und an Mailands Fall knüpften sich weitaussehende Pläne des Kaisers.

Friedrichs erster Krieg gegen Mailand.

Gegen Ende des Juni 1158 überstieg das Heer des Kaisers den Brennerpaß. Den Vortrab bildeten die Böhmen unter ihrem Könige. Sie litten beim Abstiege Mangel an Lebensmitteln, da die Einwohner der meisten Ortschaften flüchtig geworden waren und sich auch Kaufleute aus Furcht nicht einstellten; erst als den Letzteren Sicherheit gewährt war, schafften sie den erforderlichen Unterhalt aus Briren und Trient herbei. Oberhalb Veronas schlugen die Böhmen eine Brücke über die Etsch, zogen an Verona vorbei und lagerten dann am Gardasee im Veronesergebiet. Die furchtbarsten Gerüchte waren über die unbekannten Völker, welche der Kaiser mit sich führe, verbreitet; sie sollten sich von Menschenfleisch nähren, Blut ihr Trank, jedes Mitleid ihnen fremd sein. Mit Schrecken sahen auch die Veroneser, wie die Böhmen

ihre Olivenhaine und Obstpflanzungen verwüsteten. Sie ließen es sich deshalb viel Geld kosten, um König Wladislaw zum Abzug nach Brescia zu bewegen.

Brescia hatte bisher fest an Mailand gehalten und war demnach als feindliche Stadt anzusehen. Als der Böhmenkönig anrückte, entspann sich ein Hader zwischen seinen Schildträgern und den Brescianern, bei dem einige der Ersteren erschlagen wurden. Hierdurch gereizt, umschloß der König die Stadt und ließ das Gebiet derselben von seinen Schaaren verwüsten. Die Böhmen bewährten ihre alte Meisterschaft im Sengen und Plündern, und nach vierzehn Tagen sahen sich die Brescianer genöthigt mit dem König zu unterhandeln. Unter Vermittelung des Bischofs Daniel von Prag fand eine Zusammmenkunft desselben mit den Consuln der Stadt statt; auch der Cardinal Oddo, der sich gerade in seiner Vaterstadt befand, nahm an den Verhandlungen Antheil. Gegen große Geldsummen versprach Wladislaw den Verheerungen Einhalt zu thun und der Stadt die Gnade des Kaisers wieder zu gewinnen. Denn schon war dieser selbst im Anmarsch, und die Spitze des kaiserlichen Heeres führte der kaum dem Knabenalter entwachsene Herzog von Schwaben; Wladislaw mit seinem ganzen Heere rückte den Deutschen zur Begrüßung entgegen.

Der Kaiser hatte am 6. Juli das Gebiet von Verona betreten, die Stadt besucht, war aber dann sogleich weiter gezogen und stand am 8. Juli am Gardasee. Zwei Tage später verweilte er am Mincio zwischen Volta und Valeggio. Wir wissen, daß sich der Patriarch von Aquileja, der Herzog von Oesterreich, wie die Bischöfe von Treviso, Concordia, Vicenza, Verona und Mantua in seiner Umgebung befanden; es müssen hiernach die Hülfsschaaren, welche den Weg durch das Friaul genommen hatten, und die Contingente mehrerer lombardischer Städte, bereits im Veronesischen zu ihm gestoßen sein. Hier erschienen auch die Consuln von Cremona und erhoben die schwersten Anklagen gegen das feindselige Crema, welches ihr Gebiet überfallen, während sie nach dem Befehl des Kaisers Mailand bekriegt hatten. Auch der Böhmenkönig, sein Bruder Dietbold und Bischof Daniel waren damals im Lager des Kaisers, waren ihm also bis zum Mincio entgegengekommen. Vereint brachen sie dann gegen Brescia auf und bezogen im Gebiete der Stadt am Oglio ein Lager. Auf die Fürsprache des Böhmenkönigs nahm der Kaiser Brescia, dessen Gebiet inzwischen

auch von den Bergamasken furchtbar verheert war, wieder zu Gnaden an; die Bürgerschaft mußte ihm Treue schwören, sechszig Geiseln geben, eine Hülfsmannschaft gegen Mailand stellen und überdies große Geldsummen zahlen.

Etwa vierzehn Tage verweilte der Kaiser in dem Lager beim Oglio. Durch die aus den rheinischen Gegenden zugeführten Heerschaaren und die Mannschaften einzelner lombardischer Städte gewann das Heer neuen Zuwachs. Es war ein buntes Völkergemisch in dem Lager: Deutsche und Italiener, Böhmen, Ungarn und slawische Stämme aus den östlichen Alpen. Um so nöthiger war es, strenge Manneszucht zu halten. Wie auf seiner Romfahrt, erließ der Kaiser deshalb auch diesmal unter dem Beirath der Fürsten ein Kriegsgesetz. Dieses Gesetz, unfehlbar zunächst für die deutschen Theile des Heeres bestimmt, ist uns erhalten. Es enthält verschiedene Bestimmungen über das dem deutschen Heere so werthe Waidwerk, welches sie auch im Kriege zu üben pflegten, dann Anordnungen, die Streitigkeiten zwischen Deutschen und Italienern vorbeugen sollten. Es wurde den Deutschen bei Strafe verboten, Italiener in ihrem Zelte aufzunehmen, wenn diese der deutschen Sprache nicht mächtig seien. Harte Strafandrohungen sind gegen alle Schlägereien und besonders gegen den Aufenthalt von Weibern im Lager gerichtet. Wer ein Weib bei sich hat, verliert seine ganze Rüstung und wird vom Heere ausgeschlossen, dem Weibe aber die Nase abgeschnitten. Im Allgemeinen ist dieser Lagerfriede den in Deutschland damals üblichen Landfrieden ähnlich und wurde in derselben Weise beschworen. Die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte bekräftigten ihn durch Handschlag statt Eides und versprachen über die Uebertreter des Friedens auch geistliche Strafen zu verhängen.

Ehe der Kaiser das mailändische Gebiet mit den Waffen angriff, hielt er auf den Rath rechtskundiger Männer für nöthig, der Stadt noch einmal eine Frist zu ihrer Rechtfertigung zu gewähren. Zu der bestimmten Zeit stellte sich eine mailändische Gesandtschaft ein. Da sie aber weder den gegen Mailand erhobenen Klagen begegnen, noch die Fürsten für sich gewinnen und den Kaiser durch Geld beschwichtigen konnte, kehrte sie ohne einen Erfolg erlangt zu haben heim. Der Kaiser sprach darauf unter Zustimmung der deutschen Fürsten und der angesehensten Männer der ihm verbündeten Städte Italiens über die Mailänder aufs Neue feierlich den Bann aus, erklärte sie für Reichsfeinde und rüstete Alles zum Angriff.

Am 23. Juli rückte das kaiserliche Heer gegen die Adda vor, welche die Gebiete Brescias und Mailands schied. Der Fluß war hoch angeschwollen, alle Brücken auf Befehl der Consuln zerstört; nur die Brücke von Cassano stand noch im Wesentlichen unversehrt da. Hier lag am andern Ufer eine Schaar ländlichen Volks aus der Umgegend, um den Uebergang zu verhindern; mit Wurfgeschossen und Schmähreden reizte sie den vordringenden Feind. Da die Brücke gesperrt und das Durchwaten des reißenden Wassers unmöglich schien, schlug der Kaiser unweit der Brücke am Vormittage sein Lager auf. Nur etwa 1000 Schritte unterhalb am Flusse lagen die Böhmen, während weiter stromaufwärts Herzog Heinrich von Kärnthen eine kleine Feste, der von den Mailändern besetzten Burg Trezzo gegenüber, besetzt hatte.

Drei böhmische Ritter, über den Aufenthalt ungeduldig, unternahmen das Wagniß, sich mit ihren Rossen in die Fluthen der Adda zu stürzen, um das andere Ufer zu erreichen, und zwei gelangten glücklich hinüber. König Wladislaw erfuhr dies beim Mittagsmahle, sprang auf und ließ sogleich das Zeichen zum Aufbruch geben. Ein gefangener Lombarde soll ihm eine seichte Stelle etwas unterhalb am Flusse bei Corneliano verrathen haben. Er selbst sprengte auf seinem Roß zuerst in den Fluß; muthig folgten die Ritter. Einige von ihnen fanden den Tod in den Wellen, aber die Mehrzahl erreichte glücklich die andere Seite. Bald folgte auch Konrad von Dachau, Herzog von Dalmatien, dem kühnen Vorgang der Böhmen. Sobald die Ritter über den Fluß gekommen waren, griffen sie die feindlichen Schaaren am anderen Ufer an. Ohne einen Widerstand nur zu wagen, warfen sich diese in wilde Flucht; viele von ihnen wurden von den verfolgenden Böhmen gefangen genommen. Das ganze Gepäck der Flüchtigen fiel den Siegern zur Beute, und schon wurden auch die nächstliegenden Häuser in Schutthaufen verwandelt.

Als man im Heere des Kaisers am Klange der böhmischen Pauken den Uebergang der Freunde über den Fluß erkannt hatte, erhob sich ein helles Freudengeschrei, und unverzüglich begann man die Brücke gangbar zu machen. Auch hier zeigte sich Wladislaw hülfreich. Die Arbeit wurde bis zum Einbruch der Nacht fortgesetzt und beim Morgengrauen aufs Neue begonnen. Aber bald kam die Nachricht, daß eine mailändische Schaar anrücke. Man rüstet sich zum Kampfe und schickt eine auserlesene Schaar — Böhmen und Deutsche — dem Feinde ent-

gegen, um die Stärke desselben zu erkunden. Bei Gorgonzola stieß diese Schaar auf eine weitüberlegene Zahl von Mailändern, warf sich aber muthig gegen sie in den Kampf und jagte sie in die Flucht. Viele Mailänder fanden den Tod, siebzig angesehene Männer Mailands fielen in die Hände der Böhmen; aber auch die Sieger hatten namhafte Verluste. Nachdem der Feind das Feld geräumt hatte, kehrten sie an die Adda zurück. Die gefangenen Mailänder wurden von den Böhmen ihrem König und von diesem dem Kaiser übergeben. Eifrig arbeitete man darauf an dem Bau der Brücke weiter und bald war sie so weit hergestellt, daß der Kaiser mit den Angesehensten seines Gefolges über den Fluß gehen und sich mit Wladislaw vereinigen konnte. Sobald dies geschehen war, ließ er Vaprio, einen mailändischen Ort an der Adda, zerstören. Indessen hatten die Böhmen noch eine Nothbrücke herzustellen gesucht, um ihren Troß und ihr Gepäck schneller überzusetzen. Aber das schwache Werk brach unter der Wucht der vorwärtsstürmenden Masse, und viele Böhmen und Ungarn fanden den Tod in den Wogen. Schnell wurde die Brücke wieder hergestellt, brach aber noch einmal zusammen, und die Böhmen hatten neue Verluste zu beklagen. Erst am 25. Juli gelangten die letzten Reste des böhmischen Heeres auf der Brücke von Cassano über den Fluß.

Der Kaiser hatte sich sogleich nach dem Uebergange gegen Trezzo gewandt, um diesen Platz, wo die meisten Habseligkeiten der umwohnenden Bevölkerung geborgen waren, den Mailändern zu entreißen. Er selbst soll zuerst, nur von zehn Rittern begleitet, vor der Burg erschienen sein und hier sein Banner aufgepflanzt haben. Da die mailändische Besatzung sich nicht sofort ergab, mußte die Burg eingeschlossen werden. Aber schon nach wenigen Tagen sahen die Belagerten die Unmöglichkeit der Vertheidigung ein. Unter der Bedingung freien Abzugs mit ihren Waffen, wie es scheint, übergaben sie den Platz; die Weiber und Kinder ließ der Kaiser ungefährdet, die Beute vertheilte er unter seine Krieger. Eine starke Besatzung ließ er in der Burg zurück und stellte die benachbarte Brücke her; die Schaar Herzog Heinrichs von Kärnthen scheint in Trezzo zurückgeblieben zu sein.

Nach dem Fall von Trezzo führte der Kaiser die große Masse seines Heeres, dem nun auch die Pavesen und Cremonesen zuzogen, am rechten Ufer der Adda hinab in das Gebiet von Lodi und bezog hier am 31. Juli ein Lager am Lambro. Dichtgedrängt standen die Zelte auf beiden Seiten des Flusses von Castiraga bis Salarano hin; der

Kaiser selbst lagerte auf der Wiese von Castiraga. Man war nahe der Stelle, wo einst das alte Lodi gestanden hatte, wo die menschenleeren Straßen und die verödeten Kirchen noch von dem Unglück der Stadt und dem Uebermuth der Mailänder zeugten. Hier erschienen am 2. August vor dem Kaiser die unglücklichen Lodesanen unter Begleitung eines zahlreichen Klerus; jeder von ihnen trug ein Kreuz als Zeichen des hart auf ihnen lastenden Mißgeschicks. Sie warfen sich vor dem Kaiser zu Füßen und verlangten von ihm Genugthuung von Mailand, welches so unermeßliches Elend über sie gebracht hatte. Sie baten ihnen eine Stelle anzuweisen, wo sie nun zur Ehre und zum Dienste des Reiches eine neue Stadt bauen könnten. Der Kaiser versprach ihre Bitte zu gewähren und befragte sie, welchen Platz sie wünschten. Sie bezeichneten eine Anhöhe, etwas östlich vom alten Lodi, an der Adda, welche durch den Fluß und sumpfige Niederungen von allen Seiten gesichert schien; sie wurde damals Monteghezzone genannt. Der Kaiser erklärte selbst den Platz besehen und, wenn er ihm geeignet schiene, ihre Bitte erfüllen zu wollen.

Am anderen Tage zog er mit seinen Fürsten und den Bürgern von Lodi nach der bezeichneten Stelle. Als er die Höhe betrat, ergoß sich ein Regenstrom; man sah darin ein Vorzeichen, daß es dem Platze an himmlischem Segen nicht fehlen werde. Da derselbe überdies zur Anlage einer festen Stadt passend schien, gab Friedrich sogleich mit einer Fahne den im Amte stehenden Consuln Lodis das Land zu Lehen; er selbst bestimmte den Umkreis der neuen Stadt, den Zug der Wälle und Gräben. So entstand Neu-Lodi an der Adda, eine neue Heimat für die vertriebenen Bürger der alten Stadt, eine feste Burg des Kaisers gegen Mailand. Mit dem Bau der Wälle und Gräben wurde sogleich begonnen; der Kaiser selbst bezeigte für diese Arbeiten das lebhafteste Interesse.

Seit der Feind über die Adda gegangen war, sank den Mailändern der Muth. Schon hatten sie die Besatzungen aller ihrer Burgen in die Stadt zurückgerufen, die neue Brücke über den Ticino abgetragen, die Bevölkerung der Umgegend hinter ihren Wällen geborgen. Man machte sich auf eine Belagerung gefaßt, aber man schreckte vor ihren Leiden zurück. Am 4. August erschienen im Lager des Kaisers unter seinem Geleit Gesandte Mailands und versprachen, daß die Stadt jede Genugthuung ihm zu leisten bereit sei. Viele Fürsten, die bald nach der Heimat zurückzukehren wünschten, riethen auf die Anerbietungen der Mai-

länder einzugehen; der Kaiser möge die Unterwerfung der Stadt annehmen, ihr Bußen auferlegen und ihr dann wieder seine Gnade ertheilen. Aber auf das Heftigste widersprach Erzbischof Anselm von Ravenna, der gelehrte Schüler des heiligen Norbert. Alle Worte der Mailänder, erklärte er, seien Lug und Trug; sie hätten die Kirchen Gottes und die freien Städte des Kaisers zerstört; wie sie Andern gethan, solle nun auch ihnen geschehen; sie verdienten kein Erbarmen, wie sie selbst keines gekannt hätten. Die Worte Anselms machten einen tiefen Eindruck auf den Kaiser und die Fürsten; man wagte nicht dem Erzbischof zu widersprechen. Die Fürsten beschlossen, wenn auch widerstrebend, die Anerbietungen der Stadt zurückzuweisen und den Krieg fortzusetzen. Der Kaiser warf den Mailändern den Fehdehandschuh hin und sprach noch einmal über sie als offene Feinde des Reichs den Bann aus.

Schon am anderen Morgen (5. August) brach Friedrich mit dem gewaltigen Heere gegen Mailand auf. Man gelangte bis Mittag nach Melegnano*), einem Orte auf halbem Wege zwischen Lodi und Mailand, wo sich das Wasser der Vecchiabia in den Lambro ergießt. Hier schlug der Kaiser sein Lager auf; schon rückten seine Vorposten auf beiden Seiten der Heerstraße bis gegen Mailand vor. Am Nachmittag schickte der Kaiser seinen Marschall mit 50 Rittern gegen die Stadt, um passende Lagerstellen zu erspähen. Ohne Befehl des Kaisers schlossen sich dem Marschall freiwillig weitere 500 Ritter an; sie empfanden es übel, daß die Böhmen bisher das Beste geleistet, und dürsteten sich auch durch ruhmeswürdige Thaten auszuzeichnen. Unter ihnen ragte am meisten der Graf Ekbert III. von Pütten und Formbach hervor, ein Mann von königlichem Geschlecht, großem Reichthum, hervorragenden körperlichen und geistigen Gaben. Ohne irgend einem Widerstande zu begegnen, kam die Schaar bis an die Stadt; sie fand die Thore geschlossen, Alles drinnen war lautlos, nirgends eine Spur kriegerischer Bewegung.

Mit voller Muße betrachteten die deutschen Ritter die Wälle und Gräben, wie die Stellen, wo man das Lager aufschlagen könne. Ohne alle Besorgniß vor einem Ueberfalle traten sie dann den Rückweg an. Ihre Reihen lösten sich auf, Graf Ekbert und einige Andere blieben

*) Auch Marignano genannt. Der Kaiser lag damals auf demselben Felde, wo 1515 Franz I. seinen berühmten Sieg gewann.

eine weite Strecke hinter der Schaar zurück. Sobald dies in Mailand bemerkt wurde, brachen gegen 2000 Mann aus den Thoren hervor und griffen Ekbert und seine Genossen an. Als Ekbert sich unfern vom Kloster Chiaravalle von den Mailändern umringt sah, stieg er vom Pferde, um sich zur Wehre zu setzen; nur einige seiner Schildknappen und sein Marschall waren noch bei ihm. Im heißen Kampfe stürzte er zu Boden; den ersten Streich, der auf ihn geführt wurde, wehrte der Marschall glücklich ab, aber bald erlagen Beide den Schwertern der Feinde. Die Leichen der beiden tapferen Männer brachten Cistercienserbrüder nach Chiaravalle; die Eingeweide wurden dort beigesetzt, die Gerippe nach der Heimath geschafft. Noch einige andere Deutsche und Böhmen fanden in dem Kampfe gegen die Mailänder den Tod; mit ihnen ein angesehener Mann aus dem Ravennatischen, Johannes mit Namen. Andere geriethen in die Gefangenschaft der Feinde.

Der Tod seiner Tapfern und besonders das Ende Ekberts bewegten den Kaiser, der bei der Abendmahlszeit die Schreckenskunde erhielt, auf das Tiefste. Er beklagte die Gefallenen und tadelte die Tollkühnen, die sich ohne seinen Befehl so großer Gefahr ausgesetzt hatten. Vor Allem aber verlangte er an den Mailändern schnelle Rache zu nehmen; er ließ sogleich Alles zum Aufbruch am nächsten Morgen fertig machen.

In der Frühe des anderen Tages (6. August) stellte Friedrich sein Heer auf den weiten Gefilden in Schlachtordnung auf und rückte dann unverweilt gegen die Stadt an. Das Heer war in sieben Schaaren getheilt. Die erste führte der Pfalzgraf Konrad, der Bruder des Kaisers; es waren Schwaben, denen nach dem Herkommen der Vorstreit gebührte, und neben ihnen die Pavesen und Cremonesen. Die zweite Schaar befehligte Friedrich von Schwaben, fast noch ein Knabe; sie war aus Franken und Schwaben gemischt und wurde verstärkt durch die Contingente von Verona, Brescia und Mantua; bei ihr war auch Markgraf Wilhelm von Montferrat, der mit Jutta von Oesterreich, einer Muhme des jungen Friedrich, vermählt war. Die dritte Stelle nahm der Böhmenkönig mit seinem Heere ein; er bedurfte keiner Verstärkung durch Lombarden. Der Führer der vierten Schaar war Herzog Heinrich von Oesterreich; ihm folgten die Fürsten, die mit ihm über die Alpen gekommen waren, auch die ungarschen Reiter. In fünfter

Stelle stand die kaiserliche Schaar, besonders stattlich und glänzend, aus erlesenen Rittern aus allen Theilen des Heeres gebildet. Der sechste Zug bestand aus den Baiern und ihren Nachbarn; ihn führte Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern Friedrich und dem jüngeren Otto. Der letzte Zug, welchen der Kanzler Rainald befehligt haben soll, wurde von den Mannschaften verschiedener deutscher und lombardischer Großen gebildet; ihm waren auch die Contingente der rheinischen und sächsischen Bischöfe angeschlossen. In solcher Ordnung rückte das Heer, in Waffen strahlend, gegen Mailand an; es kam, ohne einem Widerstand zu begegnen, bis nahe der Porta Romana, dem Hauptthore der Stadt.

Die Mailänder schienen einem so gewaltigen Heere nicht im offenen Kampfe entgegentreten zu wollen; sie verließen ihre Wälle nicht, als der Kaiser heranrückte. Unbehindert glaubte man das Lager aufschlagen zu können. Für die kaiserliche Schaar wurden die Zelte errichtet in dem weiten, sich damals zwischen der Porta Romana und Porta Tosa (jetzt Porta della Vittoria) ausbreitenden Parke (Brolo); am Eingange desselben neben einem Wohnhause und einer Kirche der Tempelherren, kaum auf Wurfesweite von den Stadtwällen, wurde dem Kaiser selbst ein prächtiges Zelt errichtet. Westlich von der Porta Romana um S. Celso lagerte Erzbischof Friedrich mit seiner Schaar. Die Hauptmasse der deutschen und italienischen Truppen vertheilte sich aber auf die Felder um das Kloster S. Dionisio zwischen der Porta Orientale (jetzt Porta di Venezia) und der Porta Nuova, wo jetzt die öffentlichen Gärten von Mailand liegen*). Hier schlugen auch der Pfalzgraf Konrad und Herzog von Schwaben ihr Lager auf, wurden aber unerwartet gegen Abend von den Mailändern überfallen. Der Pfalzgraf wehrte sich tapfer, sah sich jedoch genöthigt den Böhmenkönig, der vorläufig in der Nähe, da er den Befehl des Kaisers über seinen Lagerplatz noch erwartete, Zelte aufgeschlagen hatte, zur Hülfe zu rufen.

Wladislaw erschien sofort mit seinen tapferen Böhmen; er selbst drang muthig in die Reihen der Mailänder ein und streckte mit seiner Lanze den Tazo de Mandello, den Führer und Bannerträger der Feinde, zu Boden. Der heftigste Kampf entspann sich und wurde bis zum

*) Das Templerhaus, S. Celso und S. Dionisio lagen damals außerhalb der Stadtmauern, jetzt innerhalb ihres Kreises. Das Templerhaus stand unweit S. Barnaba nel Brolo; S. Dionisio am Nordostende der öffentlichen Gärten.

Einbruch der Nacht fortgesetzt. Da zogen sich die Mailänder nach der Stadt zurück; die Böhmen folgten ihnen auf den Fersen und würden in die Stadt eingedrungen sein, wenn nicht das Dunkel ein solches Wagestück verboten hätte. Triumphirend kehrte Wladislaw zu seinen Zelten zurück; dem Feinde hatte er schwere Verluste beigebracht, aber auch er hatte vornehme Männer seines Volks verloren, welche im Kloster Chiaravalle bestattet wurden. Auch die Böhmen bezogen darauf bei S. Dionisio ein Lager; in der Wohnung des Abts nahm der König Quartier. Aus Furcht vor den Böhmen wagten die Mailänder gegen S. Dionisio keinen Ausfall mehr; sie verrammelten vielmehr die nächsten Thore und begnügten sich mit einer Ausfallspforte.

Mailand war von der Porta Nuova bis zu der Pforte von S. Eufemia, d. h. nach der ganzen Ostseite und zum Theil auch nach Süden, eingeschlossen; ein Heer von etwa 100,000 Mann, darunter 15,000 Ritter lag vor den Thoren. Die Mailänder hatten geglaubt, daß sie bei der Stärke ihrer Bürgerschaft und ihrer Bundesgenossen nie mehr eine Belagerung zu erwarten hätten, aber in diesem Glauben sahen sie sich jetzt bitter getäuscht. Der Kaiser hatte gegen sie nicht allein ein großes Heer über die Alpen geführt, sondern auch zahlreiche Streitkräfte Italiens gegen sie aufgeboten. Nicht nur die meisten Städte der Lombardei hatten ihm Hülfe gesandt, auch aus den Städten der Romagna und den Marken, wie aus Tuscien*) und dem römischen Gebiet über Rom hinaus erhielt er Unterstützung; von Rom selbst stellte sich der Stadtpräfect Petrus mit mehreren Senatoren ein. Aber trotz der Menge ihrer Feinde glaubten die Mailänder Widerstand wagen zu können, zumal ihnen nach Westen und Norden noch Verbindungen offen standen.

Ein hitziger Kampf entspann sich in der nächsten Zeit um jenen alten römischen Triumphbogen, bei dem schon einst zu den Zeiten Kaiser Konrads II. deutsches Blut geflossen war**). Der Bau hatte drei Durchgänge, von vier Pfeilern gebildet; er war aus gewaltigen Marmorquadern aufgeführt, von festester Fügung und schien jedem Angriff

*) Von den Pisanern wissen wir, daß sie vier ihrer vornehmsten Männer mit 15 Rittern, 100 Bogenschützen, dann Bauleute und zwei Musikanten nach Mailand sandten; diese Hülfsschaar verließ Pisa erst am 18. August und kehrte am 26. September dorthin zurück.

**) Vergl. Bd. II. S. 323.

trotzen zu können. Die Mailänder hatten den Bogen, der nur einen Pfeilwurf weit von der Porta Romana bei dem Spital von S. Lazaro stand, in eine Festung umgewandelt, auf der Höhe desselben gedeckte Wohnräume mit 40 Betten eingerichtet, und die Besatzung, welche sie hier zurückließen, mit Waffen und Lebensmitteln auf das Beste versehen; die Hauptaufgabe der Besatzung war zu erspähen, was in dem Lager des Kaisers vorging. Friedrich unternahm sofort einen Angriff auf den Bogen, aber die Besatzung vertheidigte sich acht Tage lang mit rühmlicher Tapferkeit. Endlich gelang es den Kaiserlichen in die Durchgänge einzubrechen, und sie fingen nun an mit Hämmern und Beilen die Pfeiler, welche das Werk trugen, aus den Fugen zu treiben.

Die Besatzung sah den Einsturz des Bogens vor Augen und fürchtete unter den Trümmern desselben begraben zu werden; da sie überdies von der Stadt keine Hülfe erhielt, ergab sie sich um die Mitte des August dem Kaiser, der ihr freien Abzug gewährte. Er ließ darauf den Bogen von seinen eigenen Leuten besetzen und auf der Höhe eine Schleudermaschine errichten. Mit dieser wurden Steine geworfen bis zu einem hölzernen Castell, welches die Mailänder über dem Befestigungswall bei S. Nazaro angelegt hatten. Die Mailänder erbauten eine ähnliche gewaltige Wurfmaschine; diese trug die Steine bis zum Bogen und darüber hinaus, zertrümmerte den Baum der kaiserlichen Maschine und nöthigte endlich die Deutschen von dem Bogen herabzusteigen.

Auch an anderen Stellen kam es zu blutigen Kämpfen. Als eines Tages die mailändischen Wachen sorgloser zu sein schienen, versuchte Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern einen Angriff auf das ihnen zunächst gelegene Thor, wohl die Porta Nuova, zu machen. Sie rüsteten am Abend ihre Ritter zum Kampfe und ließen die Kriegsknechte Waffen und dürres Reisig bereit halten, um die Thorbrücke und die Befestigungen an derselben einzuäschern. Es gelang ihnen glücklich bis zur Brücke vorzudrängen und hier Feuer anzulegen. Die auflodernden Flammen aber sammelten die Mailänder. Alles lief herbei, um den nicht nur die Festungswerke, sondern auch die Stadt selbst bedrohenden Brand zu löschen. Es entspann sich an der Brücke ein erbittertes, wüstes Handgemenge. Die Wittelsbacher kämpften mit größter Tapferkeit, mußten aber bei einbrechender Nacht in ihr Lager zurückkehren.

Bei einem anderen Thore, wahrscheinlich der Porta Tosa, lagerte Herzog Heinrich Jasomirgott. Er hatte hier mancherlei Neckereien von den Mailändern auszustehen, welche jede Sorglosigkeit der Seinigen benutzten, um ihm Schaden zuzufügen. Hierüber erbittert, versuchte er eines Tages mit seiner Schaar, in welcher sich auch die Ungarn befanden, das Thor zu erstürmen. In der Frühe rückte er gegen dasselbe an, aber er traf auf beherzten Widerstand. Am Thore entwickelte sich ein äußerst hartnäckiger Kampf; erst am Abend kehrte der Herzog in sein Lager zurück.

Einen großen Namen machte sich in diesen Tagen der Graf Albert von Tirol. Auf einem geübten Kampfroß war ein mailändischer Ritter nahe an das kaiserliche Lager herangeritten und zeigte hier allerlei Reiterkünste, indem er zugleich Jeden, der sich mit ihm messen wollte, zum Zweikampf herausforderte. Da sich Niemand auf die losen Künste des Mannes einlassen wollte, schalt er die Deutschen als Feiglinge. Da ritt Graf Albert, ein Mann weniger Worte, aber tapferer Thaten, auf seinem gewöhnlichen Reitpferd, ohne Harnisch und nur mit Schild und Lanze bewaffnet, ihm entgegen und warf ihn alsbald zu Boden. Das Leben schenkte Albert dem Ueberwundenen; denn es war ihm genug, die Prahlsucht desselben gezüchtigt zu haben.

Auch an der Porta Romana fand noch einmal ein Zusammenstoß statt. Die Belagerten machten hier einen Ausfall, stießen aber auf mannhaften Widerstand. Der Kaiser, von den Lodesanen, vielleicht auch vom Böhmenkönig und Heinrich von Oesterreich unterstützt, schlug die Mailänder in die Stadt zurück. Auf beiden Seiten waren schwere Verluste zu beklagen.

Inzwischen war auch die Umgegend Mailands schonungslos vom Feinde verwüstet worden. Die Böhmen brannten eine Anzahl von Burgen und Dörfer nieder; die schönen Weiber, welche sie fanden, schleppten sie in ihr Lager, mußten sie aber bald wieder freilassen, da sich Bischof Daniel der Unglücklichen annahm und erwirkte, daß sie unter sicherem Geleit nach Mailand gebracht wurden. Noch schlimmere Feinde, als die Böhmen, waren die Pavesen und Cremonesen. Mit barbarischer Wuth zerstörten sie die Weinberge, Feigen- und Olivenpflanzungen um die Stadt, und wer von den Mailändern in ihre Hand fiel, war die Beute eines grausamen Todes; die Mailänder rächten sich, indem sie unter gleichen Qualen die Leute von Pavia und Cre-

mona, die in ihre Hände fielen, dem Tode preisgaben. „So pflegten," sagt ein Zeitgenosse, „die Italiener sich zu behandeln"; der alte Hader der Lombarden hatte die Gemüther ganz verwildert. Was von den Burgen Mailands oder seiner Bundesgenossen in die Hand der Pavesen und Cremonesen fiel, wurde durch Feuer zerstört; so auch Monza und das wieder aufgebaute Lomello. Zu derselben Zeit verwüsteten einige deutsche Fürsten und Vasallen des Kaisers die den Mailändern unterworfene Martesana und die Grafschaft Seprio, plünderten dort alle Burgen und Dörfer und steckten sie in Brand. Nur wenige Orte im mailändischen Gebiet blieben in dieser Unglückszeit unversehrt.

Besonders verderblich für die Mailänder waren die verheerenden Züge, welche der Kaiser, bald mit kleiner, bald mit größerer Macht, rund um die Stadt unternahm. Auf diesen Zügen wurden die Felder der Mailänder verwüstet, ihre Obstgärten zerstört, die Häuser und Mühlen bei der Stadt niedergebrannt. Während sie bisher das Schlachtvieh auf der westlichen, von dem Feinde nicht besetzten Seite der Stadt hatten weiden können, nöthigte der Kaiser sie jetzt das Vieh in die Stadt zu treiben. Auch der Verkehr nach außen war Mailand so gut wie ganz abgeschnitten.

Durch die in der Stadt zusammengedrängten Massen der Menschen und des Viehs entstanden verderbliche Seuchen, welche die Augusthitze nährte. Schon begann man auch den Hunger zu fürchten. Voll Besorgniß sah man im kaiserlichen Lager gewaltige Mauerbrecher bauen, während nirgends eine Hoffnung auf Unterstützung sich zeigte. Die Muthlosigkeit nahm überhand, und bald bildeten sich Parteiungen zwischen denen, welche an Unterwerfung dachten, und Anderen, die lieber untergehen als sich ergeben wollten. Die Friedenspartei soll besonders bei dem Grafen Guido von Biandrate Unterstützung gefunden haben. Ein Mann hohen Ansehens beim Kaiser, dem er auch gegen Mailand gefolgt war, genoß er doch in der Stadt, welcher er früher namhafte Dienste geleistet hatte, großes Ansehen. In öffentlicher Versammlung soll er den Bürgern zum Frieden gerathen und sie zu Unterhandlungen mit den Belagerern bestimmt haben.

Es ist keine Frage, daß man auch im kaiserlichen Lager zum Frieden geneigt war. Man litt hier nicht weniger, als in der Stadt, von der Sommerhitze, dem Staube, dem Leichengeruch; Seuchen herrschten unter den Belagerern, wie unter den Belagerten. Anselm von Ravenna, jener fromme Heißsporn, der so lebhaft die Zerstörung Mailands verlangt

hatte, war vor den Mauern der Stadt am 12. August gestorben, und man sah seinen Tod als Strafe für seine vermessenen Wünsche an. Die Sehnsucht nach der Heimath erwachte wieder bei vielen der Fürsten, und wohl alle wünschten ein Ende dieser Mühen. Hat Guido von Biandrate wirklich für den Frieden in Mailand gewirkt, so geschah es wohl nicht im Widerspruch, sondern vielmehr nach dem Willen der deutschen Fürsten. Auch der Kaiser selbst wird dem Frieden nicht abgeneigt gewesen sein; denn unzweifelhaft sind es einige ihm besonders nahestehende Bischöfe gewesen, welche die ersten Friedensvermittelungen übernahmen. Der Patriarch Peregrin von Aquileja, die Bischöfe Eberhard von Bamberg und Daniel von Prag hatten mit angesehenen Mailändern eine Zusammenkunft und besprachen sich mit ihnen über die Möglichkeit eines Vertrags. Die Mailänder, gutem Rathe folgend, stellten ihre Sache gerade dem Manne anheim, von dem sie am meisten gelitten hatten, dem Böhmenkönige; sie versprachen sich auf Bedingungen zu ergeben und baten ihn die Gunst des Kaisers ihnen wiederzugewinnen. Als der Kaiser das Verlangen der Mailänder vernommen hatte, berief er die Fürsten und befragte sie um ihre Meinung. Die Fürsten waren hocherfreut über die Friedensaussichten und stellten die Bedingungen fest, unter denen sich Mailand unterwerfen mußte. Unfraglich war auch hier die Meinung des Böhmenkönigs maßgebend; neben ihm sollen besonders Herzog Heinrich von Oesterreich, Erzbischof Friedrich von Köln, Bischof Eberhard von Bamberg, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und der Kanzler Rainald das Friedensgeschäft gefördert haben.

Die Bedingungen, unter welchen die Mailänder die Gunst des Kaisers wiedergewinnen und dauernd behalten sollten, waren folgende:

1. Die Mailänder werden die Herstellung der Städte Como und Lodi nicht weiter hindern, sie fortan weder angreifen noch zerstören, keine Abgaben von ihnen erheben und sich nicht in ihre Angelegenheiten mischen, so daß diese Städte fortan der gleichen Freiheit wie Mailand genießen, abgesehen von dem kirchlichen Verhältniß zum Mailänder Erzbisthum.

2. Alle Mailänder vom 14. bis 70. Jahre werden dem Kaiser den Treueeid leisten und ihn gewissenhaft halten.

3. Sie werden eine kaiserliche Pfalz errichten nach der Bestimmung von Vertrauensmännern des Kaisers und sie gewissenhaft in gutem Stand erhalten.

4. Zur Sühne ihrer Vergehen zahlen sie dem Kaiser, der Kaiserin und dem kaiserlichen Hofe 9000 Mark Silber in drei Zielen; ein Drittheil innerhalb 30 Tagen nach Abschluß des Vertrags, das zweite bis zum 18. November, das dritte bis zum 13. Januar; die Zahlung kann in Silber, Gold oder vollwerthiger Münze erfolgen.

5. Um die getreue Erfüllung der vorstehenden Bedingungen zu sichern, stellen die Mailänder 300 Geiseln aus den Ständen der Capitane, Valvassoren und Popularen nach Auswahl des Erzbischofs von Mailand, des Grafen von Biandrate, des Markgrafen von Montferrat und dreier Consuln, die auf eine gewissenhafte Auswahl, wenn es der Kaiser verlangt, zu vereidigen sind. Die Geiseln bleiben in Italien; nur höchstens 50 können auf Wunsch des Böhmenkönigs oder anderer Fürsten, wenn es dem Kaiser genehm ist, über die Alpen gebracht werden. Diejenigen Personen, denen die in Italien verbleibenden Geiseln übergeben werden, schwören in Gegenwart der hierzu bestimmten Mailänder, daß sie, wenn die vorstehenden Bedingungen erfüllt sind, die Geiseln acht Tage nach der Zurückforderung frei geben werden. Drei deutsche Fürsten bekräftigen dasselbe mit Handschlag wegen der über die Alpen gebrachten Geiseln.

6. Die im Amte stehenden Consuln bleiben in demselben aus Vollmacht und mit Bewilligung des Kaisers bis zum 1. Februar nächsten Jahrs. In Zukunft werden die Consuln vom Volke erwählt und vom Kaiser bestätigt. Verweilt der Kaiser in der Lombardei, so begiebt sich die Hälfte der Erwählten, ist er außerhalb, zwei von ihnen an den Hof, um für sich und ihre Collegen dem Kaiser Treue zu schwören und das Consulamt von ihm zu empfangen; die Collegen haben dann den gleichen Eid vor der Bürgerschaft zu leisten. Wenn der Kaiser einen Gesandten nach Italien schickt, vertritt er auch hierin die Person des Kaisers.

7. Wenn kaiserliche Gesandte nach der Stadt kommen, residiren sie in der Pfalz und entscheiden alle an sie gebrachten Angelegenheiten im Namen des Reichs.

8. Ehe die Belagerung aufgehoben wird, müssen die Mailänder alle ihre Gefangenen dem Böhmenkönig ausliefern, der ihnen persönlich und durch angesehene Fürsten Sicherheit dafür bietet, daß er jene Gefangenen dem Kaiser erst dann übergeben wird, wenn dieser den Frieden zwischen Cremona, Pavia, Novara, Como, Lodi und Vercelli

einerseits und Mailand nebst seinen Verbündeten Tortona, Crema und Isola*) andererseits, unbeschadet der Ehre des Reichs und der aufrecht zu erhaltenen Freundschaftsbündnisse der Mailänder, hergestellt haben wird. Wenn ein solcher Friede nicht zu Stande kommen sollte, werden den Mailändern ihre früheren Gefangenen**) zurückgegeben werden und sie werden mit ihren Bundesfreunden deshalb die Gunst des Kaisers nicht verlieren.

9. Die Regalien als Münze, Markt, Straßen- und Hafenzoll, Grafschaften und Anderes der Art, giebt die mailändische Bürgerschaft auf und nimmt sie nicht weiter in Anspruch; wenn aber Jemand für seine Person sie behalten und dem Kaiser oder seinem Gesandten deshalb nicht zu Recht stehen will, werden die Mailänder dies an seiner Person und seinem Besitz nach Kräften rächen und die Regalien getreulich dem Kaiser zurückstellen.

10. Unter diesen Bedingungen wird der Kaiser die Mailänder wieder zu Gnaden annehmen, sie und ihre Freunde — die Cremasken gegen eine Buße von 120 Mark — öffentlich vor seinem ganzen Hofe von dem Banne lösen und ihnen alle Gefangenen, alte und neue, zurückgeben, sobald die Geiseln gestellt sind und sie ihre alten und neuen Gefangenen dem Böhmenkönig übergeben haben.

11. Am zweiten oder dritten Tage nach Stellung der Geiseln und der Gefangenen wird das Heer von der Stadt abziehen und der Kaiser dann die Mailänder und ihr Eigenthum gnädig behandeln.

12. Die Bürgerschaft Mailands wird die vorstehenden Bedingungen vollständig, ohne Arglist und Hintergedanken erfüllen, soweit es nicht durch ein gerechtfertigtes Hinderniß oder mit Zustimmung des Kaisers oder seines Gesandten oder seines Nachfolgers unterbleibt.

13. Zur Aufbringung der gedachten Geldsummen können die Mailänder nur diejenigen heranziehen, welche mit ihnen im Bundesverhältnisse gestanden haben, mit Ausnahme der Bürger von Como und Lodi und der Vasallen in der Grafschaft Seprio, die jüngst dem Kaiser Treue geschworen.

Am 7. September wurde der Vertrag geschlossen und gleich am folgen-

*) Isola war eine Stadt auf der Insel im Comersee.

**) Es sind die italienischen Gefangenen gemeint, welche die Mailänder in ihren Kämpfen mit den genannten Städten vor der Belagerung der Stadt gemacht hatten.

den Tage — man feierte Mariä Geburt — zur Ausführung geschritten. In die Hand des Böhmenkönigs gelangten zunächst die Geiseln und Gefangenen Mailands. Unter den Letzteren waren mehr als tausend Männer aus Pavia und anderen lombardischen Städten; Manche hatten bereits zehn Jahre im Kerker geschmachtet und boten den kläglichsten Anblick. Der König bewahrte sie im Kloster S. Dionisio, bis weiter über ihr Schicksal bestimmt war. Darauf folgte der feierliche Bußact der Mailänder vor dem Kaiser, der in seinem Lager vor der Porta Romana die Unterwerfung derselben annehmen wollte. Die Bischöfe Eberhard von Bamberg und Daniel von Prag begaben sich in die Stadt, um den Erzbischof Otbert einzuholen. Als sich unter Vortragung der Kreuze die Processión der Geistlichen aus der Stadt bewegte, füllte sie den weiten Raum vom Thore bis zu dem kaiserlichen Zelt, wo sie Friedrich auf dem Throne inmitten seines Hofes empfing; dem Klerus folgten die Consuln und angesehene Bürger der Stadt.

Von den genannten Bischöfen geleitet, erschien zuerst Erzbischof Otbert vor dem Kaiser, empfing den Friedenskuß und nahm, nachdem er die Milde des Siegers für die alte kaiserliche Stadt in Anspruch genommen hatte, seinen Platz unter den um den Kaiser sitzenden Erzbischöfen ein. Hierauf nahten sich die zwölf Consuln der Stadt, Schwerter am Halse tragend und barfuß, — diese Schmach war ihnen nicht erspart worden, obwohl sie mit großen Geldsummen sie hatten abkaufen wollen, — sie übergaben ihre nackten Schwerter dem Kaiser. Einer von ihnen, Obertus de Orto, nahm dann für Alle das Wort und sprach zum Kaiser: „Wir haben gefehlt, Unrecht gethan und bitten um Verzeihung; unsere Häupter, die wir eurer Macht und euren Schwertern darbieten, sind die aller Mailänder, und mit diesen unseren Schwertern werden alle Waffen Mailands in eurer Hand sein.“ Der Kaiser nahm den Einzelnen die Schwerter ab und übergab sie seinen Dienern. Hierauf ertheilte er den Consuln den Friedenskuß und sprach die Stadt und ihre Bundesgenossen vom Banne los. Kaum war so Mailand wieder zu Gnaden angenommen, so stellte der Kaiser auch den Frieden zwischen den lombardischen Städten her, so daß dann sogleich die gefangenen Lombarden freigegeben werden konnten. Ueberdies wurde den Städten, die sich so lange ingrimmig befehdet hatten, geboten fortan unverbrüchlich Frieden zu halten.

An die Herstellung des Friedens schloß sich die kirchliche Feier des

Tages. In dem kostbaren und weiten Zelte, welches der Kaiser von dem König von England zum Geschenk erhalten hatte, celebrirte Erzbischof Otbert die Messe nach dem Ambrosianischen Ritus. Friedrich, mit der kaiserlichen Krone geschmückt, setzte feierlich vor allen Fürsten auch dem Böhmenkönig ein kostbares Diadem auf, und Beide sah man dann in der Festprocession ihre Kronen tragen. Unendlicher Jubel des siegreichen Heeres umtönte die beiden mächtigen Herren, denen man die Demüthigung Mailands vor Allem zuschrieb. Nach der kirchlichen Feier kehrten die Mailänder in ihre Stadt zurück, die deutschen Fürsten und die italienischen Bundesgenossen des Kaisers zu ihren Zelten.

Mailand war wieder eine kaiserliche Stadt geworden, und von der Höhe des Doms, der alle Thürme der Lombardei überragte, wehte das kaiserliche Banner. Aber so sehr die Stadt den Schlag, der sie getroffen hatte, empfand, war doch große Freude, daß den unerträglichen Leiden der letzten Wochen ein Ziel gesetzt sei. Noch lebhaftere Freude war im kaiserlichen Lager; war die übermüthige Hauptstadt der Lombardei auch nicht vernichtet worden, wie man es beim Beginn der Belagerung beabsichtigt hatte, so konnte man sich doch des Sieges rühmen und an die Rückkehr in die Heimat denken. Einige der Seinen sandte der Kaiser in die Stadt, um den Treueschwur von der Mailänder Bürgerschaft zu empfangen; er selbst scheint die Stadt nicht betreten zu haben. Wohl schon am nächsten Tage zog das Heer von den Mauern ab, und die italienischen Hülfsvölker wurden großentheils sogleich entlassen. Mit dem übrigen Heere durchzog Friedrich das mailändische Gebiet, um hier die vergessenen Rechte des Reichs zur Geltung zu bringen.

Zunächst begab sich der Kaiser nach Bolgiano am Lambro, im Südosten von Mailand, wo er sich einige Tage aufhielt. Hier bestätigte er dem treuen Guido von Biandrate, der vom Bischof von Turin Ort, Burg und Hof Chieri zu Erblehen erhalten hatte, diese Besitzung und ertheilte zugleich ihm und seinen Nachkommen die dortigen Regalien zu Lehen. Von Bolgiano ging der Kaiser nach dem von den Pavesen eingeäscherten Monza. Dieser alten, mit einer Abtei verbundenen Reichspfalz, welche sich die Mailänder unterworfen hatten, gab er ihre Reichsunmittelbarkeit zurück und stellte sie auf eigene Kosten her. Abermals zeigte er sich hier in der Kaiserkrone und empfing die Huldigung von allen Rittern der Martesana und der Grafschaft Seprio, welche bis dahin in Abhängigkeit von Mailand gestanden, der Kaiser aber durch reiche

Geschenke gewonnen hatte; in diese Grafschaften setzte er den Grafen Gozwin von Heinsberg ein und ertheilte ihm die Investitur.

In Monza trennte sich der Kaiser auch von einem großen Theile des Heeres, welches ihm über die Alpen gefolgt war. Der Böhmenkönig war erkrankt und bat um Entlassung. Der Kaiser mußte sie ihm gewähren und belohnte den Fürsten, welcher im Kampf gegen Mailand das Beste geleistet, mit 1000 Mark aus dem mailändischen Bußgeld. Nur mit Mühe erwirkte er, daß Bischof Daniel — dieser war ebenfalls am Fieber erkrankt — zurückbleiben durfte; der Kaiser glaubte der Dienste des vielgewandten Prager Bischofs nicht entbehren zu können. Gleich in der Nacht nach seiner Entlassung brach Wladislaw mit seinem Heere auf; er schlug den Weg über Brescia ein und gelangte glücklich in die Heimath, wo man ihn, der die böhmischen Waffen in Italien zu solchen Ehren gebracht, jubelnd empfing. Um dieselbe Zeit brach auch Heinrich von Oesterreich und mit ihm die Ungarn zur Heimkehr auf, wie Erzbischof Arnold von Mainz, Herzog Berthold von Zähringen, viele Markgrafen, Grafen und Ritter. Manche fanden auf dem Heimwege den Tod; so starb Konrad II. von Dachau, Herzog von Croatien und Dalmatien, zu Bergamo, ein hochherziger und freigebiger Fürst, welcher das beste Andenken hinterließ. Die Gebeine Konrads wurden im Kloster Scheiern beigesetzt. Seine Güter, Lehen und Titel gingen auf seinen Sohn Konrad, einen Knaben von wenigen Jahren, über.

Nach längerem Aufenthalt zu Monza ging der Kaiser nach der Burg Trezzo. In diese für die Verbindungen zwischen Mailand und Bergamo wichtige Feste legte er eine starke deutsche Besatzung deutscher Ritter, deren Befehl er zwei tapferen Ministerialen Konrad Kolb und Rüdiger übergab*). Bald darauf verließ der Kaiser das mailändische Gebiet und ging nach Cremona, der Stadt, welche durch die Demüthigung Mailands am meisten gewonnen zu haben schien.

Hätte Friedrich bei seinem zweiten Zuge über die Alpen nur den Kampf gegen Mailand im Auge gehabt, so hätte auch er jetzt Italien ver-

*) Nach einer Nachricht waren es 100, nach einer anderen über 200 Ritter. Konrad Kolb erscheint als Reichsschenk urkundlich seit 1163, Rüdiger ist wahrscheinlich eine Person mit dem seit 1162 nachweisbaren Reichskämmerer dieses Namens.

lassen können. Aber seine Absichten reichten weit über dies Ziel hinaus. Nichts Geringeres beabsichtigte er, als den inneren Kriegen, welche seit Jahrzehnten Italien zerfleischten, dauernd ein Ende zu machen und die Königsmacht in dem Lande wieder zu voller Geltung zu bringen. Die Interessen des Reichs und der Italiener selbst würden sich hier, konnte er meinen, völlig decken, wenn auch die Freiheiten, welche die Städte nur zu ihrem Verderben erworben zu haben schienen, dabei gemindert werden müßten. Seine Absichten traten sofort klar genug zu Tage. Er ließ sich theils in Person, theils durch Abgesandte in den Städten den Treueeid erneuern und zur Bürgschaft für denselben nicht allein von den Bürgerschaften, die ihm feindlich begegnet, sondern auch von den ihm zugethanenen Städten Geiseln stellen; zugleich berief er einen großen Reichstag nach dem Roncalischen Felde auf das Fest des heiligen Martinus (11. November), wo er den allgemeinen Frieden sichern und die abgekommenen Reichsrechte nach Berathung mit rechtskundigen Männern herstellen wollte.

Wie wenig der Kaiser eine Beeinträchtigung des Reichs ruhig hinnahm, zeigte sich schon in den nächsten Tagen. Ein Veroneser, Turisindo mit Namen, hatte sich mit seinen Anhängern der Reichsburg Garda bemächtigt; der Aufforderung des Kaisers, sie auszuliefern, kamen sie nicht nach und wurden deshalb für Reichsfeinde erklärt. Da aber Turisindo in Verona viele Freunde hatte und der Kaiser der dortigen Bürgerschaft mißtraute, zog er um die Mitte des Oktober über Mantua mit dem ihm gebliebenen Heere in das Gebiet von Verona, setzte unterhalb der Stadt in einer Furt über die gerade wasserarme Etsch und ließ seine Ritter die Aecker verwüsten, die benachbarten Burgen plündern und einäschern. Die Furcht hielt Verona im Zaum; Niemand dachte dort mehr an Rebellion. Ob Turisindo Garda auslieferte, steht dahin*). Am 25. Oktober war der Kaiser noch im Gebiet von Verona; er stellte damals den Johannitern ein großes Privilegium aus, in welchem er ihre sämmtlichen Hospitäler in seinem Reiche in seinen besonderen Schutz nahm und allen Angehörigen des Ordens Freiheit von Steuern, Zöllen und Diensten, unbeschadet der

*) Im Jahre 1162 war Turisindo im Besitz Gardas, welches er erst 1163 dem Kaiser übergab. Der Kaiser belehnte dann mit der Burg und Grafschaft Otto von Wittelsbach, der aber 1167 beides dem Kaiser zurückgab. Der Bischof Albert von Trient wurde darauf mit Garda belehnt.

Rechte des Reichs, gewährte. Bei dem Kaiser waren der Erzbischof Friedrich von Köln, der Patriarch Peregrin von Aquileja, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Prag, Eichstädt, Verden, Pfalzgraf Konrad bei Rhein, Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Heinrich von Kärnthen, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern Friedrich und Otto, Graf Berthold von Andechs, die Markgrafen Dietrich von der Lausitz, Berthold von Vohburg und Hermann von Verona, die Grafen Emicho von Leiningen, Berengar von Sulzbach, Dietrich von Werben, Albert von Tirol, Friedrich von Hohenburg, Widukind von Schwalenberg, Rudolf von Bregenz und andere angesehene Herren — ein stattliches Heer stand immer noch dem Kaiser zur Seite.

Inzwischen hatten die Städte der Lombardei und der Romagna theils bereits den Treueeid erneuert und Geiseln gestellt, theils thaten sie es in den nächsten Tagen. Nach Ferrara war Otto von Wittelsbach gekommen, um Eid und Geiseln zu fordern. Die Stadt galt in ihrer Lage zwischen zwei Armen des Po und tiefen Sümpfen für uneinnehmbar, sie sah stolz auf die Nachbarn herab und glaubte auch gegen einen Kaiser etwas wagen zu dürfen. Um so mehr war man erstaunt, als Otto bei dem niedrigen Wasserstand auch ohne Fahrzeuge über den Fluß ging und unerwartet in der Stadt erschien; es war als ob eine höhere Macht selbst den Deutschen die Wege zu ebnen schien. Ohne Schwierigkeiten vollführte der Pfalzgraf seinen Auftrag und kehrte mit 40 Geiseln Ferraras zum Kaiser zurück. In ähnlicher Weise, wie Otto in Ferrara, war Bischof Daniel in Brescia, Mantua, Verona, Cremona, Pavia, Parma, Piacenza, Reggio, Modena und Bologna, andere Gesandte in anderen Städten thätig; ernstliche Schwierigkeiten scheinen sie nirgends gefunden zu haben.

Der Kaiser hatte sich nach dem Zuge gegen Verona in die Gegenden am Po begeben und dann diesen Fluß überschritten. Ihn beschäftigten Anordnungen wegen des Mathildischen Hausguts, welches er Welf verliehen hatte; doch hatte sich dieser nur einmal flüchtig in diesen Gegenden gezeigt, und die Verwaltung des reichen Fürstenthums war verwahrlost. Um so mehr lag es im Interesse des Kaisers, hier seine Rechte gegenüber den Ansprüchen der römischen Kirche zu wahren. Während er mit diesen Anordnungen beschäftigt war, säuberte er auch sein Heer von verderblichen Elementen, die sich in dasselbe eingeschlichen hatten; er ließ einen großen Schwarm von liederlichem Gesindel und

Dirnen aus seinem Lager entfernen. Wenn er als der große Richter Italiens auftreten wollte, konnte er verworfenes Volk nicht in seiner Nähe dulden.

Am 11. November erschien der Kaiser in dem Gebiet von Piacenza und schlug sein Lager auf dem Roncalischen Felde auf. Der angekündigte Reichstag sollte eröffnet werden, und auf ihm hoffte er eine neue Friedensepoche für das zerrissene Italien herbeizuführen, zugleich aber der königlichen Macht in der Halbinsel die festesten Grundlagen zu geben. Mit der Vollgewalt über Italien glaubte er dann auch dem Kaiserthum leicht die alte Bedeutung wiedergewinnen zu können. Die Erfolge Friedrichs hielten seine Widersacher in Furcht und Schrecken, steigerten die Begeisterung seiner Anhänger. Die Saat schien reif, geschnitten zu werden, und eine reich gesegnete Ernte ließ sich erwarten.

6.

Die Roncalischen Beschlüsse und ihre Wirkungen.

Der Roncalische Reichstag.

Eine überaus stattliche Versammlung italienischer Großen fand der Kaiser auf dem Roncalischen Felde. Auf der linken Seite des Po unterhalb Piacenza lagerten die Nordlombarden. Auf der anderen Seite breitete sich weithin das Lager der Südlombarden und der Herren aus, die aus anderen Theilen Italiens erschienen waren; inmitten desselben wurde auch das prachtvolle kaiserliche Zelt aufgeschlagen, welches rings die Zelte der deutschen Fürsten umgaben. Eine eilig hergestellte Brücke über den Po verband die beiden Lager.

Von den geistlichen Fürsten Deutschlands hatten den Kaiser nach Roncalia begleitet der Erzbischof Friedrich von Köln, die Bischöfe Eberhard von Bamberg, Hermann von Verden, Gebhard von Würzburg, Konrad von Augsburg und Konrad von Eichstädt, zu ihnen kam der kluge Bischof Daniel von Prag. Die weltlichen deutschen Großen im Gefolge des Kaisers sind uns nicht sämmtlich bekannt, aber unzweifelhaft befanden sich der junge Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Konrad,

Herzog Heinrich von Kärnthen, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern, Markgraf Dietrich von der Lausitz und Markgraf Hermann von Verona an seiner Seite. Sehr zahlreich war der italienische Episcopat vertreten. Außer dem Patriarchen von Aquileja und dem Erzbischof von Mailand werden ausdrücklich als anwesend erwähnt die Bischöfe von Turin, Alba, Ivrea, Asti, Novara, Vercelli, Tortona, Pavia, Como, Lodi, Cremona, Piacenza, Reggio, Modena, Mantua, Bologna, Verona, Brescia und Concordia; auch der Papst hatte in dem Cardinaldiakon Guido von Crema einen Gesandten geschickt. An die geistlichen Herren schlossen sich die Herzoge, Markgrafen und Grafen aus den Gegenden auf beiden Seiten des Po, dann Consuln, Richter und Gesandte aus allen Theilen des norditalischen Landes. Auch die vier großen Rechtslehrer Bulgarus, Martinus, Jacobus und Hugo, welche damals der Schule von Bologna einen Weltruf gaben, stellten sich auf besondere Einladung des Kaisers ein.

Sehr bezeichnend ist, daß Friedrich zunächst mit den Bischöfen über die Zukunft Italiens zu Rathe ging. Es konnte ihm weder unbekannt sein, daß die früheren Kaiser besonders durch die Bischöfe Italien regiert hatten, noch auch, daß die Bischöfe vielfach über die Hoheitsrechte mit den Communen in Streit lagen. Drei Tage berieth der Kaiser mit den Bischöfen unter Zuziehung nur weniger vertrauter weltlicher Fürsten, wie die Verhältnisse des Landes so geordnet werden könnten, daß die Kirche sich der Ruhe erfreuen und die Macht des Reiches gesichert würde. Der Kaiser scheint die Bischöfe ganz für seine Ansichten gewonnen zu haben.

Am Tage nach dem Schluß dieser Berathungen hielt Friedrich die erste allgemeine Sitzung des Reichstags. Durch einen Dolmetscher eröffnete er den Italienern: nach seinem Siege werde er nicht dulden, daß Jemand ferner die Macht des Reichs an sich reiße und die Autorität desselben antaste; aber nicht eine Gewaltherrschaft wolle er führen, sondern nach Gesetzen regieren; nachdem er den inneren Kriegen Italiens ein Ende gemacht, sei sein Bestreben, überall das Gesetz in Wirksamkeit zu setzen; das bürgerliche Recht sei durch seine Fürsorge bereits wieder zur Geltung gebracht, nun aber hätten die Anwesenden dazu mitzuwirken, daß auch die in Vergessenheit gerathenen Reichsrechte wieder an das Licht gezogen würden. Die Worte des Kaisers wurden mit dem größten Jubel aufgenommen. Alle wetteiferten ihm

ihre Ergebenheit an den Tag zu legen; in längerer Rede pries namentlich der Erzbischof von Mailand das Glück Italiens und erklärte dem Kaiser, daß ihm allein die gesetzgebende Gewalt zustehe; schon war es nicht ungewöhnlich, eine solche Folgerung aus Sätzen des Justinianischen Rechts zu ziehen.*) Bis zum Abend wurde man nicht müde den Kaiser zu verherrlichen; die Dichter stimmten ihre Leier und sangen das Lob des großen Friedefürsten.

Der Kaiser verschob die Berathung neuer Gesetze auf den Schluß des Reichstags und widmete sich zunächst nach der Sitte den richterlichen Geschäften. Nach der in Italien herrschenden Sitte erschienen die Kläger, Kreuze auf dem Rücken schleppend, vor den kaiserlichen Thron, und endlos war die Schaar solcher Kreuzträger. Spöttelnd sprach der Kaiser seine Verwunderung aus, daß gerade die Italiener, die sich doch der Rechtswissenschaft besonders berühmten, so viele Gesetzübertretungen sich erlaubten; wie eifrige Freunde des Rechtes sie seien, zeige sich an diesen Massen, die nach Gerechtigkeit hungerten und dürsteten. Aber dieser Durst sollte gestillt werden. Ragewin, der selbst auf dem Reichstage zugegen war, kann nicht genug rühmen, wie der Kaiser trotz der Unzahl von Klagen, die von vornehmen und niederen Leuten an ihn gebracht wurden, sie doch durch eine kluge Vertheilung der Geschäfte sämmtlich zu erledigen wußte; er bediente sich dabei des Raths der vier großen Doctoren Bolognas und anderer rechtskundiger Männer. Vornehmlich erwies sich zur schnelleren Erledigung der Klagen förderlich, daß er für alle Klagen, die aus demselben Stadtsprengel kamen, dieselben Richter bestellte, aber solche, die einem anderen Sprengel angehörten, damit sie um so unparteiischer das Urtheil fällten. Wir kennen nur wenige der Streitsachen, aber gerade solche, welche auch ein politisches Interesse darboten.

Ueber die geistliche und weltliche Jurisdiction in Burg und Ort Gambara**) war schon seit längerer Zeit zwischen dem Bischof von Brescia und dem Kloster Leno Streit. Die Sache war bereits vor den Papst gebracht worden, welcher die geistliche Jurisdiction dem

*) Besonders bezog man sich auf Instit. I. 2, 6: Quod principi placuit, legis habet vigorem, cum populus ei et in eum omne suum imperium et potestatem concesserit.

**) Gambara war, wie das Kloster Leno, kurz zuvor von den Böhmen zerstört worden, also damals wohl nur ein Trümmerhaufen.

Bischof zugesprochen, über die weltliche aber Nichts entschieden hatte. Da der Bischof trotzdem in Gambara Nachtquartier gehalten hatte, wurde er von dem Kaiser verklagt, und dieser übertrug die Entscheidung der Sache dem Bischof Eberhard von Bamberg und dem Kanzler Rainald. Das Hoheitsrecht des Bischofs über Gambara wurde anerkannt, aber er entsagte desselben zu Gunsten des Kaisers.

Mit den schwersten Anklagen traten die Cremonesen gegen die Stadt Piacenza hervor. Alte Feindschaft bestand zwischen den beiden Bürgerschaften, und als angesehene Männer von Cremona mit dem Kaiser nach dem Roncalischen Felde zogen, war ihnen die Ritterschaft von Piacenza entgegengetreten und hatte sie zum Kampfe herausgefordert. Es war zu einem blutigen Strauße gekommen; auf beiden Seiten hatte es Todte, Verwundete, Gefangene gegeben. Cremona drang wegen dieses Friedensbruchs, welcher nicht nur die Stadt, sondern auch die Majestät des Kaisers verletzt habe, auf strenge Strafe. Piacenza stellte jede Beleidigung des Kaisers in Abrede; die Stadt habe nur gegen ihre erbittertsten Feinde, welche oft in ihrem Gebiete geplündert und gebrannt hätten, nach Gebühr die Waffen gebraucht. Wie sehr der Kaiser auch im Herzen auf Seite Cremonas stand, er hielt doch eine weitere Untersuchung für nothwendig und vertagte die Entscheidung. Aehnlich erging es mit den Klagen, welche Cremona über das benachbarte Crema erhob. Einst von ihm abhängig, hatte diese kleine Stadt, jetzt im Bunde mit Mailand, Cremona den lästigsten Widerstand bereitet. In den Befestigungen und den Wasserableitungen Cremas sahen die Cremonesen eine starke Schädigung ihrer Rechte und verlangten von dem Kaiser durchgreifende Maßregeln, ohne jedoch sogleich einen Spruch zu erwirken.

Gegen Mailand trat der Kaiser selbst als Kläger auf; er forderte Monza, welches die Mailänder an sich gerissen hatten, als Reichsgut zurück, und die bestellten Richter entschieden zu seinen Gunsten.

Am 23. November hielt der Kaiser eine Sitzung des Reichstages bei der Kirche des heiligen Petrus zu Cotrebbia*). Hier trat man zuerst über die Gesetze in Berathung, welche der Kaiser in Aussicht genommen hatte. Vor Allem kam es ihm darauf an, die alten königlichen Rechte in Italien wieder nach ihrem ganzen Umfange zur Geltung

*) An der Mündung der Trebbia in den Po, unweit von Piacenza.

zu bringen. Hierzu schien eine genaue Zusammenstellung aller der Rechte nöthig, welche in Italien als Regalien zu betrachten waren. Eine solche Zusammenstellung verlangte der Kaiser von den Doctoren Bolognas, aber sie erklärten, dieselbe ohne Berathung mit Richtern aus allen lombardischen Städten, die auf dem Reichstage vertreten, nicht herstellen zu können. Der Kaiser wählte darauf aus jeder Stadt zwei Richter und befahl ihnen mit den Doctoren Alles, was zu den Regalien gehöre, zu ermitteln und dann bei dem ihm geschworenen Eide wahrheitsgemäß nach bestem Wissen die Regalien aufzuzeichnen und öffentlich bekannt zu geben. Es waren 28 Richter, die dann sogleich mit den Doctoren in Berathung traten und ein schriftliches Verzeichniß der Regalien zu Stande brachten. Mit demselben kehrten sie zum Kaiser zurück und verkündeten vor ihm, allen Fürsten und den Consuln der lombardischen Städte alle die Rechte, die nach ihren Ermittelungen zu den Regalien gehörten.

Das Verzeichniß ist uns erhalten und in demselben werden als Regalien bezeichnet: die Arimanien*), die öffentlichen Straßen, die schiffbaren Ströme und ihre Zuflüsse, die Häfen, die Ufer- und Marktzölle, die Münzen, die Strafgelder, die herrenlosen Güter, die Strafälligen abgesprochenen Güter, wenn sie nicht ausdrücklich ihnen wieder bewilligt waren, die Güter derer, die verbotene Ehen geschlossen hatten, wie der Verbrecher und Proscribirten**), die Stellung von Pferden, Wagen und Schiffen und die außerordentliche Steuer bei Kriegsfahrten des Königs, das Recht die Magistrate für die Rechtspflege einzusetzen, die Silberbergwerke und die in den Städten bestehenden Pfalzen, die Einkünfte der Fischerei und der Salinen, die Güter der Majestätsverbrecher, die Hälfte eines jeden Schatzes, der zufällig auf königlichem oder geistlichem Grunde gefunden, und des ganzen Schatzes, wenn gefliſſentlich nach ihm gegraben war.

Mit Unrecht hat man behauptet, daß die Doctoren Bolognas die Regalien aus den Bestimmungen des römischen Rechts abgeleitet hätten, wenn sich auch in der Formulirung ein gewisser Einfluß des Justinianischen Gesetzbuchs nicht verkennen läßt. Es unterliegt vielmehr

*) Leistungen an die öffentliche Gewalt von Gütern, die ursprünglich Arimanen (freien Langobarden) gehört hatten.

**) Man berief sich hierbei ausdrücklich auf die Novellen des Justinian (12. c. 2).

keinem Zweifel, daß die bezeichneten Rechte sämmtlich von den langobardischen Königen, später von den Karolingern Italiens und den deutschen Herrschern als Regalien angesehen waren. Aber nicht minder gewiß ist, daß diese Regalien zum großen Theil nicht mehr als solche in Betracht kamen. Viele dieser Gerechtsame waren von den Ottonen und ihren Nachfolgern durch Privilegien den Bischöfen überlassen und dann bald mit Güte, bald mit Gewalt von den Communen oder Anderen gewonnen worden. Wenige konnten sich durch kaiserliche Privilegien über die erworbenen Rechte ausweisen; häufig waren auch dieselben ohne Einwilligung der Kaiser in die zweite oder dritte Hand gekommen.

Ausdrücklich erkannten jetzt die Italiener an, daß die bezeichneten Rechte dem Kaiser zuständen. Unter Vortritt des Erzbischofs von Mailand und der mailändischen Consuln — Mailand hatte schon bei seiner Unterwerfung im Allgemeinen auf die Regalien verzichtet — entsagten feierlichst alle anwesenden Bischöfe, Herzoge, Markgrafen, Grafen, die übrigen Herren Italiens, wie die Consuln aller lombardischen Städte den Regalien und gelobten nach dem Willen des Kaisers, daß sie die königlichen Rechte nicht ferner in Anspruch nehmen würden. Nachdem so die Regalien sämmtlich dem Kaiser zurückgegeben waren, erklärte er sich bereit, sie Allen, die urkundlich nachweisen könnten, daß sie durch königliche Vergabung in den Besitz gelangt seien, für immer überlassen zu wollen. Diese Erklärung mußte besonders den Bischöfen zu Gute kommen, da viele von ihnen durch königliche Privilegien erweisen konnten, daß sie rechtlich den Besitz von Regalien erworben hatten. Aber dennoch blieben dem Kaiser noch so viele nutzbare Rechte, daß dem Fiscus aus ihnen in der nächsten Zeit eine regelmäßige Mehreinnahme von jährlich etwa 30,000 Pfunden erwuchs.

Nachdem die wichtige Regalienfrage nach den Wünschen des Kaisers entschieden war, richtete er auch für Italien einen allgemeinen Landfrieden auf, wie er es früher für die deutschen Länder gethan hatte. Die wichtige, auf diesen Frieden sich beziehende Constitution ist erhalten und gehört zu den merkwürdigsten Denkmälern jener Zeit.

Die Einleitung verkündet den Willen des Kaisers, daß fortan ein wahrer und dauernder Friede in seinem ganzen Reiche herrschen und unverbrüchlich gehalten werden solle. Es wird deshalb befohlen, daß die Herzoge, Markgrafen, Grafen, Capitane, die Valvasoren, die Obrig-

keiten aller Orte, wie auch die angesehenen Männer und die niederen Standes überall vom 18. bis 70. Jahre eidlich geloben den Frieden zu halten und die Ortsobrigkeit bei Aufrechthaltung desselben zu unterstützen; dieser Eid soll alle fünf Jahre erneuert werden. Wenn Jemand gegen einen Anderen einen Rechtsanspruch zu haben meint, so soll er ihn vor seiner richterlichen Behörde geltend machen, aber nicht zur Selbsthülfe schreiten. Wenn aber der Friede durch solche verletzt wird, so soll eine Stadt den Bruch mit 100 Pfund Gold der kaiserlichen Kammer büßen, eine Burg mit 20 Pfund, Herzoge, Markgrafen und Grafen mit 50 Pfund, die Capitane und die größeren Valvasoren mit 20 Pfund, kleinere Valvasoren und andere Personen mit 3 Pfund; überdies hat Jeder die gesetzliche Entschädigung den Beschädigten zu leisten. Beleidigungen und Diebstahl, ebenso Todtschlag, Verstümmelung und andere Vergehen werden nach den bestehenden Gesetzen gestraft.

Die Richter, die Ortsvorsteher und alle Obrigkeiten, die vom Kaiser selbst oder nach seiner Bestimmung eingesetzt oder bestätigt sind, sollen, wenn sie die Rechtspflege vernachlässigen und den Friedensbruch gesetzlich zu strafen verabsäumen, den Schaden oder die Unbill den Beschädigten ersetzen und überdies dem kaiserlichen Fiscus eine Strafe zahlen; der höhere Richter 10 Pfund Gold, der niedere 3 Pfund. Wer diese Strafe nicht zahlen kann, hat körperliche Haft und Ruthenschläge zu leiden und fünf Jahre lang fünfzig italienische Meilen fern von seinem Heimatsorte zu leben. Eidgenossenschaften dürfen weder in den Städten noch außerhalb derselben zwischen verschiedenen Städten oder einzelnen Personen oder zwischen Städten und einzelnen Personen geschlossen werden und die bereits geschlossenen werden aufgelöst, jeder Verschworene ist zu einer Strafe von einem Pfund Gold zu verurtheilen.

Die Bischöfe haben alle Uebertreter der Constitution mit kirchlichen Strafen anzuhalten, daß sie Genugthuung leisten. Alle, welche Friedbrecher aufnehmen und die von ihnen Beute kaufen, sind in derselben Weise, wie die Friedbrecher selbst, zu bestrafen. Die Güter aller derer, welche den Frieden nicht beschwören oder halten wollen und die Bestimmungen des Friedens nicht beobachten, sollen eingezogen und ihre Häuser zerstört werden.

Diesen Strafsatzungen fügt die Constitution noch einige allgemeinere Bestimmungen hinzu, durch welche theils herrschende Mißbräuche beseitigt, theils unter den Juristen Bolognas streitige Rechts-

sätze entschieden werden sollten. Der Kaiser verordnete, daß die ungesetzlichen Abgaben, wie sie seit längerer Zeit besonders vom Kirchengut erhoben wurden, fortan in den Städten und Burgen nicht mehr eingetrieben und, wenn es geschähe, dies mit dem Doppelten der erhobenen Summen gestraft werden sollte, daß ferner freiwillig geleistete Eide von Unmündigen, die über ihr Vermögen getroffenen Bestimmungen nicht anfechten zu wollen, vollgültig, dagegen mit Gewalt oder durch Furcht erpreßte Eide, selbst von Großjährigen, um sie an der rechtlichen Verfolgung begangener Frevel zu hindern, ohne Geltung seien, endlich daß bei Verkauf eines Allods Niemand Bann und Gericht des Kaisers mit veräußern dürfe und, wenn es geschähe, dies keine Gültigkeit besitze*).

Die Bestimmungen dieser Constitution erregten in Italien großes Befremden, da Geldbußen an den Fiscus für Friedensbruch nicht gebräuchlich waren und überhaupt ähnliche Satzungen dort nie, wie in Deutschland, Geltung gewonnen hatten. Es war vorauszusehen, wie es denn auch bald geschah, daß sich mit den Buchstaben des Gesetzes allein die Ruhe Italiens nicht sichern ließe. Deshalb ließ der Kaiser die anwesenden Italiener nicht allein sogleich den Frieden beschwören, sondern auch von ihnen zahlreiche Geiseln stellen, und zwar ohne Unterschied, ob sie früher gegen oder für den Kaiser gefochten hatten. Der Kaiser verlangte Geiseln ebenso von Cremona und Pavia, wie von Mailand und Piacenza.

Schließlich erneuerte der Kaiser das im Jahre 1154 erlassene Lehnsgesetz**) und erweiterte es durch einige neue Bestimmungen, um der Unsicherheit in den lehnsrechtlichen Verhältnissen Italiens zu steuern. Er verordnete deshalb im Wesentlichen Folgendes: 1) Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften dürfen nicht getheilt werden, doch kann jedes andere Lehen bei Einverständniß der Betheiligten zur Theilung kommen; alle, welche Theile eines Lehens so erhalten, haben

*) Die Bestimmung des Kaisers über die Eide der Minderjährigen ist in den Justinianischen Codex übergegangen (Authentica Sacramenta puberum). Da nach einer alten Ueberlieferung der Bologneser Juristen diese Bestimmung auf der Insel des Reno bei Bologna erlassen sein soll, ist dies wahrscheinlich schon Pfingsten 1155 geschehen, und das damals erlassene Gesetz nur wieder in die Roncalische Constitution aufgenommen worden.

**) Vergl. oben S. 42. 43.

entweder vor oder nach der Theilung den Lehnseid zu leisten; aber so, daß der Vasall für ein Lehen nicht mehreren Herren verpflichtet werden kann, auch darf der Herr nicht ohne Einwilligung der Vasallen das Lehen einem anderen übertragen. 2) Wenn der Sohn eines Vasallen dessen Lehnsherrn beleidigt hat, so soll der Vater entweder seinen Sohn dem Herrn, um ihm Genugthuung zu leisten, vorführen oder ihn von sich entfernen, im Unterlassungsfalle aber sein Lehen verlieren; will der Vater den Sohn zur Genugthuung stellen und dieser weigert sich, so wird er nach dem Tode des Vaters nicht eher in dem Lehen folgen, als bis er dem Herrn die gebührende Genugthuung geleistet hat; diese Bestimmungen gelten zugleich für alle anderen Familienglieder eines Vasallen. 3) Wenn ein Aftervasall den Lehnsherrn seines Lehnsherrn beleidigt, so soll er, wenn er es nicht im Dienste eines anderen Lehnsherrn, dem er schon früher verpflichtet war, gethan hat, sein Lehen verlieren und dieses an den zurückfallen, von dem er es erhalten hat, es sei denn, daß er dem Beleidigten Genugthuung leistet; hält der Herr des Aftervasallen nicht denselben zur Genugthuung an, so geht auch er des Lehens verlustig. 4) Wenn über ein Lehen zwischen zwei Vasallen ein Streit entsteht, so hat der Lehnsherr derselben die Entscheidung; entspinnt sich ein Streit zwischen einem Lehnsherrn und seinem Vasallen, so wird er durch einen Lehnshof ihm standesgleicher Vasallen entschieden. 5) In jedem Lehnseid muß die Treue gegen den Kaiser ausdrücklich vorbehalten werden.

Diese Edicte befahl der Kaiser den Gesetzen seiner Vorgänger hinzuzufügen, wie er auch das Privilegium, welches er damals den fremden Scholaren von Bologna*) gab, unter die kaiserlichen Constitutionen des Justinianischen Codex aufzunehmen gebot. Indem der Kaiser ein rühmliches Zeugniß den Scholaren ausstellt, welche aus Liebe zu den Wissenschaften ihre Heimat verließen und sich den Gefahren des Wanderlebens unterzögen, verbürgt er ihnen und ihren Boten sichere Reise, wie sicheren Aufenthalt an dem Studienort. Er verbietet sie

*) Unter den Scholaren sind auch die Professoren einbegriffen, wie ausdrücklich hervorgehoben wird. Bologna ist in dem Privilegium nicht besonders genannt, aber aus dem ganzen Inhalt geht hervor, daß nur die dortige Rechtsschule gemeint sein kann. Das Privilegium erneuerte zum Theil wohl nur schon früher ertheilte Vergünstigungen (vergl. oben S. 52), fügte aber die Bestimmungen über den Schadenersatz und die Jurisdiction hinzu.

für Schulden ihrer Landsleute haftbar zu machen. Jeder ihnen zugefügte Schaden soll von den Thätern und den Ortsoberen, die ihre Pflichten versäumen, vierfach ersetzt werden und die Letzteren überdies ihre Stellung verlieren. Alle Klagen gegen Scholaren müssen fortan entweder vor dem Lehrer derselben oder dem Bischof, denen die Jurisdiction über die Studirenden übertragen ist, angebracht werden, und sind sonst, so gerecht sie an sich sein mögen, völlig hinfällig. Dieses Privilegium, der älteste kaiserliche Schutzbrief für eine Universität, ist immer in Bologna als das Palladium der akademischen Freiheit in hohen Ehren gehalten worden.

Die Roncalischen Gesetze sind schon deshalb von Bedeutung, weil sich in ihnen unverkennbar das Streben des Kaisers zeigt, dem geschriebenen Rechte wieder die Geltung zu gewinnen, welche es seit langer Zeit eingebüßt hatte: wie kein Anderer war er der Mann, Italiens Hunger nach neuen Gesetzen zu stillen. Aber indem er als der große Gesetzgeber des Landes hervortrat, legte er zugleich an den Tag, daß er die königlichen Rechte im weitesten Umfange in Anspruch nähme. Die Roncalischen Gesetze schlossen eine vollständige Umgestaltung aller Verhältnisse Italiens in sich, und es schien nur einer energischen Durchführung derselben zu bedürfen, um der Herrschaft des Kaisers hier die festesten Grundlagen zu geben. Wie ernstlich er die Rechte, welche ihm der Reichstag verliehen hatte, zu voller Geltung zu bringen gedachte, zeigte schon die nächste Folge, und fast zwei Jahrzehnte hat er in diesem Bestreben nicht nachgelassen.

Noch zu Roncalia befragte Friedrich die Mailänder, in welcher Weise er die Städte Italiens am besten in der Treue erhalten könne. Sie gaben ihm den Rath, in denselben getreue Männer entweder als Consuln oder Podestàs durch Gesandte einsetzen zu lassen. Solche Podestàs, auch Rectoren genannt, waren in der letzten Zeit mehrfach in den Städten der Romagna und den angrenzenden Gebieten aufgestellt worden — wir begegnen ihnen zu Bologna, Imola, Faenza, Reggio, Modena — um den inneren Streitigkeiten der Bürgerschaften ein Ziel zu setzen. Der Podestà war meist ein fremder Herr, der mit einer dictatorischen Gewalt zur Unterdrückung der verderblichen Parteiungen bekleidet wurde; seine Stellung wurde übrigens nur als eine durch ungewöhnliche Zustände bedingte, deshalb vorübergehende angesehen. Die Einsetzung der Magistrate, ob ordentliche oder außer-

ordentliche, war bereits durch die Beschlüsse des Reichstags Friedrich eingeräumt worden; der Rath der Mailänder, dabei besonders getreue Männer in das Auge zu fassen, war nicht sehr tiefsinnig und wird auch dem Kaiser nicht neu gewesen sein. Aber es war ihm von Werth, daß gerade die Mailänder diesen Rath ertheilten, und er unterließ deshalb nicht ihre Erklärung ausdrücklich zu billigen und in treuem Gedächtniß zu behalten.

Noch am 25. November stellte der Kaiser eine Urkunde auf dem Roncalischen Felde aus. Am 29. November war er bereits zu Gragnano, westlich von Piacenza, und einige Tage später zu Voghera, wo er den Lodesanen ein Privilegium ausstellte; an dem Aufbau ihrer Stadt und der Herstellung ihrer Befestigungen nahm er unausgesetzt den lebhaftesten Antheil. Von Voghera begab er sich nach Busco, dem Hauptort der gleichnamigen, sich auf beiden Seiten des Tanaro ausbreitenden Markgrafschaft.

In der nächsten Zeit traf ihn ein schwerer Verlust. Am 15. December starb zu Pavia der Erzbischof Friedrich von Köln in Folge eines Sturzes mit dem Pferde; die Eingeweide wurden in Pavia beigesetzt, die Gebeine nach Köln geschafft. Der Verstorbene, ein vornehmer und gebildeter Mann, hatte dem Kaiser wichtige Dienste geleistet und hinterließ auch in seinem Erzstift wegen seiner Güte und Milde ein gutes Andenken. Zu seinem Nachfolger wünschte der Kaiser den Kanzler Rainald gewählt zu sehen; Niemand schien ihm würdiger unter die ersten Fürsten des Reichs erhoben zu werden, als dieser Mann, dessen Umsicht, Geschicklichkeit und Treue er so vielfach erprobt hatte. Friedrich verwandte sich für die Wahl des Kanzlers selbst bei den Kölner Domherren, und seine Bemühungen wurden von Erfolg gekrönt.

Widerstand gegen die Roncalischen Beschlüsse.

Mit allem Eifer betrieb der Kaiser die Ausführung der Roncalischen Beschlüsse, aber er stieß dabei, wie kaum anders zu erwarten war, auf mannigfachen Widerstand.

Zunächst gerieth Friedrich mit Genua in Streitigkeiten. Gleich nach dem Roncalischen Tage hatte er den Bischof Konrad von Eichstädt und den Grafen Emicho von Leiningen abgesendet, um auf den Inseln Corsica und Sardinien, von denen Welf den leeren Fürstentitel trug,

dem Reiche huldigen zu lassen; Pisa und Genua sollten den kaiserlichen Gesandten das Geleit nach den Inseln geben. Aber beide Städte, für ihre eigene Machtstellung und ihre Einkünfte dort besorgt, verweigerten das Geleit, und die Gesandten konnten ihre Aufträge nicht ausführen. Der Kaiser zürnte deshalb den mächtigen Seestädten, und besonders Genua, welches auch sonst sein Mißtrauen erregt hatte.

Wiederholt hatte Friedrich die Genuesen aufgefordert ihm Gesandte zu schicken, aber lange ohne Erfolg. Als solche endlich vor ihm erschienen, verlangte er von ihnen, daß ihre Mitbürger ihm Treue schwören, Geiseln stellen und die Regalien überlassen sollten, gleich wie die anderen Städte Italiens. Die Gesandten billigten das Verfahren des Kaisers gegen die anderen Städte, behaupteten aber, daß Genua nicht zu gleichen Leistungen verbunden sei. Die Stadt, erklärten sie, sei dem Kaiser nur zur Treue und zur Vertheidigung des Reichs gegen die Ungläubigen verpflichtet; diese Verpflichtungen hätte sie vollständig erfüllt, indem sie die Christenheit von Barcelona bis Rom, was das Reich nur mit einem Aufwande von jährlich 10,000 Mark Silber hätte leisten können, geschützt und gesichert habe. Um so weniger, meinten sie, könnten von den Bürgern Genuas anderweitige Dienste oder Abgaben verlangt werden, als sie vom Boden des Reichs nicht so viel besäßen, um davon leben zu können; außerhalb desselben müßten sie sich gewinnen, was sie zu ihrem Unterhalte und dem Dienste des Reichs bedürften; auch nöthige sie ihr auswärtiger Handel zu Steuern an fremde Mächte. So begründet diese Erklärungen erscheinen konnten, der Kaiser legte auf sie kein Gewicht und bestand auf seinen Forderungen.

Was die zurückkehrenden Gesandten in Genua berichteten, war wenig tröstlich, und die Besorgnisse in der Stadt wuchsen, als der Kaiser mit seinem Heere ihr näher rückte. Man beschloß die Stadt durch Mauern gegen einen Angriff von der Landseite zu schützen und griff die Arbeit sogleich mit dem lebhaftesten Eifer an. Mann und Weib legten Hand an, und in acht Tagen war das Werk so weit gefördert, wie es nach einem gleichzeitigen Geschichtsschreiber Genuas in keiner andern Stadt Italiens möglich gewesen wäre. Wo die Mauern nicht hoch genug schienen oder auf dem ungleichen Terrain nicht herzustellen waren, wurden dann in drei Tagen hölzerne Thürme und Castelle aufgeführt und zur Vertheidigung derselben so viele Schleuderer

und Bogenschützen geworben, daß die Verpflegung derselben der Stadt täglich 100 Mark kostete.

Als der Kaiser zu Busco von diesen Vertheidigungsarbeiten vernahm, mochte ihm ein Angriff auf die Stadt doch bedenklich erscheinen. Er beschloß sich in weitere Verhandlungen einzulassen und verlangte, daß man neue Gesandte schickte. Angesehene Männer der Stadt empfing er bald darauf in seinem Lager, und aus den Verhandlungen mit ihnen ging ein Vertrag hervor, der zunächst bis zu Johannis Geltung haben sollte. Der Kaiser versprach in denselben den gegenwärtigen Besitz der Stadt in keiner Weise anzutasten, sie gegen ihre Gegner zu schützen und keiner Klage gegen Genua Gehör zu schenken, wofern es sich nicht um offenen Straßenraub handle. Dagegen verpflichtete sich Genua dem Kaiser durch vierzig Bürger Treue schwören zu lassen unter der Bedingung, daß die Stadt zu keinen neuen Heeresdiensten und Abgaben herangezogen würde und der Kaiser die gegebenen Zusagen halte; alle Regalien sollten ihm verbleiben, von denen erwiesen würde, daß sie ihm nach dem Rechte zuständen. Die Genuesen zahlten überdies dem Kaiser und den Hofbeamten 1200 Mark Silber.

Der geschlossene Vertrag wurde jedoch nur zu bald wieder in Frage gestellt. Als der Kaiser in der nächsten Zeit Gesandte nach der Grafschaft Savona schickte und diese nach Ventimiglia kamen, welches die Genuesen unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten und durch eine neuangelegte Burg in Zaum hielten, erhob sich die Einwohnerschaft und zerstörte auf Anrathen der kaiserlichen Gesandten die Burg. Die Genuesen beschwerten sich über den Bruch des Vertrags und thaten dar, daß sie auf besonderen Wunsch Konrads III. sich Ventimiglia unterworfen hatten. Der Kaiser scheint das Recht Genuas anerkannt zu haben; wie wenig man aber trotzdem in der Stadt dem Frieden traute, zeigte die Hast, mit welcher man den Bau der Mauern fortsetzte. Unter Betheiligung der ganzen Einwohnerschaft wurden die Befestigungen in 53 Tagen vollendet, und Genua konnte nun ruhiger einem Angriff entgegensehen.

Der Kaiser feierte das Weihnachtsfest zu Alba am Tanaro, begab sich aber bald darauf nach Turin, wo wir ihn vom 12. bis 15. Januar 1159 finden; am 18. Januar war er in Rivoli westlich von Turin. Einem Widerstand soll er in diesen Gegenden nur noch in Asti begegnet sein, doch leicht die Stadt und die anliegende Burg bewältigt haben.

Kurz nach der Mitte des Januar kehrte er dann in das Land am Tanaro zurück, wo er zu Occimiano, unweit von Casale, einen längeren Aufenthalt nahm. Unausgesetzt war er mit der Durchführung der Roncalischen Beschlüsse beschäftigt. Gesandte gingen nach Tuscien, um dort das Fodrum einzutreiben. Mehrere seiner Fürsten sandte er in die lombardischen Städte, um dort Consuln oder Podestàs einzusetzen; mit ihnen zogen Notare, um überall die Einkünfte zu ermitteln und aufzuzeichnen, welche nach den Roncalischen Satzungen dem Fiscus zufallen mußten. Auch die Einkünfte aus dem Mathildischen Hausgut, welche durch Welfs Beamte verschleudert waren, ließ er beitreiben, gab aber den Ertrag später an Welf zurück.

Der Kanzler Rainald, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Graf Guido von Biandrate, die Bischöfe Daniel von Prag und Hermann von Verden waren besonders damit beauftragt, dem Kaiser ergebene Männer in den lombardischen Städten als Consuln oder Podestàs einzusetzen. Die Letzteren wurden mit einer umfassenderen Gewalt als die Consuln bekleidet, doch pflegte man gegen die bisherige Sitte zwei Podestàs neben einander zu bestellen und traf die Wahl meist aus den Bürgern der Stadt selbst. Zuerst zu Pavia, dann zu Piacenza und Cremona setzten die kaiserlichen Gesandten solche Podestàs ein, ohne einem bemerkenswerthen Widerstand zu begegnen. Selbst Piacenza machte keine Schwierigkeiten, obwohl der Kaiser zugleich den Befehl ergehen ließ, daß alle Thürme der Stadt, höher als zwanzig Ellen, niedergerissen und die Gräben, welche zur Vertheidigung der Stadt angelegt waren, zugeschüttet werden sollten. Man fügte sich in Piacenza dem harten Gebot, weil man so allein dem Zorne des Kaisers entgehen konnte, und machte sich an das Werk der Zerstörung; aber nur langsam ging es von Statten, und offenbar absichtlich zog man die Vollendung hin.

Energischeren Widerstand leistete das kleine Crema. Von Occimiano aus kam ein Befehl des Kaisers, daß die Einwohner der Stadt die Mauern und Gräben völlig zerstören sollten; für diesen Befehl hatte Cremona dem Kaiser 15,000 Mark Silber versprochen*). Aber die Cremasken waren über das kaiserliche Gebot, welches sie ganz in die Hände ihrer Todfeinde gab, so entrüstet, daß sie an den Boten des

*) Diese Summe hat Cremona auch wirklich dem Kaiser später gezahlt.

Kaisers sich vergriffen und sie erschlagen wollten. Nur mit genauer Noth entkamen die Boten aus der Stadt und kehrten nach Occimiano zurück. Der Kaiser unterdrückte seinen Zorn, aber es war bei ihm beschlossene Sache, daß Crema schwer seinen Uebermuth büßen solle.

Die Vorgänge in Crema machten in Mailand um so größeres Aufsehen, als die Bürgerschaft trotz des geschlossenen Friedens sich vom Kaiser feindlich behandelt glaubte. Von Trezzo aus griffen Konrad Kolbe und Rüdiger Besitzungen Mailands an der Adda an, verwüsteten die Aecker, erhoben das Fodrum und andere Abgaben von den Bürgern und Bauern bis gegen den Lambro nach Segrate hin. Als Rainald, Pfalzgraf Otto und die anderen kaiserlichen Gesandten nach Neu-Lodi kamen, wo sie bei den Bürgern, damals mit dem Bau ihrer neuen Stadt vollauf beschäftigt, wie zu erwarten, die größte Willigkeit fanden, hörten sie bereits, daß die Mailänder sich der Einsetzung von Podestàs widersetzen würden. Trotzdem begaben sie sich nach ihren Weisungen nach Mailand; es war gegen Ende des Januar. Nur Rainald und Otto scheinen in der inneren Stadt selbst, die anderen Gesandten in den Vorstädten Herberge genommen zu haben.

Rainald und Otto beriefen sogleich die Consuln der Stadt und eröffneten ihnen den Willen des Kaisers. Die Consuln erbaten sich Bedenkzeit, um mit dem Adel und Volk zu berathen; am nächsten Sonntag wollten sie Antwort geben. Der Tag kam, und sie erklärten nun, daß die Bürgerschaft die Einsetzung von Podestàs sich nicht gefallen lassen werde, sondern auf der freien Wahl von Consuln bestehe, doch sollten die Gewählten dem Kaiser oder seinem Stellvertreter den Treueeid leisten, wie es in dem Vertrag bei Uebergabe der Stadt bestimmt sei. Die Gesandten erwiderten, daß die Mailänder ja selbst dem Kaiser zu Roncalia die Einsetzung von Podestàs durch seine Gesandte angerathen hätten und ihm jetzt mit Unrecht widerstrebten, wenn er ihren eigenen Rath befolge; übrigens sollten sie selbst die Podestàs wählen können, auch werde der Kaiser ihnen die Wahl von Consuln gestatten, wofern nur die Podestàs oder Consuln durch seine Gesandten eingesetzt würden.

Die Wahlen sollten schon am 1. Februar erfolgen. Die Zeit drängte, und in einer großen Versammlung der Bürger in der Kathedrale der heiligen Maria erklärten die Consuln die Forderungen des Kaisers. Da entstand plötzlich ein gewaltiger Tumult; man hörte den

Schreckensruf: „Heraus mit den Gesandten! sie müssen sterben!" Die Masse stürmte nach dem nahen Stadthaus, wo sich die kaiserlichen Gesandten befanden. Erschreckt schloß man hier die Pforten, aber es wurden Steine in die Fenster geworfen, und man schien das Stadthaus erbrechen zu wollen. Da eilten die Consuln herbei, und es gelang ihnen den Tumult zu stillen. Sie betheuerten den Gesandten ihre Unschuld an diesen ärgerlichen Auftritten des trunkenen Pöbels und baten sie dem Kaiser zu verschweigen, den Gesandten versprachen sie als Buße für die erlittenen Kränkungen eine große Geldsumme zu zahlen. Die Gesandten antworteten ihnen in erwünschter Weise und begaben sich dann ohne thätliche Mißhandlungen zu erfahren in ihre Herbergen zurück. Sie schienen die gewaltsamen Auftritte vergessen zu wollen, aber sie fühlten doch, daß sie auf diesem Boden keinen Augenblick ihres Lebens sicher seien. Um Mitternacht verließen sie mit Ausnahme Rainalds gleich wie Flüchtlinge die Stadt. Rainald, der bei der Kirche des h. Ambrosius wohnte, blieb bis zum anderen Tage. Noch am Morgen hatten ihn mailändische Ritter aufgesucht, ihn zu beschwichtigen gesucht und ihm versprochen, daß die Stadt dem Willen des Kaisers sich fügen werde; er hatte ihnen eine versöhnliche Antwort gegeben, aber er ging, tödtlichen Haß gegen die Mailänder im Herzen.

Die Gesandten begaben sich nach Occimiano zum Kaiser und berichteten ihm über die Vorgänge in Mailand. Mochte er auch hierüber seinen Unmuth zurückdrängen, die Auflehnung Mailands mußte ihn mit viel schwereren Besorgnissen erfüllen, als der Widerstand Cremas. Mailand mußte abermals gedemüthigt werden, wenn nicht alle seine bisherigen Erfolge verloren gehen sollten, aber zu einer neuen Belagerung war er nicht vorbereitet, standen ihm die erforderlichen Streitkräfte zur Zeit nicht zu Gebote. Er hielt sich des Sieges über seine Feinde in Italien für sicher, aber es bedurfte Zeit und Geduld, um die letzten vernichtenden Streiche gegen sie zu führen.

Mit großer Pracht feierte der Kaiser zu Occimiano das Fest der Reinigung Mariä (2. Februar). Bei ihm waren die Bischöfe Eberhard von Bamberg, Albert von Freising, Konrad von Eichstädt, Hermann von Verden, Daniel von Prag, wie die Bischöfe von Pavia, Vercelli, Asti, Tortona, Piacenza, Cremona und Novara; überdies eine bedeutende Zahl deutscher und italienischer weltlicher Herren.

Gerade damals erschienen Gesandte von Constantinopel vor dem Kaiser, nachdem er ihnen Bürgschaft für ihre Sicherheit gegeben hatte, denn sie befürchteten, daß man den Griechen eine Schuld am Tode Wibalds von Stablo beimesse; über den Inhalt ihrer Botschaft ist leider Nichts bekannt. Zugleich hatten sich Gesandte der Könige Ludwig von Frankreich und Heinrich von England eingestellt. Heinrich rüstete sich zu jener Zeit, um die Stadt Toulouse, auf welche seine Gemahlin Erbansprüche besaß, dem Grafen Raimund V. von S. Giles zu entreißen, während Ludwig für Raimund in entschiedener Weise Partei nahm; beide Könige suchten bei ihren Streitigkeiten sich der Gunst des Kaisers zu versichern. Auch der König von Ungarn hatte zwei gelehrte Männer, die Magister Matthäus und Primogenitus, an den Kaiser geschickt und erbot sich ihn, wenn es gewünscht würde, mit noch größeren Streitkräften als früher zu unterstützen. Alle diese Gesandten hörte der Kaiser gnädig an, gab ihnen den Umständen entsprechende Bescheide und entließ sie reich beschenkt.

Oeffentlich erhob damals der Kaiser vor den Fürsten die schwersten Anklagen gegen die Treulosigkeit der Mailänder, ihren Eidbruch und die Bedrohung der Gesandten gegen das selbst von den Barbaren heilig gehaltene Völkerrecht. Er rief zum neuen Kampfe gegen Mailand auf, bei dem er sich selbst an die Spitze stellen wolle; mit Gottes Hülfe werde die Widersetzlichkeit Mailands gegen Kaiser und Reich die gebührende Strafe finden, damit nicht die Hoffnungen aller Schlechten und Aufrührer genährt würden. Ihm antwortete der Bischof von Piacenza. Auch er verurtheilte scharf die Mailänder Vorgänge, empfahl aber erst in gesetzlicher Weise eine Untersuchung gegen die aufrührerische Stadt einzuleiten, ehe man aufs Neue die Waffen gegen sie gebrauche. Diese Meinung fand allgemeine Zustimmung, und der Kaiser selbst pflichtete ihr bei. So wurde den Mailändern eine Frist zu ihrer Verantwortung bestimmt.

Nach wenigen Tagen begab sich der Kaiser nach dem Königshof Marengo, wo er sich mehrere Wochen aufhielt*). Hier erschienen vor ihm Gesandte der Mailänder. Es waren Männer, wie Ragewin sagt, von großer Beredsamkeit, aber geringer Weisheit; mit ihnen war der Erzbischof gekommen, der sie aber alsbald wegen einer wirklichen oder

*) Vom 7.—22. Februar 1159 urkundete Friedrich zu Marengo.

vorgeschützten Krankheit wieder verließ. Da den mailändischen Gesandten vorgehalten wurde, daß sie eidlich die Regalien dem Kaiser zu gewähren gelobt hätten, sollen sie die gotteslästerliche Antwort gegeben haben: „Wir haben wohl geschworen, aber nicht den Eid zu halten versprochen." Sie bedurften solcher Blasphemien nicht, um die freie Wahl ihrer Stadtobrigkeit zu rechtfertigen, doch sicher war, daß die Stadt die Gnade des Kaisers nur dann sich erhalten konnte, wenn sie auf ihr wichtigstes Freiheitsrecht verzichtete. Da die Gesandten dazu keine Bereitwilligkeit zeigten, führten die Verhandlungen nicht zum Ziele, doch versprachen die Mailänder, daß sie nach dem beschworenen Landfrieden die kaiserlichen Städte nicht angreifen würden. Zu weiteren Verhandlungen wurde ihnen eine neue Frist auf die Woche nach Ostern gestellt; zu dieser Zeit sollten Gesandte der Stadt in Bologna sich einfinden.

Trotz der Verhandlungen war ein neuer Krieg gegen Mailand schon beschlossene Sache, und der Kaiser traf bereits zu demselben die umfassendsten Maßregeln. Er beschloß sein Heer durch ein neues Aufgebot aus den deutschen Ländern zu verstärken und beschied die Kaiserin, Heinrich den Löwen und andere geistliche und weltliche Fürsten nach Italien; er erinnerte sie an die ihm geschworene Treue, ermahnte sie den Trotz der Rebellen zu züchtigen und ihm zu zeigen, daß er für die Erhaltung des Reichs und im Kampf gegen seine Feinde auf ihre Hülfe rechnen könne. Die Botschaft des Kaisers fand bei den deutschen Fürsten die günstigste Aufnahme; mit regem Eifer rüsteten sie, um im Frühjahr über die Alpen zu ziehen.

Die Reste seines Heeres verlegte der Kaiser in die Gegend von Bologna: seine Absicht dabei war die Romagna in der Treue zu erhalten. Er selbst blieb mit geringer Begleitung in den westlichen Theilen der Lombardei, unablässig bemüht, hier zu den alten Freunden neue zu gewinnen und damit zugleich sich neue Streitkräfte gegen Mailand zu verschaffen, wie auch alle die Castelle zur Gegenwehr zu rüsten, welche Angriffen der Mailänder ausgesetzt schienen. Vor Allem suchte er in Neu-Lodi und in Como jetzt sichere Stützpunkte für seine Unternehmungen zu schaffen. Er begab sich alsbald selbst nach Lodi, ordnete die Befestigungen und die Anlage eines breiten Grabens an und traf alle Bestimmungen, daß in der neuen, nur etwa vier Meilen von Mailand entfernten Feste ein größeres Heer geborgen werden konnte; für sich selbst begann er den Bau eines stattlichen Palastes an der Adda. Nach

wenigen Tagen begab er sich dann nach Como, wo man ihm den festlichsten Empfang bereitete.

Die Comasken, alte Verbündete des Kaisers, sahen ihn jetzt zum ersten Male in ihrer Mitte und erfuhren seinen wirksamen Beistand. Erst jetzt kam Como wieder zum vollen Genuß seiner von Mailand unterdrückten Freiheit. Die vertriebenen Bürger kehrten furchtlos zurück; die zerstörten Häuser der Stadt wurden wieder aufgebaut*). Die alte verfallene Burg Baradello unweit von Como ließ der Kaiser herstellen, sicherte sie durch starke Mauern und Thürme und legte eine Besatzung von deutschen Rittern hinein; so wurde Baradello ein Schutz Comos gegen Mailand. Nicht geringere Verdienste um die Stadt erwarb er sich, indem er sie mit einer alten Feindin ausglich. Auf der einzigen Insel des anliegenden Sees, nur durch eine schmale Wasserstraße vom Lande getrennt, bestand damals ein stark befestigter Ort, Isola Comacina genannt. Die Einwohner waren kriegslustig, räuberisch und bereiteten den Comasken, da sie leicht den Eingang zum See sperren konnten, vielen Schaden. Bei den Streitigkeiten zwischen Mailand und Como nahmen die Inselbewohner stets für Mailand Partei, und es entspann sich so zwischen ihnen und den Comasken die bitterste Feindschaft. Dieser ein Ziel zu setzen, war jetzt der Kaiser entschlossen, aber es schien fast unmöglich ohne einen blutigen Kampf die trotzigen Insulaner zu beugen. Unerwartet gab jedoch ein rasches Wagniß sie in seine Hand. Nur mit geringer Begleitung setzte er nach der Insel über, wo sein Erscheinen allgemeine Bestürzung hervorrief. Die Insulaner zogen ihm entgegen, baten um seine Gunst, geleiteten ihn ehrenvoll in ihre Stadt, schwuren ihm Treue und gaben ihm Geschenke; ihre Streitigkeiten mit den Comasken wurden beigelegt und ihr Bund mit Mailand gelöst**).

Um die Mitte des März begab sich der Kaiser zu seinem bei Bologna weilenden Heere. Als er sich nach kurzem Aufenthalt daselbst auf den Weg nach Cremona machte, und sich am 21. März in der Burg Luzzara im Gebiet von Reggio befand, erhielt er die Nachricht, daß die Mailänder einen Angriff auf Lodi beabsichtigten, um die im

*) Durch eine Urkunde vom 23. März 1159 nahm Friedrich die getreue, von ihm hergestellte Stadt Como in seinen besonderen Schutz.

**) Nach einer am 6. März 1159 von Friedrich zu Menaggio am Comersee ausgestellten Urkunde sind diese Vorgänge in den Anfang des März zu setzen.

Bau befindlichen Befestigungen zu zerstören. Schleunigst eilte er deshalb nach Lodi — schon am 23. März war er daselbst — und ließ nun die Befestigungsarbeiten mit verdoppelten Kräften fortsetzen; Cremona, Pavia und Novara mußten die Lodesanen dabei unterstützen. Der Kaiser selbst ging alsbald von Lodi nach Piacenza. Diese Stadt von stets schwankender Treue hatte aufs Neue seinen Zorn gereizt. Raubgierige Einwohner derselben hatten Gesandte des Kaisers, welche ihm die von Genua gezahlte Geldsumme überbringen sollten, überfallen und ihnen das Geld genommen. So wenig der Kaiser der Gesinnung der wetterwendischen Piacentiner traute, zog er doch mit nur geringer Begleitung furchtlos in ihre Stadt, wo er den Palmsonntag (5. April) feierte. Auch hier wirkte das muthige Auftreten Friedrichs Wunder. Niemand wagte seinem Gebote zu widerstreben. Das geraubte Geld mußte zurückgegeben werden, und nur mit Mühe entzog sich die Bürgerschaft einer harten Buße.

Das Osterfest (12. April) feierte der Kaiser, wie es schon vorher bestimmt war, zu Modena; hier kamen zu ihm viele Herren des deutschen Heeres, welches zwischen Modena und Bologna lagerte. Als am Dienstage nach dem Feste die jüngeren Ritter ein Kampfspiel anstellten, welchem der Kaiser von der Pfalz zusah, kam ein Bote zu ihm und meldete, daß die Mailänder vor Trezzo gerückt seien und die Burg belagerten. Sogleich wurde das Spiel unterbrochen; Alle dachten nur daran, den Friedensbruch der Mailänder mit den Waffen zu züchtigen. Der Kaiser begab sich sogleich selbst zum Heere, von dem er freudig empfangen wurde; er begegnete hier Bischof Eberhard von Bamberg, den er als seinen Stellvertreter, besonders für die richterlichen Geschäfte, beim Heere zurückgelassen hatte, und eilte dann nach Bologna, um über Mailand hier unverzüglich Gericht zu halten. Umgeben von den Richtern und Rechtsgelehrten Bolognas sprach er am Donnerstag nach Ostern (16. April) aufs Neue über die Mailänder, die keine Gesandte geschickt hatten, als Rechtsflüchtige, Rebellen und Hochverräther den Bann aus, ihre Habe wurde der Plünderung preisgegeben, ihre Personen sollten der Sklaverei verfallen. Ueberdies wurden damals in Gegenwart des Kaisers von den Rechtsgelehrten die Strafen, welche Rebellen und Hochverräther zu treffen hätten, sorgsam erörtert und genau festgestellt.

Der Kaiser mochte mit solchen Strafbestimmungen, vor weiterem Abfall die Italiener abzuschrecken hoffen, aber vor Allem mußte er doch

dem Trotz der Mailänder mit den Waffen entgegenzutreten und, wenn es möglich war, Trezzo noch gegen sie zu schützen suchen. Er begab sich deshalb persönlich von Bologna nach Lodi; in drei Tagen legte er den Weg zurück. Aber zu Lodi erfuhr er, daß Trezzo bereits gefallen sei. Die Besatzung hatte sich nur bis zum dritten Tage nach dem Angriff (13. April) halten können. Die Burg war, als sie in die Hände der Mailänder fiel, geplündert, kaiserliches Geld, welches hier aufbewahrt war, in Beschlag genommen, alle deutschen Ritter in der Burg — es waren ihrer achtzig — gebunden worden, um in die Kerker Mailands zu wandern. Schlimmer noch war es den Italienern, welche man in der Burg vorfand, ergangen; man hatte sie sämmtlich ohne Erbarmen niedergemetzelt. So aufgebracht der Kaiser über diese Vorgänge war, konnte er doch nicht sogleich an den Mailändern Rache nehmen; er mußte erst die Reste seines deutschen Heeres heranziehen und seine Freunde in Italien aufbieten. Deshalb kehrte er sofort nach dem Lager von Bologna zurück und verlangte zugleich Hülfsleistungen von den lombardischen Städten.

Zum Sammelplatz des Heers war die Roncalische Ebene bestimmt. Waren auch die deutschen Schaaren nur gering, so stellten doch die Lombarden eine zahlreiche Hülfsmannschaft. Mit einem ziemlich stattlichen Heere fiel der Kaiser um die Mitte des Mai in das mailändische Gebiet ein. Am 17. Mai stand er bei Melegnano an der Vecchiabbia, am folgenden Tage in unmittelbarer Nähe Mailands, am 24. Mai auf dem Felde von Bollate nördlich der Stadt. Wenn er vielleicht erwartet hatte, daß die Mailänder sich beim ersten Angriff ihm auf Gnade oder Ungnade ergeben würden, so hatte er sich getäuscht. Mailand war offenbar zum Widerstand entschlossen; auch hatte es bereits in Brescia, Piacenza und Crema offene oder geheime Bundesgenossen gewonnen. Ein italienischer Dichter jener Zeit läßt die Furie Alecto aus der Unterwelt aufsteigen, um den verhängnißvollen Bund dieser Städte gegen den Kaiser zu schürzen.

Es lag nicht in Friedrichs Absicht, sogleich eine regelmäßige Belagerung Mailands vorzunehmen. Sein Heer war dazu kaum ausreichend, und die Ereignisse des vorigen Jahres hatten ihm die Gefahren einer solchen Belagerung der weitausgedehnten Stadt gezeigt. Erst wenn die Bürger von einer neuen Hungersnoth bedrängt seien, wollte er die Einschließung beginnen. Deshalb begnügte er sich jetzt die Umgegend mit Feuer und

Schwert zu verwüsten; die Weinberge wurden zerstört, die Obstbäume umgehauen oder entrindet, und so ein unermeßlicher Schaden der Stadt zugefügt. Zugleich erließ er ein strenges Verbot ihr Lebensmittel zuzuführen und befahl alle Straßen zu bewachen, um den Kaufleuten den Mailänder Markt zu sperren. Schwere Strafen wurden auf den Verkauf von Lebensmitteln an die Mailänder gesetzt und große Belohnungen denen verheißen, welche die das Verbot übertretenden Kaufleute anzeigten. Obwohl die Mailänder noch hinreichende Vorräthe hatten, begann sie doch bald die Furcht vor einer neuen Hungersnoth zu beschleichen; die Preise der Lebensmittel erreichten eine beängstigende Höhe. Zuweilen rückte der Kaiser sogar bis in die Nähe der Mauern vor, um die Bürger zu einem Ausfall zu reizen. In der That traten sie ihm einmal vor den Thoren entgegen, und es kam zu einem Handgemenge, bei welchem mehrere Mailänder getödtet und gefangen wurden. Aber solche Verluste brachen den Muth der trotzigen Bürgerschaft nicht.

Ein übles Pfingstfest gedachten die Mailänder damals den Lodesanen zu bereiten. Am Festtage selbst (31. Mai) zogen sie mit 500 Rittern gegen die neue Stadt, trieben ihre Viehheerden davon und verheerten die Umgegend. Aber die Lodesanen brachen aus den Befestigungen hervor; es begleiteten sie der Bischof Garsidonius von Mantua, der Markgraf Werner II. von Ancona und einige deutsche Ritter, welche in der Stadt zurückgelassen waren. Muthig stürzten sie sich auf den Feind, und als dieser das Feldgeschrei der Deutschen vernahm, ergriff er eiligst die Flucht, auf der zwei mailändische Ritter getödtet wurden und vierzehn in Gefangenschaft geriethen. Man war in Lodi über diesen Erfolg hocherfreut und schickte sogleich Siegesnachrichten dem Kaiser, der damals nördlich von Mailand lag. Der Kaiser pries die Tapferkeit der Lodesanen, erschien bald selbst in ihrer Mitte und belobte den wackeren Widerstand, den sie den Mailändern geleistet. Die gefangenen Ritter wurden ihm übergeben und nach Pavia in Gewahrsam gebracht.

Indessen hatten sich auch die Brescianer für Mailand erhoben und einen Einfall in das Gebiet von Cremona gemacht. Aber die Cremonesen, von ihrem Anrücken vorher unterrichtet, hatten dem Feinde einen Hinterhalt gelegt. Im rechten Moment brachen sie aus demselben hervor; mit Macht stürzten sie sich auf den Feind, der nur kurze Zeit Widerstand leistete. Bald warf er sich in wilde Flucht und gab die gemachte Beute preis. Siebenundsechszig Ritter und dreihundert

vom Fußvolk Brescias fielen in die Hände der Cremonesen, welche die Gefangenen theils tödteten, theils mit sich fortführten.

Wenig später (11. Juni) hatte Lodi einen neuen Angriff von Mailand zu bestehen; auch Crema, welches sich ebenfalls schon offen auf Mailands Seite gestellt hatte, wirkte zu diesem Angriffe mit. Der Plan war: die Cremasken sollten die Addabrücke, mit deren Bau man damals in Lodi beschäftigt war, angreifen, und während die Lodesanen hier im Kampfe beschäftigt seien, sollten die Mailänder die neue Stadt überfallen und in ihre Gewalt bringen. In der Frühe des Tages griffen die Cremasken nach der Verabredung die Brücke an. Es entspann sich bei derselben am linken Ufer der Adda ein heftiger Kampf. Inzwischen rückten die Mailänder am anderen Ufer bis Silva greca, bis hart an die Mauern Lodis, vor. Aber auch sie stießen hier auf herzhaften Widerstand. Auf beiden Seiten wurde nicht ohne Verluste gekämpft, bis um Mittag die Mailänder und Cremasken abzogen. Auch diesmal hatten die Lodesanen ihren neuen Wohnsitz mannhaft vertheidigt.

Während dieser Ereignisse verheerte der Kaiser das Gebiet Mailands am Ticino in derselben schonungslosen Weise, wie früher die andren Theile des mailändischen Territoriums. Vierzig Tage war er bereits bei diesem Zerstörungswerke, ohne daß er dadurch anderes erreicht hatte, als daß sich die alten Freunde Mailands nur entschlossener der Empörung anschlossen. Allerdings hatte er eine Anzahl von mailändischen Burgen, wie das für uneinnehmbar geltende Monte S. Giovanni*), genommen, aber damit war weder Mailand noch seine Bundesgenossen bezwungen. Der Kaiser legte in diese Burgen deutsche Ritter, er selbst beschloß mit seinem Heere gegen Ende des Juni das Mailändische zu verlassen. Die weitere Verpflegung des Heeres in dem verwüsteten Lande mochte Schwierigkeiten bieten; überdies war er selbst leidend — gichtische Schmerzen in Armen und Beinen quälten ihn — und er bedurfte der Ruhe. Deshalb kehrte er nach Lodi zurück und entließ seine italienischen Bundesgenossen; er glaubte ihrer Unterstützung zunächst um so mehr entbehren zu können, als er binnen Kurzem Verstärkungen aus Deutschland zu erwarten hatte.

Während der Kaiser bei Lodi verweilte, wurden wiederholt An-

*) Die Lage der Burg scheint nicht mehr nachzuweisen.

schläge auf sein Leben gemacht. In dem Lager desselben, welches hart an dem steilabfallenden Ufer der Adda lag, fand sich ein Mann ein, der eben so sehr durch seinen riesigen Körperbau, wie durch sein närrisches Benehmen Aufsehen erregte. Man duldete ihn im Lager, und die Kriegsleute trieben mit ihm mancherlei Kurzweil. Als aber eines Morgens der Kaiser sein Zelt verlassen wollte, um in einem nahen Bethaus nach seiner Gewohnheit sein Gebet zu halten, lief dieser Mensch herbei, suchte ihn mit seinen starken Armen zu umklammern, an den Abgrund zu zerren und dort hinabzuschleudern. Der Kaiser setzte sich zur Wehr und beim heißen Ringen stürzten Beide über die ausgespannten Stricke des kaiserlichen Zeltes zur Erde. Inzwischen eilten auf den Ruf des Kaisers seine Kämmerer herbei, ergriffen den Menschen und warfen ihn in die Tiefe, wo er dem Kaiser hatte das Grab bereiten wollen.

Nicht lange darauf erhielt der Kaiser ein Schreiben, in welchem ihm gemeldet wurde, daß ein arabischer Magier aus Spanien oder aus dem Morgenlande nach Italien gekommen sei und ihm nach dem Leben trachte; es sei ein alter, unansehnlicher, einäugiger Mann, aber als Giftmischer überaus erfahren und von der größten Verwegenheit. Zwanzig jüngere Leute, hieß es, ständen mit dem Alten im Bunde, und sie alle wollten sich durch den Mord des Kaisers unsterblichen Ruhm gewinnen; der Alte werde ihm Salben, Ringe, Edelsteine, Zaumzeug und Sporen zum Geschenk anbieten, doch seien alle diese Dinge so stark vergiftet, daß der Kaiser unrettbar verloren sei, wenn er sie nur mit der bloßen Hand berühre; der Alte trage überdies einen Dolch bei sich, um ihn zu gebrauchen, wenn das Gift nicht wirken sollte. Friedrich sprach nur mit wenigen Vertrauten über die ihm zugegangene Warnung, gab aber Befehl, wenn ein Araber sich im Lager einfinden sollte, ihn streng zu beobachten. In der That kam bald ein solcher, auf welchen die Beschreibung paßte. Der Kaiser ließ ihn festnehmen, vorführen und befragte ihn, auf wessen Veranlassung er gekommen sei, indem er ihm Straflosigkeit zusicherte, wenn er die Wahrheit bekenne, beim Läugnen aber die Folter androhte. Der Alte läugnete, und auch die Folter erpreßte ihm kein Geständniß über seine Mitverschworenen und die Urheber des Anschlags, doch drohte er, daß sein Tod den des Kaisers unmittelbar zur Folge haben würde. Der Kaiser verachtete diese Drohung, und als weiteres Foltern zwecklos schien, ließ er den alten Magier an

das Kreuz schlagen. Von den angeblichen Gefährten desselben wurde Nichts weiter gehört.

Es ist erklärlich, daß man die Mailänder für die Urheber dieser Anschläge auf Friedrichs Leben hielt, aber der Verdacht wurde durch Nichts erwiesen und scheint völlig unbegründet gewesen zu sein*). Glaublicher ist, daß sie bei einigen Brandstiftungen, die damals in Lodi stattfanden, betheiligt waren. Man erzählte, daß sie acht Leute in ihrer Stadt gedungen und nach Lodi geschickt hätten, um es anzuzünden. Ein Brandstifter, der bei Nacht von den Wächtern ergriffen wurde, soll gestanden haben, daß er von Mailand entsendet sei; er wurde sogleich an einem nach jener Stadt gerichteten Galgen aufgehängt. Die gleiche Strafe traf einen Andern, der sich für einen Mönch ausgab, aber als Spion und Brandstifter enthüllt wurde.

Wie großen oder geringen Antheil an diesen Vorgängen auch Mailand haben mochte, der Kaiser konnte sich nicht verhehlen, daß ihm die Stadt noch immer eine sehr gefährliche Feindin war und ihn in einen neuen Kampf verwickelt hatte, der mit der heißesten Leidenschaft geführt wurde. Aber er faßte die Gefahren desselben scharf und fest in das Auge, entschlossen um keinen Preis von seiner Autorität in Italien etwas aufzugeben, von den ihm zugesprochenen Regalien etwas zu opfern. Sobald sich seine Gesundheit gestärkt hatte, nahm er mit den Resten seines alten Heeres und Verstärkungen, die er aus Deutschland und Italien an sich gezogen hatte, den Kampf wieder auf. Verwüstend durchzog er im Anfange des Juli aufs Neue das mailändische Gebiet, und zugleich begann er ein anderes Unternehmen, scheinbar von untergeordneter Bedeutung, welches aber bald alle seine Kräfte in Anspruch nahm.

---

*) Schon damals bestand die Meinung, daß das erste Attentat von einem wirklich wahnsinnigen Menschen ausging. Das andere ist mit schwer zu erklärenden Nebenumständen verbunden, die vielfach an das räthselhafte Ende Herzog Ludwigs I. von Baiern, des Kelheimers, erinnern. Es liegt nahe an den Alten vom Berge und die Assassinen des Libanon zu denken. Friedrich war so wenig, wie Ludwig der Kelheimer, eine dem Orient fremde Persönlichkeit.

Die Belagerung Cremas.

Keine Stadt hatte den Zorn des Kaisers mehr gereizt als Crema. Eine der kleineren Städte der Lombardei, war sie doch allen in der Widersetzlichkeit gegen seine Befehle, in der gewaltsamen Behandlung seiner Gesandten vorausgegangen; sie hatte die Empörung Mailands gleichsam ermuthigt und dann auch sogleich den aufständigen Mailändern, ihren alten Bundesfreunden, die Hand gereicht. Mit wichtigeren Dingen beschäftigt, hatte der Kaiser bisher die Rache an Crema verschoben; er mochte den Widerstand des geringen Ortes mit einer wenig zahlreichen Bürgerschaft ohne Gefahr übersehen zu können meinen.

Crema lag inmitten des sumpfigen Landes, welches sich von der Adda aus auf beiden Seiten des Serio bis gegen den Oglio hin ausbreitet und zu jener Zeit mit dem Namen der Insula Fulcheria bezeichnet wurde. Dieses Land hatte einst zu den Besitzungen der großen Gräfin Mathilde gehört, war aber von dieser dem Bischof und der Stadt Cremona in den letzten Tagen des Jahrs 1097 zu Lehen gegeben worden. Crema wollte sich in die Abhängigkeit von der Nachbarstadt nicht fügen und griff schon nach wenigen Monaten gegen Cremona zu den Waffen, die es nicht ohne Glück führte. Zugleich schloß es sich eng an Mailand an, die mächtige Gegnerin Cremonas, und wußte so seine Unabhängigkeit zu behaupten. Die bisher wenig bedeutende Burg wurde nun ein Sammelplatz für alle Feinde Cremonas, erweiterte sich und wurde sammt den Vorstädten mit starken Mauern und breiten Gräben umgeben. Hinter den Mauern, die nur etwa den Umfang einer Viertelmeile hatten, sammelte sich eine Bevölkerung von über zehntausend Menschen, ein kriegerisches Geschlecht, welches in unaufhörlichem Kampfe gegen Cremona stand, und nicht nur seine Freiheit zu behaupten, sondern sich in dem größeren Theil der Insula Fulcheria ein eigenes Gebiet zu gewinnen wußte, freilich nur von geringer Ausdehnung und eingekeilt zwischen den Territorien der feindlichen Städte Cremona und Lodi. Einen mehr als fünfzigjährigen Kampf gegen Cremona hatte Crema glücklich bestanden, und nicht wenig hatte es sein Selbstbewußtsein gehoben, daß selbst die von Cremona veranlaßte Belagerung König Lothars im Jahre 1132 erfolglos geblieben war*).

*) Vergl. Bd. IV. S. 79.

Seitdem Friedrich in die Angelegenheiten Italiens eingegriffen hatte, war ihm Crema, die treue Bundesgenossin Mailands, verhaßt, und unablässig stachelte ihn Cremona zu durchgreifenden Maßregeln gegen eine Stadt, deren Vernichtung sie auf jede Weise erstrebte und deren Gebiet sie als ihren rechtmäßigen Besitz ansah. Besonders war dies seit dem Roncalischen Tage geschehen, und wir wissen, wie die Cremonesen endlich mit schwerem Gelde einen Spruch des Kaisers erwirkten, wonach die Mauern Cremas niedergerissen, die Gräben ausgefüllt werden sollten. Aber diesem Spruche hatten die Cremasken getrotzt, und noch saßen sie unangefochten hinter ihren Mauern und Gräben und glaubten in ihrer Stadt, die vom Serio im Osten umflossen, durch Canäle des Flusses reichlich bewässert und durch Sümpfe geschützt war, einer neuen Belagerung ruhig entgegensehen zu können. Daher erhob Cremona, als sich der Kaiser im Juni 1159 zu Lodi befand, aufs Neue die schwersten Klagen über den Uebermuth und Ungehorsam der Cremasken; dringend verlangte es den Bann für die Nichtachtung des früheren kaiserlichen Spruchs. In der That sprach Friedrich jetzt über Crema den Reichsbann aus und ordnete die unverzügliche Vollstreckung des Urtheils an.

Der Kaiser, damals mit einem neuen Zug in das Mailändische beschäftigt, übertrug die Vollstreckung des Banns den Cremonesen; er überließ ihnen 400 Ritter, welche sie zu jenem Unternehmen stellen sollten, und befahl seinem Bruder Pfalzgraf Konrad, wie dem erst kurz zuvor nach Italien zurückgekehrten Herzog Berthold von Zähringen und dem Grafen Robert von Bassavilla, der aus Apulien hatte weichen müssen und sich wieder dem deutschen Heere angeschlossen hatte, Cremona zu unterstützen. So brachen die Cremonesen am 2. Juli gegen Crema auf, aber sie begegneten schon vor der Stadt einem herzhaften Widerstand. Von einigen Mailändern und Brescianern unterstützt, zogen die Cremasken den Andringenden entgegen. Es kam zu einem hitzigen Kampfe, in dem unter Anderen der Markgraf Werner von Ancona, in den letzten Kämpfen ein tapferer Waffengenosse des Kaisers, das Leben verlor. Aber bald mußten die Cremasken zurückweichen, und die Feinde rückten bis vor die Mauern der Stadt. Vor dem einen der vier Thore lagerten die Cremonesen, vor einem anderen die deutschen Fürsten mit ihren Schaaren.

Sobald man zu Mailand die Belagerung Cremas erfuhr, beschloß man die alte Bundesgenossin zu unterstützen. Ein Consul Mailands

wurde mit einer Anzahl Ritter und 400 Fußgängern nach Crema gesendet, und es gelang diesen, da die Stadt noch nicht völlig umschlossen war, in dieselbe einzuziehen. Aber wenig später kam auch der Kaiser selbst den Belagerern zur Hülfe. Er brach den verwüstenden Zug, welchen er in das Mailändische unternommen hatte, schnell ab und führte sein ganzes Heer um den 10. Juli gegen Crema, welches man nun von allen Seiten einzuschließen begann.

Indessen sorgte der Kaiser dafür, daß Mailand, wenn auch das feindliche Heer nach Crema abgezogen war, sich nicht in Sicherheit einwiegte. Schon am 13. Juli erschien er gegen Sonnenuntergang unerwartet wieder zu Lodi; mit ihm waren Herzog Berthold von Zähringen und 300 deutsche Ritter; er hieß sogleich die Ritterschaft Lodis ihm folgen und ritt dann in der Nacht mit seinem Gefolge bis Landriano am Lambrello; zugleich entbot er die ganze Kriegsmacht Pavias. Hundert Ritter der Pavesen sollten auf kürzestem Wege gegen Mailand so nahe wie möglich rücken, die anderen Ritter aber mit dem Fußvolk zu Cavagnara, etwas westlich von Landriano, zu ihm stoßen, wo eine waldige Stelle Gelegenheit zu einem Hinterhalt bot. Sollten die gegen Mailand anrückenden Reiter Pavias, wie zu erwarten stand, angegriffen werden, so sollten sie sich dann gegen Landriano zurückziehen und dadurch den Feind in die Nähe des Hinterhalts verlocken.

Die Pavesen kamen pünktlich den Befehlen des Kaisers nach. Die größere Masse ihres Heeres stieß am 15. Juli zu seinen Rittern und wurde bei den Cavagnara benachbarten Orten Siziano, Gagiano und Vicomaggiore aufgestellt. Zugleich rückten hundert Ritter verheerend und plündernd gegen Mailand bis zu dem nahen Gratasolia vor. Sobald diese in der Stadt bemerkt wurden, bestiegen die mailändischen Ritter ihre Pferde, stürmten auf die Pavesen los und zwangen sie zur Flucht. Aber die Flüchtigen konnten die ihnen bezeichnete Richtung nicht einhalten; sie wurden auseinander getrieben, manche erschlagen, andere verwundet, viele geriethen in Gefangenschaft.

Da sich die hundert Ritter Pavias nicht bei Landriano zeigten, errieth Friedrich ihr Mißgeschick und beschloß nun die anderen Pavesen auf der Straße von Cavagnara gegen Mailand vorzuschicken, während er selbst mit seinen deutschen Rittern und den Lodesanen im Hinterhalt bei Siziano blieb. Die Pavesen rückten in Eile vor und stießen bald auf ein ihnen weit überlegenes mailändisches Heer. Die Mai-

länder jagten die Pavesen gleich beim ersten Ansturm in die Flucht, verfolgten sie weithin bis Pontelungo an der Olona und machten dabei abermals viele Gefangene. Triumphirend traten sie darauf den Rückzug an. Als sie aber auf demselben in die Nähe von Siziano kamen, brach der Kaiser plötzlich mit seinen Schaaren hervor und stürmte mit unwiderstehlicher Macht auf den Feind ein. Da dieser den deutschen Kriegsruf hörte und merkte, daß der Kaiser selbst zur Stelle sei, leistete er kaum einen Widerstand, sondern wandte sich eiligst zur Flucht. Gegen 150 Mailänder sollen auf den Feldern bei Siziano erschlagen sein; ihre Leichen blieben mehrere Tage, eine Aetzung der Thiere, unbehütet liegen, bis man die Reste nach Mailand schaffte und dort unter großen Wehklagen beisetzte. Mehr als 300 Mailänder waren in die Hände der Deutschen und der Lodesanen gefallen; als man sie in Lodi dem Kaiser vorführen wollte, sagte er zu seiner Umgebung: „Laßt uns sehen, ob die Beute die Mühen der Jagd lohnt.“ Nicht ohne Befriedigung sah er die lange Reihe von gebundenen Männern und Jünglingen wie eine Schaafheerde an sich vorübertreiben. Er ließ die Gefangenen zuerst in die Kerker von Lodi werfen, dann aber nach Pavia bringen. Die glückliche Waffenthat des Kaisers, an welcher Berthold von Zähringen einen rühmlichen Antheil hatte, hielt Mailand lange in Furcht und hinderte es Crema in wirksamer Weise zu unterstützen.

Gleich nach seinem Siege kehrte der Kaiser über Lodi nach Crema zurück, wo die Belagerung während seiner Abwesenheit ununterbrochen fortgesetzt war. Es hatten sich zu den Belagerern eine Menge armen und zerlumpten Volkes gesammelt, welches man spöttisch die Arnoldssöhne nannte, und gerade diese bereiteten der Stadt den größten Schaden. Sobald sich nämlich die Cremasken auf ihren Mauern zeigten, trafen sie Wurfspeere und Steine der Arnoldssöhne, und diese Wunden waren fast immer tödtlich.

Indessen hatten die Cremonesen einen gewaltigen Holzthurm, ein förmliches Castell, gebaut; die Höhe desselben betrug mehr als 70, die Länge und Breite mehr als 30 Fuß. Der Baumeister war früher im gelobten Lande gewesen und hatte dort durch ähnliche Werke viele Burgen der Sarazenen zerstört; man versprach sich jetzt von diesem Thurm, den man als ein wahres Wunderwerk der Zeit ansah, die außerordentlichsten Wirkungen. Das Ganze ruhte auf zwei schweren Eichenbalken, in weitem Abstand parallel neben einander gelegt; beim

Aufbau, wo die Längenbalken durch Querbalken verbunden und durch Eisenbleche und starke Nägel Alles verfestigt war, minderte sich mehr und mehr der Abstand, so daß sich der Thurm nach oben zuspitzte. Er enthielt sechs Gemächer über einander, von denen das erste in der Höhe der Mauern lag; in demselben waren Vorkehrungen getroffen, um eine Brücke auf die Mauer werfen und so in die Stadt eindringen zu können. Das oberste Gemach faßte nur etwa zehn Krieger, während in den unteren wohl deren tausend zu bergen waren. Vorn und auf den beiden Seiten war der Bau mit Faschinen bedeckt und konnte mit Stricken, die um die Balken gewunden waren, vor- oder zurückgeschoben werden; 500 Leute waren erforderlich, um ihn in Bewegung zu setzen. Auch andere, kleinere Belagerungsmaschinen hatten die Cremonesen und Deutschen aufgestellt.

Fast ringsum schloß schon der Feind die kleine Stadt ein. Bei dem Ostthore, welches zum Serio führt und deshalb das Seriothor genannt wird, lagerte der Kaiser selbst; sein Zelt lag jenseits des Flusses auf einer steilen Stelle des Ufers. Seine Schaaren dehnten sich bis gegen das Südthor, das Thor von Rivolta, aus. Hier schloß sich das Lager Cremonas an. Vor dem westlichen Thore der Stadt, dem Thore von Ombriano, standen Pfalzgraf Konrad, Pfalzgraf Otto und andere deutsche Fürsten. Herzog Friedrich von Schwaben und die Herren, die sich ihm angeschlossen hatten, lagerten zwischen dem Thor von Ombriano und dem Nordthor, dem Thor von Pianengo.

Bald nachdem der Kaiser vor Crema wieder erschienen war, zogen ihm bedeutende, längst erwartete Verstärkungen aus Deutschland zu. Es waren mehr als 1200 Ritter, geführt von Heinrich dem Löwen; mit ihnen kam auch die Kaiserin Beatrix. Als diese Schaar bei der Burg Garda ein Lager bezogen hatte, waren die Burgmannen in dem nahen Peschiera über sie hergefallen und hatten ihr schwere Verluste beigebracht. Zur Rache dafür hatten die deutschen Ritter Peschiera erstürmt, geplündert und in Brand gesteckt; auch die letzten Reste der Burg wurden später vom Heere des Kaisers vernichtet.

Am 20. Juli trafen die Kaiserin und Heinrich der Löwe vor Crema ein. Schon am anderen Tage begab sich die Kaiserin nach Lodi, wo ihr ein feierlicher Einzug bereitet wurde. Sie verweilte einige Zeit in der festen Stadt, ging aber dann nach einem Orte, Namens

Veruga*), und später nach S. Bassano im Gebiet von Cremona, unweit von Crema. Der Kaiser begleitete mit seinen Verwandten wahrscheinlich seine Gemahlin nach Lodi oder folgte ihr doch wenig später. Denn am 1. August stellte er dort auf Verwendung der Kaiserin dem Bischof Konrad von Eichstädt eine Schenkungsurkunde aus. Er begann um diese Zeit einen neuen Verheerungszug in das Mailändische Gebiet, gab aber denselben, da er auf den verwüsteten Feldern nirgends Futter für die Pferde fand, nach kurzer Zeit wieder auf und kehrte mit seinem ganzen Heere nach Crema zurück. Hier war indessen Heinrich der Löwe zurückgeblieben und hatte auf der Nordseite der Stadt vor dem Thore von Pianengo ein Lager aufgeschlagen. Die Pavesen, die um diese Zeit auch vor Crema zogen, nahmen zwischen dem Thore von Pianengo und dem Seriothor Stellung; eine Hülfsschaar, die Bergamo dem Kaiser gesandt hatte, scheint den Cremonesen sich angeschlossen zu haben. Der Ring um die Stadt war geschlossen.

Der Kaiser mochte hoffen, daß das stätige Anwachsen seines Heeres die Cremasken entmuthige, so daß er einer weiteren Fortsetzung der ihm schon lästigen Belagerung überhoben sein würde. Deshalb forderte er die Stadt noch einmal zur Unterwerfung auf. Aber die Bürger gaben eine trotzige Antwort; auf die Festigkeit ihres Platzes und den Beistand Mailands und Brescias bauend, beschlossen sie im Widerstand zu verharren. Die Uebermacht des Feindes spottete man in Crema; die Weiber zogen tanzend in den Straßen umher und sangen Trutzlieder auf den Kaiser: wie einst Lothar, werde auch er schimpflich von der Stadt abziehen müssen.

Dem Trotze der Bürger antwortete der Kaiser mit der Erneuerung des Banns. In einer Fürstenversammlung, die am 18. September im Zelte Heinrichs des Löwen gehalten wurde, erklärte er noch einmal die Cremasken für Reichsfeinde und verfügte über die Personen und die Habe aller Bürger der Stadt, wie der Mailänder, Brescianer und anderer Lombarden, welche sich in Crema befänden. Die Lehen der Gebannten sollten an die Lehnsherren zurückfallen, die Lehen und Allodien von Kirchenleuten an die Kirchen, die anderen Allodien aber

*) Der Ort ist vielleicht identisch mit Verrucola im Gebiet von Pavia, etwas nördlich von der Stadt. S. Bassano war im J. 1136 vom Kaiser Lothar zerstört worden (vgl. Bd. IV. S. 125), scheint aber bald von Cremona hergestellt zu sein.

an den Kaiser selbst; die Personen und die bewegliche Habe der Aufständigen wurden dem Fiscus zugesprochen. Mit den eingezogenen Gütern der Cremasken und Mailänder zeigte sich Friedrich in der Folge freigebig gegen seine Anhänger. Dem Bischof Otbert von Cremona und seiner Kirche stellte er am 26. November eine Urkunde darüber aus, daß alle Allodien der gebannten Cremasken zu Gabiano und die Lehen, welche die Erben des Guido und Albert von Melegnano von der Kirche von Cremona zu Maleo im Mailändischen hätten, an die Kirche zu freier Verfügung gelangen sollten. Am 30. December belehnte er dann den Tinto Mussa de Gatta, einen berühmten Baumeister von Cremona*), dem er schon früher die gräflichen Rechte auf seinen eigenen Besitzungen zugestanden hatte, mit der Grafschaft der Insula Fulcheria, d. h. fast in dem ganzen Gebiete Cremas, wie mit der mailändischen Burg Prada und ihrem Bezirk.

Vor Allem kam es jedoch darauf an, die Stadt selbst zur Unterwerfung zu nöthigen, und doch zeigte sich, daß der Muth ihrer Bürger noch keineswegs gebrochen war. Auch neue Verstärkungen, welche das kaiserliche Heer erhielt, machten auf die Cremasken geringen Eindruck. Etwa im Anfange des Oktober erschien Herzog Welf mit ungefähr 300 Rittern vor Crema. Er hatte bisher sich wenig um die großen italienischen Lehen gekümmert, welche er vom Kaiser erhalten hatte. Nur einmal hatte er sich flüchtig in den Ländern des Mathildischen Hausguts gezeigt und dort auch die Huldigungen der Städte Tusciens und des Herzogthums Spoleto entgegengenommen; das damals gegebene Versprechen, jene Städte alsbald zu besuchen, hatte er bisher nicht erfüllt. Die schlimme Weise, wie durch Welf und seine Beamten die Reichseinkünfte in seinen lombardischen Lehen veräußert

*) In der für Tinto Mussa de Gatta ausgestellten Urkunde werden die getreuen Dienste desselben hervorgehoben. Man wird annehmen müssen, daß Tinto besonders als Baumeister den Kaiser bei der Belagerung von Crema unterstützte; vielleicht war der Cremoneser Thurm sein Werk. Dann ist Tinto bei dem Aufbau der Mauern Lodis besonders thätig gewesen. Wir wissen, daß er am 3. August 1160 mit diesem Bau begann. Ein Ort Gatta, dicht vor Lodi, soll von Tinto den Namen haben, vielleicht ist auch der große Addakanal bei der Stadt, La Muzza, nach ihm genannt worden. Die große Bedeutung, welche Architekten, wie Guintelmus, Tinto und Marchisius, damals in der Lombardei hatten, ist sehr bemerkenswerth und scheint bisher wenig gewürdigt.

waren, hatte den Kaiser veranlaßt auch hier die Regalien beizutreiben*), und dieses Eingreifen des Kaisers scheint Welf zumeist veranlaßt zu haben jetzt mit einer Vasallenschaar über die Alpen zu gehen, wohl mehr um seine eigene Autorität, als die des Kaisers zu wahren. Dennoch war die Hülfe der angesehenen Fürsten Friedrich sehr erwünscht, und er begegnete ihm in der ehrenvollsten Weise. Er räumte ihm das Lager am Serio ein, welches er bisher innegehabt hatte, und nahm selbst eine Stellung zwischen den Thoren von Ripalta und Ombriano in der Nähe der Cremonesen und des großen von ihnen erbauten Thurms. Etwa um dieselbe Zeit, wie Welf, kam auch Rainald, der nach Köln gegangen war, um sein Erzbisthum anzutreten, zum Kaiser zurück und führte dem Heere desselben ebenfalls 300 Ritter zu.

Schon war Crema so eng eingeschlossen, daß die Einwohner kaum einen Pfeilwurf weit aus der Stadt gehen, Niemand von außerhalb in die Stadt gelangen konnte; jeder Markt war der Stadt genommen, ihre Mühlen zerstört, das fließende Wasser ihnen abgeschnitten. Die Cremasken versuchten den eisernen Ring, der sie umschloß, zu sprengen. Wiederholt machten sie Ausfälle, bei denen sie bald mit den Deutschen, bald mit den Cremonesen oder Pavesen in Kampf geriethen. Oefters waren auch sie die Angegriffenen. So ergriffen eines Tages die Bergamasken, um ihre Tapferkeit zu zeigen, die Gelegenheit zum Kampfe und hielten in demselben vom Morgen bis zum Dunkel aus; vier vornehme Cremasken führten sie triumphirend als Gefangene heim.

Der hitzigste Ausfall wurde aus Crema gemacht, als sich der Kaiser auf kurze Zeit entfernte, um seine Gemahlin in S. Bassano zu besuchen. In der ersten Frühe stürmten die Belagerten aus dem Thor von Ombriano heraus und zogen mit Feuerbränden auf eine Wurfmaschine los, welche bei dem Zelte des Pfalzgrafen Konrad lag. Es gelang ihnen dieselbe in Brand zu stecken. Kaum aber war dies geschehen, so sammelten sich die Ritter Konrads, Ottos von Wittelsbach, Roberts von Bassavilla und anderer Fürsten, die nach jener Seite lagerten. Es entbrannte ein blutiger Kampf, bei dem vier Cremasken in die Hände der Kaiserlichen fielen. Die Deutschen nahmen sogleich die grausamste Rache an den Gefangenen; einem wurde der Kopf, einem anderen die beiden Beine, dem dritten beide Arme abgehauen, der vierte wurde unter vielen Qualen hingemartert. Der Kampf dauerte bis zum Abend

*) Vergl. oben S. 186.

und endete mit dem Rückzug der Belagerten nach der Stadt. Da aber an dem engen Thore die verfolgten Cremasken sich stopften, stürzten viele in den Stadtgraben und fanden dort ihren Tod, andere geriethen in die Gefangenschaft der Deutschen. Inzwischen war der Brand an der Wurfmaschine längst gelöscht worden und hatte keinen erheblichen Schaden angerichtet.

Der Kaiser war über diese Vorgänge, als er zurückkehrte, überaus erbittert und ließ sieben von den gefangenen Cremasken aufhängen; in Crema antwortete man ihm damit, daß man vier Gefangene auf den Wällen an den Galgen knüpfte. Um weitere Schreckmittel gegen den Feind in der Hand zu haben, ließ der Kaiser jetzt die in Pavia zurückgelassenen mailändischen Gefangenen in sein Lager bringen, wie auch die Geiseln von Mailand und Crema, die bisher zu Cremona aufbewahrt waren. Zu derselben Zeit wurden sechs vornehme Mailänder gefangen, die man betroffen hatte, als sie mit den Bürgern von Piacenza Verhandlungen pflogen; denn schon sann auch Piacenza auf offenen Abfall. Unter diesen Gefangenen war auch ein Neffe des Erzbischofs von Mailand, ein reicher und angesehener Mann.

Der Zorn des Kaisers war auf das Höchste gereizt. Die Belagerung des kleinen Crema raubte ihm schon viel mehr Zeit, als die des großen Mailand im Jahre zuvor, und mit jedem Tage wuchs die Gefahr weiteren Abfalls in Italien, wurde der Widerstand Mailands und seiner Anhänger nur noch mehr ermuthigt. Die Auflehnung Cremas war in seinen Augen der frevelhafteste Hochverrath. Um jeden Preis mußte er die Stadt zu Fall bringen, und kein Mittel schien ihm verwerflich, wenn es den Trotz des Feindes beugte. Sein unbeugsamer Sinn steigerte sich zur äußersten Starrheit, und der Kampf um Crema nahm so eine Gestalt an, die ihn für alle Zeiten ebenso denkwürdig als entsetzlich gemacht hat.

Der Kaiser machte kein Geheimniß daraus, daß er fortan keine Rücksichten der Menschlichkeit mehr gegen die Belagerten kennen würde. Er ließ ihnen verkündigen, daß er fortan den Krieg in seiner ganzen blutigen Strenge führen würde; Niemand solle sich mehr an seine Gnade wenden und seinen Schutz in Anspruch nehmen; denn Niemandem werde er mehr Schonung gewähren. Daß es ihm damit Ernst sei, zeigte er, indem er vierzig von den Geiseln und überdies jene sechs vornehmen mailändischen Gefangenen hinrichten ließ.

Inzwischen machte der Kaiser alle Vorbereitungen zu einem großen Sturm auf die Stadt. Er ließ an der Seite, wo er lagerte, ein Schutzdach von ganz ungewöhnlicher Größe nebst einem kleineren gegen den Stadtgraben führen, um die Zuschüttung desselben zu bewerkstelligen. Da die Arbeit langsam vorrückte, begab er sich selbst nach Lodi und verlangte, daß alle leeren Tonnen von dort nach Crema geschafft würden. Am anderen Tage brachte man von Lodi über 200 Tonnen herbei, die sofort mit Erde gefüllt und in den Graben geworfen wurden; außerdem schüttete man in denselben mehr als 2000 Wagenfuhren an Erde und Holz, welches die Lodesanen herbeischafften. So konnte man das Schutzdach bald bis in die Mitte des Grabens bringen, und schon ließ der Kaiser auch den großen Thurm der Cremonesen gegen den Graben vorschieben.

Als die Cremasken die Gefahr wahrnahmen, welche ihnen von diesem Thurme drohte, warfen sie auf denselben bei Tag und bei Nacht aus zahlreichen Wurfmaschinen die schwersten Steine. Zum Schutz des Thurmes griff der Kaiser dagegen zu dem verzweifeltsten und grausamsten Mittel. Er ließ alle Geiseln und Gefangenen von Crema und Mailand, die noch in seiner Hand waren, auf den gefährdeten Thurm bringen und von ihnen etwa zwanzig vornehme Greise und Jünglinge in mit Seilen befestigten Körben an den Seiten des Thurmes aufhängen; bei Nacht gab man ihnen Kerzen zu tragen, damit sie von den Ihrigen gesehen werden konnten. Die Städter, meinte der Kaiser, würden ihre Väter und Kinder nicht tödten wollen. Aber bei den Belagerten war der Patriotismus mächtiger, als jede Rücksicht auf ihre Angehörigen. Sie gewannen es über sich bei Tag und bei Nacht neue schwere Geschosse gegen den Thurm zu werfen, und mehrere der Geiseln fanden so durch ihre eigenen Landsleute ein entsetzliches Ende. Erst nach einigen Tagen ließ der Kaiser den Thurm, der bereits Schaden erlitten hatte, zurückziehen und die noch lebenden Gefangenen und Geiseln aus demselben bringen*). Sobald die Belagerten sich von der drängendsten Gefahr befreit sahen, nahmen sie für ihre getödteten

*) Nach dem Dichter von Bergamo, welcher den Kampf Friedrichs gegen Mailand besungen, soll der Kaiser Reue über seine Grausamkeiten empfunden und deshalb den Thurm zurückgezogen haben; auch soll er den Belagerten die Todten zur Bestattung ausgeliefert und ihnen auf einige Tage Waffenruhe gewährt haben. Die anderen Quellen berichten hierüber Nichts.

Eltern, Söhne und Freunde Rache: mehrere gefangene Deutsche, Cremonesen und Lodesanen wurden auf den Wällen und Brustwehren der Stadt vor den Augen des Kaisers hingerichtet.

Seitdem entspann sich ein scheußlicher Wetteifer in blutigen Rachewerken. Als der Kaiser in der nächsten Zeit in einer Versammlung der Fürsten vor dem Seriothore über zwei gefangene Cremasken Kriegsgericht halten und sie zum Tode verurtheilen ließ, drohten die Belagerten, wenn er das Urtheil vollstrecken sollte, zwei ihrer Gefangenen aufzuknüpfen. Der Kaiser spottete dieser Drohung und ließ die Hinrichtung vollziehen; aber sogleich übte man auf den Wällen von Crema vor den Augen des Kaisers die angedrohte Rache. Außer sich vor Zorn ließ er alle Geiseln und Gefangenen Cremas und Mailands, die noch am Leben waren, herbeibringen und eine lange Reihe von Galgen errichten. Seine Absicht war, sie alle den Frevel Cremas büßen zu lassen. Aber die Bischöfe und Geistlichen widersetzten sich einem solchen Blutvergießen; sie brachten es mindestens dahin, daß nur neun die Todesstrafe am Galgen erlitten und den Anderen das Leben geschenkt wurde. Um dieselbe Zeit machte Heinrich der Löwe von Crema aus einen Streifzug in das Mailändische, bei welchem zehn mailändische Ritter in seine Gefangenschaft geriethen. Unter ihnen war ein Mann von auffallender Schönheit und, wie seine prächtige Rüstung verrieth, von großem Reichthum. Er bot ein Lösegeld von 2000 Mark, und die Deutschen, durch seine gewinnende Erscheinung gerührt, baten den Kaiser um sein Leben. Aber weder das Lösegeld noch die Bitten seiner Krieger brachten es dahin, daß der Kaiser ihm oder einem anderen dieser Mailänder die Todesstrafe erließ.

Da man in Mailand glaubte, daß der Kaiser, ganz mit der Belagerung Cremas beschäftigt, den von seinen Leuten besetzten Burgen in ihrem Gebiet nicht werde Hülfe leisten können, faßte man den Plan, diese Besatzungen zu verjagen. So sandten die Mailänder gegen eine nach dem Comersee gelegene Burg, welche Manerbe*) genannt wird, ein Heer, angeblich von 20,000 Mann, welches die Burg umschloß. Gozwin von Heinsberg, welchem der Kaiser die Grafschaft Seprio und die Martesana übertragen hatte, schickte sogleich nach Crema, meldete

*) Wohl Erba in der Martesana, nahe dem Comersee; an Manerbio zwischen Brescia und Cremona kann nach der Bezeichnung der Lage nicht gedacht werden.

das Unterfangen der Mailänder und verlangte Unterstützung. Der Kaiser beschloß 500 Ritter abzuschicken. Aber Gozwin ging, ehe diese noch eintrafen, den Mailändern vor der Burg entgegen. Da zogen die Mailänder in der Furcht, daß auch der Kaiser anrücken werde, eiligst von der Burg ab und kehrten in ihre Stadt zurück. Gozwin verfolgte sie, machte reiche Beute und viele Gefangene. Indessen hatten die Mailänder Piacenza zu offenem Abfall bewogen; als der Kaiser hiervon Kunde erhielt und erfuhr, daß Piacenza nicht nur Mailand mit Lebensmitteln unterstützte, sondern auch nach Crema Hülfe zu senden beabsichtigte, hielt er es für gerathen, entschieden gegen die treulose Bürgerschaft aufzutreten und sprach auch gegen sie den Bann aus.

Schon war vor Crema der große Thurm der Cremonesen hergestellt und, um ihn besser zu schützen, mit doppelten Faschinen, Fellen und Leinwand umkleidet worden. So wurde er wieder vorgeschoben, und die Geschosse der Belagerten, die bei Tag und Nacht auf das Werk fielen, richteten jetzt geringeren Schaden an. Es gelang endlich, den Thurm bis in die Mitte des Grabens zu bringen. Inzwischen war das große Schutzdach, nachdem der Graben fast völlig zugeschüttet, bis nahe an die Mauer vorgerückt worden; unter demselben trieb man einen Sturmbock, einen gewaltigen eisenbeschlagenen Balken, gegen die Mauer. Es glückte eine erhebliche Breche in dieselbe zu machen, doch stellten die Belagerten hinter der Maueröffnung sogleich einen Wall von Erde und Holz her und errichteten auf demselben Brustwehren und Wurfmaschinen. Schwierig war es deshalb durch den Mauerspalt in die Stadt einzudringen. Um der drohenden Gefahr zu begegnen, legten die Cremasken überdies eine Mine unter der Mauer an; sie hofften so zu dem Schutzdach gelangen und es in Brand stecken zu können. In der That kamen sie, nachdem die Mine geöffnet, bis an das Schutzdach; aber sie fanden an der Besatzung desselben, die von dem Thurm herab kräftig unterstützt wurde, eine so tapfere Gegenwehr, daß sie alsbald den Rückzug antreten mußten. Sie geriethen sogar in die Besorgniß, der Feind könne durch die geöffnete Mine in die Stadt eindringen, und beschlossen deshalb dieselbe wieder zu schließen. Der Kaiser ließ dagegen zur Vertheidigung seines Schutzdachs den Thurm bis hart an dasselbe vorschieben; aus den zahlreichen Schießlöchern des Thurms fiel ein so dichter Hagel von Steinen und Geschossen nach der Stadt, daß man dort die Brustwehren und die Wurfmaschinen verlassen mußte und

nicht einmal mehr zu den Mauern nach dieser Seite zu gehen wagte.

So ging das Jahr zu Ende. Schon sechs Monate war die Stadt vom Kaiser belagert; immer größer wurde ihre Bedrängniß, aber noch immer leistete sie den muthigsten Widerstand. Am 6. Januar (1160) zeigten sich die Belagerten wieder auf dem kürzlich aufgeführten Walle; ihre Absicht war durch das Werfen feuriger Stoffe das Schutzdach des Kaisers zu zerstören. Sie führten deshalb viele Fässer, mit dürrem Holz, Pech, Schwefel und anderen brennbaren Gegenständen gefüllt, auf den Wall; zugleich bauten sie hier ein Gerüst mit einer weit vorgeschobenen Brücke, von welcher durch eine Maschine Geschosse in eine Entfernung von zehn Ellen geschleudert werden konnten. Die Fässer wurden auf das Gerüst gebracht, in Brand gesteckt und auf das gefürchtete Werk geschleudert. Ein brennendes Faß nach dem andern fiel auf das Schutzdach des Kaisers herab, der selbst sich unter demselben befand und die Arbeiten leitete. Nur durch angestrengte Löschungsarbeiten von Morgen bis zum Abend gelang es, das Werk zu erhalten. Inzwischen hatten Pfalzgraf Konrad, Robert von Bassavilla, Otto von Wittelsbach und die anderen Fürsten, die vor dem Thore von Ombriano lagen, ähnliche Arbeiten, wie der Kaiser, unternommen. Sie hatten zahlreiche Schutzdächer gebaut und unter denselben den Graben an vielen Stellen mit Holz und Erde ausgefüllt; zugleich hatten sie mit Bogen und Wurfgeschossen den Cremasken auf den Mauern und innerhalb der Stadt große Verluste beigebracht.

Um diese Zeit stellte sich bei dem Kaiser ein sehr erfahrener Baumeister ein, Marchisius mit Namen. Er hatte bisher den Belagerten ausgezeichnete Dienste geleistet und ein außerordentliches Ansehen bei ihnen gewonnen, war aber durch Geld vom Kaiser und den Cremonesen Partei zu wechseln bewogen worden; unter großen Gefahren hatte er bei Nacht die Stadt verlassen. Der Kaiser schenkte dem Ueberläufer sogleich kostbare Gewande und ein Roß, welches er erst kürzlich für 12 Pfund Silber gekauft hatte; er verlangte zunächst von ihm den Bau eines hohen Gerüstes, welches zum Ersteigen der Mauern verwandt werden könne. Denn schon war er zu einem großen Sturme auf die Stadt entschlossen, deren Widerstand auf keine andere Weise mehr zu überwinden schien.

Marchisius machte sich sogleich an die Arbeit und baute ein mächtiges

hölzernes Gerüst, von welchem eine Brücke vorgeschoben werden konnte, die mehr als 40 Ellen Länge und 6 Ellen Breite hatte. Nachdem das Gerüst mit Faschinen gedeckt war, ließ der Kaiser es bis unmittelbar an den Thurm Cremonas heranbringen, der dicht hinter dem großen Schutzdach stand, welches fast die Mauer berührte. Dieses Schutzdach, eingeklemmt zwischen der Mauer der Stadt und dem großen Thurm, brachte jetzt mehr Hemmniß als Förderung; der Kaiser befahl deshalb es nun selbst in Brand zu stecken. Er hoffte, daß die Flammen auch die vorspringende Brücke der Cremasken ergreifen würden, fand sich aber hierin getäuscht. Dagegen erreichte er, was er besonders beabsichtigt hatte, daß der Thurm jetzt an die Stelle des Schutzdachs vorgeschoben und so bis auf wenige Schritte der Mauer genähert werden konnte. Als dies geschehen war, wurde das neue Werk des Marchisius unmittelbar an die Seite des Thurms gebracht.

Nach diesen Vorkehrungen wurde der 21. Januar zum Sturme auf die Stadt bestimmt. An diesem Tage ließ der Kaiser den Pfalzgrafen Konrad und Otto von Wittelsbach mit ihren Rittern den Thurm Cremonas besteigen, der gleichfalls mit einer Fallbrücke versehen war; andere deutsche Fürsten und Lombarden besetzten das Gerüst des Marchisius. Sobald von diesem die Brücke auf die Mauer Cremas niedergelassen war, sollte auch die Brücke des Thurms fallen und alle Ritter auf die Mauer stürmen und zugleich den Kampf beginnen. Die Brücken wurden gleichzeitig geworfen, und Pfalzgraf Konrad gelangte mit Otto von Wittelsbach und einigen Rittern glücklich auf die Mauer der Stadt. Sie warfen sich muthig den Cremasken entgegen; aber diese hatten den Sturm vorausgesehen und waren zum Widerstand gerüstet. Mit noch größerem Glück begegneten sie dem Angriff, der von dem Gerüst des Marchisius gemacht wurde, so daß die Italiener und Deutschen, welche hier über die Brücke vordrangen, bald zurückwichen und den Kampf aufgaben. Das Mißlingen dieses Angriffs vereitelte das ganze Unternehmen.

Auch dem Pfalzgrafen Konrad und Otto von Wittelsbach bereiteten die Cremasken den heißesten Kampf. Wiederholt wurde Otto durch feindliche Geschosse von der Mauer zurückgewiesen, drang aber immer wieder von Neuem vor. Den größten Gefahren setzte sich der junge Konrad aus, der durchaus nicht von der Mauer weichen wollte. Sein Fahnenträger Berthold stürzte sich mit einigen Rittern von der

Mauer mitten unter die Feinde, und hoffte, daß alle seine Waffenbrüder ihm folgen würden. Aber er blieb ohne Beistand und war bald rings von den Feinden umzingelt; er kämpfte wie ein Held, brachte Mehreren, die ihn angriffen, Wunden bei, wurde aber endlich gefangen und fand unter entsetzlichen Qualen sein Ende. Auch drei andere von Konrads Rittern fielen in die Hand der Feinde; die Cremasken hatten sie mit Haken von der Mauer zur Erde geriffen. Nach kurzer Zeit gelang es den Belagerten auch die Brücke des Thurms zu beschädigen; Steine und Wurfgeschosse, die unablässig aus sieben Maschinen auf die Brücke geschleudert wurden, zerstörten einen Theil der Bretter und Balken, so daß Niemand mehr dieselbe zu betreten wagte. Noch hielt sich Konrad mit mehreren Rittern auf der Mauer, aber die Belagerten setzten ihnen mit Steinen, Schwertern, Lanzen und Stangen so zu, daß sie endlich an den Rückzug denken mußten. Sie wurden verfolgt, und noch auf der schadhaften Brücke dauerte der Kampf fort. Konrad selbst kam glücklich nach dem Thurm hinüber; eine Verwundung, die er im Kampfe davon getragen, heilte nach kurzer Zeit. Einige seiner Ritter, welche nicht mehr über die Brücke gelangen konnten, stürzten sich in den ausgefüllten Graben.

Crema, welches schon durch den Verrath des Marchisius sehr entmuthigt war, hatte noch einmal den Angriffen der Belagerer einen heldenmüthigen und siegreichen Widerstand entgegengestellt, aber man konnte in der Stadt des Sieges nicht froh werden. Die Feindseligkeiten der Kaiserlichen gönnten den Bürgern keinen Augenblick mehr Ruhe. Der Thurm wurde zwar zur Herstellung der Brücke zurückgezogen, aber diese erfolgte schnell und bald sahen sich die Cremasken von einem neuen Sturme bedroht. Unablässig wurden bei Tages- und Nachtzeit Steine, Pfeile und andere Geschosse in die Stadt geworfen, und so gut wußten jetzt die Leute des Kaisers zu treffen, daß Niemand von den Belagerten sich mehr an die Maschinen wagte. Der Kaiser selbst, ein trefflicher Schütze, soll mehrere Cremasken getödtet haben.

Die Widerstandskraft Cremas war endlich gebrochen. Die steten Nachtwachen waren nicht mehr zu leisten; ein namhafter Theil der Bürgerschaft war in dem langen Kampfe untergegangen, der Rest schien neuen Anstrengungen nicht mehr gewachsen, und jede Aussicht auf einen Ersatz oder Entsatz durch die befreundeten Städte schwand. Schon verließen Viele die Stadt und gingen in das Lager des Kaisers, um

seine Gnade anzurufen. Auch die Zurückgebliebenen mußten an Unterwerfung denken. Vor Allem fürchteten sie die Erbitterung des Pfalzgrafen Konrad, der mehrere seiner tapfersten Ritter verloren hatte, und den eingefleischten Haß der Cremonesen, wenn die Stadt mit Gewalt genommen werden sollte. Sie beschlossen deshalb sich der Gnade des Kaisers anzuvertrauen und nahmen zunächst die Vermittelung des Patriarchen Peregrin von Aquileja und Herzog Heinrichs des Löwen in Anspruch; sie erklärten diesen Fürsten, nicht gegen den Kaiser, sondern gegen ihre erbittertsten Feinde, die Cremonesen, hätten sie die Waffen ergriffen; dem Kaiser sich zu unterwerfen seien sie bereit, aber der rachedürstenden Wuth Cremonas wollten sie sich nicht überliefern. Als der Kaiser die Absichten der Belagerten erfuhr, stellte er mit seinen Fürsten und Bundesgenossen die Bedingungen der Unterwerfung fest.

Die Sieger verlangten, wie nicht anders zu erwarten war, die Vernichtung der Stadt und sicherten den Belagerten Nichts als das nackte Leben. Die Mailänder und Brescianer in der Stadt sollten frei abziehen können, doch zuvor ihre Waffen und Pferde ausliefern. Die Cremasken sollten die Heimat verlassen und nur soviel von ihrer Habe mitnehmen dürfen, als sie auf dem Rücken fortschleppen könnten; obwohl sie alle das Leben verwirkt hätten, solle ihnen der Abzug aus Gnade gewährt werden, doch hätten sie nicht weiter auf Schonung zu rechnen, wenn sie diese Bedingungen zurückwiesen. Als die Forderungen des Kaisers in Crema bekannt wurden, gingen die Consuln mit den Mailändern und Brescianern, die ihnen so tapferen Beistand geleistet hatten, und mit ihren eigenen Mitbürgern zu Rathe. Man wußte, daß die Drohungen des Kaisers ernst waren, man dachte an die Zerstörung Tortonas und die Unterwerfung Mailands, man sah, daß das Schicksal Cremas bereits entschieden sei und es sich nur darum noch handeln könne, ob man das Leben sichern oder auch dies dem Feinde preisgeben wolle. Man wählte das Erstere, und so hart der Entschluß war, man entschloß sich die Bedingungen des Kaisers anzunehmen. Es wurde dies sogleich dem Kaiser erklärt, und durch Gesandte, die er in die Stadt schickte, wurden am Dienstag dem 26. Januar die Bedingungen der Unterwerfung in aller Form festgestellt.

Am folgenden Tage verließen die Mailänder und Brescianer waffenlos die Stadt. Gleichzeitig wandten die ebenso tapferen, als unglücklichen Cremasken ihrer Heimat den Rücken; keuchend unter dem

letzten Reste ihrer Habe, traten sie den schweren Gang in die Fremde an. Man erzählt, daß eine Frau alles das Ihrige zurückgelassen habe, um nur ihren kranken Mann, den die eigenen Füße nicht trugen, aus der Stadt zu bringen. Einen anderen Kranken trug der Kaiser selbst mit einigen seiner Ritter hinaus; auch brach er, als der traurige Zug der abziehenden Cremasken an einer engen Stelle sich stopfte, selbst ihm Bahn. Man hat dies aufzuzeichnen nicht vergessen, um darzuthun, daß er gegen den bewältigten Feind wieder Rücksichten der Menschlichkeit kannte. Für die Sicherheit des Abzugs war Herzog Heinrich von Oesterreich zu sorgen beauftragt. Der Abziehenden sollen mehr als 20,000 gewesen sein, doch scheint dabei die Bevölkerung des alten Crema zu hoch angeschlagen zu sein. Die Mailänder und Brescianer kehrten in ihre Heimat zurück; die Cremasken, die keine Heimath mehr hatten, zerstreuten sich in die umliegenden Ortschaften. Von den ihm ausgelieferten Waffen schenkte der Kaiser 300 Brustharnische, außerdem Beinschienen, Schilde und Helme den Lodesanen.

Als die Stadt von ihren Bürgern geräumt war, zogen die feindlichen Heere ein. Die Führer nahmen sogleich ganze Stadttheile in Besitz, um sich die zurückgelassene Beute zu sichern. Dies empfanden die niederen, beutelustigen Krieger übel und legten aus Neid und Wuth an verschiedenen Stellen Feuer an*). So wütheten die plündernden Krieger und das Feuer zugleich in der Stadt, und ehe noch die Raublust gesättigt war, hatte sich das Feuer über alle Theile Cremas verbreitet. Was von den Häusern die Flammen verschonten, zerstörten die Cremonesen und Lodesanen, trugen die Stadtmauern ab und schütteten die Gräben zu. Die Cremonesen, die sich besonders eifrig bei dem Zerstörungswerk zeigten, rissen auch mehrere Kirchen nieder.

Fünf Tage, bis zum 31. Januar, verweilte der Kaiser auf den Trümmern der Stadt. Ehe er dieselben verließ, befahl er den großen Thurm der Cremonesen und alle die anderen Belagerungsmaschinen, die man mit einem Kostenaufwande von mehr als 2000 Mark Silber erbaut hatte, zu zerstören. Er ging zuerst nach Lodi, aber schon am 3. Februar nach Pavia. An demselben Tage kehrten auch die Cremo-

*) Nach dem Dichter von Bergamo sollen besonders die Cremonesen den Brand angelegt haben.

nesen triumphirend in ihre Heimat zurück; ihre alte Feindin war endlich erlegen.

Die Stelle am Serio, wo Crema gestanden hatte, lag jetzt wüst und öde. Eine Stadt war vernichtet, die nicht durch ihre Größe und ihren Reichthum, aber durch ihre Rührigkeit und Tapferkeit eine Zeit lang eine hervorragende Stelle unter den lombardischen Communen eingenommen hatte. Nichts zeugte mehr für die Tüchtigkeit ihrer Bürger, als der siebenmonatliche Widerstand gegen den Kaiser und dessen weit überlegene Streitkräfte. Crema war besiegt, aber gerade in seinem Falle hatte es einen immerdar ruhmreichen Namen gewonnen. Wohl ist die Stadt alsbald wiederhergestellt worden, aber die frühere Bedeutung hat es nie wieder erlangt; in ihren Annalen sind die Blätter, welche von der Belagerung des Jahres 1159 handeln, die schönsten geblieben.

Der Kaiser war seines Sieges froh und verbreitete die Nachricht desselben sogleich nach allen Seiten. Er betonte, wie ihm der vollständigste Triumph zugefallen sei und er Nichts als das nackte Leben dem armen Volke der Stadt gelassen habe. Und damit nicht dies noch zu viel schiene, suchte er diesen Akt der Milde mit seinen königlichen Pflichten gewissermaßen zu rechtfertigen; denn die göttlichen und menschlichen Gesetze, fügte er hinzu, verlangen, daß dem Fürsten immerdar die Gnade zur Seite stehen müsse. Mit dem Kaiser frohlockten die ihm in Italien verbündeten Städte. Pavia bereitete ihm einen glänzenden Empfang und beging dann zur Verherrlichung des Sieges große Feste. An wahrem Ruhm hatte Friedrich vor Crema eher verloren, als gewonnen. Dennoch begreift sich seine Siegesfreude. Während mit jedem Tage, wo sich Crema hielt, seine Widersacher in Italien ermuthigt, die Roncalischen Beschlüsse mehr in Frage gestellt wurden, gab der Fall der Stadt seiner Autorität hier neues Gewicht, und er konnte hoffen nun bald jeden anderen Widerstand niederzuwerfen. Das Schicksal Cremas mußte auf alle seine Feinde in der Halbinsel entmuthigend wirken, und zu seinen Feinden gehörten nicht allein Mailand und der König von Sicilien, sondern auch die Mehrzahl der römischen Cardinäle.

Schon war ein neues Schisma in der römischen Kirche ausgebrochen, bei dem es sich wesentlich darum handelte, ob man mit dem neu sich erhebenden Kaiserthum den Frieden erhalten oder zum offenen

Angriffe gegen dasselbe, wie einst in den Tagen Gregors VII. übergehen solle. Alle die Fragen, welche ein halbes Jahrhundert lang zu blutigen Kämpfen geführt hatten und dann mehr durch einen Waffenstillstand beigelegt, als endgültig entschieden waren, welche seitdem alle dem Zusammenhang der Weltereignisse nachsinnenden Geister unablässig beschäftigten, alle diese Fragen drängten sich wieder in den Vordergrund der Geschichte. Der Kaiser, den sie persönlich auf das Unmittelbarste berührten, war entschlossen, sein kaiserliches Recht auch gegen das Papstthum zu wahren, jedem unbegründeten Anspruche desselben mit voller Entschiedenheit zu begegnen. Als kein geringes Glück mußte es ihm da erscheinen, daß er, mit Siegeslorbeeren geschmückt, in den Kampf gegen das Gregorianische System, wie es von Neuem von Rom aus verkündet wurde, einzutreten vermochte.

7.

Ausbruch des Schisma.

Die letzten Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und Hadrian IV.

Die neue Erhebung des Kaiserthums hatte Hadrian IV. immer mit mißgünstigen Augen angesehen; ein so hochstrebender und selbstbewußter Geist, wie der des neuen Kaisers, erweckte ihm Argwohn und Mißtrauen. Mochte er auch eine Zeit lang Friedrichs Bundesgenossenschaft gesucht, mochte er nach Lösung des Bundes, um die unabsehbaren Folgen eines jähen Bruchs zu vermeiden, im letzten Augenblick wieder versöhnliche Schritte gethan haben, nie gewann er doch Vertrauen zu einem Manne, dem es ganz an jener Devotion fehlte, welche die römische Curie längst von den Fürsten beanspruchte und bei den meisten zu finden gewohnt war.

Mit Besorgniß sah es Hadrian, daß Friedrich zum zweiten Male über die Alpen kam, so versöhnliche Gesinnungen seine Legaten auch beim Kaiser gefunden hatten. Mit Furcht erfüllte ihn die Unterwerfung Mailands, der reichsfeindlichen Stadt, mit welcher er in freundlicher Verbindung stand. Nichts aber erbitterte ihn mehr als die Roncalischen

Beschlüsse, zumal der Kaiser diesen alsbald auch im römischen Tuscien und in der Campagna, wie in dem Mathildischen Hausgut, auf welches die römische Curie ihre Ansprüche nie aufgegeben hatte, Geltung gab und auch dort Reichssteuern beitrieb.

Je mehr sich der Papst aber dem Kaiser entfremdet fühlte, desto näher trat er König Wilhelm von Sicilien, mit dem ihn gemeinsame Interessen gegen Friedrich verbanden. Denn die wachsende Macht des Letzteren, der seit seiner Erhebung von der feindlichen Politik seiner Vorfahren gegen Sicilien nicht abgewichen war, bedrohte die Normannenherrschaft in Italien mit dem Untergange, und es lag in der Natur der Dinge selbst, daß Wilhelm Nichts unversucht lassen mußte, um in der Halbinsel den Widerstand gegen Friedrich zu unterhalten. Die Verhältnisse seines Reichs hatten sich gerade damals günstiger gestaltet. Seine Schiffe hatten einen glücklichen Zug nach den griechischen Küsten unternommen und der Flotte Kaiser Manuels eine schwere Niederlage beigebracht; er hatte dann auch sofort den glücklichen Moment benutzt, um nach so langen, bedenklichen Kämpfen einen dreißigjährigen Waffenstillstand mit den Griechen zu schließen. Zugleich war es ihm gelungen den Aufstand in Campanien und Apulien völlig zu bewältigen; Andreas von Rupecanina und Robert von Bassavilla hatten sich schließlich wieder zu Friedrich begeben, auf dem ihre letzten Hoffnungen ruhten. Wilhelm konnte jetzt daran denken, den Kampf gegen den Staufer aufzunehmen, und in demselben mußte ihm die Unterstützung des Papstes von unberechenbarem Werthe sein.

Allerdings zögerte Hadrian mit dem glückreichen Kaiser, hinter dem die ganze Kirche Deutschlands und der größte Theil des lombardischen Episcopats stand, offen zu brechen. Er hatte den Cardinal Guido von Crema zu dem Roncalischen Tage gesendet, und noch später war der Cardinal Heinrich im Lager des Kaisers erschienen, um Verhandlungen zu pflegen, die auf die Herstellung eines neuen Bundesverhältnisses abzuzielen schienen. Aber bei jeder Gelegenheit zeigte sich doch die dem Kaiser abgeneigte Gesinnung des Papstes. Zuerst war sie bei der Besetzung des erzbischöflichen Stuhls von Ravenna deutlich hervorgetreten. Dem Kaiser lag viel daran, daß der Nachfolger Anselms eine ihm durchaus ergebene Persönlichkeit sei. Er hatte deshalb die Wahl des jungen Guido, eines Sohns des Grafen von Biandrate, betrieben und durchzusetzen gewußt. Die Wahl war in Gegenwart

eines kaiserlichen und päpstlichen Gesandten, des Bischofs Hermann von Verden und des Cardinals Hyacinth, einstimmig erfolgt. Der Erwählte war aber früher auf Ansuchen des Kaisers selbst vom Papste unter den römischen Klerus aufgenommen worden und bekleidete damals die Stelle eines Subdiakonen in der Stadt. Der Kaiser sandte deshalb den Bischof Uguccio von Vercelli mit einem Schreiben an den Papst, um die Entlassung Guidos aus dem Verbande des römisches Klerus und die Weihe desselben zu erwirken. Hadrian wies jedoch die Bitte des Kaisers entschieden zurück, und auch Bischof Hermann von Verden, der dann im kaiserlichen Auftrag nach Rom ging, vermochte nicht den Sinn des Papstes zu ändern. Trotzdem erhielt Friedrich die Wahl Guidos aufrecht und erkannte ihn als Erzbischof von Ravenna an.

Ernstlichere Folgen hatte wenig später ein anderer Vorgang. Schon seit mehreren Jahren war zwischen Bergamo und Brescia Streit wegen der Burgen Volpino, Ceredello und Caolino, Lehen des Bischofs von Brescia in der Valle Camonica, in deren Besitz Brusato, ein angesehener Bergamaske, gewesen war, sie dann aber ohne Einwilligung des Bischofs an die Stadt Bergamo verkauft hatte. Diesen Kauf hatten die Brescianer nicht anerkannt und das Lehnsgesetz Friedrichs von 1154 schien ihnen ein Recht darauf zu geben. Aber sie suchten ihr Recht mit Gewalt zu gewinnen, verwüsteten das Gebiet von Bergamo und verachteten die Aufforderung des Kaisers den Rechtsweg zu betreten. Im März 1156 war es dann zu einer blutigen Schlacht bei Palosco*) zwischen den Brescianern und Bergamasken gekommen, in welchen die Letzteren eine schwere Niederlage erlitten und am 21. März die erkauften Burgen der Kirche von Brescia abtreten mußten. Die gefangenen Bergamasken wurden darauf entlassen, mußten aber zuvor schwören, keine Klage gegen Brescia vor den Kaiser zu bringen. Trotzdem ergriff Friedrich für Bergamo Partei und erklärte den zwischen den beiden Städten geschlossenen Friedensvertrag für ungültig. Sobald sein Heer wieder in der Lombardei erschienen war, mußte Brescia den Friedensbruch schwer büßen, doch wurde der Rechtsstreit nicht ausgetragen, und Brescia war noch im Besitz Volpinos und der anderen

*) Palosco im Gebiete Bergamos, westlich vom Lago d'Iseo, welcher die Grenze zwischen den Territorien von Brescia und Bergamo hier bildet; Volpino und die dazu gehörigen Orte liegen etwas nördlich vom See.

Burgen. Je weniger es zweifelhaft schien, daß der Kaiser gegen Brescia, welches aufs Neue seinen Zorn gereizt hatte, ein mißgünstiger Richter sein werde, um so mehr glaubte sich der Papst der Kirche dieser Stadt annehmen und einen richterlichen Spruch gegen ihr Interesse verhüten zu müssen.

Deshalb erließ Hadrian ein Schreiben an den Kaiser, in welchem er ziemlich unverhohlen ihm untersagte den Rechtsstreit zwischen Brescia und Bergamo zur Entscheidung zu bringen. Noch verletzender, als der Inhalt des Schreibens, war die Art, wie es an den Kaiser gelangte. Ein ärmlicher Bote nöthigte es gleichsam mit Gewalt ihm auf und verschwand spurlos, ehe es noch verlesen war. Der Kaiser fühlte sich schwer beleidigt; er beschloß dem Papst eine Antwort durch eine vornehme Persönlichkeit zugehen zu lassen, gab aber der Kanzlei den Befehl, daß nicht nur in der Aufschrift des Antwortschreibens sein Name dem des Papstes vorangestellt, sondern auch im Contert der Papst mit „Du" statt „Ihr" angeredet werde. Es entsprach dies dem früheren Gebrauche der kaiserlichen Kanzlei, der erst in der Zeit Konrads III. verlassen war. Der Kaiser wußte recht wohl, daß diese Rückkehr zu der alten Sitte in Rom großen Anstoß erregen würde, aber er erklärte: entweder solle der Papst an den ehrerbietigen Formen festhalten, welche dessen Vorgänger gegen die Kaiser beobachtet hätten, oder er müsse sich gefallen lassen, daß der Kaiser fortan dieselben Formen brauche, welche seine Vorgänger gegen die Päpste eingehalten. In der That steigerte dieser Streit um Formalitäten die Gereiztheit des Papstes auf das Höchste. Man erzählte sich, daß er schriftlich Mailand und andere Städte zum Abfall aufgemuntert habe. So wenig wahrscheinlich das ist, wird doch kaum zu bezweifeln sein, daß ihm der Aufstand Mailands erwünscht kam.

Man stand vor einem neuen offenen Bruche zwischen Kaiser und Papst. Aber es fehlte in der Curie nicht an Männern, die ihn aufzuhalten suchten. Dazu gehörte nicht allein der dem Kaiser schon lange nahe stehende Cardinal Octavian mit seinem ganzen Anhange, sondern auch jener Cardinal Heinrich, der noch jüngst als Friedensbote zum Kaiser gegangen war. Der Letztere wandte sich an Bischof Eberhard von Bamberg, bei dem er wiederholt in seinen Bestrebungen Unterstützung gefunden hatte, jetzt schriftlich mit der Bitte, sich des Friedens anzunehmen, für den sie Beide gearbeitet hätten und der jetzt wieder ernstlich bedroht sei.

In dem uns erhaltenen Schreiben bezeichnet Heinrich die stilistischen Neuerungen in dem letzten Schreiben des Kaisers als Beweise veränderter Gesinnung gegen den Papst und spricht die Besorgniß aus, daß alle ihre bisherigen Bemühungen vergeblich gewesen seien; er fordert Eberhard dringend auf, für die Ehre und Freiheit der Kirche einzutreten und dafür zu sorgen, daß die früheren ehrerbietigen Formen gegen den Papst gewahrt blieben. So lange, meint er, die Verhandlungen durch Männer geführt würden, welche die kanonischen Bestimmungen und die kirchlichen Dinge nicht kennten, würden die Friedensverhandlungen nicht zum Abschluß gelangen; wenn aber Eberhard und der Magdeburger Propst die Last dieser Verhandlungen auf sich nähmen und selbst nach Rom kommen wollten, würden alle Schwierigkeiten leicht gehoben werden. Wenn übrigens, schließt der Brief, sich Niemand findet, der die erzürnten Gemüther zu besänftigen und das Aergerniß zu heben vermag, können die Verhältnisse zu einer Entscheidung drängen, und was jetzt noch besteht, kann die Macht der Umstände niederwerfen. Man wird diese Andeutungen dahin verstehen müssen, daß die Gefahr einer Verständigung des Papstes mit den Feinden des Kaisers drohe, wofern nicht alsbald ein Friedensvertrag mit diesem zu Stande kommen sollte. Auch an den Kaiser selbst richtete der Cardinal ein Schreiben, welches uns jedoch nicht aufbewahrt ist.

Merkwürdig ist die Antwort Eberhards an den Cardinal. Er betheuert, daß er an der Sache, die ein solches Aergerniß gegeben habe, völlig unschuldig sei; nur mit Mühe habe er entdeckt, was zu so großen Schmerzen den Anstoß gegeben und er nicht genug bedauern könne. Der Feind, bemerkt er mit Anspielung auf das evangelische Gleichniß vom Sämann*), habe Unkraut zwischen den Weizen gesäet, nämlich zwischen die Friedensverhandlungen, die nicht sowohl von ihm selbst, als vom Cardinal ausgegangen seien. Uebrigens ließen sich alle üblen Dinge auf gute Anfänge zurückführen**). Die kaiserlichen Briefe früherer Zeit seien in einer Form abgefaßt, welche der Schlichtheit und

*) Matth. 13, 25.

**) „Omnia mala a bonis principiis orta sunt" schreibt Eberhard mit Beziehung auf die Worte des Sallust (Cat. c. 51): Omnia mala exempla ex bonis orta sunt.

Geradheit der Vorfahren entsprochen, wo man sich noch nicht um „Du" und „Ihr", wie um die Voranstellung der Namen gekümmert habe, jetzt sei das Alles freilich anders geworden. Auf dem älteren Herkommen beruhe die Abweichung von der modernen Sitte, doch sei sie zunächst dadurch veranlaßt worden, daß die schon erstickte Flamme durch das Schreiben des Papstes über den Streit zwischen Brescia und Bergamo wegen der Burgen und die verächtliche Weise, wie dieses Schreiben dem Kaiser mitgetheilt, aufs Neue angefacht sei. Nichts solle damit beschönigt, sondern nur der Grund des Uebels angedeutet werden, damit der Cardinal und andere kluge Leute leichter es beseitigen könnten.

„Wir sagen und schreiben," fährt Eberhard fort, „täglich von hüben und drüben: „Kommt her! Kommt her!" und wieder: „Wir kommen, wir kommen." Aber in Wahrheit sitzen wir still; wir sitzen mit Eurem Verlaub und gähnen. Wir sitzen, meine ich, wie einer in der römischen Republik sagte, bei Nacht den Tag und bei Tag die Nacht erwartend, und gehen mit aller unserer Weisheit zu Grunde*). Was mich betrifft, sage ich Euch im Vertrauen: Ich will nicht der Träger einer schlechten Botschaft sein und werde nicht zu Euch kommen, um bittere Dinge zu hören oder zu sagen. Worte treffen auf Worte, wie „dräuende Speere auf Speere" **). Wo ist Weisheit, wo Verstand in Reich und Kirche? Gott bewahre uns vor denen, von denen es heißt: „Sie wußten keinen Rath mehr" ***). Saget aber nicht mehr zu uns: „Kommt her!", sondern kommt vielmehr Ihr selbst, die Ihr die Schlüssel der Weisheit habt, kommt ohne Einladung und belehret uns, Eure Söhne, nicht in Bitterkeit des Herzens, sondern in Güte und vieler Milde. Gnade Gott denen, die, Oel in das Feuer gießend, zwischen Vater und Sohn, Reich und Kirche Zwietracht säen. Ich bin ein Narr geworden, dazu habt Ihr mich gezwungen†). Um Gotteswillen

*) „Sedemus, inquam, ut ait quidam in Romana republica, nocte diem, die noctem expectantes, et iam prudentes et scientes perimus." Ich kann die Stelle, wie sie angegeben ist, in der klassischen Literatur nicht nachweisen; der Schluß erinnert an die Worte des Terenz (Eun. I. 1. 27): „Prudens, sciens, vivus videnque pereo."

**) Quasi „pila minantia pilis." Entlehnung aus Luc. Phars. I. 7.

***) Psalm 107, 27.

†) 2 Cor. 12, 11.

mögen gute Boten zu uns kommen, welche den Frieden bringen, als die Weisen, die uns lehren wohl oder übel auf ihn zu bringen, und mit Gottes Hülfe soll dann in gewohnter Weise geschrieben werden. „Thränenreichem Beginn wird glückliches Ende dann folgen“ *) und „die Traurigkeit in Freude verkehrt werden“ **). — Der Kaiser verließ, als Euer Bote kam, wegen gewisser geheimer Geschäfte plötzlich das Lager. Deshalb habe ich weder auf meine Vorstellungen eine bestimmte Antwort von ihm herauslocken können, noch werdet Ihr in nächster Zeit ein Schreiben von ihm erhalten. Aber Ihr kennt ihn: er liebt, die ihn lieben, Anderen entfremdet er sich, da er noch nicht ganz gelernt hat auch seine Feinde zu lieben.“

Bischof Eberhard schrieb auch an den Papst selbst. Er entschuldigte seine Kühnheit als des heiligen Vaters Rathgeber aufzutreten mit der großen Gefahr, welcher der Kirche drohe. Aus jenem Krater, welchen der Prophet***) heißsiedend nach Mitternacht gesehen habe, beginne das Feuer schon in schwachen Funken hervorzubrechen; noch stehe er im Rauch und noch schlügen die hellen Flammen nicht auf, doch es sei zu befürchten, daß ein Wortstreit das Feuer zum Ausbruche bringen werde und dieses dann Kirche und Reich ergreife. Er habe weder dem Kaiser noch dem Papste Worte und Thaten vorzuschreiben, aber er hege den Wunsch, daß der Friede erhalten bleibe; mehr komme darauf an, das Feuer sofort zu ersticken, als darüber zu streiten, von welcher Seite es veranlaßt sei, und er wage deshalb dem Papste den Rath zu geben, dem Kaiser, seinem Sohne, freundlich und versöhnlich zu schreiben, um mit väterlicher Liebe ihn zu sich zurückzurufen, da er ja ihm alle Ehre zu erweisen bereit sei. „Samuel,“ schließt der Brief, „umarme seinen David und lasse sich nicht mehr von ihm trennen, damit das Kleid keinen Riß erleide, Gott geehrt und die katholische Kirche sich in Ruhe des Gehorsams erfreue.“

Der Rath Eberhards, daß von Rom aus versöhnliche Schritte gethan werden sollten, schien gute Aufnahme gefunden zu haben. Denn in der Mitte des April 1159 erschienen vor dem Kaiser die Cardinäle

---

*) „Flebile principium melior fortuna sequetur,“ ein von Schriftstellern des Mittelalters öfters angeführter Vers, dessen Ursprung mir unbekannt ist.

**) Ev. Johann. 16, 20.

***) Jeremias 1, 13.

Heinrich und Guido von Crema, friedliche Männer, mit freundlichen Worten. Sie erklärten dem Kaiser, daß der Papst bereit sei, den im Jahre 1153 zwischen seinen Vorgängern und Friedrich geschlossenen Friedensvertrag zu erneuern. Die Antwort des Kaisers ging dahin, daß er den Vertrag bisher getreu gehalten habe, aber fortan nicht mehr an ihn gebunden sein wolle, da derselbe vom Papst verletzt sei, indem er sich auf eigne Hand mit dem Sicilier verständigt habe*); er fügte hinzu, daß er bereit sei über die zwischen ihm und dem Papste streitigen Punkte — es waren offenbar dieselben, die er schon zu Augsburg dem Cardinal Heinrich bezeichnet hatte, — sich einer richterlichen Entscheidung nach weltlichem oder kanonischem Rechte, oder im Falle eine solche Entscheidung Bedenken erregen sollte, einem Schiedsspruch von Fürsten und Klerikern zu unterwerfen, wenn das Gleiche auch vom Papste geschähe. Die Cardinäle hörten dies gern, wagten aber ohne die Ansicht des Papstes zu kennen, nicht auf das Anerbieten des Kaisers einzugehen. Es wurden deshalb Boten nach Rom gesandt. Die Antwort des Papstes überbrachten die Cardinäle Octavian und Wilhelm; der eine längst dem Kaiser nahe stehend, der andere, früher Archidiakon zu Pavia, eine ihm kaum minder genehme Persönlichkeit. Aber die Aufträge, welche sie hatten, waren wenig geeignet den Frieden zu fördern.

Der Papst erklärte abermals, daß er keinen anderen Vertrag eingehen wolle, als den vom Jahre 1153; zugleich aber erhob er gegenüber den Beschwerden des Kaisers mehrere Forderungen der bedenklichsten Art. 1) Der Kaiser solle fortan ohne Mitwissen des Papstes keine Gesandten nach Rom schicken, da alle obrigkeitliche Gewalt und alle Regalien dort dem heiligen Petrus gehörten. 2) Von den Besitzungen des Papstes solle das Fodrum nur bei der Fahrt zur Kaiserkrönung erhoben werden. 3) Die Bischöfe Italiens sollten dem Kaiser nur den Treueeid, nicht den Eid der Mannschaft leisten, und die kaiserlichen Gesandten nicht Herberge in den bischöflichen Palästen verlangen dürfen. 4) Der römischen Kirche sollten ihre Besitzungen und die Tribute von Ferrara, Massa und Ficcarolo, von dem ganzen Mathildischen Hausgut, allem Lande zwischen Aquapendente und Rom, dem Herzogthum Spoleto, wie den Inseln Sardinien und Corsica zurück-

*) Vergl. oben S. 100. 101.

gegeben werden. Augenscheinlich waren diese Forderungen besonders darauf gerichtet, in einem großen Theile Italiens die Beschlüsse des Roncalischen Tages wieder außer Kraft zu setzen und hier dem Papste die oberherrlichen Rechte zu sichern.

Der Kaiser, welchen die Gesandten gegen Ende des Mai im Mailändischen angetroffen haben werden, antwortete auf die päpstlichen Forderungen, daß er ohne Zustimmung der Fürsten keine Entschließung fassen könne, doch wolle er nicht unterlassen, ohne Präjudiz für die Folge seine Ansichten zu äußern. Den Eid der Mannschaft verlange er von den Bischöfen Italiens nicht, wenn sie auf die Regalien verzichten wollten; die Einkehr der kaiserlichen Gesandten in die bischöflichen Wohnungen sei ungerechtfertigt, wenn die Bischöfe auf ihrem eignen Grund und Boden wohnten; die Paläste der Bischöfe aber auf königlichem Boden gehörten dem Könige und müßten deshalb den Gesandten desselben offen stehen. Wenn der Papst verlange, daß keine kaiserlichen Gesandten ohne sein Einverständniß nach Rom geschickt werden sollten, weil dort alle obrigkeitliche Gewalt und alle Regalien dem Papste gehörten, so handle es sich um einen wichtigen und der gründlichsten Erwägung bedürftigen Punkt; denn nach göttlicher Anordnung werde der Kaiser „römischer Kaiser" genannt und sei ein solcher, er trage aber nur einen leeren und wesenlosen Namen, wenn die Stadt Rom ganz seiner Gewalt entzogen werde. Was der Kaiser in Bezug auf den zweiten und vierten Punkt erwidert hat, wissen wir nicht.

Den Forderungen des Papstes gegenüber betonte der Kaiser abermals die schon öfters erhobenen Beschwerden, daß der Vertrag, wonach der Papst mit den Griechen, den Siciliern und den Römern kein besonderes Abkommen habe treffen können, gebrochen sei, daß die Cardinäle ohne kaiserliche Erlaubniß frei das Reich durchzögen, daß sie in den königlichen Palästen der Bischöfe Wohnung nähmen und die Kirchen aussögen, daß ungerechtfertigte Appellationen vom Papste angenommen würden u. s. w. Eine Erneuerung des früheren Vertrags wies er auch jetzt entschieden zurück. Zugleich aber erklärte er sich aufs Neue in Gegenwart aller deutschen und italienischen Bischöfe, Laienfürsten, Barone und Vasallen bereit, alle zwischen ihm und dem Papste streitigen Punkte einer richterlichen Entscheidung oder einem Schiedsspruch zu unterwerfen, wenn der Papst das Gleiche zu thun entschlossen sei.

Obwohl die Legaten erwiederten, daß man dem Papst nicht wohl einem Proceß unterwerfen und vor ein Gericht stellen könne, traten sie endlich doch einem Vorschlag nicht entgegen, wonach zur Untersuchung der gegenseitigen Streitpunkte ein Schiedsgericht von sechs Cardinälen von Seiten des Papstes und sechs Bischöfen von Seiten des Kaisers eingesetzt werden sollte. Sie meldeten dem Papst im Einverständniß mit dem Kaiser den Verlauf der in Lodi und vor Crema fortgesetzten Verhandlungen und baten ihn andere Cardinäle für das Schiedsgericht zu senden. Aber der Papst weigerte sich auf den Vorschlag einzugehen und Cardinäle zu schicken. Damit kamen die bis etwa Mitte des Juli fortgesponnenen Verhandlungen zum Abbruch; jede Hoffnung, ein Abkommen zwischen Kaiser und Papst zu treffen, schien aufgegeben werden zu müssen. Dennoch entschloß sich der Kaiser noch einmal auf Zureden der Cardinäle eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, sie sollte mit dem Papste, wenn er dazu geneigt wäre, einen Friedensvertrag vereinbaren, weigere er sich, mit dem römischen Senat ein Abkommen treffen.

Denn schon während der letzten Verhandlungen waren Gesandte des römischen Senats im Lager des Kaisers erschienen. Sie sollten den Zorn des Kaisers über die Vorgänge bei seiner Krönung zu beschwichtigen und einen Friedensvertrag mit ihm zu schließen suchen. Als sie die Forderungen des Papstes, welche auch sie so nahe angingen, in Erfahrung brachten, waren sie darüber erstaunt und voll Unwillen. Um so geneigter zeigte sich der Kaiser auf ihr Anliegen einzugehen, den ihm dargebotenen Gehorsam der Römer entgegenzunehmen; er schien die früheren Unbilden derselben völlig vergessen zu wollen. Die Gesandten fanden die freundlichste Aufnahme und wurden nach einigen Tagen ehrenvoll entlassen. Bald gingen der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und der Propst Heribert von Aachen, begleitet von Guido von Biandrate, nach Rom, um mit den Römern wegen Aufrechthaltung ihres Senats und der Einsetzung des Präfecten Vereinbarungen zu treffen, wenn es ihnen nicht noch gelingen sollte mit dem Papste die Verhandlungen über die streitigen Punkte zum Abschluß zu bringen und einen Vertrag mit ihm zu schließen.

Die kaiserlichen Gesandten werden etwa im Anfang August nach Rom gekommen sein. Sie wurden von dem Senate und dem Volke ehrenvoll empfangen, vergaßen aber gegenüber dem römischen Stolze

so wenig von ihrer Würde, daß sie sich mehr suchen ließen, als sie die Führer des Volks suchten. Mit dem Papste, der schon gegen Ende des Mai die Stadt verlassen hatte und damals in Anagni verweilte, traten sie durch Boten in Verbindung, doch waren ihre Bemühungen nach dieser Seite, wie vorauszusehen war, ohne allen Erfolg.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die letzten Verhandlungen mit dem Kaiser, wenn auch von den dabei thätigen Cardinälen in aufrichtiger Absicht, doch von dem Papste nur zum Schein geführt waren. Denn zu derselben Zeit stand er bereits zu den Gegnern des Kaisers in den engsten Beziehungen. Nur deshalb wird er sich nach Anagni begeben haben, um den Grenzen des Siciliers näher zu sein, und die sogenannte sicilische Partei in dem Cardinalcollegium war es, die ihm hierhin das Geleit gab. Es ist gewiß richtig, was schon damals behauptet wurde, daß er mit König Wilhelm bereits einen Bund gegen den Kaiser geschlossen hatte. Zugleich aber verhandelte er auch mit den Mailändern und ihren Bundesgenossen, obwohl sie gegen den Kaiser in den Waffen standen. Als er Rom verließ, soll er gesagt haben: „Octavian, den ich nach der Lombardei gesandt habe, will die Mailänder bannen, aber ich habe die Mailänder wissen lassen, daß sie sich um ihn nicht kümmern, sondern mit Brescia tapfer im Kampfe gegen den Kaiser aushalten; ich habe mit ihnen solche Abmachungen getroffen, daß der Kaiser, durch sie aufgehalten, nicht nach Rom kommen kann." Schwerlich hat der Papst solche Aeußerungen gethan, aber gut bezeugt ist, daß gegen Ende des Juli oder im Anfange des August Gesandte von Mailand, Brescia und Piacenza in Anagni beim Papste erschienen und mit ihm eine Vereinbarung zu Stande brachten, nach welcher sie ohne Einwilligung des Papstes oder seines katholischen Nachfolgers mit dem Kaiser keinen Frieden schließen, kein Abkommen treffen durften; das Gleiche versprach der Papst den Städten und verhieß überdies, daß er innerhalb vierzig Tage den Bann über den Kaiser aussprechen werde. Diese Vereinbarung wurde im Namen der genannten Städte, zugleich auch Cremas beschworen; von Seiten des Papstes wurde dagegen ein Eid nicht geleistet.

Es ist klar, daß der Bruch zwischen Kaiser und Papst bereits erfolgt war, daß sich Hadrian ganz auf die Seite der Reichsfeinde gestellt und der heilige Vater selbst den hartnäckigen Widerstand Cremas ermuthigt hatte. Er war entschlossen jetzt den Bannstrahl gegen Friedrich

zu schleudern, worauf schon längst die Cardinäle der sicilischen Partei gedrungen haben sollen. Aber ein plötzlicher Tod raffte ihn hin, ehe er den Kampf gegen den gehaßten Staufer eröffnet hatte. Hadrian starb in der Nacht auf den 1. September zu Anagni; nach glaubwürdigen Nachrichten war ein Bräuneanfall die Ursache seines Todes, doch verbreitete sich bald das Gerücht, daß der Stich einer bösen Fliege, die bei einem Trunk Wasser ihm in den Mund gekommen, sein Ende herbeigeführt habe.

Die fünf Jahre, die dieser Engländer auf dem Stuhl Petri gesessen hatte, waren eine Zeit unabläßiger Kämpfe gewesen. Diese Kämpfe waren großentheils von ihm selbst hervorgerufen worden, und muthlos hat er sich nie in ihnen gezeigt. Sein Ziel war die Herrschaft der römischen Kirche, wie sie Gregor VII. geplant hatte, nach allen Seiten aufzurichten, und nicht unerhebliche Erfolge hatte er in dieser Richtung gewonnen. Aber er hinterließ doch die Kirche in sehr gefahrvoller Lage, und es muß als ein fragliches Verdienst erscheinen, daß er den Frieden mit dem Kaiserreich, welchen seine Vorgänger über ein Menschenalter erhalten hatten, hinfällig machte. Seine letzten Tage hatten nur dazu gedient, einen neuen Bruch zwischen Kirche und Reich herbeizuführen, und das Reich hatte damals einen so mannhaften Vertreter, wie man ihn seit Menschengedenken nicht gesehen hatte.

Die Wahl Alexanders III. und Victors IV.

Obwohl der Tod Hadrians unerwartet eintrat, hatte man doch schon längere Zeit an die Wahl seines Nachfolgers gedacht. Die kaiserliche Partei der Cardinäle konnte da Niemand anders in das Auge fassen, als den Cardinal Octavian, der seit längerer Zeit Friedrich nahe stand und weitverzweigte Verbindungen in der Stadt und der Campagna besaß. Aber Hadrian soll bereits, als er Rom verließ, gesagt haben, er habe Veranstaltungen getroffen, daß ihm Octavian nicht folgen werde. Auch wird berichtet, daß der Papst die in Anagni ihn umgebenden Cardinäle eidlich verpflichtet habe, im Falle seines Todes den Bann über den Kaiser auszusprechen und dessen Macht bis zum letzten Athemzuge zu bekämpfen, ferner Niemanden zum Papst zu wählen, der nicht diesen Eid geleistet; ebenso sollen die suburbicarischen Bischöfe zu einem

Schwure bestimmt worden sein, daß sie nur einem durch jenen Eid Gebundenen die Weihe ertheilen würden.

Sehr begründet sind die Zweifel, ob eine solche die kanonischen Bestimmungen verletzende Verschwörung bestanden habe, aber mehr als wahrscheinlich bleibt doch, daß die Cardinäle der sicilischen Partei, an deren Spitze der Kanzler Roland stand, schon vor dem Tode des Papstes Verabredungen getroffen hatten, um Octavians Wahl zu vereiteln und einen aus ihrer Mitte auf den Stuhl Petri zu erheben, und daß solche Verabredungen jetzt ihr Verhalten bestimmten. Die nächsten Vorgänge werden ohne solche Verabredungen schwer erklärlich.

Sobald der Tod des Papstes in Rom bekannt geworden war, begaben sich die dort verweilenden Cardinäle, unter ihnen auch Octavian, eilends nach Anagni; mit ihnen kamen angesehene Senatoren und eine große Menge Volks. Nach ihrer Ankunft entspann sich sogleich ein lebhafter Streit über das Begräbniß des Papstes. Ein Theil der Cardinäle — unfraglich war es die sicilische Partei — wollte den Papst in Anagni selbst begraben, um dort unvorzüglich auch die Wahl vornehmen zu können; die anderen verlangten Begräbniß und Wahl in Rom. Die Entscheidung gaben die Senatoren, welche die Beisetzung in Anagni nicht zuließen, sondern verlangten, daß die Cardinäle nach Rom zurückkehrten, dort die Exsequien für den verstorbenen Papst in herkömmlicher Weise hielten und dann die Wahl nach den kanonischen Bestimmungen vornähmen.

Nachdem so die Wahl in Rom gesichert war, wurde sogleich noch in Anagni ein Abkommen zwischen den Wählern getroffen, wonach einige Cardinäle bestimmt werden sollten, um die Meinungen der einzelnen Wähler zu vernehmen und niederzuschreiben. Könnte man sich so über einen der Cardinäle einigen, so solle dieser Papst werden. Wäre eine Einigung nicht zu erzielen, so sollte über eine Person außerhalb des Cardinalats verhandelt und sie erhoben werden, wenn eine Einigung möglich sei. Wäre das nicht der Fall, so solle bis zu neuer gemeinsamer Verständigung Niemand Weiteres unternehmen. Als dieses Abkommen getroffen, brachen unverzüglich die Cardinäle mit der Leiche des Papstes nach Rom auf. Octavian und einige Andere, unter ihnen auch wohl der Kanzler Roland, blieben bei dem Leichenconduct. Die eifrigsten Anhänger der sicilischen Partei suchten sich inzwischen eine sichere Stelle in Rom zu gewinnen; sie schickten den Cardinal

Boso, den Landsmann und Vertrauten des verstorbenen Papstes, eilends voraus, um sich des Castells bei S. Peter*) zu versichern, dessen Besatzung Boso schon bei Lebzeiten Hadrians Treue geschworen hatte. Als sie nach Rom kamen, nahmen sie dann in dem Castell Wohnung. Der Prior der Cardinalbischöfe, Imarus von Tusculum, bezog den Palast bei S. Peter. Der Kanzler Roland, Octavian und einige andere Cardinäle fanden bei den Canonikern von S. Peter Unterkunft.

Zwischen den beiden Parteien des Cardinalcollegiums zeigte sich sogleich der größte Argwohn. Als die Cardinäle im Castell Octavian und seine Anhänger zu einer Besprechung über den Wahlort einluden, wagte dieser nicht zu kommen, weil er im Castell Nachstellungen fürchtete. Darauf begab sich der Kanzler Roland in das Castell, um seine Freunde aufzufordern, dasselbe zu einer gemeinsamen Besprechung zu verlassen; aber er erreichte seine Absicht nicht und blieb sogar selbst bei seinen Freunden zurück. So vergingen zwei Tage, ohne daß nur über den Wahlort eine Verständigung zu ermöglichen war.

Am 4. September fand die Bestattung des verstorbenen Papstes in S. Peter unter Theilnahme des gesammten römischen Klerus, des Senats und des Volks statt. Erst bei den Leichenfeierlichkeiten scheinen sich die Cardinäle darüber geeinigt zu haben, daß sie die Wahlverhandlungen in der Peterskirche selbst halten wollten. In dem Raum hinter dem Altar traten sie am folgenden Tage zusammen, während die Ordnung in der Kirche und die Ruhe der Berathungen von Senatoren gesichert wurden. Man begann damit, nach dem Vertrag diejenigen zu bestimmen, welche das Scrutinium vornehmen sollten, und diese machten sich dann sogleich an das Werk. Sterbend hatte der Papst den Cardinal Bernhard, der einst mit dem Kanzler zu Besançon dem Kaiser entgegengetreten war und den er erst vor Kurzem zum Bischof von Porto erhoben hatte, als seinen Nachfolger bezeichnet, aber sofort zeigte sich, daß die sicilische Partei nicht sowohl ihm, als dem Kanzler Roland geneigt war, während die kaiserlich gesinnte Minorität keinen anderen Candidaten, als Cardinal Octavian, in das Auge gefaßt hatte. Die Cardinäle, welche für Bernhard zuerst gestimmt hatten, schlossen sich

*) Nicht an die Engelsburg ist zu denken, sondern an die Befestigung in der Nähe der Peterskirche.

bald meist dem Kanzler, einige mit mehr oder weniger Entschiedenheit dem Cardinal Octavian an.

Das Wahlgeschäft ging langsam von Statten, da man auf beiden Seiten mit Zähigkeit an den Candidaten festhielt. Ueber das Stimmenverhältniß sind wir nicht genau unterrichtet, doch scheinen der Wähler fünfundzwanzig oder nach Aussonderung der beiden Candidaten dreiundzwanzig gewesen zu sein, und von diesen waren am dritten Tage der Wahl (7. September) dem Kanzler mindestens 14 Stimmen gesichert; die Octavianer rechneten sich 9 Stimmen zu, doch haben sie in Wahrheit höchstens über 7 Stimmen verfügt; jedenfalls hatten sich zwei Drittheile der Wähler für Roland erklärt, und eine große Majorität war ihm damit gesichert.

Mit Recht fürchteten Octavian und seine Freunde, daß die Majorität sich jetzt über den Wahlvertrag fortsetzen und gegen denselben zur Proclamation und Immantation des Kanzlers schreiten würde. Deshalb machten sie ihren Gegnern den vermittelnden Vorschlag, es solle eine der beiden Parteien aus der Mitte der anderen die geeignete Persönlichkeit wählen; es hieß dies nichts anderes, als Roland und Octavian für einen mehr vermittelnden Anhänger der einen oder der anderen Partei aufgeben. Als dieser Vorschlag abgewiesen wurde, entschloß sich Octavian um jeden Preis die Erhebung des Kanzlers zu vereiteln. So folgten unmittelbar der Wahlverhandlung die wüstesten Scenen in S. Peter, wie sie leider schon öfters, seitdem die Cardinäle ihr Wahlrecht übten, eingetreten waren.

In tumultuarischer Weise trieben einige Cardinäle von Rolands Partei, ehe noch die formelle Zustimmung von Klerus und Volk stattgefunden hatte, zur Immantation. Der Cardinal Otto, der Prior der Diakonen, welchem nach der Sitte das Anlegen des Mantels zustand, eilte mit demselben herbei und wollte ihn, unterstützt von den Cardinälen Hildebrand und Johann von Neapel, dem Erwählten umlegen. Aber Octavian trat ihnen entgegen und hinderte ihr Vorhaben, gegen welches auch Roland selbst sich gesträubt zu haben scheint. Auch ein zweiter Versuch, den Erwählten mit dem Mantel zu umkleiden, schlug fehl. Man balgte sich förmlich um den Purpur, der zuletzt zerrissen sein soll.

Bei dem Getümmel durchbrach der von der Wahlberathung ausgeschlossene römische Klerus, der in den Räumen vor dem Altar von

S. Peter versammelt war, die Schranken, umringte Octavian und die Cardinäle seines Anhangs, die am Altar standen, und forderte sie auf die Wahl Octavians, welcher allein der Kirche den Frieden erhalten könne, zu proclamiren. Auch bewaffnete Volksmassen waren inzwischen in die Kirche eingedrungen und verlangten das Gleiche. Octavian und seine Anhänger waren auf diesen Fall vorbereitet; ein Kaplan Octavians hatte einen Purpurmantel zur Hand. Eilends erfolgte nun die Proclamation des neuen Papstes unter dem Namen Victor IV. Die Anlegung des Mantels geschah dann durch den Kaplan mit Unterstützung eines anderen Klerikers mit solcher Hast, daß er verkehrt, das Kopfende nach unten, umgelegt wurde und sich der Erwählte in den Falten verwickelte. Unmittelbar daran schloß sich die Inthronisation auf dem Stuhle des h. Petrus. Das Te Deum wurde angestimmt, und die Cardinäle von Octavians Anhang, wie der anwesende Theil des römischen Klerus und des römischen Volks drängten heran, um die Füße des neuen Papstes zu küssen.

Die Minorität der Cardinäle, so gering sie war, hatte durch ihre Keckheit die Majorität aus dem Felde geschlagen. Vor den tumultuarischen Auftritten eingeschüchtert, verließen Roland und seine Anhänger die Kirche und zogen sich still wieder in das Castell zurück. Die Anhänger Octavians, geleitet von einem zahlreichen Klerus, den Richtern und Notaren der römischen Kirche, Senatoren und einem großen Theil des Volks, führten in feierlicher Procession unter Vortragung der Fahnen und Standarten und unter dem Zuruf: „Papst Victor hat der heilige Petrus erwählt!“ den neuen Papst nach dem Palast von S. Peter.

So schienen der römische Klerus und das römische Volk die Wahl der Minorität, so unregelmäßig sie war, anerkannt und die Wahl der Majorität, bei der es nicht einmal bis zur Proclamation und Immantation gekommen war, verworfen zu haben. Als sich einige Kleriker am Tage nach der Wahl in das Castell zu Roland begaben, ihm die Hand küßten und ihn und seine Freunde baten für den Frieden der Kirche zu sorgen, soll ihnen einer der Cardinaldiakonen vorgeworfen haben: „Gestern habt ihr die Füße Octavians geküßt, welcher seinem Bruder den Mantel abriß und sich selbst immantirte“, Roland aber den Cardinal mit den Worten zurecht gewiesen haben: „Sage nicht Unrichtiges, Octavian hat mir den Mantel nicht abgerissen, da ich nie mit

ihm bekleidet war." Es ist möglich, daß der Kanzler unmittelbar nach jener unerwarteten Wendung der Dinge auf das Tiefste niedergeschlagen war, sicher aber haben er und seine Anhänger nie ernstlich daran gedacht, Octavian das Feld zu räumen.

Freilich waren sie in den nächsten Tagen zur Unthätigkeit gezwungen. Acht Tage lang verweilten sie, wie Gefangene, von Senatoren aus dem Anhange Octavians bewacht in dem Castell; dann brachte man sie nach Trastevere an einen sichern Platz, weil man einen Volksaufstand befürchtete. In der That trat alsbald ein vollständiger Umschwung in der Volksstimmung ein, auch angesehene Senatoren erklärten sich jetzt für den Kanzler*). So wurden Roland und die ihn umgebenden Cardinäle befreit. Unter Glockenklang und einem zahlreichen Geleit von Senatoren, Adel und Volk verließ er dann sogleich die Stadt. Wenig später wandte heimlich auch Octavian Rom den Rücken; auch er fühlte sich dort nicht mehr sicher, die Unbeständigkeit seiner Landsleute hatte ihn tief entmuthigt.

Sobald der Kanzler frei war, trat er mit aller Entschiedenheit für seine Wahl ein. Am 18. September, am zwölften Tage nach dem ersten vergeblichen Versuch, ließ er zu Cisterna, unweit Aricia, sich immantiren und das Te Deum singen; er nahm den Namen Alexander III. an und mochte damit an Alexander II. erinnern wollen, welcher dem deutschen Hofe zum Trotz eingesetzt war. Am folgenden Sonntag (20. September) wurde er zu Nimfa durch den rechtmäßigen Consecrator, den Cardinalbischof Hubald von Ostia, unter Assistenz mehrerer anderer Cardinalbischöfe geweiht und gekrönt. Am Tage der Weihe stellte er Octavian und seinen Anhängern unter Androhung des Bannes eine wöchentliche Frist, um zur Einheit der Kirche zurück zu kehren. Als diese Frist abgelaufen war, verkündete er feierlich am 27. September zu Terracina den Bann gegen den Gegenpapst und seine Wähler. Schon vorher hatte er an alle Bischöfe im römischen Gebiet Warnungen erlassen den Eindringling anzuerkennen und sich an der Weihe desselben zu betheiligen. Es blieb dies nicht ohne Wirkung. Nur *ein* Bischof, Ubald von Ferentino, wagte sich Victor anzuschließen und lud dadurch den Bann Alexanders auf sich. Erst am 4. October konnte sich Victor zu Farfa die Weihe ertheilen lassen; der Consecrator war

*) Besonders scheinen die Frangipani für Roland thätig gewesen zu sein.

der Bischof Imarus von Tusculum, einer seiner Wähler, dem der vertriebene Richard von Melfi und Ubald von Ferentino assistirten. Noch im October begab sich dann Victor nach Segni, wenig später Alexander nach Anagni. Nahe bei einander saßen die beiden sich befehdenden Päpste, Beide gleichsam Flüchtlinge aus Rom, welches zwei Bischöfe und doch keinen in seiner Mitte hatte.

Keine Frage ist, daß die kaiserlichen Gesandten, die sich zur Zeit der Wahlwirren in Rom und nach der Doppelwahl in der Campagna befanden, wenn sie auch nicht unmittelbar in die Berathungen der Cardinäle eingegriffen haben, bald Alexander und seinem Anhange feindlich entgegentraten, sahen sie doch in ihnen die offenkundigen Verbündeten der Reichsfeinde. Noch zu Terracina soll Alexander einen Versuch gemacht haben, den Pfalzgrafen Otto und Guido von Biandrate für sich zu gewinnen, der freilich von vornherein aussichtslos sein mußte. Ueberall im päpstlichen Gebiet traf Alexander nun den Pfalzgrafen Otto als seinen rührigsten Gegner. Dagegen begegnete der Pfalzgraf Victor, der ihm als ein entschiedener Anhänger des Kaisers längst bekannt war, in freundlicher Weise; auch bei der Weihe desselben in Farfa scheint er persönlich zugegen gewesen zu sein. Aber dies Alles berechtigt nicht zu der Annahme, daß der Kaiser das Schisma veranlaßt und Victors Erhebung von vornherein mit allen Mitteln unterstützt habe. Allerdings ist später von Alexander behauptet worden, daß schon bei Lebzeiten Hadrians IV. der Kaiser Octavian habe auf den päpstlichen Stuhl erheben wollen und dann dessen Wahl auf jede Weise betrieben habe; ingleichen haben die Alexandriner versichert, daß der Kaiser brieflich seine Gesandten zur Unterstützung Victors aufgefordert habe. Aber für diese Behauptungen fehlt es an allen Beweisen, und schon das eigne Interesse mußte den Kaiser abhalten, in einer so bedenklichen Sache die Macht des Reiches für eine einzelne Persönlichkeit, wie nahe sie ihm immer stehen mochte, in Einsatz zu bringen.

So einflußreich beim Kaiser Männer wie Pfalzgraf Otto und Rainald von Köln waren, welche in der Freiheit und Herrschaft der römischen Curie nur Gefahren für Reich und Kirche sahen, kaum minder nahe standen ihm damals Kirchenfürsten, wie Eberhard von Salzburg und Eberhard von Bamberg, denen die freie Papstwahl ein wesentliches Stück ihrer kirchlichen und politischen Ueberzeugungen war.

Auch konnte sich Friedrich selbst nicht verhehlen, daß ein neues Schisma die ganze abendländische Welt und im Besonderen seine eigenen Reiche in unabsehbare Verwirrungen zu stürzen drohte; bisher hatte der deutsche und lombardische Episcopat ihm die wesentlichsten Dienste geleistet, und er hatte alle Ursache in demselben nicht kirchliche Bedenken hervorzurufen. Sein nächstes Augenmerk war daher das Schisma im Keime zu ersticken, die Einheit der Kirche, wenn möglich, zu erhalten.

Sobald er die ersten Nachrichten von dem Streit der Cardinäle erhalten, schrieb er am 16. September an Eberhard von Salzburg: nothwendig sei die Einsetzung eines Papstes, der zum Heil der gesammten Christenheit und zum Wohle der Kirchen den Frieden sicher stelle und mit dem Reiche verträglich lebe; er bedaure deshalb tief die Parteiungen in der römischen Kirche und bitte den Erzbischof dringend nicht voreilig seine Zustimmung zu irgend einer Wahl zu erklären, auch bei seinen Suffraganen eine solche Erklärung zu verhüten. Zugleich theilte er dem Erzbischof mit, daß er auf Ansuchen des Königs Ludwig den Bischof Petrus von Pavia nach Frankreich geschickt habe, um den Frieden zwischen Frankreich und England herzustellen;*) er gedenke jetzt eine so enge Verbindung zwischen den beiden Reichen und dem Kaiserthum zu schließen, wie sie noch nie bestanden habe. Auch bei der Besetzung des päpstlichen Stuhls werde er mit jenen Königen in vollster Eintracht verfahren, und schon habe er Schreiben nach Deutschland, Burgund und Aquitanien erlassen, um seine Getreuen zu unterrichten, daß er nur den als Papst ansehen werde, den sie einmüthig zur Erhaltung der Ehre des Reichs, wie der Ruhe und Einheit der Kirche anerkennen würden. Von der Entscheidung der abendländischen Kirche und der Fürsten wollte also Friedrich die Besetzung des römischen Stuhls abhängig machen, und nur eines stand damals fest, daß er Niemand, der nicht Sicherheit für den Frieden zwischen Reich und Kirche bot, als den rechtmäßigen Papst gelten lassen wollte.

Auch als Friedrich die Kunde kam, daß Alexander und Victor

*) Der Krieg war zwischen den Königen von Frankreich und England im Frühjahr 1159 ausgebrochen. Im November kam es zu einem Waffenstillstand, dem im Mai 1160 ein Friedensschluß folgte.

gewählt, Beide von ihren Anhängern geweiht seien und sich einander bekämpften, blieb er dem Vorsatz getreu, die allgemeine Kirche über ihren Streit entscheiden zu lassen; nur dadurch hoffte er dem ausgebrochenen Schisma ein schnelles Ziel setzen zu können. Ueber die einzuschlagenden Schritte zog er eine Versammlung von 22 deutschen und italienischen Bischöfen, verstärkt durch angesehene Laien und Geistliche, zu Rathe. Gerade damals waren der Erzbischof Peter von Tarantaise, der aus dem Cistercienser Orden hervorgegangen als großer Wunderthäter im Abendlande gefeiert wurde, die Aebte von Citeaux, Clairvaux, Morimond und zehn andere Aebte beim Kaiser erschienen, um Frieden für Mailand zu erbitten. Man versuchte eine große Intervention des mächtigen Cistercienserordens für die Stadt, zu welcher der heilige Bernhard in so nahen Beziehungen gestanden hatte. Der Kaiser erklärte sich bereit Mailand Frieden zu gewähren, wenn die Stadt zu demselben die Hand bieten wolle; aber die Cistercienser mußten sich selbst überzeugen, daß Mailand, durch einen Vertrag mit der römischen Curie gebunden, keinen Frieden schließen wollte und konnte. In der Anwesenheit dieser Cistercienser sah der Kaiser indessen den Finger Gottes; denn sie mußte die Autorität der von ihm berufenen Versammlung in den Augen der Strenggläubigen erhöhen.

Die versammelten Bischöfe und Aebte erklärten, daß nach den Decreten der Päpste und den kirchlichen Bestimmungen bei einem in der römischen Kirche durch Doppelwahl ausgebrochenen Schisma der Kaiser die beiden Gewählten vorladen und nach dem Richterspruch rechtgläubiger Männer den Streit beilegen müsse. Auf welche kanonische Satzungen man sich dabei auch bezogen haben mag, klar ist, daß zahlreiche Vorgänge aus alter und neuer Zeit für die Meinung der Versammlung sprachen, und mit der eignen Ansicht des Kaisers stand sie im vollsten Einklang. Es wurde dann weiter beschlossen, daß zum 13. Januar 1160 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pavia an des Kaisers Hof berufen und zu dieser die beiden Gewählten beschieden werden sollten.

Alsbald ergingen die Vorladungsschreiben an Alexander und Victor. Mit der Ueberbringung derselben wurden die Bischöfe Herrmann von Verden und Daniel von Prag, wie die noch im römischen Gebiete verweilenden kaiserlichen Gesandten Otto von Wittelsbach und Propst Heribert beauftragt. Das Schreiben an Alexander und seine

Wähler ist uns erhalten; es ist folgerichtig an den Kanzler Roland gerichtet, da ja jede andere Bezeichnung dem Urtheile der beabsichtigten Kirchenversammlung vorgegriffen haben würde. Friedrich erklärt in dem Schreiben, daß er als römischer Kaiser von Gottes Gnaden das göttliche Gesetz in allen Dingen zu wahren berufen sei; indem er so alle Kirchen in seinem Reiche zu schützen habe, müsse er jedoch für die römische Kirche vornehmlich sorgen, da sie von Gott seinem besondern Schutz anvertraut sei. Deshalb sei er über das Schisma in dieser Kirche tief bekümmert und befürchte, daß sie durch dasselbe im Inneren zerrissen und nach außen geschwächt werde. Um solchem Unheil zu steuern, habe er auf den Rath geistlicher Männer einen allgemeinen Reichstag und Convent*) auf den 13. Januar nach Pavia berufen und zu demselben die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und andere fromme Männer eingeladen, damit ohne Einmischung von Weltlichen diese so wichtige kirchliche Sache allein nach dem Urtheile geistlicher Personen entschieden werde und so Gott die gebührende Ehre ertheilt, die römische Kirche in ihrer Reinheit und in ihrem Rechte von Niemandem beeinträchtigt, die Ruhe Roms, der Hauptstadt des Reichs, gesichert werde. „Wir entbieten daher Euch im Namen Gottes und der gesammten katholischen Kirche, daß Ihr zu dieser Versammlung erscheint, um das Urtheil der geistlichen Personen zu hören und anzuerkennen. Denn Gott ist unser Zeuge, daß wir in dieser Sache, ohne Vorliebe oder Abneigung gegen eine Person, nur seine Ehre und die Einheit seiner Kirche im Auge haben." Der Kaiser schließt damit, daß er Roland und seinen Anhängern, wenn sie erscheinen würden, sicheres Geleit verbürge; er warnt sie die Folgen zu bedenken, wenn sie dem Urtheil Gottes und der Kirche in einer so feierlichen Versammlung sich entziehen wollten. „Wir werden die Gerechtigkeit Gottes, wie es sich vor Allem dem römischen Kaiser ziemt, vollstrecken." — Das Schreiben an Octavian ist nicht erhalten, wird aber im Wesentlichen gleichen Inhaltes gewesen sein. Die Anhänger Alexanders haben freilich später behauptet, daß der Kaiser in demselben Octavian bereits als Papst angeredet habe; die Behauptung ist nicht erwiesen worden und schon deshalb unglaublich, weil sie der

*) Der Name „Concil" oder „Synode" scheint geflissentlich vermieden, weil dem Kaiser bereits von der kirchlichen Seite das Recht Concilien oder Synoden zu berufen bestritten wurde.

Kaiser mit der Haltung, die er damals öffentlich annahm, im vollsten Widerspruch gesetzt haben würde.

Gleichzeitig und in den nächsten Tagen (23.—28. October) erfolgten die Einladungen zu der Versammlung an den Klerus von Deutschland, Italien und Burgund, wie Aufforderungen an die Könige von Frankreich, England, Spanien, Ungarn und Dänemark aus ihren Reichen Bischöfe, Aebte und andere Geistliche in möglichst großer Zahl nach Pavia zu senden. Der Zusammentritt einer stattlichen kirchlichen Versammlung schien sicher, vor Allem aber kam es darauf an, ob die Gegenpäpste der Vorladung des Kaisers entsprechen würden.

Wohl kaum hat Friedrich selbst erwartet, daß sich Alexander einem von ihm berufenen Gerichte willig stellen werde. Abgesehen davon, daß dieser einer Lehre huldigte, welche der Papst über jeden Richterspruch und jede weltliche Macht erhob, konnte der Bundesgenosse Siciliens und Mailands vor einer im Angesichte des Kaisers tagenden Versammlung nicht ohne Besorgnisse erscheinen. Ueberdies hatte Alexander bereits eine Stellung eingenommen, die es ihm unmöglich machte, den päpstlichen Ornat, welchen er so mühsam gewonnen, wieder abzulegen. In weiten Kreisen hatte er um Anerkennung geworben, und nicht ohne Erfolg. In Sicilien, in Mailand, Brescia und Piacenza war sie ihm von selbst gesichert. Am 26. September erließ er ein ausführliches Schreiben an den Erzbischof Syrus von Genua und seine Suffragane, in welchem er, die Wahlvorgänge so darstellend, wie er sie betrachtet wissen wollte, den Erzbischof auffordert treu zur Kirche zu halten und allen Versuchungen Octavians zu widerstehen. In der That zeigte sich Syrus bald als ein eifriger Anhänger Alexanders. Dasselbe Schreiben, mit einigen Aenderungen und Hinzufügung der Nachricht von der inzwischen erfolgten Excommunication Octavians, erließ der Papst am 5. October an den Bischof Gerhard von Bologna und die Rechtsgelehrten dieser Stadt, unter denen er früher selbst thätig gewesen war*). Noch an demselben Tage richtete er ein gleiches Schreiben auch an den Erzbischof Eberhard von Salzburg, einen Kirchenfürsten Deutschlands von dem größten Ansehen, der zu dem Kaiser selbst in vertrauten Beziehungen stand. Wie wenig auch Eberhard aus Rücksicht

*) Am 13. December sandte Alexander ein ähnliches Schreiben auch an die Bischöfe Liguriens, der Aemilia, Istriens und Venetiens.

auf den Kaiser seine Gesinnungen offen zeigte, er ist doch unleugbar vom ersten Augenblick an ein entschiedener Anhänger Alexanders gewesen und sogleich mit ihm in brieflichen Verkehr getreten.

Aber Alexander hatte seine Blicke auch schon über Italien und Deutschland hinaus gerichtet, vor Allem auf den französischen Klerus, der bisher in allen Kämpfen des emancipirten Papstthums von so großem Gewicht gewesen war. Wir kennen das Schreiben nicht, mit welchem er sich alsbald an die Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten Frankreichs wandte, aber es wird wesentlich gleichen Inhalts mit den oben erwähnten gewesen sein. Der Ruf des freien Papstthums verhallte in Frankreich auch jetzt nicht wirkungslos, und bald konnte Alexander daran denken, Legaten nach Frankreich zu senden; besonders zählte er hier auf den Beistand des Bischofs Heinrich von Beauvais, eines Bruders König Ludwigs, mit dem er in vertraulichem Briefwechsel stand. Aehnliche Schreiben des Papstes ergingen auch an die beiden Erzbischöfe Englands Theobald von Canterbury und Roger von York, und auch sie verfehlten ihre Wirkung nicht.

Alexander soll auch an den Kaiser selbst sich brieflich gewendet und die Ueberbringer des Schreibens Friedrich im Lager vor Crema getroffen haben. Der Kaiser, wird weiter erzählt, habe das Schreiben nicht annehmen wollen und im Zorn den Befehl ertheilt, die Boten Alexanders aufzuknüpfen; nur auf die Einsprache Heinrichs des Löwen und Herzog Welfs habe er den Befehl zurückgenommen, dann das päpstliche Schreiben zwar empfangen und verlesen lassen, aber keiner Antwort gewürdigt. Von einem solchen päpstlichen Schreiben fehlt jede zuverlässige Kunde, wohl aber wissen wir, daß 23 Cardinäle vom Anhange Alexanders etwa im Anfange des October ein Schreiben an den Kaiser erließen; sie werden es nach dem Willen ihres Herrn abgefaßt haben, und so mag es diesem selbst beigemessen sein. Wir besitzen Bruchstücke dieses Schreibens, welche zeigen, daß in ihnen die Wahlvorgänge wesentlich in derselben Weise, wie in den erwähnten Schreiben des Papstes, dargestellt waren. Zugleich aber erhoben die Cardinäle die schwersten Klagen gegen Otto von Wittelsbach, welcher sie auf alle Weise verfolge, die Einheit der Kirche zerreiße und sich dem Eindringlinge den Kirchenstaat zu unterwerfen bemühe. Sie beschwören den Kaiser bei seinem Seelenheil und der Ehre des Reichs solchem Gebahren entgegenzutreten, denn nach seiner kaiserlichen Pflicht habe er die Kirche gegen

Schismatiker und Ketzer zu schützen. „Wir sind bereit," schließen sie, „Euch als den besonderen Vogt und Schutzherrn der römischen Kirche auf jegliche Weise zu ehren und zum Wachsthum Eures Ruhms nach allen unseren Kräften beizutragen; dringend bitten wir Euch dagegen, daß auch Ihr Eure Mutter, die heilige römische Kirche, liebet und ehret, daß Ihr nach dem Frieden und der Ruhe derselben auf jede Eurer kaiserlichen Herrlichkeit geziemende Weise strebt und nimmermehr die Bosheit des Eindringlings und Schismatikers unterstützt."

Nirgends wird berichtet, welche Aufnahme dieses Schreiben der Cardinäle beim Kaiser gefunden hat. Jedenfalls wird der Nothschrei der Cardinäle, in welchen der Kaiser Reichsfeinde sah, keinen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, und es ist nicht unmöglich, daß er den Ueberbringern in ähnlicher Weise begegnet ist, wie angeblich den Boten des Papstes. Auch aus diesem Schreiben der Cardinäle geht übrigens hervor, daß Alexander sich schon im vollen Besitz des Pontificats fühlte, um keinen Schritt zu weichen gedachte und in dem Kaiser nichts anderes sah, als den Vogt der römischen Kirche, der ihm zu Diensten verpflichtet sei. So war auch kaum anderes zu erwarten, als daß die Vorladung des Kaisers dem entschiedensten Widerspruche bei ihm begegnen würde.

Etwa in der Mitte des November erschienen Hermann von Verden und Daniel von Prag in Begleitung des Pfalzgrafen Otto und des Propstes Heribert in Anagni, um die Vorladung des Kaisers Alexander zu überreichen. Aus ihrem eignen Zeugniß wissen wir nur, daß der Papst und die Cardinäle, dreimal von ihnen in gesetzlicher Weise nach Pavia vorgeladen, ihnen mündlich ausdrücklich erklärten, sie würden kein Urtheil und keine Untersuchung der Kirche anerkennen. Nach einer späteren Aeußerung des Kaisers sagte Alexander: ihm gebühre das Gericht über Alle, er selbst habe sich aber Niemandes Gericht zu unterwerfen. Es war die Antwort, die dem von ihm eingenommenen Standpunkte entsprach.

Nach Erklärungen alexandrinischer Cardinäle, durch welche sie in der Folge ihr damaliges Verhalten zu rechtfertigen suchten, wollen sie allerdings nicht eine so schroffe Stellung gegen die Vorladung eingenommen haben. Sie wollen sich vielmehr bereit erklärt haben, einige aus ihrer Mitte an den Kaiser zu senden, um ihn über die Wahlvorgänge zu unterrichten und, wenn dann noch Zweifel bestehen sollten, Geistliche aus verschiedenen Ländern nach Rom zu berufen, um nach dem

Rath derselben zu bessern, was zu bessern sein möchte. Hierauf, behaupteten sie, seien die kaiserlichen Gesandten nicht eingegangen, hätten vielmehr zur Sicherstellung des Urtheilspruchs der Synode Geiseln und Bürgen verlangt und, als man diese verweigert, sich entfernt, ohne nur dem Papst die gebührende Ehrfurcht zu bezeigen. Dennoch hätten sie, erklärten die Cardinäle, noch drei aus ihrer Mitte nach Genua gesendet, um in Pavia, wenn man ihnen Sicherheit gewähre, Aufklärungen zu geben, aber die Sicherheit sei ihnen verweigert worden*); schließlich sei einer von jenen dreien, der Cardinal Wilhelm, zu diesem Zwecke auf eigne Gefahr nach Pavia gegangen.

Diese späteren Erklärungen der Cardinäle sind schwer zu vereinbaren mit den Aussagen der kaiserlichen Gesandten einerseits und andererseits der Darstellung, welche der Cardinal Boso, der gut unterrichtete, aber äußerst parteiische Biograph Alexanders, von den Vorgängen in Anagni gegeben hat. Nach ihm empfing der Papst in Gegenwart seines ganzen Hofes feierlich die Gesandten und nahm das kaiserliche Schreiben entgegen. Der Inhalt desselben erfüllte die Cardinäle mit großer Besorgniß. Sie traten darauf in lange Berathung, die sie endlich zu dem Entschluß führte, im Gehorsam gegen den von ihnen Erwählten unter allen Umständen zu verharren und für die Erhaltung der kirchlichen Freiheit, wenn es nothwendig sein sollte, sich selbst den größten Gefahren auszusetzen. Da die Gesandten auf eine Antwort drängten, übergab ihnen endlich der Papst in feierlicher Versammlung seines Hofs ein Schreiben, in welchem er die Vorladung des Kaisers ablehnte. Er erklärte, daß er den Kaiser vor allen Fürsten ehren wolle, wenn dieser nicht selbst es hindere und so weit Gottes Ehre dadurch nicht verletzt werde, aber er verwundere sich, daß der Kaiser dem heiligen Petrus und der römischen Kirche die ihnen gebührende Ehre verweigere; denn er fordere ihn, den Papst, auf, sich vor einer kirchlichen Versammlung zu stellen und sich deren Beschlüssen zu unterwerfen. Es sei gegen Herkommen und Recht, daß der Kaiser ohne Einwilligung des Papstes ein Concil berufe und ihn wie einen Unterthanen vor seinen Thron bescheide. Christus habe dem heiligen Petrus und durch ihn der römischen Kirche das Privi-

*) Nach einer Nachricht des Gerhoh (De investigatione antichristi c. 60) sollen die drei Cardinäle erklärt haben, nur dann erscheinen zu wollen, wenn ihnen der Vorsitz in der Synode eingeräumt würde; dieser Anspruch soll aber von der Synode abgelehnt sein, weil sie nicht Richter, sondern Partei seien.

legium gegeben, welches sie bisher, wenn es nothwendig, selbst mit Blut vertheidigt, daß sie die Streitigkeiten aller Kirchen zu entscheiden habe, selbst aber Niemandes Urtheil unterworfen sei. Daß der Kaiser dieses Privilegium, welches er vertheidigen sollte, antaste und der römischen Kirche, seiner Mutter, wie einer Magd begegne, dürfe er, der Papst, nicht ohne Verwunderung hinnehmen. An des Kaisers Hof zu kommen und dessen Entscheidung sich zu unterwerfen, verbiete ihm die kanonische Ueberlieferung. „Denn da auch in geringeren Kirchen die Vögte derselben und weltlichen Fürsten bei kirchlichen Streitsachen Vorladungen, Untersuchungen und Entscheidungen nicht sich und ihren Beamten anmaßen, sondern die Entschließungen der Metropoliten und des apostolischen Stuhls abwarten, würden wir die göttliche Rache auf uns herab beschwören und von der gesammten Kirche um so schwerer getadelt werden, je größere Gefahren daraus für sie erwachsen müßten, wenn aus unsrer Unkenntniß oder Kleinmüthigkeit vom Haupte aus ein so verderbliches Verfahren ausginge und wir duldeten, daß die mit dem kostbaren Blute Christi erlösete Kirche wieder geknechtet werde. Für ihre Freiheit haben unsere Väter ihr Blut vergossen, und wir selbst müssen nach ihrem Vorgange, wenn die Noth es erheischt, auch den äußersten Gefahren uns unterziehen."

Sehr fraglich ist, ob der Papst wirklich so schriftlich oder mündlich seine Weigerung nach Pavia zu kommen begründet hat, aber sicherlich sind hier Anschauungen wiedergegeben, die ihn und seine Umgebung beherrschten. Sie mußten ihn in immer schärferen Gegensatz gegen den Kaiser drängen, so daß kein Spruch des Concils mehr eine Ausgleichung herbeiführen konnte.

Wie anders war Victors Stellung. Von vornherein war es sein Bestreben gewesen, den Frieden zwischen Reich und Kirche zu erhalten; in der Bedrängniß, in die er bald gerieth, sah er seine einzige Rettung in der Macht des Kaisers und bemühte sich auf alle Weise die Gunst desselben zu gewinnen. Zwar unmittelbar an Friedrich hat er sich nicht gewendet, wohl aber hat er bald nach seiner Wahl die Verwendung des mächtigen Rainald von Köln beim Kaiser erbeten; auch die Fürsprache des Abts Heinrich von Lorsch nahm er in Anspruch. Dann erließ er am 28. October von Segni aus an die geistlichen und weltlichen Fürsten, wie den ganzen Hof Friedrichs ein Schreiben, worin er seine bisherigen Bemühungen für den Glanz des geistlichen Standes,

für die Macht des Reichs und die Ehre aller Gutgesinnten hervorhob und nach seiner Erhebung noch größere Dienste dem Reiche und dessen Großen verhieß. Er ersucht in dem Schreiben die Fürsten dem Kaiser anzuliegen, daß er für das ihm „durch göttliche Gnade" übertragene Reich und die Kirche Christi, als deren Vogt und Vertheidiger er von Gott bestellt sei, alle Fürsorge treffe, damit nicht zu seiner Zeit der Nachen Petri furchtbaren Stürmen ausgesetzt und der Glanz des Reichs verdunkelt werde. Er berichtet dann kurz über seine Wahl und Weihe, die er als die nach allen Seiten rechtmäßige darstellt, damit die Fürsten mit ihren Bitten um so dringender ihn bei dem unterstützten, „von dem alle Macht, Ehre und Würde ausgeht." Zugleich warnt er vor den Verlockungen Rolands, des Eindringlings, der sich mit Wilhelm von Sicilien gegen Kirche und Reich verschworen habe.

Gewissermaßen eine Ergänzung dieses Schriftstücks Victors bildet ein offener Brief von fünf Cardinälen, welche an Victors Wahl betheiligt waren, an die Fürsten und alle kirchlichen Würdenträger. Ausführlich werden hier die Wahlvorgänge dargelegt, im Factischen wohl im Ganzen richtig, wenn auch natürlich in sehr parteiischer Beleuchtung. Besonders hervorgehoben wird, wie die Erhebung Alexanders lediglich durch die Verschwörung seines Anhangs mit Wilhelm von Sicilien herbeigeführt sei, der Widerstand Octavians und seiner Partei dagegen auf dem Wunsche beruht habe, den Frieden zwischen dem Kaiserreiche und der Kirche zu erhalten. Die Absicht auch dieses Schreibens, an welchem Victor selbst unzweifelhaft betheiligt war, ging dahin, den Kaiser für ihn zu gewinnen. Die eifrigen Bestrebungen Victors in dieser Richtung zeigen deutlich, daß er sich des kaiserlichen Beistandes noch keineswegs für ganz sicher hielt; sie zeigen nicht minder, daß an Octavians Erhebung der Kaiser keineswegs einen so unmittelbaren Antheil hatte, wie von den Alexandrinern zu jener Zeit zuversichtlich behauptet und vielfach bis in die neueste Zeit geglaubt ist.

Kurze Zeit nach dem Erlaß dieser Schreiben erschienen die kaiserlichen Gesandten in Segni, um die Vorladung des Kaisers Octavian zu überbringen. Sie waren der günstigsten Aufnahme sicher. Nach Ueberreichung des kaiserlichen Schreibens sollen Hermann von Verden, Daniel von Prag, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und die anderen Deutschen bei der Gesandtschaft, wie die Alexandriner später verbreiteten, Octavian die Füße geküßt und Adoration erwiesen haben. Es

ist dies an sich unglaublich, da es mit der Mission der Bischöfe im offenen Widerspruch stand; es bedurfte dessen auch nicht, um Octavian zu gewinnen, der ohnehin dem Gebote des Kaisers nicht widerstreben konnte. Sofort erklärte er sich bereit persönlich vor der Versammlung zu Pavia zu erscheinen, ja er erbot sich sogar mehrere seiner Burgen und Verwandten als Unterpfand für die Sicherheit seiner Gegner zu stellen, wenn sie sich gleichfalls dem Urtheil der Kirche unterwerfen wollten.

Victor machte sich alsbald auf den Weg nach dem kaiserlichen Hofe. Am 5. December war er zu Vetralla bei Viterbo; dort erließ er ein Schreiben an den Abt Heinrich von Lorsch, in welchem er ihm für seine Verwendung beim Kaiser dankte. Er war wieder voll guter Hoffnungen; durch die Weigerung seines Gegners, den Urtheilsspruch der Kirche über sich anzuerkennen, hatten die Dinge für ihn eine günstigere Wendung genommen, als er sie irgend erwarten konnte.

Etwa im Anfange December kehrten auch die kaiserlichen Gesandten zu Friedrich zurück, den sie im Lager vor Crema fanden; bei den letzten Angriffen auf die Stadt hat Otto von Wittelsbach noch mitgefochten. Die nach Pavia auf den 13. Januar berufene Versammlung konnte an diesem Tage nicht eröffnet werden, da Crema damals noch nicht bezwungen war. Aber schon um die Mitte des Januar traf eine erhebliche Zahl von deutschen und italienischen Bischöfen in Pavia ein; auch Octavian kam und nahm seine Wohnung bei der Kirche S. Salvator außerhalb der Stadt. Erst am 3. Februar erschien der Kaiser selbst mit seinem Gefolge und wandte sich nach den Siegesfesten, welche ihm die Pavesen bereitet, unmittelbar zu den Geschäften der Synode. Er ordnete Fasten und Gebete an, um für den glücklichen Erfolg ihrer Arbeiten den himmlischen Beistand zu erwirken. Darauf berief er die Väter und erklärte ihnen, daß er nach dem Beispiele Constantins, Theodosius, Justinians, Karls und Ottos des Großen das Recht habe Concile zu versammeln, aber die Entscheidung des um den päpstlichen Stuhl ausgebrochenen Streits ihnen ganz überlasse; sie sollten dabei bedenken, daß sie so ihr Urtheil zu fällen hätten, wie sie es vor Gottes Richterstuhl verantworten könnten. An den Verhandlungen der Synode selbst über die Wahl hat dann der Kaiser so wenig, wie Octavian, unmittelbaren Antheil genommen.

Die Synode von Pavia.

Am 5. Februar wurden die Verhandlungen in dem Dome von Pavia eröffnet. Persönlich erschienen waren der Patriarch von Aquileja, die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Hamburg und Magdeburg, eine größere Anzahl italienischer und deutscher Bischöfe, aber nur ganz vereinzelte aus Burgund, Dänemark und Frankreich: im Ganzen zählte man gegen 50 Bischöfe in der Synode. Der Erzbischof von Trier war auf der Reise erkrankt, hatte aber brieflich sein Ausbleiben entschuldigt. Auch Erzbischof Eberhard von Salzburg hatte sich auf den Weg gemacht und war bis Vicenza gelangt; hier aber entschloß er sich zur Rückreise und schickte den Propst Heinrich von Berchtesgaden als seinen Bevollmächtigten nach Pavia; er ließ sein Ausbleiben mit körperlichen Leiden entschuldigen, doch werden bei seiner alexandrinischen Gesinnung andere Gründe bestimmender gewesen sein. Die Erzbischöfe von Arles, Lyon, Vienne und Besançon, wie Guido, der Erwählte von Ravenna, waren nicht persönlich anwesend, hatten aber Gesandte und Briefe geschickt und ihre Zustimmung zu den Beschlüssen des Concils ausgesprochen. Der König von England hatte brieflich und durch Gesandte erklärt, daß er in Allem in Eintracht mit dem Kaiser handeln werde. Ein Bote des französischen Königs versprach, daß dieser nicht eher einen der beiden Päpste anerkennen werde, als bis er weitere Nachrichten vom Kaiser erhalten. Auch die Könige von Dänemark, Ungarn und Böhmen hatten Gesandte geschickt, wie der Herzog und der Erzbischof von Polen. Außer diesen Gesandten, wohl ausschließlich Klerikern, hatte sich eine große Zahl von Aebten, Archidiakonen, Pröpsten aus verschiedenen Ländern eingestellt. Auch viele Laienfürsten, wie Heinrich der Löwe, Herzog Welf, Herzog Berthold von Zähringen, Herzog Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Konrad bei Rhein, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Pfalzgraf von Sachsen wohnten den Verhandlungen bei, deren Leitung die anwesenden Erzbischöfe übernahmen.

Die Versammlung mochte als eine ziemlich vollständige Repräsentation der deutschen und norditalischen Kirche gelten, aber als eine Vertretung der gesammten abendländischen Kirche ließ sie sich keineswegs betrachten. Die versammelten Väter fühlten dies selbst, und zwar um so mehr, als die Verhältnisse seit ihrer Berufung sich wesentlich geän-

dert hatten. Damals schien es möglich, die Entscheidung für den einen oder den anderen Papst zu treffen, je nachdem sich seine Wahl als kanonisch erwiese, oder, wofern dies bei Beiden nicht der Fall, eine neue Wahl der Cardinäle zu veranlassen. Seit der Weigerung Alexanders, sich dem Urtheile der Synode zu unterwerfen, und seitdem die große Majorität der Cardinäle sich fest an Alexander angeschlossen, schien dagegen kaum eine andere Möglichkeit gegeben, als sich entweder für Victor zu erklären oder die Entscheidung von sich abzulehnen und einer Versammlung zu überlassen, welche mehr der Vorstellung von einem allgemeinen Concil entspräche und sich genügende Auskunft auch von den Alexandrinern verschaffen könne. In der That war anfangs die fast allgemeine Meinung in der Versammlung, daß man die Entscheidung vertagen müsse, aber bald brach sich doch die Ansicht Bahn, daß man einer Untersuchung der Wahlvorgänge nicht ausweichen könne; unzweifelhaft wird auch der Kaiser darauf gedrungen haben, dem vor Allem die Beseitigung des Schisma am Herzen lag. Sobald man aber an die Untersuchung ging, zeigten sich sogleich die größten Schwierigkeiten. Die Sache Victors war auf das Beste vertreten. In der Versammlung gegenwärtig waren die drei Cardinäle, die von seinen Wählern noch auf seiner Seite standen, die Bischöfe, die ihn geweiht hatten, Gesandte des Domstifts von St. Peter und mehrere andere angesehene Vertreter des römischen Klerus, wie des römischen Adels, sämmtlich unbedingte Anhänger Victors und zu jedem Zeugniß zu seinen Gunsten bereit. Dagegen gab es Niemanden, der sich Alexanders und seiner Sache annahm, der den Erklärungen der Victoriner begegnen wollte oder konnte. Zur Zeit, wo die Synode zusammentrat, verweilten die Cardinäle Heinrich und Oddo zu Genua, zwei andere Geschäftsträger Alexanders, der Cardinal-Legat Johannes von Anagni und der römische Subdiakon Johannes Pizutus, in Piacenza: diese forderten die Väter, da ihre Vernehmung für sie das größte Interesse hatte, brieflich und durch Boten auf sich einzufinden, aber die Cardinäle ließen sich vergeblich erwarten. Nur Einer von den Anhängern Alexanders war zu Pavia und spielte dort inmitten der Väter die eigenthümlichste Rolle. Es war der Cardinal Wilhelm, vom Titel des heiligen Petrus ad vincula, von Geburt ein Pavese. Er hatte anfangs auf Victors Seite gestanden *),

*) Nach einer vereinzelten Nachricht wäre Wilhelm zur Zeit der Wahl nicht selbst in Rom gewesen, sondern krank zu Anagni zurückgeblieben; er soll aber seine

aber bald die Farbe gewechselt; Manchem mochte es noch zweifelhaft sein, zu welcher Partei man ihn zu zählen habe, obwohl er im Herzen bereits einer der heftigsten Gegner Victors und des Kaisers war. Sicher ist, daß er nicht als Bevollmächtigter Alexanders auftrat, aber es ist schwer zu glauben, daß ein Mann, welchen Alexander unmittelbar nachher mit den wichtigsten Geschäften in seiner Sache betraute, ohne Wissen desselben nach Pavia gegangen sei. Mehrfach ist später behauptet worden, Wilhelm habe die Absicht gehabt, den Kaiser und die Synode von einem entscheidenden Vorgehen abzuhalten, doch hat er in Wahrheit sich bei allen Verhandlungen durchaus passiv verhalten. Dagegen steht fest, daß die Alexandriner besonders durch ihn über die Vorgänge in Pavia unterrichtet wurden, und so liegt die Annahme nahe, daß er als Späher zur Synode gesandt worden sei.

Da sich keine Stimme für Alexander erhob, schien Victors Partei den Sieg ohne Kampf nur zu leicht gewinnen zu müssen. Sie überfluthete die Versammlung mit Schriftstücken, Zeugnissen, Reden zur Vertheidigung ihres Papsts, die eben so viele Anklagen gegen Alexander und seine Anhänger waren, aber ohne alle Beantwortung blieben.

Das wichtigste Schriftstück, welches der Synode vorgelegt wurde, ist uns erhalten, ein Schreiben der Domherren von St. Peter. Sie legten darin die Umstände dar, unter denen der Wahlkampf vor ihren Augen stattgefunden habe, die vorzeitige Immantation Rolands verhindert, die Octavians aber vollständig durchgeführt sei. Sie erklärten, daß auch die Zustimmung des römischen Klerus und Volks Victor nicht gefehlt habe, daß Roland gegen die Immantation seines Gegners nicht nur keinen Einspruch erhoben, sondern ihn sogar ausdrücklich als rechtmäßigen Papst anerkannt habe, bis er selbst endlich Rom verlassen und sich erst am zwölften Tage nach Victors Erhebung zu Cisterna habe immantiren lassen. Ueber das spätere Verhalten der beiden Päpste beriefen sie sich auf die Berichte der kaiserlichen Gesandten, welche auch über die Stimmung der römischen Kirche Auskunft geben könnten. Um ihre eigenen Aussagen zu erhärten, hatten die Domherren ihren Dekan Petrus Christianus und einen ihrer Brüder Petrus Guidonis, Kämmerer der römischen Kirche, nach Pavia geschickt.

Zustimmung zur Wahl Octavians durch Guido von Crema und den Cardinal Johann vom Titel des heiligen Martin haben erklären lassen.

Dieses Schriftstück wurde zunächst den Verhandlungen zu Grunde gelegt und über die Angaben desselben, namentlich über die vollständige und auch von Roland selbst anfangs anerkannte Immantation, Zeugen vernommen. Außer dem Dekan des Kapitels von St. Peter bestätigten diese Angaben zwei Rectoren des römischen Klerus, Blasius und Magnerius, sieben Erzpriester der römischen Kirche und einige andere Kleriker, theils Diakonen, theils Subdiakonen. Daran schlossen sich eine Reihe von Zeugenaussagen, welche darthun sollten, daß Victor gleich nach seiner Erhebung fast allgemeine Obedienz bei dem römischen Klerus gefunden, Roland dagegen sich, so lange er in der Stadt gewesen sei, gar nicht als Papst betrachtet habe; einige vornehme Römer machten überdies darüber Aussagen, daß eine Verschwörung bestanden habe, um die Wahl Octavians zu verhindern. Für die zuletzt genannten Punkte traten als Zeugen nicht nur die erwähnten Rectoren und Erzpriester mit anderen römischen Klerikern ein, sondern auch vornehme Laien: der Stadtpräfect Petrus*), Stephanus de Tebaldo, Stephanus Normannus, Johannes von S. Stefano, Johannes Gaetanus, Wolfram von der Giudecca, Gimund aus dem Geschlecht der Pierleoni und Andere.

Hierauf berichteten die kaiserlichen Gesandten, welche Roland und Octavian die Vorladungsschreiben überbracht hatten, wie sie den Kanzler und seine Partei dreimal förmlich vorgeladen, ihnen freies Geleit zugesagt, ihnen überdies Octavian Sicherheiten geboten, sie aber dies alles hochfahrend zurückgewiesen hätten. Zu langen Erörterungen gab dann die Verbindung Anlaß, in welche sich bereits Papst Hadrian IV. gegen das Reich mit den Mailändern und dem König von Sicilien eingelassen und welche die Cardinäle der sicilischen Partei eidlich verpflichtet haben sollte, nur einen aus ihrer Mitte zum Nachfolger Hadrians zu wählen. Wir besitzen noch ein längeres Fragment einer Rede, welche im Zusammenhang die sogenannte sicilische Verschwörung darzulegen sucht; sie ist ohne Zweifel für die Synode abgefaßt und vielleicht auch auf derselben gehalten worden. Großen Eindruck machte, daß den Vätern mehrere aufgefangene**) Schreiben Alexanders und seiner Car-

*) Der Stadtpräfect, ein Schwestersohn Octavians, soll nach Johann von Salisbury (Ep. 59) zur Zeit der Wahl aus Rom verbannt gewesen sein und deshalb kein vollgültiges Zeugniß haben ablegen können.

**) Ein Bote des Erzbischofs von Mailand war von dem Pfalzgrafen Otto gefangen und diese Briefe bei ihm gefunden worden.

binäle an Mailand und andere lombardische Städte, wie die Bischöfe derselben, vorgelegt wurden, welche klar die Machinationen gegen das Reich erwiesen.

Da Alexander in seinem ersten Rundschreiben unter Anrufung des göttlichen Namens versichert hatte, daß Octavian nur mit zwei Cardinälen, Johann vom Titel des h. Martin und Guido von Crema, seiner Wahl sich widersetzt hätten, alle anderen Wähler aber mit derselben einverstanden gewesen wären, wurde auch das Stimmenverhältniß bei der Wahl näher untersucht. Unfraglich war der anwesende Cardinalbischof Imarus von Tusculum auf Seiten Victors gewesen. Dasselbe wurde von dem Cardinal Wilhelm in seiner Gegenwart behauptet, ohne daß er Einsprache erhob. Auch der Cardinaldiakon Raimund, erklärte man, habe für Octavian gestimmt und ihm Obedienz geleistet und sei eben deshalb, als er zur Synode sich begeben wollte, auf Anstiften des Cardinals Heinrich zu Pisa überfallen, verhaftet und mißhandelt worden. Der Cardinal Cencius von St. Hadrian, der durch Krankheit am Erscheinen gehindert war, sollte schriftlich erklärt haben, daß er Octavian erwählt habe und auch in Zukunft zu ihm halten wolle*). Endlich hätten, erklärte man, auch der Bischof Gregorius von der Sabina und der Cardinaldiakon Arbicius mit vielen anderen Octavian Obedienz geleistet, seien aber, durch Geld bestochen, später abgefallen. Dies schien

*) Alexander erkannte bald an, daß Octavian doch nicht zwei, sondern drei Anhänger unter den Cardinälen gehabt habe; er wird dann den Bischof Imarus von Tusculum hinzugezählt haben. Dennoch suchten die Alexandriner immer noch die Theilnahme desselben an der Wahl in Abrede zu stellen. Die alexandrinischen Cardinäle behaupteten, daß er für Alexander gestimmt und erst später Partei gewechselt habe; Arnulf von Lisieux dagegen, daß Imarus vor Abschluß der Wahl fortgegangen sei, weil ihm sein Mahl gelockt habe. Auch der Cardinal Raimund gehörte unzweifelhaft zu den Wählern Octavians und hielt noch später bei ihm aus, aber bald nach der Synode finden wir ihn auf der Seite Alexanders. Der Cardinal Cencius, wenn er überhaupt für Octavian gestimmt, hatte doch bereits früher ihn verlassen; ob er später noch einmal schwankend geworden war, steht dahin. Von Seiten Alexanders ist wohl hauptsächlich deshalb alle Mühe angewandt worden, den Anhang Octavians auf zwei oder drei Personen herabzudrücken, weil es eine alte kanonische Bestimmung gab, nach welcher bei einer sonst einmüthigen Wahl der Widerspruch zweier oder dreier feindlich gestimmter Wähler nicht in Betracht gezogen werden sollte (Decret. Grat. c. 30. Dist. LXIII). Diese auf die Bischofswahlen im Allgemeinen bezügliche Bestimmung war schon besonders auf die Papstwahl früher bezogen worden. Mühlbacher, Die streitige Papstwahl des Jahres 1130. S. 152.

zu genügen, um Roland nicht nur der Lüge, sondern auch des Meineides zu zeihen. Uebrigens blieb man bei der Behauptung der Victoriner stehen, daß sich neun Stimmen bei der Wahl für Octavian erklärt hätten, und gab damit zu, daß weitaus die Mehrheit der Cardinäle auf Rolands Seite gewesen sei.

Schließlich ging man auf der Synode die Aufzeichnungen über frühere Wahlen in den alten Lebensbeschreibungen der Päpste durch und fand darin, daß in ähnlichen Spaltungen die Kirche sich immer für den erklärt habe, der „auf Verlangen des Volks, auf Wunsch und unter Zustimmung des Klerus" zuerst auf den Stuhl Petri von den Cardinälen erhoben sei. Man erinnerte sich auch, daß Innocenz II. von der Kirche als rechtmäßiger Papst anerkannt sei, weil er um einige Stunden früher, als Anaklet, immantirt worden sei, und doch habe dieser noch an demselben Tage die Immantation erhalten; unerhört sei dagegen bisher eine Immantation, nachdem schon ein Anderer Tags zuvor den Mantel erhalten, Roland habe aber nicht einen, sondern elf Tage nachher sich immantiren lassen.

Nachdem die Synode volle fünf Tage mit diesen Verhandlungen zugebracht und über die wichtigsten Zeugenaussagen ein Protokoll aufgenommen, wurde dies am sechsten Tage vorgelegt und von den Hauptzeugen der römischen Geistlichkeit beschworen; auch die anwesenden römischen Adligen erklärten sich bereit ihre Aussagen zu beschwören, aber man hielt dies für überflüssig. Inzwischen schwand jede Hoffnung, daß die Geschäftsträger Alexanders zu Genua und Piacenza, die man zur Synode eingeladen hatte, erscheinen würden*); es lag vielmehr ein Brief des Cardinals Heinrich an den Kaiser vor, worin er ausdrücklich erklärte, daß seine Gesinnungsgenossen sich in keine kirchliche Gerichtsverhandlung oder Untersuchung einlassen würden. Man meinte deshalb für jetzt keine weiteren Aufschlüsse erwarten zu dürfen und zum Beschluß schreiten zu können. Uebrigens waren noch immer manche Bischöfe, namentlich lombardische, der Ansicht, daß man sich eines förmlichen Urtheils enthalte und die Entscheidung bis auf bessere Information und eine größere Synode verschieben solle. Aber die Mehrzahl der Bischöfe drang auf Entscheidung, und auch der Kaiser selbst wird Nichts unterlassen haben dieselbe herbeizuführen.

---

*) Vergl. oben S. 240 Anmerkung und S. 245.

Am siebenten Tage kam es zur Beschlußfassung. Noch einmal machte die Mehrzahl der lombardischen Bischöfe geltend, daß man gegen Roland in seiner Abwesenheit nicht verfahren könne und ihn deshalb noch dreimal nach der Sitte vorladen solle, dagegen erklärte die Majorität der deutschen Bischöfe, daß eine Entscheidung sogleich getroffen werden müsse. Den Lombarden, meinten sie, kosteten alle solche Vorladungen und Synoden nur wenige Schillinge, sie aber seien von Osten und Westen, manche von entlegenen Gebirgen unter großen Kosten gekommen, um die Sache zur Entscheidung zu bringen; die geschehenen Vorladungen seien peremptorische gewesen und der Ausbleibende habe die Folgen zu tragen. Diese Meinung drang um so leichter durch, als ein längeres Hinziehen der Entscheidung große Gefahren für Reich und Kirche in sich zu schließen schien. Nachdem die Vertagung abgewiesen, konnte das Urtheil der Synode nicht mehr zweifelhaft sein. Von besonderem Einfluß auf dasselbe war die angebliche Verschwörung der Cardinäle, welche der Wahl Rolands vorausgegangen sein sollte, die frühere Immantation Octavians, die man auch bei Innocenzs Erhebung als das entscheidende Moment annahm, obwohl auch er nur von einer Minderheit der Cardinäle gewählt war, ferner die offenkundige Verbindung Rolands und seiner Anhänger mit dem Sicilier, Mailand, Brescia und Piacenza, da diese nicht nur eine Gefahr für das Reich in sich schloß, sondern auch unheilbare Zerwürfnisse zwischen Reich und Kirche befürchten ließ, endlich die Weigerung der Gegenpartei trotz der Zusicherung sicheren Geleits sich selbst oder Anwalte zu der Synode zu stellen.

So erklärten denn zuerst die vorsitzenden Erzbischöfe, dann die einzelnen Bischöfe, daß die Wahl Victors anzuerkennen, die Rolands zu verwerfen sei. Die Mehrzahl stimmte dem unbedingt zu; der Patriarch von Aquileja und mehrere Bischöfe Italiens nur vorbehaltlich einer Revision des Urtheils durch die allgemeine Kirche und nur wegen der Bedrängnisse des Reichs; diesem Vorbehalt schlossen sich von den Deutschen auch die Bischöfe von Bamberg, Passau und Regensburg an*). Darauf erschien der Kaiser selbst in der Mitte der Väter und

*) Nach einer glaubhaft erscheinenden Nachricht bei Gerhoh (De investigatione antichristi c. 60) sollen nur drei Bischöfe überhaupt gegen den Beschluß gewesen sein; sie scheinen sich schon vor der Abstimmung entfernt zu haben, und zu ihnen gehörte wohl auch der Bischof von Pavia selbst, der schon früher sich Octavian anzuerkennen geweigert hatte, aber doch auf der Synode nach dem Zeugniß des

erkannte ihr Urtheil an, nach ihm alle Fürsten und eine große versammelte Menschenmenge unter dreifachem Zuruf. Das war der denkwürdige Beschluß des 11. Februar, der nicht, wie man gewähnt hatte, der Kirche den Frieden gab, sondern dieselbe in einen achtzehnjährigen Kampf verwickelte.

Nach seiner Anerkennung wurden dann sogleich Victor alle Ehren, welche die Päpste in Anspruch nehmen, geflissentlich erwiesen*). In feierlicher Processiön wurde er am folgenden Tage von S. Salvator nach der Domkirche geführt. Vor der Thür des Doms empfing ihn der Kaiser selbst, hielt ihm beim Absteigen den Steigbügel und geleitete ihn zum Altare. Hier empfing der Papst zuerst vom Kaiser den Fußkuß, dann von dem Patriarchen, den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, wie von den Laienfürsten und der ganzen anwesenden Menge.

Am 13. Februar wurde die Synode, in welcher der Papst nun selbst den Vorsitz führte, geschlossen. Es geschah dies nach der Sitte mit einer Reihe von Strafurtheilen. Bei brennenden Kerzen wurde der Bann über Roland als Schismatiker, über die Bischöfe von Ostia und Porto, die ihn geweiht hatten, und über mehrere seiner vornehmsten Anhänger ausgesprochen. Es waren dies die Cardinäle Johann von Neapel und Hyacinth, der Cardinal Heinrich, welcher gegen den Cardinal Raimund Gewalt geübt haben sollte, und der Propst von Piacenza, den man anschuldigte, den Bischof von Tusculum beraubt und beschimpft zu haben. Nachdem die Kerzen gelöscht waren, wurden der

---

Cardinals Wilhelm zugegen war. Unter den Zustimmenden wird er in dem Synodalschreiben nicht erwähnt, dagegen die Bischöfe von Verona und Padua, die gleichfalls früher Octavian nicht hatten anerkennen wollen; von dem Ersteren ist auch anderweitig urkundlich bezeugt, daß er damals zu Pavia war. Offenbare Uebertreibungen sind es, wenn später der Cardinal Wilhelm behauptete, daß von den 44 Bischöfen, deren Zustimmung zu den Synodalbeschlüssen berichtet wird, 24 sich der Anerkennung Victors entzogen und unter diesen nur sechs oder sieben Italien angehört hätten. Die 44 Zustimmenden waren nach dem Synodalschreiben außer den 5 Erzbischöfen 23 Bischöfe Italiens, 11 des deutschen, 2 des burgundischen Reichs, ein böhmischer, ein dänischer und ein französischer. Vergl. unten S. 264.

*) Victor scheint aus Achtung vor dem Richterspruch der Synode bis dahin sich der päpstlichen Insignien zu Pavia enthalten zu haben. Alexander verbreitete aber alsbald in einem Rundschreiben (vergl. unten S. 255. 256), daß jener sie vom Kaiser sich habe zurückgeben und dem Gerüchte nach mit einem Ringe sich als Papst habe investiren lassen — es ist dies an sich mehr als unwahrscheinlich und durch keine andere Nachricht bestätigt.

König von Sicilien und die Mailänder wegen ihrer Angriffe auf Kirche und Reich zur kanonischen Verantwortung gezogen: dies schien der beste Beweis, daß der von der Synode anerkannte Papst in innigster Verbindung mit dem Kaiser sein Amt führen, die Feinde des Reichs auch mit geistlichen Waffen bekämpfen wolle, wie es einst im Vertrage mit Eugen III. festgestellt war.

Die Verhandlungen der Synode wurden sogleich in Form eines Schreibens der vorsitzenden Erzbischöfe und der anderen Synodalen an die Könige, geistlichen und weltlichen Fürsten und alle anderen Getreuen Christi veröffentlicht und daran die Ermahnung geknüpft, unbedenklich anzuerkennen, was die Synode zur Ehre Gottes, für die Ruhe der römischen Kirche und das Heil aller Christen beschlossen habe. Um diesen Beschlüssen größeres Ansehen zu verschaffen, fügte man die Zustimmung nicht nur der anwesenden Erzbischöfe und Bischöfe hinzu, sondern auch solcher, die nur vorweg brieflich oder durch Gesandte ihr Einverständniß mit den Beschlüssen der Synode erklärt hatten; die meisten Erzbischöfe gaben überdies beipflichtende Erklärungen zugleich für ihre Suffragane ab, und in einzelnen Fällen hat man als zustimmend auch Bischöfe erwähnt, von welchen gar keine Erklärungen vorlagen, deren Meinung man aber mit Sicherheit zu gewinnen hoffte. So geschah es mit Hillin von Trier, so auch mit Eberhard von Salzburg, obwohl der Kaiser, um des Letzteren Meinung zu bestimmen, erst am 15. Februar an ihn von Pavia aus ein Schreiben erließ. Indem man so den Kreis der angeblich Zustimmenden in bedenklichster Weise erweiterte, berechnete man die Zahl der Erzbischöfe und Bischöfe, welche die Beschlüsse der Synode anerkannt haben sollten, auf 153, von denen aber nur 44 zu derselben wirklich mitgewirkt hatten. Ferner wurde die Zustimmung der Könige von Ungarn, Dänemark und Böhmen, wie des Herzogs von Polen, erwähnt, auch zahlreicher Aebte, Archidiakonen und Pröpste aus verschiedenen Ländern, wie die Anwesenheit vieler deutscher Fürsten.

Man begnügte sich nicht mit dem Synodalschreiben, sondern beschloß auch Gesandtschaften an die Könige von Spanien, England, Frankreich, Dänemark, Böhmen und Ungarn zu senden, um sie für die Anerkennung und Durchführung der Paveser Beschlüsse zu gewinnen. Nach Frankreich ging Rainald von Köln, den sein Verwandter Graf Adolf von Holstein begleitete, nach England der Bischof Garsidonius von

Mantua, nach Spanien Hermann von Verden, nach Ungarn und Böhmen Daniel von Prag, nach Dänemark der vielgewandte Merseburger Propst Christian.

Indem der Kaiser so Alexander mit kirchlichen Maßregeln bekämpfen ließ, faßte er aber zugleich den Krieg gegen die weltlichen Bundesgenossen desselben, die zugleich die Feinde des Reichs waren, in das Auge. Von Pavia aus sandte er den Herzog Heinrich von Kärnthen, den kaiserlichen Protonotar Heinrich und Reiner, einen Sohn des ehemaligen venetianischen Dogen Petrus Polanus, der früher in die Gefangenschaft Friedrichs gefallen, dessen Ketten aber bereits gelöst waren, nach Constantinopel; man sagte, daß sie die Antwort auf ein Gesuch Kaiser Manuels, ihm fünf Seestädte in Apulien abzutreten, und auf Anerbietungen desselben zu gemeinsamem Vorgehen gegen den König von Sicilien überbringen sollten. Offenbar war Manuel des Waffenstillstands mit dem Sicilier bereits müde; gemeinsames Interesse konnte wieder zu einer Annäherung zwischen den Kaisern des Ostens und Westens führen.

Den unmittelbaren Kampf gegen Mailand beabsichtigte Friedrich erst im Frühling des nächsten Jahres wieder aufzunehmen, da das Land zu verwüstet war, um demnächst ein Heer zu ernähren; er beschloß deshalb seine Getreuen jetzt zu entlassen. Er belohnte die ihm geleisteten Dienste reichlich mit Gold und Silber, mit kostbaren Gewanden, mit Lehen und Privilegien. Froh kehrten die meisten deutschen Fürsten in die Heimath zurück; wir wissen, wie glücklich Eberhard von Bamberg war, endlich des Hofdienstes entbunden zu sein. Nur mit geringer Begleitung blieb der Kaiser in Italien. Von deutschen Herren finden wir in der nächsten Zeit nur wenige an seiner Seite, wie Otto von Wittelsbach, den jungen Herzog Friedrich von Schwaben und des Kaisers Halbbruder Pfalzgraf Konrad; auch die beiden Letzteren suchten später ihre deutschen Länder auf.

Die Welfen, welche dem Kaiser namhafte Dienste vor Crema geleistet, trennten sich jetzt von ihm und nutzten die Zeitumstände, ihre eigene Macht zu vergrößern. Herzog Welf, dem der Kaiser die Einkünfte des Mathildischen Hausgutes vollständig wieder ausgeliefert hatte, begab sich mit seinen Mannen nach Tuscien, wo er sich bisher in seiner herzoglichen Macht noch nicht gezeigt hatte. Am 20. März kam er nach S. Ginesio, wo er von dem Erzbischof und den Consuln von Pisa feierlich empfangen wurde. Auch die Consuln der meisten

anderen tuscischen Städte und eine große Zahl großer und kleiner Vasallen hatten sich hier eingestellt; sie alle leisteten ihm als dem Landesherren Huldigung und Treueeid. Von S. Genesio begab sich der Herzog nach Pisa, wo er am 26. März einzog und bis zum 31. März verweilte. Lucca wurde gleichfalls von ihm aufgesucht, und er überließ der Stadt gegen einen hohen Jahreszins alle Rechte, welche einst die Gräfin Mathilde in ihrem Gebiete ausgeübt hatte. Schon machte Welf Miene auch im Spoletanischen, wo die herzoglichen Rechte fast vergessen waren, in gleicher Weise aufzutreten. Das selbstherrische Vorgehen seines Oheims erregte den Argwohn des Kaisers, und um so mehr, als sich derselbe alsbald gegen die Paveser Beschlüsse in Verbindungen mit Alexander einließ, der in den tuscischen Städten einen weitverbreiteten Anhang hatte; besonders war es der Propst Otto von Raitenbuch, welcher die kirchliche Gesinnung des Herzogs bestimmte.

Dagegen hielt es Heinrich der Löwe für sein Interesse, als ein eifriger Anhänger Victors aufzutreten. Schon längst lebte er mit dem Bischof Udalrich von Halberstadt wegen mehrerer ihm von diesem verweigerter Kirchenlehen in Feindschaft; unter Beihülfe eines Legaten Victors wurde demnächst Udalrich entfernt und ein gewisser Gero eingesetzt, der sich zu Victor bekannte und vor Allem als ein höchst gefügiges Werkzeug des Herzogs erwies. In den wendischen Gegenden ordnete Papst Victor die Kirchenverhältnisse so, daß der Herzog und Erzbischof Hartwich sich befriedigt fühlen konnten: dem Erzbischofe wurden die Metropolitanrechte über Oldenburg, Meklenburg und Ratzeburg gewahrt, dem Herzog aber die Investitur mit den Regalien vorbehalten.

Erstarkung des Schisma.

So anfechtbar die Paveser Beschlüsse waren, machten sie doch auf die abendländische Welt einen tiefen Eindruck. Allerdings ließ man die Synode nicht als eine allgemeine gelten, aber man sah in ihr doch eine Versammlung, deren Entscheidung schwer in das Gewicht fiel. Indem Victor sich auf diese Entscheidung berief, hatte Alexander ihm keine gleich gewichtige entgegen zu stellen. Ueberdies trat für die Paveser Beschlüsse die Autorität des ersten und mächtigsten Fürsten des Abendlandes ein und sicherte damit Victor die Anerkennung eines großen Theils Italiens, wie fast des ganzen deutschen Reichs und der von

demselben abhängigen Länder. Mochte es in dem Machtgebiet des Kaisers auch hier und da Alexandriner geben, wie z. B. in der Salzburger Kirchenprovinz, offen wagten sie ihre Gesinnung kaum zu zeigen. Auch erschienen die Bemühungen des Kaisers, Spanien, Frankreich, England und Ungarn für Victor zu gewinnen, noch keineswegs aussichtslos. Wie gering waren dagegen die Hoffnungen Alexanders und seiner Cardinäle, die bisher keine anderen sicheren Bundesgenossen als den Sicilier und einige rebellische Städte der Lombardei besaßen.

Alexander verkannte keinen Augenblick, wie bedrohlich für ihn jene Synodalbeschlüsse waren. Doch sie schreckten ihn nicht, trieben ihn vielmehr mit aller Energie seinen Widersachern entgegenzutreten. Schon am 28. Februar sprach sein Legat in Mailand, der Cardinal Johann von Anagni, in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Otbert feierlich im Dome den Bann nicht allein über Octavian, sondern auch über den Kaiser aus, am 12. März weiter auch über die Bischöfe von Mantua, Cremona und Lodi, den Markgrafen von Montferrat, den Grafen Guido von Biandrate, die Rectoren und Consuln von Cremona, Pavia, Novara, Vercelli und Lodi, wie in den Grafschaften Seprio und Martesana, endlich am 28. März noch über Ludwig, den Befehlshaber des Kaisers in Baradello. Alle Gegner Mailands wurden unterschiedslos als Schismatiker behandelt, und der Legat erklärte zugleich, daß Alles, was Friedrich bisher gethan oder noch thun würde, aller Gültigkeit entbehre, bis er seinen Frieden mit der Kirche schließe. Auch der Papst selbst blieb nicht zurück. Am grünen Donnerstag (24. März 1160) schleuderte er im Dome zu Anagni gegen Friedrich den Bannfluch, weil er nicht wie ein Kaiser, sondern wie ein Tyrann das Reich regiere; die gleiche Strafe erkannte er gegen Otto von Wittelsbach und die anderen Beförderer des Schisma und erneuerte zugleich den bereits über Octavian verhängten Bann. Alle, welche dem Kaiser durch Eide verpflichtet, entband er im Namen Gottes und des heiligen Petrus der Treue und der Verpflichtungen gegen ihn, so daß sie fortan ihm nicht mehr zu gehorchen, sondern jeden Beistand seinem tyrannischen Regiment zu verweigern hätten.

In den nächsten Tagen erließ Alexander Schreiben an seine Anhänger, in welchen er sie von der Excommunication des Kaisers benachrichtigte und diese eingehender zu begründen suchte. Er behauptete: Friedrich habe, in die Fußstapfen seiner Vorgänger tretend, sich von

Anfang an als ein tyrannischer Unterdrücker der römischen Kirche gezeigt, Erzbischöfe und Bischöfe, die von Rom kamen, einkerkern lassen, die Legaten des apostolischen Stuhls zu Besançon unwürdig behandelt, gewaltsam das Patrimonium Petri überfallen, nach der allgemeinen Ueberzeugung noch bei Lebzeiten Hadrians dessen Widersacher Octavian auf den Stuhl Petri zu erheben gesucht und nach dem Tode des Papstes den Widerstand des Eindringlings gegen den von den Cardinälen Erwählten auf alle Weise unterstützt; er habe gegen die kanonischen Bestimmungen die Kirchenfürsten zu einer Synode nach Pavia berufen, Octavian hier zur vollständigen Unterdrückung der Kirche mit einem Ringe das Papstthum verliehen und die versammelten Väter mit tyrannischer Gewalt gezwungen sich dem Eindringling zu unterwerfen. Wenn er seine Absichten erreiche, so werde er in gleicher Weise auch die Könige und Fürsten der verschiedenen Länder mit den geistlichen und weltlichen Waffen zu unterwerfen suchen. Dieses Schreiben, strotzend von Uebertreibungen und unerwiesenen Behauptungen, sollte in allen kirchlich Gesinnten den heftigsten Haß gegen den schismatischen Kaiser, bei allen weltlichen Fürsten die schwersten Besorgnisse vor der überwuchernden kaiserlichen Macht erregen und war für diese Zwecke geschickt genug abgefaßt.

Gleichzeitig wurde in Form eines Schreibens von 25 alexandrinischen Cardinäle an die gesammte Christenheit ein weitläufiger Tractat verbreitet, welche den Paveser Beschlüssen entgegentrat, um die Wirkungen derselben zu vereiteln und die kaiserliche Autorität zu untergraben. Die Erhebung Octavians wird hier vor Allem als ein Werk des Kaisers dargestellt, die Weigerung Alexanders und der Cardinäle in Pavia zu erscheinen möglichst gerechtfertigt und die auf der Synode erfolgte Anerkennung Octavians auf den äußersten Zwang zurückgeführt. Bei den Verhandlungen, heißt es, hätten sich die Bischöfe einer nach dem anderen heimlich aus der Kirche entfernt, bis der Kaiser die Pforten habe schließen lassen, dann habe er die Zurückgebliebenen — es sollen nur sechs oder sieben Italiener darunter gewesen sein — unter Androhung der äußersten Gefahren und der Verwüstung ihrer Kirchen zur Anerkennung Octavians genöthigt*).

*) Eigenthümlich ist die Erklärung der Cardinäle, daß sie, wenn Alexander sterben sollte, sogleich einen anderen Papst wählen könnten, während mit dem Tode Octavians der ganze Bau seiner Secte zusammenbrechen müßte.

Zugleich sandte Alexander in derselben Weise, wie sein Gegner und der Kaiser, Legaten aus, um für seine Sache zu wirken. Die Cardinäle Heinrich und Oddo erhielten Befehl sich alsbald nach Frankreich zu begeben; eben dorthin wurde auch jener Cardinal Wilhelm geschickt, welcher über die Vorgänge zu Pavia die beste Auskunft zu geben vermochte. Nach Ungarn gingen der Bischof Julius von Palestrina und der Cardinaldiakon Petrus von S. Eustachius. Nach dem Orient sandte Alexander den Cardinalpriester Johann von dem Titel der Heiligen Johannes und Paulus; denn besonderen Werth legte er darauf, die Anerkennung der Kirchen von Jerusalem und Antiochia zu gewinnen. Wenn er auch an den Kaiser Manuel eine Legation in dem Bischof von Tivoli und dem Cardinaldiakon Arbicius vom heiligen Theodorus absandte, so war dabei wohl hauptsächlich der Grund bestimmend, eine Verbindung Manuels mit Friedrich gegen den Sicilier zu verhindern.

Den Legaten Alexanders waren die Gesandten des Kaisers und Victors an den Höfen meist schon zuvorgekommen. Wir können die Schritte auf beiden Seiten nicht genau verfolgen, aber im Ganzen lassen sich die Resultate dieser Botschaften doch erkennen. In einem im August 1160 erlassenen Schreiben an den Patriarchen von Aquileja rühmt der Kaiser: Spanien, Ungarn, Dänemark, Böhmen, der Graf von Barcelona und der Graf von S. Giles mit der ganzen Provence und Burgund hätten Victor anerkannt und täglich mehrten sich dessen Anhänger. Der Kaiser überschätzte, wie sich bald zeigte, weit die Erfolge seiner kirchlichen Politik; Manche, die er für Freunde hielt, waren im Herzen alexandrinisch und warteten nur die günstige Stunde ab, um ihre wahre Gesinnung zu enthüllen.

Am wenigsten konnte zweifelhaft sein, daß Bischof Daniel von Prag in Böhmen willige Anerkennung der Paveser Beschlüsse finden würde. Aber Daniel wurde auch in Ungarn ehrenvoll aufgenommen, und König Geisa schien dem kaiserlichen Papste Obedienz zu leisten bereit, nur machte er geltend, daß er ohne die Großen und den Klerus seines Reichs eine bindende Entscheidung nicht treffen könne. Wie der König damals auch denken mochte, nach nicht langer Zeit trat er, theils durch den Einfluß Erzbischof Eberhards von Salzburg, theils der Legaten Alexanders bewogen, mit der ganzen Kirche Ungarns auf die Seite des antikaiserlichen Papstes. Nach Geisas baldigem Tode (31. Mai

1161) wurde freilich Alles wieder in Frage gestellt. Ungarn sagte sich nun von Alexander los, und man schwebte in der Besorgniß, das Land könne der abendländischen Kirche ganz verloren gehen und sich unter dem Einfluß Constantinopels dem griechischen Bekenntniß zuwenden.

Was Friedrichs Gesandte in Constantinopel ausgerichtet haben, wissen wir nicht, nur soviel ist sicher, daß eine Verständigung zwischen Constantinopel und dem abendländischen Reiche sich nicht erreichen ließ. Manuel war nicht ohne Besorgniß, daß der Kaiser seine Gewalt über Ungarn, wohin er selbst seine Blicke gerichtet hätte, ausdehnen könne; überdies befürchtete er von der wachsenden Macht des Kaisers einen neuen Kreuzzug und die Vereitelung seiner eigenen Absicht, die lateinischen Herrschaften im Orient in Abhängigkeit von sich zu bringen. So mochte es den Legaten Alexanders leicht werden, die Mißstimmung Manuels gegen Friedrich zu steigern, aber positive Erklärungen zu Gunsten ihres Papstes erwirkten sie nicht; erst im Jahre 1162 hat sich Manuel zu solchen verstanden.

Der nach dem Orient gesandte Cardinal Johann landete erst im November 1160 auf einem genuesischen Schiff zu Byblos. Er fand die Stimmung im heiligen Lande schwankend und namentlich schien König Balduin seiner Mission wenig günstig. Auf einer Synode zu Nazareth sprach sich der Erzbischof von Tyrus entschieden für die Anerkennung Alexanders aus, aber der König trat ihm entgegen und rieth zur Neutralität. Dennoch siegte die Partei Alexanders und schon im Januar 1161 konnte sich dieser rühmen, daß sich die Kirchen des Orients ihm unterworfen hätten.

Auch der Obedienz Spaniens glaubte er damals bereits sicher zu sein. Ueber die Erfolge der kaiserlichen Gesandtschaft daselbst sind wir ohne alle Nachrichten; nicht einmal darüber sind wir unterrichtet, ob Hermann von Verden nach Spanien gekommen ist. König Ferdinand II., der im Jahre 1157 seinem Vater Alfons VII. gefolgt war, stand in sehr schwierigen Verhältnissen, da er nur Leon mit eigener Gewalt, Castilien nur als Vormund seines Neffen Alfons unter vielfachen Anfechtungen regierte. Wie sein Vater, hatte er selbst mit Hadrian IV. in Streitigkeiten gelebt, und es ist deshalb begreiflich, daß er anfangs wenig dem Papste geneigt war, welcher das Werk Hadrians fortführen wollte. Aber es gelang, ihn noch im Jahre 1160 für Alexander zu gewinnen; besonders geschah es durch den Bischof von Lago, wie

Ferdinand selbst in dem Schreiben erklärte, durch welches er dem Papste die Unterwerfung der spanischen Kirche ankündigte. Der angesehenste Fürst der pyrenäischen Halbinsel war zu dieser Zeit der Graf Raimund Berengar von Barcelona, der in Aragon die höchste Gewalt in Händen hatte. Sein Verhalten zum Kaiser war im Wesentlichen durch seine Stellung in der Provence bestimmt, die er für sich und seinen Neffen gegen die Grafen von Baux zu behaupten hatte*). Fortwährend von diesen Grafen bedrängt, scheint Raimund beim Ausbruch des Schisma, um nicht den Kaiser zu reizen, sich für Victor erklärt zu haben; erst als der Kaiser gegen Ende des Jahres 1160 entschieden auf die Seite der Grafen von Baux trat, ergriff Raimund für Alexander Partei, trug aber kein Bedenken, sich wieder für Victor zu erklären, als sich ihm die Aussicht eröffnete, die Hand der Richildis, der Wittwe König Alfons VII., der Base des Kaisers, für seinen Neffen zu gewinnen.

Während sich die Fürsten, welche dem Kaiser selbstständiger gegenüber standen, mehr dem freien Papst zuneigten, war die Stellung des Dänenkönigs durch seine Abhängigkeit vom deutschen Reiche bestimmt. Es fehlte freilich auch in Dänemark nicht an entschiedenen Alexandrinern. Der Erzbischof Eskil von Lund, der noch seiner Gefangenschaft in Deutschland gedachte, war ein erbitterter Gegner des Kaisers und seines Papstes; und auch Bischof Absalon von Roeskilde, der Milchbruder und Vertraute König Waldemars, fühlte kein Interesse für einen kaiserlichen Papst. Aber König Waldemar mußte es doch für bedenklich halten, seine kaum gegründete Herrschaft durch Feindseligkeiten gegen den Kaiser zu gefährden, und so wird Propst Christian, der Gesandte Friedrichs, ihn unschwer für Victor gewonnen haben. Später schickte Victor einen gewissen Bernhard als Legaten nach Dänemark. Er fand wenig Widerstand, aber auch wenig Willigkeit. Eine Synode, welche er berief, war nur schwach besucht.

Vor Allem wichtig war, wie sich Frankreich erklären würde. Denn in allen kirchlichen Dingen gab es damals recht eigentlich den Ton an; wir wissen, wie auch Innocenz II. seinen Sieg wesentlich der gallicanischen Kirche zu danken hatte. Ueberdies war der französische Klerus so nahe mit dem englischen verbunden, daß der eine ohne den anderen kaum eine Entscheidung abgeben zu können schien. Viel kam

*) Vergl. Bd. III. S. 219 und oben S. 15 und S. 23.

dabei auf die Könige Ludwig und Heinrich an, welche Beide zu dem Paveser Concil zwar nicht ihre Bischöfe, aber doch Boten geschickt hatten. Ludwig hatte bis auf Weiteres Neutralität versprochen, Heinrich die unbestimmte Zusicherung gegeben, daß er in Eintracht mit dem Kaiser handeln wolle. Beide besorgten den Kaiser zu erzürnen, den sie in ihren Streitigkeiten sich zu gewinnen ein unverkennbares Interesse hatten. Denn trotz des im November 1159 geschlossenen Waffenstillstandes war der Friede damals noch keineswegs gesichert; erst nach dem Concil, im Mai 1160, kam er zum Abschluß.

Ohne Frage waren die beiden Könige im Herzen mehr für Alexander gestimmt. Viel zu groß war der Einfluß des Papstthums bereits auf die gallicanische und englische Kirche, als daß ein Papst, der ganz in der Hand des Kaisers war, ihnen nicht schwere Befürchtungen hätte erwirken sollen. Ueberdies huldigten ihre Bischöfe in der Mehrzahl Gregorianischen Grundsätzen, und gerade die einflußreichsten unter ihnen traten sogleich für Alexander ein. Besonders thätig waren in dieser Beziehung der alte Erzbischof Theobald von Canterbury, der Bischof Arnulf von Lisieux und der Abt Philipp von Aumône. Dagegen ist bemerkenswerth, daß die Mönchsorden, welche einst die Vorkämpfer Innocenzs II. gewesen waren, für Alexander sich nicht in gleicher Weise erwärmten. Wenn auch der Erzbischof Petrus von Tarantaise, ein angesehener Cistercienser, bald für die alexandrinische Sache mit seinem heiligen Eifer wirkte, und in ähnlicher Weise Anthelmus, der Prior der großen Karthause, hervortrat, ihre Orden selbst nahmen nicht sofort Partei, und die noch immer sehr einflußreiche Congregation Clunys stand sogar auf Seiten Victors. Der Bischof Imarus von Tusculum, der sich bald nach der Paveser Synode nach Frankreich begeben hatte, fand bei dem Abte Hugo von Cluny die freundlichste Aufnahme.

Die Alexandriner fürchteten die Gesandtschaft Rainalds nach Frankreich; namentlich besorgten sie, daß König Heinrich leicht auf Victors Seite gezogen werden könnte. Dennoch scheint Rainald nicht mehr erlangt zu haben, als daß die beiden Könige vorläufig die Neutralität zu wahren versprachen. Die Reise des Garsidonius nach England mußte ganz erfolglos sein, da die englische Kirche ohne den Willen des Königs keinen Beschluß fassen konnte und dieser sich damals auf dem Festlande befand.

Fruchtbarer war die Legation, welche Alexander nach Frankreich abgeordnet hatte. Die Cardinäle Heinrich, Wilhelm und Oddo hatten allerdings mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber schließlich gewannen sie doch ihrem Meister die Obedienz der gallicanischen und anglicanischen Kirche. Ihr erster Empfang war nicht der beste. Cluny schloß ihnen geradezu die Thore; die Benedictiner zu Vezelay waren die Ersten, welche ihnen gastliche Aufnahme gewährten. Eben damals gingen die Könige Ludwig und Heinrich damit um, den zwischen ihnen geschlossenen Waffenstillstand in einen dauernden Frieden zu verwandeln. Sie wollten alle Zerwürfnisse beseitigen, in voller Eintracht ihre Länder regieren. Vor allem beschloß man in der heikelen kirchlichen Frage in gleicher Weise zu verfahren, und Ludwig versprach dabei seine Entschließung von der Heinrichs abhängig zu machen.

Die Werbungen der Legaten Alexanders richteten sich bei dieser Lage der Dinge vornehmlich an den englischen König; aber auch kaiserliche Gesandte erschienen bald wieder bei Heinrich. Die Haltung des Königs war lange eine schwankende und flößte den Alexandrinern die lebhaftesten Besorgnisse ein. Er hatte eine Synode des englischen Klerus nach London berufen lassen, um den Streit der beiden Päpste zu untersuchen; die Entscheidung fiel, wie nicht anders zu erwarten war, zu Gunsten Alexanders aus. Aber der König sorgte dafür, daß die Beschlüsse geheim gehalten wurden; jeder Folge, die man ihnen gab, trat er rücksichtslos entgegen. Ende Juli versammelte er dann die Bischöfe der Normandie in Neuf Marché, gleichzeitig Ludwig die Bischöfe seines Reichs in dem nahen Beauvais, kaiserliche Gesandte waren zugegen, und es fehlte auch nicht an Stimmen, welche sich für Victor erklärten. Aber die Mehrzahl der Bischöfe war doch für Alexander, und die öffentliche Stimmung sah die Anerkennung desselben bereits als entschieden an. Dennoch hielt Heinrich noch immer mit einer Erklärung zurück; bald sah man sogar die Cardinäle Johann und Guido als Legaten Victors an seiner Seite.

Im Anfange des October hatten die Könige eine Zusammenkunft, um den geschlossenen Bund zu erneuern und sich zugleich auch über die kirchliche Frage zu verständigen. Sie hatten zu derselben angesehene Männer ihrer Reiche berufen, unter ihnen auch kirchliche Würdenträger. Die Legaten Alexanders und Victors fehlten nicht, da es sich um die für sie wichtigste Entscheidung hier handelte. Die Rathgeber der

Fürsten waren für einen längeren Aufschub einer bestimmten Erklärung: die römische Kirche sei immer den Königen beschwerlich gewesen, die Gelegenheit sei endlich zu freierer Bewegung günstig, vorläufig sei die Autorität der Bischöfe für die Regierung der Kirche ausreichend und man könne ruhig die weitere Entwicklung der Dinge abwarten. Trotz solcher Erklärungen und trotz der Anliegen Victors entschloß sich doch jetzt König Heinrich endlich eine definitive Entscheidung zu treffen; es waren nichts weniger, wie kirchliche Motive, welche ihn dazu vermochten.

Schon im Jahre 1158 hatte König Ludwig seine Tochter Margaretha, ein Kind in der Wiege, dem dreijährigen Sohne König Heinrichs, welcher den Namen des Vaters führte, verlobt. Das Mädchen war sogleich dem Könige von England übergeben worden, um in der Normandie erzogen zu werden; am Hochzeitstage sollte Heinrich mehrere Burgen erhalten, welche früher zur Normandie gehört hatten und deren Verlust er nicht verschmerzte. Nichts verlangte er deshalb mehr, als die Hochzeit der Kinder zu beschleunigen; und er drang jetzt in die Legaten Alexanders den erforderlichen Dispens des apostolischen Stuhls zur Vermählung der Kinder zu ertheilen. So wichtig schien es den Bevollmächtigten Alexanders, auf solche Weise eine öffentliche Erklärung König Heinrichs für ihren Herren zu gewinnen, daß sie den verlangten Dispens ohne Wissen des Königs von Frankreich bewilligten. So glaubten sie in einem Moment die Anerkennung nicht nur Englands und Frankreichs, sondern auch Spaniens, Irlands und Norwegens, des ganzen westlichen Europas gewonnen zu haben, und mindestens soviel erreichten sie, daß Heinrich unzweideutig sein Reich und seine Kirche Alexander unterwarf.

So groß die Einigkeit zwischen Heinrich und Ludwig bei dieser Zusammenkunft schien, war doch bereits der Same der Zwietracht aufs Neue gelegt, und überschnell ging er auf. Am 4. October starb im Kindbett Ludwigs zweite Gemahlin Constantia, die Schwester des spanischen König Ferdinands II., und Ludwig, der immer, wie ein Zeitgenosse sagt, den Spruch des Apostels vor Augen hatte: „Es ist besser freien, als Brunst leiden*)", entschloß sich schon in vierzehn Tagen zu einer dritten Ehe. Er vermählte sich mit Adela, einer Schwester der

*) Kor. 7, 9.

Grafen von Blois, die sich schon früher als hitzige Gegner des Königs von England gezeigt hatten. Ueber diese Ehe gerieth König Heinrich in den höchsten Zorn und säumte keinen Augenblick, von dem erlangten Dispens Gebrauch zu machen. Am 2. November ließ er die Scheinehe der beiden Kinder einsegnen und nahm sogleich die ersehnten Burgen in Besitz.

Jetzt kam der böse Handel der Legaten an den Tag, und es konnte nicht fehlen, daß König Ludwig in die bitterste Stimmung gegen Männer gerieth, deren Zwecke er bis dahin auf alle Weise gefördert hatte. Er befahl sogleich den Legaten sein Reich zu verlassen und erhob gegen sie Beschwerden in Rom. Aber die Legaten müssen doch bald Mittel gefunden haben, um den König milder zu stimmen; sie blieben in Frankreich, wenn sie auch die Gunst Ludwigs nicht so leicht wiedergewannen. Zugleich war der offene Kampf zwischen ihm und König Heinrich wieder ausgebrochen, an dem sich besonders die Grafen von Blois, die Schwäger König Ludwigs, betheiligten. Der Kampf drehte sich besonders um die Feste Chaumont, in welcher sich Theobald von Blois festgesetzt hatte. Aber König Heinrich nöthigte die Burg zur Uebergabe und wußte dann seine Länder durch die Herstellung alter und den Bau neuer Burgen zu sichern. Zwischen Weihnachten und Ostern ruhten die Waffen, aber Niemand wagte noch von Frieden zu sprechen.

So schien Alles wieder in Frage gestellt, was in Frankreich für Alexander gewonnen war. Mochte König Heinrich seiner Entschließung jetzt die gebührende Autorität sichern, von König Ludwig war dies nicht zu erwarten, und manche französischen Bischöfe befanden sich in diesen unklaren Verhältnissen sehr wohl; sie hatten die Appellationen an den Papst, die Strafen Roms nicht zu fürchten. Sie sahen, warf man ihnen vor, den Krieg der Könige gern, weil durch denselben der Krieg in der römischen Kirche neue Nahrung gewänne. Unter solchen Umständen konnte Victor Hoffnung schöpfen, Frankreich noch auf seine Seite ziehen zu können, zumal er mit den Grafen von Blois in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Es werden besonders die französischen Verhältnisse gewesen sein, die ihn schon am 16. Januar 1161 veranlaßten eine neue allgemeine Synode zur Beseitigung des Schisma auf den 21. Mai nach Cremona zu berufen.

Inzwischen suchte Alexander auf alle Weise König Ludwig in der

Treue zu erhalten und wurde dabei kräftigst von dessen Bruder, dem Bischof Heinrich von Beauvais, unterstützt. Durch dieses Bischofs Vermittelung gelang es endlich Ludwig und Heinrich dazu zu bestimmen, gemeinsam eine Synode zu berufen, auf welcher in ihrer Gegenwart die kirchliche Frage entschieden und den Anhängern Victors noch einmal Gelegenheit ihre Sache zu vertreten geboten werden sollte. Die Synode wurde nach Toulouse, gleichsam auf neutralen Boden, berufen, und Victor entschloß sich hierhin Legaten zu schicken. Um die Mitte des März 1161, wie es scheint, kamen die Könige in Toulouse zusammen, die Bischöfe Frankreichs und Englands stellten sich ein, die Legaten Alexanders erschienen. Mit großem Pomp, geleitet von kaiserlichen Gesandten, ritten die Legaten Victors Johann von S. Martin und Guido von Crema ein. Auch Gesandte des spanischen Königs Ferdinand waren bei der Synode anwesend, in welcher man etwa hundert kirchliche Würdenträger, Bischöfe, Aebte, Pröpste u. s. w. zählte. Wer in derselben den Vorsitz führte, ist nicht überliefert.

Im Beginn der Verhandlungen traten die Legaten Victors, gestützt auf die Paveser Beschlüsse, als Ankläger Alexanders auf. Besonders legte Guido von Crema die Gründe dar, weshalb zu Pavia die Wahl Alexanders verworfen sei. Ihm traten die Legaten Alexanders entgegen und bekräftigten ihre Aussagen durch Augenzeugen der Wahlereignisse, welche sie zur Stelle geschafft hatten. Sie erklärten, daß eine Wahl Octavians eigentlich gar nicht erfolgt sei, er selbst sich immantirt und mit Unterstützung von Laien den Stuhl Petri bestiegen habe, daß er erst acht Tage nach seiner Bannung consecrirt sei und die Consecratoren selbst unter dem Banne gestanden hätten; dagegen sei, behaupteten sie, Alexander rechtmäßig gewählt und seine Immantation nur durch das gewaltsame Einschreiten seiner Widersacher momentan gehindert, aber später vollständig durchgeführt worden, auch sei seine Weihe durch die ordentlichen Consecratoren erfolgt. Sie suchten ferner darzuthun, daß der Kaiser schon vor dem Paveser Concil in seinem Schreiben und durch Gesandtschaften Octavian als den rechtmäßigen Papst anerkannt habe. Endlich trat der Cardinal Wilhelm als Zeuge dafür ein, daß nicht 153 Bischöfe zu Pavia berathen*), sondern nur 44, und diese hätten sich für Neutralität und Vertagung der Ver-

*) Es war dies auch nie behauptet worden. Vergl. oben S. 252.

handlungen erklärt; einzig und allein durch Bitten und Drohungen habe der Kaiser mehrere dahin gebracht, Octavian anzuerkennen, während sich 24 Bischöfe seiner Gewalt durch die Flucht entzogen hätten.

Die sogenannte sicilische Verschwörung, die Verbindungen Alexanders mit den rebellischen Lombarden kamen gar nicht zur Sprache; auch scheinen jene sehr anfechtbaren Behauptungen der Alexandriner einer weiteren Discussion nicht mehr unterworfen zu sein. Die Ansicht der Könige war wohl von vornherein entschieden, und jeder Widerspruch der Bischöfe wäre fruchtlos gewesen; ohnehin waren sie, wenn eine Entscheidung getroffen werden mußte, fast sämmtlich für Alexander. So fiel die Entscheidung, wie sie fallen sollte. Man erklärte sich für Alexander und erwies seinen Legaten die höchsten Ehren. Victor wurde verworfen, der Bann über ihn und mehrere seiner Anhänger ausgesprochen, seine Legaten verließen als Besiegte Toulouse.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Beschlüsse der Toulouser Synode die Sache Alexanders ungemein gefördert haben. War sie auch noch weniger, als die von Pavia, als eine allgemeine anzusehen, so war doch ein sehr angesehener Theil der abendländischen Kirche auf ihr repräsentirt gewesen, und auch das war von Gewicht, daß beide Parteien der Kirche in ihr zu Worte gekommen waren, während nur die eine in Pavia verhandelt hatte. Mochte es einzelne Anhänger Victors noch in Frankreich geben, sie mußten es doch bald aufgeben sich öffentlich zu verrathen. Auch die so einflußreichen Mönchscongregationen Frankreichs nahmen nun entschieden für Alexander Partei; an der Spitze die Cistercienser. Diejenigen Karthäuser, die bisher zu Victor gehalten, traten schon zu Toulouse auf die Seite der Alexandriner. Hugo von Cluny, mit dem Bann Alexanders bedroht, mußte alsbald sein Kloster verlassen und sich unter den Schutz des Kaisers begeben. Ob auch der Hader zwischen den Königen nicht geschlichtet war, kirchlich blieben Frankreich und England doch geeinigt, und auch die spanische Kirche gewann eine festere Stellung zu Alexanders Sache. Wie die Paveser Synode die Partei Victors consolidirt hatte, so schaarten sich jetzt um die Toulouser Synode bald alle diejenigen, welche ihr Ideal in einem freien Papstthum sahen, und die Zahl solcher war im Abendlande eine sehr beträchtliche.

Selbst in Deutschland machten die Toulouser Beschlüsse Eindruck. Wir erkennen es besonders in den weitläuftigen Erörterungen, welche

der gelehrte Gerhoh damals seinem Buche über den Antichrist einfügte. Er verfolgte mit großer Spannung den Gang des Schisma, in welchem er eine unermeßliche Gefahr für die Kirche sah. Von allen Seiten hatte er sich Nachrichten über die Doppelwahl verschafft und suchte in jenen Erörterungen die Wahlvorgänge möglichst unbefangen darzulegen. Obwohl er seine Meinung nicht verhehlt, daß er die Sache Alexanders für die relativ bessere halte, betont er doch stark die Vorwürfe, welche den Alexandrinern wegen der sogenannten sicilischen Verschwörung gemacht wurden, und tadelt es entschieden, daß sich Alexander nicht der Paveser Synode gestellt und gegen jene Vorwürfe gerechtfertigt habe; durch sein Erscheinen wäre das Schisma im Keime erstickt und die Anerkennung Victors zu Pavia vereitelt worden.

Während Gerhoh dies schrieb und sich schon der Meinung zuneigte, daß man sich trotz aller Bedenken an die Paveser Beschlüsse zu halten habe, erhielt er unerwartet Nachricht von der zu Toulouse gehaltenen Synode. Die Beschlüsse derselben erfüllten ihn mit Freude, aber er vermißte schmerzlich in derselben jede Erklärung über die sicilische Verschwörung, nachdem diese in der früheren Synode so bestimmt den Alexandrinern entgegengehalten war. Deshalb, meint er, würden doch Viele die Wahl Alexanders und die Beschlüsse der letzten Synode nicht anerkennen, sondern ein allgemeines Concil abwarten, welches von den Königen gemeinsam zu berufen sei; Gott sei mächtig, Eintracht zwischen den Königen zu stiften, ohne deren einträchtiges Zusammenwirken zu dieser Zeit ein allgemeines Concil nicht zu Stande kommen könne, aber ohne ein solches sei auch jener Stein des Anstoßes nicht aus dem Wege zu räumen. Wenn die Verschwörung, äußert er, nur von den Gegnern Alexanders behauptet und seinen Anhängern einfach geleugnet würde, so könnte man den Vorwurf auf sich beruhen lassen; nun aber habe sich Alexander mit denselben Bundesgenossen vereinigt, mit denen Hadrian sich verschworen haben sollte, und über den Kaiser den Bann verhängt, welchen sein Vorgänger versprochen zu haben beschuldigt würde, indem nur darin ein neuer Grund hinzugekommen, daß der Kaiser die Sache Victors aufrecht erhalten habe; dieser Bann sei aber nur dann gerechtfertigt, wenn die Sache Alexanders selbst die gerechte sei, und darüber könne man nicht anders Klarheit gewinnen, als wenn die Beschuldigungen wegen jener Verschwörung widerlegt würden; Niemand vermöge jetzt in das Dunkel derselben einzudringen, da die

Römer Niemand Rechenschaft geben, sondern nur dem Himmel verantwortlich sein wollten. Gerhoh führt aus, daß auch die Päpste unter Umständen verantwortlich seien und ergießt sich in Klagen über den Stolz und die Habgier Roms, welcher er auch den kläglichen Ausgang des zweiten Kreuzzugs beimißt.

Schließlich setzt Gerhoh auseinander, daß es drei Parteien in der abendländischen Kirche gebe; außer den Parteien der beiden Päpste eine dritte, welche eine gründliche Untersuchung der Ursachen des Schisma wolle, wie sie nur durch ein allgemeines, von den Königen gemeinsam berufenes Concil bewerkstelligt werden könne. Zu dieser dritten Partei bekennt sich Gerhoh selbst. Von den beiden Päpsten urtheilt er, daß sich Victor nur durch die Macht des Kaisers aufrecht erhalte, Alexander allein durch die Macht des sicilischen Tyrannen, mit dessen Rittern er die Burgen und Länder des heiligen Petrus in Unterwürfigkeit halte*).

Allerdings mochten Viele die Berufung eines solchen allgemeinen Concils, wie es Gerhoh sich dachte, wünschen; man kam damit ja im gewissen Sinne auf die ersten Absichten des Kaisers zurück, die sich aber als unausführbar erwiesen hatten. Am wenigsten würde sich freilich Alexander einem von den Fürsten berufenen Concil unterworfen haben, doch auch Victor war dazu nicht geneigt. Bereits am 16. Januar, wie wir wissen, hatte er die Einladung zu einer allgemeinen Synode erlassen, und mit dem Kaiser forderte er nach allen Seiten zur Beschickung derselben auf. Am 21. Mai sollte zu Cremona die Synode eröffnet werden**), welche nun nach den Verhältnissen eine feindliche Stellung zu den Toulouser Beschlüssen nehmen mußte.

Zu der bestimmten Zeit stellten sich die Bischöfe zum großen Theil in Cremona ein, aber zur Eröffnung der Synode kam es dort nicht. Der Kaiser sammelte damals ein Heer, mit dem er schon in den

*) Gerhoh schrieb diese Partien seines Werks in der ersten Hälfte des Jahres 1161. Später hat er eine Vorrede zugefügt, in welcher er sich als ein entschiedener Alexandriner erklärt, weil sich die Cardinäle auf Seite Alexanders bereit erklärt hätten, sich wegen der ihnen vorgeworfenen Conspiration gegen das Reich zu rechtfertigen. Dies geschah im Jahre 1163, doch ist die Rechtfertigung nie erfolgt.

**) Man hatte eine Zeit lang die Absicht gehabt, die Synode wieder in Pavia zu halten, war aber später bei Cremona stehen geblieben.

nächsten Tagen einen Angriff auf Mailand beabsichtigte. Da er selbst und mehrere Fürsten an seiner Seite während der Verhandlungen anwesend sein wollten, wurde auf seinen Wunsch die Synode auf die Mitte des Juni nach Lodi vertagt. Rechtzeitig stellte sich dann der Kaiser, von vielen Bischöfen und Fürsten begleitet, ein. Am 17. Juni kam der Papst in Lodi an, und am 19., dem Tage der Heiligen Protasius und Gervasius, wurde die Synode eröffnet, die dann bis zum 22. tagte. Anwesend waren außer dem Papste, welcher den Vorsitz führte, der Kaiser und die ihn begleitenden Großen, der Patriarch Peregrin von Aquileja, die Erzbischöfe Hillin von Trier, Rainald von Köln, Stephan von Vienne und Guido von Ravenna, viele Bischöfe Deutschlands, Italiens und Burgunds — aus der Mainzer Kirchenprovinz waren allein zehn Suffragane zur Stelle — wie eine große Zahl von Aebten, Pröpsten, Prioren und anderen Klerikern. Eingestellt hatten sich außerdem fünf römische Senatoren und Abgesandte der Stadt Pisa. Der König von Böhmen hatte sein Ausbleiben entschuldigt, aber seine Zustimmung zu den Beschlüssen der Synode erklärt; sein Bruder Herzog Dietbold war gegenwärtig und, wie es scheint, auch der beim Kaiser so angesehene Bischof Daniel von Prag. Die Könige von Dänemark, Norwegen und Ungarn, sechs Erzbischöfe, zwanzig Bischöfe, viele Aebte und Pröpste, sowohl der Cistercienser wie anderer Congregationen, hatten Schreiben geschickt, in denen sie ihr Ausbleiben entschuldigten und ihre Zustimmung zu den Synodalbeschlüssen versprochen haben sollen. Auch die Könige von Frankreich und England, wie der Herzog von Polen hatten Boten gesendet, doch waren daraus über ihre Stellung zu den Beschlüssen der Synode keine Folgerungen zu ziehen.

Es war eine sehr stattliche Versammlung, wie übertrieben es auch ist, wenn der Kaiser in einer damals ausgestellten Urkunde sagt, daß fast alle Bischöfe Deutschlands, Italiens, Burgunds und der Provence ihr beigewohnt hätten. Von den Verhandlungen der Synode wissen wir wenig. Wie nicht anders zu erwarten stand, wurden die Beschlüsse der Paveser Synode genehmigt und die Wahl Alexanders für nichtig erklärt. Einer der thätigsten Mitarbeiter zu Pavia, der Erzbischof Arnold von Mainz, hatte inzwischen ein entsetzliches Ende gefunden, und auch die dadurch in der Mainzer Kirche entstandenen Wirren kamen zur Sprache. Die Hauptsache waren die Strafurtheile, welche

am Schluß der Synode veröffentlicht wurden. Die Excommunication traf den Erzbischof Otbert von Mailand, den Bischof Hugo von Piacenza, den Bischof Raimund von Brescia, wie die Consuln der genannten Städte und ihre Räthe, ingleichen den Bischof Gerhard von Bologna und einen anderen uns unbekannten Bischof; der Bischof Johann von Padua und ein anderer Bischof, dessen Name nicht genannt ist, wurden bis zum 1. August suspendirt. Ueber Alle, welche an dem Morde Erzbischof Arnolds betheiligt gewesen waren oder ihn gebilligt hatten, wurde der Bann verhängt. Nicht ohne ihr Zuthun war in Mainz die Wahl Rudolfs, eines Bruders Bertholds von Zähringen, durchgesetzt worden, und Rudolf hatte sich selbst nach Lodi begeben, um die Bestätigung derselben zu erwirken, aber der Kaiser verwarf sie, und der Papst verhängte auch gegen Rudolf eine Kirchenstrafe.

Die Getreuen, die zu den Beschlüssen der Synode mitgewirkt hatten, erhielten vom Papste reiche Belohnungen, vor Allem Hillin von Trier, welcher die Bestätigung nicht nur aller seiner Privilegien, der von ihm für sein Erzstift gemachten Erwerbungen, sondern auch seiner Stellung als päpstlicher Legat erhielt. Nicht gering war die Erbitterung gegen Eberhard von Salzburg, der sich nicht nur dem Kriegsdienst gegen Mailand, sondern auch der Theilnahme an der Synode entzogen hatte, doch glaubte der Kaiser von weiteren Maßregeln gegen den hochgeachteten Kirchenfürsten Abstand nehmen zu müssen, als daß er ihm den gemessenen Befehl gab, sich bis zum 8. September am Hofe einzustellen; es war das der Termin, welchen der Erzbischof selbst sich erbeten hatte.

Die Erfolge der Synode sind nicht hoch anzuschlagen; sie haben weder die Partei Victors wesentlich gestärkt, noch dem Anhang Alexanders großen Abbruch gethan. Aber nicht zu verkennen ist doch, daß sie dazu beitrug, die persönliche Sicherheit Alexanders in Italien zu gefährden.

Alexander lebte, seitdem er Rom hatte verlassen müssen, zu Anagni in den dürftigsten Verhältnissen; nur ein kleiner Theil des Kirchenstaats war in seinen Händen, und auch diesen hielten nur die Waffen, welche ihm der König von Sicilien bot, im Gehorsam. Wohl hatte er zahlreiche Anhänger, aber sie wollten oder konnten ihn nicht ausgiebig unterstützen. Um für sich und die Cardinäle den Lebensunterhalt zu beschaffen, mußte der Papst die französischen Geistlichen

um Almosen bitten und bei dem pisanischen Klerus eine Anleihe aufnehmen; seine Verbindungen mit hülfreichen Freunden waren überdies sehr erschwert, überall stießen seine Boten auf Hindernisse.

Gerade damals, als sich die Synode Victors zu sammeln anfing, schien Alexanders Geschick endlich eine günstigere Wendung nehmen zu wollen. Es gelang ihm, wahrscheinlich unter Beihülfe der Frangipani, die Rückkehr nach Rom zu gewinnen. Am 6. Juni zog er in die Stadt ein. Bei der Kirche S. Maria nuova*) am Colosseum, welche er damals weihte, wurde ihm ein festlicher Empfang bereitet; am folgenden Sonntage konnte er mit seinen Cardinälen die Messe im Lateran halten. Er freute sich eines großen gewonnenen Sieges und schrieb am 14. Juni an den Patriarchen Heinrich von Grado und dessen Suffragane: „Wir vertrauen in dem Herrn, daß die Anstifter des Schisma und seine Anhänger so machtlos geworden sind, daß sie sich nie mehr erholen werden."

Nur allzusehr täuschte er sich in diesem Vertrauen. Auch Victor hatte noch einen starken Anhang in der Stadt — wohnten doch fünf Senatoren sogar der Synode in Lodi bei — und dieser Anhang zögerte nicht sich zu regen. Unruhen erfüllten die Stadt, und seine eigenen Anhänger riethen dem Papst sie abermals zu verlassen. Schon am 27. Juni war er wieder in Palestrina und lebte in der nächsten Zeit bald hier, bald in Ferentino. Nach kurzer Zeit war er nirgends in seinem Lande mehr sicher. Das ganze Patrimonium Petri von Acquapendente bis Ceperano wurde von den Kaiserlichen und den Anhängern Victors besetzt. Nur wenige Städte, wie Orvieto, Anagni, Terracina und die Burg Castro hielten sich noch. Gegen Ende September ging Alexander nach Terracina. Schon hatte er beschlossen Italien zu verlassen und sich nach Frankreich zu wenden, wo schon so viele seiner Vorgänger Hülfe in ihren Bedrängnissen und die Mittel zu siegreicher Rückkehr gewonnen hatten, wohin ihn überdies Einladungen seiner Anhänger riefen. Er hatte sich entschieden den Bischof Julius von Palestrina als seinen Vicar im Römischen zurückzulassen und Alles für die Zeit seiner Abwesenheit geordnet.

So traurig die Lage Alexanders schien, war er doch nichts weniger als entmuthigt. Er stand fest in dem Bewußtsein, daß er der recht-

*) Jetzt S. Francesca Romana.

mäßige Papst sei, daß ihm Gott die höchste Gewalt auf Erden übertragen habe und ihm schließlich der Sieg nicht fehlen könne. Er wußte, daß die Ideen Gregors VII., von denen er ganz erfüllt war, in der Welt nicht ausgestorben seien, wenn sie auch in den Gemüthern zu schlummern schienen, daß in den Zeitgenossen das Papstthum nur, wenn es frei, noch nachhaltige Sympathien wecken könne. Auf Octavian, in dem er lediglich eine Creatur des Kaisers sah, blickte er nicht mit Unrecht herab, aber er glaubte sich auch dem mächtigen Kaiser selbst gewachsen.

Alexander konnte sich nicht verhehlen, daß sein Bann nicht mehr jene furchtbare Waffe war, welche seine Vorgänger mit so großem Erfolge gegen frühere Kaiser gebraucht hatten. Friedrich war von ergebenen Freunden umdrängt, und selbst die Anhänger des Papstes wagten ihm nicht anders als mit größter Ehrfurcht zu nahen. Des Kaisers Autorität leuchtete hell und schien die Alexanders ganz in den Schatten zu drängen. Aber der Papst wußte, daß die imponirende Macht, welche in der Hand des Kaisers ruhte, doch auch nicht auf einem ganz sicheren Fundament stand, daß das deutsche Reich in seinem Aufschwunge zahlreiche und mächtige Gegner hatte, die sich schon die Hände zu reichen begannen. Man wagte nicht offen Friedrich entgegenzutreten, aber man conspirirte hier und dort gegen ihn, und das kirchliche Schisma mußte diesen Conspirationen zum Vorwand dienen.

Es lag in der Stellung des Königs von Frankreich, daß sich die Feinde Friedrichs besonders ihm anzuschließen suchten. Geisa von Ungarn hatte sich bereits Ludwig zum Bundesgenossen gegen den Kaiser erboten: sollte der Kaiser, versprach er, Frankreich angreifen, so werde er sofort in Deutschland einfallen, unter der Voraussetzung, daß er als Angegriffener gleichen Beistand von Frankreich finden werde. Dieses Anerbieten blieb ohne Folgen; denn nach dem Tode Geisas konnte sein noch im Knabenalter stehender Sohn Stephan III. sich nicht in der Herrschaft behaupten. Unverzüglich trat Kaiser Manuel mit seinen alten Plänen, Ungarn von Constantinopel abhängig zu machen, hervor. Er hatte den im Exil lebenden Bruder Geisas Stephan mit jener Maria vermählt, welche früher Friedrich bestimmt gewesen war, und ihm wollte er jetzt auch die Krone Ungarns zuwenden. Eiligst begab sich Manuel selbst nach Belgrad und schickte den Gemahl seiner Nichte mit einem griechischen Heere über die Donau.

Die Ungarn fürchteten von dem Mann der Griechin für ihre Religion und Freiheit, aber sie erboten sich statt des jungen Königs einen anderen Bruder Geisas, Ladislaw, der auch einige Zeit in Constantinopel gelebt hatte, den Thron einzuräumen. So gab Manuel nach und versprach fünf Jahre die Waffen ruhen zu lassen; er verstand sich dazu um so leichter, als auch Stephan wieder in Ungarn Aufnahme fand. Ladislaw, der eine Unterstützung seines verdrängten Neffen von deutscher Seite zu befürchten hatte, nahm die Verbindungen Ungarns mit Friedrich wieder auf, aber es zeigte sich bald, wie wenig Verlaß auf ihn sei. Wie einst Geisa, waren inzwischen auch andere Könige des Abendlandes mit Ludwig in Verhandlungen getreten, und dieser selbst that alsbald, seinen alten Griechenhaß vergessend, Schritte, um Constantinopel gegen Friedrich und Victor zu gewinnen.

Selbst deutsche Reichsfürsten boten dem Könige von Frankreich die Hand. Ohne Frage stand Herzog Welf, der sich damals schon entschieden für die Sache Alexanders erklärt hatte und auch sonst mit dem Kaiser in manchen Streitigkeiten lebte, bereits mit Ludwig in Verbindungen. Nicht viel später erbot sich auch Herzog Berthold von Zähringen, durch das seinem Bruder verweigerte Erzbisthum Mainz höchlich erbittert, König Ludwig zu jedem Dienst gegen den Kaiser. Vor Allem aber unterhielt Erzbischof Eberhard, der unermüdlichste Vertheidiger der Sache Alexanders in Deutschland, mit dem französischen Hofe lebhaften Verkehr.

Wahrlich, es fehlte dem Kaiser nicht an offenen und geheimen Widersachern, und wunderbarer Weise gab er selbst einem der Letzteren gerade zu dieser Zeit eine der wichtigsten Stellungen im Reiche. Am 8. August 1161 war der Patriarch Peregrin von Aquileja gestorben, welcher dem Kaiser viele treffliche Dienste geleistet hatte. Das ausgedehnte Machtgebiet des Patriachats war nicht nur für die Communicationen zwischen Deutschland und Italien, sondern auch für den Verkehr zwischen Ungarn, Venedig und den Ländern des morgenländischen Reichs von ausnehmender Bedeutung, zumal jetzt, wo Venedig alexandrinisch war und fortwährend Cardinäle Alexanders bei sich beherbergte. So war es eine der wichtigsten Fragen für die beiden Päpste, wer Peregrin nachfolgen würde.

Die Wahl in Aquileja fiel auf einen jungen Kleriker, Udalrich mit Namen, den Sohn des Grafen Wolfrad von Treffen. Die Ver-

wandtschaft mit einem in Kärnthen und Krain reichbegüterten und angesehenen Geschlecht war es wohl, welche die Wahl bestimmte. Aber der Erwählte war ein Gesinnungsgenosse, gleichsam ein Schüler Eberhards; er stand überdies in verwandtschaftlichen Beziehungen mit dem Propst Otto von Raitenbuch, dem Gewissensrath und Unterhändler Herzog Welfs, und Ottos Bruder, dem eifrigen Abt Rupert von Tegernsee. Die Wahl Udalrichs wurde in Salzburg, in Venedig und am Hofe Alexanders mit Jubel aufgenommen; nur bat Eberhard den Papst, daß er die junge Pflanze schonend behandeln, d. h. Udalrich nicht ein offenes Bekenntniß zumuthen möge.

Der Erwählte begab sich im September nach Italien, um vom Kaiser die Regalien zu erhalten. In der That investirte ihn Friedrich nicht nur mit dem Patriarchat, sondern auch den Regalien des Bisthums Belluno, welche er für treue Dienste dem Patriarchen Peregrin übertragen hatte;*) er verlangt von dem Erwählten nicht mehr, als daß er Victor Gehorsam gelobe und ihm persönlich zu Reggio, wo er damals sich aufhielt, Huldigung leiste. Der kaiserliche Kaplan und Notar Burchard von Köln erhielt den Auftrag, Udalrich in seine Reichswürden einzuführen und sich zugleich zu Erzbischof Eberhard, der sich auch am 8. September nicht am Hofe eingestellt hatte, zu begeben, um ihn nachdrücklich an seine Pflichten gegen das Reich zu erinnern. Burchard führte ein Schreiben mit sich, in dem der Kaiser verlangte, daß sich Eberhard unweigerlich vierzehn Tage nach nächstem Ostern zu Verona einstelle, widrigenfalls er seine Absetzung zu gewärtigen habe, wie andere Schreiben an den Bischof Romanus von Gurk und die Salzburger Vasallen, worin sie angehalten wurden den Erzbischof seine Pflichten klar zu machen.

Burchard trat seine Reise in Gesellschaft des neuen Patriarchen und des Herzogs Heinrich von Kärnthen an, der vor einiger Zeit von seiner Mission nach Constantinopel an den kaiserlichen Hof zurückgekehrt war. Wir besitzen von Burchard selbst einen Bericht über diese Reise, den er für den ihm nahe stehenden Abt Nicolaus von Siegburg schrieb und der ein helles Licht auf die damaligen Verhältnisse wirft; es ist deshalb von Interesse, den wesentlichen Inhalt dieses Berichts kennen zu lernen.

*) Der Kaiser hatte kurz vorher (1. September 1161) die Reichsunmittelbarkeit dem Bischof Otto von Belluno zurückgegeben; es ist auffällig, daß er schon nach wenigen Tagen das Bisthum wieder in dieselbe Abhängigkeit von Aquileja brachte, wie sie in Peregrins letzten Zeiten bestanden hatte.

Die Reisenden fuhren von Cremona den Po hinab, aber eine Krankheit vorschützend, unterließ Udalrich den Papst in Reggio aufzusuchen. Alle Vorstellungen des Herzogs und Burchards waren vergeblich, und dem Letzteren wurde es bereits zweifelhaft, ob er den Patriarchen weiter begleiten solle; er that es nur deshalb, um dem Kaiser die Beihülfe zum Kriege zu sichern, welche ihm Udalrich versprochen hatte, und zugleich die Machinationen desselben zu überwachen. Am vierten Tage nach der Abfahrt von Cremona kam man nach Venedig. Die dort anwesenden Cardinäle Alexanders jubelten laut über Udalrichs Erhebung, und Burchard fürchtete, daß dieser Jubel auch auf die Stimmung der Stadt nachtheilig wirken könne; er verbreitete deshalb, der Kaiser habe bei der Udalrich zugewandten Gunst seine besonderen, geheimen Absichten gehabt. Mit den Cardinälen kam der Patriarch persönlich nicht zusammen, verhandelte aber mit ihnen durch Zwischenträger über die Beseitigung des Schisma. Der Patriarch und seine Begleiter bestiegen dann Schiffe, um nach Aquileja überzusetzen; er und Burchard änderten jedoch plötzlich ihren Entschluß, landeten wieder und nahmen den Weg durch die Sümpfe von Treviso. Sie hatten sich von Herzog Heinrich getrennt, welcher die Seefahrt nach Aquileja fortsetzte; er selbst auf einer leichten Gondel, sein Gefolge auf einem größeren und festeren Fahrzeug. Als man an die gerade damals besonders wildschäumende Mündung des Tagliamento kam, schlug Heinrichs Gondel um und der Herzog fand in den Fluthen ein beklagenswerthes Ende (12. Oktober 1161). Erst am zehnten Tage wurde die Leiche von Venetianern aufgefischt und in Caorle begraben, wenig später aber nach der Erbgruft der Sponheimer im Lavanterthale übertragen.

Inzwischen war der Patriarch mit Burchard nach Aquileja gelangt. Bei der Einsetzung durch den kaiserlichen Gesandten zeigte sich Udalrich in Bezug auf die Anerkennung Victors schwierig, aber Burchard nöthigte ihn so bindende Versprechungen zu geben, daß er doch bald ein Obedienzschreiben an den Papst richten mußte. Nachdem Burchard noch die Vasallen und Ministerialen des Patriarchen hatte schwören lassen, daß sie sich rechtzeitig zum Heere des Kaisers stellen würden, nahm er seinen Weg durch Kärnthen, Krain, Friaul und die Marken, bis an die ungarischen Grenzen, überall Mannschaften für den Kaiser in Pflicht nehmend und Geldbeiträge für ihn erhebend; zugleich traf er Veranstaltung, daß die alexandrinischen Cardinäle nicht mehr freien Durchzug durch

die Marken nach Ungarn hatten. Darauf begab er sich zu Erzbischof Eberhard, um ihm das kaiserliche Schreiben zu übergeben. Sein Empfang war nicht der freundlichste, und er erhielt eine zweideutige Antwort. Als er vernahm, daß der Erzbischof und der Patriarch demnächst eine Zusammenkunft in Villach halten wollten, ging er selbst dorthin; denn er mißtraute Beiden und fürchtete verderbliche Anschläge.

Burchard hatte indessen Anweisung vom Hofe erhalten, Hermann, den Bruder des verstorbenen Herzogs Heinrich, da Letzterer keine Nachkommenschaft hinterlassen, in das Herzogthum Kärnthen einzusetzen. Er vollführte den Auftrag in Gegenwart des Patriarchen, des Erzbischofs und vieler angesehener Herren und benutzte die Gelegenheit zugleich das kaiserliche Schreiben an die Salzburger Vasallen und Ministerialen zu veröffentlichen. Eberhard gerieth darüber in eine grenzenlose Aufregung, sprang auf einen Stein, bezeichnete sich mit dem Kreuz und perorirte heftig über das Schisma. Burchard trat ihm entgegen und hielt dem Erzbischof seine Pflichten gegen Kaiser und Reich vor. Der Erzbischof erwiederte: er wolle gern dem Reiche dienen, aber zum Heere des Kaisers würde er sich nicht stellen, sondern seine Dienstpflicht mit Geld ablösen.

Als Burchard an den kaiserlichen Hof zurückkehrte, fand er dort die Boten Eberhards, welche das Lösegeld überbrachten. Der Kaiser, dem schon vorher von den Aeußerungen des Erzbischofs Kunde zugekommen war, befragte Burchard über dieselben, und dieser gab darüber in Gegenwart der erzbischöflichen Boten genaue Auskunft. Voll Unwillen über die erneute Weigerung Eberhards sich am Hofe einzufinden, verweigerte Friedrich nach Berathung mit den Fürsten die Annahme des Geldes und befahl dem Erzbischofe zu schreiben: es sei nicht seine Gewohnheit, von Jemandem Geld zu nehmen und dennoch Zorn gegen ihn im Herzen zu behalten; er fügte hinzu: der Erzbischof habe das Reich beleidigt, wenn er wolle, solle er kommen und sich rechtfertigen, dann wolle er, der Kaiser, wenn es die Ehre des Reichs erlaube, auch das Geld annehmen.

Soweit berichtet Burchard über seine eigene Gesandtschaft, er theilt seinem Freunde zugleich auch kurze Nachrichten mit über eine Legation, welche gleichzeitig den Propst Siegfried von Paderborn an den ungarschen Hof geführt hatte. Der Propst war dort weder gut aufgenommen, noch gnädig entlassen worden. Er sollte wegen des Schisma, wegen

der Vermählung einer Tochter des Königs*) mit einem Sohne des Landgrafen von Thüringen und der Absendung einer Hülfsschaar von Bogenschützen an den Kaiser Abmachungen treffen, brach aber, da er die Unzuverlässigkeit des Königs erkannte, bald die Verhandlungen ab. Als er über seine mißglückte Reise nach seiner Rückkehr dem Kaiser Bericht erstattetete, antworte ihm dieser kurz: „Gott sei Dank, daß ich auf gute Weise einen nichtsnutzigen Freund los geworden bin!"

So belehrend die Einzelnheiten sind, die wir über die Gesandtschaften Burchards und Siegfrieds erfahren, bei weitem wichtiger sind doch die Aufschlüsse, welche sich am Schlusse des Berichts über die allgemeine Lage der Dinge um Weihnachten 1161 finden.

„Aus Furcht vor dem Kaiser", schreibt Burchard, „zittern fast alle Könige der Erde. Sie, die sich sonst stets zu befehden pflegen, schließen jetzt Friedensverträge und verbinden sich gegen den Kaiser, nicht offen mit den Waffen, sondern mit heimlichen Schlichen. Schon sind die Boten von fünf Königen in diesem Jahre an einem Ort zusammengekommen, um ein geheimes Bündniß zu schließen. Der Grieche hat mit den Ungarn auf fünf Jahre Waffenstillstand geschlossen; er hat überdies den Sultanen der Türken in Bagdad, Persien und Kairo geschrieben, daß der Kaiser das Morgenland angreifen werde, sobald er Mailand überwunden habe. Einen Angriff fürchten auch die Könige von Spanien, Barcelona, Frankreich und Dänemark. Denn solche Befürchtungen sind von Roland und seinen Cardinälen verbreitet worden, um den Haß gegen den Kaiser zu schüren. Deshalb wollen auch alle jene kleinen Könige ihn als Papst anerkennen, nicht wegen seiner gerechten Sache, sondern aus Furcht und Haß gegen den Kaiser. Roland selbst liegt gleichsam schon in den letzten Zügen und sucht überall nur noch nach lächerlichen Stützen seiner Ohnmacht: er schrieb dem Kaiser von Constantinopel und versprach ihm die eitelsten Dinge; dem Ungarn gab er das Privilegium, seinen Erzbischöfen selbst das Pallium zu ertheilen, und gestand ihm zu, daß nur mit seiner Einwilligung die Kleriker im Lande mit Rom unterhandeln dürfen. Aber unser Trost im Herrn ist:

---

*) Der König von Ungarn war Ladislaw; die Tochter desselben ist wahrscheinlich jene Maria, die Stephan III. an Nicolaus, den Sohn des Dogen Michael Vitale von Venedig, im Jahre 1167 vermählte. Venetianische Chronik im Neuen Archiv I, S. 405 und Chronicon Altinate im Archivio storico VIII. p. 159.

alle Kräfte Mailands sind bereits erschöpft, und die Stadt geht schleunigst dem Falle entgegen. Mit dem Siege über Mailand haben wir dann Alles gewonnen. Sogleich wird ein Concil nach Rom berufen werden; stellen sich die Widersacher nicht, so wird Papst Victor dort wieder eingesetzt und wir erreichen unsern Zweck; erscheinen sie, so werden sich der Klerus und das Volk von Rom, selbst wenn jene um der Freiheit der Synode willen den Kaiser fern halten, doch sich Victor nicht nehmen lassen, sondern sie werden nachweisen, daß die zur Verschwörung gehörigen Cardinäle und Roland verworfen und gebannt werden müssen. So wird ohne Mühe Alles zur Ehre des Reiches geordnet werden, doch darf man vorläufig noch nicht davon sprechen. Der König von England wird mit dem Kaiser einen engen Bund schließen, so daß sie in allen Dingen vereint handeln werden. Seine Boten sind bereits am Hofe, und der Kaiser wird demnächst einige Große an ihn schicken. Der Patriarch von Aquileja hat sich bereits zu Papst Victor bekehrt und wird sich noch anders bekehren. Den Erzbischof von Salzburg wird der Kaiser, sobald er will, absetzen und vertreiben können. So wird Gott in Allem mit uns sein, und dies wolle er uns in Gnaden gewähren."

Wir sind außer Stande nachzuweisen, wie weit alle einzelnen Angaben in diesem Bericht begründet sind, aber wir erkennen daraus deutlich, wie man in der unmittelbaren Umgebung Friedrichs die Weltlage ansah. Mit der Macht des Reichs war nicht nur der Einfluß und die Achtung desselben gewachsen, sondern zugleich die Furcht; eine hier mehr geheime, dort offen auftretende Opposition griff immer weiter um sich. Die Stellung, welche der Kaiser im Schisma gewonnen hatte, gab dieser Opposition reichliche Nahrung, und dadurch gewann diese kirchliche Frage eine universelle Bedeutung, wie sie selbst der Investiturstreit nicht gehabt hatte. Der Streit über die Investituren hatte Deutschland und Italien in die gewaltigste Aufregung versetzt, aber die anderen Staaten des Abendlandes wenig bewegt, das Morgenland fast gar nicht berührt. Die Frage, ob Alexander oder Victor der rechtmäßige Papst sei, beschäftigte die ganze Welt. Denn sie schien zugleich die andere in sich zu schließen, ob das deutsche Kaiserthum, welches wieder so selbstbewußt die Entscheidung der Weltangelegenheiten in die Hand genommen hatte, sich auf seiner Höhe halten, ob das deutsche Volk den Vorrang vor allen anderen behaupten werde. „Wer hat denn," schrieb damals bei Gelegen-

heit des Schisma der Engländer Johann von Salisbury, „die Deutschen zu Richtern der Nationen bestellt? Wer hat diesen plumpen und wilden Menschen das Recht gegeben, nach Willkür einen Herrn über die Häupter der Menschenkinder zu setzen? Sehr oft hat ihr Hochmuth dies schon versucht, aber immer ist er unter Gottes Beistand gedemüthigt worden." Solche Worte fanden gewiß an vielen Orten kräftigen Wiederhall.

Man kannte an Friedrichs Hof, wie aus Burchards Bericht hervorgeht, die Gefahren, welche das Kaiserthum umgaben, aber man war deshalb nichts weniger als kleinmüthig. Man baute auf den Beistand Gottes, welchen man in den bisherigen Siegen des Kaisers zu erkennen meinte, und man stand vor einem neuen Siege, größer als alle früheren. „Mailand liegt in den letzten Zügen, und mit Mailands Untergang ist Alles gewonnen."

8.

Mailands Zerstörung.

So sehr den Kaiser in der letzten Zeit die große kirchliche Frage beschäftigte, sein nächstes und unmittelbarstes Interesse hatte er doch immer dem Mailänder Kriege zugewandt. Wir müssen uns vergegenwärtigen, welchen Gang dieser Krieg seit dem Anfange des Jahres 1160 genommen hatte.

Nachdem der Kaiser damals sein Heer zu Pavia entlassen*), hatte er sich mit seiner Gemahlin und den wenigen Deutschen, die bei ihm geblieben waren, in die Gegenden am Tanaro begeben und verlebte zu Gamundio, Marengo und Tortona die Fastenzeit. Hier erfuhr er, daß am letzten Dienstag der Fasten (22. März) die Mailänder einen neuen Angriff auf Lodi gemacht, die Bewohner der Stadt aber ihn abgeschlagen hatten. Wenige Tage darauf brach er selbst nach Lodi auf; die dreiste Herausforderung zum Kampfe konnte er nicht unbeantwortet lassen. Mit den Streitkräften Lodis zog er an die Addabrücke bei der

*) Vergl. oben S. 253.

Burg Pontirolo, welche die Mailänder mit großen Kosten hatten herstellen lassen, nahm die Burg, zerstörte dieselbe und trug die Brücke ab, deren Trümmer in den Fluß geworfen wurden. Kaum nach Lodi zurückgekehrt, zog er, durch eine Schaar Cremonesen verstärkt, aufs Neue in den Kampf. Er verfolgte dieselbe Richtung. Eine Kirche bei Pontirolo, die tapfer vertheidigt war, hatte sich bis dahin noch gehalten; die Besatzung mußte sich jetzt ergeben, wurde ausgeplündert und nach Lodi gebracht. Der Kaiser selbst zog darauf gegen Fara, eine Burg unterhalb Pontirolo an der Adda. Nach längerem Kampfe ergab sich auch Fara und die Besatzung gerieth in Gefangenschaft. Bei der Rückkehr des Kaisers zeigten sich auf der anderen Seite der Adda mailändische Ritter; sie suchten Friedrichs Heer zum Uebergange über den hochgehenden, reißend angeschwollenen Fluß zu verleiten. Der Kaiser untersagte den Seinigen sich der Gefahr auszusetzen; aber trotz des Verbots warfen sich einige Kampflustige in das Wasser. Sie thaten es zu ihrem Verderben und fanden in den Fluthen den Tod; namhafte Männer von Cremona wurden unter ihnen betrauert.

Inzwischen hatte sich ein größeres Ritterheer aus den kaisertreuen Städten der Lombardei um Lodi gesammelt. Unverzüglich brach der Kaiser wieder mit demselben in das Mailändische ein. Verwüstend durchzog er die Grafschaften Martesana und Seprio, zuerst die Gegenden am Lambro, dann an der Vedra und rückte endlich vom Norden her gegen Mailand selbst an; Ende Mai stand er bei Venzago. Da zog am 1. Juni das Mailänder Heer, verstärkt durch 200 Ritter von Piacenza, dem Kaiser entgegen. Es war mit dem Carroccio ausgerückt, wie mit 100 Streitwagen, welche Meister Guintelmus in Form von Schilden gebaut und rings mit Sicheln besetzt hatte. Die Mailänder hatten ihr Heer so aufgestellt, daß im vordersten Treffen die Sichelwagen standen, im zweiten das Carroccio und das Fußvolk, im dritten die Ritter mit ihren Fahnen und Zeichen, im vierten die Hülfsschaar von Piacenza. So rückten sie bis S. Romano bei Quarto vor, wo sie der kaiserlichen Schaaren ansichtig wurden. Der Kaiser wich aber einer offenen Feldschlacht aus, zog bei Nacht ab und nahm seinen Weg auf Bareggio. Er verwüstete darauf noch die Wohnhäuser und Saaten des nahe dem Ticino gelegenen Klosters Morimondo und eilte dann nach Pavia; hier entließ er die lombardischen Ritter, welche ihn auf seinem Zuge begleitet hatten.

Unermeßlichen Schaden hatten die Mailänder erlitten: ihre Ernte war vernichtet, ihre Weingärten und Obstpflanzungen verwüstet; man dürstete danach, sich an dem Kaiser und den ihm verbündeten Städten zu rächen. Schon am 9. Juni zog abermals eine Schaar mailändischer Reiter gegen Lodi, aber sie fand dort Alles zum Widerstand vorbereitet und mußte schleunigst das Weite suchen. Keinen besseren Erfolg hatte ein zweiter Versuch am folgenden Tage. Erst am 18. Juli wurde ein neuer und ernsterer Angriff gemacht. In der Frühe dieses Tages erschien ein zahlreiches mailändisches Heer, Fußvolk und Reiterei, vor Lodi; man führte Belagerungsmaschinen verschiedener Art und selbst das Carroccio mit sich; nicht weit von der Stadt schlug das Heer ein Lager auf und griff sie sogleich an mehreren Thoren an. Aber die Mailänder begegneten überall herzhaftem Widerstand und sahen bald ein, daß Lodi, geschützt durch seine Sümpfe und breiten Gräben und vertheidigt durch eine tapfere, wohl bewaffnete Einwohnerschaft, nicht im Fluge genommen werden könne. Sie kehrten Abends in ihr Lager zurück, wo sich nun auch noch eine Hülfsschaar von Piacenza einfand.

Angesichts der Gefahr hatte man in Lodi sogleich Hülfsgesuche nach Cremona und Pavia gesendet. Als die Mailänder am anderen Morgen den Angriff erneuern wollten, sahen sie bereits am anderen Ufer der Adda die Cremonesen heranziehen, die unverzüglich gegen Lodi aufgebrochen waren. Die Mailänder gaben jetzt die Sache verloren, hoben das Lager auf und kehrten nach Hause zurück; am eiligsten machte sich die Schaar von Piacenza auf den Heimweg, denn sie befürchtete, der Kaiser könnte mit den Pavesen ihr die Straße sperren. Sobald Lodi befreit war, schickte es eilende Boten nach Pavia, um dem Aufbruch des Kaisers zuvorzukommen. Das verfehlte Unternehmen Mailands hatte zunächst keinen anderen Erfolg, als daß man in Lodi die Nothwendigkeit einer festen Umgebungsmauer, an der es noch fehlte, zu erkennen anfing. Den Bau übernahm der vom Kaiser so ausgezeichnete Baumeister Tinto Mussa von Cremona; am 3. August, gerade zwei Jahre nach der Begründung Neu-Lodis, wurde feierlich vom Bischof Alberich der Grundstein gelegt und sogleich das Werk begonnen.

Der Kaiser, der Sorge um Lodi entledigt, wandte seine Waffen sofort nach einer anderen Seite. Mit Zurücklassung alles schweren Gepäcks brach er mit einem kleinen ritterlichen Gefolge, Tag und Nacht

sich nicht Ruhe gönnend, in das Gebiet von Brescia ein, „mit der Kraft des Blitzes", wie ein Zeitgenosse sagte, „alle Hemmnisse niederwerfend". Hier lag an dem See von Iseo jene Feste, welche dem See den Namen gegeben hat, in fast uneinnehmbarer Lage, auf der einen Seite hoch über dem Wasserspiegel, auf der anderen durch schroff aufsteigende, nur durch einen schmalen Pfad gespaltene Felsen geschützt. Die ziemlich zahlreiche Einwohnerschaft von Iseo war ein keckes, übermüthiges Volk, welches sich im Vertrauen auf die Sicherheit des Platzes gegen die Umwohner allerlei Unbill erlaubte. Jetzt hatten sie den Brescianern, die sich und ihre Habe vor dem Kaiser bergen wollten, eine Zufluchtsstätte gewährt, und als der Kaiser nun gegen die Burg selbst anrückte, waren sie dreist genug, aus derselben herabzusteigen und sich ihm auf offenem Felde zum Kampfe zu stellen. Sie erlitten ganz wider ihr Erwarten eine vollständige Niederlage, und inzwischen war auch der Rückweg zur Burg ihnen versperrt worden. So kam Iseo, welches keines weiteren Widerstandes fähig war, in einem Moment in Friedrichs Hand; die Burg wurde geplündert und durch Feuer zerstört, das Volk in derselben stürzte sich theils in den See, theils flüchtete es in die Berge oder gerieth in Gefangenschaft.

Der 28. Juli 1160 war der Schreckenstag für Iseo. An demselben Tage erlitt Brescia einen zweiten empfindlichen Schlag. Die Bergamasken nützten die günstige Stunde und zogen vor Volpino, welches sie im Jahre 1156*) verloren und den Verlust niemals verschmerzt hatten. Die geringe Besatzung von Volpino sah nirgends Hülfe und übergab nach kurzer Gegenwehr die Burg. Brescia, von dem über sein Gebiet wüthenden Kriegssturm überwältigt, wagte nicht dem Kaiser und den Bergamasken mit den Waffen zu begegnen; es ließ duldend das schwere Geschick über sich ergehen.

Dagegen hatten die Mailänder den Kampf in dem nördlichen Theil der Martesana wieder aufgenommen. In der herrlichen Brianza, dem Landstriche zwischen den beiden Südspitzen des Comersees am oberen Lambro, jetzt mit den anmuthigsten Villen geschmückt und als der Garten der Lombardei gefeiert, lagen damals zahlreiche Burgen, welche in Friedrichs Gewalt gefallen waren. Gegen diese wandte sich jetzt der Angriff Mailands; die Mannschaft von drei Stadtquartieren rückte

*) Vergl. oben S. 218.

gegen die Brianza aus. Es glückte die Burgen Zesana, Cornate, Erba, Paravicino und andere kleinere Festen zu nehmen. Erst bei Carcano, etwas nördlich von dem schönen Alserio-See, fand man Widerstand.

Carcano, jetzt ein Trümmerhaufen zwischen prächtigen Gärten, war damals ein ziemlich weitläuftiger und wohlbefestigter Platz, dessen Einwohner treu zum Kaiser hielten und den Mailändern vielfachen Schaden zugefügt hatten. Um jeden Preis wollten diese jetzt Carcano gewinnen. Sie entschlossen sich zu einer regelmäßigen Belagerung und machten sich daran, einen Thurm und Wurfmaschinen zu erbauen. Da der Widerstand Carcanos nicht so leicht zu bewältigen schien, verlangten sie nach acht Tagen Ablösung von ihren Mitbürgern, und diese erfolgte durch die Mannschaften der anderen drei Stadtquartiere. Aber schon war auch an den Kaiser der Hülferuf von Carcano gelangt, und eiligst sammelte er ein größeres Heer zum Entsatz. Es waren besonders Ritter und Fußvolk von Novara, Vercelli und Como, dazu kamen einige Ritter Pavias und Mannschaften aus dem Seprio und der Martesana. Von italienischen Herren waren beim Kaiser der Markgraf von Montferrat und der Graf von Biandrate, von deutschen Herzog Berthold von Zähringen, der wegen der Wahl seines Bruders Rudolf zum Erzbischof von Mainz den kaiserlichen Hof aufgesucht hatte, der tapfere Konrad von Ballhausen und einige andere Ritter; ihnen schloß sich ein böhmischer Herzog an, wahrscheinlich der dem Kaiser befreundete Dietbold. Sobald man in Mailand von der Bildung dieses kaiserlichen Heeres Kenntniß erhielt, schickte man auch die Mannschaft der drei zurückgekehrten Quartiere abermals gegen Carcano, so daß fast die ganze Streitmacht Mailands dort vereinigt war. Hocherfreut waren die Mailänder, als ihnen am 7. August noch 200 Ritter von Brescia zur Hülfe kamen. Sie schickten darauf sogleich Fußvolk ab, um die nahe Burg Orsenigo zu besetzen.

Näher und näher rückte indessen das Heer des Kaisers. Am 6. August lagerte es bei Spighizolo*), am 8. August in der Nähe von Orsenigo, bei Tassera und den umliegenden Orten. Schon hatte Friedrich alle Straßen zwischen dem See und den nahen Bergen durch Verhaue sperren lassen: die Rückkehr nach ihrer Stadt schien dadurch den Mailändern unmöglich gemacht. In solcher Bedrängniß hatten sie ihr um

*) Der Ort scheint nicht mehr nachzuweisen; der Kaiser muß von Como her angerückt sein.

Carcano zerstreutes Lager zusammengezogen und ihre ganze Macht um Tassera gesammelt. Nur in der Weite eines Steinwurfs standen hier die feindlichen Lager am 8. August von einander. Noch an demselben Tage faßten die Mailänder, denen es auch an Lebensmitteln fehlte, den Entschluß, die sie umschlingende Kette, da ihnen kein anderer Ausweg blieb, mit Gewalt zu sprengen. Der Erzbischof Otbert und andere Geistliche, die im Heere waren, ermunterten das Volk zu dem heiligen Kampfe, bei dem es sich nicht allein um die Erhaltung der Vaterstadt, sondern zugleich um das Heil der Kirche handle; sie versprachen den Kämpfern den Beistand des Himmels. In der Nacht fertigten die Mailänder ein Carroccio an, welches ihr berühmtes Feldzeichen, die Fahne des h. Ambrosius, welche sie mit sich gebracht, führen sollte.

Am andern Morgen (9. August) stellten sich die Mailänder, nachdem die Messe gelesen und sie von den Priestern Sündenvergebung empfangen, in Schlachtordnung auf. Bei den Zelten ließ man nur einiges Fußvolk aus den Vorstädten zurück. Bei Tassera in größter Nähe des Kaisers standen die Bürger der Porta Comacina, an diese sich anschließend das Fußvolk der andern Quartiere, und in der Mitte desselben wehte die Fahne des h. Ambrosius auf dem von zweimal zwei Stieren gezogenen Carroccio. Sobald der Kaiser sah, daß man hier sein Lager angriff und plündernd in dasselbe eindrang, machte er mit einem erlesenen Theil der italienischen Reiterei und seinen nur geringen deutschen Streitkräften einen unwiderstehlichen Vorstoß gegen die Feinde und trieb sie bis an ihr Lager zurück. Die Stiere des Carroccio wurden getödtet, der Wagen in einen nahen Graben geworfen, das vergoldete Kreuz am Mast mit der Fahne trug der Kaiser als Siegesbeute davon. Der Verlust des Mailänder Fußvolks war sehr erheblich: Viele wurden getödtet, Viele verwundet, Andere geriethen in Gefangenschaft, besonders waren die Schaaren der Porta Romana und Porta Orientale hart mitgenommen.

Während der Kaiser auf dieser Seite einen unzweifelhaften Sieg gewann, hatte dagegen der Kampf auf der anderen Seite eine für sein Heer höchst unglückliche Wendung genommen. Hier standen vorzugsweise die mailändische Reiterei und die 200 Ritter von Brescia; ihnen gegenüber der Markgraf von Montferrat mit den Contingenten von Novara, Como und Vercelli. Es war den mailändischen Rittern — wir wissen nicht wie — gelungen, im Rücken des kaiserlichen

Lagers eine Anhöhe zu besetzen und sich hier in einen Hinterhalt zu legen. Als nun zugleich von vorn und hinten ein kräftiger Angriff auf die Schaaren des Markgrafen gemacht wurde, hielten diese nicht lange stand. Der Tod hielt reichliche Ernte, vornehmlich unter den Novaresen; aber die Meisten, mehr als zwei tausend, warfen sich in wilde Flucht, hitzig vom Feinde verfolgt. Man jagte hinter sie bis nach Montorfano her; der Markgraf Wilhelm selbst soll bis nach Angera am Langensee verfolgt sein. Die Mailänder Reiterei kehrte endlich, von einem heftigen Regen überrascht, auf den Kampfplatz zurück und nahm wieder auf jener Anhöhe im Rücken des kaiserlichen Lagers seine frühere Stellung ein.

Als der Kaiser siegesfreudig in sein Lager zurückkehrte, erfuhr er die Niederlage der Seinen und sah zu seiner Bestürzung, daß er fast rings von Feinden umschlossen sei. Er hatte nur etwa 200 Ritter bei sich, die überdies vom Kampfe ermüdet waren. Zu seinem Glücke wurde er nicht sofort angegriffen; denn die Mailänder wagten wegen des heftig strömenden Regens und des durchweichten Bodens nicht von der Höhe in das tiefer gelegene Lager des Kaisers hinabzureiten, kehrten vielmehr bald ganz durchnäßt in ihr eigenes Lager zurück. Aber auch dadurch war Friedrich noch nicht aus seiner gefährlichen Lage befreit; flehentlich baten ihn die angesehensten Männer an seiner Seite, die Unglücksstätte zu verlassen. So zog er denn noch an demselben Tage in der Richtung von Como ab; den größten Theil seiner Zelte und Massen von Kriegsgefangenen ließ er zurück. Die Mailänder hielten zuerst seinen Rückzug nur für eine List und zögerten deshalb mit der Verfolgung. Sobald sie aber ihren Sieg erkannten, fielen sie über das Lager des Kaisers her, plünderten es und befreiten die Gefangenen. Erst am folgenden Tage setzten sie weiter den versprengten Feinden nach, und es fielen dann noch etwa zweihundert Ritter von Pavia, Como und aus anderen Städten in ihre Hände. Die Zahl der von ihnen gefangenen Kaiserlichen war so groß, daß sie alle ihre Gefangenen und Geiseln, welche in den Händen des Kaisers waren, in der nächsten Zeit auslösen konnten. Auch sie hatten freilich große Verluste gehabt. Viele Wagen mit Leichen schickten sie alsbald nach Mailand, und Freude und Trauer wechselten in der Stadt in der wunderbarsten Weise. „Aber ich glaube," sagt Otto Morena, „der Jubel war größer als der Schmerz."

Das Mißgeschick des Kaisers zu mehren, stieß auch seinen Bundesgenossen, den Cremonesen und Lodesanen, in den nächsten Tagen ein schweres Unglück zu. Als er gegen Carcano zog, hatte er ihnen den Befehl zugehen lassen, dort zu ihm zu stoßen. Die Cremonesen, Ritter und Fußvolk, waren sogleich nach Lodi gezogen, und nachdem man am 8. August die von den Mailändern wieder hergestellte Addabrücke bei Cassano zerstört hatte, machte man sich zum Aufbruch nach Carcano bereit. Man beschloß aber eine Schaar von 200 Rittern von Cremona und 80 Rittern von Lodi voraus zu senden, um Erkundigungen über die Stellung der Mailänder einzuziehen und dem Kaiser Lebensmittel zuzuführen, nach denen er dringend verlangt hatte. Am 10. August gegen Abend machten sich die Ritter auf den Weg, konnten jedoch wegen der mit Lebensmitteln schwerbepackten Esel, obwohl man in der ganzen Nacht keine Rast machte, in der Frühe doch nur bis Mariano gelangen. Hier bemerkte den Zug ein mailändischer Ritter, der schon um die Niederlage des Kaisers wußte, und brachte von dem Zuge eilends Nachricht in das mailändische Lager. Sogleich brach man hier auf und überfiel noch am Morgen den Zug zwischen Cantù und Baradello an dem Aqua nera genannten Sumpfe. Es entspann sich ein lebhafter Kampf, auf beiden Seiten gab es Todte und Verwundete, aber bald gewannen die Mailänder die Oberhand; die Cremonesen und Lodesanen stürzten sich meist in den Sumpf, arbeiteten sich aber auf der anderen Seite nur schwer wieder aus demselben heraus, indem sie ihre wuchtigen Rüstungen und ihre Pferde im Kothe stecken lassen mußten. 14 Ritter von Cremona und 10 von Lodi fielen in die Hände der Mailänder. Der Kaiser, der sich in Baradello befand, hörte von dem Unglück seiner Freunde und eilte sogleich zur Hülfe. Vor ihm wichen die Mailänder zurück, und es gelang ihm, den Rest der Cremonesen und Lodesanen zu retten, doch hatten sie alle ihre Pferde verloren. Sie folgten dem Kaiser nach Como, der sie hier am 12. August entließ. Durch das Gebiet von Novara und über Pavia kehrten sie von dieser traurigen Fahrt nach Lodi zurück.

Die Mailänder hatten gleich nach der Schlacht die Belagerung Carcanos aufs Neue begonnen, aber auch nach ihrem Siege fanden sie bei den Einwohnern den kräftigsten Widerstand. Am 19. August wagten diese sogar einen Ausfall und legten Feuer an den von den Mailändern erbauten hölzernen Thurm. Zu nicht geringer Bestürzung

der Mailänder wurde dieses Werk zerstört, und schon beschlich sie die Besorgniß, Friedrich könne ein neues Heer gegen sie sammeln oder gegen das unvertheidigte Mailand selbst vorgehen. Sie beschlossen deshalb die Belagerung aufzuheben und zogen schon am folgenden Tage von Carcano ab.

Um dieselbe Zeit bot der Kaiser, der sich inzwischen nach Pavia begeben hatte, ein Heer von Pavia, Cremona und Lodi, wie von den Markgrafen und Grafen seiner Partei auf und zog mit demselben am 24. August nach Piacenza; er nahm alle Schiffe Pavias mit sich und ließ zwei Wurfmaschinen aus Lodi herbeischaffen. Wie vorher schon die Addabrücken zerstört waren, um die Verbindungen zwischen Mailand und Brescia zu unterbrechen, so wollte er jetzt auch die Schiffsbrücke zerstören, welche unmittelbar aus Piacenza über den Po führte und der Stadt zum Verkehr mit Mailand diente. In der ersten Dämmerung des 25. August griff Friedrich die Brücke an. Da er Widerstand bei derselben fand, ließ er sogleich von den Wurfmaschinen Gebrauch machen. Sobald man in Piacenza die Unmöglichkeit erkannte, die Brücke zu schützen, fuhr man dieselbe ab und führte alle Schiffe auf die Stadtseite hinüber. Damit war des Kaisers Absicht so gut wie vereitelt; er glaubte hier zunächst nicht mehr erreichen zu können und kehrte schon am 26. August nach Pavia zurück. Hier ließ er sich damals von den Bischöfen von Novara, Vercelli und Asti, dem Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Obizo Malaspina, den Markgrafen von Guasto und Busca, dem Grafen Guido von Biandrate, dem Grafen von Cavaliate und vielen anderen geistlichen Herren und Baronen einen Eid leisten, ihm Ritter, Bogenschützen und Steinschleuderer zu stellen, die vom 8. September bis 16. April nächsten Jahres in Pavia zu seinem und der Stadt Schutz zu bleiben hätten. Um dieselbe Zeit erließ er Schreiben an die deutschen Fürsten, in denen er den Nachrichten, die über den Unglückstag von Carcano verbreitet wurden, entgegentrat und seine Niederlage möglichst zu verdecken suchte; er verlangte, daß die ihm bereits zugesagte neue Hülfe von allen Fürsten ohne Ausnahme gestellt würde und die deutschen Schaaren sich vierzehn Tage nach Ostern in Pavia zusammenfänden. Wer zurückbleibe, erklärte er, werde nicht mehr als ein Getreuer des Kaisers und des Reichs anzusehen sein.

Offenbar war der Kaiser nicht ohne Besorgniß, daß die Mai-

länder die gewonnenen Vortheile weiter ausnutzen würden. Diese Besorgniß war nicht ohne Grund, obwohl gerade damals ein furchtbares Verhängniß über ihre Stadt einbrach. Am 28. August, einem sehr stürmischen Tage, kam im Hause des Lanfranco aus der Familie der Cani ein Feuer auf, welches mit reißender Schnelligkeit um sich griff und fast den dritten Theil der Stadt zerstörte; besonders litten die südlichen Quartiere, wo die weiten Behausungen der vornehmen Bürger standen, in denen man der Sicherheit wegen die Lebensmittel untergebracht hatte. Viele vornehme Männer verloren im Brande ihre ganze Habe und kamen an den Bettelstab, aber ein allgemeines Unglück für die ganze Bevölkerung war die Einbuße der aufgespeicherten Lebensmittel.

Die Mailänder waren jedoch durch dieses Mißgeschick nicht entmuthigt worden. Schon wenige Tage nach der Feuersbrunst schickten die Consuln 100 Ritter in die Grafschaft Seprio, um dort die Burgen Crenna und Appiano zu nehmen; schon vorher hatten sie Mozzate in ihre Gewalt bekommen und eine Besatzung von Rittern und Fußvolk in diese Feste gelegt. Bald zog auch der Erzbischof mit 100 Rittern aus und nahm Varese; von dort aus wurden die benachbarten Burgen Arcisate, Biandrono und Induno besetzt. Der größte Theil des Seprio war wieder in der Gewalt Mailands, und seine Besatzungen überwinterten daselbst. Auch in der Martesana behauptete es sich, und am 10. September soll sich nach einer freilich wenig glaubwürdigen Quelle auch Carcano dem Erzbischof und der Stadt Mailand ergeben haben. Um die Verbindung mit Brescia zu erleichtern, wurde die Addabrücke bei Pontirolo erneuert und eine Besatzung zum Schutz derselben zurückgelassen.

Einige heimatlose Ritter von Crema stellten sich alsbald in Pontirolo ein und überredeten die mailändische Besatzung zu einem neuen Angriff auf Lodi. Nachdem sich der größere Theil in einem Hinterhalt bei Dovera verborgen hatte, rückten die Anderen gegen Lodi an und kamen fast bis an die Addabrücke bei der Stadt (28. Oktober). Als aber etwa 20 Ritter von Lodi gegen sie vorstürmten, zogen sie sich gegen Dovera zurück. Die Ritter eilten ihnen nach, mit ihnen einige andere Lodesanen, die sich inzwischen gesammelt hatten. Bei Dovera kam es zum Kampfe, an dem sich jetzt auch die im Hinterhalt verborgenen Mailänder betheiligten. Nach kurzer Zeit mußten die Lodesanen der

Uebermacht weichen; vier der Ihrigen fielen in die Hände der Feinde, unter ihnen Manfred Morena, ein Sohn des Geschichtschreibers von Lodi. Als die Lodesanen aber neuen Zuzug erhielten, setzten sie den Mailändern nach, die bereits von Dovera abgezogen waren, und verfolgten sie bis in die Nähe der Burg Rivolta. Hier wandten sich die Mailänder noch einmal, und eine Zeit lang standen sich die feindlichen Schaaren abermals Aug' im Auge gegenüber; auf beiden Seiten schwankte man, ob man nicht den Kampf von Neuem beginnen solle. Endlich wandten sich die Lodesanen wieder zum Rückzug; sie waren noch immer in der Minderheit und wußten, daß der Feind sich leicht in Rivolta bergen konnte. Erst im Dunkel kehrten sie nach der Stadt zurück.

Diese Kämpfe um Lodi waren am 28. October; seitdem trat Waffenruhe ein. Ein Angriff auf Pavia, welchen der Kaiser erwartet hatte, wurde von den Mailändern nicht unternommen. Er selbst hatte am 19. Oktober noch einen zweiten Versuch gemacht, die Pobrücke bei Piacenza zu zerstören, aber auch diesmal vergeblich. Auch er stand von weiteren kriegerischen Unternehmungen ab; auf kurze Zeit ging er nach Cremona, kehrte aber bald nach Pavia zurück. Hier verlebte er fast den ganzen Winter, von den Rittern, welche ihm die Großen der Lombardei gestellt hatten, und einigen deutschen Herren umgeben.

Das Jahr 1160, welches mit der Eroberung Cremas so glücklich für den Kaiser und seine Bundesgenossen begonnen hatte, ging unter wenig günstigen Aussichten zu Ende. Vor dem Eintreffen starker Zuzüge aus Deutschland, die erst im Mai zu erwarten waren, ließ sich ein ernstlicher Angriff auf Mailand nicht unternehmen.

Während des Winters hatten die Waffen geruht; erst im März 1161 kam es zu neuen Kämpfen. Ein Vorspiel derselben war ein unbedeutendes Handgemenge am 12. März zwischen Leuten von Piacenza und Lodi bei Melegnanello*), wobei einige Lodesanen in Gefangenschaft geriethen. Ernster gestaltete sich die Lage der Dinge, als am 17. März ein großes Heer von Mailand ausrückte, um die Burg Castiglione im Seprio zu gewinnen. Das Heer führte Wurfmaschinen und Schutzdächer mit sich und begann sogleich die Burg eng zu um-

*) Im Gebiete von Lodi.

schließen. Die Besatzung leistete aber lange tapferen Widerstand, baute Wurfmaschinen und tödtete mit ihnen Viele im mailändischen Heere. Endlich schoben die Belagerer ein großes Schutzdach vor, um die Gräben zu füllen; zugleich sperrten sie den Weg zu einer außerhalb der Burg belegenen Quelle, ohne welche die Besatzung, da in Castiglione selbst keine Brunnen waren, nicht leben konnte. Da entschlossen sich die Belagerten einen Ausfall zu machen. Es gelang ihnen das Schutzdach durch Feuer zu zerstören, einige Mailänder zu verwunden und gefangen zu nehmen. Zugleich schickten sie Boten an den Kaiser und nahmen seine Hülfe in Anspruch.

Der Kaiser*) war damals in Lodi, wo man kurz zuvor den Bau eines stattlichen Kaiserpalastes an der Adda neben dem Kloster des heiligen Johannes begonnen, auch einen neuen Angriff von Piacenza am 4. April bestanden hatte. Schnell sammelte er hier ein Heer aus den Städten Parma, Reggio, Cremona, Bergamo, Vercelli, Novara und Pavia, wie von den getreuen lombardischen Großen. In Mailand sah man auf diese seine Rüstungen stolz herab; man meinte, daß Castiglione, ehe der Kaiser noch ausziehen könne, fallen müsse. Aber man täuschte sich. Am Charfreitag (14. April) brach Friedrich mit dem Heere, welches am Lambro lagerte und zu dem auch der Graf Raimund Berengar von Barcelona mit 60 Rittern gestoßen war, gegen Castiglione auf. Da sank den Belagerern der Muth; sie verließen sofort ihre Stellung und kehrten schon am folgenden Tage nach Mailand zurück; ihre Belagerungsmaschinen hatten sie zuvor durch Feuer zerstört. Der treffliche Mailänder, der die damaligen Geschicke seiner Vaterstadt uns überliefert hat, tadelt seine Mitbürger, daß sie auf diesen unnützen Zug so viel Geld, für welches sie besser Lebensmittel gekauft, vergeudet hätten.

Aber auch für Lodi knüpfte sich an diesen Zug ein trauriges Andenken. Der Kaiser hatte sein Heer, nachdem er den Rückzug der Mailänder erfahren, sogleich wieder aufgelöst**); als nun am Ostertage Viele über Lodi zurückkehrten, brach am Abend dort durch die Unvorsichtigkeit des Schildträgers eines cremonesischen Ritters ein Feuer aus,

*) Am 2. April war der Kaiser zu Monselice, südlich von Padua, gewesen und erst am 11. April in Lodi angekommen.

**) Schon am 19. April war der Kaiser wieder in Pavia.

welches schnell um sich griff und einen erheblichen Theil der Stadt einäscherte. Nach den Vorgängen bei Castiglione trat mehrere Wochen abermals Waffenruhe ein. Den Mailändern war die Lust zu neuen Unternehmungen vergangen; der Kaiser erwartete die Hülfsschaaren aus den deutschen Ländern.

Im Mai trafen endlich bedeutende Zuzüge aus Deutschland in Pavia ein. Des Kaisers Vetter Friedrich von Schwaben erschien mit 600 gut ausgerüsteten Rittern, Erzbischof Rainald von Köln mit 500 Rittern, Friedrich, der Sohn des Böhmenkönigs, und sein Oheim Herzog Dietbold führten mehr als 300 Ritter dem Heere zu. Ingleichen stellten sich Landgraf Ludwig von Thüringen und Pfalzgraf Konrad beim Kaiser ein; auch sie unzweifelhaft mit einem stattlichen Gefolge. Mit Herzog Heinrich dem Löwen hatte Friedrich bereits am 29. Januar zu Como eine Zusammenkunft gehabt, und der Herzog scheint dann noch einige Zeit am kaiserlichen Hofe verweilt zu haben; aber nirgends hat er sich an den folgenden Kämpfen betheiligt, und so wird er damals ohne Heer über die Alpen gekommen sein.

Besonders zahlreich erschienen am Hofe die Bischöfe, welche der Kaiser nicht nur zur Fortsetzung des Krieges gegen Mailand entboten hatte, sondern auch zu dem Concil, welches am 21. Mai in Cremona eröffnet werden sollte. Wir wissen, wie der Kaiser, um die neugewonnenen Streitkräfte sogleich gegen Mailand verwenden zu können, das Concil auf die Mitte des Juni nach Lodi vertagte*). Es lag ihm zunächst daran, die Hoffnungen der Mailänder auf eine neue Ernte zu zerstören.

Schon am 29. Mai stand er mit seinen Deutschen und einem neuaufgebotenen lombardischen Heere bei Mailand. Alle Getreidefelder der Stadt bis nach S. Calimero, zur Kirche Aller Heiligen, der Kirche S. Barnaba und dem Kloster S. Dionisio, d. h. auf der ganzen Ostseite, wurden verbrannt und zertreten. Am Abend bezog man zwischen der Cassina di Guazino da Aliate und Morsengia, etwa eine halbe Meile von der Stadt, ein Lager, wo man zwei Tage, um das Verwüstungswerk fortzusetzen, stehen blieb. Am 31. Mai schlug dann der Kaiser sein Lager in unmittelbarer Nähe der Stadt bei S. Dionisio auf. Erst jetzt setzten sich die Mailänder zur Wehr. Sie machten einen Ausfall

*) Vgl. oben S. 267, 268.

gegen die lombardischen Schaaren des Kaisers, brachen aber nach schweren Verlusten den Kampf ab. In demselben wurde ein vornehmer Mailänder Adam de Paradino gefangen und sogleich auf Befehl des Kaisers vor den Augen der Mailänder hingerichtet. Friedrich zeigte, daß er mit derselben Strenge und Rücksichtslosigkeit den Krieg hier führen würde, wie früher vor Crema.

Am folgenden Tage machten die Mailänder einen neuen Ausfall. Abermals entspann sich ein hitziger Kampf zwischen ihnen und den Lombarden, an dem sich die Deutschen nach einem Befehl des Kaisers nicht betheiligen durften. Abermals wurde viel Blut unnütz vergossen; denn die Mailänder mußten vor der Ueberzahl der Feinde hinter ihre Wälle zurückweichen. Der Kaiser nahm darauf eine Stellung vor der Porta Comacina und Porta Vercellina, um von hier im Norden und Westen der Stadt in gleicher Weise die Saaten zu vernichten, wie es bereits im Osten geschehen war. Noch einmal versuchten die Mailänder da das Glück der Waffen, aber nicht mit besserem Erfolge. Der Kaiser rückte weiter nach Süden zur Porta Ticinese und vollendete hier sein gräßliches Zerstörungswerk. Nachdem er zehn Tage vor Mailand verweilt und alle Felder bis auf drei oder vier Meilen rings um die Stadt verwüstet hatte, zog er ab; er nahm seinen Weg nach Comazzo und Corneliano an der Adda. Das lombardische Heer löste er hier auf, das deutsche ließ er an der Adda ein Lager beziehen. Er selbst begab sich mit den Bischöfen und mehreren Fürsten nach Lodi, wo am 19. Juni die Synode eröffnet wurde.

In diesen Tagen der Bedrängniß hatten die Mailänder einen Ausschuß bestellt, welcher die Preise für die immer theurer werdenden Lebensmittel und andere Waaren festsetzen, zugleich die durch die Verschuldung der Bürger sich verschlimmernden Zinsverhältnisse regeln sollte. Man wählte aus jeder Pfarrei 2 Männer und aus der Gesammtheit der so Gewählten dann 18, je 3 aus den 6 Stadtquartieren. Einer von ihnen war der Chronist, dem wir die besten Nachrichten über diese Schreckenszeit seiner Vaterstadt verdanken, und dieser bekennt selbst, daß die Maßregel eine verderbliche gewesen sei; denn die Preise der Lebensmittel stiegen schnell auf eine fast unerschwingliche Höhe und auch die Lage der Verschuldeten verschlechterte sich statt sich zu bessern. Den Kampf im Großen konnten die Mailänder nicht mehr aufnehmen, und der kleine Krieg, den sie fortführten, brachte mehr Schaden als Gewinn.

Als die Synode von Lodi am 22. Juni aufgelöst war, verlangten mehrere italienische Bischöfe für sich von den Stadtbehörden Geleit auf dem Wege nach Pavia. Das Geleit wurde ihnen mit 22 Rittern gegeben, und die Vorsicht war am Platze gewesen. Denn die Bischöfe hatten nur wenige Meilen zurückgelegt, als sie 24 mailändische Ritter erblickten, die sich aber schnell in ein Gebüsch zurückzogen, als sie die Lodesanen bemerkten. Diese folgten ihnen in das Dickicht, nahmen vier der Mailänder gefangen und erbeuteten mehrere Pferde; die Mehrzahl hatte sich zerstreut und in der Flucht ihr Heil gefunden. Am 25. Juni nahm der Kaiser die Burg Corno vecchio, unweit von Piacenza auf steiler Höhe belegen. Die Besatzung, aus mehr als hundert Mann bestehend, wurde grausam verstümmelt; die Burg selbst mit Feuer zerstört. Im Juli nahm dann Gozwin von Heinsberg den Kampf auch in den Grafschaften Seprio und Martesana wieder auf. Die Burg Biandrone mußte sich ihm ergeben und wurde dem Erdboden gleich gemacht, die Besatzung erhielt freien Abzug.

Im Anfang des August beabsichtigte der Kaiser mit seinem deutschen und böhmischen Heere einen neuen Angriff auf Mailand selbst zu machen. Die Stimmung in der Stadt war schon so herabgedrückt, daß die Consuln im Angesicht der drohenden Gefahr daran dachten, sie dem Kaiser auf Bedingungen zu unterwerfen. Sie sollen ihm zuerst einen Vertrag angeboten haben, nach welchem sie den Stadtgraben soweit zuschütten und die Thore soweit öffnen wollten, daß sein Heer in einer Breite von 40 Ellen durch die Stadt ziehen könne; überdies sollten 30 Thürme bis auf die Höhe der Häuser abgetragen, der Thurm der Kathedrale abgebrochen, 300 Geiseln gestellt, eine Buße von 10,000 Mark und ein jährlicher Tribut von der Stadt und ihrem Gebiete gezahlt werden. Diese Anerbietungen soll der Kaiser, obwohl mehrere Fürsten ihnen geneigt waren, ohne Weiteres abgewiesen haben.

Sicher ist, daß die Consuln wenige Tage später mit dem Böhmenherzog Dietbold, dem Pfalzgrafen Konrad und dem Landgrafen von Thüringen in besondere Verhandlungen traten. Als am 7. August das kaiserliche Heer bei Cerro am Lambro, etwas südlich von Melegnano, stand, erschienen Boten der Consuln bei den genannten Fürsten und erbaten Bürgschaften für ihre Sicherheit, damit sie zu einer Zusammenkunft mit den Fürsten sich begeben könnten. Die Bürgschaft wurde gegeben, und die Consuln machten sich gleich am anderen

Morgen ohne Besorgniß auf den Weg. Zufällig stießen sie aber bald auf Ritter des Erzbischofs Rainald, welche von den Versprechen der Fürsten nichts wußten, und diese nahmen bei Bagnolo, nur etwa eine halbe Meile südlich von Mailand, die Consuln gefangen. Als man zu Mailand das Geschick der Consuln erfuhr, stürmte eine Anzahl Ritter aus der Stadt, um die Consuln zu befreien. Sie erreichten die Ritter Rainalds, und es entspann sich nach Mittag zwischen Bagnolo und S. Donato an der Vecchiabia ein hitziger Kampf, an dem auch mailändisches Fußvolk, welches inzwischen aus der Stadt herangezogen war, Antheil nahm. Es ist nirgends ausdrücklich bezeugt, aber steht doch außer Zweifel, daß die Consuln befreit wurden*). Aber die kölnischen Ritter hielten den Mailändern stundenlang mit der Wuth der Verzweifelung Stand, bis ihnen endlich Hülfe aus dem kaiserlichen Lager erschien.

Als der Landgraf, der Pfalzgraf und der Böhmenherzog die Gefangennahme der Consuln, denen sie sichere Reise verbürgt hatten, in Erfahrung brachten, waren sie in den gewaltigsten Zorn gegen Rainald gerathen, der sich noch im Lager des Kaisers befand; sie wollten ihn, den sie für den Urheber eines Verraths hielten, mit ihren eigenen Schwertern tödten. Der Erzbischof begab sich in den Schutz des Kaisers und versicherte, daß die Consuln ohne sein Wissen überfallen seien. Friedrich befahl den aufgeregten Fürsten, von allen Gewaltthaten gegen Rainald abzustehen, und dachte vor Allem daran, möglichst schnell den bedrängten Kölnern zu Hülfe zu eilen. Aber der Böhmenherzog und der Landgraf wollten ihm aus Erbitterung gegen den Kanzler nicht folgen, und so konnte er nur mit seinen Rittern, dem Gefolge Herzog Friedrichs von Schwaben und einigen anderen deutschen Herren nach dem Kampfplatz stürmen. Als er dort — es war schon gegen Abend — eingetroffen war, ließ er Herzog Friedrich, der an diesem Tage das kaiserliche Banner führte, mit seinen Rittern von der Straße abbiegen, um die Mailänder von der Seite anzugreifen, andere Herren mußten gleichzeitig von der anderen Seite einen Angriff machen, während er selbst auf der Straße nach der Cassina di Guazino da Aliate, wo die Mailänder standen und der Kampf am

*) Nach den Mailänder Annalen war der Kampf bei Cassinum Thome; ich kann den Ort nicht nachweisen, aber die Lage desselben zwischen Bagnolo und S. Donato kann nicht zweifelhaft sein.

wildesten tobte, mit 150 Rittern vorrückte. Die Befehle des Kaisers wurden richtig ausgeführt. Als die Mailänder sich auf den Seiten und von vorn bedroht sahen und erkannten, daß sie weitaus in der Minderzahl seien — denn die Consuln hatten die Hauptmacht der Reiterei und das Fußvolk zum Schutze der Stadt zurückgehalten — wandten sie sich sogleich zum Rückzug.

Die Deutschen verfolgten die Weichenden bis unmittelbar an die Thore der Stadt. Auch hier noch wurde gekämpft; der Kaiser selbst stürzte sich in das lebhafteste Waffengetümmel. Unweit des alten römischen Triumphbogens an der Brücke des Stadtgrabens kämpfte er auf seinem besten Streitroß, fast rings von Feinden umgeben. Das Roß wurde von den Speeren der Feinde durchbohrt, aber, obwohl selbst durch eine Lanze verwundet, setzte er doch zu Fuß den Kampf an der Brücke fort, bis ihm ein anderes Pferd zugeführt wurde, welches ihn dann in Sicherheit brachte. Endlich gelang es der Mehrzahl der Mailänder, sich über die Brücke in die Stadt zu retten, doch hatten viele in dem Graben ihren Tod gefunden. Ein Theil, der sich nicht mehr auf die Brücke gewagt hatte, flüchtete sich in eine nahe Kirche, wo sie sich tapfer und glücklich bei der einbrechenden Nacht vertheidigten. Erst im Dunkel brach der Kaiser den Kampf ab und kehrte mit den Seinen in sein Lager bei Cerro zurück, wo man ihn jubelnd empfing. Man hatte auf der Verfolgung und im Kampfe 80 Ritter und 266 vom mailändischen Fußvolk gefangen genommen; die Gefangenen wurden nach Lodi in sicheren Gewahrsam gebracht.

Am anderen Tage (9. August) wurde das kaiserliche Lager bis S. Donato unweit des gestrigen Kampfplatzes vorgerückt. Von hier aus verwüstete man in den nächsten Tagen weithin, was der früheren Zerstörung noch überdauert hatte. Am 12. August kam es zwischen Deutschen, die bis in die unmittelbare Nähe der Stadt vorgerückt waren, und mailändischen Rittern zu einem neuen Handgemenge, bei dem drei der Letzteren fielen. Am 14. August schlug endlich der Kaiser bei Mailand selbst nahe dem Stadtgraben im Parke sein Lager auf; die Zelte standen weit ausgedehnt und erstreckten sich auf der einen Seite bis zur Porta Ticinese, auf der anderen bis zur Porta Orientale. Täglich wurden in der nächsten Zeit rings um die Stadt verheerende Züge gemacht, bei denen noch mehrmals blutige Zusammenstöße stattfanden. So entspann sich eines Tages ein hitziger Kampf an der

Porta Comacina und zwei Tage später ein anderer an der Porta Vercellina. Niemand konnte mehr ohne Gefahr die Stadt verlassen. Armen Leuten, die um Holz zu sammeln, hinausgingen und in die Gewalt der Kaiserlichen fielen, ließ Friedrich eine Hand abhauen, und sandte sie in die Stadt zurück, damit sie Anderen zum warnenden Beispiel dienten*).

Der Kaiser mochte darauf gehofft haben, daß sich Mailand endlich unterwerfen werde, aber trotz aller ihrer Leiden war die Stadt auch jetzt noch nicht zum Falle reif. Zu einer völligen Umschließung reichte Friedrichs Heer nicht aus, auch war es in der Wüstenei, die er um Mailand geschaffen, nicht auf die Dauer zu erhalten. Bis in die letzten Tage des August scheint er vor der Stadt gelegen zu haben. Noch am 1. September verweilte er im Gebiet derselben bei Landriano, aber er war bereits auf dem Wege nach Pavia, wo er dann einen Theil seines deutschen Heeres entließ.

Der Landgraf Ludwig von Thüringen kehrte mit seinen Rittern in die Heimat zurück; ebenso Friedrich, der Sohn des Böhmenkönigs, doch stellte dieser sich schon im Anfange des Jahres 1162 wieder beim Kaiser ein**), gewiß nicht ohne neue Hülfsschaaren ihm zuzuführen. Erzbischof Rainald selbst blieb beim Kaiser zurück, obwohl seine Ritter nach der Heimat entlassen wurden. Auch eine Anzahl anderer deutscher Fürsten behielt der Kaiser bei sich, von den Italienern Wilhelm von Montferrat und Guido von Biandrate.

Am 7. October war Friedrich wieder zu Lodi, wo er selbst die Winterquartiere zu nehmen beschlossen hatte, weil er von hier aus leichter als von Pavia die Verbindungen Mailands mit Brescia und Piacenza abschneiden konnte. Seinen Bruder Konrad, Wilhelm von Montferrat und Guido von Biandrate ließ er die Burg Mombrione***),

*) Die Mailänder benahmen sich damals glimpflicher gegen Leute des Kaisers. Mehrere Jäger desselben hatten beim Kloster Morimondo einen Hirsch gefangen und wollten ihn ihrem Herrn bringen. Sie erwirkten sich einen Geleitsbrief von den Consuln, wurden aber von Mailändern bei einer Brücke über die Vecchiabia überfallen und aller ihrer Habe beraubt, sie selbst aber entlassen. Die Consuln befahlen auch die Beute zurückzugeben, nur den Hirschbraten ließen sich die Mailänder nicht entgehen.

**) Dietbold, der Bruder des Böhmenkönigs, scheint in Italien zurückgeblieben zu sein. Udalrich, der Sohn Herzog Sobeslaws und Vetter des Königs, war damals immer in der Nähe des Kaisers.

***) Mombrione wurde im Jahre 1278 zerstört und scheint nachher nicht hergestellt zu sein.

nahe der Mündung des Lambro in den Po, befestigen und mit ihren Rittern besetzen, um Piacenza den Weg nach Mailand zu sperren. Markward von Grumbach mußte die Burg St. Gervasio bei Trezzo mit deutschen Rittern besetzen, um die Brescianer vor den Uebergängen über die obere Adda abzuhalten, während der Kaiser selbst dafür Sorge trug, daß bei der Kirche von Rivolta an der Adda Gräben und Befestigungen angelegt und eine Besatzung bestellt wurde, um auch hier das Ueberschreiten des Flusses zu hindern. Zugleich ergingen die strengsten Befehle, daß Niemand den Mailändern Lebensmitteln zuführe. Die Uebertreter des Verbots wurden mit dem Abhauen der rechten Hand bestraft; an einem Tage mußten 25 Einwohner von Piacenza diese grausame Strafe leiden.

Im December bezog der Kaiser den von ihm neuerbauten Palast an der Adda zu Lodi zu längerem Aufenthalt; die Kaiserin, Herzog Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Konrad, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Basel und Lüttich, die Markgrafen Otto von Meißen und Dietrich von der Lausitz, Graf Rudolf von Lindau und andere Fürsten waren bei ihm; auch der junge Welf stellte sich am Hofe ein, der für seinen nach Deutschland zurückgekehrten Vater die Verwaltung der italienischen Fürstenthümer desselben übernommen hatte und dabei nicht selten in Streitigkeiten mit den kaiserlichen Beamten gerieth.

Wenige Tage, nachdem die Kaiserin nach Lodi gekommen war, unternahmen die Mailänder einen Angriff auf die Stadt. Etwa 500 Ritter Mailands rückten heran; die Mehrzahl versteckte sich in einem nahen Gehölz, etwa hundert drangen bis zum Brunnen von Pulegnano, in geringer Entfernung von Lodi, vor und machten hier große Beute. Der Kaiser war nicht anwesend, da er gerade einen Ritt nach Cremona gemacht hatte, aber Herzog Friedrich mit den deutschen Rittern und den Lodesanen warf sich sogleich den plündernden Mailändern entgegen; sie nahmen ihnen die Beute wieder ab und brachten einige der üblen Gäste in ihre Gewalt. Bald aber kamen aus dem Gebüsch die dort Versteckten ihren Genossen zur Hülfe und drängten die Deutschen und Lodesanen zurück. So gewannen die Mailänder ihre Beute wieder, und auch sie machten mehrere Gefangene; ein sehr schöner Ritter aus dem Gefolge der Kaiserin fiel ihnen in die Hände und wurde von ihnen getödtet. Bei der Kirche St. Martino de Casatis kam der Kampf

noch einmal zum Stehen, aber nach längerem Ringen brach man ihn endlich ab.

Es war der letzte Versuch der Gegenwehr Mailands gewesen. Schon herrschte die größte Muthlosigkeit in der Stadt. Der Mangel an Lebensmitteln war bereits unerträglich, und es bestand keine Aussicht bis zur nächsten Ernte das Leben zu fristen. Die Gefangenen in Lodi, die in der Winterszeit hart behandelt wurden, erregten das allgemeine Mitgefühl. Sechs von diesen Gefangenen, unter ihnen zwei aus dem vornehmen Stande der Capitane, hatte der Kaiser auf das Gräßlichste mißhandeln lassen; fünf wurden beide Augen ausgestochen, dem sechsten schnitt man die Nase ab, ließ ihm aber das eine Auge, damit er die anderen nach Mailand geleiten könne. Diese Jammergestalten sollten ihre Mitbürger mit Schrecken erfüllen, und dieser Zweck des Kaisers wurde vollständig erreicht. Die Furcht wurde in der Stadt um so größer, als die Besorgniß einriß, daß die Vornehmen sich durch Aufopferung der Stadt und des Volks in Sicherheit bringen könnten. Schon im Oktober waren zwei vornehme Mailänder nach Lodi gegangen, um sich dem Kaiser zu unterwerfen. Man sprach jetzt davon, daß eine größere Zahl ihrer Standesgenossen sich verständigt hätten die Stadt zu verlassen. Das Mißtrauen vergiftete alle Verhältnisse. Es bildeten sich die heftigsten Parteiungen; Vater und Sohn, Mann und Frau, Brüder unter einander entzweite die Frage, ob man die Stadt dem Kaiser übergeben oder den verzweifelten Widerstand fortsetzen solle.

Aber bald wurde die Unterwerfung zur Nothwendigkeit. Mailand lag in der Agonie. Die Bürgerschaft beauftragte — etwa im Anfange des Jahres 1162 — einen angesehenen Mann, Osa mit Namen, seinen Sohn Albert und den Consul Anselmo dall' Orto mit dem Kaiser über die Bedingungen der Unterwerfung zu unterhandeln, und diese Männer begaben sich sogleich nach Lodi, um ihren traurigen Auftrag zu erfüllen. Ueber den Gang der Verhandlungen, welche sich durch längere Zeit hinzogen, sind wir nur ungenügend unterrichtet. Wir wissen nicht, welche Anerbietungen die Gesandten dem Kaiser machten, aber es scheint, als ob sie über die früheren Zugeständnisse hinaus noch zur Zerstörung der Mauer und des Grabens an sechs Stellen und zur Aufnahme eines kaiserlichen Podestà sich bereit erklärt haben, der Kaiser aber nach Be-

rathung mit den Fürsten auch diese Anerbietungen verworfen und unbedingte Unterwerfung verlangt habe. Das Geschäft der Unterhändler wurde noch dadurch sehr erschwert, daß ein großer Theil der mailändischen Bevölkerung sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen geneigt war und mehrere deutsche Fürsten für diesen Fall Aussichten auf eine milde Behandlung der Stadt eröffnet hatten.

Sichere Kunde haben wir erst über die Verhandlungen, welche am Aschermittwoch (21. Februar) zu Lodi stattfanden. Es traten damals die mailändischen Abgesandten mit zwei Vorschlägen hervor. Nach dem einen wollten sie einen Vertrag mit dem Kaiser auf folgende Bedingungen schließen: der ganze Stadtgraben soll ausgefüllt, die Mauern und alle Thürme abgetragen werden; die Stadt stellt dem Kaiser 300 Geiseln nach seiner eigenen Auswahl und diese kann er drei Jahre in Händen behalten; Mailand nimmt einen Podestà auf, einen Deutschen oder Lombarden nach Bestimmung des Kaisers, verzichtet auf alle Regalien, zahlt einen Tribut und erbaut auf eigene Kosten eine kaiserliche Pfalz, außerhalb oder innerhalb der Stadt, wo und wie es dem Kaiser beliebt; ohne Erlaubniß desselben darf die Stadt weder die Gräben und Mauern herstellen noch ein Bundesverhältniß mit einem anderen Gemeinwesen eingehen; endlich erbietet sie sich 3000 ihr Angehörige, wenn der Kaiser es verlangt, aus ihrem Gebiete zu entfernen und ihn mit seinem Heere, so lange es ihm gefällt, aufzunehmen. Wenn dem Kaiser dieser Vorschlag, welcher allerdings den Mailändern noch den Bestand ihrer Stadt, die Herrschaft über ihr unmittelbares Gebiet, den Einzelnen persönliche Freiheit und das Eigenthum sicherte, nicht genehm sein sollte, so wolle die Stadt, erklärten die Abgeordneten, sich ihm auf Gnade oder Ungnade ergeben.

Der Kaiser ging mit seinen Großen zu Rath, ob man auf einen Vertrag eingehen oder die unbedingte Unterwerfung annehmen solle. Ein Theil der Fürsten erklärte sich für das Letztere, da der Sieg nur so vollständig sei und der Kaiser dann nach seinem Gefallen Strafe vollstrecken oder Erbarmen üben könne; besonders war das die Meinung Rainalds von Köln, welcher längst allem Verhandeln mit der treulosen Stadt abgeneigt war. Andere Fürsten erklärten, daß beide Vorschläge ehrenvoll und sie deshalb mit jedem derselben sich einverstanden erklären könnten. Die Mehrzahl der Großen, an ihrer Spitze Guido von Biandrate, sprachen sich jedoch für den Abschluß eines Ver-

trags auf Grund der angebotenen Bedingungen aus; einmal weil die Mailänder sich so williger fügen würden, dann aber auch, weil sie die Bedingungen doch nicht würden erfüllen können und der Kaiser dann um so freiere Hand gegen sie habe. Endlich stimmten dieser Ansicht auch die Anhänger Rainalds zu; sie thaten es ungern und nur in der Ueberzeugung, daß der Vertrag doch sofort hinfällig werden würde, da bis zur Durchführung desselben die Straßen gesperrt bleiben müßten, so daß vollständige Hungersnoth in der Stadt unausbleiblich sei. Auch der Kaiser war offenbar dem angebotenen Vertrage nicht abgeneigt, verlangte aber vor Abschluß desselben Sicherheiten, namentlich die Auflösung des Bundes mit Piacenza und Brescia.

Die Meinung, daß Mailand selbst den Vertrag nicht werde zur Ausführung bringen können, zeigte sich bald als richtig. Mehrere Tage gingen in der Stadt mit Verhandlungen hin, um die eidlichen Verpflichtungen zu lösen, welche man gegen Brescia und Piacenza eingegangen war. Entsetzt sah man die Langwierigkeit dieser Verhandlungen und zugleich das stätige Wachsen der Noth. Die Bürgerschaft rottete sich zusammen, man drohte den Consuln und Anderen, welche an dem Vertrage hingen und noch von Sicherung der Stadt und des Eigenthums sprachen, mit dem Tode. So kam es zu dem Beschluß, daß von dem Vertrage Abstand genommen und das Schicksal Mailands ganz der Gnade des Kaisers anheimgestellt werden sollte; man rechnete dabei nach den Verheißungen der Fürsten auf die Milde des Siegers. Man fühlte die ungeheure Niederlage, welche die noch vor Kurzem so stolze und mächtige Stadt erlitten, in ihrer ganzen Schwere, aber man hoffte doch mindestens die Existenz derselben noch zu erhalten.

Am Donnerstag den 1. März erschienen die acht Consuln Mailands mit acht Rittern in Lodi, um die Stadt ganz der Gnade des Kaisers zu überliefern. Sie warfen sich ihm in seinem Palast im Angesicht seines ganzen Hofes, die nackten Schwerter am Halse tragend, zu Füßen; sie erklärten sich des Hochverraths schuldig und übergaben ihm die Stadt mit allem ihrem Besitz und allen ihren Bewohnern ohne allen Vorbehalt und jede Bedingung. Es wurde von ihnen das eidliche Versprechen verlangt, daß die Stadt fortan allen Geboten des Kaisers und seiner Gesandten willig Folge leisten würde; ohne Verzug schwuren sie den Eid für sich und alle ihre Mitbürger. Die Unterwerfung Mailands war damit entschieden, und die Stadt in ganz

anderer Weise, als im Jahre 1158, in die Gewalt des Kaisers gegeben.

Am folgenden Sonntage (4. März) stellten sich dann die Consuln wieder mit 300 mailändischen Rittern im kaiserlichen Palaste zu Lodi ein. Sie fielen vor dem Kaiser nieder, küßten seine Füße und beschworen ihn in der rührendsten Weise sich ihrer unglücklichen Vaterstadt zu erbarmen. Die 36 Banner der mailändischen Ritterschaft überlieferten sie ihm und zugleich übergab ihm Meister Guintelmus, auf welchen Mailand bis dahin so große Hoffnungen gesetzt hatte, die Schlüssel der Stadt. Auch die Ritter leisteten den Eid des Gehorsams, wie ihn vorher schon die Consuln geschworen hatten. Die meisten Ritter behielt der Kaiser als Geiseln zurück und befahl den Consuln, daß sie ihre Amtsvorgänger in den letzten drei Jahren und einen Theil des mailändischen Fußvolks ihm vorführen sollten.

Am Dienstag den 6. März zogen dann etwa tausend Mann mailändischen Fußvolks mit dem Carroccio nach Lodi, ihnen folgten die Befehlshaber der abhängigen Ortschaften mit 94 Fahnen. Als man in Lodi einrückte, ging das Fußvolk von drei Quartieren dem Carroccio voran, das der drei anderen Quartiere hinter demselben. Sobald man des Kaisers, der schon in seiner Pfalz auf dem Throne die Menge erwartete, ansichtig wurde, stießen zwei Tubenbläser, die auf dem Carroccio standen, schmetternd in ihre Tuben und übergaben sie, als die letzten Töne verhallt waren, dem Kaiser. Diese Tuben galten als Insignien der Stadtobrigkeit, beim Klange derselben waren bisher die Beschlüsse des mailändischen Volkes verkündigt worden; jetzt schienen sie zu den Exequien der städtischen Freiheit zum letzten Male zu ertönen. Dann traten die Befehlshaber der kleineren Ortschaften des mailändischen Gebiets vor den Kaiser der Reihe nach und legten vor ihm ihre Fahnen nieder.

Noch stand das Carroccio aufrecht, ein mächtiger, aus starken Balken zusammengefügter, mit eisernen Klammern verbundener Wagen, so geräumig, daß ganze Kriegsschaaren auf ihm Platz finden und sich am Kampfe betheiligen konnten. In der Mitte erhob sich der gewaltige Mastbaum, von oben bis unten mit Eisen, Fellen und Stricken umkleidet, auf dem Gipfel das strahlende Kreuz und unter demselben nach der Vorderseite die Fahne mit dem Bilde des heiligen segenspendenden Ambrosius. Als man den Mast und das ganze schwere Gestell vor dem Kaiser zu senken begann, gerieth die Umgebung desselben in

Bestürzung, sie fürchtete unter den Ruinen des gewichtigen Werks begraben zu werden. Aber ruhig sank der Mast nieder und erhob sich eben so ruhig wieder, als der Kaiser die Fahne von der Spitze gelöst und einen Wink den Baum wieder aufzurichten gegeben hatte.

Kaum war dies geschehen, so fielen alle Mailänder zur Erde und baten unter Thränen den Kaiser um Gnade. Einer der Consuln sprach im Namen des Volkes und suchte das Mitleid des Siegers zu erregen. Dann sanken Alle wieder auf die Knie, erhoben die Kreuze, welche sie mit sich geführt hatten, und flehten im Namen Jesu um Erbarmen. Die Männer, welche den Kaiser umstanden, waren zu Thränen gerührt; das Antlitz des Kaisers blieb kalt und unbewegt, kein tröstendes Wort entfiel seinen Lippen. Endlich ergriff Guido von Biandrate für die Mailänder, seine alten Freunde, das Wort; er wird zu denen gehört haben, welche ihnen eine milde Behandlung in Aussicht gestellt hatten. Er sprach jetzt die beweglichsten Worte; auch er ergriff ein Kreuz und warf sich vor dem Kaiser gnadeflehend nieder, mit ihm alles Volk, und tausendfältig hallte der Ruf um Erbarmen aufs Neue wieder. Doch die Mienen des Kaisers blieben fest wie Stein. Noch einmal erklärte Rainald von Köln den Mailändern, daß sie ohne allen Vorbehalt, ohne irgend eine Bedingung sich unterworfen hätten; sie mußten selbst dies ausdrücklich anerkennen und darauf den gleichen Eid schwören, welchen vorher die Consuln und Ritter geleistet hatten. Der Kaiser richtete einige Worte an sie und versprach zu gelegener Zeit ihnen sein Erbarmen zu zeigen. Indem er sie entließ, gebot er ihnen am anderen Tage wieder zu erscheinen. Als sie abzogen, warfen sie die Kreuze, welche sie trugen, über die Schranken vor dem Gemach der Kaiserin, um sie dadurch zum Mitleiden zu stimmen und ihre Fürsprache beim Kaiser zu gewinnen; sie hätten gern ihre Bitten auf andere Weise der hohen Frau ausgedrückt, aber sie konnten den Zutritt zu ihr nicht erlangen.

Am anderen Tage fand sich die Menge, wie ihr befohlen, wieder im kaiserlichen Palast ein. Als sie aufs Neue in Wehklagen ausbrach, erklärte Friedrich: er wolle jetzt den Anfang mit dem Gericht machen, aber zugleich ihnen auch seine Milde zeigen; nach dem Recht hätten sie sämmtlich den Tod verdient, aber er werde Gnade gegen sie walten lassen. Alle riefen aus: obwohl sie nach dem Recht des Todes schuldig, bauten sie doch darauf, daß der Kaiser um Gotteswillen Barm-

herzigkeit üben werde. Friedrich schenkte ihnen das Leben und hob auch den über die Mailänder ausgesprochenen Bann auf, was schon deshalb nothwendig erschien, daß nicht durch den Verkehr mit dem proscribirten Volke zu Viele straffällig würden; er bestimmte ferner, daß die im Amte stehenden Consuln und ihre Vorgänger in den letzten drei Jahren, 400 angesehene Ritter und Rechtsgelehrte und Richter Mailands als Geiseln in Haft verbleiben, das andere Volk aber als minder schuldig die Freiheit behalten solle. Aus den am Sonntag erschienenen Rittern wollte er 286 als Geiseln behalten und befahl noch 114 ihres Standes, die er besonders bezeichnete, aus der Stadt zu ihm zu senden. Ueberdies ordnete er an, daß an jedem Thore die Mauern und die Gräben so weit zerstört würden, daß er mit seinem Heere ungehindert in die Stadt einrücken könne. Von den zweitausend Festen, welche die Mailänder früher besessen hatten, waren nur noch vier in ihrer Gewalt; auch diese mußten sie jetzt dem Kaiser überliefern.

Nach diesen Anordnungen, auf welche unzweifelhaft Rainald von Köln besonders eingewirkt hatte, entließ der Kaiser die Menge, schickte aber zugleich sechs Deutsche und sechs Lombarden von seinen Getreuen in die Stadt, die in den einzelnen Quartieren von allen Bewohnern über 12 Jahre ihm den Unterwerfungseid schwören lassen sollten. Diese Eidesleistung fand an den beiden nächsten Tagen statt. Am Sonntag den 11. März kamen in Lodi auch die 114 Ritter an, welche der Kaiser verlangt hatte, zugleich trafen 26 andere Ritter ein, welche den Eid noch nicht geschworen hatten. Schon wurden auch an den bezeichneten Stellen die Mauern so weit abgetragen und die Gräben so weit zugeschüttet, daß die kaiserlichen Geschwader in voller Breite einrücken konnten. Alle Maßregeln waren getroffen, um jeden weiteren Widerstand Mailands unmöglich zu machen, aber über die Zukunft der Stadt war noch Nichts entschieden; erst nach Berathung mit den Fürsten und seinen lombardischen Bundesgenossen wollte der Kaiser auch hierüber Entscheidung treffen.

Am 13. März verließ der kaiserliche Hof Lodi und begab sich nach Pavia; dem Kaiser folgten seine Gemahlin, Herzog Dietbold von Böhmen, Herzog Friedrich von Schwaben und viele andere deutsche

Fürsten, mit den anderen Bischöfen, die am Hofe waren, besonders Rainald von Köln; auch die mailändischen Geiseln wurden nach Pavia gebracht. Bald sammelten sich hier seine lombardischen Bundesgenossen um den Kaiser, und sie vornehmlich werden es gewesen sein, welche auf den Beschluß einwirkten, daß Mailand als ein städtisches Gemeinwesen aufzuhören habe und die Bewohner die Stadt zu verlassen hätten. Am 19. März erging von Pavia aus an die Mailänder der kaiserliche Befehl, daß sie innerhalb acht Tagen sämmtlich ihre alten Wohnsitze zu räumen hätten. Schon am Tage zuvor hatte der Erzbischof Otbert mit dem Archipresbyter Milo und anderen angesehenen Geistlichen, welche als eifrige Alexandriner besonders den Zorn des Kaisers fürchteten, das Weite gesucht.

Entsetzt sahen die Mailänder, wie eitel ihre Hoffnungen auf Erhaltung der Stadt gewesen waren, aber jede Möglichkeit eines Widerstands war entschwunden. Sie mußten sich in das Unvermeidliche fügen. Am 26. März zogen sie mit aller Habe, die sie fortschaffen konnten, aus der Stadt. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel. „Wer hätte," sagt ein mailändischer Zeitgenosse, „sich der Thränen enthalten können, als er das Wehklagen vernahm und den Kummer sah der Männer und Frauen und besonders der Kranken, Schwangeren und Kinder, welche die Stadt verließen und ihren Häusern den Rücken wandten?" Manche fanden in den benachbarten lombardischen Städten ein Unterkommen; die Mehrzahl lagerte außerhalb des Grabens und der Wälle bei den großen dort liegenden Klöstern auf offenem Felde.

Noch an demselben Tage zog der Kaiser mit seinen Fürsten, den Cremonesen, Pavesen, Novaresen, Comasken, Lodesanen, seinen Getreuen aus den Grafschaften Seprio und Martesana in die verlassene Stadt ein. Die alten Feinde Mailands walteten jetzt ohne jede hemmende Rücksicht in den leeren Mauern, und sogleich wurde nun weiteres Gericht über die unglückliche Stadt gehalten. Der Kaiser befragte seine Bundesgenossen, was mit Mailand geschehen solle, und die feindlichen Lombardenstädte gaben zur Antwort: „Den Leidensbecher, welchen die Mailänder anderen Städten kredenzt haben, mögen sie selbst nun leeren. Sie haben die kaiserlichen Städte Lodi und Como zerstört, so mag nun auch ihre Stadt vernichtet werden." Es wird berichtet und ist nicht unglaublich, daß die Lombarden die Forderung der Zerstörung noch mit großen Geldsummen unterstützt haben. Der Spruch des Kaisers ge-

währte, was der Haß der Lombarden verlangte. Er selbst zog mit seinen deutschen Rittern in die Felder um Mailand, die Stadt gab er der Vernichtung preis; das Quartier der Porta Orientale wies er den Lodesanen zu, den Cremonesen das der Porta Romana, den Pavesen das der Porta Ticinese, den Novaresen das der Porta Vercellina, den Comasken das der Porta Cumana, endlich den Leuten aus dem Seprio und der Martesana das der Porta nuova.

Kaum war der Befehl ertheilt, so wurde die wüste Arbeit des Zerstörens angegriffen. Man begann mit Brandlegung. Der Böhmenherzog Dietbold warf die erste Brandfackel in die Stadt, aber sofort schürten auch die Lombarden in den verschiedenen Quartieren die Feuer und äscherten die Wohnhäuser ein. Dann begann man die Thürme und die Stadtmauer einzureißen; die letztere war so fest aus großen Quadersteinen aufgeführt, daß man glaubte, niemals sei ein ähnliches Werk, wenn nicht die Mauer Roms, in Italien gebaut worden; überdies dienten fast hundert Thürme zu ihrem Schutz. Auch die heiligen Gebäude wurden nicht verschont: die Glockenthürme wurden niedergeworfen, Kanzeln zertrümmert, Altäre verletzt und viele Reliquien geraubt. Der Kaiser, um die Profanation der Reliquien besorgt, befahl die Auslieferung derselben. So kamen auch die Gebeine der heiligen drei Könige in seine Hand, welche er später Rainald von Köln verehrte; andere Heiligthümer erhielten andere Bischöfe als Lohn treuer Dienste.

So groß war der Eifer der Zerstörung, daß in der Woche vom 26. März bis 1. April die Stadt in solchem Umfange vernichtet wurde, wie man es kaum in zwei Monaten für möglich gehalten hätte; ein Augenzeuge meint, nur etwa der fünfzigste Theil Mailands habe sich erhalten. Aber noch waren nur bis auf einzelne Stellen die alte Mauer, aller Zerstörungswuth trotzend, und der prächtige Glockenthurm auf der Kathedrale, welcher für den höchsten in ganz Italien galt, nicht zur Erde geworfen. Den größten Eifer bei dem Verwüstungswerk hatten die Lodesanen bewiesen; nicht genug schien ihnen, welche jetzt alle erlittene Unbill an Mailand vollauf rächten, die Häuser im Quartier der Porta Orientale dem Erdboden gleich zu machen, sie unterstützten noch die Cremonesen bei der Porta Romana.

Der 1. April war Palmsonntag, und man feierte ihn unter den Ruinen Mailands; bei S. Ambrogio empfing der Kaiser die Oelzweige.

Dann zog er mit seinem Heere ab, aber noch mehrmals im Laufe des Jahres kehrten die Feinde auf die verlassene Stelle Mailands zurück. Nur wenige Tage nach dem Abzuge ließ der Kaiser auch den Glockenthurm der Kathedrale niederwerfen; in seinem Sturz zertrümmerte er zugleich einen großen Theil des Domes. Die Lombarden arbeiteten in der Folge besonders an der Ausfüllung der Gräben; fast die ganze Lombardei, sagt der mailändische Chronist jener Zeit, sei damit beschäftigt gewesen. Auch die alte Mauer*) wurde nun, wie es scheint, weiter niedergerissen. Wie mächtig aber auch die Wuth der Verwüstung war, es gelang nicht alle Spuren der gewaltigen Stadt zu vernichten. Die meisten Kirchen waren noch unversehrt, ein Theil der Mauer stand; hier und da sprachen noch die Steine von der alten Herrlichkeit der Stadt, und um die Ruinen schwebte das Andenken an ein Gemeinwesen, welches die Kraft bürgerlicher Freiheit wie kein anderes der Welt gezeigt hatte.

Unfraglich hat die Erbitterung der von Mailand unterdrückten Lombarden hauptsächlich den Fall dieser Stadt herbeigeführt; sie haben die Vernichtung gefordert und haben das Werk der Zerstörung vollführt. Sieht man aber in demselben einen Frevel, so war Friedrich nicht minder schuldig: er gab den Befehl, er schaute mit seinem deutschen Heere ruhig zu, als die Stadt in Flammen aufging. Die Vernichtung derselben sah er nicht als ein Unrecht an, sondern nur als die gerechte Vergeltung für die Gewaltthaten, welche sie an anderen Städten geübt, für den Hochverrath, den sie an seiner kaiserlichen Majestät begangen hatte. Er rühmte sich der That und ließ die Urkunden, welche damals in seiner kaiserlichen Kanzlei ausgestellt wurden, „nach der Zerstörung Mailands" datiren. Nicht anders dachten die deutschen Fürsten, denen die übermächtige Stadt soviel Geld und Mühe gekostet hatte; selbst Eberhard von Salzburg, der sich am meisten den Kaiser zu unterstützen geweigert hatte, urtheilte, als er damals in den Trümmern der Stadt stand: „Gott hat der Stadt nur vergolten, was sie an Anderen gethan hat." Und noch mehr sahen die meisten Lombarden in der Vernichtung Mailands lediglich eine That gerechter Rache, welche sie jubelnd begrüßten und für welche sie den Kaiser bis zum Himmel erhoben.

*) Die Mauer stammte noch aus altrömischer Zeit, sie soll vom Kaiser Maximian um d. J. 300 gebaut sein; sie umfaßte nicht die ganze von Meister Guintelmus durch Gräben und Wälle befestigte Stadt.

Entsetzt hörte man in der Weite der Welt, die voll von Friedrichs Gegnern war, die Kunde von den Vorgängen in Mailand. Aber nicht so sehr Mitleid mit der Stadt erfüllte die Herzen, wie die Furcht vor dem neuen Siege des Kaisers, vor seiner wachsenden Macht, gegen welche kein Widerstand mehr möglich schien. Selbst Papst Alexander, der am meisten den Zorn des Kaisers zu fürchten hatte, sah in dem wachsenden Glück desselben eine Gunst göttlicher Vorsehung, deren er sich durch Nachgiebigkeit gegen die Kirche würdig zu machen habe; er erbot sich dem Zerstörer Mailands, wenn er ihn als den rechtmäßigen Nachfolger Petri anerkennen wolle, die Hand zu reichen.

Der Kaiser war von Mailand nach Pavia zurückgekehrt. Hier feierte er das Osterfest (8. April) mit großem Glanze. Bei ihm waren seine Gemahlin, sein Bruder Pfalzgraf Konrad, sein Neffe Friedrich von Schwaben, eine nicht geringe Anzahl deutscher und italienischer Großen. Erzbischof Rainald von Köln, dessen Ansehen damals in höchster Blüthe stand, Erzbischof Eberhard von Salzburg, der sich endlich auf den Befehl des Kaisers nach Italien zu kommen entschlossen und Bischof Hartmann von Brixen, den Gewissensrath Friedrichs, und den gelehrten Gerhoh von Reichensberg mit sich über die Alpen geführt hatte, dann der im Rathe der Fürsten so einflußreiche Bischof Eberhard von Bamberg, die Bischöfe Heinrich von Würzburg, Heinrich von Lüttich, Ortlieb von Basel, Gero von Halberstadt hatten sich mit anderen Bischöfen am Hofe eingestellt. Unter den weltlichen Herren im Gefolge des Kaisers traten besonders die Böhmenherzoge Dietbold und Udalrich, die Markgrafen Dietrich von der Lausitz und Otto von Meißen mit ihrem Bruder Dedo, die sich durch treue Dienste in Italien dem Kaiser sehr werth gemacht hatten, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Graf Rudolf von Pfullendorf, die Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Opizo Malaspina und der Graf Guido von Biandrate hervor. Bei der Festprocession sah man den Kaiser in der Krone, die er, wie man erzählte, drei Jahre lang nicht getragen und sich nicht eher hatte wieder aufs Haupt setzen wollen, als Mailand gefallen sei. An die geistliche Feier des Tages schloß sich ein Festmahl in dem bischöflichen Palaste, zu welchem der Kaiser alle Großen geladen hatte. Ganz Pavia hallte von Freude und Jubel wieder; man feierte den glänzenden Sieg des Kaisers über das trotzige Mailand. Alles umdrängte den glücklichen Fürsten, welcher jeden Widerstand niederwarf und den alten Glanz

dem Kaiserthume zurückgab; er versprach eine neue goldene Friedenszeit zu begründen, und man glaubte damals, wie zu allen Zeiten, was man wünschte.

9.

Erfolge und Mißerfolge Friedrichs I.

Italien nach Mailands Fall.

Schon als Mailand im Todeskampfe lag, hatte man am kaiserlichen Hofe an den Fall der Stadt die weitgehendsten Hoffnungen geknüpft; vor Allem meinte man dann leicht dem kirchlichen Schisma in Rom selbst ein Ende bereiten zu können. Als endlich der Kaiser die große Siegesbotschaft seinen Freunden meldete, erklärte er zugleich, daß er nun zu „neuen Unternehmungen und zu einer vollständigen Herstellung des Reichs sein Heer und seine siegreichen Adler wenden werde." Wir wissen, daß er dabei zunächst an die Aufrichtung der alten Kaisermacht in Italien dachte, aber seine Gedanken schweiften in dieser Zeit überströmenden Glücks zugleich über die ganze Weite der Welt. Wenige Monate später sprach er aus: er wolle „den Glanz und die Macht des römischen Reichs nicht nur über das Festland, sondern auch auf dem Meere ausbreiten und erhöhen". Schon früher hatte er daran gedacht, Sardinien und Corsica wieder fester dem Reiche zu verbinden, jetzt beschäftigte ihn auch der Plan, die balearischen Inseln den Ungläubigen zu entreißen. Selbst das Kaiserreich von Constantinopel, welches ihm bereits in unverhohlener Feindschaft begegnete, und die von den Sarazenen bedrängten christlichen Herrschaften im Orient lagen seinem Ideenkreise nicht fern.

Wir wissen, daß Friedrich acht Tage nach Ostern einen Reichstag zu Turin halten wollte, zu dem er auch Fürsten und Barone Frankreichs und Spaniens einlud und wo „große Dinge" verhandelt werden sollten. In erster Stelle wird das Schisma hier in das Auge gefaßt sein, aber wahrscheinlich wird sich auch der Wunsch des Kaisers aufs Neue geregt haben, die westlichen Reiche durch festere Bande des Friedens und der Eintracht an das Kaiserreich zu knüpfen. Jener Reichstag ist

gehalten worden, aber die beabsichtigte Bedeutung hat er nicht gewonnen. Nichtsdestoweniger finden wir den Kaiser unablässig in regster Thätigkeit. Es gilt ihm jetzt vor Allem, die Roncalischen Beschlüsse mit aller Energie durchzuführen, den letzten Widerstand in der Lombardei und Romagna zu brechen, seine Autorität in Rom festzustellen und das Reich des Siciliers über den Haufen zu werfen.

Bei dem Kampfe gegen König Wilhelm konnte Friedrich, da ihm sonst keine Flotte zu Gebote stand, des Beistandes der beiden seemächtigen Städte Pisa und Genua nicht entbehren. Von jeher hatte er sie deshalb mit glänzenden Aussichten und großen Gunstbezeugungen zu gewinnen gesucht. Auch hatte sich Pisa bisher vielfach dienstwillig erwiesen und trotz der alexandrinischen Gesinnung des Klerus treu zum Reiche gehalten. Dagegen stellte sich Genua mehr als spröde gegen Friedrichs wachsende Macht, und die ganze Stadt ergriff mit bemerkenswerthem Eifer die Sache des ihm feindlichen Papstes. Ohne Kampf schien es kaum möglich, Genua unter den Willen des Kaisers zu beugen, und dieser Kampf mußte zu einer Belagerung der Stadt führen, die ohne Flotte nicht durchführbar war.

Unter diesen Umständen war es von nicht geringer Bedeutung, daß der Kaiser um Ostern einen Vertrag mit Pisa schloß, der ihm die ganze Streitmacht der Stadt im Kampfe gegen Genua und König Wilhelm zu Gebote stellte. Nach dem Vertrage mußte Pisa, wenn sein Beistand gegen Genua bis acht Tage nach Pfingsten in Anspruch genommen wurde, von da bis zum 1. September zur Hülfsleistung bereit sein; acht Tage, nachdem der Kaiser die Belagerung Genuas begonnen, sollte Pisas Kriegsmacht sich an derselben betheiligen und bis zum Fall der Stadt aushalten; der Kaiser verpflichtete sich dagegen Porto Venere in seine Gewalt zu bringen, es Pisa zu verleihen und diese Verleihung zu verbriefen. Zugleich versprachen die Pisaner ihn im Kriege gegen Sicilien, wenn er selbst oder ein Heer unter deutschen Fürsten König Wilhelm angreifen werde, kräftig zu unterstützen; sie würden am 1. September aufbrechen, wenn bis dahin ein kaiserliches Heer in Apulien stände; sollte der Krieg erst im nächsten oder späteren Jahren unternommen werden, so wollte Pisa vom 1. Mai bis 1. September seine Streitkräfte zu Gebote stellen, doch müßte ihnen die Zeit des Auszugs bis zum 15. August des vorhergehenden Jahres angezeigt werden; im Fall der Kaiser selbst sich nicht an dem Kriege betheiligen

könnte, sollte er Italien doch vor dem Ausgange des Kriegs nicht verlassen, damit Pisa nicht seinen Feinden preisgegeben werde. Gegenseitig verpflichteten sich der Kaiser und Pisa, daß nicht von einer oder der anderen Seite ein besonderer Friede oder ein besonderes Abkommen mit Genua oder Sicilien geschlossen werde, und der Kaiser übernahm den Schutz der Stadt und ihrer Besitzungen gegen Jedermann, namentlich auch gegen die Welfen, wenn diese die Reichslehen, welche er der Stadt gebe, angreifen sollten, wogegen ihm die Pisaner alle seine Länder an der Seeküste von Arles bis zum Monte S. Angelo, d. h. von den Rhonemündungen bis zum Golf von Manfredonia, mit ihrer Flotte zu vertheidigen versprachen.

Nachdem im Namen des Kaisers der Pfalzgraf Konrad, der Böhmenherzog Udalrich, der Graf Gebhard von Leuchtenberg mit seinem Bruder Markward und ein gewisser Burchard alle Verpflichtungen, welche der Kaiser in diesem Vertrage eingegangen, beschworen hatten, bekräftigten am 9. April der pisanische Consul Lambert und die anderen Gesandten, welche Pisa nach Pavia geschickt hatte, eidlich die Zusicherungen, welche die Stadt dem Kaiser gemacht hatte, indem sie zugleich gelobten, daß auch die anderen Consuln und das ganze Volk von Pisa den gleichen Schwur leisten würden. In einem zweiten Schwur verpflichteten sich dann die pisanischen Gesandten, daß der Vertrag auch für alle späteren Obrigkeiten ihrer Stadt verbindlich sein sollte, selbst gegenüber den Nachfolgern des Kaisers, wenn diese der Stadt die gleichen Sicherheiten bieten würden. Als die Pisaner diese eidlichen Zusicherungen gegeben, verlieh der Kaiser der Stadt nicht allein die freie Wahl der Obrigkeiten, die Regalien in weitestem Umfange, alle Reichsbesitzungen in ihrem Gebiet, die ausgedehntesten Zoll- und Handelsfreiheiten in seinen Ländern, sondern auch alles Reichsgut an der Küste zwischen Civitavecchia und Porto Venere und verbot hier ohne Pisas Einwilligung andere Häfen anzulegen oder Handel zu treiben; ferner gestand er, indem er bereits über das Reich König Wilhelms verfügte, den Pisanern Abgabenfreiheit in Sicilien, Calabrien und Apulien und dem Principat zu, gewährte ihnen die Hälfte der Städte Palermo, Messina, Salerno, Neapel und ihrer Gebiete, dann ganz Gaeta, Mazara und Trapani, wie in jeder anderen Stadt des sicilischen Reiches eine für den Handel günstige Straße. Diesen ausgedehnten Besitz, der einem königlichen gleichzuachten war, verlieh er

ihnen mit dem Schwerte, wie die Könige belehnt zu werden pflegten, der Stadt und versprach ihr überdies ein Drittel vom Schatze König Wilhelms.

Der Kaiser verbriefte Pisa diese staunenswerthen Zugeständnisse — noch nie hatte eine Stadt ähnliche von seinen Vorfahren gewonnen — in einem großen Privilegium, welchem die Eide einverleibt waren, auf denen der Vertrag beruhte. Mit dem Schwerte hatte er zugleich den Gesandten der Pisaner eine Fahne übergeben, die sie im Kampfe als Zeichen führen sollten, daß sie unter dem Schutze des Kaisers ständen. Auch einen Schutzbrief für die Pisaner erließ er, worin er über jeden den Reichsbann zu verhängen und ihn als Feind des Reichs zu erklären gelobte, der sie, während sie im Dienste des Kaisers kämpften, zu beschädigen wagen sollte; nicht eher werde er einen solchen Frevler wieder zu Gnaden annehmen, als bis er Pisa volle Genugthuung geleistet hätte. In diesem Schutzbrief gab er zugleich seiner Absicht, Pisa über alle Städte weit und breit zu erhöhen, aufs Neue Ausdruck.

Von den unmittelbaren Bundesgenossen Mailands hatten sich Piacenza und Brescia noch nicht unterworfen. Am 10. April erschienen zwar Brescianer vor dem Kaiser und verpflichteten sich ihm zur Treue, aber die Stadt selbst wurde ihm nicht überliefert. Piacenza hatte noch gar keinen Beweis gegeben, daß es fernerem Widerstand entsagen wolle: der Kaiser hielt deshalb für erforderlich, die Bischöfe, Markgrafen, Grafen und Herren der Lombardei, wie die Obrigkeiten der Städte Bergamo, Como, Cremona, Novara, Lodi und Vercelli am 10. April eidlich zu verpflichten, daß sie ihm zur Belagerung von Piacenza Heeresfolge leisten würden.

Aber wie Brescia, zeigten bald auch Piacenza und Genua wenig Lust den Sieger Mailands herauszufordern. Am 22. April kamen die Consuln und mehrere Ritter Brescias nach Pavia und fielen gnadeflehend, mit nackten Schwertern in den Händen, dem Kaiser zu Füßen. Sie wurden vom Banne gelöst, doch mußten sie geloben, ihre Befestigungen abzutragen, die für die Unterstützung Mailands empfangenen Geldsummen auszuliefern und eine Buße von 6000 Mark zu zahlen, ferner alle Festen in ihrem Gebiete auszuliefern, einen Podestà aufzunehmen, dem Kaiser unbedingten Gehorsam und Heeresfolge, namentlich auch gegen Rom und Apulien, zu leisten.

Bald machte auch Piacenza unter Vermittelung des Pfalzgrafen Konrad seinen Frieden. In dem Vertrage verpflichtete sich die Stadt die Gräben auszufüllen, die Mauern abzutragen und die Thürme so weit zu zerstören, als es der Kaiser verlange, überdies alle Regalien aufzugeben, dem Kaiser Heeresfolge zu leisten und ihm den Eid der Treue von allen Einwohnern vom 16. bis 70. Jahre schwören zu lassen; auch alle Burgherren in ihrem Gebiete sollten den Treueeid leisten, der alexandrinisch gesinnte Bischof Hugo, wenn er sich nicht in Kürze mit dem Kaiser aussöhne, aus dem Gebiet vertrieben und die bischöflichen Burgen dem Kaiser überliefert werden. Piacenza versprach ferner dem Kaiser, der Kaiserin und den Hofbeamten 6000 Mark in drei Raten zu zahlen, einen Podestà aufzunehmen und für die Erfüllung aller eingegangenen Verpflichtungen 500 Geiseln zu stellen. Da der Dompropst mit seinen Leuten den Bischof Imarus von Tusculum beraubt haben sollte, verlangte der Kaiser, daß jene den Raub auslieferten; wenn sie sich dessen weigerten, sollte der Propst dem Gericht des Kaisers überliefert, seine Leute aber aus dem Stadtgebiet verbannt werden. Nachdem dieser Vertrag geschlossen war, erschienen am 11. Mai die Consuln der Stadt mit mehreren Rittern, nackte Schwerter in den Händen tragend, vor dem Kaiser in Pavia, beschworen den Vertrag und erwarben ihrer Stadt von Neuem die Gnade des Kaisers.

Endlich beugte sich auch das stolze Genua. Schon bald nach Ostern hatte es Gesandte nach Pavia geschickt, denen von der Umgebung des Kaisers gerathen war, dem Kaiser nicht den Gehorsam zu weigern, den alle anderen Städte ihm willig leisteten. Die Gesandten hatten darauf geantwortet, daß sie gern dem Kaiser sich fügen würden, aber da sie größere Dienste als andere Städte dem Reiche zu leisten hätten, auch einen höheren Entgelt von der kaiserlichen Gnade erwarten könnten. Der Kaiser war mit dieser Antwort, die ihm gemeldet wurde, nicht unzufrieden und schickte die Gesandten mit dem Befehle zurück, daß von den Consuln und angesehenen Männern der Stadt sechs oder acht demnächst zu ihm geschickt würden, mit denen er über die von der Stadt zu verlangenden Dienste und die Entschädigung für dieselben verhandeln könne. Darauf gingen die Consuln Rubolo und Ingo de Volta und fünf andere vornehme Genuesen an den Hof des Kaisers. Nach langen Verhandlungen mit den Fürsten, bei denen besonders

Rainald von Köln thätig war, kam ein Vertrag zu Stande, nach dem sich Genua nicht nur zur Huldigung verpflichtete, sondern auch zur Vertheidigung aller zum Reiche gehörigen Seeküsten, namentlich auch zum Kriege gegen König Wilhelm von Sicilien dem Kaiser Beistand zusagte, wogegen dieser die Bestätigung aller Regalien, welche die Stadt bisher besessen, und eine Erweiterung ihres Besitzes versprach.

Die Gesandten leisteten darauf den Eid der Treue und gelobten Friedrich mit ihrer Flotte der bei Eroberung Siciliens, Apuliens, Calabriens und des Principats zu unterstützen und zwar im September des laufenden oder Mai des folgenden Jahres oder auch in späteren Jahren von Mai bis September, wenn sie ein Jahr zuvor zum Auszug aufgefordert wären; sie versprachen zugleich, ohne den Kaiser kein besonderes Abkommen mit dem Könige von Sicilien oder irgend einem Andern der sich wider Willen des Kaisers in den Besitz dieser Lande setze, zu treffen. Außerdem beschworen sie, daß alle Bürger von Genua vom 16. bis zum 70. Lebensjahre den Treueeid leisten, den Vertrag anerkennen und sich verpflichten sollten, die ganze Meeresküste von Arles bis zum Monte S. Angelo, wenn sie dem Kaiser bestritten würde, ihm wieder zu gewinnen, daß ferner Niemand zum Consulat gelangen solle, der nicht den gleichen Eid leiste. Dagegen versprach der Kaiser den Genuesen die Seeküste von Monaco bis Porto Venere zu Lehen zu geben, überließ ihnen die freie Wahl der Consuln und bestätigte ihnen den Besitz aller Burgen, Häfen und Regalien, die diesseits und jenseits der Apenninen in ihren Händen waren; in dem sicilischen Reiche wurde ihnen die Stadt Syracus als kaiserliches Lehen zugesagt, außerdem 250 Ritterlehen im Val di Noto und in jeder Stadt eine für den Handel gelegene Straße mit Kirche, Bad, Backhaus und Waarenlager; sie sollten im ganzen Reiche Steuerfreiheit genießen und die dort Handel treibenden Franzosen und Provenzalen vertreiben können, auch die Venetianer, wenn sie nicht die Gnade des Kaisers gewönnen; von dem Schatze König Wilhelms wurde ihnen, abgesehen von den Edelsteinen, der vierte Theil versprochen. Der Kaiser verbürgte ihnen ausdrücklich, daß sie Ersatz für alle Schäden, die sie in Folge des Vertrags erleiden würden, erhalten und auch zu keinen anderen Diensten, als den ausdrücklich bezeichneten, angehalten werden sollten, daß er ferner ohne Einwilligung der Consuln Genuas keinen Frieden oder Waffenstillstand mit König Wilhelm schließen würde.

In einem besonderen Abkommen verpflichteten sich dann noch die genuesischen Gesandten, daß auch alle ihre Amtsnachfolger den mit dem Kaiser geschlossenen Vertrag beschwören und ihm getreulich auch gegen seine Nachfolger nachkommen würden, wenn diese es beanspruchen und der Stadt Gleiches wie der Kaiser gewähren würden. Zugleich versprachen sie dem Kaiser, wenn er den Sarazenenkönig Lupus auf Majorca und Menorca angreifen wolle, nach Ablauf von den acht Jahren, für welche sie durch einen kürzlich mit Lupus geschlossenen Friedensvertrag gebunden waren, mit ihrer Macht getreulich zu unterstützen, doch sollte ihnen von allem durch den Kriegszug gewonnenen Gelde der dritte Theil zufallen.

Alle die gemachten Zugeständnisse verbriefte der Kaiser am 9. Juni Genua in einem großen Privilegium, welchen auch der Eid der Gesandten und das besondere Abkommen, welches sie dann noch mit dem Kaiser getroffen, einverleibt wurden. Gewiß hörten die Pisaner grollend, daß der Kaiser ihre Rivalen zu Gnaden angenommen habe und der Krieg, von dem sie sich Porto Venere versprochen, im Keime erstickt sei. Sie hatten große Rüstungen gemacht, im Mai den Bau von 40 Galeeren begonnen und ihn mit solchem Eifer betrieben, daß die Schiffe schon am Ende des Monats fertig waren. Wie groß jedoch ihr Ingrimm über ihre getäuschten Hoffnungen sein mochte, sie hielten an dem Bunde mit dem Kaiser fest. Gerade damals verhandelten pisanische Gesandte in Constantinopel mit Kaiser Manuel, der ihnen große Geldsummen in Aussicht stellte, wenn sie sich Friedrich weder mit Rath noch mit That bei einem Kampfe gegen die Griechen zu unterstützen verpflichten wollten, aber sie wiesen nach langen Verhandlungen das Geld des Kaisers zurück.

Die ganze Lombardei bis auf die feste Burg Garda war jetzt dem Kaiser unterworfen. Hier bereitete ihm in aller seiner Macht der Veronese Turisindo*), sei es, daß er sich niemals gebeugt oder von Neuem die Waffen ergriffen hatte, allein noch einen verzweifelten Widerstand. Er nahm sich der Sache Alexanders an und scheint auch dem vertriebenen Bischof Raimund von Brescia eine Zufluchtsstätte geboten zu haben. Zur Belagerung Gardas wurde Markward von Grumbach mit Kriegsschaaren von Brescia, Bergamo, Mantua und

*) Vergl. oben S. 171.

Verona abgeschickt. Am 17. Mai 1162 schrieb Papst Alexander an den Bischof von Verona, daß er Alles anwenden solle, um die ihm Untergebenen am Kampfe gegen Turisindo abzuhalten. Doch auch dieser letzte Widerstand in der Lombardei, so hartnäckig er war, wurde endlich gebrochen. Nach fast jähriger Belagerung mußte Turisindo sich auf Vertrag ergeben und Garda dem Kaiser überliefern.

Während seines langen Aufenthalts in Pavia hatte Friedrich alle Veranstaltungen getroffen, die ihm erforderlich schienen, um nun in der Lombardei dauernd die Ruhe zu sichern und die Roncalischen Beschlüsse völlig durchzuführen. Er glaubte dies zu erreichen, wenn er in den Städten und Ortschaften von zweifelhafter Treue Reichsbeamte mit den umfassendsten Vollmachten einsetzte. Sie wurden mit den schon hergebrachten Namen der Podestàs bezeichnet*); wenn aber der Kaiser bisher solche gewöhnlich collegialisch in ihren Amtsbezirken und aus den Eingesessenen derselben bestellt hatte, so kehrte er jetzt zu der ursprünglichen Sitte zurück, nur einen einzigen Podestà in seinem District einzusetzen und einen Fremden mit diesem Amt zu bekleiden. Die Podestàs, die auch als Rectoren oder kaiserliche Vicarien oder Gesandte oder auch als Procuratoren bezeichnet werden, üben fortan im Namen des Kaisers eine fast unbeschränkte Gewalt und sind für ihre Amtsführung nur ihm verantwortlich; er setzt sie ein und bestimmt ihr Gebiet, nimmt Versetzungen und Abberufungen nach seinem Ermessen vor. Ihre ganze Beamtung ist von der der Lehnsgrafen und der der freigewählten städtischen Magistrate völlig verschieden. Der Kaiser nimmt sie meist aus seinem deutschen Gefolge, doch werden auch Italiener verwandt, auf deren unbedingte Treue er baut; bald sind es Grafen oder Herren, bald Bischöfe oder Geistliche aus der kaiserlichen Kapelle.

Als Podestà für das Mailändische setzte der Kaiser den Bischof Heinrich von Lüttich ein und ertheilte ihm den Auftrag, den heimatlosen Mailändern an vier von einander getrennten Orten Wohnsitze anzuweisen. Gegen Ende April erschien der Bischof auf den Ruinen Mailands. Sofort gab er den Befehl, daß das Volk nach den alten Stadtquartieren sich in vier offenen Orten, die nach den verschiedenen Himmelsrichtungen in Abständen von etwa zwei italienischen Meilen

*) Vergl. oben S. 182. 186.

von einander lagen, ansiedeln sollte. Die Mailänder, die so wenigstens in der unmittelbaren Nähe ihrer alten Stadt blieben, begannen am 2. Mai den Bau ihrer neuen Wohnungen. In Brescia, nachdem es sich unterworfen hatte, wurde Markward von Grumbach zum Podestà bestellt, ein hochangesehener, ebenso tapferer als verständiger Ritter des Kaisers, dem er zugleich das Brescia stets feindliche Bergamo unterstellte. Das unzuverlässige Piacenza erhielt einen gewissen Aginulf*) zum Gebieter, an dessen Stelle bald Arnold von Dorstadt trat, ein wackrer Kriegsmann aus Niedersachsen, welchen die Italiener Barbavaria, d. i. Buntbart, nannten. Ferrara überkam Konrad von Ballhausen, der eine für einen Kriegsmann ungewöhnliche Bildung besaß und der italienischen Sprache gleich mächtig war wie der deutschen, im Rathe des Kaisers eine der einflußreichsten Persönlichkeiten. Graf Gebhard von Leuchtenberg, ein Mann voll Ehrgeiz und unermüdlich im Dienste des Kaisers, aber zugleich freigebig und heitrer Laune, wurde auf einen anderen Bezirk angewiesen, der uns nicht näher bezeichnet ist. In Parma wurde als Podestà ein gewisser Azo bestellt, in der Grafschaft Como der Magister Paganus, ein Kapellan des Kaisers.

In den meisten Städten der Lombardei waren solche Reichsbeamte eingesetzt, aber den Städten, welche dem Kaiser besonders zum Siege verholfen, gestand er zum Lohn die Selbstverwaltung durch gewählte Consuln zu. So Cremona, welches am meisten von ihm begünstigt wurde. Schon am 7. März hatte er den Boden des zerstörten Crema der Stadt geschenkt und auf ihre Bitten befohlen, daß weder die Burg hergestellt, noch eine andere Feste zwischen Adda und Oglio angelegt werden sollte, auch ihnen erlaubt jeden solchen Bau durch Gewalt zu verhindern. Am 13. Juni stellte er dann auf Grund einer für ewige Zeiten gültigen Uebereinkunft Cremona ein Privilegium aus, wonach ihnen die Wahl von Consuln eingeräumt wurde, doch sollte sie bei seiner Anwesenheit in der Lombardei von seinen Gesandten geleitet werden und die Gewählten von ihm selbst die Investitur erhalten; wenn er nicht in der Lombardei verweilte, sollte die Wahl völlig frei sein, aber einer oder zwei der Gewählten zu ihm kommen, um im

*) Vielleicht eine Person mit Egenolf von Urslingen, welcher im Gefolge des Kaisers später öfters erscheint. Ficker, Forschungen III. S. 188.

Namen aller die Investitur durch ihn zu erhalten; die Consuln sollten dann regelmäßig bei ihrem Amtsantritt einen Eid leisten, daß sie allen Befehlen des Kaisers unweigerlich nachkommen würden; die Regalien wurden der Stadt überlassen, doch hatte sie ihm dafür alljährlich am Martinstage, wenn nicht in demselben Jahre auch das Fodrum für ihn erhoben wurde, 200 Mark Silber zu zahlen; außer Crema wurde noch der Besitz der Burgen Soncino, S. Bassiano, Pizzighettone und Castello nuovo der Stadt bestätigt. Wie Cremona gestand der Kaiser auch den Bürgern von Pavia und Lodi, seinen treuen Bundesgenossen, und einigen anderen Städten die Wahl von Consuln zu und gewährte ihnen ähnliche Privilegien, aber überall mußten die Consuln schwören, daß sie ihr Amt zum Vortheile und Dienste des Kaisers, wie zum Wohle der Stadt führen würden.

Nicht minder als die reichstreuen Städte erhielten die Markgrafen und Grafen, welche den Kaiser unterstützt hatten, werthvolle Privilegien. So bestätigte er schon am 19. Januar dem Grafen Guido von Biandrate mehrere Schlösser, mit denen ihn der Pfalzgraf Konrad belehnt hatte; am 10. Juni verbriefte er dem Markgrafen Heinrich von Savona alle Besitzungen in der Mark, die einst dessen Vater besessen hatte, und räumte ihm auf denselben die Regalien ein; Anderen werden andere Bewilligungen gemacht sein. Aber wie freigebig sich der Kaiser auch gegen seine Getreuen erwies, überall hielt er doch an den Roncalischen Beschlüssen fest, daß ihm allein die Regalien zuständen und nur durch seine Verleihung Anderen übertragen werden könnten. Sein kaiserliches Recht sicherte er in jeder Weise und trug Sorge dafür, daß alle Streitkräfte der Lombardei ihm zur Verfügung standen und das Land ihm eine ergiebige Steuerquelle blieb. Schon floß ihm das Gold in reichster Fülle zu; einen Theil seiner Schätze verwandte er sofort zu Schenkungen an die Klöster Italiens und Deutschlands. In der Erhöhung der alten Steuern und der Auflegung neuer sahen die Podestàs bald ihre wesentlichsten Aufgaben und machten dadurch ihre Amtsführung verhaßt. Schon nach kurzer Zeit empfanden die Lombarden, daß sie es freilich Friedrich zu danken hatten, wenn den traurigen Fehden, welche so lange ihr Land heimgesucht, ein Ende bereitet, Ruhe und Sicherheit bei ihnen zurückgekehrt war, daß sie aber nicht mehr die Luft der Freiheit athmeten, sondern eine drückende Herrschaft auf ihnen laste.

Um die Mitte des Juni verließ der Kaiser nach längerem Aufenthalt mit Heeresmacht Pavia und richtete seinen Weg nach der Romagna, wo namentlich Bologna von alexandrinischer Gesinnung erfüllt war und sich schwierig zeigte. Den Kaiser begleiteten der Erzbischof Rainald von Köln, der Erwählte von Mainz, Konrad von Wittelsbach, der Patriarch Udalrich von Aquileja, der Erwählte von Ravenna, Guido von Biandrate, die Bischöfe Heinrich von Lüttich, Hermann von Verden, Udo von Zeiz, Alcard von Parma, der Erwählte von Hildesheim Hermann, die Aebte Hermann von Hersfeld und Erlebold von Stablo, an weltlichen Fürsten der junge Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Heinrich von Oesterreich, der erst kürzlich an den Hof gekommen war, die Pfalzgrafen Konrad bei Rhein und Otto von Wittelsbach, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Hermann von Baden, die Herzoge Udalrich von Böhmen und Boleslaw von Polen, außerdem eine Anzahl deutscher Grafen und Herren, unter ihnen Gebhard von Leuchtenberg und der Burggraf Burchard von Magdeburg. Es fehlte dem Kaiser nicht an deutschen Streitkräften, aber die Hauptmasse seines Heeres bestand unzweifelhaft aus Lombarden.

Ravenna hatte nie an Widerstand gedacht und unterwarf sich sogleich. Als der Kaiser am 26. Juni bei der Burg Savignano zwischen Modena und Bologna lag, erschien eine Gesandtschaft der Ravennaten. Der Kaiser sah erfreut die Ergebenheit der alten, hochberühmten Stadt und ertheilte ihr ein Privilegium, in welchem er sie mit den ausgesuchtesten Lobsprüchen überhäuft und ihr eine glänzende Zukunft unter den Städten Italiens verheißt. Er bestimmt, daß auch in der Folge, wie bisher, in Ravenna Consuln zu walten haben, aber in kaiserlicher Autorität; sie sollen in Gegenwart seines Gesandten, wenn ein solcher bei ihnen ist, gewählt und von ihm bestätigt werden; wenn sich der Kaiser in der Romagna oder Ferrara befindet, soll die Mehrzahl derselben an seinem Hofe erscheinen, um die Investitur zu empfangen, weilt er in anderen Theilen Italiens, müssen sich zwei Consuln wegen der Investitur zu ihm begeben, eine Reise über die Alpen wird aber nicht zu diesem Acte verlangt. Die Consuln haben im Namen des Kaisers die Gerichtsbarkeit zu üben, wenn sie dem Kaiser noch nicht Treue geschworen, ihm den Eid zu leisten, der auch von allen Ravennaten vom sechszehnten bis siebzigsten Lebensjahre gefordert wird und alle fünf Jahre wiederholt werden soll. Mit Ausnahme der Regalien, welche

Kirchen oder einzelne Personen durch gültige Belehnungen oder Urkunden besitzen, müssen alle Regalien dem Kaiser übergeben werden. Auch den Zoll hat er ganz zu beanspruchen, tritt aber auf Bitten der Fürsten und besonders des erwählten Erzbischofs Guido die Hälfte desselben der Stadt ab. In ihren Streitigkeiten mit den benachbarten Communen verspricht er den Ravennaten zu ihrem Recht zu verhelfen und die ihnen mit Unrecht entrissenen Länder wieder zu verschaffen, wie den Pokanal möglichst bald frei zu machen und diejenigen, die ihn geschlossen haben, wenn sie ihn nicht öffnen, für Feinde des Reichs zu erklären. Wenn er mit einem Heere erscheint, so soll dasselbe nicht auf Besitzungen der Ravennaten und ihrer Kirchen abseits von der Straße einquartirt werden, wenn er aber ohne Heer mit der Kaiserin und seinen Fürsten nach Ravenna oder nach anderen Besitzungen der Ravennaten kommen will, verlangt er dort mit gebührender Ehre, wie im eigenen Hause, aufgenommen zu werden.

Als der Kaiser wenige Tage später vor Bologna stand und an dem 1. Juli auf beiden Seiten des Reno sein Lager aufschlug, sank den Bolognesen der Muth. Ihre Stadt war prächtig, sie hatte durch ihre Rechtsschule einen Weltruf, die Einwohnerschaft war reich, freiheitslustig, überdies entschieden für Papst Alexander gestimmt; aber sie sah keine Möglichkeit, dem Heere des Kaisers Widerstand zu leisten, und eine furchtbare Mahnung lag in dem Schicksal Mailands. So kam sie nach kurzem Schwanken zu dem Entschluß, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Die Stadt mußte ähnliche Bedingungen eingehen, wie Brescia und Piacenza; sie mußte sich eidlich den Stadtgraben auszufüllen, die Mauer niederzureißen, eine große Geldsumme zu zahlen und einen kaiserlichen Podestà aufzunehmen verpflichten. Die dem Kaiser befreundeten großen Rechtslehrer Bolognas werden die Unterwerfung der Stadt befördert und gern gesehen haben. Von Bologna zog der Kaiser mit seinem Heere gegen Imola und Faenza, die sich ohne Zögern vor seinem Willen beugten. Die Romagna war, wie die Lombardei, jetzt ein unterthäniges Land. Das Regiment der Podestàs war hier nichts Neues, aber wenn sie vorher von den Bürgerschaften gesetzte Gewalthaber gewesen waren, so traten sie jetzt als kaiserliche Beamte auf.

Bisher hatte der Kaiser mit seinem Heere eine Richtung verfolgt, die nicht bezweifeln ließ, daß er seinen Weg durch die Marken gegen

Rom nehmen und im September den Krieg gegen den König von Sicilien beginnen wolle. Die Herrschaft König Wilhelms war gerade damals von den größten Gefahren bedroht gewesen und ihnen nur mit Mühe entronnen. Die Tyrannei des Günstlings Majo hatte allgemeine Erbitterung hervorgerufen, namentlich unter dem apulischen Adel. Eine Verschwörung, gegen Majo und zugleich gegen den nur seinen Lüsten lebenden König gerichtet, hatte sich gebildet, und die Verschworenen hatten selbst den Matteo Bonelli, einen jungen ehrgeizigen Mann, den sich Majo zum Eidam ersehen, für ihren Plan zu gewinnen gewußt. Bonelli nahm den Mord des Majo auf sich und führte ihn aus (10. November 1160). Als Befreier des Landes gefeiert, entging er der Bestrafung, der König wurde sogar genöthigt dem Mörder die Hand zur Versöhnung zu reichen. Aber die Freunde des Bonelli in Palermo mißtrauten der Gesinnung des Königs, in Abwesenheit Bonellis erregten sie einen Tumult; der königliche Palast wurde am 9. März 1161 erstürmt, der König zum Gefangenen gemacht und sein ältester Sohn Roger, noch ein Knabe, als König ausgerufen. Aber schon am dritten Tage erhob sich das Volk, von einflußreichen Bischöfen ermuthigt, für den rechtmäßigen König, setzte ihn in Freiheit und gab ihm die Gewalt zurück; der Knabe, den man auf den Thron hatte erheben wollen, fand in den Wirren jener Tage ein trauriges Ende. Bonelli und seine Anhänger suchten noch einige Zeit in festen Plätzen auf der Insel sich gegen den König zu halten, aber noch im Laufe des Jahres zeigte sich jeder Widerstand als vergeblich. Die meisten Rebellen mußten Sicilien verlassen, Bonelli selbst wurde geblendet und in den Kerker von Palermo geworfen.

Inzwischen war der Aufstand auch in Apulien ausgebrochen und hatte sich fast über ganz Unteritalien verbreitet. Robert von Bassavilla und Andreas von Rupecanina waren schon im Jahre 1160 in das Königreich zurückgekehrt. Andreas hatte sich in Campanien, Robert in Apulien festgesetzt, wo sich die aufständigen Barone ihnen anschlossen. Als sich dann Andreas, um Beistand zu suchen, nach Constantinopel begab, breitete sich Roberts Macht fast über alle Länder König Wilhelms auf dem Festlande aus; in den meisten Städten fand er Aufnahme, nur Salerno weigerte sich ihm die Thore zu öffnen. Aber in ähnlicher Weise, wie im Frühjahr 1156*), gewann König Wilhelm

*) Vergl. oben S. 88. 89.

schnell das Verlorene wieder. Im März 1162 landete er an der Küste Calabriens, nahm im Fluge die Feste Taverna bei Catanzaro und wandte sich dann gegen Tarent, welches schwer seinen Abfall büßen mußte. Als er Robert von Bassavilla, der bei Salpi lag, entgegenrückte, hielt dieser es für gerathen, nach den Abruzzen zurückzuweichen. Auch hierhin von einem königlichen Heere verfolgt, räumte er endlich ganz die Grenzen des Königreichs. So suchte auch Richard von Aquila, der abermals die Waffen gegen König Wilhelm erhoben hatte, alsbald das Weite; der König kam selbst nach Campanien, wo sich ihm Alles willig unterwarf. Das sicilische Reich war auf dem Festlande hergestellt, aber einem starken Angriffe durch die kaiserliche Macht, unterstützt von Pisa und Genua, hätte es sicherlich nur einen schwachen Widerstand bereiten können.

Um so unerwarteter war, daß der Kaiser plötzlich den Rückweg nach der Lombardei antrat. Schon am 24. Juli treffen wir ihn in Parma, am 27. Juli zu Bardi im Gebiete von Piacenza; im August begab er sich dann nach Turin. Der Krieg gegen den Sicilier war nicht aufgegeben, aber verschoben. Ohne Zweifel löste der Kaiser sein lombardisches Heer auf dem Rückzuge auf, während er die deutschen Fürsten und Krieger bei sich behielt. Nichts anders war es, was den Kaiser so plötzlich in andere Bahnen lenkte, als daß er durch eine Zusammenkunft mit König Ludwig jetzt dem Schisma ein schnelles Ende bereiten zu können hoffte. Es winkte ihm da ein unblutiger Sieg, der ihm wichtigere Vortheile versprach, als alle Waffenthaten in Apulien und vor den Mauern Roms.

Während der Kaiser nach der Lombardei zurückkehrte, war Erzbischof Rainald in wichtigen Geschäften nach den tuscischen Gegenden gegangen. Denn unerwartet waren zwischen Pisa und Genua erbitterte Feindseligkeiten ausgebrochen, welche ihren Bund mit dem Kaiser zu gefährden drohten. Zwistigkeiten in den Niederlassungen, welche beide Städte in Constantinopel hatten, boten den Anlaß: die Pisaner hatten dort mit Hülfe von Venetianern die Genuesen angegriffen, einige getödtet, andere zu Gefangenen gemacht. Zwar bestand seit längerer Zeit ein Vertrag, wonach Gewaltthaten, die von Angehörigen einer der beiden Städte geübt würden, von der Stadt der Schuldigen gerächt und von dieser die gebührende Genugthuung den Beschädigten geleistet werden sollte, aber man wollte zu Genua von dem Vertrage

nichts mehr wissen. Man rüstete 25 Galeeren zu einem Rachezug gegen Pisa, und da im Vertrage jene endlosen Händel in Sardinien, ohne welche die beiden Städte nicht leben zu können schienen, ausgenommen waren, nahm man von diesen Veranlassung zur Aufkündigung des Friedens.

Der Kriegserklärung folgte unmittelbar der Angriff. Am 21. Juli steckten die Genuesen die Burg der Pisaner auf der Insel Capraja in Brand, an demselben Tage tödteten sie einen vornehmen Pisaner beim Vorgebirge des heiligen Andreas auf Elba und nahmen einen Consul von Pisa, der auf einer Galeere von Sardinien kam, mit zehn Anderen gefangen, von denen die Mehrzahl hingerichtet wurde; das Schiff versenkte man an der Küste von Corsika. Auch eine Saettia — man bezeichnete mit diesem Namen leichtere Kriegsschiffe als die Galeeren — überfiel man auf dem Rückwege von der Provence und bemächtigte sich derselben. Drei große unbefrachtete Schiffe wurden an der Mündung des Arno versenkt, drei andere Schiffe im Hafen von Pisa in den Brand gesteckt und der Hafenthurm zerstört. Darauf kehrten die zwölf genuesischen Galeeren, welche in den Hafen von Pisa eingedrungen waren, mit mehreren Gefangenen und großer Beute nach Porto Venere zurück und nahmen hier eine beobachtende Stellung ein.

In dieser Zeit kam Erzbischof Rainald nach Pisa und suchte nun eifrigst den Frieden herzustellen. Die Pisaner drangen in ihn, daß er die Auslieferung des Consuls und der anderen Gefangenen bewirke; kaum vernahm er ihre Bitten, so sandte er seinen Kapellan Sikard nach Genua. In der That lieferten die Genuesen willig die Gefangenen aus; sie versprachen überdies sich weiterer Feindseligkeiten gegen Pisa zu enthalten, bis der Kaiser über ihre bisherigen Streitigkeiten mit dieser Stadt entschieden habe und die Rüstungen, die sie zur Fortsetzung des Kampfes unternommen hatten, unter der Bedingung einzustellen, daß auch die Pisaner die Waffen ruhen ließen. Die Pisaner sollen dies Versprechen dem Erzbischof gegeben haben, aber das glühende Verlangen, ihre Verluste zu rächen, trieb sie nach kurzer Zeit aufs Neue in den Kampf. Kaum hatte Rainald die Stadt verlassen, so rüsteten sie 10 Galeeren und 11 Saettien, verheerten mit ihnen die nördlichen Gegenden von Corsika, nahmen dann am 8. Juli zwei große Schiffe Genuas, die mit vielen Schätzen von Syrien und Constantinopel kamen, und tödteten die Mannschaft; am 14. Juli erbeuteten sie

ein drittes genuesisches Schiff, welches von Sicilien kam, in der Nähe von Elba. Nach diesen Erfolgen wurden weitere 14 Saettien ausgerüstet und zu der Flotte bei Populonia abgesendet. Inzwischen waren aber auch die zwölf Galeeren Genuas bei Porto Venere wieder in See gegangen, und diese geriethen bald mit den pisanischen Schiffen an einander. Es kam zu einem heißen, lange schwankenden Kampfe, doch wandten die Genuesen endlich den Rücken. Siegesfroh kehrten mit zahlreichen Gefangenen die Pisaner am 22. Juli in ihre Stadt zurück; sogleich griffen sie neue Rüstungen an, um Porto Venere zu nehmen und Genua unmittelbar zu bedrohen.

Erzbischof Rainald hatte sich von Pisa nach St. Genesio begeben und hielt hier, wo Herzog Welf im Jahre 1160 als Herr Tusciens getagt hatte,*) als kaiserlicher Gesandter einen großen Landtag. Es erschienen vor ihm Consuln von Pisa, Lucca, Florenz und Pistoja, außerdem mehrere Grafen und andere Herren. Am 9. Juli schloß er mit der Stadt Lucca, damals der mächtigsten Landstadt Tusciens, ein Uebereinkommen, nach welchem die Regalien für die nächsten sechs Jahre gegen einen Zins von 400 Pfunden der Stadt verbleiben, dann aber dem Kaiser überlassen werden sollten; die Stadt sollte ferner die freie Wahl der Consuln behalten, doch sollten einige der Gewählten sich zum Kaiser begeben, wenn er in Italien verweile, nur einer derselben, wenn jener in Deutschland residire, um die Investitur von ihm zu erhalten; wenn es dem Kaiser genehm sei, daß der dem Welf früher zugestandene Jahreszins auch ferner gezahlt werde, solle derselbe von dem kaiserlichen Zins in Abzug kommen; überdies sollten alle Consuln, welche den Treueeid dem Kaiser noch nicht geleistet, ihn in der Folge schwören. Ein Theil der Consuln leistete den Eid schon in S. Genesio am folgenden Tage und gelobte überdies in demselben dem Kaiser zwanzig Ritter zur Heeresfahrt nach Rom, Apulien und Calabrien an den von ihm angezeigten Terminen zu stellen. Die anderen Consuln schwuren den Eid am 15. Juli in öffentlicher Volksversammlung zu Lucca, wohin sich Rainald von S. Genesio begeben hatte.

Ohne Frage sind ähnliche Abkommen damals auch mit Florenz und Pistoja getroffen worden. Dagegen finden wir zu Siena schon in der nächsten Zeit als kaiserlichen Beamten den Vogt Wilhelm von

*) Vergl. oben S. 253. 254.

Aachen und zu S. Miniato in derselben Eigenschaft Eberhard von Amern, einen Ritter aus niederrheinischem Geschlecht. Beide werden als Grafen bezeichnet, aber ihre Gewalt unterscheidet sich in Nichts von jener der Podestàs in der Lombardei und in der Romagna. Diese deutschen Herren schienen schon damals von Rainald eingesetzt zu sein, während in anderen Theilen Tusciens die einheimischen Grafengeschlechter, wenn sie sich in den Dienst des Kaisers stellten, noch fortbestanden. Die Gewalt des alten Welf behielt hier nur geringe Bedeutung; Tuscien war nicht anders, als die Gegenden auf beiden Seiten des Po, fortan ein kaiserliches Land.

Die Kunde von dem neuen Ausbruch des Kriegs zwischen Genua und Pisa, wie von den großen Rüstungen, die man in beiden Städten machte, erreichte Rainald alsbald und bewog ihn sich nach Genua zu begeben. Er fand hier die Bürgerschaft in der größten Aufregung; man hatte eine große Zahl von Galeeren, Saettien und anderen Fahrzeugen gebaut und in öffentlicher Versammlung den Hafen von Pisa aufs Neue anzugreifen beschlossen. Rainald aber gebot von dem Kampfe abzustehen und die Klagen, welche man gegen Pisa habe, der Entscheidung des Kaisers anheimzustellen; acht Gesandte Genuas sollten nach Turin gehen, wo der Kaiser demnächst einen Reichstag halten werde. Als man in Genua sich dazu bereit erklärte, beschlossen auch die Pisaner, der Aufforderung Rainalds nachkommend, acht Gesandte nach Turin zu schicken. Der Erzbischof verließ bald darauf Genua, um auf dem Reichstage nicht zu fehlen.

Als der Kaiser in Turin eingetroffen war, ereilte ihn alsbald eine traurige Nachricht. Der Graf Raimund Berengar von Barcelona, der sich mit seinem Neffen Raimund zu dem Reichstage begeben wollte, starb am 6. August zu Borgo S. Dalmazzo auf der Reise. Raimund Berengar hatte sich ganz auf die Seite des Kaisers gewendet, seitdem sein Neffe Raimund der Richildis, der Base Kaiser Friedrichs, der Königin-Wittwe von Castilien, verlobt war. Ein Vertrag wurde darauf zwischen ihm und dem Kaiser geschlossen, wonach ihm und seinem Neffen die beanspruchten Besitzungen in der Provence, der Grafschaft Forcalquier und der Stadt Arles zugesichert wurden, der Graf dagegen Victor als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen versprach. Die Belehnung mit den burgundischen Ländern sollte im August in Turin erfolgen. Dieser Vertrag bot dem Kaiser besonders in Bezug auf das Schisma nicht

geringe Vortheile, denn Raimund Berengar war einer der angesehensten Fürsten jener Zeit; vor Allem rechnete man es ihm hoch an, daß er die königliche Gewalt in Aragon besaß und doch die Krone verschmähte. Die Stimme eines solchen Mannes fiel bei der Entscheidung der großen kirchlichen Fragen schwer in das Gewicht, und der Kaiser hatte den Tod dieses wichtigen Bundesgenossen schwer zu beklagen. Er begab sich mit einem großen Gefolge selbst nach S. Dalmazzo, um den vielbetrauerten Fürsten zu ehren.

Der Kaiser kehrte von S. Dalmazzo nach Turin zurück, wo er sich längere Zeit aufhielt. Bei ihm waren außer seiner Gemahlin und Erzbischof Rainald die Erwählten Konrad von Mainz und Udalrich von Aquileja, die Bischöfe Hermann von Verden, Heinrich von Lüttich, Hermann von Hildesheim, Ugutio von Vercelli, die Aebte von Hersfeld und Stablo, Herzog Friedrich von Schwaben, der rheinische Pfalzgraf Konrad, der Polenherzog Boleslaw, der Böhmenherzog Udalrich, Markgraf Albrecht der Bär, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Burggraf Burchard von Magdeburg, Markgraf Wilhelm von Montferrat, die Markgrafen Manfred, Hugo und Heinrich von Guasto, Graf Wido von Biandrate, Markward von Grumbach, Gebhard von Leuchtenberg, Konrad von Ballhausen und viele andere Herren.

Zahlreiche Großen waren zu dem Reichstage erschienen, wichtige Geschäfte werden verhandelt sein, aber wir sind über dieselben wenig unterrichtet. Die Anwesenheit mehrerer der erst kürzlich als Podestàs in der Lombardei eingesetzten Männer weist darauf hin, daß man darüber Beschlüsse faßte, wie in Abwesenheit des Kaisers die Autorität desselben hier zu erhalten sei. Da der Krieg gegen Apulien nur aufgeschoben war und Friedrich in Kürze nach Italien zurückzukehren gedachte, um ihn aufzunehmen, lag es in der Natur der Dinge, daß auch für den neuen in Aussicht genommenen Zug Vorbereitungen getroffen wurden. Nichts mußte dem Kaiser da mehr am Herzen liegen, als einen neuen Ausbruch der Streitigkeiten zwischen Genua und Pisa zu verhüten, und wir wissen mindestens, wie er dies zu erreichen suchte.

Die genuesischen Gesandten hatten sich beeilt nach Turin zu kommen; sie waren bereits mehrere Tage dort, als die Gesandten Pisas erst am 7. August von Hause abreisten. Die Genuesen wußten die Zeit auszunutzen, wo sie in Turin allein auf dem Plane waren; sie suchten die Fürsten zu gewinnen und sollen dabei auch das Geld

nicht gespart haben. Der Kaiser erwies sich ihnen gnädig und ließ ihnen manche Auszeichnungen zu Theil werden, welche auf sie nicht geringen Eindruck machten. Aber auch die Pisaner fanden, als sie endlich ankamen, ehrenvolle Aufnahme. Von beiden Seiten ergoß man sich nun in Klagen über Gewalt; Genua wie Pisa wollte die eigene Unschuld, die Schuld auf der anderen Seite darthun. Aber der Kaiser erklärte, daß jetzt zu einem Beweisverfahren nicht Zeit sei und gebot beiden Städten bis zu seiner Rückkehr Waffenruhe zu halten. Diese Waffenruhe mußten die Gesandten in seiner Gegenwart geloben; in den nächsten drei Tagen nach ihrer Rückkehr sollte sie auch von 200 Bürgern Pisas und 200 Genuesen beschworen werden.

Den Grafen Raimund von der Provence, den Neffen des verstorbenen Grafen von Barcelona, belehnte der Kaiser zu Turin mit der Provence, der Stadt Arles und der Grafschaft Forcalquier und stellte ihm darüber am 18. August Urkunde aus. Die Einsprache, welche Hugo von Baux gegen die Belehnung Raimunds mit der Provence unter Berufung auf ein von Konrad III. ertheiltes Privilegium, welches von Friedrich noch 1160 bestätigt war, erhoben hatte, wurde als nichtig bezeichnet und die Urkunden, auf welche er sich stützte, für ungültig erklärt. Am 21. August ertheilte der Kaiser dann noch zu Turin den Templern einen Schutzbrief für ihre Besitzungen in der Provence. Gleich darauf verließ er Italien und eilte in sein burgundisches Königreich, um mit König Ludwig rechtzeitig zusammenzutreffen. Es begleiteten ihn seine Gemahlin und die meisten Großen, die ihn zu Turin umgeben hatten; auch zwei Gesandte Pisas folgten ihm auf seinen Befehl; die anderen pisanischen Gesandten kehrten nach Hause zurück, wo sie am 28. August eintrafen. In Pisa, wie in Genua, wurde die Waffenruhe, wie es der Kaiser befohlen hatte, von 200 Bürgern beschworen.

Bedrängnisse Alexanders III.

Von den Anfängen seines Pontificats an hatte Alexander wenig gute Tage gesehen, und seit der Zeit, wo der Fall Mailands sich voraussehen ließ, war seine Lage fast unerträglich geworden. Wie viele Anerkennung er theils offen, theils im Geheimen fand, er lebte doch

in den traurigsten Verhältnissen. In dem Kirchenstaat überall Widerstand begegnend, von dem selbst in seiner Herrschaft bedrohten König von Sicilien nur unzureichend unterstützt, unter einer stets wachsenden Schuldenlast seufzend, hatte er längst den Entschuß gefaßt, Italien zu verlassen und Frankreich aufzusuchen*).

Als Alexander in den letzten Tagen des September 1161 nach Terracina kam, fand er dort vier wohlausgerüstete Schiffe vor, welche König Wilhelm gesandt hatte, um ihn und die Cardinäle in das Land ihrer Hoffnungen hinüberzuführen. Als aber kaum die Dienerschaft mit dem Gepäck eingeschifft war, erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm. Die Schiffe wurden an Klippen getrieben und erlitten schwere Beschädigungen. Obwohl kein Menschenleben und auch sonst kein bedeutender Verlust zu beklagen war, mußte die Ueberfahrt doch aufgegeben, mindestens verschoben, die Schiffe ausgebessert werden. Dennoch stand der Entschluß des Papstes fest, so bald es möglich Terracina zu verlassen. Am 18. December langte hier auf einer pisanischen Galeere der Erzbischof Villanus an, um das Weihnachtsfest bei dem Papste zu feiern. Der Papst nahm ihn auf das Ehrenvollste auf und beschloß endlich ihm nach Pisa zu folgen. An einem der letzten Tage des Jahres 1161 ging er mit dem Erzbischof bei Monte Circeo auf der pisanischen Galeere in See. Man gelangte glücklich nach Piombino, wo dem Papste ein feierlicher Empfang bereitet wurde, und legte auf der weiteren Fahrt noch bei Torre di Vada an. Inzwischen waren auch die Cardinäle theils auf einer sicilischen Galeere von Gaeta, theils auf zwei Saettien von Rom aus dem Papste gefolgt; nur der Bischof Julius von Palestrina, dem schon vorher das Vicariat im Kirchenstaate übertragen war, blieb in Rom zurück.

Als der Papst und die Cardinäle bei Livorno landeten, erfuhren sie, daß die Consuln von Pisa aus Rücksicht auf den Kaiser Bedenken trugen sie in der Stadt aufzunehmen. Man mußte deshalb abermals in See gehen und beschloß jetzt sich nach Genua zu wenden, wo man einer freundlichen Aufnahme sicher war. Nachdem man noch bei Porto Venere und Porto Fino angelegt, gelangte man endlich am 21. Januar 1162 nach Genua; hier wurden der Papst, die Cardinäle und der Erzbischof von Pisa von den Genuesen in feierlicher Processsion

*) Vergl. oben S. 270.

empfangen. Die Forderung des Kaisers, dem Papste den Eintritt in ihre Stadt zu versagen, hatten die Genuesen abgewiesen; sie beeiferten sich nun auf alle Weise ihm ihre Ergebenheit zu beweisen. So sehr der Papst darüber erfreut war, verlebte er doch kummervolle Tage in ihrer Stadt. Denn bald erfüllte sich Mailands Geschick, und der flüchtige Erzbischof Otbert mit dem ihn begleitenden Klerus ließen das Elend, welches den Freunden des Papstes drohte, nur zu deutlich erkennen.

Als das gefürchtete Ereigniß endlich eingetreten war, erließ der Papst an Eberhard von Salzburg, der sich damals mit Hartmann von Brixen und Gerhoh von Reichersberg zum Kaiser begab, am 16. März ein Schreiben, worin er Eberhard aufforderte, Alles aufzubieten, um den Kaiser zur Rückkehr in den Schoß der Kirche zu vermögen. „Kein größeres Glück," sagt er in diesem Schreiben, „könnte mir hienieden begegnen, Nichts würde mir erwünschter sein, als einen so großen und erhabenen Fürsten aufrichtig in Gott zu lieben und auf alle Weise zu ehren; wir sind fest entschlossen, wenn er sich bekehrt und der Kirche zuwendet, alle erfahrenen Beleidigungen und Bedrückungen so zu vergessen, als ob er uns niemals angetastet hätte."

In der That nahm sich Eberhard der Sache Alexanders mit aller Entschiedenheit an. Er hatte es vermieden mit seinen Begleitern Victor in Cremona zu begegnen, und zwei Cardinäle derselben mußten darüber beim Kaiser Beschwerde führen. Aber Friedrich legte hierauf wenig Gewicht, er versammelte vielmehr auf den Trümmern Mailands am 30. März eine Synode, wo über den rechtmäßigen Papst noch einmal verhandelt werden sollte. In Gegenwart jener beiden Cardinäle, vor zwölf Bischöfen und vielen weltlichen Großen fand hier Eberhard Gelegenheit, seine Ansicht über das Schisma darzulegen. Offen erklärte er sich als Alexandriner und wurde deshalb von den Cardinälen Victors heftig geschmäht, doch wußte der Kaiser ihm die Freiheit der Rede zu sichern; daß er mit derselben weder auf den Kaiser noch auf die Synode einen tiefen Eindruck machte, ist nicht zu verwundern. Der Beschluß der versammelten Väter konnte nichts anderes als eine Anerkennung der Beschlüsse von Pavia und Lodi sein. Dennoch erwies der Kaiser Eberhard und seinen Begleitern ehrenvolle Auszeichnungen und, als sie nach Deutschland zurückkehren wollten, entließ er sie ungefährdet. Auch gegen andere Alexandriner erwies sich Friedrich in dieser Zeit nichts

weniger als feindlich. Mit dem Bischof Omnebonum von Verona stand er in freundlicher Verbindung, und der Erzbischof Udalrich von Aquileja verkehrte wenig später mit allen Ehren am kaiserlichen Hofe.

Offenbar wollte der Kaiser Männer, welche er hochschätzte, nicht wegen kirchlicher Bedenken sich entfremden, aber der Gedanke als reuiger Sünder in die Arme Alexanders zurückzukehren, lag ihm damals ferner als je. Alexander selbst fühlte, wie wenig er auf eine Nachgiebigkeit des Kaisers zu rechnen habe; er sah zugleich die Gefahr, in welcher er in Genua schwebte, und faßte deshalb alsbald den Entschluß, die Stadt zu verlassen und nach Frankreich überzusetzen. Genua erbot sich willig zu ehrenvollem Geleit. Auf drei Galeeren und zwei Saettien verließen der Papst, seine Cardinäle, die Erzbischöfe von Pisa und Mailand und ihr großes Gefolge am 25. März 1162 den Hafen von Genua.

Die Fahrt ging glücklich bis zu einer Insel an der ligurischen Küste, an der man am Palmsonntage (1. April) landete. Plötzlich aber brach ein Orkan los, so daß man auf der Insel noch das Osterfest zu feiern genöthigt war. Dann ging man wieder unter Segel und legte am 11. April an der französischen Küste bei Maguelonne an, einem kleinen Orte in sumpfiger Gegend, von dem man sich sogleich nach dem nahen Montpellier begab, einer volkreichen Stadt, wo schon eine große Menge den Papst erwartete. Man bereitete ihm den festlichsten Empfang. Auf einem weißen Zelter, mit allen Insignien seiner höchsten kirchlichen Würde bekleidet, zog er in die Stadt ein; Wilhelm, der Herr der Stadt, erwies ihm die Dienste des Marschalls. Zahlloses Volk umwogte und umdrängte den Papst, und glücklich schätzte sich Jeder, der nur den Saum seines Kleides berühren konnte. Auch der Graf Raimund von S. Giles brachte ihm seine Huldigung dar und stellte sich und sein Land ihm zu Gebote.

Am nächsten Sonntag (15. April) hielt der Papst in dem Dome zu Montpellier die Messe ab und hielt nach derselben eine feierliche Ansprache an die Menge. Er legte die Geschichte des Schisma, die Rechtmäßigkeit seiner Wahl, die Bosheit der Abtrünnigen dar und erneuerte den Bann über den Gegenpapst, den Kaiser und ihre Mitschuldigen. Immer zahlreicher sammelten sich seine Anhänger um ihn; schon kamen Boten von Königen und Fürsten. So konnte er den Himmelfahrtstag (17. Mai), von Erzbischöfen und Bischöfen umgeben,

mit großem Glanze feiern und die Gelegenheit des Festes benutzen, um noch einmal das Anathem gegen seine Widersacher zu schleudern. Er erwartete zu jener Zeit die Cardinäle Heinrich und Wilhelm, welche zum Könige von England gegangen waren und mit den Bischöfen von Evreux und Bayeux als Gesandten des Königs zurückkehren sollten; er erwartete überdies den ihm längst vertrauten Bruder König Ludwigs Heinrich, der vor kurzem zum Erzbischof von Reims erhoben war, wie auch den Erzbischof von Bourges. Voll Selbstvertrauen sprach er die Ueberzeugung aus: bald werde Friede und Ruhe in der Kirche völlig hergestellt sein.

Die Hoffnungen des Papstes flogen zu hoch; seine eigene Lage war nicht so sicher, als er wähnte. Obwohl König Ludwig ihn als den rechtmäßigen Papst längst anerkannt hatte, hegte er doch nicht mehr gegen ihn die aufrichtige Ergebenheit früherer Tage. Er hatte es nicht vergessen, daß die Cardinäle Heinrich und Oddo auf seine Kosten den König von England gewonnen hatten, und eine Partei an seinem Hofe, die Victor geneigt war, hatte in letzterer Zeit deshalb leichter sein Ohr gewonnen. An der Spitze dieser Partei stand der eigene Schwager des Königs, Graf Heinrich von Troyes, der sich als Verwandter des kaiserlichen Papstes fühlte, ein mächtiger, geistreicher und durch seine unbegrenzte Liberalität sehr angesehener Herr. Ueberdies bedrohte den König die Begünstigung Alexanders jetzt mit schweren Verwickelungen. Als der Kaiser vernahm, daß der Papst nach Frankreich zu gehen gewillt sei, ließ er an den Bischof Hugo von Soissons, des Königs Kanzler, schreiben: er möge Ludwig rathen, diesen offenkundigen Feind der Kirche und des Reichs nicht aufzunehmen, denn dieser wolle nur Frankreich mit der schismatischen Bosheit erfüllen und 20,000 Pfund oder mehr zusammenscharren, um seine Gläubiger zu befriedigen; fände Roland mit seinen Cardinälen bei Ludwig Aufnahme, so könne daraus eine solche Zwietracht zwischen dem Kaiserreich und Frankreich entstehen, daß sie nicht wieder werde zu beseitigen sein. Es lag auf der Hand, daß Ludwig bei seinen noch unausgetragenen Händeln mit dem englischen Könige unheilbare Zerwürfnisse mit dem Kaiser in hohem Maße zu fürchten hatte.

Unter diesen Umständen war die Ankunft Alexanders dem Könige von Frankreich nichts weniger als erwünscht. Der Papst hatte diesem am 20. April seine Anwesenheit in Montpellier gemeldet und die Ab-

sendung von einem oder mehreren Cardinälen angezeigt, um Vereinbarungen mit dem Könige zum Wohle seines Reichs und im Interesse der Kirche, vornehmlich auch über seinen Aufenthaltsort zu treffen. Aber ehe diese Botschaft noch abging, kam der Cardinal Oddo in Montpellier an und bestimmte durch seine Schilderung der Zustände am französischen Hofe den Papst von seiner Absicht abzustehen; dieser entschloß sich lieber die Verhandlungen durch ihm nahestehende Geistliche führen zu lassen. Da gerade damals der Erzbischof Heinrich von Reims eine Gesandtschaft nach Montpellier geschickt hatte, um das Pallium zu erbitten, übersandte der Papst es dem Erzbischofe durch Alexander, Abt des Cistercienserklosters Grand-selve bei Bordeaux, und ertheilte diesem überdies Aufträge an den König Ludwig, welche er mit dem Erzbischof von Reims, dem Bischof Gottfried von Langres und dem Bischof Amalrich von Senlis überbringen und energisch befürworten sollte. Am 30. April meldete dies der Papst dem Könige und empfahl ihm seine Vertrauensmänner und deren Aufträge; zugleich bat er die Königin Adela und den Kanzler Hugo von Soissons den König günstig für dieselben zu stimmen.

Die Unterhändler des Papstes erschienen am Hofe König Ludwigs, aber der Abt richtete, wie der Papst später klagte, seine Aufträge nicht vollständig aus. Die Verhandlungen führten zu keinem Ziel: der König gab ausweichende Antworten und versprach selbst dem Papste zu schreiben. Im Anfange des Juni erschien der Bischof von Autun mit einem Schreiben des Königs vor Alexander, um in einem Streite mit dem Kloster Flavigny eine günstige Entscheidung für sich zu gewinnen. Trotz des Königs Empfehlung erlangte er sie nicht, und der Papst schickte einen Subdiakon an Ludwig, um sein Verfahren zu rechtfertigen. In Bezug auf jene Verhandlungen, welche das Verhältniß des Papstes zum Könige klar stellen sollten, war inzwischen noch nichts geschehen; ein Schreiben des Königs, welches sich auf jene Verhandlungen bezog und in ziemlich unklaren Wendungen abgefaßt war, soll dem Papste gar nicht vorgelegt sein. Begreiflicher Weise erwirkte das zögernde Benehmen des Königs bei dem Papste und seinen Anhängern Mißtrauen und Mißstimmung. Der Bischof von Langres, ein hitziger Jünger von Clairvaux*), stets vorwärts drängend und aller Halbheit

*) Vergl. Bd. IV. S. 267.

feind, hatte inzwischen angeblich im Auftrage des Königs dem Papste geschrieben und ihm die Unterstützung desselben in Aussicht gestellt; um so mehr drang er jetzt in Ludwig dem Papste endlich eine offene Erklärung zu geben. Erst um die Mitte des Juni empfing Alexander ein Schreiben des Königs, welches sich auf die abgebrochenen Verhandlungen bezog. Wir kennen den Inhalt desselben nicht, aber wir wissen, daß die Ueberbringer, der Abt Theobald von S. Germain und ein Hofgeistlicher, mit Namen Cadurcus, beim Papste eine sehr unfreundliche Aufnahme fanden. Der Abt Theobald verfiel bald nach seiner Rückkehr in Krankheit und starb am 24. Juli; die Aufregungen seiner Gesandtschaftsreise scheinen sein Ende beschleunigt zu haben.

Das Zögern des Königs erklärte sich aus den unklaren Verhältnissen, in welche er durch eigene Schuld gerathen war. Schon längst stand er mit Victor in Verbindung, empfing Gesandte und Briefe von ihm, lieh den Rathschlägen seines für den kaiserlichen Papst gestimmten Schwagers Heinrich willig sein Ohr, ja er trat sogar mit dem Kaiser bald nach dem Falle Mailands in Verbindung. Heinrich von Troyes ging mit Briefen des Königs nach Pavia und leitete Verhandlungen ein, welche auf nichts Anderes hinzielten, als einen engen Bund zwischen Friedrich und Ludwig zu schließen und zugleich den Letzteren auf Victors Seite hinüberzuziehen. Es sollte dies erreicht werden durch eine Zusammenkunft der beiden Herrscher an den Grenzen ihrer Reiche unweit Dijon; nicht nur ihre geistlichen und weltlichen Großen sollten sie zu dem Congreß begleiten, sondern auch die beiden Päpste mit ihren Cardinälen, und die vereinigten Kirchen Frankreichs, Deutschlands und Italiens sollten dann die Entscheidung darüber treffen, welcher Papst als der rechtmäßige anzuerkennen sei. Am 31. Mai schrieb der Kaiser dem Könige: sein Wunsch sei, daß zwischen ihnen als Blutsverwandten und zwischen ihren sich durch Abstammung nahestehenden Völkern der alte Groll beseitigt und aufrichtige, dauernde Freundschaft hergestellt würde; Alles, was zur Erreichung dieses Zieles dienen könne, habe er mit dem Grafen Heinrich vollständig besprochen und werde, was er mit ihm abgemacht habe, getreulich halten. Um dieselbe Zeit schrieb Rainald von Köln an Ludwigs Kanzler Hugo von Soissons: durch Nichts werde die Macht des Königs mehr erhoben werden, als durch die Freundschaft des Kaisers; Alles möge der Kanzler deshalb aufbieten, daß die kirchliche Eintracht hergestellt und durch den be-

abſichtigten Congreß der Herrſcher ein friedliches Einvernehmen zwiſchen ihnen geſichert werde.

Wir können nicht beurtheilen, wie weit Graf Heinrich zu den Vereinbarungen, welche er in Piſa getroffen, bevollmächtigt war. Sicher iſt, daß ſie noch der Genehmigung des Königs bedurften, und dieſer mag, als er ſeine letzte Botſchaft an Alexander ſandte, noch keinen feſten Entſchluß gefaßt haben. Sobald er aber von der üblen Aufnahme ſeiner Geſandten in Montpellier Kunde erhielt, gerieth er in heftigen Zorn, bereuete es Alexander anerkannt zu haben und entſchloß ſich alle Schritte ſeines Schwagers anzuerkennen. Unverzüglich ſchickte er durch den Biſchof Manaſſe von Orleans, einen perſönlichen Feind Alexanders, ein Schreiben an Graf Heinrich, in welchem er ihn bevollmächtigte zum Kaiſer zurückzukehren und einen Vertrag abzuſchließen, der ihn verpflichte ſich zu einer beſtimmten Zeit unter den verabredeten Bedingungen zum Congreß einzuſtellen und die Entſcheidung anzuerkennen, welche dort durch Männer beider Reiche getroffen werde.

Graf Heinrich eilte an den kaiſerlichen Hof und brachte im Namen des Königs den Vertrag zum Abſchluß. Nach dieſem ſollte am 29. Auguſt an der Saône-Brücke bei St. Jean-de-Losne die Zuſammenkunft der beiden Herrſcher und ihrer Großen ſtattfinden; Friedrich verpflichtete ſich Victors Anweſenheit herbeizuführen, Ludwig die Alexanders, und über den Streit der Päpſte ſollte dann durch angeſehene Männer beider Reiche, geiſtliche und ritterliche, entſchieden werden; dieſer Entſcheidung verſprachen beide Herrſcher ſich zu unterwerfen und, wenn einer der hadernden Päpſte ſich nicht ſtellen ſollte, den anweſenden als den rechtmäßigen Papſt anzuerkennen. Graf Heinrich gab für die Ausführung des Vertrags die feſteſten Bürgſchaften; er gelobte ſogar eidlich, wenn Ludwig den Vertrag nicht halte, in die Vaſallenſchaft des Kaiſers zu treten. Der Vertrag wird gegen die Mitte des Juli abgeſchloſſen ſein, gerade damals, als der Kaiſer ſo unerwartet aus der Romagna nach der Lombardei zurückkehrte.

König Ludwig hat ſpäter behauptet, daß er die Bedingungen des Vertrags nicht gekannt habe, da der Kaiſer den Grafen Heinrich eidlich verpflichtet habe ſie zu verſchweigen. Es iſt wahrſcheinlich, daß er einzelne untergeordnete Beſtimmungen des Vertrags erſt ſpäter erfuhr, aber ſein ganzes Verhalten in der nächſten Zeit zeigt, daß ihm der weſentliche Inhalt deſſelben ſehr wohl bekannt war. Schon war es aller Orten

in Frankreich ruchbar, daß der König an Abfall von Alexander denke. Auch Alexander erfuhr bald das Gerücht und dachte fortan nur auf Mittel und Wege, wie er mit dem Könige zusammentreffen, ihn umstimmen und den Congreß vereiteln könne.

Am 10. Juli beantwortete er den Brief, welchen der König durch den Abt Theobald überantwortet hatte; es geschah bereits unter der Ahnung der drohenden Gefahren, und es erklärt sich daraus das reiche dem Könige gespendete Lob und der entgegenkommende Ton. Er versprach sofort zwei Cardinäle abzuschicken, um eine Verständigung mit dem Könige herbeizuführen. Die Cardinäle reisten gleich darauf ab, um eine Zusammenkunft des Königs mit dem Papste zu erbitten; aber ehe noch eine Antwort erfolgt war, verließ der Papst bald nach der Mitte des Juli Montpellier und begab sich nach Mende. Von hier nahm er in einem Schreiben vom 23. Juli in der dringlichsten Weise den Beistand des Kanzlers Hugo in Anspruch: auf alle Weise möge er den König von der Zusammenkunft mit dem Kaiser abhalten, welche nicht nur der Kirche und ihrem Oberhaupt, sondern auch dem Könige und seinem Reiche Verderben drohe. Am 1. August stellte Alexander von Brioude aus noch nachdrücklicher dasselbe Verlangen an den Erzbischof von Reims; er hoffte ihn und den König demnächst in Clermont zu treffen, wohin er sich gegen die Mitte des Monats begab. Als er hier vergebens den König mehrere Tage erwartet hatte, reiste er ihm weiter entgegen bis nach Souvigny, einem dem Kloster Cluny gehörigen Orte unweit des Allier.

Hier traf der Papst mit dem Könige zusammen, der schon auf dem Wege nach Dijon war. Die Verhandlungen zwischen ihnen zogen sich zwei Tage hin, und Nichts wird der Papst unversucht gelassen haben, um den König zu vermögen von der Zusammenkunft mit dem Kaiser abzustehen. Aber der König fühlte sich in seiner Ehre verpflichtet an der Saône zu erscheinen und wandte dagegen alle Mittel der Ueberredung auf, um Alexander zu bewegen ihn zu der Synode zu begleiten oder ihm wenigstens, wenn er eine Begegnung mit dem Kaiser scheue, bis zu der dem Versammlungsort benachbarten Burg Vergy zu folgen. Da der Papst Besorgnisse für seine Sicherheit äußerte, versprach er ihm für seine Person und für alle seine Begleiter sicheres Geleit; aber auch das machte auf den Papst keinen Eindruck. „Wunderbar," sagte der König, „daß jemand mit gutem Gewissen doch für seine Un-

schuld kein Zeugniß ablegen will und die Untersuchung seiner Sache scheut." Alexander blieb dabei, daß er als Oberhaupt der Kirche vor keinem menschlichen Gericht sich zu stellen habe. Nichts anders erreichte der König, als daß ihn vier Cardinäle begleiten sollten, um über Thatsächliches, wenn es nöthig sei, Auskunft zu geben. Der Papst begab sich nach dem Kloster Dsols an der Indre, nahe bei Chateaurour.

König Ludwig mußte sich ohne Alexander zur Zusammenkunft begeben und nach dem Vertrage, wie ihn Graf Heinrich geschlossen, wäre ihm nun nichts anders mehr als die Anerkennung Victors übrig geblieben. Aber schon sah er selbst in einem solchen Schritt die größten Gefahren und war entschlossen ihn um jeden Preis zu vermeiden. Hatte er früher die Anerkennung Alexanders bereut, so bereute er jetzt noch mehr Zusicherungen gegeben zu haben, die ihn von diesem Papste abzogen.

Der Kaiser hatte gleich nach den mit dem Grafen Heinrich getroffenen Vereinbarungen Schreiben an mehrere geistliche und weltliche Fürsten Deutschlands, Burgunds und Italiens, welche seine kirchliche Politik unterstützten, erlassen, in welchen er ihnen meldete, daß König Ludwig mit seinen Großen und der ganzen gallicanischen Kirche auf dem verabredeten Congreß an der Saône Victor als rechtmäßigen Papst anerkennen werde und dafür die vollständigsten Bürgschaften geboten habe. Er hatte zugleich sie aufgefordert bei der Zusammenkunft, die er zugleich als ein allgemeines Concil bezeichnete, nicht zu fehlen, alle Männer von hervorragender Bildung mit sich zu bringen und sich vier Tage vor der Zusammenkunft in Besançon einzustellen, um von dort mit dem Kaiser zur Saône-Brücke zu ziehen. Ueberdies gab der Kaiser mehreren Fürsten den Wunsch zu erkennen, daß sie ihre Vasallen in guter Ausrüstung, weil Vorsicht geboten sei, mit sich führen sollten; auch Zelte sollten sie mit sich bringen, da es in jener Gegend an Unterkunft fehle. Dieses Schreiben des Kaisers wurde auch Anderen bekannt, als den Empfängern, und verbreitete alsbald unter dem Anhange Alexanders die größte Bestürzung. Eberhard von Salzburg hielt dasselbe, als er zuerst davon hörte, für untergeschoben, sah aber bald seinen Irrthum ein und sorgte dafür, daß es in Frankreich bekannt wurde. Der Erzbischof von Reims las es mit Staunen und brachte es eiligst zur Kenntniß seines königlichen Bruders; er warnte ihn sich vorzusehen, daß seine Unschuld nicht durch die Söhne der Finsterniß verführt würde.

Der Kaiser sprach offen davon, daß der Abfall Ludwigs von Alexander beschlossene Sache sei, und unfraglich war es auch bei den Verhandlungen allein darauf abgesehen gewesen. Man hatte nicht auf die Fügsamkeit Alexanders gerechnet, und selbst für den Fall, daß er sich stellen sollte, konnte die Entscheidung des Gerichts, welches man einsetzen wollte, kaum zweifelhaft sein. Nichts zeigt deutlicher, wie wenig auf diese Entscheidung gegeben wurde, als daß Graf Heinrich von kaiserlichem Hofe bereits Victor die Ehren des rechtmäßigen Papstes erwiesen hatte. Aber die Art und Weise, wie durch den Kaiser die Absichten des Königs bekannt wurden, mußte den König auf das Tiefste verletzen. Indem seine Empfindlichkeit gereizt wurde, erkannte er zugleich die Gefahren, in welche sein übereilter Entschluß ihn gestürzt hatte. Es regte sich in dem größten Theile des gallicanischen Klerus der tiefste Unmuth, und der König war desselben im Kampfe gegen den König von England nicht mehr sicher. Zugleich empfing er von den Frangepani in Rom, von den Alexandrinern in Deutschland die besorglichsten Schreiben; er stand im Begriff alle die Verbindungen zu verlieren, die er als Schutzherr Alexanders gewonnen hatte. Unter solchen Umständen hatten es die Alexandriner in seinem Rathe, namentlich sein Bruder, der Erzbischof vom Reims, und sein Kanzler Hugo von Soissons, leicht seinen Entschluß wankend zu machen und ihn von dem Kaiser abzuziehen; besonders war in dieser Richtung der damals so einflußreiche Orden der Cistercienser thätig.

Als der König nach Dijon kam, dachte er schon allein daran, wie er sich aus dem Handel herausziehen könne, ohne offen die eingegangenen Verpflichtungen zu verletzen. Schon wäre er unzweifelhaft entschlossen gewesen, wenn ihm Alexander begleitet hätte, mit aller Energie bei den Verhandlungen der Synode für ihn einzutreten, aber Alexander hatte sich geweigert irgend einen Richterspruch über sich anzuerkennen und sich der Synode zu stellen, und so war dem König auch dieser Ausweg versperrt. Zu Dijon hörte er überdies von seinem Schwager die genauen Bestimmungen des Vertrags und erfuhr, daß dieser sich eidlich verpflichtet habe, wenn der König den Vertrag nicht halte, alle Lehen, welche er bisher von der französischen Krone getragen, aus der Hand des Kaisers zu empfangen. Der König erschrack gewaltig und rief aus: „Wie konntest Du solche Verpflichtungen ohne mein Wissen gegen den Kaiser eingehen?“ Heinrich antwortete: „Du hast mich selbst zu Allem

durch den Bischof von Orleans bevollmächtigt." Der Bischof suchte, als er befragt wurde, aus Furcht vor dem Könige Ausflüchte, aber Heinrich wies den Brief des Königs vor, welcher die Vollmacht enthielt.

Immer höher wuchsen die Bedrängnisse des Königs und zugleich die Alexanders. Wie sollte der Letztere seine Stellung behaupten, wenn König Ludwig schließlich doch genöthigt wurde Victor anzuerkennen und dem Kaiser die Hand zu reichen?

Die Vorgänge an der Saône und ihre Folgen.

Der Kaiser hatte zu der Versammlung, an welche er so große Hoffnungen knüpfte, im ausgedehntesten Maße Einladungen erlassen. Er hatte den gesammten Klerus seiner Reiche zur Theilnahme aufgefordert, zugleich an die Könige des Abendlandes Boten gesendet und sie eingeladen sich mit den ersten Bischöfen ihrer Reiche zu dem allgemeinen Concil einzustellen, welches sich an die Zusammenkunft mit dem französischen Könige anschließen sollte. Zu Dôle am Doubs, einem Orte seines burgundischen Reichs in geringer Entfernung von der Saône-Brücke, hatte er in Eile einen geräumigen Palast herstellen lassen. Offenbar lag ihm daran, der Versammlung, von welcher er die Beseitigung des Schisma erwartete, einen besonderen Glanz zu geben, und ihren Beschlüssen dadurch die allgemeine Anerkennung zu sichern.

Der Kaiser traf rechtzeitig in Dôle ein; es hatte ihn Victor begleitet und nahm in der Nähe seine Residenz. Eine ungemein große Zahl von geistlichen und weltlichen Fürsten hatte sich aus Deutschland, Italien und Burgund eingestellt. Es lassen sich etwa 50 Bischöfe nachweisen, welche der Einladung des Kaisers aus seinen Reichen gefolgt waren, und unter ihnen 11 Erzbischöfe. Man sah neben dem Patriarchen von Aquileja die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln, Bremen, Magdeburg, Ravenna, Lyon, Vienne, Besançon und Embrun. Unter den Bischöfen traten Eberhard von Bamberg, Hermann von Verden, Heinrich von Lüttich, Garsidonius von Mantua, Aicardus von Parma hervor, sämmtlich Männer des höchsten Vertrauens beim Kaiser. Unter den weltlichen Fürsten, die sich damals an der Rhone vereinigten, werden besonders genannt: Herzog Heinrich der Löwe, Herzog Friedrich

von Schwaben, Landgraf Ludwig von Thüringen, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern Friedrich und Otto, Markgraf Albrecht der Bär, Markgraf Otto von Meißen mit seinen Brüdern Dietrich und Dedo, Pfalzgraf Adalbert von Sommerschenburg,*) die Herzoge Hermann von Kärnthen und Gottfried von Löwen, Markgraf Wilhelm von Montferrat, der Markgraf Obizo Malaspina mit seinen Brüdern und der Graf Guido von Biandrate. Sie alle kamen mit zahlreichen, wohlgerüsteten Vasallen und lagerten am Ufer der Saône unter ihren Zelten — eher ein Heer, als eine Rathsversammlung.

Von den Königen des Westens hatte sich Niemand auf den Weg gemacht, als der durch sein Wort gebundene König von Frankreich. Zuerst sollen sie sämmtlich geneigt gewesen sein sich einzustellen, aber dann gemeinsam berathen haben sich fern zu halten; auch von ihren Bischöfen war Keiner an der Saône. Der König Waldemar von Dänemark erschien in Begleitung seines Freundes des Bischofs Absalon von Röskilde; er kam besonders um die im Jahre 1158 eingegangene Verpflichtung zu erfüllen, dem Kaiser nach Beendigung des mailändischen Krieges persönlich zu huldigen.**) Der Böhmenkönig hatte sich nicht selbst eingefunden, aber seinen Bruder Dietbold und den Bischof Daniel von Prag geschickt. Das ungarische Reich war in solcher Verwirrung, daß wohl Niemand dort an eine Beschickung der Synode denken konnte. Am 14. Januar dieses Jahrs war König Ladislaw II. gestorben, und sein Bruder Stephan IV. hatte sogleich die Herrschaft ergriffen, die er durch griechische Unterstützung zu befestigen suchte. Doch bald sammelte sich um Stephan III., seinen Neffen, ein großer Anhang; es gelang diesem seinen Oheim aus dem Lande zu verjagen, der sich nach vergeblichen neuen Kämpfen endlich nach Constantinopel flüchtete. Unter den Drangsalen innerer Kriege hatte das Schisma für Ungarn nur geringe Bedeutung.

Wie den Kaiser zu Dôle das stattlichste Gefolge umgab, war auch König Ludwig mit vielen Bischöfen und weltlichen Großen nach Dijon gekommen. Denn man war nicht ohne Besorgniß, daß die Deutschen gegen den König, wenn er sich ihrem Willen nicht fügte, Gewalt üben

*) Adalberts Vater Friedrich war erst wenige Wochen zuvor gestorben.
**) Vergl. oben S. 136.

könnten, und die dichten kriegerischen Schaaren am andern Ufer der Saône bestärkten den Argwohn. Große Freude verbreitete im Gefolge des Königs die falsche Nachricht, daß wie Alexander, so auch Victor nicht erschienen wäre und der König so der Anerkennung desselben enthoben sei. Als der Kaiser hiervon vernahm, sandte er sogleich Boten an den Papst und ließ ihn nach Dôle einladen. Noch in der Nacht des 28. August zeigte er sich dann mit dem Papste an der Brücke bei St. Jean-de-Losne und vereitelte hierdurch die Hoffnungen der Franzosen.

So kam der 29. August, ein für den König, welcher den Vertrag nicht halten konnte und wollte, überaus peinlicher Tag. In der Frühe verließ er Dijon, als ob er auf die Jagd zu gehen beabsichtige, mit einem mäßigen Gefolge und nahm durch Waldungen seinen Weg nach St. Jean-de-Losne. An der Brücke angekommen, sandte er den Erzbischof Jocius von Tours, den Bischof Moriz von Paris und den Abt Wilhelm von Vezelay mit anderen Herren zu den kaiserlichen Gesandten, die hier das Erscheinen und die Befehle des Königs erwarteten und in deren Begleitung sich auch Graf Heinrich befand. Die Gesandten Ludwigs erklärten, daß ihr König erst am Tage zuvor vom Grafen Heinrich die Bedingungen des Vertrags in Erfahrung gebracht habe, daß er nicht unvorbereitet in einer so wichtigen Sache eine Entscheidung treffen könne und deshalb um einen Aufschub der Verhandlungen bitte. Da die kaiserlichen Gesandten den Aufschub zurückwiesen, kehrte der König nach Dijon zurück. Damit schienen die Verhandlungen beendet, ehe sie noch begonnen. Die Cardinäle Alexanders kehrten, nicht ohne Freude über den vereitelten Congreß, nach Kloster Vezelay zurück. Der König besorgte einen unmittelbaren Angriff durch die versammelten deutschen Heeresschaaren und traf Veranstaltungen, um seine Grenzen zu schützen.

Da erschien in der Frühe des anderen Tages Graf Heinrich vor seinem königlichen Schwager in der Pfalz des Herzogs von Burgund zu Dijon und erklärte, daß er, da Ludwig den Vertrag gebrochen, sich eigentlich jetzt in die Gewalt des Kaisers begeben und die Lehen, die er bisher vom König getragen, von jenem empfangen müsse, aber der Kaiser habe auf seine Bitten einen dreiwöchentlichen Aufschub der Verhandlungen unter folgenden Bedingungen gewährt: daß der König unter Stellung von Geiseln sich aufs Neue zu einer Zusammenkunft

an demselben Orte verpflichte, zu dem Congreß Alexander herbeischaffe, dann die Wahlvorgänge untersucht würden und der König sich dem Urtheile rechtschaffener Männer beider Reiche unterwerfe, widrigenfalls er sich selbst als Gefangener dem Kaiser zu Besançon zu stellen habe. Unter dem Einflusse seines Schwagers und in der Verwirrung des Augenblicks versprach Ludwig wirklich Alles, was von ihm verlangt wurde und stellte als Geiseln den Herzog Odo von Burgund, den Grafen Theoderich von Flandern und den Grafen Wilhelm von Nevers. Der von der Noth erzwungene Entschluß des Königs erregte begreiflicher Weise unter seinem Gefolge die größte Bestürzung; alle Anhänger Alexanders ergriff ein panischer Schrecken.

In der That schickte Ludwig sogleich Gesandte an Alexander und forderte ihn auf, eiligst mit den Cardinälen zu kommen, wenn er, der König, nicht in die Hand des Kaisers fallen solle. Jetzt herrschte auch um den Papst vollständige Rathlosigkeit. Boso, der Biograph desselben, sonst seine Standhaftigkeit aller Orten rühmend, gesteht ein, daß er und die Cardinäle ganz den Muth verloren hatten. Denn gingen sie, um sich dem Urtheil der Synode zu unterwerfen, so opferten sie die kirchliche Freiheit auf; blieben sie zurück, so gerieth der König in die Gefangenschaft des Kaisers und sie selbst schutzlos liefen Gefahr Leben und Eigenthum zu verlieren; dazu erfüllte sie die äußerste Furcht vor den Kriegsschaaren, welche den Kaiser umgaben. Aber man entschied sich endlich doch die Ladung zur Synode abzulehnen und König Heinrich, der in der Nähe war, zu ersuchen dem bedrängten König Frankreichs zur Hülfe zu eilen.

Heinrich, der nichts mehr als eine enge Verbindung des Kaisers und Ludwigs fürchtete, zeigte sich, obwohl er seinen Frieden mit dem Letzteren noch nicht gemacht, doch zur Hülfsleistung bereit. Freundlich nahm er die Gesandten Alexanders auf, welche ihn aufforderten, seinen Lehnsherrn in der Noth treue Vasallendienste zu leisten; er vergaß alle Beschwerden, welche er gegen Ludwig hatte, und schickte an ihn Gesandte mit der Botschaft, daß er sein ganzes Land und alle seine Streitkräfte ihm zu Gebote stelle; zugleich forderte er den Papst selbst auf, dem Könige hierfür Bürgschaft zu leisten. Am 17. September meldete der Papst an Ludwig, daß er zu dieser Bürgschaft bereit sei und schon am folgenden Tage mit dem Könige von England eine Zusammenkunft haben werde. Alexander weiß nicht genug die Stand-

haftigkeit König Ludwigs zu rühmen, und wirklich war dieser damals schon fest entschlossen sich unter keiner Bedingung zur Anerkennung Victors zu verstehen. Die Cistercienser, deren Hauptkloster nahe bei Dijon lag, hatten besonders sein Gewissen geschärft, und der Kaiser hat es ihnen gedacht, daß sie in diesem entscheidenden Moment seine Absichten durchkreuzten.

Unter der großen Menschenmenge, die an der Saône versammelt war, trat in dem menschenarmen und nur dürftig angebauten Lande bald Mangel an Lebensmitteln ein, und die Theurung stieg schnell zu erschreckender Höhe. Der Kaiser sah, daß er die Schaaren, die ihn umgaben, nicht lange mehr zusammenhalten könne, aber er wollte die Versammlung, die als ein allgemeines Concil angekündigt war, nicht ohne Verhandlungen über den Gegenstand entlassen, zu welchem er sie berufen hatte. So entschloß er sich, obwohl nur Bischöfe aus den von ihm unmittelbar beherrschten oder doch von ihm abhängigen Reichen zugegen waren, neue Synodalverhandlungen über das Schisma ohne Rücksicht auf die Franzosen zu eröffnen.

Im Anfange des September fanden die Verhandlungen an der Saône statt. Wir sind über dieselben schlecht unterrichtet; die ausführlichsten Nachrichten bietet ein gleichzeitiger dänischer Geschichtsschreiber, der vorzugsweise die für seine Heimat wichtigen Vorgänge und auch diese nicht ohne parteiische Färbung berichtet. Nach seinem Berichte legte Victor zunächst vor der Synode die Rechtmäßigkeit seiner Wahl gegenüber der Rolands dar und hob dann hervor, daß er sich bereitwillig dem Urtheile eines allgemeinen Concils unterzogen habe, während sein Widersacher in seinem Schuldbewußtsein jedem Richterspruch ausweiche; um die Bischöfe zu gewinnen, soll er dann vor ihnen einen neuen Kanon proclamirt haben, wonach Appellationen von der römischen Curie nur dann angenommen werden dürften, wenn die Sache von den Bischöfen selbst nicht entschieden werden könne. Nach Victor soll der Kaiser selbst das Wort genommen und erklärt haben: um das Schisma zu beseitigen, habe er die Könige der verschiedenen Länder zu einer Zusammenkunft eingeladen, denn er habe es für Unrecht gehalten, eine Entscheidung, welche ihnen widerstrebe, zu treffen; sie aber seien nicht erschienen, weil sie selbst zum Schaden des römischen Reichs zu Rom den Bischof einsetzen und in einer Stadt, die ihnen nicht gehöre, Hoheitsrechte üben wollten. Dieser Gedanken führte

nach jenem Bericht Erzbischof Rainald noch weiter aus und klagte über das schwere Unglück, welches die Könige dem Kaiser anthäten; wenn sich der Kaiser beigehen ließe in einer ihrer Städte einen Wahlstreit durch seine Eingriffe zu entscheiden, so würden sie dies ohne Zweifel als eine schwere Rechtsverletzung empfinden, und doch wagten sie Aehnliches jetzt in Rom zu thun. Um Allen verständlich zu werden, soll Rainald seine lateinische Rede in deutscher und französischer Sprache wiederholt und mit derselben großen Beifall mindestens bei den Deutschen geerntet haben.

Wie die Verhandlungen auch gepflogen sein mögen, das Resultat derselben konnte nicht zweifelhaft sein. Die Synode erkannte aufs Neue Victor als den rechtmäßigen Papst an und verwarf die Wahl Alexanders; sie schloß damit, daß die Kerzen angezündet und gelöscht wurden, indem man abermals feierlich das Anathem gegen Roland und seine Anhänger verkündigte.

Es hatte sehr geringe Bedeutung, daß die Beschlüsse von Pavia und Lodi so noch einmal erneuert wurden. Mit wie anderen Hoffnungen hatten der Kaiser und Victor der Versammlung entgegengesehen. Sie und alle Anhänger Victors fanden sich bitter enttäuscht. Man hatte das Ende der Kirchenspaltung erwartet, und das Schisma war nicht nur nicht beseitigt, sondern vielmehr erweitert worden. Auch Erzbischof Hartwich von Bremen, der sich zu der Synode begeben hatte, um alle jene Ehren seiner Kirche zu gewinnen, welche ihm der Kaiser vor vier Jahren in Aussicht gestellt hatte*), brachte nichts als vereitelte Wünsche von der Synode heim. Noch einmal hatte er von der Herstellung der großen Legation Bremens im Norden geträumt, aber weder der Kaiser noch Victor konnten an eine Restitution des Bremer Erzstifts in seine alten Rechte in einem Augenblicke denken, wo ihnen die Ergebenheit Heinrichs des Löwen und König Waldemars vom höchsten Werthe war. Wie wenig Victor gewillt war die Privilegien Bremens in den scandinavischen Gegenden herzustellen, erhellt am deutlichsten daraus, daß er selbst am Tage nach der Synode den erwählten Bischof Livo von Odense weihte.

Die Synode war zugleich Reichstag, und auch wichtige weltliche Geschäfte wurden an der Saônebrücke verhandelt, doch sind wir auch

*) Vergl. S. 135. 136.

über diese nur unvollkommen unterrichtet. König Waldemar leistete hier, wie er es längst versprochen, dem Kaiser die Huldigung; er that es, um sich in seinem Reiche zu sichern, aber es war zugleich eine bedeutsame Handlung für die Ruhe Sachsens und des Wendenlandes. Heinrich der Löwe, der sein Zelt mit dem Dänenkönig theilte, sah es freudig, als dieser seine Kniee vor dem Staufer beugte. Nicht ohne Bedeutung war auch, daß der Kaiser damals Herzog Berthold von Zähringen, mit dem er wegen des seinem Bruder Rudolf entzogenen Mainzer Erzbisthums in Zerwürfniß stand, nach einem Urtheilsspruch der Fürsten die Regalien in Genf entzog und sie dem Bischofe zurückgab; sie gehörten zu jener dürftigen Abfindung, welche Friedrich einst dem Zähringer für große Ansprüche in den burgundischen Ländern gewährt hatte und welche nun noch erheblich verkürzt wurde*). Es ist begreiflich, wenn Berthold, ein waffenlustiger und kriegserfahrener Mann, der so oft sein Schwert für den Kaiser geschwungen hatte und sich übel belohnt sah, auf den Gedanken verfiel, dieses Schwert auch gegen den Kaiser gebrauchen zu können.

Am 7. September stellte der Kaiser die Urkunde für das Bisthum Genf an der Saône-Brücke aus, und bald nachher scheint sich das Lager desselben aufgelöst zu haben. Die meisten Fürsten nahmen den Rückweg über Besançon, wohin sich auch der Kaiser und Victor alsbald begaben.

Inzwischen rückte die Zeit heran, wo König Ludwig sich aufs Neue verpflichtet hatte, mit dem Kaiser an der Saône zusammenzutreffen und zu ihrer Zusammenkunft auch Alexander mitzubringen. Mochte Friedrich von der Weigerung des Papstes sich einzustellen unterrichtet, mochte er überhaupt des Gaukelspiels mit dem Könige müde sein: er fand sich an dem bestimmten Tage nicht an der Saône-Brücke ein, sondern sandte dorthin an seiner Stelle den Erzbischof Rainald mit mehreren Begleitern. Wirklich traf der König, hoch zu Roß, mit großem Gefolge rechtzeitig (19. September) an der Brücke bei St. Jean-de-Losne wieder ein. Obwohl er den Papst nicht mit sich führen konnte und die Sache desselben keinem Richterspruche mehr unterwerfen wollte, hielt er es für ritterlich, sich wenigstens persönlich nicht der Gefahr zu entziehen. Er wollte sein Wort halten, so weit er es vermochte.

*) Vergl. oben S. 100. 269.

Verwundert sah er, daß sich der Kaiser nicht eingestellt hatte, und erklärte dies sogleich für einen Bruch des Vertrags; einen anderen wollte er darin finden, daß man auf der Synode über die Rechtmäßigkeit der Wahl Victors bereits Beschlüsse gefaßt hatte, ohne ihn und seine Bischöfe zu hören. Um den Beweis für seine Beschwerden zu führen, ließ er den Vertrag vorlesen, wie ihm derselbe vom Grafen Heinrich mitgetheilt war. Rainald, der sich auf eine Widerlegung der Beschwerden einlassen wollte, bemerkte: nie habe der Kaiser gesagt, daß er das ihm zustehende Recht bei den römischen Bischofswahlen mit einem Anderen theilen wolle. Es entsprach dies der Ansicht, welche der Kaiser und Rainald selbst schon auf der Synode geltend gemacht hatten. Aber gerade diese Aeußerungen des Erzbischofs waren dem Könige in hohem Maße erwünscht; denn sie boten ihm neuen Anlaß über Vertragsbruch zu klagen, da nach dem Vertrage auch der Kaiser sich dem Urtheile der erwählten Schiedsrichter zu unterwerfen versprochen hatte.

Der König wandte sich frohlockend zu dem Grafen Heinrich, fragte ihn, ob die Uebereinkunft so geschlossen sei, wie er sie ihm mitgetheilt habe, und fügte dann sogleich hinzu: „Wie nun? Der Kaiser ist nicht da, wie du mir zugesagt hast, und sein Gesandter verändert in deiner Gegenwart den Wortlaut des Vertrags.“ Als der Graf dies zugab, befragte ihn der König weiter: „Bin ich danach nicht frei von dem ganzen Vertrage?“ Der Graf soll auch dies bejaht haben; that er es, so hörte er als Höfling, wie die Folge zeigte, nicht die Stimme des Gewissens. Jubelnd rief da der König den Bischöfen und Großen seines Gefolges zu: „Ihr habt jetzt selbst gesehen und gehört, wie ich Alles, was mich anging, freiwillig geleistet habe; saget mir, ob ich noch durch den Vertrag gebunden?“ Als sie antworteten: „Du hast dein Wort gelöst“, wandte er eilig sein Roß und sprengte davon. Rainald und seine Begleiter waren nicht wenig überrascht; sie stürmten dem Könige nach und suchten ihn zu bewegen den Kaiser abzuwarten, der zur Ausführung aller Bestimmungen der Uebereinkunft bereit sei. Aber der König achtete nicht auf ihre Worte, sondern verfolgte mit den Worten: „Ich habe das Meinige gethan“ seinen Weg. Gleich darauf löste er sein Hoflager bei Dijon auf und eilte zu einer Zusammenkunft mit Alexander und dem König von England.

Schon am 18. September, wie Alexander erwartet hatte, war König Heinrich in Déols eingetroffen; er bezeugte ihm durch reiche

Geschenke seine Verehrung und verließ erst nach drei Tagen vertrauten Zusammenlebens mit dem Papste das Kloster. Einige Tage später wandte auch Alexander Déols den Rücken, um sich nach Tours zu begeben. Als er nach Coucy an der Loire kam, wurde er hier von den Königen von Frankreich und England ehrenvoll empfangen; indem der eine zur Rechten, der andere zur Linken den Zügel seines Zelters hielt, geleiteten sie ihn zu dem für ihn vorbereiteten Prachtzelt. Unter der Vermittelung des Papstes wurde dann zwischen den Königen endlich ein fester Friede geschlossen. Es waren die Besorgnisse vor dem Kaiser, welche drei Männer, die in allen ihren Interessen weit auseinander gingen, sich die Hände zu reichen vermochten. Unfraglich war es Alexander, der aus diesem Bunde den größten Vortheil zog. Der bedrängten Lage, in welcher er seit dem Anfange seines Pontificats gelebt hatte, war er entrückt; seine Stellung war gesicherter als je. In dem ganzen westlichen Europa schien seine Autorität jetzt unbestritten, der Schutz mächtiger Fürsten stand ihm zur Seite, und der Bann, den man an der Saône aufs Neue gegen ihn geschleudert hatte, war ein Blitzstrahl, dessen Feuer nicht zündete.

König Ludwig hatte offenbar in den letzten Vorgängen eine überaus schwächliche Rolle gespielt, wie sehr ihm die Lobsprüche auch schmeicheln mochten, welche man seiner Standhaftigkeit zollte. Nur die Hand derer, welche er noch kurz zuvor durch seine launische Politik verletzt hatte, rettete ihn vom Verderben, und mit welchen Beschönigungen er auch den Vertragsbruch rechtfertigen mochte, er lag nicht minder offen zu Tage. Sein eigener Schwager erkannte vor aller Welt an, daß der Vertrag, für den er mit seiner Person gebürgt, von dem Könige nicht gehalten sei. Er begab sich zum Kaiser, erbot sich aus der Hand des Kaisers die Lehen, welche er von der französischen Krone trug, zu empfangen und leistete ihm den Lehnseid; diesen Eid leisteten auch der Herzog von Burgund, die Grafen von Flandern und Nevers. Der Kaiser scheint aber Heinrich bald der Lehnspflicht entlassen zu haben, doch mußte dieser acht seiner Burgen ihm abtreten; in nahen Beziehungen ist Heinrich immer zum Kaiser geblieben. Der Graf von Flandern stand ohnehin im Lehnsverbande zum Reiche; von den Vasallenpflichten des Herzogs von Burgund und des Grafen von Nevers ist später wenig mehr die Rede gewesen; ohne Frage sind sie alle sogleich der Haft entlassen worden.

Welche Vortheile auch dem Kaiser daraus erwachsen mochten, daß er mehrere der mächtigsten französischen Großen in seine Vasallenschaft gebracht hatte, er mußte dennoch die Vorgänge an der Saône als eine schwere Niederlage empfinden. Leicht mochte er den Spott verwinden, daß er, der die Franzosen habe betrügen wollen, nun von diesen betrogen sei. Aber empfindlich war, daß er Alexander hatte vernichten wollen und ihn nun mächtiger sah, als zuvor, daß er König Ludwig fest an sich zu ketten gehofft hatte und statt dessen zu ihm in die persönlichsten Feindseligkeiten gerathen war, die zum Ausbruche eines offenen Kriegs zwischen Frankreich und Deutschland zu führen schienen und damit seine nächsten Pläne in Italien durchkreuzten. Das Glück, welches ihn bisher so hoch erhoben hatte, schien ihn fallen lassen zu wollen; er selbst soll gesagt haben: seit er nach St. Jean-de-Losne gekommen, habe er die Launen der Fortuna kennen gelernt.

König Ludwig hatte schon zu Dijon seine Grenzen zu sichern gesucht; König Heinrich hatte ein Heer zusammengezogen, um seine Lehnspflicht gegen Ludwig zu üben; der Kaiser drohte den Treuebruch der Franzosen mit dem Schwerte zu züchtigen: alle Zeichen wiesen auf Krieg. Es war damals oder wenig später, daß Herzog Berthold von Zähringen sich zu jedem Dienst ohne alle Rücksicht dem Könige von Frankreich erbot. Er schrieb ihm: wenn der Kaiser die furchtbaren Kriegsdrohungen, mit denen er um sich werfe, ausführen sollte, werde er, Berthold, mit allen seinen Freunden und Getreuen, wie mit anderen mächtigen deutschen Fürsten, die ihm theils blutsverwandt, theils durch den Haß gegen den Kaiser verbunden seien, mit Rath und That der Sache des Königs dienen. Zugleich schickte Berthold seinen Bruder Rudolf, den erwählten, aber vom Kaiser zurückgewiesenen Erzbischof von Mainz, an den König und Alexander, damit sich Beide seiner annähmen und wo möglich seine Einsetzung bewirkten, was ihnen Berthold mit seiner ganzen Sippe dankbar zu vergelten versprach.

Ein verheerender Orkan war im Anzug, aber plötzlich brach sich das Unwetter. Hüben und drüben fürchtete man den Krieg, welcher in unabsehbare Verwickelungen führen mußte. So weit ging König Heinrichs Liebe zu Ludwig nicht, daß er seine Barone in das ihnen fremde Gebiet des deutschen Reichs gesendet hätte, und auch Papst Alexander sah nicht ohne Besorgniß auf einen Krieg mit dem Feinde,

dem er in Italien hatte ausweichen müssen. Zu derselben Zeit, wo er König Heinrich für Ludwig gewonnen, schrieb er an Eberhard von Salzburg, ermahnte ihn in der so rühmlich bewährten Treue auszuharren, eine möglichst große Zahl Freunde der gerechten Sache zu gewinnen und, wenn es thunlich sei, dem Kaiser anzuliegen, daß er zur Einheit der Kirche zurückkehre und ihn als den rechtmäßigen Papst anerkenne; er solle Friedrich eröffnen, daß er, der Papst, gern Alles, was jener gegen die Kirche und ihn persönlich gefehlt habe, verzeihen wolle und ihn als den mächtigsten Fürsten zu ehren bereit sei.

Von so versöhnlicher Gesinnung war Friedrich weit entfernt, aber noch viel weniger dachte auch er daran, sich blindlings in einen Krieg gegen die Könige Frankreichs und Englands zu stürzen. Ihn beschäftigten die Angelegenheiten Italiens, zunächst der Krieg gegen Sicilien, den er hatte aufschieben müssen, aber in kürzester Frist aufzunehmen gedachte. Es konnte ihm überdies nicht unbekannt sein, daß er sich auf die Gesinnung mancher Reichsfürsten, wie des alten Welf und Bertholds von Zähringen, bei einem Kriege gegen Frankreich kaum verlassen konnte. Wie wenig er aber auch einen Einfall in Ludwigs Reich plante, gegen einen Angriff von französischer Seite mußte er doch seine eigenen Länder schützen. Ohne Frage hat er zunächst in Burgund, wo er noch bis Ende September verweilte*), Vertheidigungsmaßregeln getroffen; auf solche wird er auch in den oberlothringischen Gegenden, wohin er sich dann wandte, bedacht gewesen sein. Um den 7. Oktober hielt er hier einen Landtag zu Toul. Da die Verwicklungen, in welche ihn die Vorgänge an der Saône-Brücke geführt hatten, ihn zunächst nach Italien zurückzukehren hinderten, sandte er um diese Zeit Rainald von Dassel mit den ausgedehntesten Vollmachten über die Alpen; er selbst wandte sich nach dem Elsaß.

Am 24. Oktober finden wir den Kaiser zu Selz am Rhein, um in eine Fehde einzugreifen, welche den Elsaß mit Schrecken erfüllte. Der Graf Hugo von Dagsburg hatte die Horburg (unweit Kolmar) zerstört, die Besatzung in Gefangenschaft geführt und den Geboten des Kaisers, von den Waffen zu lassen, sich nicht gefügt. Bundesgenossen des Friedbrechers waren der alte Bischof Stephan von Metz, ein vornehmer und kampflustiger Herr, der schon über vierzig Jahre das Bis-

*) Am 24. September stellte er eine Urkunde in der Burg Vesoul aus.

thum bekleidete*), eine Zeit lang Victor anerkannt, sich dann aber auf Alexanders Seite gewendet hatte, und Herzog Berthold von Zähringen, damals einer der erbittertsten Widersacher des Kaisers. Die Sache schien dem Kaiser so ernst, daß er selbst die Waffen gegen Graf Hugo ergriff; er zerstörte Girbaden am Magelbach, eine Feste des Grafen**), und befreite die in Horburg gemachten Gefangenen. Hugo ließ sich wohl auf einen hoffnungslosen Widerstand gegen den Kaiser nicht weiter ein, doch wurde die Ruhe im Elsaß erst nach mehreren Monaten ganz hergestellt.

Im November ging der Kaiser in die schwäbischen Gegenden und hielt hier zuerst einen Landtag in Ulm, dann gegen Ende des Monats einen anderen in Konstanz. Viele Fürsten hatten sich hier am Hofe eingefunden, unter ihnen auch der alte Welf und Heinrich der Löwe. Trotz ihrer nahen Verwandtschaft waren diese beiden mächtigen Fürsten fast immer verschiedene Wege gegangen und standen sich jetzt ferner als je. Welf, dem Kaiser in dem Anfange von dessen Regierung stets zur Seite, war mit ihm theils wegen Beeinträchtigungen in seinen italienischen Lehen, theils wegen seiner unverhohlenen alexandrischen Gesinnung in vielfache Zerwürfnisse gerathen; dagegen hatte sich Heinrich, nachdem er auch Baiern gewonnen, seinem kaiserlichen Vetter immer enger angeschlossen, schien nun *ein* Herz und *eine* Seele mit ihm und stand eifrig auch für Papst Victor ein. Selbst die feindliche Stellung, welche Berthold von Zähringen jetzt zum Kaiser und Victor einnahm, änderte in Heinrichs Beziehungen Nichts, vielmehr that er gerade damals den entscheidenden Schritt, um seine Ehe mit Clementia, Herzog Bertholds Schwester, zu trennen.

Die Ehe hatte vierzehn Jahre bestanden und war lange glücklich gewesen; sogar die Regierungsangelegenheiten Sachsens hatte Heinrich, wenn er das Land verlassen mußte, seiner Gemahlin übertragen. Clementia hatte Heinrich eine Tochter geboren, welche den Namen Gertrud erhielt und später Herzog Friedrich von Schwaben vermählt wurde; aber ihr einziger Sohn war früh gestorben, und der Mangel männlicher Nachkommenschaft mag den Herzog seiner Gemahlin ent-

*) Stephan war aus dem Geschlecht der Grafen von Bar, ein Schwestersohn Papst Calixts II., ein Verwandter König Ludwigs. Vgl. Bd. III. S. 923. Bd. IV. S. 67. 262.

**) Girbaden gehörte später dem Bisthum Straßburg.

frembet haben. Die förmliche Trennung fand am 23. November zu Konstanz statt und schloß einen völligen Bruch Heinrichs mit den Zähringern in sich. Wie einst bei Friedrichs Scheidung mußte auch hier zu nahe Verwandtschaft als Vorwand dienen, um die kirchliche Genehmigung zu gewinnen. Um seine fromme Gesinnung zu bethätigen, schenkte der Herzog damals dem nahen Kloster Petershausen fünf Pfund Silber; die gleiche Summe spendete der Kaiser.

Papst Victor wird jener Trennung keine Schwierigkeiten bereitet haben. Er war dem Kaiser von Burgund nach Deutschland gefolgt, um hier die Huldigung des Klerus zu empfangen. Von Toul hatte er sich nach Trier begeben, wo man einst Eugen III. einen so glänzenden Empfang bereitet hatte*) und wo jetzt Hillin, einer seiner entschiedensten Anhänger, auf dem erzbischöflichen Throne saß. Wir wissen, daß er dort am Tage aller Heiligen (1. November) mit einer Anzahl deutscher und italienischer Bischöfe eine Synode hielt und hier aufs Neue den Bann gegen Roland und seine Anhänger verkündete. Aber der enthusiastischen Aufnahme, welche Alexander in Frankreich gefunden hatte, konnte sich Victor in Deutschland nicht rühmen. Wie einst Eugen III. Auflagen von den deutschen Kirchen erhoben hatte, nahm auch er Unterstützung in Anspruch; nicht minder als Alexander von Schulden bedrückt, mußte er Geld fordern, um seinen Hof zu unterhalten. Am 4. November erließ er von Trier aus ein Schreiben an alle Kirchen im Bamberger Bisthum, um Collecten für den bedrängten apostolischen Stuhl zu sammeln. Aehnliche Hülfsgesuche werden auch nach anderen Diöcesen ergangen sein, doch nur an wenigen Orten werden sie eine freundliche Aufnahme gefunden haben. Als am 30. December 1162 der alte Bischof Stephan von Metz starb und ihm sogleich durch Wahl sein Neffe Dietrich III. im Amte folgte, erschienen Cardinäle Victors mit einem kaiserlichen Gesandten in Metz und verlangten, daß der Erwählte dem kaiserlichen Papste die Obedienz leiste; aber Dietrich verweigerte sie entschlossen, und die Cardinäle mußten beschämt Metz verlassen. Bald darauf wandte Victor, in seinen Hoffnungen getäuscht, Deutschland den Rücken; er kehrte — wahrscheinlich schon im Anfange des Jahres 1163 — nach der Lombardei zurück; er nahm dort meist wieder zu Cremona seinen Wohnsitz.

*) Vgl. Bd. IV. S. 312.

Der Kaiser wird Victors Heimkehr nicht ungern gesehen haben. Ihm mußte Alles daran liegen, den Frieden in den deutschen Ländern zu erhalten, und die Anwesenheit des Papstes drohte Stoff zu neuen Zerwürfnissen zu bieten. Die deutschen Angelegenheiten, die Friedrich lange nicht unmittelbar berührt hatten, waren ihm wieder handgreiflich nahe getreten und nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch.

10.

Die deutschen Verhältnisse in den Jahren 1158—1163.

Heinrichs des Löwen wachsende Macht.

Seit der Eroberung Cremas hatte Heinrich der Löwe keinen Antheil mehr an den Kämpfen des Kaisers in Italien genommen; nur vorübergehend hatte er sich noch einmal im Januar 1161 am Hofe des Kaisers zu Como gezeigt, war aber bald nach Deutschland zurückgekehrt. Unseres Wissens hatte hier der Kaiser trotz seiner langen Abwesenheit keinen Stellvertreter für die Reichsgeschäfte eingesetzt, um so mehr konnte ein Fürst von der Bedeutung und dem Ehrgeiz Heinrichs sich geltend machen. Es schien fast, als ob die Geschicke Deutschlands allein in seiner Hand ruhten, ja als ob der Kaiser sie selbst ihm anheimgestellt habe. —

Wie der Kaiser jenseits der Alpen, war Heinrich diesseits in unausgesetzter Thätigkeit gewesen. Noch immer beschäftigte ihn besonders die Befestigung seiner wendischen Herrschaft, für die er in Lübeck eine neue starke Stütze gewann. Nothgedrungen hatte sich endlich Graf Adolf dazu verstehen müssen, dem Herzog die Burg und den Werder der Stadt zu überlassen (1158). Freudig kehrten nun die Kaufleute von Löwenstadt nach dem alten, ihnen so günstigen Platz zurück; sie bauten ihre Häuser wieder auf, stellten die Kirchen und Mauern der Stadt her, welcher der Herzog ausgedehnte Freiheiten verlieh, wo er Münze und Zollstelle einrichten ließ. Zugleich sandte er Boten an alle Könige und Städte des Nordens, nach Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland und versprach allen Fremden, welche den Hafen Lübecks

besuchen würden, sicheren Verkehr. Auch die Kaufleute von der Insel Gottland lud er ein, wieder nach Lübeck zu kommen, und bestätigte ihnen die Rechte, welche ihnen einst Kaiser Lothar verliehen hatte*). Noch schneller, als früher, kam jetzt die Stadt empor; die Zahl der deutschen Ansiedler wuchs mit jedem Tage, ebenso die Menge der fremden Kaufleute.

Für das Gedeihen Lübecks war es von entscheidender Bedeutung, daß den Raubzügen der Wenden auf der Ostsee endlich ein Ziel gesetzt würde. Hier hatten Herzog Heinrich und der junge Dänenkönig Waldemar ganz das gleiche Interesse, und sie schlossen den engsten Bund zur Unterdrückung des Piratenvolks. Als Raubschiffe wieder auf Seeland landeten, fiel Heinrich zur Vergeltung in das Wendenland ein. Mitten aus diesen Kämpfen wurden der Herzog und Graf Adolf 1159 abberufen, um den Kaiser in der Lombardei zu unterstützen. Da ließ der Herzog den Abodritenfürsten Niklot und die anderen wendischen Häuptlinge kommen und schloß mit ihnen einen Waffenstillstand, in dem sie bis zu seiner Rückkehr die Dänen und Sachsen nicht anzugreifen versprachen; sie gelobten zugleich ihre Schiffe nach Lübeck zu bringen und Heinrichs Beamten zu übergeben. Aber sie brachten nur einige untaugliche Fahrzeuge dorthin; die besseren behielten sie zurück, denn sie waren nicht gewillt den Vertrag zu halten. Besser schützte Graf Adolf sein Land, indem er sich mit dem einfachen Versprechen Niklots begnügte, die Waffen während der Abwesenheit des Grafen ruhen zu lassen.

Kaum hatte der Herzog Sachsen verlassen, so vergaß Niklot, so lange ein ergebener Dienstmann desselben, das ihm gegebene Versprechen. Aufs Neue wurde Dänemark von verheerenden Wendenzügen heimgesucht, die namentlich von den Wagriern und Abodriten ausgingen. Die deutschen Colonisten inmitten dieser Stämme zitterten, daß König Waldemar blutige Vergeltung am Wendenlande üben könnte und auch sie darunter zu leiden haben würden. Aber Bischof Gerold vermochte, theils persönlich, theils durch Boten, den König die Rache, welche er den Wagriern und Abodriten zugedacht hatte, bis zur Rückkehr des Herzogs zu verschieben. Wiederholt suchte Waldemar dagegen die Wenden auf der Insel Rügen und an der gegenüberliegenden

*) Vgl. Bd. IV. S. 98. 99.

Küste heim. Es waren Kriegszüge, bei denen Gewinn und Verlust oftmals wechselten, ein dauernder Vortheil nicht erreicht wurde.

Als der Herzog nach dem Falle Cremas im Sommer 1160 wieder nach Sachsen kam, beschied er die Bewohner der Marken, die deutschen wie die wendischen, zu einem Landtage nach Barförde. Zu derselben Zeit kam nach dem benachbarten Artlenberg der Dänenkönig und beklagte sich bitter bei dem Herzog über den Friedensbruch der Wenden und den ihm zugefügten Schaden. Niklot und die anderen wendischen Häuptlinge fürchteten, daß ihnen Schweres drohe, und wagten nicht vor dem Herzoge zu erscheinen. Da erklärte der Herzog sie in die Acht; zugleich befahl er seinem Kriegsvolke sich zur Heerfahrt in der Erntezeit zu rüsten.

Niklot hoffte Lübeck nehmen zu können, ehe es noch eine genügende Besatzung vom Herzog erhielt. Er schickte deshalb seine Söhne mit einer Schaar dorthin. Sie drangen bis Lübeck vor, aber im entscheidenden Augenblicke rettete die Entschlossenheit eines Priesters, Athelo mit Namen, die Stadt, und der Herzog gewann nun Zeit eine Besatzung in dieselbe zu legen. Er selbst aber brach, begleitet von dem Markgrafen Dietrich von der Lausitz, mit einem großen Heer in das Wendenland ein, wo er alles mit Feuer und Schwert verwüstete. Was er verschonte, zerstörte Niklot selbst. Seine Burgen im Herzen des Abodritenlandes: Ilow, Meklenburg, Schwerin und Dobin*) steckte er, damit sie nicht in die Hände der Deutschen fielen, in Brand und zog sich in die östlichen Theile seines Landes zurück; hier in der Burg Werle an der Warnow setzte er sich fest. Täglich sandte er von hier Kundschafter aus, um die Stellung des Feindes, der noch bei Meklenburg stand, zu erspähen; nicht selten kam es dabei zum Handgemenge zwischen diesen Kundschaftern und Leuten Heinrichs, die sich zu weit vom Heere entfernten.

Eines Tages zogen Niklots Söhne, Pribislaw und Wertislaw, auf Kundschaft aus; sie stießen dabei auf einige deutsche Troßknechte und machten sie nieder. Aber sofort stürmten deutsche Ritter heran und nahmen mehrere Wenden gefangen, welche Herzog Heinrich ungesäumt aufknüpfen ließ. Beschämt über ihren Verlust kehrten die Söhne zum

*) Ilow nordöstlich von Wismar, Meklenburg südlich von Wismar, Dobin am Nordende des Schweriner Sees.

Vater zurück; er aber suchte ihre Niederlage sogleich zu rächen. Mit einer erlesenen Schaar seiner Leute zog er in die Nähe des deutschen Lagers und legte sich hier in einen Hinterhalt. Zahlreiche Troßknechte, die Futter zu holen schienen, kamen ihm hier nach kurzer Zeit zu Gesicht; er ahnte nicht, daß in ihrer Mitte eine Anzahl Ritter waren, die ihre Panzer unter weiten Mänteln versteckten. Unbesorgt warf er sich auf einem schnellen Rosse den Deutschen entgegen, stürzte mitten in ihre Reihen und richtete seine Lanze gegen den nächsten Mann, auf den er stieß. Der Zufall wollte, daß es einer der Ritter war. Erst als die Lanze vom Harnisch abprallte, wurde Niklot inne, daß er es nicht mit Troßbuben allein zu thun hatte. Er wollte sich zu den Seinen zurückziehen, aber schon hatten ihn die Deutschen umzingelt und bald empfing er von ihnen den Todesstoß. Keiner von den Abodriten konnte dem Fürsten zur Hülfe eilen. Der Leiche schlug man den Kopf ab und brachte diesen in das deutsche Lager.

So ging Niklot unter, der bald als Feind, bald als Freund der Deutschen eine bemerkenswerthe Stellung im Wendenlande inne gehabt hatte. Bei der Nachricht vom Tode des Vaters steckten Pribislaw und Wertislaw auch Werle in Brand und flüchteten sich in die benachbarten Wälder; ihre Leute gingen meist an die See und vermehrten die Schaaren der wendischen Piraten. Als die Deutschen dann ungehindert bis zur Warnow vordrangen, traf der Herzog hier mit dem Dänenkönig zusammen. Denn dieser war inzwischen mit einer dänischen Flotte an der wendischen Küste erschienen und in die Mündung der Warnow eingelaufen. Sie freuten sich des gewonnenen Sieges und erneuerten ihren Bund. Als Waldemar mit seiner Flotte zurückkehrte, machte er noch einen Streifzug an der Küste von Rügen. Die Ranen waren so eingeschüchtert, daß sie sich dem Dänen zu unterwerfen und ihm Geiseln für ihre Treue zu stellen versprachen.

Heinrichs Sieg im Abodritenlande war vollständig, und er ergriff sogleich Maßregeln, um die deutsche Herrschaft hier dauernd zu sichern. Er ließ Schwerin herstellen, legte eine Besatzung hinein und übergab die Burg dem tapferen Gunzelin von Hagen, einem Manne von freier, edler Geburt; auch Ilow übertrug er Gunzelin, den er zugleich zu seinem Statthalter im ganzen Abodritenlande bestellte. Die Burg Kuscin erhielt der Braunschweiger Vogt Ludolf, ein Ministeriale des Herzogs, ein anderer Ministeriale desselben, Ludolf von Peine, empfing

die Burg Malchow, Heinrich von Scaten, ein Mann freien Standes, die Meklenburg. Deutsche Ritter nahmen so ihren Sitz in Niklots Festen. Schon schien auch Niklots Söhnen jeder weitere Widerstand vergeblich; sie unterwarfen sich dem Herzoge und wurden von ihm zu Gnaden angenommen, ja er gab ihnen sogar die Burg Werle mit dem umliegenden Lande der Kissiner und Zirzipaner zurück, welches ihr Vater sich erst vor etwa zehn Jahren mit den Waffen unterworfen hatte*).

Jetzt war auch die Stunde gekommen, wo eine völlige Herstellung der christlichen Kirche im Wendenlande möglich schien. Der alte Streit des Herzogs mit dem Erzbischofe war auf dem Concil von Pavia beigelegt worden. Dem Erzbischofe waren seine geistlichen Rechte über seine Suffragane im Wendenlande von Papst Victor gesichert worden, aber ohne Zweifel hatte er selbst und der Papst dabei eingewilligt, daß die Ertheilung mit den Regalien dem Herzog verbliebe, wie sie ihm der Kaiser als Lohn für seine treuen Dienste vor Crema aufs Neue bestätigt hatte. Was früher wenig mehr als ein kaiserliches Versprechen gewesen war**), konnte Heinrich jetzt als sein volles Recht in Anspruch nehmen. Durch ihn konnte jetzt Bischof Berno, der so lange fern von seinem Sprengel umhergeirrt war, in denselben einziehen; auch sein Bisthum erhielt jetzt 300 Hufen, wie früher Oldenburg und Ratzeburg angewiesen. Nachdem so auch dem dritten wendischen Bisthum ein fester Bestand gesichert schien, berief der Herzog die Bischöfe von Oldenburg, Ratzeburg und Meklenburg zu sich, damit sie von ihm mit den Regalien belehnt würden (1160).

So schwer den Bischöfen die Huldigung wurde, sie leisteten sie doch dem Herzoge, um den ihnen befohlenen Kirchen nicht zu schaden. Der Herzog stellte ihnen dann Privilegien über die Besitzungen, die Einkünfte und die Rechte ihrer Kirchen aus. Er bestimmte, daß die Slawen, welche noch im Lande der Wagrier, Polaber, Abodriten und Kissiner saßen, gleiche Abgaben den Bischöfen zu leisten hätten, wie die Polen und Pommern, nämlich von jedem Tagewerk drei Scheffel Weizen und 12 Pfennige in Geld. Zugleich mehrten sich die Zehnten, welche die Bischöfe von den Deutschen erhoben. Denn massenweise strömten diese jetzt in das weite Wendenland, welches den Getreide-

*) Vgl. Bd. IV. S. 307.
**) Vgl. oben S. 36.

bau lohnte, fruchtbare Wiesen, Fülle an Fleisch, Fischen und anderen Lebensmitteln bot. Zahlreiche Colonisten aus Flandern hatte Heinrich von Scaten sogleich in Meklenburg und der Umgegend angesiedelt; in das Ratzeburger Land hatte Graf Heinrich vorzugsweise Westfalen berufen, und die neuen Ansiedler bauten hier Kirchen und zahlten willig die Zehnten. Ueber Wagrien ergossen sich immer weiter die Holsaten. Auch sie waren willig zum Kirchenbau und anderen christlichen Werken, aber saumselig im Entrichten der Zehnten; denn sie meinten nur zu jenen sechs kleinen Metzen vom Tagwerk verpflichtet zu sein, die in ihren alten Sitzen, die zum Hamburger Sprengel gehört hatten, von ihnen und ihren Vätern gefordert waren.

Um das Emporkommen seines Bisthums war Bischof Gerold von Oldenburg eifrigst bemüht. Für dasselbe schien ihm die Verlegung desselben nach Lübeck von größter Wichtigkeit; denn Lübeck war volkreicher, besser befestigt und in jeder Beziehung günstiger gelegen. Auch Herzog Heinrich sah in der Verlegung einen Vortheil für die von ihm gepflegte Stadt und traf alsbald mit dem Bischofe in derselben zusammen, um an Ort und Stelle die nothwendigen Anordnungen zu treffen. Heinrich bezeichnete die Stelle, wo der Dom stehen sollte, wo die Wohnungen für die Domherren, deren Zahl auf zwölf bestimmt wurde, zu denen dann noch der Propst als der dreizehnte kam; als der erste Propst von Lübeck wurde jener Athelo eingesetzt, welcher die Stadt kürzlich vor so großem Unheil bewahrt hatte. Zum Unterhalt der Domherren trat der Bischof einen Theil der Zehnten und des Wendenzinses ab. Graf Adolf gab drei Dörfer bei Lübeck, welche er von dem Herzoge zu Lehen trug, diesem zurück, damit dieser sie dem Domstift übertrage; der Herzog selbst bestimmte überdies zwei Mark Lübecker Münze aus dem Ertrage des ihm vom Kaiser verliehenen Zolles für jeden Domherrn*) und ertheilte dem Stifte noch andere Vergünstigungen. So wurde etwa zwölf Jahre, nachdem Erzbischof Hartwich dem Namen nach das Bisthum Oldenburg hergestellt hatte, dasselbe nach Lübeck verlegt, wo es erst einen festen Bestand gewann.**)

---

*) Im Jahre 1162 gab der Herzog auch dem Propste und den Domherren zu Ratzeburg einen gleichen Betrag aus dem Lübecker Zolle.

**) Vergl. Bd. IV. S. 306. Die Verlegung fällt in das Ende des Jahres 1160 oder in das folgende Jahr.

Gerold, der sich fortan Bischof von Lübeck nannte, war über die geringen Zehnten der Holsaten, die sich in seiner Diöcese, besonders um die Trave und um Bornhöved, angesiedelt hatten, sehr ungehalten und ging deshalb mit dem Grafen Adolf zu Rath, wie man diese halsstarrigen Leute zu ihren kirchlichen Pflichten anhalten könne. Auf den Rath des Grafen entschloß er sich an die Gemeinde in Bornhöved, wo Markrad wohnte, der als der Aeltermann oder Oberbote der Holsaten die erste Stellung nach dem Herzoge einnahm, einen Mahnbrief zu richten. Aber das Schreiben steigerte nur die Hartnäckigkeit der Holsaten; sie erklärten, sie würden sich nie unter das knechtische Joch beugen, welches die Bischöfe fast der ganzen Christenheit auferlegt hätten; überdies kämen die Zehnten doch meist nicht der Kirche zu gut, sondern dienten die Seckel der weltlichen Herren zu füllen. Solche Reden hinterbrachte der Bischof dem Herzoge, und dieser befahl den Holsaten in Wagrien unweigerlich fortan den vollen Zehnten zu zahlen, indem er ihnen, wenn sie Schwierigkeiten machten, mit seiner Ungnade drohte. Trotzig erwiederten darauf die Holsaten: sie würden niemals andere Zehnten geben als ihre Väter, lieber würden sie ihre Häuser in Brand stecken und aus dem Lande ziehen, als sich solche Knechtung gefallen lassen. Man wollte damals wissen, sie hätten sich verschworen den Bischof, den Grafen und alle Colonisten, welche den vollen Zehnten bezahlten, zu erschlagen, dann das ganze Land mit Feuer zu verwüsten und sich nach Dänemark zu flüchten. Der Herzog war nicht ohne Besorgniß und hielt es deshalb für nöthig, einen Vertrag mit dem Dänenkönig zu schließen, in welchem sich jeder von Beiden verpflichtete Ueberläufer aus dem Gebiete des Anderen unter keiner Bedingung aufzunehmen. Endlich gingen die Holsaten dann doch auf Verhandlungen ein. In Gegenwart des Herzogs und des Bischofs verpflichteten sie sich von jeder Hufe 6 Himten Weizen und 8 Himten Hafer zu geben. Damit die Zehnten nicht in Zukunft gesteigert würden, verlangten sie erst, daß der Vertrag ihnen vom Herzog und Bischofe verbrieft werden solle. Als aber die Notare die herkömmliche Taxe von einer Mark Gold für die Urkunde verlangten, standen sie von ihrem Verlangen ab.

Indessen war noch immer Waffengetümmel im Wendenlande. Im Anfange des Jahres 1162 erschien König Waldemar wieder mit einer Flotte an der wendischen Küste. Sein Angriff war besonders gegen Wolgast gerichtet, und die Ranen leisteten ihm Heeresfolge. Die Wol-

gaster mußten sich ihm unterwerfen, die Seeräuber aus den Mündungen der Peene entfernen und Geiseln für ihre Treue stellen. Sichtlich beabsichtigte er seine Herrschaft über Rügen und die Länder an den Odermündungen auszudehnen, und als er zu St. Jean-de-Losne dem Kaiser huldigte, soll dieser auch slawisches Land ihm als Lehen versprochen haben.

Es war sicher nicht Herzog Heinrichs Wille, in so freundlichen Beziehungen er damals zu dem Dänen stand, das Wendenland mit ihm zu theilen. Doch bedurfte er noch seines Beistandes; denn bald mußte er selbst wieder zum Schutz des Abodritenlandes die Waffen nehmen. Den Söhnen Niklots wurde es in dem Reste der väterlichen Herrschaft, den ihnen der Herzog gelassen, zu enge; sie schürten und schürten den Aufstand gegen die eingedrungenen Deutschen. Sobald Gunzelin dies vernahm, sandte er Botschaft an den Herzog, und dieser kam im Anfange des Jahres 1163 mitten im Winter mit einem starken Heere über die Elbe. Unverzüglich sandte er Gunzelin mit einer Schaar tapferer Ritter nach Werle voraus, um die Söhne Niklots hier festzuhalten, bis er mit seiner ganzen Macht anrücke und sie vernichte. Gunzelin eilte voran und umschloß Werle, wo sich Wertislaw und eine große Menge wendischen Volkes befanden, während Pribislaw mit einigen Reitern in den nahen Wäldern sich verborgen hatte, um den Deutschen vom Hinterhalte aus, wo sich immer Gelegenheit böte, Schaden zuzufügen. Bald lag auch Heinrich mit seinem Heere vor Werle und begann die regelmäßige Belagerung der Feste. Er wandte hier die Künste an, die er vor Crema gelernt hatte. Ein starker Mauerbrecher wurde gebaut, ingleichen ein hoher Thurm, von dem man mit Pfeilen die auf den Mauerzinnen kämpfenden Wenden überschüttete. Nach kurzer Zeit wagte sich Niemand mehr auf die Mauern; Wertislaw selbst lag schwer verwundet darnieder.

Eines Tages wurde dem Herzog gemeldet, daß sich Pribislaw unweit des Lagers sehen lasse. Graf Adolf zog auf des Herzogs Befehl sogleich mit einer auserlesenen Schaar gegen ihn aus, konnte aber, durch einen den Wenden ergebenen Führer auf falsche Fährte geleitet, seiner nicht habhaft werden. Dagegen stieß eine Schaar von Holsaten, die starrköpfig gegen das ausdrückliche Gebot des Heinrichs zum Futterholen das Lager verlassen hatte, auf Pribislaw und wurde von ihm angegriffen, etwa hundert von ihnen wurden erschlagen, die anderen

flohen in das Lager zurück. Der Herzog, über diesen Verlust aufgebracht, bedrängte noch heftiger die Burg, deren Mauer unter den Stößen des mächtigen Werks bald zu wanken begann. Wertislaw sah seinen Untergang vor Augen; er erbat freies Geleit, um mit den Deutschen zu verhandeln. Das Geleit wurde ihm gewährt, er kam in das deutsche Lager und verhandelte hier zuerst mit Graf Adolf, der ihm dringend rieth sich dem siegreichen Herzog zu unterwerfen. Wertislaw erklärte sich dazu bereit, wenn man ihm und seinen Freunden nicht an Leib und Leben ginge. Der Herzog willigte darein, verlangte jedoch, daß dann auch Pribislaw die Waffen niederlegen müsse.

Wertislaw blieb keine Wahl mehr. Er und alle vornehmen Abodriten seines Gefolges kamen, die Schwerter am Halse tragend, in das Lager des Herzogs und warfen sich ihm zu Füßen. Wie ein Jahr zuvor die Consuln Mailands sich vor dem Kaiser gedemüthigt hatten, so jetzt die Häuptlinge der Abodriten vor dem Herzog. Er nahm sie gnädig auf, befahl sie aber in Haft zu halten, bis auch Pribislaw die Waffen gestreckt habe. Werle war jetzt in seinen Händen, und er ließ die dänischen Gefangenen in der Burg sogleich in Freiheit setzen. Die Burg selbst wurde erhalten, auch das niedere Kriegsvolk in derselben belassen, über beide setzte der Herzog einen Bruder Niklots, Lubomar mit Namen, einen älteren, ihm ganz ergebenen Mann, dem zugleich die Umgegend untergeben wurde. Wertislaw mußte Heinrich nach Braunschweig folgen, der ihn hier in Ketten legen ließ; die anderen vornehmen Abodriten wurden an verschiedenen Orten in Haft gehalten.

Die letzte Kraft der Abodriten schien gebrochen; „sie erkannten," wie Helmold sagt, „daß der Löwe, mächtig unter den Thieren, vor Keinem zurückweicht." *) Auch Pribislaw, der seinen Bruder aus dem Kerker zu befreien wünschte, begann Friedensverhandlungen mit dem Herzog. Als Heinrich Geiseln für die Versprechungen des Abodriten verlangte, sagte der Letztere nicht mit Unrecht: Heinrich habe der Geiseln ohnehin genug in Händen. Bei dem auf beiden Seiten herrschenden Mißtrauen kam es zu keinem Frieden, aber vom März 1163 bis zum Anfange des Februars nächsten Jahres ruhten die Waffen. Die Burgen Malchow, Kuscin, Schwerin, Ilow und Meklenburg blieben unangefochten in der Gewalt der Deutschen. Man ahnte dort kaum, daß bald ein neuer furchtbarer Wendensturm losbrechen werde. So ruhmreich erschien Heinrichs

*) Sprüche Salomonis 30, 30.

Sieg über die Abodriten, daß er ihn selbst der Bezwingung Mailands durch den Kaiser an die Seite stellte.

Inzwischen hatte Bischof Gerold eifrig die Kirchenbauten in Lübeck betrieben. Der Dom und das Chorherrenstift, schlichte Holzbauten, waren hergestellt, und im Juli 1163 konnte er in Gegenwart des Herzogs, des Erzbischofs Hartwich und des Grafen Adolf den Dom zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria und des heiligen Nicolaus einweihen. Es war ein großes Fest für den Bischof und den Herzog. Den Glanz desselben vermehrte noch, daß sich eine Gesandtschaft der heidnischen Ranen einstellte, welche aus Besorgniß vor der Dänenherrschaft dem Herzog die Unterwerfung ihrer Insel anboten. Damit eröffneten sich ihm Aussichten auf eine neue wichtige Erwerbung, zugleich aber auf Zerwürfnisse mit dem Dänenkönige, seinem Bundesfreunde.

Gerold ging, als er die Lübecker Kirche weihte, schon seinem Ende entgegen. Am 15. August starb er zu Buzoe; seine Leiche wurde nach Lübeck gebracht und in dem von ihm errichteten Dome beigesetzt. Sein Nachfolger im Bisthume wurde sein leiblicher Bruder Konrad, bisher Abt des Klosters Riddagshausen (Februar 1164). Er war nicht ein Mann nach dem Herzen des Erzbischofs und der Lübecker Domherren, aber der Herzog verlangte Konrads Wahl und Weihe, und dem Willen des Herzogs wagte sich Niemand zu widersetzen.

Ununterbrochen nahmen die Angelegenheiten des Wendenlandes den Herzog in Anspruch, doch hinderte dies ihn nicht zugleich mit voller Energie in alle Angelegenheiten des Reichs einzugreifen; vor Allem machte sich in Sachsen und Baiern seine herzogliche Gewalt einem Jeden fühlbar.

Dem Herzogthum in Sachsen gab Heinrich eine Bedeutung, welche es nie zuvor besessen hatte. Indem er mit starker Hand den Landfrieden in Westfalen aufrecht erhielt, wo er früher so vielfach gefährdet war, machte er sich dort ebenso geachtet als gefürchtet. Selbst die Bischöfe Westfalens unterwarfen sich seinem Gebot, und Rainald von Köln war nicht ohne Besorgniß, daß Heinrich auch in die zu seinem Sprengel gehörigen Theile des westfälischen Landes eingreifen könne. Eine gleich durchschlagende Macht konnte Heinrich in den östlichen Theilen Sachsens nie erreichen; denn hier gab es mächtige Fürsten, die jeden seiner Schritte eifersüchtig überwachten. Mochte es ihm gelungen sein, Hartwich von Bremen an Gefügigkeit zu gewöhnen, aus Halberstadt den

ihm feindseligen Bischof Udalrich zu entfernen und in Gero ein williges Werkzeug dort an das Regiment zu bringen, mochte er in diesen Gegenden einen unermeßlichen Besitz zusammenhäufen und über große Schaaren ritterlicher Leute gebieten: so weit reichten seine Kräfte doch nicht, daß er Fürsten, wie Albrecht den Bären, die Wettiner Markgrafen und Erzbischof Wichmann von Magdeburg, aus ihrer unmittelbaren Stellung zu Kaiser und Reich hätte verdrängen können.

Eine achtunggebietende Macht stand vor Allem in Markgraf Albrecht dem Herzog gegenüber. Von jeher war Albrecht der Feind der Welfen in Sachsen gewesen, die ihm das Herzogthum entzogen hatten, und auch mit diesem Heinrich hatte er manchen Strauß auszufechten gehabt, an den er nur mit Erbitterung gedachte. Wenn sie auch zeitweise sich die Hände gereicht, im Herzen waren und blieben sie unversöhnliche Gegner. So heißblütig Albrecht in seiner Jugend gewesen war, das Leben hatte ihn gelehrt seine Kräfte zu ermessen und zu sammeln. Kecken Wagnissen war sein Sinn jetzt abgewandt, doch um so mehr darauf gerichtet, seine Macht zu befestigen.

Albrechts Herrschaft war nicht so ausgedehnt, als die Heinrichs, aber sie war in sich geschlossener, übersichtlicher, leichter zu verwalten. Sie lag fast ganz auf altwendischem Boden, aber ein Theil war schon früher von den Deutschen colonisirt, und gerade zu derselben Zeit, wo sich der Strom deutscher Colonien über das Abodritenland ergoß, kamen große Schaaren von Holländern, Seeländern und Flämingern auch in Albrechts Marken. Er selbst hatte sie, bald nach seiner Rückkehr vom gelobten Lande (1159), zu sich gerufen, um die nur spärlich bevölkerten Gegenden besser anbauen zu können. Auf beiden Seiten der Elbe siedelte er sie an, gab ihnen Aecker, sorgte für den Bau von Dörfern und ertheilte ihnen Freiheiten, bei denen ihr Wohlstand sich zu heben vermochte. Sie erschienen nicht als die Feinde der Wenden, um diese aus ihrem Lande zu verjagen, sondern bauten sich friedlich neben ihnen an, so daß der nationale Gegensatz minder scharf hervortrat. Bei allen seinen Maßregeln erwies sich Albrecht als ein Freund der Kirche und wurde deshalb von ihr kräftig unterstützt. Er stand Erzbischof Wichmann nahe, der in ähnlicher Weise seine slawischen Länder mit deutschen Colonisten besetzte. Neue Bisthümer hat Albrecht im Wendenlande nicht begründet, aber, wie er früher schon für den Bischof von Havelberg gesorgt, so ebnete er jetzt dem Bischof von Brandenburg die Wege, daß er nach

Jahrhunderten wieder nach seinem Sitz zurückkehren und ein Domstift in Brandenburg hergestellt werden konnte.*) Die Herrschaft des Ballenstedters ruht auf so festem Grunde, als er in jener Zeit nur gelegt zu werden vermochte, und auch für die Zukunft derselben war gesorgt. Den alternden Markgrafen umgab eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft, die beiden ältesten Söhne standen bereits in vollen Mannesjahren und waren mit der selbstständigen Verwaltung einzelner Landestheile betraut, zwei andere waren für den Dienst der Kirche vom Vater bestimmt worden. Mit den Wettinern, mit den Herrschern von Böhmen und Polen stand Albrecht in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen.

So lange Männer wie Albrecht lebten, waren Heinrichs Macht in Sachsen, wie weit sie sich ausdehnen mochte, doch feste Schranken gezogen. Anders stand es in Baiern, wo schon Heinrichs Vorfahren das Herzogthum auf eine Machthöhe gebracht hatte, die es in keinem andern Lande erreichen konnte. Wenn auch in den Wirren der Babenbergischen Zeit die herzogliche Autorität herabgedrückt war, Heinrich war ganz der Mann, sie wieder zu voller Geltung zu bringen. Wie wenig er sich, wo er ein herzogliches Recht meinte üben zu können, wohlbegründete Ansprüche auch der angesehensten Bischöfe anzutasten scheute, haben wir bereits an dem Beispiel Ottos von Freising gesehen. In noch schlimmere Verwickelungen gerieth mit dem Herzog der Bischof Hartwich II. von Regensburg, ein Ortenburger. Im Jahre 1161 besetzte der Herzog eine bischöfliche Burg, vielleicht Donaustauf; wir wissen nicht, unter welchem Vorwande. Der Bischof war unvorsichtig genug, sich in einen Kampf mit dem Herzog einzulassen; schwer hatte er es zu büßen und mit ihm die Regensburger, die wenigstens zum Theil für ihn die Waffen ergriffen hatten. Das Regensburger Land wurde arg verwüstet; viele Regensburger fielen in die Hände des Herzogs. Nur der Vermittelung einer so einflußreichen Persönlichkeit, wie Eberhards von Salzburg, hatte man es zu danken, wenn das Leben der Gefangenen geschont und die Stadt vom Herzog wieder zu Gnaden angenommen wurde. Unfraglich wurde Heinrichs Herzogthum in Baiern als eine drückende Last empfunden, aber das Land hatte ihm zu danken, daß die Ruhe im Inneren hergestellt wurde. Die Aufrechterhaltung des Landfriedens behielt Heinrich hier stets im Auge; als er im Sommer 1163 sich aus Sachsen nach Baiern begab, geschah es, um die Fried-

*) Vergl. Bd. IV, S. 308.

brecher zur Ruhe zu zwingen und den Beschädigten zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Das Bild des Herzogs, wie er zu jener Zeit war, hat uns ein Italiener, der ihn kannte, mit deutlichen Zügen gezeichnet. „Heinrich, der Sachsenherzog," sagt er, „war nur von mäßiger Statur, aber wohlgebaut und von ungewöhnlicher Körperkraft, sein Gesicht war voll, die Augen groß und dunkel, auch die Haare fast schwarz; er war hochstrebend, reich an Schätzen und Macht, von der vornehmsten Geburt, der Sohn einer Tochter Kaiser Lothars." Ein deutscher Zeitgenosse spricht von Heinrich in folgender Weise: „Die Macht des Herzogs überstieg die Aller, die vor ihm waren, und er wurde ein Fürst der Fürsten des Landes. Er beugte die Nacken der Rebellen und brach ihre Burgen. Die Landstreicher rottete er aus, schaffte Frieden im Lande, baute die stärksten Festen und raffte ein ungeheures Vermögen zusammen, denn zu der Erbschaft von seinen Vorfahren gewann er noch die Besitzungen vieler anderer Fürsten."

Ein junger Fürst — Heinrich stand damals in der Mitte der dreißiger Jahre — mit einer Energie ohne Gleichen, von grenzenlosem Ehrgeiz, mit Machtmitteln ausgerüstet, wie sie noch nie einem Herzog zu Gebot gestanden hatten, ein Fürst, der in jedem Titel eine Summe unbegrenzter Befugnisse, in jedem Anspruch ein unbestreitbares Recht sah, der Alles erreichen wollte und, von der kaiserlichen Gunst getragen, Alles erreichen zu können schien, hätte den Widerstand seiner Standesgenossen selbst dann erregen müssen, wenn auch die bedeutendsten unter ihnen nicht bereits vielfach von ihm beeinträchtigt worden wären und sich nicht immer von Neuem durch ihn bedroht gesehen hätten. Aber längst hatte er sich Feinde über Feinde gemacht, und es war nicht zu verwundern, wenn sie auf seinen Sturz sannen. Sie warteten nur auf die günstige Stunde, um sich zu seinem Verderben die Hände zu reichen. Gerade damals, als der Kaiser nach Deutschland kam, schien diese Stunde gekommen. Es bildete sich eine Verschwörung gegen den Herzog, welche ihn mit der größten Gefahr bedrohte.

Die Veranlassung scheint die Erbschaft des am 19. Mai 1162 verstorbenen Pfalzgrafen Friedrich von Sommerschenburg gegeben zu haben. Mit dieses Friedrichs Sohn, dem Pfalzgrafen Adalbert, welcher dem Kaiser in Italien getreue Dienste geleistet hatte, gerieth der Herzog in Streitigkeiten, doch nahmen sich die angesehensten Fürsten der Sache

Adalberts an; Albrecht der Bär, der Landgraf Ludwig von Thüringen, des Kaisers Schwager, und Bischof Udo II. von Naumburg, der im Jahre 1161 Berthold in diesem Bisthum gefolgt war und sich bereits um den Kaiser in Italien Verdienste erworben hatte, traten mit dem Pfalzgrafen in Verbindung. Es bildete sich eine Verschwörung gegen Heinrich den Löwen, welcher auch der Böhmenkönig, der Herzog Heinrich von Oesterreich, der Markgraf Ottokar von Steiermark und selbst der alte Welf nicht fern standen. Wenn alle diese Fürsten sich fest die Hände reichten, war die Stellung des Herzogs nicht nur in Sachsen, sondern auch in seinem bairischen Herzogthum ernstlich gefährdet. In der That hätte Heinrich der Löwe trotz der colossalen Macht, die er gewonnen hatte, am Rande des Abgrunds gestanden, wenn er nicht des kaiserlichen Schutzes sicher gewesen wäre; zu guter Stunde für ihn war der Kaiser nach Deutschland gekommen.

Die Mainzer Revolution.

Während sich das weltliche Fürstenthum in Heinrich dem Löwen zu einer früher nie erreichten Höhe aufschwang, war das erste geistliche Fürstenthum des deutschen Reichs ungeachtet aller auf dasselbe gehäuften Ehren fast zu völliger Ohnmacht herabgesunken. Der Bischofsstuhl des heiligen Bonifacius war in der schmählichsten Weise entweiht worden. Das goldene Mainz, welches noch immer als die Hauptstadt des Reiches galt, hatte seinen Glanz verloren.

Wir wissen, wie Arnold von Selenhofen, dem es einst als kaiserlichem Kanzler an Macht und Ansehen nicht gefehlt hatte, zu seinem Unglück zum Mainzer Erzbischof erhoben war. Mit dem besten Willen, durchgreifende Reformen in dem heruntergekommenen Erzstift einzuführen, trat er sein Amt an, aber er griff die Sache mehr mit Hast als Klugheit an. So gerieth er aus Verwickelungen in Verwickelungen, aus Widerwärtigkeiten in Widerwärtigkeiten, in denen er kaum durch die Gunst des Kaisers sich behaupten konnte*). Diese Gunst sich mindestens zu erhalten, wandte er alle seine Kräfte auf. Deshalb hatte er auch im Jahre 1158 bedeutende Rüstungen zum Kriege gegen Mailand gemacht, welche ihm, dem schon hinreichend verhaßten Herrn, neue

*) Vergl. oben S. 28. 29. 75. 79. 134.

Anfeindungen unter den Ministerialen des Erzstifts, wie unter der anderen Bevölkerung der Stadt zuzogen. Diese Rüstungen waren die nächste Veranlassung zu dem traurigen Ende Arnolds und den langwierigen Wirren, in welchen das Erzstift eine große Einbuße an Macht und Ansehen erlitt.

Arnold hatte von den Ministerialen und Burgmannen in Mainz, welche an dem Zuge nicht theilnahmen, nach altem Brauche diesmal eine Kriegssteuer verlangt, obwohl er früher von einer solchen Abstand genommen hatte. Seine Forderung stieß deshalb auf entschiedene Opposition, namentlich berief sich einer der Ministerialen, Arnold der Rothe, ihr gegenüber auf das Privilegium Erzbischof Adalberts I., wonach der Erzbischof keine Steuern in der Stadt erheben dürfe.*) Da die Zeit des Aufbruchs des kaiserlichen Heeres nahe war, verschob Arnold die Sache weiter zu verfolgen, erhob aber vor Mailand bei dem Kaiser und den Fürsten über die ihm verweigerte Kriegssteuer Klage. Leicht erwirkte er einen Spruch, wonach die Säumigen, bis sie die Steuer zahlten, ihrer Lehen verlustig gehen und überdies eine Buße entrichten sollten.

Aber bald kamen die übelsten Nachrichten von Mainz an den Erzbischof. Der dort von ihm eingesetzte Stellvertreter, Propst Burchard von St. Peter **), mißbrauchte die ihm übertragene Gewalt. Er waltete mit seinen Neffen Meingot und Embricho, den Söhnen jenes älteren Meingots, der einst dem Erzbischofe ein schlimmes Spiel bereitet hatte, in der willkürlichsten Weise. Unter solchen Umständen hielt es der Erzbischof für gerathen, nach Mainz zurückzueilen. Er fand die Stadt gegen ihn in vollem Aufstand; die Leiter der Empörung waren der Propst Burchard, der Dompropst Hartmann, der Abt Gottfried vom Jakobskloster, die Söhne Meingots, der Ministeriale Arnold der Rothe und Herr Werner von Bolanden. Der Erzbischof mußte den Eingang in die Stadt erst mit Gewalt erzwingen. Er verfuhr gegen die Aufständigen im Ganzen mit Milde, doch wurden einige derselben aus der Stadt verwiesen, unter ihnen auch der Propst Burchard, der dann sogleich nach Italien eilte, um den Erzbischof beim Kaiser zu verklagen. In kurzer Zeit

*) Vergl. Bd. III. S. 903.

**) Burchard, Propst von Jechaburg, hatte kurz vor dem Abzuge Arnolds noch von ihm die Propstei St. Peter in Mainz erhalten.

folgten ihm dorthin auch Embricho, der Abt des Jakobsklosters, Werner von Bolanden und Andere. Auch Arnold der Rothe wandte sich an den Kaiser, als der Erzbischof jetzt die Kriegssteuer beitreiben wollte.

Die Beschwerden der Gegner Arnolds waren nicht ohne Erfolg. Der Kaiser verlangte vom Erzbischofe, daß er die Vertriebenen wieder aufnehmen solle, doch hätten sie ihm zuvor eine angemessene Genugthuung zu leisten. Da die Buße, zu welcher sich die Verbannten erboten, den Erzbischof nicht befriedigte, weigerte er sich sie aufzunehmen; erst als der Kaiser Richter sandte, um die Buße festzustellen, öffnete er den Verbannten die Thore. Er bestimmte nun einen Termin, an dem die Buße gezahlt werden sollte, und verließ alsbald die Stadt. Seine Abwesenheit benutzten die Verbannten, um den Aufstand aufs Neue zu organisiren; man war entschlossen dem Erzbischof die Rückkehr zu verwehren. Aber Arnold hatte ein Heer um sich versammelt und erzwang abermals den Eintritt in die Stadt. Da er gerade damals eine Synode in derselben versammelt hatte (Oktober 1159), beschloß er hier nun auch mit geistlichen Strafen gegen die Häupter der Aufständigen vorzugehen. Diese wurden vor die Synode beschieden, aber stellten sich nicht; nichtsdestoweniger wußten sie es dahin zu bringen, daß die Verhandlungen auf den anderen Tag verschoben wurden. In der nächsten Nacht bereiteten sie Alles zu einem Angriffe auf den Erzbischof und die Synode. Während sie auch noch am anderen Tage äußerlich sich fügen zu wollen schienen, stürmten plötzlich wilde Volksschaaren, geführt von Meingots Söhnen, gegen die erzbischöfliche Residenz und drohten sie zu stürmen. Unerwartet fanden sie dieselbe durch mehr als 600 Ritter und anderes Kriegsvolk geschützt. Es wäre zum Kampfe gekommen, wenn sich nicht der Erzbischof durch angesehene Männer hätte bestimmen lassen seinen Gegnern eine neue Frist von 14 Tagen zu bewilligen, innerhalb welcher sie ihm die Genugthuung zu leisten hätten. Gleich darauf verließ Arnold die Stadt und begab sich nach Seligenstadt, um dort den erwählten Bischof, Heinrich II. von Würzburg, aus dem Hause der Grafen von Leiningen, zu weihen.

Kaum hatte Arnold die Stadt verlassen, so brach daselbst die Revolution mit allen ihren Schrecken los. Alles griff zu den Waffen. Der Pöbel drang in den Dom: trunkenes Volk und gemeine Dirnen trieben dort mit dem Heiligen ihren Spott, die Schatzkammer wurde erbrochen, die heiligen Gefäße entweiht oder gestohlen, die Meßgewänder

zerrissen. Dann stürmte man nach dem erzbischöflichen Palast, plünderte ihn und zerschlug, was man nicht fortschleppen konnte. In ähnlicher Weise zerstörte man die Wohnungen derjenigen Geistlichen, die für Anhänger des Erzbischofs galten. Man versperrte alle Ausgänge der Stadt, und innen tobte die Anarchie. Dabei führten die Aufständigen den Namen des Kaisers im Munde und behaupteten, daß er selbst den Widerstand gegen den Erzbischof verlangt habe.

Arnold konnte nicht nach Mainz zurückkehren; er begab sich nach Bingen, um dort die seinen Feinden gestellte Frist abzuwarten. Als sie verstrichen war, machte er sich gegen Mainz auf den Weg; nur mit Mühe entging er einem Hinterhalt, den ihm die Mainzer gelegt, und die Thore der Stadt blieben ihm verschlossen. Die Mainzer erklärten, daß sie fortan nur den Kaiser als ihren Herrn anerkennen, dem Erzbischof nicht mehr gehorchen würden. Arnold nahm davon Abstand, ein Heer gegen die Stadt zu führen, aber er griff jetzt zu seinen schärfsten geistlichen Waffen. Am 1. November sprach er das Interdict über Mainz aus und verhängte den Bann über die Führer des Aufstandes. Er selbst begab sich mit einem großen Gefolge von Geistlichen nach Italien, um den Beistand des Kaisers in Anspruch zu nehmen. Aber schon eilten auch Gesandte der Aufständigen zum Kaiser; sie gewannen dem Erzbischofe sogar einen Vorsprung ab, fielen aber in die Hände eines ihm befreundeten italienischen Herrn, der sie ihm auslieferte. Arnold gab ihnen die Freiheit und erlaubte ihnen selbst in seinem Geleite die Reise fortzusetzen.

Der Erzbischof, der auf dem Wege die Einladung zur Paveser Synode empfangen hatte, kam dem Kaiser sehr erwünscht. Er fand ihn im Lager vor Crema, und man bereitete Arnold hier einen ebenso ehrenvollen Empfang, wie die Mainzer Gesandten eine üble Aufnahme fanden. Noch vor Weihnachten wurde das Urtheil über die Stadt gesprochen: die Aufständigen sollten allen von ihnen verursachten Schaden ersetzen, den Dom und den erzbischöflichen Palast zurückgeben, das erzbischöfliche Regiment, wie es früher gewesen, anerkennen und dem Erzbischofe selbst volle Genugthuung geben. Man wollte den Gesandten auch einen Eid abnehmen, daß sie die Stadt und das Stiftsgebiet so lange meiden würden, bis sie der Erzbischof wieder zu Gnaden angenommen habe, Arnold widersetzte sich jedoch der Eidesleistung derselben, da sie noch unter dem Banne standen; man zog es vor, sie als Geiseln

für die genaue Erfüllung aller den Mainzern gemachten Auflagen zurückzubehalten. Ein Schreiben des Kaisers that den Mainzern das über sie verhängte Urtheil kund; zugleich schickte er drei Gesandte nach der Stadt, welche für die Leistung des Schadenersatzes Sorge tragen sollten. Wenn die Mainzer sich dem Erzbischof unterwürfen, versprach der Kaiser vermittelnd für sie eintreten zu wollen.

Auf der Synode von Pavia war dann Arnold einer der entschiedensten Vertreter der Rechtmäßigkeit der Wahl Victors IV., doch trat er dort zugleich auch lebhaft für seine eigenen Interessen ein. Es wurde das Interdict, welches er über die Mainzer verhängt, aufgehoben, doch zugleich bestimmt, daß die Kleriker, welche sich an dem Aufstande betheiligt, barfuß und im härenen Gewande von St. Peter bis nach Alban zur Buße Hunde tragen sollten, hierauf sollten sie zu Gnaden angenommen, aber doch auch ferner dem Erzbischofe auf dem Wege Rechtens Rede zu stehen verpflichtet sein, sobald er es verlange; von den Laien sollten die Führer des Aufstandes, sowohl die in Pavia anwesenden, wie die in Mainz zurückgebliebenen, in das Exil gehen und dort bleiben, bis sie der Erzbischof zurückrufe, und nach ihrer Rückkehr sich einem gerichtlichen Verfahren unterwerfen, die anderen Aufständigen sollten die Strafe des Hundetragens gleich den Klerikern erleiden, den bischöflichen Palast herstellen und eine Entschädigung für Alles, was nicht wieder herbeigeschafft werden könne, dem Erzbischofe leisten.

Von den kaiserlichen Gesandten begleitet, kehrte der Erzbischof bald darauf nach Deutschland zurück. Um den 1. April 1160 langte er vor Mainz an und nahm seinen Sitz zu St. Alban, um hier die Bußacte der Mainzer zu erwarten. In der That ließen sich Viele zu denselben herbei, und die Autorität des Erzbischofs schien sich herzustellen. Aber doch zeigte sich Alles nach kurzer Zeit als Täuschung. Ohne Erlaubniß des Erzbischofs waren einige Verbannte in die Stadt zurückgekehrt, zuerst Reinbod von Bingen und Gottfried von Eppstein, dann auch die Söhne Meingots; noch immer gaben sie sich dabei den Anschein, als ob sie im Einverständniß mit dem Kaiser ständen. Kaum zurückgekehrt, hetzten sie aufs Neue zum Aufstand. Man griff wieder in der Stadt zu den Waffen, erbaute feste Thürme, sperrte die Straßen, vertheidigte die Häuser, erfüllte Alles mit Schmähungen gegen den Erzbischof und dessen tyrannisches Regiment.

Arnold sah ein, daß er mit seinen Hülfsmitteln der Stadt nicht

werde Herr werden können. Er wandte sich deshalb mit Hülfsgesuchen an Heinrich den Löwen und andere Fürsten. Der Herzog bot ihm gern die Hand und stand alsbald mit einem Heere bei Treisa in Hessen, während ihm Arnold nach der nahen Amöneburg entgegen ging und Mannschaften aus den hessischen und thüringischen Gegenden sammelte. Jetzt konnte er die Stadt zu seinem Willen zwingen; das Verderben der Aufständigen schien unaufhaltbar. Die Mainzer sahen das drohende Unwetter und schickten deshalb eine Gesandtschaft an den Erzbischof, erklärten ihm die Stadt auf Gnade oder Ungnade unterwerfen und ihm dafür durch Geiseln Bürgschaft stellen zu wollen. Unbegreiflicher Weise wußte die Gesandtschaft Arnold zu bewegen sich von seinen bewaffneten Bundesgenossen zu trennen und sich auf neue Unterhandlungen einzulassen. Mit einem mäßigen Gefolge begab er sich nach Bingen, um die Verhandlungen fortzusetzen.

Dem unglücklichen Manne war alle ruhige Ueberlegung verloren gegangen. Schon im Jahre 1158 hatte er ausgesprochen: es habe sich das prophetische Wort erfüllt, daß die Menschen undankbar und hochfahrend, wortbrüchig und falsche Schwörer, Verfolger der Kirchen und Schänder der christlichen Religion werden würden. In einer Schenkungsurkunde, die er damals zu Bingen für die Kirche St. Maria ad gradus ausstellte, bricht er in die Klage aus: „Durch unsere Sünden sind wir alle in solches Elend und solche Wirrsale gerathen, daß ich selbst, der ich das bischöfliche Amt, obwohl ohne mein Verdienst, bekleide, nicht mehr weiß, was ich thun und was ich hoffen soll. Nach Gottes gerechtem Gericht ist über uns die Trübsal gekommen, und unser Gebet wird in der Trübsal nicht erhört, weil wir unablässig Gott beleidigt haben."

In solcher Verwirrung traf eine neue Gesandtschaft der Mainzer den Erzbischof an. Sie bat ihn nach der Stadt zu kommen, um dort jede Genugthuung, die er verlange, zu empfangen. Arnold war schwach genug, wenigstens halb dem Verlangen seiner Feinde zu entsprechen. Er beschloß sich nach dem dicht vor den Mauern von Mainz, auf einer Anhöhe belegenen Kloster St. Jakob zu begeben. Gottfried, der Abt des Klosters, hatte früher zu seinen offenen Feinden gehört, ihn dann aber durch heuchlerische Zeichen einer Gesinnungsänderung zu gewinnen gewußt; unter dem Schutz dieses falschen Mannes hielt sich der Erzbischof für gesichert.

Am 23. Juni zog Arnold mit nur wenigen Getreuen in St. Jakob ein; der größere Theil seines Gefolges zerstreute sich und suchte sorglos in der Stadt ein Unterkommen. Die Aufständigen hatten erreicht, wonach sie zunächst getrachtet hatten: der Erzbischof war von dem Heere getrennt und in ihre Gewalt gegeben. Nichts anderes hatten sie jetzt im Sinne, als sich seiner ganz zu entledigen, ihn zu überfallen und zu tödten; der Abt von St. Jakob selbst soll sie zu dieser Frevelthat noch ermuthigt haben, sogar auf die Gefahr hin, daß sein Kloster dabei in Flammen aufginge.

Um Arnold in Sicherheit einzuwiegen, machten die Aufständigen noch an demselben Tage ihm Eröffnungen, daß sie am andern Tage ihm volle Genugthuung geben und ihm Geiseln nach seiner Auswahl stellen würden. Ueber die Herstellung des Friedens, die Buße, die Geiseln wurde bis in die Nacht und noch in der Nacht selbst unterhandelt. Nach der Messe am folgenden Festtage — es war das Fest St. Johannes des Täufers — berichteten ihm die Vertrauensmänner, welche die Unterhandlungen führten, daß zwar Geiseln bereit seien, aber nur Leute unreifen Alters und niederen Standes; dennoch riethen sie dem Erzbischofe sich damit zu begnügen, denn in der Stadt habe Alles wieder ein bedrohliches Ansehen gewonnen. Der Erzbischof gerieth in Zorn und rief aus: das seien nicht die Versprechungen, welche man ihm gemacht und beschworen, die Geiseln könne er nach seinem Gefallen auswählen, man wolle ihn und seine Kirche nur terrorisiren. Unter heftigen Klagen über die Falschheit der Mainzer erklärte er erst nach der Mahlzeit weiteren Bescheid geben zu wollen.

Nach dem Mahle, bei dem er noch den Wirth für die Unterhändler gemacht hatte, begab er sich zur Ruhe, wurde aber bald aus derselben aufgeschreckt. Man hörte in der Stadt das Schmettern von Hörnern und Trompeten, das Läuten der Sturmglocken; der Ruf ertönte: „Der Friede ist gebrochen!“ Von der Höhe des Klosters, wo man die ganze Stadt überblicken konnte, sah man bewaffnete Schaaren, von Meingots Söhnen geführt, heranstürmen. Auf den drei Wegen, die zum Kloster hinauf führten, rückten sie gegen dasselbe an; sie führten Fackeln, Pechkränze und Sturmleitern mit sich, um das Kloster zu berennen und in Brand zu stecken. Dudo von Selenhofen, des Erzbischofs Bruder, eilte zu demselben und beschwor ihn eiligst die Flucht zu ergreifen. Aber Arnold war nicht dazu zu bewegen, vielmehr gab er den Befehl,

das Kloster trotz der ganz unzureichenden Mannschaft, über die man verfügte, zu vertheidigen.

Wirklich gelang es einige Stunden den Sturm abzuwehren. Endlich wurde das Thor zum Klosterhofe gesprengt, einige hölzerne Anbaue am Thore und kleinere Pforten der Mauern wurden in Brand gesteckt. So gelang es den Aufständigen — es war schon gegen Abend — in den Hof einzudringen. Weitere Gegenwehr war jetzt vergeblich. Seine Getreuen beschworen den Erzbischof, der inzwischen eine Mönchskutte angelegt hatte, sich auf einen der Klosterthürme zu flüchten und dort einen Versteck zu suchen. Der Erzbischof stieg einen Thurm hinauf, aber die Flammen ergriffen bald auch den Thurm und zwangen ihn zur Rückkehr. Er erstieg dann die Treppe eines anderen Thurms und fand hier einen Versteck, während die Mordgesellen überall in und außer dem Kloster umherstürmten, um seine Spur zu finden. Ein Mainzer Ritter, dessen Pathe er war und dem er viele Wohlthaten erwiesen, kam zufällig in seine Nähe; ihm entdeckte er sich und bat ihn um Rettung. Der Ritter sagte, daß der Erzbischof nur in einer Rüstung werde gerettet werden können, daß er aber eine solche nur zu beschaffen vermöge, wenn er mit seinen Verwandten, den Söhnen Meingots, sich darüber beriethe; er versprach wiederzukommen, als er sich entfernte, aber er unterließ sein Versprechen zu halten.

Schon ergriffen die Flammen auch diesen Thurm, und der Erzbischof mußte aus seinem Verstecke weichen. Er schickte einen Mönch, der mit wenigen Klerikern noch bei ihm ausgehalten hatte, zu seinen Feinden und ließ ihnen erklären, er wolle sich ihnen ergeben, wenn man ihm nur das Leben verbürge. Als dieser Bote zu den Söhnen Meingots kam, wurde er mißhandelt und in Ketten gelegt. Bald darauf erschien Dudo von Selenhofen, der zuletzt noch allein bei dem Bruder ausgeharrt und sich auf dessen dringende Bitten endlich zur Unterwerfung entschlossen hatte, vor Embricho und übergab ihm sein Schwert. Aber der wilde Meingot stürmte herbei und stieß ihn nieder. Nur kurze Zeit darauf sollte der Erzbischof dem Bruder im Tode folgen.

Als der Qualm Arnold den längeren Aufenthalt im Thurme unmöglich gemacht hatte, war er die Treppe desselben herabgeschlichen und hatte sich, auf das Aeußerste erschöpft, an dem Eingange der Klosterkirche niedergelassen. Dichter Rauch verbarg ihn hier kurze Zeit

seinen Feinden. Als sich derselbe endlich verzog, erkannte ihn ein Ritter, mit Namen Helmger, der eben in die Kirche eindringen wollte, und rief alsbald seine Gesellen herbei; zugleich versetzte er ihm einen tödtlichen Hieb mit dem Schwerte in die Schläfe. Unverzüglich stürmten auch die Anderen herbei und zerfleischten ihr blutiges Opfer. Gräßlich entstellt, blieb die Leiche des Erzbischofs zunächst inmitten der Klosterruinen liegen, wurde dann auf die unwürdigste Weise in der Stadt umhergeschleppt, bis ihn am 26. Juni die Chorherren von St. Maria ad gradus in ihrer Kirche beisetzten.

Die Mainzer hatten ihren Zweck erreicht, den bitter gehaßten Erzbischof ermordet, aber sie wurden ihres Erfolges nicht froh. Bald fühlten sie die ganze Schwere der auf ihnen lastenden Schuld; sie empfanden, daß der Kaiser den Mord rächen würde, und sie kannten ihn zu gut, um nicht vor seiner Rache zu zittern. Sie betrieben deshalb die Wahl eines neuen Erzbischofs, der sie möglichst vor dem kaiserlichen Zorn schützen könne. Rudolf, der Bruder Bertholds von Zähringen, ein Schwager Heinrichs des Löwen und dem Kaiser selbst verwandt, ein Mann geistlichen Standes, schien das, wie kein anderer, leisten zu können; sie nöthigten deshalb den Klerus Rudolf zu wählen und vergaßen dabei ein dem Kaiser vor wenigen Jahren gegebenes Versprechen, keine Neuwahl ohne seine Gegenwart zu treffen. Rudolf nahm die Wahl an, obwohl sie von Männern getroffen war, die mehr oder weniger am Morde Arnolds betheiligt gewesen waren. Herzog Berthold wünschte lebhaft die Erhebung seines Bruders, in welcher er eine Entschädigung seines Hauses für manche Opfer, die er dem Kaiser gebracht hatte, sehen mochte. Er ging selbst nach Italien, um die Zustimmung des Kaisers zu gewinnen. Aber der Kaiser weigerte sich die Wahl Rudolfs anzuerkennen und verletzte dadurch Berthold auf das Empfindlichste; der Anlaß zu den bedenklichen Zerwürfnissen, welche in der nächsten Zeit die Staufer und Zähringer trennten, war gegeben.

Bald erhob sich auch ein anderer Widerstand gegen Rudolfs Wahl. Schon am 25. Juli 1160 hatten mehrere Erzbischöfe und Bischöfe, welche mit anderen Fürsten zur Berathung von Reichsangelegenheiten in Erfurt vereinigt waren, die Excommunication über die Mainzer ausgesprochen. Nicht allein, daß sie dann Rudolfs Wahl nicht anerkannten, sie schickten sich selbst an eine Gegenwahl zu bewirken. Erzbischof Hillin von Trier und die Mainzer Suffragane traten mit dem

Pfalzgrafen Konrad und Landgraf Ludwig von Thüringen, mit des Kaisers Bruder und Schwager, die wegen ihrer Mainzer Lehen an der Besetzung des Erzbisthums das unmittelbarste Interesse hatten, in Verbindung, und auf einem Tage zu Frankfurt am 29. October ließen sie von einigen Domherren den Propst Christian von Merseburg, seit Kurzem auch Propst von S. Maria ad gradus zu Mainz, zum Erzbischof wählen. Christian stammte aus einem angesehenen thüringischen Geschlecht*), stand noch in jungen Jahren, hatte aber bereits in Diensten des Kaisers und Papst Victors sich als ein gewandter Staatsmann bewährt.

Aber Rudolf verzweifelte deshalb noch nicht; er machte sich im Anfang des Jahres 1161 selbst auf den Weg zum Kaiser nach Italien. Um die Mittel zur Reise zu beschaffen, mußte er die Kleinodien des Kirchenschatzes angreifen. Aber überall fand er nur Abneigung gegen seine Wähler und gegen sich selbst. Wir haben berichtet, wie auf der Synode zu Lodi (Juni 1161) über Alle, welche an dem Morde Arnolds betheiligt gewesen waren, der Bann verhängt wurde, wie auch Rudolf selbst eine Kirchenstrafe traf**). Damit waren die letzten Hoffnungen des Zähringers auf den Mainzer Bischofsstuhl entschwunden. Aber auch die Wahl Christians erkannte der Kaiser nicht an. Er empfand keine Abneigung gegen die Person desselben, denn schon im nächsten Jahre erhob er Christian zu der einflußreichen Stellung eines Kanzlers***); vielmehr scheint er Anstoß daran genommen zu haben, daß auch diese Wahl in seiner Abwesenheit und ohne seine Genehmigung erfolgt war.

In seiner Gegenwart ließ dann der Kaiser von einigen angesehenen Mainzer Geistlichen, die über die Alpen gekommen waren, Konrad von Wittelsbach, den Bruder des Pfalzgrafen Otto, wählen und belehnte

*) Nach der gewöhnlichen Annahme aus dem Geschlecht der Grafen von Buch, doch ist diese Abstammung nicht sicher nachzuweisen. Christian war der Sohn einer Schwester des Grafen Friedrich von Beichlingen, der 1159 in Italien gestorben war.

**) Vergl. oben S. 269.

***) Die sämmtlichen Kanzleigeschäfte lagen, während der Kaiser in Italien war, wesentlich in den Händen Rainalds von Dassel; auch nachdem er als Erzbischof von Köln zum Erzkanzler Italiens erhoben war, behielt er diese Geschäfte zum Theil in der Hand. Als Kanzler wird vom August 1159 Udalrich genannt, auf den im November 1162 Christian folgte.

ihn dann sogleich mit den Regalien des Erzstifts*). Es waren am wenigsten kirchliche Motive, welche Friedrich bei der Erhebung dieses noch jungen Mannes auf den ersten Bischofsstuhl des deutschen Reiches bestimmten. Nur zu bald zeigte sich, daß Konrad nicht minder als Udalrich von Aquileja alexandrinische Gesinnungen hegte. Er war in der Salzburger Kirche erzogen worden und hatte dort die Stellung eines Domherrn gewonnen; er stand deshalb ganz unter dem Einflusse des Erzbischofs Eberhard. Aber das nahe Verhältniß seines Hauses zum Kaiser schien Bürgschaft für seine Treue zu bieten, und als ein Vortheil konnte es erscheinen, daß er als Fremder dem bisherigen Treiben in Mainz fern gestanden hatte. Auch durch seine Charakterfestigkeit, Thätigkeit und politische Begabung schien er ganz der Mann, das tief gesunkene Erzstift wieder aufzurichten. In der nächsten Zeit blieb er noch in der Nähe des Kaisers in Italien; der Einzug in seinen Bischofssitz ohne die schützende Hand Friedrichs mochte unmöglich erscheinen.

Auch Rudolf scheint nach der Synode von Lodi nicht mehr nach Mainz zurückgekehrt zu sein. Er wird sich zunächst zu seinem Bruder Berthold begeben haben; später ging er nach Frankreich, um sich die Gunst Papst Alexanders und König Ludwigs zu gewinnen. Er hoffte so noch die Herstellung in Mainz erreichen zu können; aber auch hierin fand er sich getäuscht und kehrte nach Deutschland zurück. Es gelang ihm hier einige Jahre später (1168) das Bisthum Lüttich zu gewinnen. In Mainz wurde er, da man durch seine Wahl die kaiserliche Gunst nicht erlangt hatte, bald genug vergessen.

Der Mainzer Aufstand, angefacht von einem Theil der Geistlichkeit und angesehenen Ministerialen, welche auch die untersten Klassen des Volks zu erhitzen gewußt hatten, war kläglich gescheitert. Man hatte gedacht das erzbischöfliche Joch abzuschütteln und eine freiere Stellung unter dem Kaiser zu gewinnen, aber man hatte nur die Rache auf das eigene Haupt beschworen. Das Erzbisthum, nach seiner kirchlichen und politischen Stellung das erste des deutschen Reichs, hatte an Achtung und Einfluß unendlich verloren; zugleich war der Stadt ihre Glorie genommen und sie ging dem schlimmsten Schicksale entgegen.

---

*) Ob Konrads Wahl und Investitur unmittelbar nach der Synode von Lodi oder erst einige Monate später erfolgte, läßt sich nicht feststellen.

Das Strafgericht, welches der Kaiser über die Mainzer verhängen mußte, stand noch drohend über ihren Häuptern.

Eingreifen Friedrichs in die deutschen Angelegenheiten.

Im Anfange des Jahres 1163 begab sich der Kaiser in die fränkischen Gegenden. Im Februar nahm er einen längeren Aufenthalt in Würzburg, wo sein Neffe Friedrich von Schwaben, sein Schwager Ludwig von Thüringen, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Markward von Grumbach und außer Heinrich II. von Würzburg die Bischöfe von Bamberg, Eichstädt und Cambray bei ihm waren. Im März verweilte er einige Tage in Nürnberg, wo auch der alte Welf an seinem Hofe erschien. Das Osterfest feierte er zu Worms (24. März).

Indessen hatte er einen großen Reichstag auf den 31. März nach Mainz berufen, wo die Stadt für ihre Frevelthaten gezüchtigt werden sollte. In Mainz sah man dem Tage in der verzweifeltsten Stimmung entgegen. Die Führer des Aufstandes und die am Morde Arnolds besonders Betheiligten waren entflohen. Todtenstille herrschte in der öden Stadt. Niemand dachte an Widerstand, Alle an den Zorn des Kaisers.

Der Reichstag wurde am 7. April eröffnet und war zahlreich besucht. Wir wissen, daß außer dem erwählten Erzbischof Konrad die Erzbischöfe von Salzburg und Magdeburg, die Bischöfe von Würzburg, Bamberg, Brixen, Lüttich, Utrecht und Münster gegenwärtig waren; unter den weltlichen Fürsten werden Herzog Heinrich der Löwe, Pfalzgraf Konrad, Landgraf Ludwig und Markgraf Albrecht der Bär genannt. Die versammelten Fürsten forderten Alle vor ihr Gericht, die an dem Morde Arnolds Antheil gehabt hatten. Aber der Mörder konnte man nicht habhaft werden; nur Einer, Brunger genannt, fiel in die Hand der Richter und büßte seine Schuld mit dem Tode. Gegen die Flüchtigen wurde die Strafe ewiger Verbannung ausgesprochen, ihr Vermögen eingezogen, ihre Häuser niedergerissen. Auch die Mönche von St. Jakob wurden zur Verantwortung gezogen. Der Abt Gottfried, der sich nicht zu rechtfertigen vermochte, wurde seiner Würde entsetzt und verbannt, die Mönche ergriffen meist die Flucht, und den Rest derselben ließ man ruhig abziehen. Am empfindlichsten aber waren die

Strafen, welche die Stadt und die Einwohnerschaft in ihrer Gesammtheit trafen. Alle ihre Privilegien wurden für aufgehoben erklärt, die Stadtgräben zum großen Theil ausgefüllt, die Mauer fast ganz niedergerissen*). Mainz war so ein offener Platz, und man meinte deshalb, daß es nicht mehr als Stadt gerechnet werden könne. Mehr als je war es in die Hand des Erzbischofs gegeben, der jetzt wieder in seinem Palast sich einrichtete. Bald mußte er freilich dem Kaiser wieder nach Italien folgen, und abermals wurden die Kleinodien der Mainzer Kirche angegriffen, um die Ausrüstung zu ermöglichen.

Man hat schon zu jener Zeit das Schicksal der Stadt Mainz der Zerstörung Mailands an die Seite gestellt, und der Vergleichungspunkte ergaben sich manche auch auf den flüchtigsten Blick. Aber doch ist die Strafe für das deutsche Mainz nicht so hart gewesen, wie jene, welche die Hauptstadt der Lombarden getroffen hatte. Die Einwohnerschaft von Mainz wurde mindestens nicht auseinander gerissen und blieb an ihrem alten Sitze. Waren auch Ruinen in und um Mainz, die Stadt selbst blieb doch im Wesentlichen erhalten.

Fast während des ganzen April verweilte Friedrich in Mainz; auch noch in den nächsten Monaten hielt er sich in den linksrheinischen Gegenden auf. Erst in dieser Zeit gelang es ihm, den Landfrieden im Elsaß völlig herzustellen. Am 8. Juli finden wir ihn wieder zu Selz, wo an seinem Hofe auch wieder Berthold von Zähringen erschien. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er bereits damals den höchlich erbitterten Fürsten zu beschwichtigen gewußt hatte; daß dies und wie es geschehen ist, wird freilich nirgends berichtet. Am 25. Juli war der Kaiser zu Worms und kehrte gleich darauf über den Rhein zurück; am 3. August hielt er sich zu Frankfurt auf.

Auf die nächste Zeit hatte der Kaiser zahlreiche Fürsten zu einem Hoftage nach Nürnberg berufen. Auch Papst Alexander hatte zu diesem Tage eine Gesandtschaft geschickt, um dem Kaiser Friedensanerbietungen zu machen.

Seit König Ludwig mit dem Kaiser gebrochen, hatte Alexander nicht geringe Erfolge gewonnen. Schon im December 1162 hatte er beschlossen ein allgemeines Concil zu berufen, um auf demselben seine Macht der Welt zu zeigen; es sollte in Tours sich versammeln, wo

*) Erst im Jahre 1200 wurde die Mauer hergestellt.

der Papst sich damals aufhielt. Im Anfange des Jahres 1163 war er dann nach Paris gegangen, wo man ihn mit Ehren überhäufte; von hier aus erließ er um Ostern die Einladungsschreiben zu dem Concil, welches in der Woche nach Pfingsten eröffnet werden sollte. Das Erscheinen des französischen Klerus stand außer Frage. König Heinrich, der nach vierjährigem Aufenthalte auf dem Festlande erst vor Kurzem nach England zurückgekehrt war, machte erst allerdings Schwierigkeiten dem englischen Klerus den Besuch des Concils zu gestatten, aber diese Schwierigkeiten wurden glücklich beseitigt. So hatte die Einladung den günstigsten Erfolg. Als der Papst nach Tours zurückkehrte, um das Concil zu eröffnen, fand er dort eine überaus stattliche Versammlung; man will 17 Cardinäle, 125 Erzbischöfe und Bischöfe, 414 Aebte und Pröpste in ihr gezählt haben. Der französische Episcopat war fast vollständig zugegen; die beiden englischen Erzbischöfe hatten sich mit mehreren ihrer Suffragane eingestellt; viele Kirchen Spaniens, Schottlands und Irlands waren vertreten; auch Italien sah man stattlich repräsentirt. Selbst mehrere deutsche Bischöfe hatten im Geheimen Botschaft geschickt und ihre Unterwerfung dem Papste versprochen.

Eine Anzahl von Kanones des Concils sind bekannt; sie richten sich gegen simonistische Schäden der Kirche, gegen den Wucher der Geistlichkeit, gegen die Veräußerung von Kirchen und Kirchengut an Laien, gegen die von Toulouse aus über Südfrankreich verbreiteten ketzerischen Secten, gegen die Mönche, welche den Klöstern entliefen, um medicinische oder juristische Studien zu treiben, u. s. w. Diese Bestimmungen sind meist weder neu, noch von großer Bedeutung. Wichtiger war die Stellung, welche das Concil in Bezug auf die Kirchenspaltung nahm. Da sprach nun Bischof Arnulf von Lisieux, ein kluger und in die Weltverhältnisse sich fügender Normanne*), gleich in der Einleitungsrede aus, daß Einheit und Freiheit die wesentlichsten Lebensbedingnisse der Kirche seien, diese aber sich nur bei denen fänden, welche Alexander als den rechtmäßigen Papst anerkennten; um so mehr sei zu beklagen, daß sich Kaiser Friedrich, ein durch so viele glänzende Eigenschaften ausgezeichneter Fürst, von der Kirche ausschließe, doch bestehe die Hoffnung, daß er sich noch bekehren werde,

*) Vergl. Bd. IV. S. 267.

schon aus Dankbarkeit gegen die römische Kirche, welche ihm und seinen Vorfahren die Kaiserkrone verliehen habe.

Offenbar wollte man die Person des Kaisers auf dem Concil schonend behandeln. Dagegen ging man mit Octavian um so schärfer in das Gericht. In längerer Rede sprach der Papst selbst über die Rechtmäßigkeit seiner eigenen Wahl, über die frevelhafte Anmaßung der päpstlichen Würde durch seinen Widersacher, und diese Rede fand die allgemeinste Zustimmung. Alle Ordinationen des Octavian und anderer Schismatiker wurden darauf für ungültig erklärt und am Schluß des Concils das Anathem über Octavian und seine Anhänger aufs Neue ausgesprochen, namentlich wurde auch gegen Rainald von Köln und Abt Hugo von Cluny, der sich damals im Exil bei Friedrich befand, der Bann verhängt. Das über den Kaiser verhängte Anathem hat man, wie es scheint, nicht besonders erneuert.

Alexander blieb nach dem Concil noch einige Zeit zu Tours und begab sich dann nach Kloster Déols zurück. Da ihm die Könige von Frankreich und England die Wahl der Residenz freistellten, wählte er für die Folge Sens zu seinem dauernden Aufenthaltsorte. Sein Verhalten gegen den Kaiser war seit den Vorgängen an der Saône-Brücke immer das gleiche geblieben: er suchte seinen Anhang in Deutschland, besonders durch Eberhard von Salzburg, zu verstärken, zugleich aber durch friedliche Anerbietungen den Kaiser zu gewinnen. In dem Sinne hatte er bereits am 18. September an Erzbischof Eberhard geschrieben*), dann am 28. Februar 1163 ein Schreiben an die Deutschen erlassen, in welchem er ihnen anzeigte, daß er den Erzbischof von Salzburg zur Bekämpfung des Schisma als seinen Legaten für Dentschland bestellt habe. Als sich Eberhard dann mit Hartmann von Brixen im März 1163 nach Mainz begab, wird er Nichts unterlassen haben, um den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Wir wissen, daß Eberhard nicht nur bei Konrad von Mainz, seinem Zögling, sondern auch beim Kaiser selbst die ehrenvollste Aufnahme fand, und diese mag neue Hoffnungen bei ihm und Alexander erregt haben. So erklärt es sich leicht, daß der Letztere jetzt nach Nürnberg eine eigene Friedensgesandtschaft an den Kaiser abordnete.

Die Gesandten des Papstes waren der im Exil lebende, früher

*) Vergl. oben S. 346.

dem Kaiser nahe stehende Bischof Petrus von Pavia, der Bischof Heinrich von Troyes, der Cardinaldiakon Oddo von Brescia und der Magister Roland. Der Kaiser empfing die Gesandtschaft nicht sogleich, sondern sandte einige Fürsten ab, um sie über den Zweck ihres Kommens zu befragen. Die Gesandten erklärten Anfangs, daß sie ihre Botschaft nur an den Kaiser selbst auszurichten hätten, ließen sich aber endlich doch zu der Eröffnung herbei: der Zweck ihrer Gesandtschaft sei, den Kaiser zur Einheit der Kirche und zum Frieden mit derselben zurückzuführen, die römische Kirche von der Anschuldigung einer Conspiration mit dem Könige von Sicilien gegen den Kaiser zu rechtfertigen und darzuthun, daß Alexander allein kanonisch erwählt, Octavian aber ein offenbarer Eindringling und zur Bekleidung der päpstlichen Würde völlig unfähig sei. Diese Eröffnungen erregten bei dem Kaiser und den um ihn versammelten Fürsten lebhaften Unwillen, und man beschloß die Gesandten nicht zu hören. Der Cardinal Oddo und der Magister Roland mußten sogleich die Rückreise antreten.

Nach dem Wunsche des Kaisers blieben jedoch die Bischöfe von Pavia und Troyes noch zwei Tage zurück; er verkehrte freundlich mit ihnen und theilte ihnen endlich Vorschläge zur Beseitigung des Schisma mit, die ohne Zweifel auch die Billigung der anwesenden Fürsten gefunden hatten. Danach sollten, wenn sich die alexandrinische Partei einem Gericht unterwerfen wolle, aus der gesammten Kirche zwei Würdenträger, die bisher noch keine Partei ergriffen hätten, bestimmt werden und diese dann sieben andere — Italiener oder Deutsche — als Richter erwählen, alle Anhänger Alexanders aber sollten schwören, daß das Urtheil, welches nach sorgfältiger Untersuchung der Sache von den Sieben gefunden und von den Zweien ausgesprochen würde, ob es nun für den einen oder den anderen oder für keinen der beiden Päpste günstig ausfiele, seine Gültigkeit behalte. Nicht mit Unrecht zweifelte man daran, daß die Partei Alexanders sich einer richterlichen Entscheidung unterwerfen werde. Auch der Kaiser wird auf diese Unterhandlungen keine großen Hoffnungen gesetzt haben. Dennoch war es ein bedeutsamer Schritt, den er that; er konnte die Alexandriner mit neuen Hoffnungen, Victor und seinen nächsten Anhang mit Befürchtungen erfüllen.

Nichts beschäftigte damals den Kaiser mehr als der große Fürstenbund, der sich, wie wir wissen, zu jener Zeit gegen Heinrich den Löwen zu

bilden anfing. Ein innerer Krieg voll namenlosen Elends konnte aus demselben erwachsen; um so gefährlicher, als man vor einem Angriff Frankreichs noch keinen Augenblick sicher war und der Kaiser selbst möglichst bald nach Italien zurückkehren wollte, um die Waffen gegen den Sicilier zu ergreifen. Man befürchtete, daß der sächsische Pfalzgraf Adalbert, Albrecht der Bär, der Landgraf von Thüringen und Bischof Udo von Naumburg demnächst Heinrich den Löwen angreifen und dann auch der Böhmenkönig, der Herzog von Oesterreich, der Markgraf von Steiermark und Herzog Welf in dessen oberdeutsche Besitzungen einfallen würden. Der Kaiser versuchte Alles, um zu hindern, daß sich die verderbliche Kette nicht um seinen Vetter schloß, und es gelang ihm um die Zeit des Nürnberger Tages, den Böhmenkönig und Welf von einer Verbindung mit den sächsisch-thüringischen Fürsten abzubringen; man glaubte, daß auch der Herzog von Oesterreich und der Markgraf von Steiermark von dem Kaiser gewonnen seien, und man täuschte sich darin nicht. Den Uebrigen würde, meinte man, Heinrichs Macht gewachsen sein. Ob sie es war, ist nicht ermittelt worden, denn es kam gar nicht zum Ausbruch des Kampfes; sei es, daß die sächsisch-thüringischen Verbündeten sich, nachdem ihre Erwartungen auf eine Erhebung gegen Heinrich im oberen Deutschland vereitelt waren, für zu schwach zum Angriff hielten, sei es, daß der Kaiser, was wahrscheinlicher ist, auch sie von einem Landfriedensbruch abzuhalten vermochte.

Um die Zeit des Nürnberger Tages kam auch mit Polen ein Friede zu Stande. Boleslaw bequemte sich endlich, den im Jahre 1157 eingegangenen Verpflichtungen*) nachzukommen. Sein Bruder Wladislaw war inzwischen im Exil in Deutschland gestorben (1159); im Kloster Pegau hat er sein Grab gefunden. Auch Wladislaws Gemahlin, die babenbergische Agnes, scheint damals nicht mehr unter den Lebenden geweilt zu haben; sie ist in Altenburg gestorben und im Kloster Pforta begraben worden. Aber es lebten drei aus dieser Ehe hervorgegangene Söhne: Boleslaw, welcher dem Kaiser Kriegsdienste in Italien geleistet hatte, Mesco und Konrad; der Letztere, damals noch ein Knabe, wurde in einem deutschen Kloster erzogen. Dieser seiner Vettern nahm sich der Kaiser an und erwirkte ihnen Anerken-

*) Vergl. S. 118.

nung ihrer Ansprüche auf einen Theil des polnischen Reichs. Schlesien wurde ihnen zugewiesen; Boleslaw erhielt die Hauptmasse des Landes, Mesco das Herzogthum Ratibor. Einige schlesische Städte behielt sich Boleslaw in Schlesien vor, wie denn auch das ganze Land noch in einer gewissen Abhängigkeit von dem polnischen Reiche verblieb. Ob dem so war, gewann Schlesien doch unter eigenen Fürsten aus dem Geschlecht der Piasten fortan eine selbstständigere Entwickelung, und es ist nicht ohne Nachwirkung geblieben, daß unter deutschem Einfluß damals die Nachkommen Wladislaws das Land erhielten. Bald haben deutsche Colonisten und deutsche Rechtsordnungen in Schlesien Eingang gefunden und allmählich dort die Oberhand über das slawische Wesen gewonnen.

Bei dem polnischen Frieden können König Wladislaw von Böhmen und Herzog Heinrich von Oesterreich nicht unbetheiligt gewesen sein, sie hatten für ihre Neffen aus dem Geschlecht der Piasten ein noch näheres Interesse als der Kaiser selbst. Beide waren ihm bereits durch die Dienste, welche sie ihm in Italien geleistet, näher getreten, die polnische Sache mußte sie ihm noch enger verbinden, und das Einverständniß mit ihnen war ihm auch für die Ordnung der immer noch unklaren Verhältnisse Ungarns von Bedeutung.

Stephan IV., der nach dem Tode seines Bruders Ladislaw (14. Januar 1162) die Krone an sich gerissen, hatte bald die allgemeinste Mißstimmung gegen sich erregt. Man mißtraute ihm als dem Gemahl einer griechischen Fürstin; mit Besorgniß sah man auf das griechische Heer, welches er zu seinem Schutze herbeirief, und er wurde genöthigt es zu entlassen; das Maß des Unwillens wurde endlich voll, als er Semlin und Sirmien, welches die Ungarn in blutigen Kämpfen bisher behauptet hatten, Kaiser Manuel überließ. Viele wandten sich jetzt wieder Stephan III.*), dem Sohne Geisas, zu; der junge Fürst ergriff die Waffen gegen seinen Oheim, und es genügte eine Niederlage (19. Juni 1162), um dessen Thron zu stürzen. Der vertriebene König flüchtete zu Kaiser Manuel, den er zu Sardica antraf, und der sofort mit einem Heere bis Belgrad vorrückte. Aber der Kaiser begab sich des Krieges, noch ehe die Schwerter gezückt waren, und zog es vor, mit dem jungen Stephan ein Abkommen zu treffen.

*) Vergl. S. 271.

Er erbot sich Bela, dem Bruder König Stephans, seine eigene Tochter Maria zur Ehe zu geben und diesem, da er selbst bisher ohne männliche Nachkommenschaft war, auch die Nachfolge im griechischen Reiche zu sichern. Das Verlöbniß fand statt, und der junge Bela wurde darauf nach Constantinopel gesandt, wo er den Namen Alexius III. erhielt. Aber als Manuel von dem jungen König als das Erbtheil seines Bruders Dalmatien beanspruchte, entspann sich aus der jungen Freundschaft sogleich bittere Feindschaft, und diese benutzte der vertriebene Stephan, um sich im Anfange des Jahres 1163 abermals im südlichen Ungarn festzusetzen.

In den inneren Zerwürfnissen des Landes wandten alle Parteien ihren Blick auch auf Kaiser Friedrich. Es erschienen vor ihm Gesandte des jungen Königs, wie Gesandte seines Oheims. Schon gab es Manche im Lande, welche, der inneren Kämpfe unter den Nachkommen Arpads müde, sich lieber der deutschen Herrschaft unterwerfen wollten, und auch sie schickten Gesandte an Friedrich. Der Augenblick wäre günstig gewesen, um die Pläne auszuführen, mit welchen sich der Kaiser vor elf Jahren zur Unterwerfung Ungarns getragen hatte *). Man sprach schon von einer Fahrt des Kaisers gegen die Ungarn, und das Gerücht davon erfüllte Papst Alexander mit nicht geringer Besorgniß. Denn Lucas Banfy, Erzbischof von Gran, ein überaus eifriger Mann, der in Paris seine Studien gemacht, hatte bis dahin den größeren Theil der ungarischen Kirche in Alexanders Obedienz erhalten, und es drohte der Abfall, sobald der Kaiser sich in dem Lande zeigen sollte. Deshalb erließ Alexander am 29. Mai 1163 ein Schreiben an Eberhard von Salzburg, worin er ihn aufforderte dem Zuge des Kaisers nach Ungarn auf alle Weise entgegenzutreten und auch Erzbischof Lucas anzuweisen ihm gleichen Widerstand zu bereiten.

Aber die Sorgen Alexanders waren eitel. Dem Kaiser, mit neuen Unternehmungen in Italien umgehend, lag es fern, sich jetzt in die Wirren Ungarns zu mischen. Er entschloß sich die Entscheidung der Thronstreitigkeiten in diesem Reiche dem Böhmenkönige, dem Herzoge von Oesterreich und dem Markgrafen von Steiermark zu übertragen; vielleicht sah er hierin zugleich das beste Mittel, sie von dem Bunde gegen Heinrich den Löwen abzuziehen. Er sandte an jene Fürsten den

*) Vergl. S. 13.

Protonotar Heinrich, einen seiner ältesten und einflußreichsten Räthe, den er schon früher mit einer Gesandtschaft nach Constantinopel betraut hatte, und den ihm vertrauten Grafen Heinrich von Diez*), damit sie gemeinschaftlich beriethen, was in Bezug auf Ungarn zu thun sei; ihren Beschlüssen sagte er zugleich seine unbedingte Genehmigung zu.

Wir kennen die Beschlüsse nicht, welche die genannten Fürsten mit den Gesandten des Kaisers gefaßt haben; nur soviel ist klar, daß man von einem unmittelbaren Eingreifen in die ungarischen Angelegenheiten vorläufig Abstand nahm, dagegen sich mehr geneigt zeigte den jungen König als seinen Oheim zu unterstützen. Nicht lange nachher ging der Böhmenkönig, dessen ältester Sohn Friedrich schon seit Jahren mit Elisabeth, einer Schwester des jungen Ungarnkönigs, vermählt war, ein Schutzbündniß mit diesem und dessen Mutter ein und versprach ihnen erforderlichen Falls auch mit den Waffen ihr Reich gegen Angriffe zu vertheidigen: zur Befestigung des Bündnisses vermählte der Böhmenkönig damals seinen zweiten Sohn Swatopluk einer jüngeren Schwester Stephans III. Erst durch den Bund mit Böhmen ist die Herrschaft dieses jungen Königs dauernd gesichert worden.

Die Gedanken des Kaisers waren längst wieder auf Italien gerichtet. Er ging dort neuen Kämpfen entgegen, aber wir hören nicht, daß er auch nur den Versuch gemacht habe, ein deutsches Heer aufzubieten, welches ihm über die Alpen folge. Wir wissen, wie wenig die Fürsten schon früher einem Zuge nach Apulien geneigt waren, und die inneren, wie die äußeren Verhältnisse des Reichs, wie sie jetzt lagen, mochten ihnen am wenigsten eine lange Entfernung vom Hause wünschenswerth erscheinen lassen. Nicht einmal des Kaisers nächste Verwandten — Pfalzgraf Konrad, Herzog Friedrich von Schwaben, Landgraf Ludwig von Thüringen — waren gewillt ihn nach Italien aufs Neue zu begleiten; nur sehr wenige Fürsten, wie Erzbischof Konrad von Mainz, entschlossen sich nothgedrungen zur Reise, und auch sie rüsteten nur ein geringes Gefolge zu derselben aus. Aber der Kaiser war, nachdem er die Grenzen gegen Frankreich geschützt und den Landfrieden gesichert hatte, nicht mehr zurückzuhalten. Am 22. September

*) Heinrich von Diez, welchen der Kaiser in der Folge noch vielfach in wichtigen Geschäften benutzte, nannte sich nach einer seiner Burgen an der Lahn, um welchen Fluß die Hauptbesitzungen seines Geschlechts lagen; nach dem Aussterben desselben kamen die meisten Güter an die Grafen von Nassau-Dillenburg.

wollte er noch zu Augsburg mit mehreren Fürsten, die er dorthin beschieden, einen Hoftag halten, dann aber sogleich nach Italien aufbrechen.

11.

Wachsende Hindernisse in Italien.

Vorbereitungen zum Kriege gegen Sicilien.

Während der Kaiser in Deutschland verweilte, hatte die Leitung der Angelegenheiten Italiens wesentlich in den Händen des Erzbischofs Rainald von Köln geruht, der bald nach dem Tage von St. Jean-de-Losne nach der Lombardei zurückgekehrt war. Rainald war mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgestattet worden und machte diese zuerst in den Städten der Veroneser Mark, dann in der Lombardei geltend. Er hielt Gerichtstage und Landtage, übte im Namen des Kaisers das höchste Gericht, gab bei streitigen Wahlen der Bischöfe und Aebte die Entscheidung, setzte alexandrinische Bischöfe ab und ließ an ihrer Stelle Anhänger Victors wählen. Mit den Städten schloß er Verträge ab, die ihre Verhältnisse zum Kaiser regelten und ihre regelmäßigen Leistungen bestimmten, wie auch das Fodrum, welches sie zum apulischen Kriege zu zahlen hatten. Am 22. November 1162 war er in Piacenza und ließ hier in öffentlicher Versammlung verkündigen, daß fortan die gesetzlichen Zahlungen in der kaiserlichen Münze, die man in der Lombardei zu schlagen angefangen hatte, erfolgen müßten, wovon die nothwendige Folge war, daß die Münze von Piacenza tief im Werthe sank.

Ein kaiserlich gesinnter Lombarde rühmt Rainalds Thätigkeit, welche die Städte und Großen zur Liebe und Anhänglichkeit an den Kaiser bewogen habe, aber die Folge zeigte, daß diese Liebe mehr Furcht, die Anhänglichkeit nicht probehaltig war. Jedenfalls hielt Rainald mit starker Hand die kaiserliche Autorität auf dem lombardischen Boden aufrecht, den er nicht vor Ende des Jahres verließ, nicht eher als bis Bischof Hermann von Verden als kaiserlicher Vicar dort ein-

getroffen war. Hermann, längst mit allen Angelegenheiten Italiens vertraut, übte die ihm übertragene Macht mit vieler Umsicht und der ihm eigenen Milde. Er residirte bald in Lodi, bald in anderen Städten der Lombardei und der Mark von Verona; besonders waren von ihm die richterlichen Geschäfte im Namen des Kaisers zu führen.

Rainald begab sich nach Tuscien, um die bereits früher von ihm begonnene Organisation dieses Landes*) im kaiserlichen Interesse durchzuführen, wobei er besonders auf die Unterstützung Pisas rechnete. Die Pisaner hatten treu an dem Bunde mit dem Kaiser gehalten, obwohl sie schwere Verluste dadurch erlitten. König Wilhelm von Sicilien hatte schon im October 1162 alle Pisaner, welche er in seinem Gebiete fand, gefangen nehmen lassen und ihre Habe mit Beschlag belegt, auch ein pisanisches Schiff auf der Fahrt von Constantinopel angehalten. Die Pisaner waren aber dadurch in ihren Rüstungen für Friedrich nicht beirrt worden; schon hatten sie 13 Galeeren für seinen Dienst fertig gestellt und andere wurden in der nächsten Zeit gebaut.

Am 31. März 1163 kam Rainald nach Pisa und wurde sehr ehrenvoll empfangen. Die Stadt zeigte nichts als Ergebenheit gegen den Kaiser, und in Begleitung mehrerer Pisaner setzte der Erzbischof seinen weiteren Umzug durch Tuscien fort. Lucca, Florenz und alle Städte, die er besuchte, beschworen den Befehlen des Kaisers und seines Gesandten Folge zu leisten; zugleich gaben sie willig die ihnen auferlegten Steuern. Eine sehr bedeutende Summe brachte Rainald in Bälde zusammen. Kein Markgraf und kein kaiserlicher Gesandter, sagt ein Pisaner jener Zeit, habe je zuvor in gleicher Weise die Städte Italiens geschatzt und dem Reiche unterthänig gemacht. Rainald dehnte seinen Umzug auch nach dem Herzogthum Spoleto, der Mark von Ancona und nach der Romagna aus. Von den Verträgen, die er damals für das Reich abschloß, ist uns der mit der Stadt Gubbio erhalten. Sie hatte nach demselben für das laufende Jahr als Fodrum für den apulischen Krieg 100 Pfunde in der Münze von Lucca oder Pisa zu zahlen, für die folgenden Jahre nur 60 Pfunde, wofern nicht ein besonderes Fodrum ausgeschrieben würde; die Zahlung solle am Martinstage zu S. Miniato, oder wo es sonst der Kaiser befehle, erfolgen. In dem großen Gefolge des Erzbischofs waren damals auch Pfalzgraf Otto von Wit-

*) Vergl. S. 322. 323.

telsbach*), der Burggraf Burchard von Magdeburg und Arnold von Dorstadt, der Podestà von Piacenza.

Nach diesem Umzuge kehrte Rainald am 20. September nach Pisa zurück**), und feierte dort im Dome ein glänzendes Dankfest für die glücklichen Erfolge, welche ihm Gott beschieden. Und allerdings war ihm nicht Geringes gelungen; der Kaiser selbst hat ihm alsbald nachgerühmt, daß er die vernachlässigten Reichsrechte in Tuscien gesetzlich und rechtlich hergestellt und sich dadurch die größten Verdienste erworben habe. Rainald erkannte willig die Hülfe an, welche ihm dabei seine pisanischen Begleiter geleistet hatten und belohnte sie durch reiche Geschenke. Auch die Stadt Pisa hatte inzwischen die Gunst der Umstände benutzt, um ihre Herrschaft in ihrer unmittelbaren Nähe zu befestigen. Die Burg Peccioli in der Val d'Era hatte ihnen seit langer Zeit viele Widerwärtigkeiten bereitet. Im Juni waren sie ausgezogen und hatten nicht nur diese starke Burg, sondern auch alle anderen Festen in der Umgegend in ihre Gewalt gebracht, so daß sie ihr Gebiet bis zur Grafschaft von Volterra ausbreiteten.

Von Pisa begab sich Rainald nach Sarzana, wo er einen Landtag mit den Consuln der tuscischen Städte hielt und sie aufforderte sich demnächst nach Lodi zu begeben, um dort die Befehle des Kaisers zu empfangen. Auch er selbst kehrte dann nach der Lombardei zurück; nicht als der Letzte wollte er dem Kaiser begegnen.

Im October 1163 erschien Friedrich selbst wieder in der Lombardei und nahm alsbald seinen Weg nach Lodi. Am 29. October kam er, von seiner Gemahlin begleitet, hier an und bezog die neue Pfalz. In seiner Umgebung befanden sich Konrad von Wittelsbach, der erwähnte Erzbischof von Mainz, der Patriarch Udalrich von Aquileja, Erzbischof Rainald von Köln, Bischof Hermann von Verden, der Abt Hermann von Hersfeld, der vertriebene Abt Hugo von Cluny, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Graf Gebhard von Leuchtenberg, Markward von Grumbach, Konrad von Ballhausen und einige andere deutsche Herren. Man sah dort auch den jungen Welf, der nach

*) Otto von Wittelsbach war später, als Rainald, nach Italien zurückgekehrt; er erscheint noch als Zeuge in einer am 23. Februar 1163 zu Würzburg ausgestellten Urkunde.

**) Auf der Rückkehr verweilte Rainald in den Tagen vom 3. bis 9. September zu Arezzo. Ficker, Forschungen IV. p. 174.

mehrjährigem Aufenthalt in Italien eben damals vom Vater nach der Heimat zurückgerufen wurde. Am 2. November erschien Papst Victor mit seinen Cardinälen am kaiserlichen Hoflager, und man benutzte seine Gegenwart zu einer großen kirchlichen Feierlichkeit, zur Uebertragung der Gebeine des heiligen Märtyrers Bassianus von Alt-Lodi nach der neuen Stadt. Der Papst, der Kaiser, der Patriarch, der Abt von Cluny mit mehreren Erzbischöfen und Bischöfen trugen die Reliquien auf ihren Schultern aus dem Dome der alten Stadt, von anderen Klerikern und Laien wurde die heilige Last dann bis an die Thore des neuen Lodi gebracht (4. November). Man ging hier auch sogleich an den Bau eines würdigen Doms, zu dem der Kaiser selbst 50 Pfund, die Kaiserin 5 Pfund beisteuerte.

Wichtiger als diese religiösen Ceremonien waren die weltlichen Geschäfte, die in den nächsten Tagen verhandelt wurden. Es waren nach Lodi alle Herzoge, Markgrafen, Grafen, Capitane und Valvassoren Italiens, wie Gesandte aller freien Städte beschieden worden. Sie stellten sich zahlreich ein, und inmitten einer stattlichen Reichsversammlung erledigte der Kaiser die wichtigsten Angelegenheiten Italiens. Die Anordnungen Rainalds wurden bestätigt. Treue Dienste erhielten ihren Lohn; so wird Otto von Wittelsbach damals die wichtige Burg Garda, nachdem sie nicht lange zuvor in die Gewalt der Kaiserlichen gefallen war, zu Lehen erhalten haben. Vor Allem aber wurde mit den Gesandten Pisas und Genuas der Termin zur Eröffnung des Kriegs gegen Sicilien bestimmt. Am 1. Mai, beschloß man, sollten die Flotten der beiden Städte auslaufen; vereint stellten sie sich in den Dienst des Kaisers, welcher die Entscheidung ihres früheren Haders durch die Verlängerung des Waffenstillstandes abermals hinausgeschoben hatte. Vor allen anwesenden Rittern Italiens ließ sich der Kaiser zugleich einen Eid schwören, daß sie ihm in den Krieg gegen Apulien und Sicilien folgen würden. Am 14. November kehrten die pisanischen Gesandten nach ihrer Stadt zurück und verkündigten dort, daß der Anfang des Kriegs auf den 1. Mai festgesetzt sei; sie forderten das Volk auf, sich bis dahin zum Auszug bereit zu halten. Das Gleiche wird in Genua geschehen sein, wo man ebenfalls bis dahin unablässig Rüstungen betrieben hatte.

Am 16. November verließ der Kaiser Lodi, um sich nach Pavia zu begeben. Noch lebte hier der alte Haß gegen Tortona; man be-

stürmte den Kaiser die Zerstörung der von den Mailändern hergestellten Stadt zu erlauben. Friedrich gewährte die grausame Gunst und empfing zum Dank dafür eine große Summe Geldes. Am 24. November erklärte er in einer öffentlichen Versammlung den Pavesen, daß sie Tortona nach ihrem Gefallen zerstören möchten, und in kurzer Zeit wurde die Stadt aufs Neue dem Erdboden gleich gemacht.

Der Kaiser ging darauf von Pavia nach Monza und besah auf dem Wege die im Bau begriffene Burg zu Landriano. Als er am 3. December nach Vigentino kam, nahte sich ihm eine klägliche Schaar von Männern und Weibern vertriebener Mailänder, die bei Roceta angesiedelt waren; obwohl es stark regnete, warfen sie sich in den Koth vor ihm zu Füßen und beschworen ihn, daß er sich ihres Elends erbarmen möge. Der Kaiser ließ sich in der Fortsetzung seiner Reise durch ihr Jammergeschrei nicht behindern, befahl aber Rainald zurückzubleiben, um ihre Klagen zu hören. Der Erzbischof erklärte ihnen dann: einige Abgeordnete von ihnen sollten am anderen Tage sich in Monza einfinden, um die Entschließungen des Kaisers zu vernehmen.

Ohne Frage war die Lage der Mailänder eine überaus klägliche. War ihnen auch das Leben geschenkt und hatte man ihnen Wohnsitze um die Stadt angewiesen, sie wurden doch wie eine rechtlose Masse behandelt, über deren Habe und Gut man nach Belieben verfügen könne. Wohl waren ihnen noch Reste ihres früheren Reichthums geblieben, aber sie litten unter dem unerträglichen Drucke einer Steuerknechtschaft, die sie in der Erinnerung an ihre frühere Herrschaft nur um so schwerer trugen.

Bischof Heinrich von Lüttich, welcher dem Kaiser nach Burgund und Deutschland gefolgt war, hatte als seinen Stellvertreter im Mailändischen einen gewissen Petrus von Comino zurückgelassen, der sich, obwohl wahrscheinlich selbst ein Mailänder, sehr erfinderisch in Erpressungen erwies. Noch waren hundert von den Mailänder Geiseln in den Händen des Kaisers, der sie zu Pavia aufbewahren ließ und zugestanden hatte, daß sie monatlich durch andere abgelöst werden könnten; Petrus verweigerte nun, wenn er nicht Geld empfing, die Ablösung. Den reichen Mailändern wehrte er von ihren Schuldnern Geld beizutreiben oder ließ sich die Erlaubniß dazu abkaufen. Wenn ein Mailänder ohne Kinder starb, brachte er die Erbschaft an sich. Man beschuldigte ihn, daß er im Geheimen die Bürger und ihre Colonen

auspresse, aber auch, was öffentlich geschah, war schlimm genug. Hirse und Wein nahm er von den Gutsbesitzern und Colonen nach Gefallen. Einen Schweinezins, der von den Landleuten am Martinstage gegeben zu werden pflegte, benutzte er, um eine große Geldsumme zusammenzuscharren, und ebenso einen Lämmerzins, der um Ostern bei der Pfalz zu Monza abgetragen zu werden pflegte. Schon im ersten Jahre nach der Zerstörung der Stadt hatten die Mailänder viel Hartes zu ertragen gehabt; aber schlimmer noch erging es im folgenden Sommer. Petrus nahm da allen Bürgern Mailands zwei Drittel von den Gülten und Zinsen, die sie von ihren Colonen und Pächtern empfingen, von dem Getreide, welches sie selbst gebaut hatten, verlangte er den vierten, von den Kastanien, Nüssen und dem Heu den dritten Theil des Ertrags.

Waren so die Einkünfte der Mailänder in ihrem alten Stadtterritorium verkümmert, so noch mehr in den Besitzungen, welche sie in den früher unterworfenen Gebieten gehabt hatten. Ein gewisser Heinrich, ein Schwabe von Geburt, der als kaiserlicher Beamter seinen Sitz in Lodi hatte, nahm alle Erdfrüchte der Mailänder im Lodesanischen in Beschlag. In gleicher Weise verfuhr Markward von Grumbach, der im Frühjahr 1163 längere Zeit in Deutschland gewesen, dann aber nach Trezzo zurückgekehrt war, innerhalb seines Machtgebiets, wie Gozwin von Heinsberg in den Grafschaften Seprio und Martesana; der Letztere verhinderte auch die Mailänder, welche Gelder in diesen Grafschaften ausstehen hatten, diese einzutreiben und nöthigte sie, wenn er es vermochte, ihm ihre Schuldscheine auszuliefern. Der Magister Paganus, der in Baradello hauste, legte auf alle Besitzungen der Mailänder in der Grafschaft Como die Hand.

In diesem Sommer wurde der Bau eines großen Thurms unternommen bei Noceta, südöstlich von den Ruinen Mailands, wo ein Theil der Mailänder angesiedelt war. Man nannte ihn den Siegesthurm, und er war hauptsächlich zu einer Münzstelle bestimmt; des Kaisers Münzmeister Rudolf, ein Deutscher von Geburt, nahm darin seine Wohnung. Gleichzeitig ließ der Kaiser für sich eine prächtige Pfalz zu Monza errichten. Eine zweite Pfalz wurde zu Vegentino, einem anderen von den vertriebenen Mailändern bewohnten Orte, und eine Burg zu Landriano erbaut. Zu allen diesen Bauten mußten die mailändischen Bauern mit ihren Stieren die Steine und den Sand von

den Ruinen Mailands herbeischaffen und wurden so in die Unmöglichkeit versetzt ihre Feldarbeiten zu versehen.

Die ihnen aufgebürdeten, fast unerträglichen Lasten bewogen endlich die Mailänder gegen Petrus bei dem Bischof von Lüttich klagbar zu werden. Er entfernte Petrus und setzte an seine Stelle am 1. September 1163 einen Kleriker, Friedrich mit Namen. Aber dieser, unzweifelhaft ein Deutscher, zeigte sich noch härter, als sein Vorgänger; wo jener mit einem Theil der Erträgnisse sich begnügt hatte, nahm er das Ganze. So entschlossen sich denn die Mailänder ihre Beschwerden vor den Kaiser selbst zu bringen und sandten, wie ihnen Rainald befohlen hatte, einige Abgeordnete nach Monza, wo sie der Kaiser am 4. December empfing. Mindestens soviel erreichten sie, daß ihnen ihre Geiseln, die noch in Pavia waren, zurückgegeben wurden. Weitere Entschließungen behielt der Kaiser sich vor, und als er nach einigen Tagen Monza verließ, Erzbischof Rainald und Graf Guido von Biandrate aber dort zurückblieben, befahl er diesen die Mailänder Angelegenheiten zu ordnen.

Der Erzbischof schickte nach den vier Orten und befahl, daß aus jedem zwölf Männer nach Monza gesandt werden sollten. Freudig wählte man angesehene Persönlichkeiten, und freudig machten sich diese auf den Weg nach Monza; denn man hoffte, daß man endlich von den drückendsten Lasten befreit werden würde. Als aber die Abgeordneten vor dem Erzbischof erschienen, fragte er sie, was sie dem Kaiser zu geben gedächten. Sie antworteten, indem sie ihre Noth darlegten, daß sie Nichts zu geben vermöchten. Da wurde Rainald unwillig, stieß Drohungen aus und nöthigte sie zu einem Schwur, daß sie 880 Pfund kaiserlicher Münze bis acht Tage vor Mariä Reinigung (2. Februar) zahlen würden. Sie zahlten das Geld. Dieses neue Opfer mochte ihnen um so schwerer fallen, als sie zu Monza den Aufwand am kaiserlichen Hofe gesehen hatten. Man hatte dort tausend Fuhren Holz für die Bedürfnisse der Küche herangeschafft, für die überdies 100 Pfund aufgewendet waren.

Zum Schutz von Lodi ließ der Kaiser in der nächsten Zeit die Burg S. Colombano herstellen und legte bei derselben einen umfänglichen Ort an. Schon vorher hatte Erzbischof Rainald auch die nahe Burg Montemalo wieder ausbauen lassen. Während Rainald in Monza zurückblieb, ging der Kaiser über den Po, verweilte nach Weihnachten

in der Gegend von Piacenza und begab sich dann nach der Romagna. Am 5. Januar 1164 war er zu Faenza, am 23. zu Castro Caro unweit Forli, am 9. und 10. Februar zu Arcangelo bei Rimini, am 23. und 24. Februar zu Fano. Er hatte nur ein mäßiges Gefolge bei sich: den Erzbischof Konrad von Mainz, die Bischöfe Albert von Trient, Garsidonius von Mantua und Alberich von Lodi, den Abt Hermann von Hersfeld, den böhmischen Herzog Udalrich, Pfalzgraf Otto den Jüngern von Wittelsbach, die Grafen Heinrich von Diez, Konrad von Löwenberg, Werner von Hohenberg und einige andere Herren. Bischof Albert versah als Vicar damals die richterlichen Geschäfte für den Kaiser, wie früher Hermann von Verden, der wohl nach Deutschland zurückgekehrt war; bald trat dann Bischof Garsidonius von Mantua, einer der treusten Anhänger des Kaisers in Italien, für Albert als Vicar ein.

Schon regten sich Zweifel, ob der Kaiser zur bestimmten Zeit den Zug gegen Sicilien unternehmen würde. Es mochte Bedenken erregen, daß er so wenig deutsche Ritter mit sich führte, und offenbar war auch in den meisten lombardischen Städten, wo man nur in der Nähe Krieg zu führen gewohnt war, die Neigung zum Auszuge nach Apulien sehr gering. Wilhelm von Sicilien hatte indessen Zeit gehabt, sein Reich zu schützen, und sie nicht ungenützt gelassen. Am 13. Oktober 1163 hatte der Papst Alexander an den König Ludwig geschrieben: er möge dem Sicilier mittheilen, daß sein Land von einem feindlichen Angriffe bedroht sei, damit er dasselbe auf alle Weise zu schützen suche; es bedurfte dieser Warnung nicht für König Wilhelm, der schon im Jahre zuvor energische Maßregeln gegen die Pisaner ergriffen hatte.

Als der Kaiser zu Fano weilte, erschienen genuesische Gesandte vor ihm, um ihn zu befragen, ob er noch in diesem Jahre den angekündigten Kriegszug unternehmen werde, zu dem sie nach ihrer Verpflichtung die Rüstungen fast vollendet hätten. Der Kaiser gab ihnen zur Antwort, daß er augenblicklich, da die Großen Deutschlands und der Lombardei nicht an seiner Seite seien, keine Entscheidung treffen könne, daß die Gesandten ihn aber nach Parma begleiten möchten, wo um Mittfasten (22. März) ein Reichstag wegen dieser Sache und wegen vieler anderer Geschäfte sich versammeln werde. Die Gesandten folgten ihm darauf nach Parma.

Schon am 13. März war der Kaiser zu Parma, wo sich allmählich die beschiedenen Fürsten sammelten und sich auch Abgeordnete der

Städte, namentlich von Pisa, einstellten. Ob der Reichstag zahlreich beschickt war, wissen wir nicht, aber es wurden wichtige Geschäfte auf ihm verhandelt. Zu einem Beschluß, ob der Krieg gegen Sicilien demnächst eröffnet werden solle, kam es freilich auch hier nicht. Man scheint die Entscheidung dem Kaiser allein anheimgestellt zu haben; denn er gab den Gesandten Genuas zur Antwort: auch jetzt nach gepflogenem Rath mit den Fürsten könne er ihnen keine bestimmte Auskunft ertheilen, aber zu Sarzana, wohin er noch vor Ostern (12. April) kommen werde, sollten sie Bestimmtes erfahren. Dagegen fand eine andere Sache, die für Genua vom höchsten Interesse war, auf dem Reichstage ihre Erledigung.

Bekanntlich sahen die Päpste seit langer Zeit Sardinien als ein Eigenthum des heiligen Petrus an; nachdem im Anfange des elften Jahrhunderts Benedict VIII. wesentlich dazu beigetragen hatte, daß die Araber durch die Waffen Pisas und Genuas aus der Insel vertrieben waren, hatten die Ansprüche Roms auch auf der Insel selbst Anerkennung gewonnen. Sardinien zerfiel seitdem in vier Herrschaften, unter einheimischen Fürsten, die sich Richter zu nennen pflegten; neben ihnen bestanden die Colonien der Pisaner und Genuesen, die aber bei dem unverwüstlichen Groll der beiden Städte Veranlassung zu endlosen Streitigkeiten unter ihnen boten, in welche auch jene Richter Sardiniens verwickelt wurden. Nicht ohne Glück trachtete Pisa, seitdem Papst Urban II. die Bischöfe der Stadt zu ständigen Legaten Sardiniens ernannt hatte, die ganze Insel in Abhängigkeit von sich zu bringen. Kaiser Friedrich hatte vom Anfange seiner Regierung an die Rechte Roms auf Sardinien bestritten. Er hatte seinem Oheim Welf den Namen eines Fürsten der Insel gegeben, doch dieser hatte Nichts gethan, dem Titel irgend eine Bedeutung zu geben. Wiederholentlich war dann das Eigenthumsrecht an der Insel Gegenstand von Verhandlungen Friedrichs mit der römischen Curie gewesen, aber bisher hatte der Kaiser keine Gelegenheit gefunden, unmittelbar in die Angelegenheiten der Insel einzugreifen. Je bestimmter er jetzt seine Absicht, die imperatorische Gewalt auch über das Meer auszubreiten, an den Tag legte, um desto willkommener mußte ihm jedes Mittel sein, seinen Anspruch auf Sardinien zur Geltung zu bringen.

Unerwartet bot sich nun die Gelegenheit. Schon seit dem Herbste des vorigen Jahrs war nämlich zwischen den Vierfürsten der Insel ein

erbitterter Kampf ausgebrochen, der zuletzt dahin führte, daß die Fürsten von Cagliari und Torre, zwei Brüder, welche mit vornehmen Pisanern in naher Verwandtschaft standen und deshalb besonders von Pisa unterstützt wurden, Bareso, den Richter von Arborea (Oristano) in die größte Bedrängniß brachten. Dieser, ein reicher Fürst, wandte sich deshalb an zwei vornehme Genuesen mit der Bitte, sich beim Kaiser für ihn zu verwenden, und seine Bitte fand Gehör. Sie verhalfen dem Bischof Hugo von S. Julia zur Ueberfahrt, und dieser ging mit ihnen als Abgeordneter Baresos nach Parma. Der Sardinier ließ hier durch den Bischof dem Kaiser versprechen, daß er, wenn dieser ihn zum Könige Siciliens erheben wolle, dafür einen Tribut von 4000 Mark zahlen werde. In der That ging Friedrich nach dem Rathe der Fürsten auf dieses Anerbieten ein; es war gewiß nicht allein das Geld, welches ihn bestimmte, sondern weit mehr das Verlangen, sein Recht auf Sardinien der Welt zu zeigen. Er erklärte den zu Parma anwesenden genuesischen Gesandten, daß es sein Wille sei, Bareso zum König von Sardinien zu krönen; den Markgrafen Opizo Malaspina, den Grafen Gebhard von Leuchtenberg und zwei vornehme Pavesen, Oberto von Olevano und Burgonzo Sannazari, werde er als seine Gesandten nach Sardinien schicken und diesen Gesandten solle Pavia bis Genua, Genua aber dann weiter nach Sardinien das Geleit geben. Den anwesenden pisanischen Gesandten aber eröffnete er, daß er von der Treue der Stadt erwarte, daß auch sie dem Bareso keine Schwierigkeiten bereiten würde. Die Pisaner gaben zur Antwort: Bareso sei ihr Gegner und des Kaisers Absichten zum Nachtheile der Stadt. Als der Kaiser dies vernahm, theilte er sogleich angesichts der Pisaner die Antwort derselben den Genuesen mit und fragte sie, ob sie auch gegen den Willen Pisas die Sache ausrichten könnten. Die Genuesen erwiderten: „Wir können es ausführen und werden es thun, ob sie wollen oder nicht." Sie sprachen dies vor den Pisanern um so nachdrücklicher aus, weil diese schon vorher hatten verlauten lassen: ohne ihren Willen werde Genua niemals Bareso aus Sardinien fortschaffen können.

So schmerzlich den Pisanern die Absichten des Kaisers in Bezug auf Sardinien waren, störten sie doch ihr vertrautes Verhältniß zu ihm mit Nichten; vielmehr luden sie ihn gerade damals ein, ihre Stadt zu besuchen, und er eröffnete ihnen die Aussicht schon in nächster Zeit ihren Wunsch zu erfüllen. Die Stadt hatte inzwischen neue Rüstungen

gemacht und Fahrzeuge gebaut, um die Pferde des kaiserlichen Heers zu transportiren. Die Eintracht zwischen dem Kaiser und der Stadt schien um so mehr gefordert, als auf dem Reichstage auch der alte Welf erschienen war. Er hatte seinem Sohne die schwäbischen Erbgüter des Hauses, auch die Besitzungen, welche er als Erbtheil der Mutter zu erwarten hatte, übergeben und war über die Alpen gegangen, um wiederzugewinnen, was er im Süden an Machtstellung eingebüßt hatte. Hochfahrend und drohend verlangte er jetzt auf dem Reichstage alle seine Rechte im Herzogthum Spoleto und in der Markgrafschaft Tuscien zurück. Aber der Kaiser trat ihm auf das Schärfste entgegen; ohne seinen Zweck erreicht zu haben verließ Welf nicht ohne Beschämung den Kaiser und Parma.

Von großer Wichtigkeit mußte es für den Kaiser sein, daß sich auf dem Reichstage auch Gesandte der Republik Venedig einfanden und friedliche Anerbietungen machten. Schon seit geraumer Zeit war das Verhältniß des Kaisers höchst feindlich; Jahr und Tag stand Venedig mit den benachbarten kaiserlichen Städten in Krieg, und dieser Krieg drohte eben damals die bedenklichste Wendung zu nehmen. Der Kaiser wies die Anerbietungen Venedigs nicht zurück, schickte vielmehr angesehene Männer mit den Gesandten nach der Inselstadt, um die Verhandlungen fortzusetzen. Wie wenig jedoch auf diesem Wege zu erreichen war, zeigte sich schon in der nächsten Zeit.

Merkwürdiger Weise stellte sich zu Parma auch der von seinem Neffen vertriebene König Stephan IV. von Ungarn ein. Schon einmal vor Jahren*) hatte er persönlich die Hülfe Friedrichs in Anspruch genommen und war damals nicht abgewiesen worden. So kam er jetzt, wo er von Constantinopel so gut wie aufgegeben war, abermals zu Friedrich, verlangte von ihm mit Ungarn belehnt zu werden und versprach einen Tribut von 3000 Mark zu zahlen. Aber er erreichte Nichts beim Kaiser, der schon durch die Stellung, welche der Böhmenkönig zu den ungarischen Angelegenheiten genommen hatte, gebunden sein mußte; überdies war er auch von dem jungen Ungarnkönig selbst, der ihm 5000 Mark versprochen hatte, in dessen Interesse gezogen worden.

Auf dem Reichstage drangen deutsche Fürsten in den Kaiser, daß er einer langen Fehde zwischen seinen Oheimen, dem Herzog Heinrich von

*) Im Jahre 1158. Vergl. S. 128.

Oesterreich und dem Bischof Konrad von Passau, endlich ein Ziel setzen möge. Auch dem Kaiser lag die Sache am Herzen, und er erließ alsbald ein Schreiben an den Erzbischof Eberhard von Salzburg, um den Streit zum Austrag zu bringen. Eberhard, bestimmte er, solle mit den Bischöfen von Brixen und Gurk und, wo möglich, auch mit dem Markgrafen von Steiermark, den beiden streitenden Brüdern Ort und Zeit zu einer Tagfahrt bestimmen, dort ihre gegenseitigen Klagen vernehmen und, wenn es irgend thunlich, eine endgültige Beilegung des Streits herbeiführen, wenn dies nicht gelänge, ihnen Waffenstillstand unter sicheren Bürgschaften gebieten, dann werde er, der Kaiser, entweder selbst in Bälde mit geringem Gefolge über die Alpen kommen oder seinen Oheimen an der Grenze der Veroneser Mark den Tag zu einer Zusammenkunft bestimmen.

Offenbar war es schon zur Zeit des Reichstags sehr fraglich, ob der Kaiser zur bestimmten Zeit gegen Apulien aufbrechen werde. Binnen Kurzem stellte sich heraus, daß dies unmöglich war. Der Kaiser ging von Parma über Lodi nach Pavia, wo er am 2. April eintraf und dann bis in die Mitte des Juni verweilen mußte. Denn er litt an einem Wechselfieber und auch seine Gemahlin erkrankte in Folge einer unglücklichen Niederkunft. Unter diesen Umständen konnte er die beabsichtigte Reise nach Sarzana und Pisa nicht unternehmen. An seiner Stelle schickte er den Erzbischof von Köln in Begleitung mehrerer Fürsten über den Apennin. Am 11. April zog Rainald in Pisa ein und ward von der Bürgerschaft ehrenvoll empfangen. Nur der Erzbischof Villanus, der inzwischen nach der Stadt zurückgekehrt war, hielt sich mit seinem Klerus von dem kaiserlichen Gesandten fern, und das Osterfest konnte deshalb nicht mit den gewohnten Feierlichkeiten begangen werden. Nach Ostern begab sich Rainald nach S. Genesio, wohin er die Consuln der Städte, alle Grafen und Valvassoren aus Tuscien beschieden hatte; er wird ihnen verkündigt haben, daß der Auszug des Heeres verschoben sei.

Tod Victors IV. Wahl Paschalis III.

Im Anfange des April, etwa zu derselben Zeit mit Rainald, war Papst Victor über den Apennin gegangen. Seit der Paveser Synode hatte er die Länder südlich desselben nicht mehr betreten, und wir wissen

nicht, was ihn jetzt bestimmte, die Lombardei zu verlassen. Dachte er an eine Rückkehr nach Rom? Oder wollte er unter Rainalds Beistand seine Autorität in den tuscischen Städten, namentlich in Pisa, dauernd feststellen? Was er auch beabsichtigen mochte, der Tod setzte schnell seinen Absichten ein Ziel. In Lucca angekommen, verfiel er in eine schwere Krankheit. Nach einer von feindlicher Seite herrührenden Nachricht, tobte er fünfzehn Tage vor seinem Tode im Wahnsinn, so daß er von Gott und sich Nichts wußte. Nach einem anderen, von einem seiner Anhänger stammenden Bericht soll er neun Tage in der Agonie gelegen, aber noch im Sterben Wunder vollführt haben, die sich dann an seinem Grabe wiederholten. Sowohl die Domherren, wie die Kanoniker zu S. Fridian verweigerten dem Excommunicirten ein Grab in ihrer Kirche; so wurde der Leichnam von der Dienerschaft des Verstorbenen und Leuten des Kaisers nach einem Kloster vor der Stadt gebracht und dort beigesetzt. Die kirchlichen Geräthe, welche der Papst mit sich geführt hatte, seine Pferde und seine anderen nur geringen Habseligkeiten brachte man nach Pavia zum Kaiser, wohl nur um sie dort sicher zu bergen.

Glaubhaft wird versichert, daß Alexander, als er zu Sens sichere Kunde von dem Tode Victors erhielt, in Thränen ausgebrochen sei und den Cardinälen, die über das klägliche Ende des gehaßten Mannes in Frohlocken ausbrachen, schwere Vorwürfe gemacht habe. Diese Thränen ehren Alexander, aber sie zeigen zugleich, daß Octavian kein unbedeutender Mann gewesen war, obschon er seine Rolle als Gegenpapst nicht mit sonderlichem Glanze gespielt hatte.

Als ein Römer von vornehmer Geburt, ansehnlichem Vermögen und einnehmenden Sitten hatte er jung eine angesehene Stellung in der römischen Curie gewonnen und war von Eugen III. und Hadrian IV. in den wichtigsten Geschäften benutzt worden. Der Zufall wollte, daß er sich in Deutschland Freunde gewann, und er galt seitdem unter den Cardinälen als der Patron der Deutschen. Wir können es ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er der sicilischen Partei an der Curie sich mannhaft entgegenstellte und Alles aufbot, um einen Bruch der römischen Kirche mit Kaiser Friedrich zu verhüten, aber gerade dies war der Wendepunkt seines Lebens. Da ihm zuletzt kein anderer Ausweg blieb, hatte er selbst mit kecker Hand nach dem päpstlichen Mantel gegriffen und die höchste geistliche Würde in bedenklicher Weise an sich gebracht.

Seine Seele war dabei gewiß nicht frei von Ehrgeiz; denn von jeher hatte er den äußeren Glanz geliebt. Aber er unterwarf dann doch seine Wahl dem Urtheile der Kirche. Mehrere Synoden sprachen sich zu seinem Gunsten aus, doch nicht so sehr diese Synoden, als das politische Interesse des Kaisers hielt ihn aufrecht. Der Kaiser konnte und wollte Alexander, den offenen Bundesgenossen seiner Feinde, nicht anerkennen, deshalb fand Victor, soweit der Arm des Kaisers reichte, zahlreichen Anhang, aber Alle, welche in der wachsenden Macht des Kaiserthums eine Gefahr in staatlicher und kirchlicher Beziehung sahen, wurden seine unversöhnlichen Feinde. Sie fielen seinem Widersacher zu, der ihm ohnehin an Umsicht, Thätigkeit und Entschlossenheit weit überlegen war. Ein Papstthum, welches sich an die Fersen des Kaiserthums heften mußte, konnte in jener Zeit keine nachhaltigen Sympathien erregen, und das Traurigste für Victor war, daß er nicht einmal des Kaisers immer sicher war.

Die Gewissensräthe des Kaisers, wie Hartmann von Brixen, gehörten der ascetischen Richtung an, die sich mehr und mehr Alexander zuneigte. Daher kam es, daß der Kaiser auch während des Schisma immer mit den deutschen Bischöfen, die Victor Obedienz versagten, in nahen Beziehungen blieb, daß er Geistliche auf die ersten Bischofsstühle des Reichs erhob, deren Abneigung gegen den von ihm geschützten Papst kaum ein Geheimniß war. Man fühlte, daß es nur die Politik war, die ihn an Victor fesselte, und eine Wendung in derselben nicht unmöglich war, welcher der Gegenpapst zum Opfer fallen konnte. So erklärt sich auch, daß die neuerwählten Erzbischöfe und Bischöfe — selbst Rainald von Köln — immer und immer wieder ihre Weihe verschoben; es erschien ihnen nicht ohne Gefahr, sich von Victor oder einem seiner Anhänger consecriren zu lassen.

Besonders seit den unglücklichen Vorgängen an der Saône-Brücke empfand der Kaiser schwer die Nachtheile, welche seiner Politik aus der Fortdauer des Schisma erwuchsen. Wir wissen, wie er zu Mainz mit Eberhard von Salzburg, den Legaten Alexanders in Deutschland, zusammentraf, wie er bald darauf in Nürnberg Vertrauensmännern Alexanders Vorschläge zu einer Herstellung der Kircheneinheit machte. Der Patriarch von Aquileja, der dann im November beim Kaiser in Lodi gewesen war, kam wenig später mit dem Bischof von Concordia zu Eberhard nach Salzburg und theilte ihm mit, daß es der Wille des

Kaisers sei, durch kirchliche Männer das Schisma zum Austrag zu bringen und daß auch der damals in Venedig weilende Cardinal Hildebrand von der Möglichkeit eines Ausgleichs überzeugt sei; nur darüber bestände Zweifel, ob die Sache durch ein Concil oder durch einen Schiedsrichterspruch ausgetragen werden solle. Eberhard wünschte nicht minder das Ende des Schisma, meinte aber, daß man ohne Anregung des Papstes sich zuwartend verhalten solle. Indessen auch Alexander entschloß sich bald eine neue Gesandtschaft mit Friedensanerbietungen an den Kaiser zu schicken.

Diese Verhandlungen, wie gering auch immer noch die Aussicht auf ernstere Folgen derselben waren, mußten Victor mit Sorgen erfüllen. Ueberdies lebte er schon seit längerer Zeit in bedrängten Verhältnissen. Seine Schätze waren aufgewendet, und der Kaiser scheint ihn nicht eben reichlich unterstützt zu haben. In Deutschland hatte er Collecten gesammelt, und auch in der Lombardei wird er kaum anderes den Aufwand seines Hofes haben bestreiten können.

Die letzte Begegnung, die unseres Wissens Victor mit dem Kaiser hatte, verrieth deutlich, wie wenig ein völliges Einverständniß zwischen ihnen herrschte. Der Bischof Udalrich von Treviso, ein Anhänger Alexanders, war von Victor excommunicirt worden und hatte in Folge dessen die Regalien verloren. Dennoch hatte der Kaiser sich seiner bedient, um eine Botschaft an Eberhard von Salzburg gelangen zu lassen. Auf der Reise war der Bischof auf Betrieb eines Grafen gefangen genommen, bald aber auf die Verwendung Eberhards wieder befreit worden. Wenig später kam er auf den Befehl des Kaisers an den Hof — es wird wohl im Anfange des April zu Pavia gewesen sein — und Nichts fürchtete er mehr, als hier Victor, der eben damals auch am Hofe erschien, Obedienz leisten zu müssen. In der That verlangte dieser, daß der Bischof ihm Gehorsam schwören solle, denn nur unter dieser Bedingung werde er ihn absolviren. Aber der Kaiser widersetzte sich der Forderung des Papstes, um den Bischof vor einem Meineide zu bewahren, und erklärte, er werde demselben, auch wenn er nicht absolvirt, die Regalien zurückgeben, da er ungerecht derselben beraubt sei. Dadurch über alle Maßen erschreckt, willigte der Papst in die völlige Herstellung des Bischofs, der nun auch seine Klagen über die Gewaltthätigkeit des Grafen vorbrachte und zugleich erklärte, daß er aus Dankbarkeit gegen Erzbischof Eberhard diesem gelobt hätte,

ihm in allen Stücken zu folgen. Der Kaiser versprach die Gewaltthat des Grafen zu bestrafen, doch wolle er zuvor abwarten, wie sich Erzbischof Eberhard und seine Freunde verhielten und ob eine Besserung der kirchlichen Zustände eintrete.

Wir kennen diese Vorgänge nur aus einem Schreiben des Trevisaner Bischofs an Erzbischof Eberhard, worin er vor Allem ihn bittet, bei der Zusammenkunft, die er demnächst mit den Patriarchen von Aquileja und anderen Fürsten haben werde, Beschlüsse zu fassen, wie sie sich für den Kaiser und für ihn, den Erzbischof, geziemten. Er berichtet diesem zugleich, daß der vertriebene Bischof von Pavia mit den Cardinälen Hyacinth und Wilhelm als päpstliche Gesandte zu Susa erschienen seien, um Geleit an den Hof gebeten hätten und ihnen Erzbischof Rainald und Graf Guido von Biandrate entgegengeschickt seien. Wenn die Botschaft der Gesandten, meint der Berichterstatter, mit den früher getroffenen Bestimmungen im Einklange sei, würden sie wohl ohne Weiteres sich an den Hof begeben haben; wäre jenes aber nicht der Fall, so würde auch in der Hauptsache wohl Nichts erreicht werden.

Es steht dahin, ob die Gesandten Alexanders zu dem Kaiser gelangt sind; wir erfahren nur, daß der Bischof von Pavia — derselbe Mann, welchem der Kaiser seine ersten Friedensvorschläge anvertraute, — noch im Kloster S. Michele bei Susa sich aufhielt, als Papst Victor starb, und der Kaiser ihn sogleich nach Pavia bescheiden ließ. Sehr glaublich ist, daß Erzbischof Konrad von Mainz damals dringend rieth den so günstigen Augenblick zur Beseitigung des Schisma zu benutzen. In der That soll der Kaiser einige Tage unschlüssig über den jetzt einzuhaltenden Weg gewesen sein und sogar ein Schreiben an Rainald mit dem Befehl erlassen haben, eine neue Papstwahl zu hindern.

Rainald war auf die Nachricht vom Tode des Papstes sogleich von S. Genesio nach dem nahen Lucca geeilt. Der Tod und das Begräbniß hatten auch andere Bischöfe und Kleriker aus Tuscien und der Lombardei dort versammelt; auch Bischof Heinrich von Lüttich war erschienen. Darüber, daß alle dort Anwesenden unter dem Einfluß Rainalds standen, kann kein Zweifel obwalten, und ihm vor Allem muß es deshalb beigemessen werden, wenn unmittelbar nach dem Begräbniß Victors am 22. April die Cardinäle desselben sich ein neues

Oberhaupt in Guido von Crema, dem Cardinalpriester vom Titel des heiligen Calixtus, zu wählen entschlossen.

Guido war von jeher ein heftiger Gegner der sicilischen Partei gewesen, an der Wahl Victors hatte er einen hervorragenden Antheil gehabt und dann dessen Sache mit Beredsamkeit auf mehreren Synoden vertreten. Seine Abstammung von einem sehr vornehmen Geschlecht — er rühmte sich der Blutsverwandtschaft mit dem Könige von Frankreich — seine Bildung und Geschäftskenntniß hatten ihm ein besonderes Ansehen verliehen, so daß er vor Anderen würdig erscheinen konnte auf den Stuhl Petri erhoben zu werden. Von dem ursprünglichen Anhange Octavians war außer ihm nur noch der Cardinal Johann übrig, jetzt erwählter Bischof von Albano; er war auch bei Guidos Wahl betheiligt, alle anderen Cardinäle waren Creaturen Victors. Von Meinungsverschiedenheiten konnte unter den Wählern keine Rede sein, so daß die Wahl sich ohne Hindernisse schnell bewerkstelligen ließ. Daß man außerhalb Roms wählte, verstieß nicht gegen die kanonischen Vorschriften; überdies glaubte man das römische Volk in dem freilich längst im Exil lebenden Präfecten Petrus und einigen vornehmen Römern vertreten; auch die Anwesenheit von mehreren Bischöfen und anderen Geistlichen bei der Wahl war nicht unkanonisch, konnte vielmehr nur dazu dienen, die Feierlichkeit zu erhöhen. Anstößig war es dagegen, daß bei der Weihe, die man beeilte und die schon am nächsten Sonntag (26. April) in Lucca stattfand, keiner der Cardinalbischöfe fungirte, sondern der Bischof Heinrich von Lüttich, der Podestà des Kaisers in Mailand, die Stelle des Consecrators übernahm.

In öffentlicher Volksversammlung ließ Rainald sogleich in Lucca Paschalis III. — diesen Namen hatte Guido angenommen — als dem rechtmäßigen Papst schwören, dann eilte er nach S. Genesio zurück, wo sich inzwischen die Herren Tusciens und die Consuln der Städte versammelt hatten. Besonders zuvorkommend bewies er sich hier gegen die Abgeordneten Pisas. Am 2. Mai stellte er zu ihren Diensten den Grafen Waltan von Volterra, einen Deutschen, mit dessen Hülfe die Stadt dann ihre Herrschaft im ganzen Umfange der alten Grafschaft befestigte. Unmittelbar darauf eilte Rainald zum Kaiser nach Pavia zurück. Paschalis blieb in Tuscien, wahrscheinlich in Lucca. Am 30. November führte ihn der kaiserliche Kanzler Christian nach Pisa, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde, doch verließ der Erzbischof

mit einem Theile des Klerus die durch die Gegenwart des schismatischen Papstes befleckte Stadt. Paschalis verweilte in Pisa, bis ihn im folgenden Jahre der Kanzler nach Viterbo geleitete.

Der wohlunterrichtete Biograph Alexanders III. versichert, daß nach dem Tode Victors zunächst die beiden Cardinäle, welche allein von den Urhebern des Schisma noch übrig waren, die Wahl eines neuen Gegenpapstes in Angriff genommen hätten; denn sie hätten das Uebelste für sich befürchtet, wenn auch ohne Grund, wofern sie sich Alexander zu unterwerfen gezwungen worden wären. Es wird sich nicht bestreiten lassen, daß die Wahl besonders von jenen beiden Cardinälen betrieben wurde, aber sie und die anderen Cardinäle würden doch sicherlich nicht zu der Wahl geschritten sein, wenn sie nicht in Rainalds Absichten gelegen hätte. Von jeher der Vertreter der Politik, welche die Rechte des Imperium Rom gegenüber am schärfsten betonte, mußte er vor Allem das Opfer eines Ausgleichs zu werden fürchten, welchen der Kaiser, wie Alexander, zu wünschen schien. So ließ er die Wahl nicht nur geschehen, sondern ist nicht mit Unrecht als ihr eigentlicher Urheber betrachtet worden.

Wie einst Victor, war Paschalis ohne Einwirkung, ja ohne Mitwissen des Kaisers gewählt worden. Dennoch konnte die Wahl als Friedrichs Werk erscheinen, da sein vornehmster Rath sie veranlaßt, einer seiner Vertrauten den Gewählten geweiht hatte, und er selbst sich alsbald Paschalis als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen entschloß. Geschah es, um nicht mit Männern, die ihm bisher die werthvollsten Dienste geleistet hatten, zu brechen? Oder leiteten ihn nicht sowohl persönliche Rücksichten auf Rainald und Heinrich, wie die Einsicht, daß mit Alexander, der seine Sache keinem Gericht unterwerfen wollte und der immer von Neuem den Feinden des Reichs die Hand bot, doch kein Abkommen zu treffen sei? Es giebt darauf keine Antwort. Sobald der Entschluß des Kaisers aber gefaßt war, schwanden alle die Friedensaussichten, mit denen er und mit ihm Andere sich geschmeichelt hatten. Der Krieg mit dem römischen Bischof, der unter dem Schutze König Ludwigs ihm immer neue Feinde erweckte, mußte fortgeführt werden, und zwar mit neuen und schärferen Waffen, als er sie bisher gebraucht hatte.

Der Tod Victors gab dem Schisma, welches schon im Erlöschen schien, neue Nahrung und Kraft. Viele Anhänger des verstorbenen

Papstes waren, wie sich bald zeigte, nicht geneigt auch seinem Nachfolger sich anzuschließen, und damit wurde die Stellung des Kaisers bei der Fortsetzung des kirchlichen Kampfs ungünstiger, als sie es bisher gewesen war. Aber noch bedenklicher als dieser Kampf war für den Augenblick eine Bewegung, welche sich auf dem lombardischen Boden erhob und deutlich verrieth, wie die Herrschaft des Kaisers hier noch keineswegs gesichert war.

Kämpfe mit Venedig und dem Veroneser Bunde.

Friedrich hatte in den Anfängen seiner Regierung in durchaus freundlichen Beziehungen zu der Republik Venedig gestanden; dem Dogen Domenico Manroceno hatte er 1154 die Verträge seiner Vorgänger erneuert. Auch Vitale Michiel II., der im Jahre 1156 als Doge folgte, erhielt anfangs das gute Vernehmen mit dem Kaiser; noch auf dem Reichstage zu Besançon 1157 waren Gesandte Venedigs erschienen. Erst mit dem Ausbruche des Schisma trat eine Spannung zwischen dem Kaiser und der Republik ein. Der Patriarch Heinrich von Grado erklärte sich für Alexander, ihm folgte der Doge und die Stadt; alexandrinische Cardinäle nahmen alsbald ihren Sitz in derselben und unterhielten von hier aus mit dem Salzburgischen und Ungarn Verbindungen, welche der kaiserlichen Sache hinderlich waren. Dennoch verkehrten auch noch im Oktober 1161 Gesandte Friedrichs friedlich in der Stadt, so wenig die Stimmung in derselben ihm günstig war.*)

Mit dem Falle Mailands wuchs in Venedig die Besorgniß, daß auch die Freiheit der Republik beeinträchtigt werden könne. Der Doge hielt es für gerathen, nicht allein den schon von seinem Vorgänger geschlossenen Vertrag mit Wilhelm von Sicilien zu erneuern, sondern auch in nähere Beziehungen zu Kaiser Manuel zu treten, den Friedrichs wachsende Macht mit nicht geringeren Befürchtungen erfüllte. Bei den Absichten, welche Manuel in Bezug auf Ungarn und Italien hegte, mußte die Freundschaft Venedigs ihm überaus werthvoll sein; gleichviel, ob er sie suchte oder sie ihm angeboten wurde, er ging einen Bund ein, den er freilich geheim gehalten wünschte, mit der Republik gegen

*) Vgl. S. 45. 121. 274.

Friedrich und sandte alsbald einen gewissen Nicephorus Chaluphes mit großen Geldsummen nach Venedig.

Indessen war es schon zum offenen Bruch zwischen dem Kaiser und der Republik gekommen. In dem Vertrage, welchen der Kaiser im Juni 1162 mit Genua schloß, wird Venedig bereits als eine feindliche Stadt bezeichnet.*) Alle Straßen zu Lande wurden den Venetianern gesperrt, so daß ihnen nur noch das Meer offen stand. Zugleich griffen die benachbarten Städte Italiens im Auftrage des Kaisers Venedig an. Die Veronesen, Paduaner und Ferraresen nahmen die Burg Capo d'Argine, nahe bei Chioggia, und zerstörten sie; mehrere Venetianer, welche die Burg vertheidigten, wurden gefangen genommen. Darauf zogen die Venetianer mit einer Flotte aus, nahmen im Podelta die Städte Adria und Ariano, plünderten sie und schleppten die Bewohner, Männer und Weiber, in die Gefangenschaft. Der Doge schlug jedoch bald, um Venedig zu sichern, einen noch wirksameren Weg ein. Er suchte durch Geldbestechung die Städte der Veroneser Mark gegen den Kaiser zu gewinnen, namentlich Verona selbst, und diese seine Bemühungen hatten Erfolg.

Von jeher hatte Friedrich den Veronesen wenig getraut. Die Nachstellungen, welche man ihm auf der Rückkehr von seinem ersten italienischen Zuge an der Etschklause bereitet hatte, waren nie von ihm vergessen. Der Widerstand, den ihm Turisindo im Jahre 1158 in Garda bereitete, maß er den Veronesen bei, und sie mußten denselben mit der Verheerung ihres Gebietes büßen. Auch den erneuten Widerstand Turisindos in der letzten Zeit wird er in Zusammenhang mit der widerspenstigen Gesinnung der Veronesen gebracht haben.**) Omnebonum, der Bischof der Stadt, verkehrte vielfach am Hofe des Kaisers, war aber ein Anhänger Alexanders, mit dem er in vertraulichem Briefwechsel stand. Als der höchste weltliche Beamte in der Stadt erscheint noch im November 1163 ein vornehmer Veronese, Albert Tenca, der als Rector und ordentlicher Richter des Kaisers bezeichnet wird, doch eine ähnliche Stellung bereits in der Zeit der städtischen Freiheit bekleidet hatte; wie weit der Kaiser ihm trauen durfte, steht dahin. Die enge Verbindung, in die Friedrich dann mit dem Bischof Albert

*) Vergl. S. 312.
**) Vergl. S. 171. 313. 314.

von Trient trat, den er zu seinem Vicar in den richterlichen Geschäften bestellte, und die Verleihung der Burg Garda an den getreuen Otto von Wittelsbach weisen in gleicher Weise darauf hin, daß sein Argwohn gegen Verona nie ruhte. Durch die durchgreifende Strenge des Wittelsbachers fühlten sich die Veronesen besonders verletzt; mit den Bedrückungen des Pfalzgrafen haben sie es zu rechtfertigen gesucht, daß sie den Anerbietungen des Dogen Gehör schenkten.

Wir wissen, wie Venedig noch auf dem Reichstage zu Parma dem Kaiser Friedensanerbietungen machte, wie dieser darauf angesehene Männer, um Verhandlungen zu pflegen, nach Venedig schickte. Aber die Verhandlungen scheiterten und hatten lediglich den Erfolg, daß die Fäden der gegen den Kaiser gerichteten Verbindung, nachdem sie schon im Winter angesponnen, im Frühjahr fest zusammengezogen wurden. Venedig hatte die für jene Zeit ungewöhnlich hohe Summe von 12,000 Mark aufgewendet, um den Bund mit Verona, Vicenza und Padua zum Abschluß zu bringen. Es wurde ein Bundesvertrag förmlich beschworen, und in demselben erklärten die verschworenen Städte, daß sie zwar die alten kaiserlichen Rechte nicht antasten wollten, aber fortan Friedrich nicht mehr leisten würden, als ihre Vorfahren Karl und anderen rechtgläubigen Kaisern geleistet hätten.

Die Bundesgenossen hatten auch auf den Beitritt von Treviso gerechnet, aber der Kaiser hatte diese Stadt durch große Zugeständnisse in der Treue zu erhalten gewußt. Indem er erklärte, daß die Trevisaner ohne sein Wissen durch seine Beamten bedrückt seien, gewährte er ihnen unter Wahrung der Reichsrechte die freie Wahl der Consuln und bestätigte alle Befugnisse, welche diese bisher gehabt hatten; die Stadt sollte ferner das Befestigungsrecht besitzen und die Geiseln, welche sie dem Kaiser gestellt, zurückerhalten, zu dem Kriegszuge gegen Sicilien keinen Zuzug zu leisten, auch das Fodrum nicht zu zahlen haben, zu dem sich die Bürger bereits eidlich verpflichtet hatten, endlich sollten die Abgaben, welche den Kaufleuten auferlegt waren, und die neueingeführten Steuern nicht weiter erhoben werden. Es war etwa um dieselbe Zeit, daß der Kaiser den Bischof von Treviso trotz dessen alexandrinischer Gesinnung die Regalien zurückgab; auch dies wird dazu mitgewirkt haben, die Trevisaner für den Kaiser zu gewinnen.

Angesichts der drohenden Gefahr hatte Friedrich Versuche gemacht, auch noch Verona und die ihm verbündeten Städte der Mark vom

Abfall abzuhalten. Er hatte Männer von Pavia, Novara, Lodi und Como nach Verona geschickt und durch sie das Anerbieten machen lassen, daß er, wenn die Verbündeten von seinen Beamten beschwert seien, nach einem Schiedsrichterspruche angesehener Lombarden Abhülfe schaffen wolle. Die Gesandten hatten auf einer Versammlung der Verbündeten zu Verona ihren Auftrag erfüllt, aber nicht mehr erreicht, als daß die Städte noch eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Pavia zu schicken sich entschlossen. Hier wurde dann viel über den Frieden gesprochen, doch war mit Worten nichts mehr zu erreichen; das Ergebniß der Verhandlungen war, daß der Kaiser klar den Abfall der Städte erkannte.

Schon hatten die Städte Vicenza und Padua die Waffen ergriffen, und der Kaiser mußte wider Willen rüsten, um den Kampf mit ihnen aufzunehmen. Er forderte Erzbischof Eberhard von Salzburg auf, in Eile ein möglichst großes Heer zu sammeln und sich mit demselben zu Pfingsten (31. Mai) bei Treviso einzustellen. Eine ähnliche Aufforderung wird auch an andere deutsche Fürsten in Eberhards Nachbarschaft ergangen sein. Den Angriff auf Verona wollte der Kaiser selbst unternehmen, und er rechnete dabei besonders auf die Unterstützung der Lombarden. Aber es erschwerte seine Lage, daß der Aufstand in der Veroneser Mark auch in anderen Theilen der Lombardei Sympathien fand. Wir lesen in einem gleichzeitigen Bericht, schon gegen Ende Aprils hätten die Städte Italiens nicht mehr dem Kaiser den früheren Gehorsam gezeigt, selbst die Paveſen und Cremoneſen, die ihm besonders Italien unterworfen, hätten ihm offen ausgesprochen, daß sie von ihm abfallen würden, wenn er nicht von seinem tyrannischen Verfahren lassen und ein gesetzliches Regiment einführen wolle, bei dem sie frei, wie zu den Zeiten der früheren Kaiser, leben könnten. Dieser Bericht ist sicher nicht frei von Uebertreibungen, aber eben so sicher ist, daß die Lombarden nur ungern dem Kaiser gegen Verona folgten.

Nur durch schwere Opfer erhielt Friedrich die der Veroneser Mark benachbarten Städte Ferrara und Mantua im Gehorsam. Am 24. Mai stellte er Ferrara ein Privilegium aus, worin er der Stadt, weil sie im Kriege gegen Venedig, Padua, Vicenza und Verona manche Beschwerden und Ausgaben für ihn werde tragen müssen, die freie Wahl der Consuln, die Gerichtsbarkeit und andere Befugnisse unter Wahrung

der Reichsrechte zugesteht. Am 27. Mai erhielt Mantua, besonders auf die Verwendung des getreuen Bischofs Garsidonius, noch größere Zugeständnisse verbrieft. Der Kaiser schenkte den Mantuanern den Zins, den sie bisher für die Regalien gezahlt, erließ ihnen die Heeresfolge, nicht allein im Kriege gegen Rom, Apulien, Sicilien und Calabrien, sondern auch gegen Venedig, Verona, Padua und Vicenza und versprach, daß weder er noch die Seinigen im Kampfe gegen diese Städte Mantua ohne Einwilligung der Bürger betreten würden. Außerdem ließ er in seinem Namen beschwören, daß der Stadt alle Rechte, welche sie vor seiner Ankunft in Italien gehabt hätte, in Zukunft wieder zustehen sollten, daß er die Stadt und ihre Vorstädte nie selbst zerstören oder durch Andere zerstören lassen, sondern immer unverletzt erhalten werde, daß er endlich, wenn sich Mantua freiwillig zu seinen Gunsten an dem Kriege gegen die genannten Städte betheiligen sollte, er ohne die Einwilligung der Bürgerschaft den Frieden nicht abschließen würde. Dagegen schwuren die Mantuaner, daß sie keinen Vertrag oder Bund mit den genannten Städten geschlossen hätten oder während der Dauer des Krieges schließen würden. Denselben Eid sollten auch die während des Krieges neueintretenden Consuln dem Kaiser leisten.

Wie sehr dem Kaiser darum zu thun war, streitbare Männer für den Kampf gegen die aufständigen Städte zu gewinnen, zeigt eine Urkunde, welche er am 28. Mai seinen Getreuen den Brüdern Udalrich und Friedrich von Arco ausstellen ließ. Sie hatten ihm öfters Dienste geleistet und ihm jetzt Mannschaft, namentlich gegen Verona, Padua, Vicenza und Venedig, geschworen; dagegen verpflichtete er sich ihnen jährlich 24 Pfund entweder zu Lodi oder an einem anderen ihm genehmen Orte vierzehn Tage nach Martini zahlen zu lassen, doch sollte die Verpflichtung aufhören, sobald er ihnen ein entsprechendes Lehen geben könne.

Noch vor der Mitte des Juni verließ der Kaiser Pavia. Am 15. war er in Montemalo, der erst kürzlich von Rainald im Gebiete von Lodi hergestellten Burg. Unmittelbar darauf zog er gegen Verona. Das Heer, welches er mit sich führte, bestand fast ganz aus Lombarden; nur wenige Deutsche waren in demselben, und aus Burgund war, wie es scheint, ihm gar kein Zuzug gekommen. Der Kaiser drang bis Vacaldo in der unmittelbaren Nähe von Verona vor; mehrere Dörfer

und Burgen wurden von ihm zerstört, aber zu einem entscheidenden Schlage kam es nicht. Verona hatte mit Hülfe seiner Verbündeten ein stärkeres Heer, als der Kaiser, zusammengebracht. Fünf Tage lag es mit demselben um Johannis (24. Juni) dem Feinde gegenüber. Aber Friedrich glaubte bei seinen geringen deutschen Streitkräften und der Unzuverlässigkeit seiner italienischen Schaaren eine Schlacht nicht wagen zu dürfen und zog sich mit seinem Heere zurück. Am 10. Juli war er wieder in der Ebene am Gardasee. Sein Heer löste sich auf, er selbst kehrte alsbald nach Pavia zurück. Der Kriegszug war eben so kurz als erfolglos gewesen.

Das Unternehmen gegen Verona hatte in der Stadt selbst noch ein trauriges Nachspiel. Elf vornehme Veronesen, sieben vom Stande der Capitane und vier Valvassoren, standen in dem Verdacht, die Stadt an den Kaiser verrathen zu wollen; sie wurden in den Kerker bei der Kirche S. Marco geworfen und am 15. September hingerichtet. Die Veronesen setzten den Krieg gegen die Kaiserlichen in ihrer Umgegend auch in der nächsten Zeit nicht ohne Glück fort. Im März 1165 nahmen sie die Burg Rivoli über der Etschklause, welche seit sieben Jahren in deutschen Händen gewesen war*).

In unmittelbarer Verbindung mit dem Angriffe des Kaisers auf Verona scheint ein Unternehmen des Patriarchen Udalrich von Aquileja gestanden zu haben, welches einen nicht minder unglücklichen Ausgang hatte. Mit einem nicht unbedeutenden Heere brach der Patriarch — wahrscheinlich im Sommer 1164 — gegen Grado auf, um sich der nahen Burg zu bemächtigen. Als der Doge hiervon Kunde erhielt, sandte er alle bereiten Galeeren gegen Grado; eine derselben, welche den anderen voraneilte, gelangte an den Ort, an welchem die Feinde sich befanden, und die Mannschaft griff den Patriarchen mit solcher Tapferkeit an, daß er und die ihn begleitenden Grafen und Herren in Gefangenschaft geriethen, ihre Leute die Flucht ergriffen und viele derselben in den Sümpfen den Untergang fanden. In Venedig herrschte große Freude, und man beging dort ein glänzendes Dankfest. Der Patriarch wurde mit etwa siebenhundert Gefährten seines mißglückten Zuges längere Zeit in der Stadt gefangen gehalten. Soviel läßt sich aus dem zuverlässigsten Bericht, den wir besitzen, entnehmen. Spätere

*) Vergl. S. 146.

venetianische Chronisten bringen dann mit diesen Vorgängen den Zins von 12 Broden und 12 Schweinen, welchen im dreizehnten Jahrhundert die Patriarchen von Aquileja am Mittwoch vor Fasten der Republik zu erlegen pflegten, in Verbindung; mit diesem Jahreszins soll sich Udalrich aus der Gefangenschaft gelöst haben. Sie erzählen zugleich von einer Heldenthat, welche die Weiber von Caorle damals gegen die Trevisaner verübt haben sollen. Als nämlich die Männer von Caorle nach Grado gezogen waren, um der Burg Beistand zu leisten, brachen die Trevisaner gegen Caorle auf, weil sie dort keinen Widerstand erwarteten. Aber die zurückgebliebenen Weiber zogen Männertracht an, ergriffen Waffen, stiegen in Schiffe und zogen den Trevisanern entgegen; diese ergriffen die Flucht, doch wurden viele, des Orts unkundig, in den Sümpfen ergriffen und nach Caorle gebracht. So sagenhaft diese Erzählung ist, scheint sie doch den historischen Grund zu haben, daß die Trevisaner das Unternehmen des Patriarchen unterstützten. Ob sich bei Treviso, wie es der Kaiser gewollt hatte, wirklich ein deutsches Heer zusammengezogen hatte, wissen wir nicht; jedenfalls hat sich Erzbischof Eberhard, der schon dem Tode entgegenging, zu Treviso nicht eingestellt.

Der Doge hatte allen Grund, mit der eingeschlagenen Politik zufrieden zu sein und bei derselben zu beharren. Er unterstützte die Veronesen weiter mit Geld und bot ihnen die Mittel, auch mit anderen Städten der Lombardei Verbindungen anzuknüpfen; zugleich fanden in Venedig die Cardinäle Alexanders und die aus ihren Sitzen vertriebenen alexandrinischen Bischöfe ein sicheres Asyl. Dabei unterhielt der Doge mit dem Kaiser von Constantinopel und dem König von Sicilien nach wie vor die freundlichsten Beziehungen. Die Republik bot für alle Friedrich feindlichen Bestrebungen einen Mittelpunkt, wie er bis dahin gefehlt hatte. Sie ist es gewesen, die ihn im entscheidenden Augenblick gehindert hat seine imperatorische Gewalt in Italien zu befestigen.

Rückkehr Erzbischof Rainalds und des Kaisers nach Deutschland.

Noch vor dem Auszuge Friedrichs gegen Verona hatte Erzbischof Rainald Italien verlassen. Seine Abwesenheit von der Heimat hatte Pfalzgraf Konrad, der Bruder des Kaisers, zu benutzen beabsichtigt,

um sich für frühere Unbill*) zu rächen; er scheint dabei auf die Unterstützung seines Neffen Friedrich von Schwaben und seines Schwagers, des Landgrafen Ludwig von Thüringen, gerechnet zu haben, die in gleicher Weise vom Erzbischof gekränkt waren. Der Pfalzgraf, ein junger Mann von mittlerer Größe, doch kräftigem Körper, blond nach der Staufer Art, sprach wenig und schien bescheiden, war aber doch nicht ohne Ehrgeiz und Herrschsucht. Schon früher war er als Obervogt des Erzstifts Trier mit dem Erzbischof Hillin in Händel gerathen und hatte eine Eidgenossenschaft der Trierer gegen ihren Erzbischof unterstützt; es bedurfte der Dazwischenkunft des Kaisers, um den Streit zwischen seinem Bruder und dem Erzbischof beizulegen (1. September 1161). Jetzt gedachte Konrad sich der vor wenigen Jahren zerstörten Burg Rineck**), die früher zur Pfalzgrafschaft gehört hatte, zu bemächtigen und sie herzustellen, um von hier aus das kölnische Gebiet zu beunruhigen. Man schrieb ihm überdies die Absicht zu, alte, längst vergessene Rechte der Pfalzgrafen im unteren Lothringen wieder zur Geltung bringen zu wollen. Rainald erhielt von den Absichten Konrads rechtzeitig Kunde und erließ Befehl, Rineck schleunigst zu besetzen und herzustellen. Die Kölner führten glücklich den Befehl aus, so daß Konrads Pläne durchkreuzt wurden. In großer Aufregung darüber, sagte der Pfalzgraf den Kölnern Fehde an: am 18. Mai wolle er sich ihnen auf dem Felde von Andernach zum Kampfe stellen. Die Kölner rüsteten ein Heer und Schiffe aus, und es gelang ihnen, ein gewaltiges Kriegsvolk — angeblich 125,000 Mann — zusammenzubringen. Sie hatten große Opfer für die Rüstungen gebracht, die sie noch nach Jahren nicht verschmerzen konnten; überdies waren viele Herren in Lothringen bei den Befürchtungen, die man vor Konrad hegte, gern zur Hülfe bereit gewesen. Zur bestimmten Zeit erschienen die Kölner auf dem Kampfplatz, aber sie warteten zwölf Tage vergeblich auf den Pfalzgrafen: dann kehrte jubelnd das Heer nach Köln zurück. Konrad war von dem übereilten Unternehmen zurückgetreten, wie ein Wanderer den raschen Schritt hemmt, wenn er die Schlange im Grase sieht.

Rainald hörte in Italien, daß die nächste Gefahr für Köln beseitigt war, nichtsdestoweniger verlangte er nach der Heimat. Der Kaiser

*) Vergl. S. 293.
**) Vergl. Bd. IV. S. 349.

entließ ihn nicht ohne einen glänzenden Beweis seiner Dankbarkeit; am 9. Juni verlieh er ihm ein ausgedehntes Gebiet auf beiden Seiten des Ticino mit dem Fodrum und allen kaiserlichen Gerechtsamen „zum Lohne", wie es in der darüber ausgestellten Urkunde heißt, „für die unermeßlichen und unzähligen Dienste." Vielleicht noch werthvoller war, daß er ihm die Reliquien der heiligen drei Könige schenkte, welche einst als eines der größten Kleinodien Mailands betrachtet waren und die Rainald jetzt nach Köln zu übertragen beschloß.

Da der Erzbischof Nachstellungen im südlichen Deutschland fürchtete, wollte er nicht auf dem nächsten Wege, sondern durch Burgund und Lothringen nach Köln zurückkehren. Es lag dies auch in den Wünschen des Kaisers, den die burgundischen Angelegenheiten nicht ohne Sorgen ließen. Es hatten sich, seitdem er das Land verlassen, die Sympathien dort für Alexander gesteigert, und man scheint nicht ohne Befürchtung vor einem französischen Angriff gewesen zu sein. Schon in der Mitte des April waren der Erzbischof Raimund von Arles, der Bischof Petrus von Marseille und der Graf Gerald von Grignan (zwischen Avignon und Valence) am kaiserlichen Hofe zu Pavia erschienen und hatten dort große Vergünstigungen erhalten; offenbar suchte der Kaiser sie dadurch in der Treue zu erhalten. Als jetzt Rainald nach Burgund ging, lag Friedrich auch daran, durch ihn burgundische Mannschaft für den Krieg gegen die aufständigen Städte in Italien zu gewinnen.

Mit ausgedehnten Vollmachten versehen verließ Rainald am 10. Juni Pavia, am 12. sandte er von Vercelli aus ein Schreiben an die Kölner, worin er sie von seiner Heimkehr unterrichtete und sie aufforderte Vorbereitungen zu einem würdigen Empfange der kostbaren Reliquien zu treffen, welche er mit sich führe. Als er nach Burgund kam, berief er die Erzbischöfe nach Vienne und verlangte zunächst von ihnen, daß sie durch Mannschaft den Kaiser in Italien unterstützen sollten. Dann aber trat er auch mit der Forderung hervor, daß sie den neuen Gegenpapst anerkennen möchten. Er erreichte mit dieser Forderung wenig; einige der Anwesenden sollen ihm sogar erklärt haben, daß sie eher bereit seien Guido von Crema zu excommuniciren, als sich ihm zu unterwerfen. Der Erzbischof wünschte darauf eine Zusammenkunft mit dem Grafen Heinrich von Troyes zu haben, aber es scheint zu derselben nicht gekommen zu sein, da sich Heinrich nach

Paris begeben hatte, um sich mit seinem Schwager zu berathen. Wir hören weiter von Rainalds Thätigkeit in Burgund nur, daß er in der Grafschaft von Lyon Befestigungen anlegen ließ, wobei er sich der Unterstützung der Bürger von Lyon und eines Grafen Girard bediente. Der Graf Guigo von Lyon und Forez, der ein Vasall der französischen Krone war und in diesen Befestigungen nur die Absicht sah, ihn unter deutsche Herrschaft zu bringen, widersetzte sich der Arbeit, aber Rainald ließ eine große Geldsumme zurück, um dieselbe fortzuführen.

Die Thätigkeit, welche Rainald aller Orten entfaltete, schien Alexander so gefährlich, daß er am 6. Juli ein Schreiben an den Erzbischof Heinrich von Reims erließ, worin er ihm mittheilte, daß Rainald seinen Weg durch Flandern nehmen wolle; man solle seiner Reise Hindernisse bereiten und ihn, wo möglich, gefangen nehmen — ein angenehmerer Dienst würde ihm, dem Papste, nicht erwiesen werden können. Alexander war über den Weg Rainalds schlecht unterrichtet. Dieser entging allen Nachstellungen und gelangte glücklich nach Köln, wo er am 24. Juli feierlich empfangen wurde. Hocherfreut war man besonders über die Leiber der heiligen drei Könige; man ahnte, daß die Stadt in ihnen einen Schatz von unberechenbarem Werthe gewonnen hatte. In der That pilgerte man bald von allen Theilen der Welt zu diesem Heiligthum. Der Wohlstand der Stadt und die Stadt selbst wuchsen so, daß nach kurzer Zeit ihre Ringmauern erweitert werden mußten. —

Als sich der Kaiser von Rainald getrennt hatte, lag ihm der Gedanke noch fern, bald seinem so vom Glück begünstigten Diener über die Alpen zu folgen, aber nach dem unglücklichen Zuge gegen Verona drängte sich ihm mehr und mehr die Nothwendigkeit auf, gleichfalls den Boden Italiens zu verlassen.

Als Friedrich nach Pavia zurückgekehrt war, schickte man sich freilich dort zu einer Krönungsfeier an, aber es war eine Feier mit mattem Glanz und wenig Freude. Baresо war glücklich aus Sardinien entkommen, um sich die Königskrone zu holen, welche ihm der Kaiser versprochen hatte. Allerdings hatten die Pisaner ihm noch Hindernisse zu bereiten gesucht. Als die kaiserlichen Gesandten mit acht genuesischen Schiffen nach Sardinien gingen, hatten auch sie acht Galeeren unter einem Consul dorthin geschickt; aber mit Gewalt den Gesandten des Kaisers entgegenzutreten, wollten sie doch nicht wagen. So konnte

Bareso ungefährdet nach Genua übersetzen; den größten Theil seines Schatzes ließ er in der Burg von Arborea, die ihm von seinem Lande fast allein noch geblieben, unter dem Schutz seiner Gemahlin und seiner Getreuen zurück, doch hatte er seine Geldkästen reichlich gefüllt, die freilich bald genug leer werden sollten. In Genua, wo man sich von diesem Schützling große Herrlichkeiten versprach, wurde ihm ein festlicher Empfang bereitet; zwei Consuln Genuas unter Begleitung mehrerer Rechtskundiger führten Bareso dann zum Kaiser nach Pavia. Am 3. August setzte der Kaiser, selbst mit der Krone geschmückt, in der Kirche des heiligen Syrus dem Sardinier eine Königskrone auf, die in Genua gefertigt war, und der Gekrönte leistete ihm den Vasalleneid für sein Inselreich. Wie einst dem Böhmenherzog, gab der Kaiser jetzt dem Richter von Arborea die königlichen Ehren, aber er hat von dem Sarden weniger Dank gewonnen, als von dem Czechen.

Auch pisanische Gesandte waren bei der Krönung zugegen; sie stellten dem Kaiser vor, daß einem Bareso, der nicht von hoher Geburt und ihr Vasall sei, die Krone nicht gebühre; überdies gehöre Sardinien ihnen und nicht dem Richter von Arborea. Dagegen machten die Genuesen geltend, daß Bareso ein vornehmer Mann sei, von dem viele Pisaner Lehen genommen; auch gehöre Sardinien nicht Pisa, sondern sei von Genua den Arabern genommen und dem römischen Reiche unterworfen worden*). Darauf erklärte der Kaiser den Pisanern: „Meines Wissens gehört Sardinien dem Reiche, und wenn ich Bareso Sardinien verleihe und ihn zum König der Insel erhebe, so thue ich dies auf den Rath meiner Großen und nach dem Rechte des Reichs.“ Die Pisaner wußten keine Antwort und verließen bestürzt den Hof. Die Genuesen wurden gnädig entlassen und kehrten mit Bareso freudestrahlend in ihre Stadt zurück.

Aber schon nach wenigen Tagen wurden der neue König, der Consul Baldizo und einige andere Genuesen wieder nach Pavia beschieden. Bareso benutzte hier die Gelegenheit, um sich eine Urkunde über seine Belehnung ausstellen zu lassen, gerieth aber in große Bestürzung, als der Kaiser jetzt die versprochenen 4000 Mark verlangte;

*) Diese Behauptung der Genuesen entsprach nicht den geschichtlichen Thatsachen. Vergl. Bd. II. S. 176.

er bat um Aufschub der Zahlung, bis er nach Sardinien zurückgekehrt sei. Der Kaiser gab ihm zur Antwort: „Ich sitze zu Roß und habe die Füße in den Steigbügeln: du aber sprichst mit mir, als ob du mir entschlüpfen wolltest. Wer ein Königreich gewinnt und eine Krone trägt, muß mehr zahlen, als er versprochen, und du hast, wie ich glaube, die gleiche Summe oder noch mehr meinen Hofleuten gegeben. Auf die That kommt es mir an, nicht auf Worte." Bareso erneuerte seine Bitte um Aufschub, bis das Geld aus Sardinien herbeigeschafft werden könne. Der Kaiser erklärte ihm dagegen, daß schon in den nächsten Tagen das Geld gezahlt werden müsse; auch auf dem Festlande werde er dazu die Mittel finden. Auf briefliche Anfrage des Baldizo fanden sich darauf die Consuln von Genua bereit das Geld dem Könige von Sardinien vorzuschießen. Erfreut begaben sich Bareso und Baldizo zum Kaiser, dieser wollte sie aber nicht anhören, sondern wies sie an den Pfalzgrafen Otto, an Graf Gebhard von Leuchtenberg, den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Lüttich. Baldizo theilte dann diesen mit, daß er im Namen Genuas die Abtragung der Schuld bis Weihnachten verspreche. Die deutschen Herren verlangten dagegen, das Geld müsse bis zum anderen Tage gezahlt sein; wenn nicht, würde der Kaiser Bareso nach Deutschland mit sich führen. Baldizo erbot sich endlich, nachdem Bareso volle Sicherheit in Genua den Consuln zu stellen gelobt hatte, in 32 Tagen die volle Summe zu zahlen, und die deutschen Herren gaben sich damit zufrieden. Mit Erlaubniß des Kaisers gingen sie nach Genua und empfingen hier schon nach wenigen Tagen die Zahlung.

Der Sarde hat in der Folge viele schwere Stunden den Genuesen bereitet. Noch mehr Betrüger, als Abenteurer, nahm er theils von der Stadt, theils von reichen Bürgern ungeheure Geldsummen auf, um eine Flotte und ein Heer zu rüsten, mit dem er seine königliche Macht in Sardinien feststellen könne; zugleich bekannte er sich urkundlich als Vasall Genuas, obwohl er nur darauf sann, wie er sich der Gewalt der Genuesen und damit seinen Verpflichtungen gegen sie entziehen könne. Schon mißtraute man seinen Versprechungen, und als er am 22. November mit seiner Flotte absegelte, begleiteten ihn ein Consul und einige andere erfahrene Männer nach Arborea, wo er alle seine Schulden abzutragen verheißen hatte. Aber die Zahlung wurde absichtlich von Tag zu Tag verzögert; inzwischen erschien eine

pisanische Flotte, und die Genuesen befürchteten, daß Bareso sich derselben gegen sie bedienen könnte. Da gaben sie den Seeleuten den Befehl nach Genua zurückzukehren (Februar 1165) und wider seinen Willen mußte der König Sardiniens dann sechs Jahre dort verweilen; unter die Obhut vornehmer Bürger gestellt, lebte er in der Stadt wie in einem Gefängniß.

Der Kaiser hat sich um das Schicksal dieses Königs, den er wohl bald genug durchschaute, wenig mehr bekümmert. Was er durch ihn erreichen wollte, hatte er erreicht; im Uebrigen war mit einem solchen Vasallen wenig Ehre zu gewinnen. Den Kaiser bedrängten andere und schwerere Sorgen. Die Stimmung in den Städten der Lombardei und Romagna wurde immer bedenklicher. Bologna wußte sich des kaiserlichen Podestà Bezo zu entledigen*). Auf die Treue Piacenzas hatte der Kaiser nie sicher zu rechnen. Im September verließ Arnold von Dorstadt Piacenza, wohl nicht aus freiem Entschluß; denn um Michaelis zerstörte der Kaiser mit Hülfe der Pavesen mehrere Burgen um die Stadt. Auch Como, welches dem Kaiser so viel verdankte, wurde schwierig; es bestritt ihm die Burg Baradello, wo der Podestà Magister Paganus seinen Sitz hatte, und fügte solcher Unbill noch andere hinzu.

Der Krieg gegen Sicilien war vom Kaiser bereits aufgegeben, aber er sah, daß er ohne ein starkes deutsches Heer nicht einmal den Kampf mit dem Veroneser Bund wieder aufnehmen könne. So war die Rückkehr nach Deutschland für ihn zur Nothwendigkeit geworden, und er hatte in Italien nur noch Maßregeln für die Zeit seiner Abwesenheit zu treffen. Die Treuen wollte er durch Vergünstigungen in der Treue erhalten, die Schwankenden durch Zugeständnisse gewinnen oder durch den Schrecken zügeln.

Pavia verbriefte er aufs Neue die freie Wahl der Consuln, welche gleiche Gewalt haben sollten, wie die Markgrafen in ihrer Mark und die Grafen in ihrer Grafschaft; er gewährte der Stadt alle ihre Rechte und Lehen, die sie vor dem Roncalischen Tage gehabt, wie die Regalien in der Stadt und auswärts auf allen ihren Besitzungen. Auch die Stadt Asti erhielt ausgedehnte Privilegien; er er-

*) Nach späteren Nachrichten soll dieser Bezo, wahrscheinlich ein Bolognese, in einem Aufstande erschlagen sein.

ließ ihr 100 Mark von dem diesjährigen Tribut, welchen sie für die Regalien zu zahlen hatte, erlaubte ihr das Prägen von Münzen und bewilligte, daß die Leute in gewissen von der Stadt abhängigen Orten nur ihr zu Diensten und Abgaben verpflichtet sein sollten. Besonders aber erwies sich der Kaiser gegen die großen Vasallen, die ihn unterstützten, freigebig. Die Grafen von Lomello, der Graf Albert von Prado, der Pfalzgraf Hildebrand von Tuscien, vor Allem die Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Opizo Malaspina empfingen werthvolle Privilegien.

In dem traurigen Loos der Mailänder wurde wenig gebessert, obwohl Bischof Heinrich von Lüttich gegen Ende des August gestorben war. Er hatte noch kurze Zeit vor seinem Tode eine neue Jahresabgabe, die von jeder Hufe, von jedem Joch Ochsen und jeder Feuerstelle erhoben wurde, eingeführt und dadurch neue Klagen erregt. Zu seinem Nachfolger ernannte der Kaiser Markward von Grumbach, welcher sich auch nach kurzer Zeit in der Pfalz von Noceta zeigte. Die Mailänder brachten ihm als Geschenk ein silbernes Mischgefäß im Gewichte von 14 Pfund, aber sie irrten sich, wenn sie damit Erleichterung der Steuern zu gewinnen hofften. Markward bestellte sogleich fünf Männer — es waren Geistliche und Laien, sämmtlich Italiener — um den Tribut für das laufende Jahr einzusammeln, und diese verlangten ihn sogar von Aeckern, die seit zwanzig Jahren nicht bebaut, von Wiesen und Wäldern, die keinen Nutzen mehr gaben. Als eine besondere Härte erschien es auch, daß sie ein Register anlegten, in welchem die Zahl der Hufen, der Ochsengespanne und der Feuerstellen verzeichnet wurden. Man nannte dieses Register das „Buch der Trübsal" oder das „Buch der Schmerzen."

Wie im Mailändischen, blieben in den meisten anderen Stadtgebieten kaiserliche Podestàs oder Procuratoren. In der Grafschaft Como behielt der Magister Paganus seine Stellung; ebenso in der Grafschaft Seprio Graf Gozwin von Heinsberg, während in der Martesana und im Gebiete von Bergamo ein deutscher Herr, Ruinus mit Namen, eingesetzt wurde. Brescia erhielt nach Markwards Versetzung ein gewisser Berthold*). In Piacenza waltete zuerst wieder Aginulf, dann

*) Wahrscheinlich aus dem Geschlecht der Freien von Schauenburg an der Bergstraße, Vasallen des Klosters Lorsch.

wieder Arnold von Dorstadt als kaiserlicher Podestà. In Parma folgte auf Azo der Bischof und Cardinal Aicardus, aus einer vornehmen einheimischen Familie*), als höchster kaiserlicher Beamter mit erweiterten Vollmachten. In Lodi wurde Lambert von Nymwegen zum Procurator bestellt, der seine Gewalt auch über das Gebiet von Crema erstreckte. So wurden auch an anderen Stellen in der Lombardei Procuratoren eingesetzt, um die kaiserlichen Gefälle einzutreiben. Die obere Leitung aller lombardischen Angelegenheiten übergab der Kaiser der bewährten Treue Markwards von Grumbach, und eine ähnliche Stellung für Tuscien erhielt der Kanzler Christian, ein Geistlicher von eben so großer Ergebenheit, als staatsmännischer Begabung.

Um den 1. Oktober verließ der Kaiser Pavia, am 4. war er in der Burg Belfort bei Varese, wo er sich mehrere Tage aufhielt. Hier stellte er eine Urkunde aus, in welcher er der Stadt Como und ihrem Bischofe die Burg Baradello und den Thurm von Ologno überließ, indem er zugleich den Bürgern alles verzieh, was sie gegen ihn gefehlt hatten; mit anderen Urkunden gewährte er damals den Rittern und der Gemeinde von Val Camonica wegen der vortrefflichen von ihnen geleisteten Dienste die Reichsfreiheit und die freie Wahl der Consuln, wie dem Markgrafen Wilhelm von Montferrat eine erhebliche Erweiterung seines Gebiets. Auf dem kürzesten Wege ging er darauf über die Alpen, indem er wahrscheinlich die Straße über den Septimer einschlug. Schon am 1. November war er in Ulm, von wo er Einladungen zu einer großen Tagfahrt ergehen ließ, die er am 18. November in Bamberg halten wollte.

Wohl sprach Friedrich von seiner ruhmreichen Rückkehr nach dem Vaterlande, aber er selbst konnte sich nicht verhehlen, daß er in Italien diesmal nicht allein in seinen Hoffnungen auf einen erfolgreichen Zug nach dem Süden getäuscht war, sondern auch in der Lombardei eine bedenkliche Demüthigung erlitten hatte. Seine Freunde sahen mit Besorgniß, seine Feinde mit Freude, daß sich die Erwartungen, welche sich an den Fall Mailands geknüpft hatten, nicht so schnell erfüllten. Ohne ein stattliches deutsches Heer — soviel hatte sich deutlich gezeigt — war

*) Aicardus von Cornazzano erscheint zuerst als Propst in Parma, Ende 1160 als Cardinaldiacon Victors IV., 1162 wird er zum Bischof von Parma erhoben, im März 1164 tritt er urkundlich als Cardinalpriester, Bischof und Podestà von Parma hervor.

Friedrichs Herrschaft in Italien noch keineswegs gesichert; er gedachte in kurzer Frist mit deutschen Kriegsschaaren zurückzukehren, die ihn zum unbestrittenen Herrn der Halbinsel machen sollten.

12.

Friedrich I. inmitten der Weltverhältnisse.

So lange es ein römisches Kaiserthum deutscher Nation gab, waren die Aufgaben desselben immer die gleichen gewesen. Die viel gespaltene abendländische Christenheit gegen ihre Feinde zu schützen, inmitten derselben Recht und Gesetz gegenüber der Gewaltthat und Willkür aufrecht zu halten, die Kirche in der Durchführung christlicher Lebensordnungen und in ihrer Missionsarbeit auf alle Weise zu fördern: darin vor Allem sah man den Beruf des Kaiserthums. Glanzvoll strahlte die Kaiserkrone, aber sie legte dem, der sie trug, Pflichten von unermeßlicher Schwere auf; selbst Herrscher vom frischesten Muth und den größten Hülfsmitteln erlagen unter solcher Last. Das Ideal schien unerreichbar, aber doch wurde es immer von Neuem verfolgt, da es nach den Vorstellungen des Mittelalters mit dem innersten Wesen der imperatorischen Gewalt verbunden war, die man von Gott selbst eingesetzt glaubte und an deren Bestand man das Heil der Welt knüpfte.

Nichts hatte das Kaiserthum mehr in der Entwickelung seiner Macht und damit an der Erfüllung seiner Aufgabe gehindert, als daß das Papstthum den günstigen Zeitpunkt benutzte, um die ihm drückend gewordene Abhängigkeit vom Reiche abzuschütteln und selbst die oberste Leitung der abendländischen Christenheit in die Hand zu nehmen. Allerdings wollte es das Kaiserthum bestehen lassen, wie es auch nicht anders konnte ohne sich mit der ganzen Vergangenheit der Kirche in Widerspruch zu setzen, aber doch nur in abhängiger, ihm dienender Stellung. Als sich die Kaiser in eine solche Dienstbarkeit nicht fügen wollten, entbrannte der Kampf — ein heißer und langer Kampf ohne Gleichen. Die römische Kirche, welche sonst den Thron der Kaiser gestützt hatte, suchte jetzt ihn wankend zu machen, in Deutschland und Italien schürte sie den Aufstand und zog alle die Mächte an sich, die sich der kaiser-

lichen Herrschaft entwinden wollten. Vor Allem strebte sie die Mächte Italiens von sich abhängig zu machen: die Länder des Südens gab sie den Normannen zu Lehen, in Rom und der Campagna beseitigte sie die kaiserliche Gewalt, mit den rebellischen Städten der Lombardei trat sie in Bund und durch das Testament der großen Gräfin suchte sie sich ein glänzendes Fürstenthum auf beiden Seiten des Po zu gewinnen.

Die Päpste hatten große Erfolge, aber so weit gediehen sie doch niemals, daß sie das Kaiserthum ganz sich hätten dienstbar machen können. Der ermattete Kampf concentrirte sich zuletzt in der Frage über die Einsetzung der Bischöfe und Aebte, die zugleich Kirchen- und Reichsfürsten waren, und kam hier mit einem Ausgleiche, den man traf, zum vorläufigen Abschluß. Aber es war kein Friede, sondern nur Waffenstillstand. Das Kaiserthum und Papstthum behaupteten in gleicher Weise von Gott mit der höchsten Gewalt ausgerüstet zu sein. Die neu aufgekommene Lehre von den beiden Schwertern, dem geistlichen und dem weltlichen, welche Gott der Christenheit gegeben, gewann allgemeine Geltung, doch wußte Niemand die Grenzen der höchsten geistlichen und weltlichen Macht zu ziehen; der Papst gab so wenig sein Regiment in den weltlichen Dingen, wie der Kaiser das seine in den kirchlichen Angelegenheiten seiner Reiche auf. Man sprach wohl von einer Gleichstellung der beiden Gewalten, aber so lange die römische Kirche an dem Grundsatz festhielt, daß der Papst, der ja über den Kaiser richtete, keinem Gericht unterworfen sei, so lange man in Rom behauptete, daß dem Papste nicht allein die Kaiserkrönung, sondern auch die Verleihung der kaiserlichen Macht zustehe, konnte von einer Gleichstellung und Gleichberechtigung nicht ernstlich die Rede sein.

Den Frieden mit der Kirche zu erhalten haben sich Kaiser Lothar und Konrad, der erste Staufer, ernstlich bemüht und um des Friedens willen die alten Rechte des Reichs nicht ängstlich gehütet. Aber mit ihrer Nachgiebigkeit erreichten sie, obwohl die Päpste ihrer Zeit nicht gerade heroische Naturen waren, doch keine Ruhe. Der Streit um die Herrschaft in Italien dauerte fort, in Deutschland wurde der Hader der Factionen von der römischen Curie, welche es bald mit den Welfen, bald mit den Staufern hielt, geflissentlich genährt, und so tief griffen die römischen Legaten in die Angelegenheiten der deutschen Kirche ein, daß selbst in den geistlichen Kreisen die Mißstimmung eine allgemeine wurde.

Indem das Papstthum schon das Spiel gewonnen zu haben schien, gerieth es aber in die hülfloseste Lage. Ein Schisma, welches lediglich aus den in Rom und an der Curie selbst mächtigen Adelsfactionen hervorging, schwächte die Autorität des Oberhauptes der Kirche, und kaum war das Schisma beseitigt, so mußte sich der Papst fast willenlos dem Könige von Sicilien ergeben; zugleich wurde ihm in der eigenen Stadt mit geistigen Waffen und mit Gewalt die Herrschaft bestritten, so daß er längere Zeit im Exil zu leben genöthigt war. In solcher Hülfslosigkeit zeigte sich das Papstthum zugleich der leitenden Stellung, welche es in den Weltverhältnissen beanspruchte, in keiner Weise gewachsen. Die Hauptschwierigkeiten erwuchsen ihm gerade aus jenen glorreichen Eroberungen, welche es vor einem halben Jahrhundert im gelobten Lande gemacht hatte. Mit der Begründung der lateinischen Herrschaften im Orient war der Kampf gegen den Islam in Permanenz erklärt, und diesem Kampfe konnte auch das Kaiserthum in Byzanz nicht gleichgültig zusehen. Ueberdies drohte das griechische Kaiserthum, in unversöhnlichem Kampfe mit der Normannenherrschaft in Unteritalien, auch hier wieder festen Fuß zu fassen und damit dem Papstthum neue Schwierigkeiten zu bereiten. Wie wenig dieses unter solchen Umständen die Weltlage zu beherrschen vermochte, hatte sonnenklar das unselige Ende des zweiten Kreuzzugs gezeigt.

In so schwere Bedrängnisse gerieth der Papst, daß er, um seine Existenz zu sichern, einen Hülfsruf nach dem anderen über die Alpen ergehen lassen mußte. Wenn selbst die römische Kirche ihre Rettung nur noch von einem deutschen Herrscher und einem deutschen Herrn erwartete, wie hätte da nicht auch an anderen Orten das Verlangen sich regen sollen, daß das deutsche Kaiserthum in seiner alten Kraft erstehen möge, um abermals der Welt zu leisten, was es einst ihr geleistet hatte? Wunderbar genug, daß gerade der deutsche Episcopat und die lombardischen Städte, die früher zur Schwächung des Kaiserthums so hülfreich gewesen waren, jetzt nach einem kräftigen Kaiser verlangten.

In dieser Weltlage war Friedrich auf den Thron Ottos des Großen durch die Wahl der deutschen Fürsten erhoben worden. Er selbst hatte seine Wahl betrieben, nicht so sehr wegen der Interessen seines Hauses, wie um das Kaiserthum nach seiner alten Bedeutung herzustellen. Denn in dieser Herstellung sah er allein das Heil der Welt, an sie knüpfte er jede Hoffnung auf eine der Christenheit

ersprießliche Ordnung der Dinge. Er war eine jener urgewaltigen germanischen Persönlichkeiten, wie sie schon öfters im Laufe der Jahrhunderte hervorgetreten, die in sich die Kraft fühlten, die gebeugte Menschheit aufzurichten, die verirrten Völker auf den rechten Weg zu leiten, und in diesem Vollgefühl seiner Bestimmung übte er eine wunderbare Macht auf die Gemüther.

Keine neue Aufgaben hat Friedrich seinem Regiment gestellt, sondern wesentlich nur die gleichen, welche seine Vorgänger angegriffen hatten. Aber er war sich wohl bewußt, daß die Lösung derselben unter den veränderten Verhältnissen unendlich schwieriger geworden war. Der Bereich der abendländischen Christenheit hatte sich weiter ausgedehnt, die einzelnen Staaten hatten sich auf nationaler Grundlage selbstständiger entwickelt, selbst in den ihr unmittelbar unterworfenen Reichen war die kaiserliche Gewalt beschränkt und eingeengt worden. Aber die Hoffnung, daß ihm die unerschöpfte Wehrkraft des deutschen Volkes zu Gebote stehen, daß ihm die Dienste der deutschen Fürsten, namentlich der geistlichen, nicht fehlen würden, gab ihm den Muth, das große Werk anzugreifen, und als er es angegriffen, meinte er in der Herrschaft über das reiche Italien die Mittel zu finden, das Kaiserthum auf die frühere Höhe zu bringen, auf der sie jede andere Gewalt weit überragte.

Von dem Augenblicke, wo Friedrich die Herrschaft ergriff, hat er keinen Zweifel darüber gelassen, daß er in dieser Weise das römisch-deutsche Kaiserthum erneuern, die beherrschende Stellung des deutschen Volks herstellen wolle. So deutlich er dabei zu erkennen gab, daß er sich der mit der kaiserlichen Gewalt verbundenen Pflichten gegen die Kirche, namentlich gegen die römische, vollständig bewußt sei, vermied er jedoch jedes Anerkenntniß irgend einer Abhängigkeit vom apostolischen Stuhle. Gleich vom Anfange an zeigte er, daß er die Rechte, welche ihm das Wormser Concordat bei der Besetzung der Bisthümer beließ, im weitesten Umfang beanspruche und Schwierigkeiten, die ihm der Papst dabei bereitete, zu begegnen wußte. Schon die ersten römischen Legaten, welche zu seiner Zeit in Deutschland erschienen, kamen zur Erkenntniß, daß sie dort nicht wie ihre Vorgänger schalten konnten, sondern ihre Macht, sobald sie über die Absichten des Königs hinausgingen, schnell ein Ende fand.

Bald nach seinem Regierungsantritt hatte Friedrich mit dem

Papste einen Vertrag geschlossen, in welchem er sich als der Schutzvogt der römischen Kirche bekannte und ihr seine Waffen gegen das empörte Rom und den feindseligen König von Sicilien versprach; dagegen hatte der Papst ihm nicht allein die Kaiserkrone, sondern auch bereite Unterstützung zur Aufrechthaltung, Vermehrung und Förderung der Reichsmacht zusichern und sich verpflichten müssen gegen Alle, welche die Ehre und Macht des Reichs antasteten, mit canonischen Strafen einzuschreiten. Hätte der Vertrag Bestand gewonnen, so wäre der Papst in eine ähnliche Stellung zu Friedrich gekommen, wie einst Leo IX. zu Kaiser Heinrich III. Aber wie wenig dachte Hadrian IV., ein ganz von gregorianischen Grundsätzen durchdrungener Angelsachse, an solche Fügsamkeit! Die Kaiserkrone verweigerte er zwar Friedrich nicht und gern hätte er die deutschen Waffen gegen das aufständige Rom und gegen das übermüthige Sicilien gewendet: aber als der Kaiser wider Willen den Kampf gegen Rom und Sicilien aufgeben mußte, zögerte er nicht den Bund mit ihm zu lösen und schloß mit dem Sicilier, dem offenkundigen Feinde des Kaisers, seinen Frieden, der ihm dann nach Rom zurückzukehren ermöglichte.

Weiter und weiter gingen seitdem die Wege des Papstes und des Kaisers aus einander. Gleich dem ersten Versuche Hadrians, die Abhängigkeit des Reichs von der Kirche zur Anerkennung zu bringen, trat Friedrich mit schneidiger Schärfe entgegen und fand dabei die Zustimmung der deutschen Fürsten, selbst des gesammten Episcopats. Als der Papst dann mit Forderungen hervortrat, welche die kaiserlichen Rechte in Rom, im Patrimonium Petri, im Mathildischen Hausgute, im Herzogthum Spoleto, auf den Inseln Sardinien und Corsica, den Lehnseid der italienischen Bischöfe u. s. w. betrafen, erklärte sich der Kaiser zwar bereit die Entscheidung über diese Forderungen einem Schiedsgericht zu unterwerfen, aber er stellte zugleich eine Reihe von Gegenforderungen und Beschwerden gegen den Papst auf, deren Erledigung um so weniger zu erwarten war, als dieser keinen Richterspruch über sich anerkannte.

Es lag zu Tage, daß die neue Erhebung des Reichs in Hadrian und in jedem seiner sinnesverwandten Nachfolger nicht Förderung, sondern vielmehr Widerstand finden würde. Der Ausbruch eines neuen Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum schien unvermeidlich, und die Frage war nur, wann er ausbrechen würde. Der Kampfplatz

mußte um so mehr Italien sein, als Friedrich schon auf seiner Romfahrt gezeigt hatte, daß er kein Reichsrecht, welcher seine Vorgänger je hier geübt, für erloschen erachte; schon damals hatte er erklärt, daß er in Bezug auf Rechte des Reichs keine Verjährung anerkenne. Der harte Druck, welchen Mailand auf die ganze Lombardei übte, hatte ihm gerade hier einen großen begeisterten Anhang verschafft; nirgends hatte man die neue Erhebung des Kaiserthums mit lebhafterem Jubel begrüßt. Wie hatte man schon frohlockt, als Friedrich die Bundesgenossen Mailands mit unnachsichtiger Strenge züchtigte, und als er dann mit einem starken Heere zurückkehrte, die gehaßte Stadt einschloß und auf das Tiefste demüthigte, da überboten sich die Lombarden an Dienstwilligkeit. Auf dem Roncalischen Tage von 1158 wurden die kaiserlichen Rechte in Italien im weitesten Umfange hergestellt und damit wesentlich eine neue Ordnung der Dinge für Italien geschaffen. Auf demselben Boden, wo die städtischen Freiheiten zur vollsten Blüthe gediehen waren, legte Friedrich die Fundamente einer Monarchie, wie sie seit Jahrhunderten diesseits und jenseits der Alpen nicht mehr gekannt war.

Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit hatte Friedrich inzwischen seine Autorität in den deutschen Ländern festgestellt. Nicht allein daß er den heillosen inneren Kriegen zwischen Staufern und Welfen ein Ziel gesetzt, daß er durch strenge Handhabung der Gesetze einen ungewohnten Friedenszustand herbeigeführt: er wußte auch den seditiösen Geist der deutschen Großen gegen die Krone endlich einmal zu bannen. Seine Oheime Heinrich von Oesterreich und Herzog Welf, wie der ihm ebenfalls verwandtschaftliche Berthold von Zähringen hatten nicht unbegründete Beschwerden gegen ihn, aber trotzdem wagten sie nicht die Hand gegen ihn zu erheben. Feste Stützen seines Ansehens fand er an seinem Vetter Heinrich dem Löwen, der seit der Befriedigung seiner Ansprüche auf Baiern ganz Ergebenheit schien, und in dem gesammten deutschen, nun einmal wieder völlig dem Kaiserthum zugewandten Episcopat. Friedrich wußte freilich nur zu gut, daß er die Treue der deutschen Fürsten nicht auf eine harte Probe stellen durfte: deshalb ergriff er ohne Zustimmung der Großen keine irgend erhebliche Maßregel, vermied ihnen Dienste zuzumuthen, welche über ihre Kräfte, wenigstens über ihre Willigkeit gingen. Es schien fast, als ob die Fürsten mehr als er in Deutschland regierten. Aber die hergestellte kaiserliche Autorität in den deutschen Ländern machte sich doch sofort nicht nur in Italien, sondern

auch in allen andern Ländern des Abendlandes fühlbar. Die Könige von Frankreich und England, im persönlichsten Hader mit einander, buhlten um des Kaisers Gunst. Der Dänenkönig bedurfte der deutschen Hülfe, um seine Herrschaft im Inneren zu sichern und sich gegen die wendischen Piraten zu schützen. Der Böhmenherzog hatte vom Kaiser eine Königskrone genommen und stellte seine kriegslustigen Schaaren in den Dienst desselben im Süden und Norden. Der Polenherzog wurde gezwungen seine alten Verpflichtungen gegen das Reich anzuerkennen. Ungarn konnte nur mit Mühe seine Selbstständigkeit wahren.

Wenn ein Kaiser mit so unbestrittener Autorität in Deutschland selbst, unterstützt durch eine erhebliche Hausmacht, welche er in Burgund durch die Ehe mit der Beatrix gewonnen hatte, jetzt die reichen Kräfte der italienischen Städte zu seiner Verfügung erhielt, ließ sich eine Macht herstellen, welche nicht nur die Ansprüche des Papstthums niederhalten und alle anderen Reiche des Occidents von sich abhängig machen oder mindestens an sich ketten, sondern sich sogar im Morgenlande geltend machen konnte, dessen Verhältnisse man seit dem letzten unglücklichen Kreuzzuge nie ganz aus dem Auge verloren hatte. Aller Orten empfand man, daß das deutsche Kaiserthum wieder in den Mittelpunkt der Weltangelegenheiten getreten war, daß man am Anfange einer neuen Weltordnung stand. „Der deutsche Tyrann," sagt Johann von Salisbury, „hatte mit dem Rufe seines Namens den Weltkreis erschüttert und nicht nur die meisten benachbarten Staaten sich unterjocht, sondern auch das griechische Reich mit Schrecken erfüllt, so daß er, wenn Gesandtschaften zu ihm kamen, vielmehr Unterwerfung als Bundesfreundschaft verlangte. Die benachbarten, wie die entferntesten Nationen bebten bei seinem Wink, und sein Wort genügte, um Krieg oder Frieden nach seinem Gefallen den Völkern zu geben." Es ist Uebertreibung in den Worten des phrasenreichen Engländers, aber man erkennt doch, zu welchem Ansehen es Friedrich in wenigen Jahren gebracht hatte.

Unter solchen Verhältnissen war die Erhebung Mailands und einiger ihm verbundener lombardischer Städte gegen die Roncalischen Beschlüsse ein Weltereigniß. Papst Hadrian IV. sah in ihr die Rettung des Papstthums und Italiens von der deutschen Herrschaft und trat mit den empörten Städten in Bundesgenossenschaft; nur der Tod

hinderte ihn den Bannstrahl gegen den Kaiser zu schleudern. Für den Kaiser, der vor den Mauern Cremas sah, welche Kräfte des Widerstands noch in der Lombardei bestanden, war es eine Lebensfrage, wer dem Engländer auf dem Stuhle Petri folgen würde. Die Cardinäle konnten sich nicht einigen: die Mehrzahl wählte den Cardinal Roland, den persönlichen Gegner des Kaisers, die Seele der ihm feindlichen Politik, der sogleich die unter Hadrian eingeschlagenen Bahnen weiter verfolgte; die Minderheit entschied sich für Octavian, den alle seine Antecedentien auf die deutsche Seite verwiesen. Beide Wahlen hatten unter Formverletzungen stattgefunden, welche ihre Gültigkeit in Frage stellten.

Mit Recht sah Friedrich die größten Gefahren für Kirche und Reich in einem neuen Schisma; mit Recht glaubte er, daß nur durch ein allgemeines Concil diese Gefahren beseitigt werden könnten; und er vor Allen hielt sich als Kaiser befugt ein solches Concil zu berufen. Aber die Bischöfe, welche dem Gebot des Kaisers folgten, waren nicht als eine allgemeine Vertretung der abendländischen Kirche anzusehen; vornehmlich fehlte der Klerus von Frankreich und England, dessen Stimmen so schwer in das Gewicht fielen. Alexander stellte sich nach seinem Grundsatz der päpstlichen Unverantwortlichkeit nicht der Synode, während Victor seine Sache dem Urtheile der Bischöfe unterwarf. Damit erreichte der Letztere, daß seine Wahl von der Synode und dem Kaiser anerkannt, die seines Gegners verworfen und das Anathem über Roland und seine Anhänger ausgesprochen wurde. Alexander, der schon früher über Octavian den Bann verhängt, antwortete damit, daß er nun auch gegen den Kaiser die Excommunication verkündigte.

So bedrängt Alexanders Lage anfänglich war, gewann er doch bald im Abendlande, wie im Orient Anhang; denn ein Papst, der nur unter dem Schutz des Kaisers lebte, entsprach wenig den Vorstellungen der Zeit, am wenigsten denen, die im Klerus Frankreichs, Englands, Spaniens und des Orients herrschend waren. Selbst in dem deutschen Episcopat gab es entschiedene Alexandriner, und unter ihnen Bischöfe, welche dem Kaiser persönlich sehr nahe standen. Unter den deutschen Kirchenfürsten, welche bisher das Kaiserthum so kräftig unterstützt hatten, trat ein Bruch ein, äußerlich zwar noch wenig fühlbar, aber doch in die Tiefe reichend. Und nicht allein die rührigsten

Kräfte der Kirche wußte Alexander zu gewinnen, er rief auch die Fürsten gegen eine Gewalt auf, welche ihnen alle gefährlich werden konnte. Er rief nicht umsonst; überall fing man an gegen den Staufer zu conspiriren. Am lebhaftesten ergriff König Ludwig von Frankreich, unter dem Einfluß seines Bruders, des Bischofs von Beauvais, der aus dem Orden der Cistercienser hervorgegangen war, die Partei des freien Papstthums und schmeichelte sich mit der Hoffnung, eine große Coalition gegen das Kaiserthum zu Stande zu bringen.

Es waren eitele Pläne, mit denen er sich trug; denn der Kaiser, noch immer vom Glücke gehoben, gewann neue Erfolge. Nachdem er den heldenmüthigen Widerstand Cremas gebrochen, ward es klar, daß Mailand nur noch den Todeskampf zu bestehen hatte. Alexander verließ Rom, dann Italien und fand in Frankreich eine Zufluchtstätte. Mailand mußte sich auf Gnade oder Ungnade dem Kaiser ergeben und wurde unter dem Jubel der Lombarden dem Erdboden gleich gemacht. Bis zu den Mauern Roms und den Grenzen Apuliens lag bald ganz Italien zu den Füßen des Kaisers. Schon konnte er davon sprechen, daß er die Macht des Reichs auch über die Meere erstrecken werde. Pisa und Genua, diese mächtigen Städte, stellten sich zum Kriege gegen Sicilien in seinen Dienst; auch Venedigs durch alle Jahrhunderte erhaltene Freiheit war jetzt ernstlich bedroht.

Da beschlich Ludwig die Furcht, daß der Schutz, den er Alexander gewähre, zu seinem Verderben ausschlagen könne. Er trat mit dem Kaiser in Verhandlungen, die auf die Anerkennung Victors hinausliefen. So wichtig schien dem Kaiser die Beseitigung eines Gegners, welcher alle die alten Ansprüche des Papstthums wieder zur Geltung zu bringen suchte und die Welt gegen ihn mit Conspirationen erfüllte, daß er den Zug gegen Apulien abbrach und nach St. Jean-de-Losne eilte, um in Gemeinschaft mit König Ludwig durch ein allgemeines Concil Victor zur allgemeinen Anerkennung zu verhelfen. Gelang dies, so schien nach der Lage der Dinge Alles gewonnen; denn das erneute Reich hatte einen Widerstand der Kirche dann nicht mehr zu befürchten.

So nahe dem vollständigen Siege, erlitt des Kaisers Politik eine schwer zu verwindende Niederlage. Die Verhandlungen an der Saône-Brücke scheiterten an dem Widerstande des gallicanischen Klerus, der Besorgniß Heinrichs von England vor einer Verbindung zwischen dem Kaiser und König Ludwig zu seinem Nachtheil, vor Allem an der

Festigkeit und der geschickten Politik Alexanders. König Ludwig wußte sich den eingegangenen Verpflichtungen gegen den Kaiser zu entziehen; unter dem Schutze der Könige Frankreichs und Englands war Alexander gesicherter als je, der Muth seiner Anhänger wuchs, und neue Freunde wurden zu den alten gewonnen. Schon trug er sich mit der Hoffnung, daß das Schisma bald beseitigt, Victor vernichtet sein würde; er begann sogar mit dem Kaiser selbst zu unterhandeln, und dieser wies seine Anerbietungen nicht ganz zurück; nur verlangte er von Alexander, daß er sich einem Schiedsrichterspruch unterwerfen solle, allerdings eine Forderung, die für diesen fast unannehmbar schien.

So sehr es Friedrich drängte nach Italien zurückzukehren, mußte er doch zuvor die deutschen Länder aufsuchen, um sie gegen einen französischen Angriff zu schützen und dem bedrohten Frieden zwischen den deutschen Fürsten zu wehren. Kaum war dies erreicht, so eilte er über die Alpen. Aber ein deutsches Heer konnte er nicht mit sich führen; vorzüglich auf die Streitkräfte Italiens mußte er im Kampfe gegen Sicilien rechnen. Aber bald zeigte sich, daß die lombardischen Städte diesem Kriege wenig geneigt waren und nur unwillig das Joch der neuen Herrschaft trugen. Es erschwerte die Lage des Kaisers, daß die Unterhandlungen wegen Beendigung des Schisma sich zerschlugen, die Cardinäle Victors nach dessen Tode vielmehr in Paschalis III. einen neuen Gegenpapst wählten, zu dessen Anerkennung sich der Kaiser verstand. Zugleich erhob sich in den bedeutendsten Städten der Veroneser Mark ein Aufstand gegen ihn, dessen weiterer Verbreitung er nur durch große Zugeständnisse an die unzufriedenen Bürgerschaften vorbeugen konnte. Ein kurzer Feldzug des Kaisers gegen Verona und seine Bundesgenossen bewies, daß er ohne ein deutsches Heer den Aufstand nicht mehr bewältigen könne. Er mußte nach Deutschland zurückkehren, um Mittel zu suchen, wie er dem weiteren Abfall von ihm und dem von ihm anerkannten Gegenpapst vorbeugen könne. Den Glücksjahren war eine Zeit des Mißgeschicks gefolgt, in welcher sich erst recht Friedrichs Kraft zu erproben hatte.

Der Veroneser Bund war durch Venedig gegen den Kaiser in die Waffen gebracht worden; denn kaum anders wußte sich mehr die Republik gegen ihn zu schützen. Seitdem sie sich in ihrer Freiheit bedroht sah, hatte sie nicht nur ihr früheres Bündniß mit Sicilien erneuert, sondern sich auch mit dem Kaiser von Constantinopel gegen

Friedrich verbündet; hauptsächlich mit dem Golde von Byzanz war der Veroneser Aufstand hervorgerufen worden und wurde er erhalten.

Es war ein wunderbares Zusammentreffen, daß gerade zu derselben Zeit, wo Friedrich dem Kaiserthum im Abendlande neue Bedeutung gab, auch auf dem Throne von Byzanz ein Fürst saß, der sich das Kaiserthum des Ostens in seinem alten Umfange und nach seiner alten Bedeutung herzustellen nicht ohne Erfolg bemühte. Kaiser Manuel folgte nur den Wegen, welche bereits sein Vater in Asien und Europa eingeschlagen hatte, aber die persönliche Bedeutung, die ritterliche Tapferkeit des jungen Fürsten hatten seinen Thaten doch einen besonderen Glanz gegeben; man begann die Griechenheit auch im Abendlande höher zu schätzen, als man es sonst gewohnt war. Wir wissen, wie nahe Manuel gleich nach seinem Regierungsantritt dem deutschen Hofe trat, wie er sich sogar mit einer Schwägerin König Konrads vermählte, wie der enge Bund zwischen ihm und den Deutschen auf dem zweiten Kreuzzuge noch fester geschlossen wurde und es bei demselben besonders auf die Zerstörung des Normannenreiches abgesehen war. Manuel und Friedrich, gleich an Jahren und in vielen Beziehungen gleichen Sinnes, müssen sich im zweiten Kreuzzuge auch persönlich näher getreten sein. Als Friedrich dann den Thron bestieg, war er besonders auf den Bund mit Manuel verwiesen, und es schien eine kurze Zeit, als sollten ihre Wege auch ferner zusammengehen. Aber bald wurde es klar, daß das römische Kaiserthum deutscher Nation mit dem gräcisirten Imperium des Ostens nicht mehr auf die Dauer gemeinsame Sache machen konnte, daß beide Mächte in ihrem Aufschwunge hart an einander gerathen mußten.

Obwohl Manuels Gedanken vom Anfange an auch auf die Bewältigung der lateinischen Herrschaften in Syrien, namentlich der Grafschaft Antiochia, gerichtet waren, wandte sich seine Thätigkeit doch bald vorzugsweise dem Westen zu. In Italien und Ungarn festen Fuß zu fassen, wurde das Hauptaugenmerk seiner Politik. Da Friedrich ihm dabei mehr Hindernisse bereitete, als Förderung gewährte, ließ sich ein aufrichtiges Freundschaftsverhältniß nicht erhalten, die Bundesgenossenschaft verwandelte sich in ängstliches Mißtrauen. Allerdings hat Friedrich sich dann noch einmal mit dem Gedanken getragen, durch die Vermählung mit einer griechischen Fürstin sein Interesse mit dem Manuels fester zu verbinden, aber die Verhandlungen scheiterten und

ließen nur Erbitterung zurück. Umsonst beanspruchte Manuel 1156 die Unterstützung Friedrichs im Kampfe gegen die Ungarn, und nach dem Mißgeschick, welches ihn im Kriege gegen die Normannen traf, mußte er sogar 1158 einen dreißigjährigen Waffenstillstand mit König Wilhelm schließen; wohl hauptsächlich Friedrich wird es der Komnene beigemessen haben, wenn seiner Politik hier wie dort die Erfolge mangelten. Zwar fehlte es auch dann nicht ganz an Verbindungen zwischem dem deutschen und dem byzantinischen Hofe, wie sie schon die verwandtschaftlichen Verhältnisse herbeiführten, doch eine Verständigung über die politischen Ziele der Herrscher wurde nicht mehr erreicht. Als die deutsche Gemahlin Manuels starb, entfremdeten sich die beiden Höfe fast völlig. Es ist bezeichnend, daß als Manuel sich zum zweiten Male vermählte (December 1161), seine Wahl eine Tochter des Fürsten Raimund von Antiochia traf, eine Prinzessin von französischem Geblüt. War dabei auch zunächst die Erwerbung von Antiochia in das Auge gefaßt, so hat Manuel doch selbst später diese Heirat zugleich als eine Annäherung an König Ludwig und die französische Nation bezeichnet.

Der Fall Mailands, der enge Anschluß Pisas und Genuas an die wachsende Macht Friedrichs erfüllten Manuel mit Sorgen, daß eine neue Invasion von Deutschland und Italien über den Orient kommen könne; zugleich sah er sich in seinen Absichten auf Ungarn behindert, welche er bei den inneren Wirren des Landes nach König Geisas II. Tode mit Leidenschaft verfolgte. Jetzt trat er, wenn er auch noch ein offenes Hervortreten scheute, doch im Geheimen dem deutschen Kaiser überall feindlich entgegen. Er bemühte sich die Pisaner vom Bunde mit Friedrich abzuziehen, obschon vergeblich*), er unterstützte Venedig mit Geld, und zugleich suchte er eine Verbindung mit Papst Alexander, König Ludwig und dem Könige von Sicilien gegen den Staufer zu Stande zu bringen. So wichtig schien es ihm, hemmende Schranken jetzt dem früheren Bundesfreunde zu ziehen, daß er dem Haupte der abendländischen Kirche und den beiden Königen, welche sich bisher als die erbittertsten Feinde der Griechenheit gezeigt hatten, die Hand zu reichen entschlossen war. Er bot ihnen Bundesgenossenschaft an, aber er umgab den bedenklichen Schritt mit dem tiefsten Geheimniß.

*) Vergl. oben S. 313.

Im Januar 1163 sandte Manuel auf einem Kriegsschiff den Abt Hugo vom Marienkloster in Adrianopel, wohl einen Franzosen von Geburt, und den Prior Petrus den Deutschen vom Johanniterspital zu Constantinopel mit einigen weltlichen Begleitern ab, um Botschaften nach Frankreich zu überbringen. Nach einer vielfach behinderten Reise legten sie bei Messina an, und König Wilhelm, der ihre Bestimmung erfuhr, ließ ihnen mit zehn Galeeren sicheres Geleit bis zur französischen Küste geben. Im Anfange des Juli langten sie endlich zu S. Gilles an und meldeten dem Papste sogleich ihre Ankunft. Sie theilten zugleich ihm mit, daß sie wichtige Aufträge vom Kaiser hätten, die sie aber nur König Ludwig und ihm, dem Papste, eröffnen dürften. Alexander schickte sogleich einen Boten an die Gesandten mit der dringenden Aufforderung zu ihm zu eilen, zugleich machte er dem Könige Meldung und erbat von ihm sicheres Geleit für die Gesandten. Diese geriethen durch die Aufforderung des Papstes in Verlegenheit, denn nach ihren Aufträgen sollten sie zuerst den König, nicht den Papst aufsuchen. Ludwig wurde hiervon unterrichtet und sandte alsbald einen Boten, um die Gesandten zu geleiten. Aber inzwischen hatte sich der eine Gesandte, während der andere erkrankt zurückgeblieben war, zum Papste begeben, diesem aber mitgetheilt, daß er ihm seine Botschaft nicht eher als dem König eröffnen dürfe. Der Papst wünschte jetzt eine Zusammenkunft mit Ludwig, damit sie gemeinschaftlich die Aufträge der Gesandten vernehmen könnten. Aber zu dieser Zusammenkunft kam es nicht, und mehr als zwei Monate vergingen, ohne daß die Gesandten zum König gelangten. Endlich konnten sie sich unter Geleit, welches ihnen der Graf Raimund von S. Gilles stellte, an den Hof begeben. Ludwig hörte ihre Botschaft im Rathe seiner Großen, zeigte sich erfreut über die günstige Meinung, welche der Kaiser über Papst Alexander zu erkennen gab und erwies sich auch sonst den Anerbietungen desselben nicht abgeneigt. Er setzte sogleich den Papst hiervon in Kenntniß, der am 16. October 1163 seinem Danke in einem Schreiben lebhaften Ausdruck lieh und die Zusicherung gab, daß er seine Erklärung an den Kaiser dem Könige mittheilen werde. Unzweifelhaft haben sich die Gesandten dann auch zum Papst begeben und ihre Aufträge auch hier erfüllt. Nachdem sie ihre Mission ausgerichtet, rüsteten sie sich zur Rückkehr, auf der sie nach dem Befehl des Kaisers Sicilien berühren und mit König Wilhelm verhandeln

sollten; Ludwigs Gesandte sollten sie hierhin begleiten, auch ein Schreiben desselben an den Sicilier war ihnen in Aussicht gestellt.

Um Nachstellungen zu entgehen, wollten die Gesandten Manuels nicht bei S. Gilles, sondern bei Narbonne in See gehen. Gesandte König Ludwigs an Wilhelm von Sicilien erschienen zwar hier zu ihrer Begleitung, aber sie führten kein königliches Schreiben mit sich. Der Abt und der Prior waren darüber sehr ungehalten und sandten einen eilenden Boten an Ludwig, um das Schreiben zu erbitten, aber dem Anschein nach ohne Erfolg. Als sie sich einschifften, begleiteten sie Gesandte des Papstes und der Grafen Raimund von S. Gilles, welche Briefe ihrer Herren an den Kaiser zu überbringen hatten. Auch König Ludwig hatte eine Gesandtschaft mit einem Schreiben an Manuel zu schicken versprochen, aber die Gesandten, die bereits abgegangen, waren auf dem Wege zurückgerufen. Nachdem der Abt und der Prior schon abgereist waren, drangen deshalb Graf Raimund und ein zurückgebliebener Begleiter der griechischen Gesandten in den König das Versäumte nachzuholen, ohne jedoch damit etwas zu erreichen. Es ist klar, daß es zu einem Bündniß, wie es der Kaiser geplant hatte, nicht gekommen war. Die Verhandlungen waren ohne ein sicheres Resultat geblieben und hatten überdies den Argwohn Wilhelms von Sicilien, wie die Lateiner im gelobten Lande erregt. Am 19. November 1163 hielt es der Papst für nöthig, sich für den Prior beim Großmeister des Johanniterordens zu verwenden, damit jener nicht gegen den Willen des Kaisers von Constantinopel abgerufen wurde.

Auch nach der Abreise der griechischen Gesandten ruhten Alexander und seine Cardinäle nicht, den Bund zu betreiben. Auf ihr Ansuchen entschloß sich endlich König Ludwig einen entgegenkommenden Schritt zu thun; er erließ ein Schreiben an den Kaiser, in dem er besonders seine Anhänglichkeit an Alexander betonte. Mit der Beförderung desselben wurde der Erzbischof Heinrich von Benevent betraut; zugleich sollte dieser ein Schreiben des Cardinals Wilhelm an den Kaiser besorgen, in welchem dem Wunsche Ausdruck gegeben wurde, daß zwischen dem Kaiser, dem Papste und dem Könige ein fester Bund geschlossen würde, der „wie ein dreifacher Strick" nicht zerrissen werden könne; durch gegenseitige Unterstützung würden die drei Mächte sich schützen und behaupten. Der Cardinal ersuchte den Kaiser möglichst bald Gesandte und ein Schreiben an den König zu schicken.

Erzbischof Heinrich übersandte durch einen besonderen Boten die Briefe nach Constantinopel, und dieser Bote erhielt dann ein Antwortsschreiben des Kaisers an König Ludwig, welches er selbst nach Frankreich brachte. Die Ankunft des Boten meldete der Papst am 26. Januar 1165 dem Könige. Das Schreiben des Kaisers, welches uns erhalten ist, läßt erkennen, daß der Eifer desselben für den Bund bereits zu erkalten begann. Der Kaiser erklärt, daß die Mittheilungen des Königs ihn in der Verehrung Alexanders bestärkt hätten, daß er auch über die weiteren Absichten des Königs und des Papstes, wenn ihm hinreichend bevollmächtigte Gesandte geschickt würden, in Verhandlungen einzutreten bereit sei; er selbst habe nur deshalb keinen eigenen Boten gesandt, weil die Reise für angesehene Männer gefährlich sei und sich niedere Personen für eine solche Botschaft nicht schickten; einem Gesandten, den er kurz zuvor seinen ersten Gesandten nachgeschickt habe, sei die Reise durch das sicilische Reich nicht erlaubt worden und er habe deshalb zurückkehren müssen. Schließlich fordert der Kaiser den König zu einer Antwort auf. Dringlich erschien es dem Cardinalbischof Hubald, daß diese Antwort unverzüglich durch denselben Boten befördert werde, aber der König hatte wohl weniger Eifer. Von der Fortsetzung der Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Ludwig, wenn sie überhaupt noch fortgeführt sind, fehlt jede Nachricht.

Noch wiederholt ist später an Alexander das Anerbieten eines griechischen Bündnisses herangetreten, und er hat sich dann die Gefahren eines solchen nicht verhehlt; nichtsdestoweniger ist klar, daß er damals dem Kaiser des Morgenlandes gegen Friedrich die Hand zu reichen bereit war. Offenbar sind es nicht die Scrupel des Papstes gewesen, sondern die Bedenken König Ludwigs und der französischen Großen, an welchen die von Manuel geplante große Coalition gegen Friedrich scheiterte. Nicht allein dem alten Griechenhaß, dem tiefgewurzelten Mißtrauen der Franzosen gegen Manuel wird man die resultatlosen Verhandlungen beizumessen haben, sondern auch den eigenthümlichen Schwierigkeiten, in welchen sich zur Zeit König Ludwig und sein Reich befanden.

Noch immer war Frankreich keinen Augenblick vor einem deutschen Angriff sicher. Wir wissen, wie bedrohlich die Maßregeln erschienen, welche Erzbischof Rainald in der Gegend von Lyon getroffen hatte. Um dieselbe Zeit schrieb der nach Hugos Entfernung in Cluny einge-

setzte Abt Stephan an König Ludwig: durch die Zwietracht der Großen sei das französische Burgund in völliger Auflösung und werde überdies durch eine Schaar von 400 Deutschen, welche man Brabanzonen nenne, auf das Gräßlichste verwüstet; Niemand wage ihnen Widerstand zu leisten, und wenn schon ein so kleiner Haufe so Schlimmes vollführe, was sei erst von einem großen Heere zu fürchten? Die Rückkehr Kaiser Friedrichs nach Deutschland mußte die Besorgniß vor einem Angriff rege halten, und diese wurde dadurch noch vermehrt, daß Ludwig der Hülfe Heinrichs von England keineswegs mehr sicher war.

Lediglich politische Vortheile hatten König Heinrich vermocht sich für Alexander zu erklären, nur aus politischen Erwägungen hatte er sich im entscheidenden Augenblicke entschlossen Ludwig die Hand zu reichen, um Alexander zu schützen. Die englische Kirche stand seit der normannischen Eroberung in weit größerer Abhängigkeit von der Krone, als in den Ländern des Kaisers, und Heinrich, welcher die Zügel des Regiments auf das Straffste anzog, war niemals gewillt gewesen der Kirche in seinem Reiche eine freiere Bewegung zu gewähren, als seine Vorgänger. Dennoch sah er nur zu bald, wie durch die Verbindung mit Alexander gregorianische Grundsätze auch in den englischen Klerus eindrangen. Nach dem Tode des alten Theobald von Canterbury (18. April 1161) hatte Heinrich nach längerer Sedisvacanz endlich im Mai 1162 seinen Kanzler Thomas Becket zu dessen Nachfolger bestellen lassen. Er glaubte in diesem Manne, den er aus dem Staube emporgezogen, in dem er bis dahin in allen Dingen, auch bei seinem kirchlichen Regiment, das geschickteste und gefügigste Werkzeug gefunden hatte, am wenigsten fürchten zu müssen, aber er sollte dieselben Erfahrungen mit ihm machen, wie einst Kaiser Heinrich V. an Adalbert von Mainz. Als König Heinrich im Januar 1163 nach langer Abwesenheit in sein Inselreich zurückkehrte, gerieth er alsbald mit seinem alten Günstling in die erbittertsten Streitigkeiten.

Thomas, welcher auf dem Concil zu Tours Alexander näher getreten war, kehrte aller Orten die Grundsätze von der freien Stellung der Kirche im Staate hervor und hielt sich als Primas von England für berufen sie durchzufechten. Schon auf einer Versammlung in Westminster (October 1163) wurde der Gegensatz zwischen ihm und dem König offenkundig; es handelte sich um die Bestrafung verbrecherischer Kleriker durch die weltliche Obrigkeit, aber darüber hinaus über-

haupt um die Geltung gregorianischer Grundsätze in der englischen Kirche. Obwohl es schon damals hervortrat, daß nicht der gesammte englische Episcopat auf Thomas Seite stand, gelang es diesem doch einen Beschluß durchzusetzen, welcher mit den neuen kirchlichen Satzungen in Einklang zu bringen war und deshalb den König auf das Höchste erzürnte. Seitdem ließ dieser Nichts unversucht, um dem Erzbischof in der englischen Geistlichkeit Feinde zu erwecken: die Gegner desselben wurden begünstigt, seine lebhaftesten Vertheidiger exilirt, er selbst gerieth in eine so bedrängte Lage, daß er sich persönlich dem Könige die Befolgung des alten Herkommens zu versprechen herbeiließ. Als dann der König im Januar 1164 einen Reichstag in Clarendon versammelte, um die in Frage gestellten Rechte der Krone gegen den Klerus in aller Form zu sichern und die Anerkennung der sechszehn Constitutionen, in welchen sie aufgezeichnet waren, von Thomas verlangte, versuchte dieser zwar noch einmal einen Widerstand zu erregen, gab aber doch schließlich nach. Aber kaum war dies geschehen, so ergriff ihn Reue über seine Schwachmüthigkeit, und er erbat sich vom Papste die Absolution, die dieser ihm gern gewährte.

Nichts wäre dem Papste erwünschter gewesen, als wenn der üble Streit, den seine eigene Stellung bereits bedrohte, damit beigelegt wäre. Aber bald stellte Heinrich auch an ihn die Forderung, die Constitutionen von Clarendon anzuerkennen und zugleich den Erzbischof von York, den Widersacher des Thomas, zum päpstlichen Legaten zu bestellen; er forderte damit vom Papste, was dieser unmöglich gewähren konnte. Die Weigerung Alexanders entrüstete den König, und trieb ihn zu neuen Maßregeln gegen den alexandrinischen Erzbischof, den er mehr und mehr zu fürchten begann. Am 8. October 1164 berief er eine Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen Englands nach Northampton und klagte vor derselben Thomas wegen Bruchs der Lehnstreue an, verlangte überdies von ihm Rechenschaft über die Verwaltung der Kanzlei, obwohl er ihn früher bereits von jeder Verantwortlichkeit für diese Verwaltung befreit hatte. Die Versammlung verurtheilte Thomas nach dem Willen des Königs zu hohen Geldstrafen, aber dieser appellirte an den Papst und entzog sich der Strafe durch Flucht. Im Anfange des November landete er an der französischen Küste und nahm alsbald seinen Weg nach Soissons, wo er mit König Ludwig zusammentraf und von ihm die Zusicherung seines

Schutzes erhielt. Es sei, sagte der König, ein alter Ruhm der französischen Krone, Flüchtlinge, namentlich des geistlichen Standes, gegen Verfolgung zu schützen. Als der Erzbischof darauf den Papst zu Sens aufsuchte, erwirkte er, daß dieser die Constitutionen von Clarendon verwarf und ihn des Versprechens, welches er Heinrich gegeben hatte, förmlich entband. In dem Cistercienserkloster Pontigny, welches sich Thomas für die Dauer seines Exils zum Sitz erwählt hatte, bereitete man ihm einen begeisterten Empfang (30. November 1164).

Indessen hatte König Heinrich Verordnungen erlassen, welche alle Appellationen an den Papst ohne seinen Willen untersagten und mit Kerkerstrafen bedrohten, das Kirchengut im Besitz des Thomas und seiner Anhänger mit Beschlag belegten, alle ihre Verwandten aus dem Reiche verwiesen. Der Kirchenstreit war in England ausgebrochen, und Heinrich führte den Kampf sogleich mit viel schneidigeren Waffen, als der Kaiser bisher angewendet hatte. Er richtete sich nicht allein gegen Thomas, sondern auch gegen König Ludwig und gegen Alexander, welche sich des Flüchtlings angenommen hatten. Wie aber stand es um Alexanders Sicherheit, wie um den Frieden Frankreichs, wenn sich Heinrich und der Kaiser verständigten, um die gregorianischen Grundsätze zu bekämpfen, die ihnen beiden gleich hinderlich waren? Schon öfters hatte Heinrich sich um die Gunst des Kaisers beworben, und am Hofe desselben waren Staatsmänner, welche den günstigen Augenblick auszunutzen verstanden. Eine enge Verbindung zwischen dem Kaiserreiche und England war seit Jahren das Schreckensgespenst in Ludwigs Politik; jetzt trat dies Gespenst ihm näher als je und mußte ihm den Muth nehmen, sich in weitaussehende Unternehmungen einzulassen.

Und konnte König Ludwig mit dem Kaiser von Constantinopel gemeinsame Sache in einer Zeit machen, wo die Lateiner im Orient mehr als je von der Macht Manuels unterdrückt zu werden fürchteten, wo sie die Hülfe der Franzosen, ihrer natürlichsten und nächsten Verbündeten, nicht minder gegen die Griechen als gegen die Moslems auf das Dringlichste forderten? Ein Bund Ludwigs mit den Griechen hätte im Orient geradezu als ein Verrath des heiligen Grabes erscheinen müssen.

Seit dem zweiten Kreuzzuge hatten sich die Dinge im gelobten Lande immer mehr vom Schlimmen zum Schlimmeren gewendet; eine

lange Leidenszeit war über die lateinischen Herrschaften dort gekommen. Bald, nachdem König Ludwig Palästina verlassen, stürzte sich unkluger Weise der Fürst Raimund von Antiochia in einen Kampf gegen Nureddin, der ihm selbst das Leben kostete (12. Juni 1149) und über sein Fürstenthum die schwersten Bedrängnisse brachte. Nureddin drang bis zu den Mauern von Antiochia vor, wo Raimunds Wittwe Constantia mit ihren unmündigen Kindern weilte; nur das Anrücken eines Heeres des jungen Königs Balduins III. rettete die Stadt und bewog Nureddin Frieden zu schließen. Nach Jahresfrist überfiel Nureddin dann Tell Baschir, den Sitz des Grafen Joscelins II.; hier der Gefahr entronnen, gerieth der Graf doch kurz darauf in die Gewalt seines Gegners, der ihn dann neun Jahre in Haft hielt; nach und nach gewann der Sultan auch die letzten Reste der Grafschaft Edessa. Als einen großen Sieg des jungen Königs sah man es an, daß im August 1153 Ascalon den Ungläubigen entrissen wurde; doch die Freude über diese glückliche Waffenthat schwand, als im folgenden Jahr Nureddin ohne Schwertstreich Damascus gewann und nun seinen Sitz von Aleppo hierhin verlegte. Ueberall waren jetzt die lateinischen Herrschaften im Rücken von diesem unversöhnlichen Feinde eingeschlossen, der sie planmäßig Schritt für Schritt zurückdrängte. Schon damals fürchtete man in Jerusalem seinen Angriff und war froh einen Waffenstillstand von ihm zu gewinnen.

An Kriegsmuth hat es König Balduin nicht gefehlt, und auch andere königliche Tugenden werden ihm nachgerühmt. Aber die Umsicht, welche die schwierigen Verhältnisse seines Reiches geboten, war von seiner Jugend nicht zu erwarten. Seine Thatkraft wurde überdies durch die ärgerlichen Streitigkeiten gelähmt, in welche er mit seiner herrschsüchtigen Mutter Melisende gerieth und welche niemals ganz beigelegt wurden*). Auch sonst gab es in der königlichen Familie Aergerniß genug. Die jüngste Schwester Melisendens lebte mit ihrem Gemahl, dem Grafen Raimund von Tripolis, in solchem Unfrieden, daß sie sich von demselben zu scheiden beschloß; doch kaum war dies geschehen, so fiel Raimund unter dem Thore von Tripolis unter den Dolchen von Assassinen (1152); die Grafschaft ging auf Raimund II. über, den einzigen, zwölfjährigen Sohn des Ermordeten, für den seine

*) Melisende starb erst am 15. September 1161, nicht lange vor Balduin.

Mutter die Regierung übernehmen mußte. Weiber und Knaben an der Spitze der Fürstenthümer, innere Dissolution, Zwietracht und Unbotmäßigkeit aller Orten: das war der Zustand des Königreichs Jerusalem in einer Zeit, wo es Tag für Tag von der wachsenden Macht Nureddins bedroht war.

Es war eine große Unbesonnenheit, daß Balduin i. J. 1157, den Waffenstillstand verletzend, den mächtigen Sultan mit Krieg überzog, zumal er gleichzeitig in Feindseligkeiten mit Egypten lebte. Bei der Jakobsfurt am Jordan erlitt das christliche Heer eine vollständige Niederlage, welche die tiefste Entmuthigung zur Folge hatte. Zur guten Stunde erschien damals der Graf Theoderich von Flandern, ein alter Jerusalemsfahrer*), mit seiner Gemahlin Sybille, einer Stiefschwester König Balduins, und einer Begleitung von 400 Rittern. Er kam nicht ohne ehrgeizige Absichten, aber er fand doch die freudigste Aufnahme und gewann sogleich auf die Angelegenheiten im gelobten Lande einen bemerkenswerthen Einfluß. Man war hoch erfreut, daß die Kämpfer am heiligen Grabe doch im Abendlande nicht ganz vergessen waren. Unter Theoderichs Einfluß näherte sich Balduin dem Hofe zu Constantinopel, indem er sich mit Theodora, einer Nichte Kaiser Manuels, vermählte; zugleich nahmen die Lateiner den Kampf gegen Nureddin auf und führten ihn einige Zeit nicht ohne Glück. Im Juli 1158 erfocht man am See von Tiberias einen rühmlichen Sieg über Nureddin, der selbst nur mit Mühe das Leben rettete. Doch der Sieg trug keine Frucht. Theoderich gerieth in Hader mit Rainald von Chatillon, einem französischen Ritter, der sich die Gunst und die Hand der Constantia und damit die Herrschaft in Antiochia gewonnen hatte, die Gewalt aber in der wüstesten Weise mißbrauchte. Mißvergnügt verließ der Graf von Flandern das gelobte Land, wo er seine Gemahlin im Kloster von Bethanien zurückließ. König Balduin konnte nicht einmal einen Waffenstillstand, den er dringend wünschte, von Nureddin erlangen.

Im Jahre 1159 erschien Kaiser Manuel mit einem zahlreichen Heere in Syrien. Die nächste Veranlassung war, die Greuel zu rächen, welche sich Rainald von Chatillon in Cypern erlaubt hatte, aber Manuels Absicht war zugleich seine Oberherrschaft in Antiochia dauernd zu sichern. Die Lateiner haßten den Griechen noch mehr als die Sarazenen, doch

*) Vergl. Bd. IV. S. 292.

sie fühlten, daß sie ihm nicht mehr widerstreben konnten. Rainald demüthigte sich auf das Tiefste, um sich nur Antiochia zu bewahren. Manuel ließ ihm das Fürstenthum, hielt aber einen glänzenden Einzug in Antiochia und schaltete hier wie im eigenen Hause. Dann wandte er seine Waffen gegen Nureddin, zwar ohne durchschlagende Erfolge, aber er erreichte doch einen Waffenstillstand, der einer großen Anzahl gefangener Christen die Freiheit gab. Nichtsdestoweniger jubelten die Lateiner, als der verhaßte Grieche endlich Syrien wieder verließ; mit Mißtrauen sahen sie es auch an, als er sich zwei Jahre später mit einer Fürstin von Antiochia vermählte. Zu ihrem Unglücke versuchten sie indessen aufs Neue ihre eigenen Kräfte gegen den Sultan. Balduin griff Damascus an, mußte aber bald das Unternehmen aufgeben, weil Rainald von Chatillon bei einem Einfall in die Grafschaft Edessa in die Hände der Ungläubigen gefallen war (November 1160). Der König eilte nach Antiochia, traf hier Vertheidigungsmaßregeln und übergab die interimistische Regierung des Fürstenthums dem Patriarchen. Bald sah er sich selbst am Ende seines so kurzen und zugleich so ruhelosen Lebens; am 10. Februar 1162 starb er durch das Gift eines sarazenischen Arztes, der im Dienste des jungen Grafen von Tripolis stand.

Unter den traurigsten Verhältnissen übernahm Balduins jüngerer Bruder Amalrich die Regierung des Reichs. An Kriegslust hat es auch diesem Sohne Fulkos nicht gemangelt, aber die Kräfte des Reichs waren nahezu erschöpft; nur in den ritterlichen Schaaren der Templer stand ihm noch eine verläßliche Mannschaft zu Gebot. In solcher Noth erließ er am 8. April 1162 die dringendste Aufforderung an König Ludwig, dem heiligen Grabe zur Hülfe zu eilen; er versprach ihm Alles, was er sein nenne, zu unterwerfen; schon vorher hatte Bohemund III. von Antiochia, der junge Sohn Rainalds, kläglich Ludwig gebeten, schleunigst herbeizueilen, wenn nicht sein Fürstenthum unrettbar verloren gehen solle. Aber die Hülfe Frankreichs war weit und die Gefahr nahe. Die Noth gebot Amalrich sich dem Hofe zu Constantinopel zu nähern. Er schied sich von seiner Gemahlin und warb um die Hand einer Verwandten des Kaisers. Die Werbung fand nur langsam Gehör; erst nach zwei Jahren wurde ihm Maria, die Tochter des Protosebastos Johannes, eines Neffen Manuels, als Braut zugeführt.

Gleich im Anfange der Regierung Amalrichs zogen auch die Ver-

hältnisse Egyptens, das sich unter Balduin zu einem Tribut verpflichtet hatte, die Aufmerksamkeit der Jerusalemiten auf sich. Die Macht der Fatimiden war hier längst im Verfall. Statt der Chalifen führten ihre Veziere, die sich Sultane nannten, die Regierung, aber bei den wirren Zuständen wurden diese Sultane so schnell gestürzt als erhoben. So verlor damals Schaver seine Macht und mußte sich vor seinem Widersacher Dargam aus dem Lande flüchten. So entkräftet schien Egypten, daß Amalrich es nicht für zu gewagt hielt einen Angriff auf das Land zu machen, dessen Besitz fast zur Nothwendigkeit geworden war, wenn man die heiligen Stätten noch behaupten wollte; den Vorwand zum Kriege bot der rückständige Tribut. Ein Christenheer rückte in das Nilland ein, bei Pelusium wurde Dargam geschlagen: dennoch trat Balduin, nachdem er den Tribut erhalten und mit Dargam ein Bündniß geschlossen hatte, alsbald den Rückzug an. Entschlossener ergriff Nureddin die günstige Gelegenheit, um seine Herrschaft auszubreiten. Durch seinen Feldherrn Schirkuh und dessen Neffen Saladin, den Sohn Ejubs, ließ er den flüchtigen Schaver nach Egypten zurückführen. Der vertriebene Sultan zog wieder in Kairo ein, und im östlichen Theile des Landes blieben Schirkuh und Saladin mit einem Heere zurück. Aber nach kurzer Zeit wurden Schaver seine Beschützer lästig, und er bot Amalrich ein Bündniß gegen Nureddin an, auf welches der König um so eher einging, als Egypten in Nureddins Hand eine unermeßliche Gefahr für sein eigenes Reich war; auch der Küsten Syriens wäre man dann nicht mehr sicher gewesen und hätte leicht vom Abendlande völlig abgesperrt werden können.

Von Neuem rückte ein Christenheer in Egypten ein und umschloß mit Schavers Macht vereinigt Schirkuh in Belbeis. Aber bald mußte die Belagerung aufgegeben werden, denn mit überlegener Macht griff Nureddin zu gleicher Zeit die lateinischen Fürstenthümer an. Obschon er auf einem Zuge gegen Tripolis eine bedenkliche Niederlage erfuhr, wandte er sich doch gleich darauf gegen die Burg Harem im Gebiete von Antiochia, welche die Christen erst vor wenigen Jahren seiner Gewalt entrissen hatten. Ein christliches Heer, bei dem sich die jungen Fürsten Bohemund von Antiochia und Raimund von Tripolis mit dem Grafen Joscelin befanden, zog zum Entsatze von Harem aus, gerieth aber durch Unvorsichtigkeit am 20. Juli 1164 ganz in die Gewalt der Feinde; die Führer wurden gefangen genommen, und nur

Bohemund erlangte nach kurzer Zeit wieder die Freiheit. Am 11. Auguſt fiel Harem, am 16. October Paneas in die Hände Nureddins, der ſich darauf anſchickte Antiochia ſelbſt zu belagern. Auf dieſe Schreckensnachricht ſchloß Amalrich mit Schirkuh Friede, entließ ihn und Saladin aus Belbeis und eilte ſogleich nach Tripolis und Antiochia, um dieſen Städten gegen Nureddin Schutz zu gewähren. Zufällig erſchien gerade damals wiederum Theoderich von Flandern, aber er führte kein Geleit mit ſich, welches dem Verderben hätte ſteuern können. Widerwillig genug bequemte man ſich jetzt zu entgegenkommenden Schritten gegen die Griechen. Bohemund begab ſich, kaum aus der Gefangenſchaft befreit, nach Conſtantinopel, um ſeine Ergebenheit zu beweiſen; auch Amalrich zeigte freundliche Mienen dem Kaiſer, mit dem ihn bereits Verwandtſchaft verband. Man erwartete, daß der Kaiſer in kürzeſter Friſt mit einem Heere anrücken werde, aber man fürchtete ſeine Ankunft weit mehr, als man ſie wünſchte.

Die Augen aller Lateiner im Orient ſahen dagegen mit dem heißeſten Verlangen nach Frankreich. Vor Allem von König Ludwig erwartete man die Rettung aus dem Elend. Geſandte und Briefe König Amalrichs und der Templer eilten zu ihm; in der eindringlichſten Weiſe ſchilderte man ihm die Gefahr, in welcher beſonders Antiochia ſchwebe. „Täglich“, ſchrieb König Amalrich ſchon im Jahre 1163 „erwarte man die Ankunft des griechiſchen Kaiſers; ohne Hülfe werde Antiochia ſicher in die Hände der Griechen oder Türken fallen“. Im folgenden Jahre ſchrieb der Großmeiſter der Templer: „Es iſt nicht mehr zweifelhaft, daß Antiochia in die Gewalt der Griechen und Türken kommen wird, und zwar ſchon in nächſter Zeit, wenn nicht das göttliche Erbarmen und Eure Herrlichkeit eilige Hülfe ſchafft. Denn unſer König iſt außer Stande zugleich zur Vertheidigung von Antiochia, Tripolis, Jeruſalem, und Egypten ein Heer aufzuſtellen, während Nureddin zu derſelben Zeit an allen vier Orten mit den unermeßlichen Schaaren ſeiner Hunde angreifen kann“. Aehnliche Klagebriefe ergingen an Papſt Alexander, den man im Orient anerkannt hatte. Aber alle dieſe Nothrufe hatten doch zunächſt nur geringen Erfolg. Dringendere Sorgen erfüllten den Papſt und den König; auch war die Stimmung der Maſſen nach dem Elend des zweiten Kreuzzugs einer neuen Pilgerfahrt nicht ſonderlich günſtig, und es fehlte ein heiliger Bernhard, um die ermattete Begeiſterung wieder zur hellen Flamme anzufachen. Merkwürdiger Weiſe

war es der vom Papstthum angegriffene Friedrich, der zuerst dem Gedanken an eine neue große Kreuzfahrt näher trat — ein Gedanke, der allerdings bei der Fortdauer des Schisma schwer zu verwirklichen war.

Man fürchtete in Syrien eine neue griechische Invasion, denn man wußte nicht, daß Manuel damals ganz mit den ungarischen Angelegenheiten beschäftigt war. Noch einmal rüstete er ein großes Heer, mit dem er im Sommer 1164 Stephan III. angriff. Den Vorwand zum Kriege gab, daß dem Alexius Dalmatien, die für ihn beanspruchte Erbschaft, vorenthalten wurde*); auch die Vertreibung seines Oheims, der noch immer eine Partei in Ungarn für sich hatte, wurde dem jungen König zum Vorwurf gemacht. Von Alexius und dem verjagten Ungarnkönig begleitet, ging der Kaiser über die Donau und Sawe; Titel, Peterwardein und Bacz fielen ohne Widerstand in seine Gewalt. Der Ungarnkönig und seine Mutter geriethen über den unerwarteten Angriff in gewaltige Bestürzung und verlangten dringend vom Böhmenkönig die versprochene Hülfe. Obwohl sich die Böhmen anfangs weigerten in die Thronstreitigkeiten Ungarns einzugreifen, wußte Wladislaw doch leicht ihren kriegerischen Muth zu entflammen. Ein starkes Böhmenheer, bei dem auch Wladislaws Sohn Friedrich mit dem Mährern sich befand, drang verwüstend in Ungarn ein. Der Ungarnkönig hatte an der Theiß seine Schaaren gesammelt, aber ohne die böhmische Hülfe nicht über den Fluß zu gehen gewagt. Unendlicher Jubel war im Heere der Ungarn, als die Böhmen endlich erschienen; vereint rückten sie dann sogleich gegen die Griechen vor.

Ueber die Hülfe, welche die Ungarn unerwartet gefunden, höchlich bestürzt, war der Kaiser bis an die Donau zurückgegangen. Um die Stärke des böhmischen Heeres zu erkunden, entsandte er einen Mährer, Boguta mit Namen, der im zweiten Kreuzzuge nach Constantinopel gekommen und dort zu Ehren gelangt war; zugleich sollte er, wo möglich mit Wladislaw, welcher dem Kaiser persönlich von jenem Kreuzzuge her bekannt war, Verhandlungen anzuknüpfen versuchen. Boguta erfuhr, daß Wladislaw nur gekommen sei, um die Herrschaft des jungen Königs zu schützen, und daß er darauf hinzielenden Verhandlungen nicht abgeneigt sei. Während Boguta zum Kaiser zurückkehrte, rückten die Böhmen, den Ungarn voran, auf die Griechen zu und

*) Vergl. oben S. 380.

schlugen endlich in der Nähe des griechischen Lagers an der Donau ihre Zelte auf; am anderen Morgen sollte es zum Kampfe kommen. Aber noch in der Nacht ging der Kaiser mit einem Theile seines Heeres über den Fluß zurück; er ließ Stephan im Stich, der dann sogleich die Flucht ergriff und das Lager preisgab. Beim Anbruche des Tages fielen die Böhmen in das griechische Lager ein und machten dort die reichste Beute; auch viele vornehme Griechen fielen in ihre Hände.

Seitdem begann Manuel Verhandlungen mit Wladislaw und unter Vermittelung desselben mit dem Ungarnkönig selbst, und schließlich wurde ein Friede zum Abschluß gebracht, in welchem Stephan III. als der rechtmäßige König Ungarns anerkannt, dem jungen Alexius aber die beanspruchte väterliche Erbschaft gesichert wurde; von den Anrechten Stephans IV. war nicht weiter die Rede, und die letzten Anhänger desselben schienen sich zur Ruhe zu geben. Wladislaw trat damals in ein Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser, welches durch die Verlobung der Helena, der Tochter seines Sohnes Friedrich, mit Petrus Comnenus, einem Neffen des Kaisers, besiegelt wurde*). Dann trennten sich friedlich, die zum Kriege gegen einander ausgezogen waren. Reich beschenkt von König Stephan und seiner Mutter, kehrte Wladislaw nach der Heimat zurück, wo man sich jetzt des Krieges freute, der Böhmen wenig Blut gekostet, aber mit unbekannten Herrlichkeiten bereichert hatte.

Kaiser Manuel hatte wohl nur deshalb sich enger an Wladislaw angeschlossen, um ihn von einer neuen Unterstützung des Ungarnkönigs abzuziehen; denn er hatte noch keineswegs seine Absichten auf Ungarn aufgegeben und den Frieden nur zum Schein geschlossen. Nichts zeigte dies deutlicher, als daß er den älteren Stephanus im südlichen Ungarn zu bleiben gestattete und zu seinem Schutze an der Grenze den Nicephorus Chaluphes mit einem Heere zurückließ, auch bald ein anderes Heer unter Michael Gabrias nach Sirmien sandte. Die Folge war, daß schon im Anfange des nächsten Jahres der junge Stephan wieder zu den Waffen gegen seinen Oheim griff, ihn zurücktrieb und endlich in Semlin belagerte. Im April 1165 starb plötz-

*) Die böhmische Fürstin wurde 1165 nach Constantinopel geschickt und dort die Hochzeit gefeiert.

lich, angeblich durch Gift, dieser unruhige Nachkomme des Arpad, und wenigstens vor seinen Oheimen war jetzt Stephan III. sicher, aber nicht vor dem Griechen, gegen den er in der Folge mehr durch deutschen als böhmischen Beistand geschützt werden mußte.

Man hat von einer großen Coalition gesprochen, die sich gegen Friedrich aus Alexander, Frankreich, Ungarn, dem griechischen Reiche, Venedig, dem Veroneser Bunde und Sicilien im Jahre 1164 gebildet habe. Eine solche hat, wie wir sahen, in Wahrheit nicht bestanden, wie sehr auch Alexander um die Bildung eines solchen Weltbundes sich bemüht haben mag. Zu verschiedenartig waren die Interessen der einzelnen Staaten, als daß sie sich zum Kampf gegen Friedrichs Kaiserthum förmlich hätten verbinden können. Ungarn, unmittelbar vom griechischen Kaiser bedroht und auf den Schutz Friedrichs angewiesen, konnte den Feinden desselben nicht die Hand reichen, und einem Bündniß von Frankreich und Constantinopel standen die Verhältnisse Englands und der lateinischen Herrschaften im Orient hemmend entgegen. Aber sicher ist, daß das hergestellte Kaiserthum, wie es bestimmend wieder in alle Weltverhältnisse hineingetreten war, so auch sogleich aller Orten den Widerstand erregte. Die gregorianische Kirche, in dem Papstthum Alexanders vertreten, nahm sogleich entschlossen den Kampf auf; das Kaiserthum von Constantinopel trat mehr versteckt, aber doch nicht erfolglos dem siegreichen Staufer entgegen. Venedig, im Bunde mit Constantinopel, wußte den Aufstand gerade da zu organisiren, wo er Friedrichs Macht am gefährlichsten war. An die Empörung in der Veroneser Mark knüpften sich die Hoffnungen Aller, welche im Westen und Osten die Erfolge der deutschen Waffen voll Bangen sahen, und es ist nicht zu verkennen, daß diese Empörung Friedrich in nicht geringe Bedrängniß brachte, zumal in einer Zeit, wo das Schisma, dessen Ende man bereits gehofft hatte, durch die Erhebung Paschalis III. neues Leben gewann und neue Gefahren bereitete.

Wenn Friedrich auch seine mißliche Lage der Welt zu verdecken suchte, er selbst verbarg sich nicht, daß das frühere Glück von ihm gewichen; doch entmuthigt war er deshalb mit Nichten. Gerade dadurch hat er besonders die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregt, daß er mit Standhaftigkeit auch die härtesten Schicksalsschläge ertrug, kein Mißgeschick ihn rathlos traf. War er im Siege wohl geneigt über das

nächste Ziel hinauszustürmen und so den sicheren Gewinn in Frage zu stellen, so hat er in seinen Niederlagen dagegen umsichtig immer Mittel und Wege zu finden gewußt, um die Macht des Reichs, der alle seine Kämpfe galten, aufrecht zu halten. Er ist darin eine fast einzige Erscheinung in der Geschichte, daß seine Majestät in den Tagen, wo er überwunden schien, nur um so glänzender hervortrat und selbst von denen, die ihm den Sieg abgewonnen, anerkannt werden mußte.

Es liegt in der Beschaffenheit unserer Quellen, daß die kriegerische Thätigkeit Friedrichs mehr in die Augen springt, als die politische, doch wird von den Zeitgenossen auch sein Eifer und seine Umsicht in den Staatsgeschäften rühmend erwähnt. Die Regierung des Kaiserreichs, wie er es hergestellt hatte, war ohne Zweifel eine der schwierigsten Aufgaben, welche staatsmännischer Geschicklichkeit gestellt werden kann. Nicht nur daß die offenen und geheimen Feinde, welche überall das Reich umgaben, stets im Auge behalten werden mußten, es war in Deutschland mit der Dienstwilligkeit jedes einzelnen Fürsten, in Italien mit der Botmäßigkeit einer jeden Stadt zu rechnen. Sehr bemerkenswerth ist, wie Friedrichs Regiment ein ganz anderes in Deutschland ist, als in Italien. Während in Deutschland die Autorität der großen Herren eher erhöht als gemindert erscheint, sie sich in ihren Gebieten durch die kaiserliche Gewalt kaum beschränkt sehen, werden in der Lombardei, der Romagna und Tuscien monarchische Institutionen eingeführt, welche dem Kaiser und seinen Beamten alle Hülfsquellen des Landes öffnen. Wenn der Kaiser aus seinem deutschen Reiche besonders die kriegerischen Kräfte zu gewinnen sucht, so muß ihm Italien die Geldmittel liefern, deren er im reichsten Maße bedarf*).

*) Der Walliser Walther Map erzählt, es habe ihm einst König Ludwig VII. von den Reichthümern der verschiedenen Könige gesprochen und dabei gesagt: „Edelsteine, Löwen, Pardel und Elephanten sind die Schätze des Königs von Indien. Gold und Seide haben der Kaiser von Byzanz und der König von Sicilien, aber ihre Leute verstehen Nichts als zu schwatzen, denn zum Kriege sind sie untüchtig. Der römische Kaiser, den man den Deutschen nennt, hat waffentüchtige Männer und Kriegsrosse, aber nicht Gold und Seide oder anderen Reichthum; denn Karl der Große, als er das Land den Sarazenen (!) abnahm, hat außer den Burgen und Castellen alles den Erzbischöfen und Bischöfen gegeben, welche er in den bekehrten Städten einsetzte. Deinem Herrn, dem König von England, fehlt Nichts; er hat Leute, Pferde, Gold, Seide, Edelsteine, Früchte des Ackers, wilde Thiere und Alles. Wir in Frankreich haben Nichts als Brod, Wein und Vergnügen" — Walther Map findet

Keiner von unseren früheren Kaisern hat über so regelmäßige Einnahmen verfügt, wie Friedrich, aber doch haben sie den gesteigerten Bedürfnissen des Reichs kaum entsprochen. Daher erklärt sich, daß der Kaiser, wiewohl er öfters betheuerte, daß ihm Nichts um Geld feil sei, doch auf den Gelderwerb unablässig bedacht war. Außer dem nicht geringen Aufwand für den Hofhalt gingen große Summen für den planmäßig betriebenen Bau kaiserlicher Pfalzen und Burgen auf, nicht geringere mußten zur Belohnung geleisteter Dienste verwendet werden. Es war von Anfang seiner Regierung an, wie Friedrich selbst ausspricht, sein Grundsatz, die Treuen zu belohnen, um Andere zu gleicher Ergebenheit anzuspornen; geschah dies auch meist entweder durch Privilegien, wie er sie den deutschen Bischöfen für ihre mit großen Opfern verbundenen Dienste ertheilte, oder durch Verleihung von Reichslehen, wie bei den weltlichen Herren Deutschlands und Italiens, oder durch Ueberlassung von Regalien, wie bei den lombardischen Communen, so wurden doch auch vielfach Anweisungen auf die Reichseinnahmen selbst den Dienstbeflissenen ertheilt.

Zu den Geschäften des Regiments bedurfte der Kaiser vieler und verschiedener Diener. Die politischen Angelegenheiten gingen zum großen Theil durch die Hand des Kanzlers, der jetzt in gleicher Weise für das Reich diesseits und jenseits der Alpen amtirte. Obgleich die Ausfertigung der Urkunden, die von dem Protonotar und Notaren besorgt wurde, ihn kaum noch berührte, lag doch eine große Last auf ihm, zumal auch Gesandtschaften und selbst die Leitung der Heere ihm zeitweise übertragen wurden. Für die richterlichen Geschäfte in Italien hat der Kaiser öfters Vicarien bestellt, obwohl dies Amt unter ihm noch nicht ein ständiges wurde. Kaiserboten, Podestàs oder Procuratoren waren in den unterworfenen Städten Italiens regelmäßig in Thätigkeit, während in Deutschland die feudalen Gewalten in alter Weise fortbestanden, neben denen besondere kaiserliche Beamte nur einen sehr beschränkten Wirkungskreis hatten. Friedrich hat viele getreue Diener gefunden, die ihm mit einer solchen Hingebung ihre Kräfte widmeten, daß man mehr persönliche Verehrung als Rücksicht auf Entgelt als Motiv ansehen muß. Wir haben sie nicht so sehr unter den ersten

---

diese Worte des Königs ebenso witzig als wahr, aber mit der Wahrheit steht es doch bedenklich.

weltlichen Fürsten des deutschen Reichs zu suchen, als in dem Stande der geistlichen Fürsten, der Bischöfe und Aebte, dann bei den Grafen und Herren, selbst unter den Ministerialen. Es sind Männer wie Rainald von Köln, Hermann von Verden, Eberhard von Bamberg, dann Otto von Wittelsbach, Markward von Grumbach, Gebhard von Leuchtenberg, Heinrich von Diez, Konrad von Ballhausen. Auch Italiener haben sich ganz in den Dienst des Kaisers gestellt, wie Bischof Garsidonius von Mantua, Markgraf Wilhelm von Montferrat, Graf Guido von Biandrate und die beiden Lodesen Otto und Acerbus Morena. Manchen unter diesen Dienern des Kaisers gebührt ohne Zweifel ein erheblicher Antheil an seinen Erfolgen, aber die Summe des Regiments lag doch immer in seiner eigenen Hand. Alle seine Beamten blieben mehr oder weniger nur Werkzeuge seines Willens, und er hat, wenn es seinen Absichten entsprach, kein Bedenken getragen ihre Maßregeln aufzuheben. Während seiner langen Regierung haben vielfach seine Räthe gewechselt, seine Politik aber ist wesentlich immer die gleiche geblieben.

Die Wege des Staatsmanns pflegen selten die geraden zu sein; nichtsdestoweniger setzt in Verwunderung, wie oft Friedrich Erwartungen, die er selbst erregt, getäuscht hat. Wir wissen, wie wenig er die Zusagen gehalten hat, welche Berthold von Zähringen wegen der burgundischen Länder empfangen hatte, wie er den Herren von Baux Verleihungen in der Provence machte, die er nach zwei Jahren für ungültig erklärte, wie er Herzog Welf aus den großen italienischen Lehen, welche er ihm ertheilt, nach und nach zu verdrängen wußte; dem Bisthum Belluno verbriefte er die Reichsunmittelbarkeit und unterwarf es doch schon nach wenigen Wochen wieder dem Erzbischof von Aquileja; der Stadt Mailand beließ er nach der ersten Einnahme die Wahl der Consuln und sprach ihr schon nach kurzer Frist diese wieder ab. Wie weit diese politischen Wandlungen gerechtfertigt waren, ist nicht immer im Einzelnen leicht zu beurtheilen, aber bemerkenswerth ist, daß sie von der Empörung Mailands abgesehen, nicht zu bedenklichen Verwickelungen führten. Es spricht dies für das persönliche Ansehen des Kaisers, nicht minder aber für die Jedermann gefährliche Kunst, mit der er die Staatsangelegenheiten behandelte. In den italienischen Privilegien Friedrichs findet sich vielfach die Clausel: salva per omnia imperiali iusticia oder salva in omnibus imperiali iure, nachgebildet der in der päpstlichen Kanzlei bereits früher üblichen:

salva sedis apostolicae auctoritate, und es sollte mit jener Clausel nichts anderes bezeichnet werden, als daß dem Reiche gegenüber die Privilegien keine unbedingte Gültigkeit hätten. Denn das war allerdings Friedrichs Meinung, daß jeder Rechtsanspruch, und ob er selbst ihn begründet, hinfällig sei, sobald er Interessen des Reichs verletze. Wir hören in einzelnen Fällen, daß er nach dem Rathe der Fürsten seine frühere Entschießung änderte, und vielleicht mag es nie ohne ihre Einwilligung geschehen sein; doch konnte dies nicht verhindern, daß die Beeinträchtigten sich tief verletzt fühlten.

Berthold von Zähringen hat den Kaiser in seinem Unmuth einen Zerstörer der Gesetze genannt, und die Alexandriner haben ihn häufig als einen Tyrannen bezeichnet. Wollte man aber deshalb Friedrichs Regiment als Absolutismus betrachten, so würde man sich mit den offenkundigsten Thatsachen in Widerspruch setzen. Allerdings war an seinem Hofe das unbeschränkte Kaiserthum, wie es die Gesetzbücher Justinians lehrten, nicht unbekannt, und man hat aus denselben manche Folgerungen gezogen. Dennoch hat der Kaiser nicht wie ein unbeschränkter Herrscher regiert. Bei allen wichtigen Angelegenheiten hat er die Fürsten in Deutschland, wie in Italien zu Rath gezogen, und wir wissen aus bestimmten Vorgängen, daß er sich ihrer Entscheidung, selbst wenn seine Meinung eine andere war, willig unterwarf. Auch die so einschneidenden Roncalischen Beschlüsse und die so verhängnißvolle Zerstörung Mailands gingen keineswegs aus Acten kaiserlicher Willkür hervor. Die imponirende Persönlichkeit Friedrichs hat wohl meist auf den Reichstagen den Ausschlag gegeben, aber nicht immer haben sich die deutschen Fürsten seiner Ansicht unterworfen. Und nicht mit Unrecht ist Friedrich vielfach als ein Freund des Rechts und der Gesetze gepriesen worden. Jedermann weiß, wie sehr er sich bemühte das geschriebene Recht wieder zur Geltung zu bringen, wie er mit unnachsichtiger Strenge jeder Selbsthülfe entgegentrat und darauf drang, daß alle Streitigkeiten vor dem Richter nach den Gesetzen entschieden würden. Auch darf es nicht vergessen werden, daß er wiederholt seine Streitpunkte mit Rom durch ein Schiedsgericht erledigen lassen wollte und gerade das den Päpsten zum schwersten Vorwurf machte, daß sie keinem Gericht sich unterwerfen wollten. Zur Herstellung und Aufrechterhaltung des Reichs konnte er der Waffen nicht entbehren, aber die Vollendung desselben sah er in einem durch Gesetz und Recht gesicherten Frieden.

Das ganze Regiment Friedrichs trägt einen strengen und herben Charakter*); es hat schwer auf den Lombarden gelastet, und auch die deutschen Fürsten seufzten oft unter den Bürden, die es ihnen auferlegte. Aber es versöhnte mit demselben, daß der Kaiser selbst die schwersten Pflichten auf sich nahm und sich ganz in den Dienst des Reiches stellte, in dessen Erhaltung und Erhöhung er das Heil der Welt sah und an welches sich in der That noch immer große Interessen der Menschheit knüpften. In so scharfer Realität meist sein Walten erscheint, es war doch von einer großen Idee getragen. Die Idee des Reichs war die Quelle seiner unversieglichen Kraft, seines niemals gebrochenen Muthes; sie hielt ihn aufrecht in den Drangsalen der letzten Jahre und hob ihn noch höher in den schwereren Kämpfen, die ihm noch bevorstanden.

Als der unerschrockene Vorkämpfer des römischen Reichs deutscher Nation hat Friedrich der Rothbart sich die Bewunderung seiner Zeitgenossen errungen, und auch die Deutschen unserer Tage, die ein römisches Reich nicht mehr kennen, wahren dankbar sein Andenken, weil er, ein deutscher Fürst durch und durch, die Ehre und Hoheit der deutschen Nation inmitten großer Weltverwickelungen rühmlich behauptete.

*) Es verdient hervorgehoben zu werden, daß ein Einfluß der Frauen auf Friedrichs Regiment sich fast gar nicht bemerkbar macht; von den früheren Kaisern hat sich nur Heinrich V. in ähnlicher Weise weiblichen Einwirkungen entzogen.

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm von Giesebrecht.

Fünfter Band.

Die Zeit Kaiser Friedrichs des Rothbarts.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1888.

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm von Giesebrecht.

Fünfter Band.

Zweite Abtheilung.

Friedrichs I. Kämpfe gegen Alexander III., den Lombardenbund und Heinrich den Löwen.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1888.

Das Recht der Ueberſetzung bleibt vorbehalten.

Vorbemerkung.

Die großen Kämpfe, welche Friedrich der Rothbart für die Aufrechthaltung der kaiserlichen Gewalt gegen Angriffe von allen Seiten bestand, haben durch ihre weltgeschichtliche Bedeutung, ihre gewaltigen Schwankungen und die hervorragenden Persönlichkeiten, die an ihnen betheiligt waren, stets das lebhafteste Interesse erregt. Es spielt sich in ihnen ein historisches Drama ab, dem an Großartigkeit wenige zu vergleichen sind.

Leider haben wir von der Geschichte dieser Kämpfe in keiner alten Quelle eine zusammenhängende, auf guter Kenntniß beruhende Darstellung, wie sie für die Geschichte der ersten Regierungsjahre Friedrichs in dem berühmten Werke des Bischofs Otto von Freising und seines Fortsetzers vorliegt. Es erwachsen daraus für Jeden, der die Geschichte dieser Kampfzeit zu bearbeiten hat, zahlreiche Schwierigkeiten. Das überlieferte Material ist nicht dürftig, aber es liegt weit zerstreut, stammt aus verschiedenen Ländern, wie aus verschiedenen Zeiten und bietet überall zu kritischen Erwägungen Anlaß.

Man wird es hiermit entschuldigen, wenn die zweite Abtheilung dieses Bandes viel später der ersten nachfolgt, als beabsichtigt war und von vielen Seiten gewünscht wurde. Mindestens den Vortheil hat die Verzögerung gehabt, daß manche wichtige Actenstücke, die erst neuerdings bekannt geworden sind, noch benutzt werden konnten. Herzlichen Dank schulde ich den Freunden und Studiengenossen, welche mir ihre diese Zeit berührenden Monographien zugesandt haben; es ist dadurch meine Arbeit erheblich gefördert worden, und ich erlaube mir die Bitte

zu wiederholen, auch ferner durch solche Zusendungen mich freundlich zu unterstützen.

Meine Absicht war, auf Grund der kritisch geprüften Nachrichten möglichst klar darzulegen, wie Friedrich inmitten vielverworrener Weltverhältnisse unter großen Gefahren durch Umsicht und Energie die Stellung des Kaiserthums zu behaupten wußte. Möchte ich im Wesentlichen das Richtige getroffen haben! Vor Irrthümern im Einzelnen wird sich bei der Beschaffenheit der Quellen kaum Jemand sicher wähnen; am wenigsten gebe ich mich solchem Glauben hin.

Es ist eine Inhaltsübersicht über die beiden jetzt vorliegenden Abtheilungen des fünften Bandes beigegeben worden; sie wird die Benutzung erleichtern und Allen willkommen sein, die mit dem Einbande nicht länger zuwarten wollen. Die dritte Abtheilung, welche die Geschichte Friedrichs I. abschließt und die kritischen Beilagen giebt, wird hoffentlich in nicht ferner Zeit folgen.

München, den 15. April 1888.

W. v. Giesebrecht.

Zu den Abth. I S. VIII gegebenen Berichtigungen werden noch folgende nachgetragen:

S. 21 Z. 19 v. o. ist nach 1. Oktober hinzuzufügen 1154.
S. 57 Z. 2 und 4 lies Vertrags statt Friedens.
S. 63 Z. 9 lies versteckten statt versteckte.
S. 86 Z. 16 lies In der folgenden Woche statt Am folgenden Tage.
S. 95 Z. 1 von unten lies Krone statt Kaiserkrone.
S. 259 Anm. lies IV statt III.
S. 323 Z. 5 lies scheinen statt schienen.
S. 384 Z. 6 von unten lies erwählte statt erwähnte.
S. 391 Z. 11 lies Sardiniens statt Siciliens.
S. 423 Z. 2 lies allen statt alle.
S. 436 Z. 12 lies Belbeis statt Pelusium und Amalrich statt Balduin.

In Abth. II ist Folgendes zu berichtigen:

S. 492 Z. 22 lies Arenaria statt Arenula.
S. 503 Z. 18 lies Liupold statt Luitold.
S. 548 Z. 10 von unten lies cartularischen statt cartularischem.
S. 695 Z. 2 lies Truchseß statt Mundschenk.

Unwesentliche Schwankungen in der Orthographie, namentlich der Eigennamen, bittet man zu entschuldigen.

Elftes Buch.

Friedrichs I. Kämpfe gegen Alexander III., den Lombardenbund und Heinrich den Löwen.

1164—1181.

1.

Hemmnisse des Kaisers in Deutschland.

Staunend hatte die Welt die neue Erhebung des deutschen Kaiserthums gesehen. Mit jener unwillkürlichen Bewunderung, welche den Erfolgen kühner Kriegsfürsten und Staatsmänner nie fehlt, hatte man die Thaten Friedrichs verfolgt. Seit Karl dem Großen, meinte man, habe die Kaiserkrone Niemand, der ihrer würdiger, getragen. Aller Orten fühlte man, daß dem Gange der Weltgeschichte wieder ein kräftiger Anstoß gegeben war, eine neue Zeit begonnen hatte.

Zugleich aber war die Furcht erwacht, daß die erstarkende Macht des Kaiserthums Alles bedrohe, was im Laufe der Zeit unter und neben ihm Bestand gewonnen hatte: die Unabhängigkeit des Papstthums, das normannische Reich in Sicilien, die Selbstverwaltung der Communen Italiens, die Freiheit der deutschen Fürsten. Bald standen auch die Könige des Abendlandes in der Besorgniß, von der Uebermacht des Kaiserreichs erdrückt zu werden, und selbst im Orient hielten sich die Griechenheit und die muhammedanischen Herrschaften gefährdet, wenn dem abendländischen Kaiserthum neue Schwingen wüchsen. Gelang es Friedrich, sich ganz Italien zu Füßen zu legen und damit eine gebietende Stellung in der Mitte der Weltmächte zu gewinnen, so schien in der That den Kaisern des Occidents eine Autorität gesichert, der kaum noch eine Schranke zu setzen war.

So war es nicht zu verwundern, daß Papst Alexander III., als er den Kampf mit Friedrich aufnahm, überall Anhänger fand. An den verschiedensten Orten regten sich die Widersacher des Kaisers und traten mit ihm in Verbindung; wiederholt haben sie auch eine allgemeine Coalition gegen Friedrich geplant, aber zu verschiedenartig waren doch ihre besonderen Interessen, als daß eine solche Coalition

hätte Bestand gewinnen können. So viele Freunde Alexander hatte, blieb er doch in hülfsbedürftiger Lage.

Indessen hat es dem klugen Manne von Siena, welcher dem mächtigen Kaiser entgegengetreten war, niemals an Mitteln gefehlt, den Kampf fortzusetzen. Hatte er auch Rom und Italien verlassen müssen, war auch das ihm verbündete Mailand vernichtet, konnte ihm auch das Normannenreich in Sicilien, durch innere Zerwürfnisse gelähmt und wiederholt von Angriffen des Kaisers bedroht, keinen wirksamen Beistand leisten, so hatte er doch in Gallien eine Zuflucht gefunden, wo er unter dem Schutze der Könige von Frankreich und England der Hand des Kaisers entzogen war. Der Versuch, welchen Friedrich zu S. Jean-de-Losne gemacht hatte, Alexander diesen Schutz zu entziehen, war nicht allein gescheitert, sondern hatte die Stellung des Papstes wesentlich gebessert. Daran fehlte freilich viel, daß ihm die beiden Könige, die bei ihrer immer wachen Rivalität einen offenen Bruch mit dem Kaiser fürchteten, Heere gegen denselben geboten hätten, aber sie ermöglichten ihm doch seine geistlichen Waffen gegen Friedrich und die von ihm anerkannten Gegenpäpste zu gebrauchen.

Allerdings hatten diese geistlichen Waffen unverkennbar viel von ihrer früheren Schneidigkeit verloren. Bei Weitem leichter trug Friedrich den Bann, als seine Vorfahren. Seit Jahren war das Anathem über ihn ausgesprochen, aber Niemand fiel deshalb ein, ihm den Gehorsam zu verweigern oder ihm die Krone bestreiten zu wollen. So entschiedene Alexandriner Eberhard von Salzburg und sein ganzer Anhang waren, wagten sie doch nicht sich den Befehlen des Kaisers zu widersetzen und verkehrten unbedenklich an seinem Hofe. Alexander selbst nahm keinen Anstand wiederholt Gesandtschaften an ihn zu schicken und mit ihm Verhandlungen zu eröffnen. Der Bann schien wie vergessen. Behauptete doch wenig später König Heinrich von England: der Papst selbst habe ihm gesagt, daß er von einer Excommunication des Kaisers nichts wisse; deshalb habe er, der König, kein Bedenken getragen, seine Tochter mit einem Sohne des Kaisers zu verloben. Mochten die Alexandriner die Gegenpäpste und die von diesen ordinirten Bischöfe als Gebannte meiden, der Bann gegen den Kaiser war so gut wie wirkungslos geblieben. Selbst in den klerikalen Kreisen sah man ein, daß man dem Kaiser keine Irrlehre vorwerfen könne, daß er vielfach als ein eifriger Schutzherr der Kirche sich erwiesen habe und es sich

bei seinem Streite mit Alexander mehr um die weltlichen als die geistlichen Interessen des Papstthums handele.

So konnte Alexander auch nicht so sehr mit geistlichen als mit weltlichen Waffen den Kaiser zu besiegen hoffen, und diese Waffen konnte er nach der Weltlage nur in Italien gewinnen. Da war es nun von entscheidender Bedeutung, daß Venedig, welches vom Anfange des Schismas an zu Alexander gehalten hatte, nachdem Mailand zerstört, Genua und Pisa sich dem Kaiser unterworfen hatten, auch für seine Freiheit fürchtend, sich nicht allein zum Schutze der eigenen Stadt rüstete, sondern auch einen Angriff auf den Kaiser selbst in das Auge faßte. Indem es den Bund mit Sicilien fester anzog, von Kaiser Manuel, der unablässig an die Herstellung der griechischen Herrschaft in Italien dachte, Subsidien nahm und mit dem byzantinischen Gelde Verona, Vicenza und Padua gegen Friedrich in die Waffen brachte, sorgte es nicht nur für sich selbst, sondern leistete zugleich der Sache Alexanders Dienste von unberechenbarer Bedeutung.

Durch den Aufstand Veronas und seiner Bundesgenossen war nicht nur der Kriegszug des Kaisers gegen Sicilien vereitelt, sondern auch die Autorität desselben in der Lombardei wieder in Frage gestellt worden. Es zeigte sich dies eben so sehr in den großen Zugeständnissen, welche er mehreren Städten machte, um sie in der Treue zu erhalten, wie in der Unzuverlässigkeit des lombardischen Heeres, welches er gegen Verona aufbot. Die von Mailand unterdrückten Städte hatten ihn bereitwillig unterstützt, so lange ihre mächtige Feindin aufrecht stand. Schon aber schmerzte sie der Verlust ihrer alten Rechte, die sie selbst dem Sieger über Mailand geopfert hatten; schon fühlten sie sich durch die kaiserlichen Statthalter und Steuerbeamten bedrückt, und dieser Druck war ihnen noch empfindlicher, als früher Mailands Gewaltthaten. Sie sprachen zwar viel von Treue gegen den Kaiser, aber ihre Treue war leichten Kaufs zu erschüttern. Die Saat der Unbotmäßigkeit war in der Lombardei aufgegangen und drohte üppig aufzuschießen, wofern man ihr Raum ließ. Der Kaiser sah bald die Unmöglichkeit ein, mit den Waffen Italiens allein die Aufständigen zu besiegen.

Verzagtheit war dem Wesen Friedrichs fremd, und der Sieger über Mailand konnte Veronas Widerstand nicht als ein unbezwingliches Hinderniß seiner Absichten ansehen. Doch hielt er es für nöthig im Herbst 1164 selbst über die Alpen zurückzukehren, um in den

deutschen Ländern ein Heer zu sammeln, mit dem er die Rebellion bewältigen und die längst geplante Heerfahrt gegen Sicilien ausführen könnte. Zugleich war es seine Absicht, gegen Alexander, mit dem nach dem Scheitern aller Verhandlungen und der Anerkennung des neuen Gegenpapstes kein Ausgleich mehr möglich schien und in dem er mit Recht seinen gefährlichsten Widersacher sah, vernichtende Maßregeln zu treffen, vor Allem ihm den Anhang, über den er noch immer in Deutschland geboten hatte, zu entziehen.

Die Gelegenheit schien dazu überaus günstig. Vor wenigen Monaten war Erzbischof Eberhard von Salzburg gestorben, der geachtetste Vorfechter der Alexandriner in Deutschland (22. Juni 1164). Wegen seiner geistlichen Tugenden vom Kaiser selbst hochgeehrt, hatte Eberhard doch, wohl weniger aus persönlicher Anhänglichkeit an den Sanesen, als weil die Freiheit des Papstthums ihm gleichsam als Glaubensartikel feststand, mit flammendem Eifer die Sache Alexanders ergriffen und mit allen seinen Kräften gefördert. Aus einem edlen, an der Aben begüterten bairischen Geschlecht entsprossen, hatte er sich jung dem Kirchen- und Klosterleben mit ganzer Seele hingegeben. Nachdem er längere Zeit als erster Abt dem hauptsächlich aus den Gütern seines Hauses begründeten Kloster Biburg vorgestanden, hatte er in schon vorgerücktem Alter das Erzbisthum Salzburg erhalten. Trotz seiner Jahre hatte er dann an der Spitze des bairischen Klerus eine jugendliche, fast leidenschaftliche Rührigkeit entfaltet. Ein Mann von imponirender Persönlichkeit, selbstloser Hingabe an seinen Beruf, unerschöpflicher Wohlthätigkeit, beherrschte er seine Kirchenprovinz wie mit magischer Gewalt. Nachdem er die Sache Alexanders erfaßt, hatte sich auch im ganzen bairischen Klerus eine mehr oder weniger hervortretende alexandrinische Stimmung entwickelt. Zugleich hatte Eberhard weit über Baiern hinaus Einfluß gewonnen; mit Alexander selbst und seinem ganzen Anhange hatte er in vertrautestem Briefwechsel gestanden. Sein Tod war einer schweren Niederlage Alexanders gleich zu achten, und diese Niederlage galt es jetzt für den Kaiser auszunutzen.

Man war in Salzburg schon wenige Tage nach Eberhards Tode (29. Juni) zur Wahl des neuen Bischofs geschritten. Nicht ohne kluge Berechnung hatten die Domherren im Einverständniß mit dem Klerus und den Ministerialen des Erzstiftes ihre Stimmen dem Bischof Konrad von Passau gegeben, einem Oheim des Kaisers und Bruder Herzog

Heinrichs von Oesterreich. Konrad war ein Mann von etwa 50 Jahren und hatte bereits über 16 Jahre zu Passau als Bischof gewaltet. Man kannte ihn besonders wegen der vielen und erbitterten Streitigkeiten mit seinem Bruder Heinrich, mit deren Ausgleich Eberhard noch in seinen letzten Tagen beschäftigt gewesen war*); seine Festigkeit und seine Ausdauer in diesen Streitigkeiten sprachen für ihn, aber man tadelte, daß er sich bisher in dem kirchlichen Kampfe nicht entschieden genug gezeigt, und hatte ihm deshalb bei seiner Wahl die Bedingung gestellt, daß er gleich seinem Vorgänger fest zu Alexander halten müsse. Trotzdem hatten die Salzburger mit ihrer Wahl beim Kaiser keine Schwierigkeiten zu finden gefürchtet; hatte er Udalrich von Aquileja und Konrad von Mainz, Männern von unzweifelhaft alexandrinischer Gesinnung, die Investitur nicht versagt, so war dies bei seinem eigenen Oheim noch weniger zu erwarten.

Aber die Salzburger hatten bald erfahren, daß die Zeiten andere geworden waren. Als sich ihr Erwählter im September an den kaiserlichen Hof zu Pavia begeben, hatte der Kaiser von ihm die Anerkennung des Paschalis verlangt und ihm, als dieselbe verweigert wurde, die Investitur versagt. So wichtig schien dem Kaiser die Salzburger Sache, daß er, kaum nach Deutschland zurückgekehrt**), von Ulm aus ein Schreiben an den Klerus, die Vasallen und Ministerialen der Salzburger Kirche erließ, worin er sie auf einen am 18. November 1164 zu Bamberg zu haltenden Reichstag beschied: sie sollten dort mit ihrem Erwählten erscheinen, um sich dem Urtheile zu fügen, welches die Erzbischöfe und Bischöfe über ihre Kirche aussprechen würden; mit Ausnahme des Dompropstes, der besonders den Zorn des Kaisers erregt hatte, wurde Allen freies Geleit zugesagt.

Wir sind über die Beschlüsse des Bamberger Reichstags schlecht unterrichtet; nur so viel ist sicher, daß sich Konrad zwar dort einfand, aber die Investitur nicht erhielt, da er abermals die Anerkennung des Gegenpapstes verweigerte. So sehr die Hartnäckigkeit seines Oheims den Kaiser reizte, so sehr war man von derselben am Hofe Alexanders

*) Vergl. S. 392. 393. Eberhard hatte nach dem Auftrage des Kaisers sich um die Herstellung des Friedens zwischen den Brüdern vergeblich bemüht; erst durch die Versetzung Konrads nach Salzburg wurden die Händel beendigt.

**) Vergl. oben S. 414.

erbaut; nach kurzer Zeit sandte der Papst an Konrad das Pallium und belobte seine Festigkeit.

Obwohl Alexander den Tod Eberhards schwer empfand und bald auch in Hartmann von Brixen*) einen hochangesehenen Anhänger verlor, schöpfte er doch neue Hoffnungen auf den Sieg seiner Sache in Deutschland. Nicht minder als die Festigkeit der Salzburger Kirche ermuthigte ihn der offene Uebertritt des Erzbischofs Konrad von Mainz, des ersten deutschen Kirchenfürsten, der ihm persönlich in dieser Zeit nahe getreten war. Eine Wallfahrt nach S. Jago di Compostela**) hatte der Mainzer benutzt, um den Hof Alexanders zu Sens zu besuchen; als Schüler Eberhards längst dem Papste zugethan, hatte er sich ihm dort förmlich unterworfen und ihm den Treueeid geleistet. Als er dann nach Deutschland zurückkehrte, machte er aus seiner Conversion kein Hehl; einen Boten des Gegenpapstes soll er aus seinem Territorium verwiesen und gedroht haben, daß er, wenn dieser oder ein anderer Bote desselben sich je wieder zeige, ihm die Augen ausreißen lassen würde. Auch von Erzbischof Hillin von Trier war man überzeugt, daß er seit dem Tode Victors IV. der Sache Alexanders geneigt sei. Vom Erzbischof Wichmann von Magdeburg, der kurz zuvor eine Reise nach dem gelobten Lande gemacht hatte***), erzählte man, daß er auf derselben in die Hände der Saracenen gefallen sei und gelobt habe, wenn er befreit werde, sich für Alexander zu erklären. Noch viele andere geistliche oder weltliche Fürsten Deutschlands sollten offene oder geheime Anhänger Alexanders sein.

Es war sehr irrig, wenn die Alexandriner an ein baldiges Ersterben des Schismas in Deutschland glaubten, aber richtig war doch, daß Manche, die willig Victor anerkannt hatten, Paschalis, dem neuen Gegenpapste, keinen Gehorsam zu schulden meinten. Der Kaiser selbst sah ein, daß er nur durch die größte Entschiedenheit diesem die Anerkennung, die er selbst ihm bereits in offenkundiger Weise gezollt hatte, auch von Anderen erzwingen könne. Jeder Widerstand, der ihm da begegnete, erzürnte ihn, aber noch mehr erfüllte ihn mit Unmuth, daß er

*) Hartmann starb am 23. December 1164. Bei der besonderen Vertrauensstellung, die er, obwohl Alexandriner, beim Kaiser besessen hatte, war sein Tod ein Ereigniß von Bedeutung.

**) Die Reise Konrads von Mainz erfolgte im Spätjahre 1164.

***) Etwa im Anfange des Octobers 1164 war Wichmann zurückgekehrt.

bei seiner Rückkehr die Ruhe des Reichs durch Zwietracht unter den Fürsten gefährdet fand, und gerade durch solche, die ihm persönlich am nächsten standen. Auch ihnen mußte er mit Ernst entgegentreten, wenn er nicht die Absichten, mit denen er nach Deutschland gekommen war, vereitelt sehen wollte.

Es ist berichtet, wie Erzbischof Rainald durch die Feindseligkeiten des Pfalzgrafen Konrad veranlaßt war noch vor dem Kaiser Italien zu verlassen*). Der Erzbischof hatte nach seiner Rückkehr dem Pfalzgrafen nicht die Hand zur Versöhnung geboten, vielmehr herrschte bitterer Groll zwischen dem Bruder des Kaisers und dessen erstem Diener und drohte schweres Verderben über das Rheinland zu bringen. Als der Kaiser auf dem Bamberger Tage mit Rainald zusammentraf, fuhr er ihn wegen des rücksichtslosen Verhaltens gegen seinen Bruder mit harten Worten an, aber der Erzbischof wußte den Zorn des Kaisers bald zu beschwichtigen. Wie hätte dieser auch dauernd dem Mann grollen können, dem er so Vieles dankte und dessen Hülfe er jetzt am wenigsten entbehren konnte? Der Kaiser selbst scheint dann äußerlich ein leidliches Vernehmen zwischen den beiden hadernden Fürsten hergestellt zu haben, aber der Unmuth lebte im Herzen des Pfalzgrafen fort und richtete sich eben so sehr gegen seinen kaiserlichen Bruder, wie gegen Rainald.

Noch schlimmer waren Händel, die kürzlich ganz Schwaben in Verwirrung gesetzt hatten und bei denen Herzog Friedrich, der Neffe des Kaisers, nur zu sehr betheiligt gewesen war.

Schon seit geraumer Zeit bestand Unfriede zwischen dem alten Welf und dem Pfalzgrafen Hugo von Tübingen, der eine Nichte Welfs, die Gräfin Elisabeth von Bregenz, geheiratet hatte; die erste Veranlassung zum Streite scheint das Heiratsgut Elisabeths gegeben zu haben. Als nun Hugo in einer Grafschaft, die er von Welf zu Lehen trug, bei Möhringen auf den Fildern einige Ministerialen desselben beim Straßenraub ergriff, hielt er über dieselben Gericht, ließ sie aufhängen und zerstörte Möhringen. Der alte Welf forderte für diesen Eingriff in seine Rechte vom Pfalzgrafen Genugthuung, unterließ aber die Sache mit Ernst zu verfolgen; sie ruhte, bis er im Winter von 1163 auf 1164 nach Italien ging**). Dagegen nahm sein Sohn, der in alle

*) Vergl. S. 407—409.
**) Vergl. S. 392.

Gerechtsame des Vaters in Schwaben getreten war, sogleich den Streit mit jugendlicher Hitze auf und verlangte wiederholt Genugthuung, die ihm aber der Pfalzgraf, auf die Freundschaft Herzog Friedrichs bauend, hartnäckig verweigerte. Der junge Welf griff endlich zu den Waffen, und seine gerechte Sache verschaffte ihm zahlreiche Freunde. Die Bischöfe von Augsburg, Speier und Worms, Herzog Berthold von Zähringen, die Markgrafen Berthold von Vohburg und Hermann von Baden, die Grafen Rudolf von Pfullendorf, Albert von Habsburg, zwei Grafen von Calw, zwei Grafen von Berg, die Grafen Gottfried und Rudolf von Ronsberg, die Grafen Heinrich von Veringen und Konrad von Heiligenberg, der Schirmvogt des Bisthums Konstanz, und andere schwäbische Herren zogen mit ihren Rittern ihm zu; man berechnete sein Heer auf mindestens 2200 Gewappnete. Auch der Pfalzgraf rüstete sich, fand aber nur bei Herzog Friedrich, der ihm 1100 Ritter zugeführt haben soll, den Grafen von Zollern und einigen anderen Herren Beistand.

Fast ganz Schwaben stand im Anfange des Septembers 1164 in den Waffen. Am 5. dieses Monats, einem Sonnabend, rückte Welfs Heer gegen die Burg Tübingen, in welcher Hugo mit seinem Heere lag, und schlug nahe derselben das Lager auf. Am folgenden Sonntag sollte Waffenruhe sein, und in der Burg, wo man die Uebermacht des Feindes fürchtete, dachte man schon an Unterhandlungen mit demselben. Aber unerwartet gewann Hugos Sache die glücklichste Wendung. Am Sonntag um Mittag rückten mehrere Ritter Welfs unbesonnen gegen die Burg vor und begannen einen Kampf mit einigen Leuten Hugos, die ihnen zufällig begegneten. Um den bedrängten Freunden zur Hülfe zu kommen, ergriff bald Alles im welfischen Lager die Waffen und stürmte ordnungslos auf die Burg los. Da aber warf sich auch Hugo mit den Seinen in den Kampf, bei welchem das Terrain ihnen günstig war. Nach einem heißen, zwei Stunden fortgesetzten Handgemenge wandten sich endlich die Welfischen zur Flucht. Neunhundert Gefangene fielen in Hugos Hand. Welfs ganzes Heer war zersprengt; die Führer retteten sich in die benachbarten Berge und Wälder oder in befreundete Burgen; Welf selbst entkam nur mit drei Begleitern auf die Burg Achalm.

Wenig später kehrte der alte Welf aus Italien zurück und suchte zu verhüten, daß die schwere Niederlage seines Sohnes nicht noch

schlimmere Folgen nach sich zog. Kaum war der Kaiser wieder in Deutschland erschienen, so nahm er den Beistand desselben in Anspruch. Am 1. November war er mit seinem Sohne, mit Berthold von Zähringen und den Bischöfen von Konstanz, Straßburg, Speier und Augsburg am kaiserlichen Hofe zu Ulm, wo auch Herzog Friedrich von Schwaben erschien. Entweder schon hier oder auf dem Bamberger Tage wurde durch den Kaiser, der sich der Welfen annahm, ein Abkommen getroffen, wonach Hugo die Gefangenen auslieferte, dagegen Welf einen einjährigen Waffenstillstand schloß und in dieser Frist die Besitzungen des Pfalzgrafen nicht anzugreifen gelobte. Leider wurde auch hierdurch nur für den Augenblick Ruhe in Schwaben gewonnen.

Nach dem Bamberger Reichstage hatte sich der Kaiser nach den rheinischen Gegenden begeben und feierte das Weihnachtsfest zu Straßburg. Zugleich wurde hier ein Hoftag gehalten, welcher besonders von den schwäbischen Großen besucht war. Im Anfange des Jahres 1165 ging der Kaiser nach Sachsen. Das Fest der Reinigung (2. Februar) Mariä feierte er zu Goslar, wo eine größere Zahl von Bischöfen, unter ihnen auch Konrad von Mainz und Rainald von Köln, um ihn versammelt waren; ohne Frage sind damals wichtige kirchliche Angelegenheiten berathen worden. Am 26. Februar hielt der Kaiser dann einen Hoftag zu Altenburg; außer angesehenen sächsischen Herren, wie Albrecht der Bär und die Wettiner, waren auch König Wladislaw von Böhmen, seine Brüder Dietbold und Heinrich und sein vertrauter Rath, der auch beim Kaiser so hoch angesehene Bischof Daniel von Prag zugegen. Die Vermuthung liegt nahe, daß sich der Kaiser bemüht haben wird, für den neuen Heereszug nach Italien die Unterstützung Böhmens, die ihm früher so förderlich gewesen war, zu gewinnen. Aeußerlich war der Landfriede im Sachsenland damals nicht gestört. Von den Widersachern Heinrichs des Löwen*) hatte sich nur Pfalzgraf Adalbert geregt, und auch er zu seinem Verderben. Von Albrecht dem Baiern in Stich gelassen, war er leicht von Heinrich überwältigt worden und hatte sein unbedachtes Unternehmen mit der Abtretung der im Harz belegenen Lauenburg, deren Besitz zugleich Aussichten auf die Vogtei über Quedlinburg bot, und mit dem Verlust eines Halberstädter Lehens

*) Vergl. S. 378.

büßen müssen. Seitdem war Ruhe in Sachsen, aber es war die Windstille vor dem Sturm.

Indem der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt war, um für die Fortsetzung des Kampfes in Italien die erforderlichen Streitkräfte zu sammeln, stieß er unerwartet auf Hemmnisse, wie er sie früher kaum gekannt hatte. Hier und da waren die deutschen Fürsten uneins, und ihre Feindseligkeiten drohten zu ähnlichen Wirren zurückzuführen, wie sie einst die unglückliche Regierung Konrads III. erfüllt hatten. Es fehlte viel, daß er mit einem scharfen Machtgebot alle Zerwürfnisse hätte im Keime ersticken können, aber er hoffte doch durch sorgfältige Ausnutzung aller Verhältnisse bald der Schwierigkeiten Herr zu werden. Und zugleich eröffnete sich ihm die Aussicht, jetzt zu erreichen, was zu S. Jean-de-Losne mißglückt war — durch den Sturz Alexanders das Schisma zu beendigen. Gelang ihm dies, so war auch in Italien der Sieg schon so gut wie gewonnen.

2.

Das englische Bündniß und die Würzburger Beschlüsse.

Der Streit, der zwischen König Heinrich von England und Thomas Becket, dem Erzbischof von Canterbury, ausgebrochen und seit der Flucht des Erzbischofs aus England sich mehr und mehr verschärft hatte*), schien dem Kaiser die Möglichkeit zu bieten, jetzt den vernichtenden Schlag gegen Papst Alexander zu führen.

Nothgedrungen hatte sich Alexander, obwohl selbst Flüchtling, des flüchtigen Erzbischofs angenommen und dadurch den Zorn König Heinrichs auf sich geladen; nicht minder war dieser gegen König Ludwig entrüstet, welcher dem Erzbischof ein Asyl im Kloster Pontigny gewährt hatte. Der Bund zwischen den beiden Königen bestand nur noch dem Namen nach; durch den englischen Kirchenstreit war er innerlich gelöst. Alle Bemühungen der alten Mutter Heinrichs, den

*) Vergl. S. 430—432.

Streit im Keime zu ersticken und ein festeres Bündniß zwischen ihrem Sohne und König Ludwig zu Stande zu bringen, waren vergeblich gewesen. In der Fastenzeit des Jahres 1165 erschien König Heinrich in der Normandie und hatte bald nach Ostern am 11. April mit König Ludwig eine Zusammenkunft, aber in der Lage der Verhältnisse wurde dadurch wenig geändert, und einige Tage später erschien an Heinrichs Hofe eine deutsche Gesandtschaft, welche dem englischen Kirchenstreite unerwartet eine neue Wendung gab.

Der Führer der Gesandtschaft war Erzbischof Rainald von Köln, und als der nächste Zweck derselben erschien die Werbung um die beiden Töchter des englischen Königs für einen Sohn des Kaisers und Herzog Heinrich den Löwen; durch diese Werbung sollte zugleich der König von England ganz für die politischen und kirchlichen Absichten des Kaisers gewonnen, also von der Obedienz Alexanders abgezogen werden. Erreichte die Gesandtschaft am englischen Hofe ihre Absicht, so sollte sie mit den beiden Königen gemeinsam über die Beendigung des Schismas und über die Vorbereitungen zu einem großen Kreuzzuge berathen. Denn immer lauter erschollen die Nothrufe der Lateiner in dem gelobten Lande, welche von Nureddin und Kaiser Manuel, von den Moslems und den Griechen in gleicher Weise bedrängt wurden*), und sie erweckten nicht nur im Herzen König Ludwigs, sondern auch bei dem Kaiser Sympathien, aber so lange das Schisma das Abendland trennte, war an ein großes Unternehmen, welches die Unfälle des zweiten Kreuzzuges in Vergessenheit gebracht hätte, nicht zu denken.

Mitten in seinen eigenen Bedrängnissen faßte der Kaiser, wie man sieht, die weitaussehendsten Ziele in das Auge. Es waren die höchsten, welche jene Zeit kannte, die angemessensten den Vorstellungen, welche Friedrich von seiner Stellung hatte, und zugleich solche, welche ihm selbst die Anerkennung seiner bisherigen Widersacher gewinnen mußten. Denn wie hätte er seine hochherzigen Absichten für die Kirche glänzender an den Tag legen können, als wenn er nach Vereinigung der abendländischen Kirche seine Waffen, die er schon einmal im gelobten Lande geschwungen, noch einmal der heiligen Sache gewidmet hätte?

Man kann nicht sagen, daß die Verhandlungen, in welche der Kaiser so eintrat, ganz aussichtslos waren. Der König von England

*) Vergl. S. 432—438.

war durch die glänzenden, seinem Hause eröffneten Aussichten zu gewinnen; überdies war bekannt, daß er sich durch Alexander tief verletzt fühlte. Schwieriger mochte es scheinen, König Ludwig zu bestimmen, von dem Papste die schützende Hand zu ziehen, aber schon öfters hatte im entscheidenden Augenblicke die härtere Natur Heinrichs dem weichen Gemüthe Ludwigs den Sieg abgewonnen, und ein enges Bündniß zwischen dem Kaiser und England war nur zu bedrohlich für Frankreich, um sich auszuschließen. Auch stand der Kaiser unzweifelhaft von Neuem in enger Verbindung mit Graf Heinrich von Troyes, dem Schwager des Königs, der schon zu dem Tage von S. Jean-de-Losne die Hand geboten hatte. Zugleich wurden andere Versuche gemacht, um den König gegen Alexander einzunehmen. Am 13. April schrieb der Gegenpapst, wohl auf des Kaisers Veranlassung, an den ihm verwandten König von Frankreich und beschwor ihn, den kirchlichen Aergernissen, die nur durch ihn fortbeständen, ein Ende zu machen, damit er wieder Friede und Freundschaft mit dem Kaiser gewinne. Auch die Aussicht auf eine neue große Kreuzfahrt konnte auf einen Mann, wie Ludwig, nicht ohne Eindruck bleiben. So erwartete der Kaiser von der Gesandtschaft den besten Erfolg. Er berief auf Pfingsten (23. Mai) einen großen Reichstag nach Würzburg; hier sollten über die großen Fragen der Zeit die wichtigsten Entscheidungen getroffen werden, denn er hoffte, daß bis zu dieser Zeit Rainald zurückgekehrt sein würde.

Der Erzbischof hatte sich bereitwillig den Aufträgen des Kaisers unterzogen. Schon fünf Jahre zuvor hatte er in ähnlichen Absichten den französischen und englischen Hof aufgesucht, freilich mit geringem Erfolge*); günstiger schienen jetzt die Verhältnisse zu liegen, wenigstens am Hofe König Heinrichs. Bald nach Ostern (4. April) wird er Köln verlassen haben. Am 11. April war er mit dem Bischof Alexander von Lüttich, dem Grafen Heinrich von Namur und Adalbert, einem dem geistlichen Stande bestimmten Sohne des Böhmenkönigs, im Prämonstratenserkloster Florieffe bei Namur. Gegen Ende des Aprils wird er in Rouen eingetroffen sein, wo sich zur Zeit König Heinrich aufhielt.

Der König ließ Rainald, der mit einem glänzenden Gefolge kam, einen festlichen Empfang bereiten; in feierlichem Aufzuge wurde der

*) Vergl. S. 252. 260.

Erzbischof von den englischen Großen eingeholt. Aber die Geistlichkeit mied den Gebannten, dem man nicht mit Unrecht vorwarf, daß er vor Allen zur Verlängerung des Schismas nach Victors Tode beigetragen habe. Auch Mathilde, die Mutter des Königs, die doch einst als Gemahlin Kaiser Heinrichs V. auf dem deutschen Throne gesessen, wollte die kaiserlichen Gesandten nicht empfangen; sie erklärte, es sei ihr wegen des Klerus unmöglich. Niemand aber konnte verhindern, daß der König den Aufträgen Rainalds sein Ohr lieh. Nach dreitägigen Verhandlungen wurden die Eheverlöbnisse auf das Feierlichste geschlossen und vor englischen und deutschen Herren im Namen der Herrscher beschworen. Mathilde, die älteste Tochter des Königs, damals neun Jahre alt, wurde Heinrich dem Löwen verlobt, dessen Stolz die Verbindung mit dem Königskinde nicht wenig schmeichelte. Die jüngere Schwester Eleonore, damals erst im vierten Jahre, wurde einem Sohne des Kaisers bestimmt, der kaum noch der Wiege entwachsen war*); wahrscheinlich war der Verlobte des Kaisers ältester Sohn Friedrich, der in Italien geboren und dort zurückgelassen war. So unnatürlich die letztere Verbindung erschien, setzte sich König Heinrich doch über alle Bedenken hinweg; er hoffte seine Tochter in der Kaiserkrone zu sehen, die einst seine Mutter getragen hatte.

Diese Verlöbnisse der Kinder waren allein durch politische Interessen veranlaßt und schlossen nach der Sitte der Zeit ein Freundschaftsbündniß der Eltern in sich. Aber König Heinrich ging zugleich noch in Bezug auf das Schisma besondere Verpflichtungen gegen den Kaiser ein; er versprach mit seinem ganzen Reiche Paschalis als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen und Alexander nicht ferner zu schützen. Englische Gesandte verhieß er nach Deutschland zu schicken, die dort, wenn es der Kaiser verlangte, diese seine Versprechungen beschwören sollten. So viel an ihm war, sagte er sich unzweideutig von der Sache Alexanders los; er gab den Papst auf, dem er gerade in den gefährlichsten Momenten bisher die rettende Hand geboten hatte.

Nicht wenig befriedigt verließ Rainald Rouen; es begleiteten ihn als Gesandte des Königs Johann von Oxford und Richard von Ilcester,

*) Gewöhnlich denkt man an des Kaisers zweiten Sohn Heinrich, den späteren Kaiser; aber dieser wurde erst 1165 geboren, und es ist ungewiß, ob vor oder nach Pfingsten. Der älteste Sohn des Kaisers war am 16. Juli 1164 zu Pavia geboren.

zwei Hofgeistliche, welche das besondere Vertrauen des Königs genossen und die er in den bedenklichsten Missionen zu verwenden pflegte. Einen wichtigen Theil seiner Aufträge hatte Rainald glücklich ausgeführt, doch war bei Weitem nicht Alles erreicht, was er erreichen sollte. Die Verhandlungen, welche er mit den Königen von Frankreich und England gemeinsam über die Herstellung der Kircheneinheit und eine neue Kreuzfahrt zu führen beauftragt war, wurden nicht eröffnet, ja Rainald hat nicht einmal einen Versuch gemacht, an den französischen Hof zu gelangen.

In einem Schreiben an König Ludwig suchte Rainald sein Ausbleiben damit zu entschuldigen, daß König Heinrich wegen der schwierigen Zeitverhältnisse eine Zusammenkunft, wie sie der Kaiser gewünscht, nicht ermöglichen könne*), daß ihn selbst überdies die Zeit dränge, da er zu dem bevorstehenden Reichstage nach Deutschland zurückkehren müsse; zugleich aber stellte er in Aussicht, daß der Kaiser entweder ihn selbst oder andere hochgestellte Männer nach dem Reichstage an den König absenden werde, um die beabsichtigten Vereinbarungen zu treffen. Aber auch andere Gründe, als die angegebenen, mögen den Erzbischof vom französischen Hofe fern gehalten haben. Er mochte erwägen, daß Verhandlungen mit König Ludwig leicht Alles, was er von Heinrich gewonnen, wieder in Frage stellen könnten; überdies erschien ihm vielleicht die Reise nicht nur zwecklos, sondern für ihn selbst gefahrvoll; denn da er Ludwig öfters das „Königlein" spöttisch zu nennen pflegte, haßte ihn der König und nicht minder dessen Bruder, der Erzbischof Heinrich von Reims, der eifrigste Anhänger Alexanders. Wie wenig Rainald der Gesinnung Ludwigs traute, geht aus jenem Schreiben selbst hervor; er bittet ihn, gegen den ihm verwandten Kaiser nicht so aufzutreten, daß er dessen Reich erschüttern zu wollen scheine, und namentlich nicht den Ketzer und Schismatiker Roland, den erklärten Feind des Kaisers und des römischen Reichs, ferner zu beschützen.

Rainald eilte mit den englischen Gesandten nach dem Reichstage, zu dem sich inzwischen zu Würzburg die Fürsten zu versammeln begannen. Der Kaiser hatte auf der Rückkehr von Sachsen am 29. März in Fulda Hof gehalten und war darauf nach Frankfurt gegangen, wo

*) Wegen eines Aufstandes der Waliser kehrte Heinrich alsbald nach England zurück.

er wahrscheinlich die Osterzeit verlebte und nach dem Feste einen Reichstag hielt, auf dem er in den Händeln zwischen Pisa und Genua wichtige Entscheidungen traf. Rechtzeitig stellte auch er sich dann zu Würzburg ein.

Es war eine höchst stattliche Versammlung. Namentlich waren die Bischöfe zahlreich erschienen; wir wissen, daß mehr als dreißig zur Stelle waren. Freilich bemerkte man auch bedeutende Lücken. Es fehlten Konrad von Salzburg und einige seiner Suffragane; auch Hillin von Trier hatte sich der Versammlung entzogen. Konrad von Mainz hatte sich noch in Würzburg eingefunden, aber schon im Beginn der Verhandlungen suchte er bei Nacht das Weite; er begab sich sogleich zu Alexander, dem er bereits seine Treue gelobt hatte. Wir erfahren, daß auch der Patriarch von Aquileja mit seinen Suffraganen nicht anwesend war, aber fraglich ist, ob sie geladen waren. Auch die weltlichen Fürsten waren in großer Zahl zur Stelle. Die Anwesenheit Herzog Heinrichs des Löwen, des Herzogs Friedrich von Schwaben, des Pfalzgrafen Konrad, des Landgrafen Ludwig von Thüringen, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg und anderer Grafen und Herren ist bestimmt bezeugt. Auch angesehene Männer aus Italien und der Reimser Kirchenprovinz waren gegenwärtig, die Letzteren wohl Gesandte des Grafen Heinrich von Troyes.

Schon am Sonnabend vor Pfingsten, am 22. Mai, berieth der Kaiser mit den Fürsten über die Beseitigung des Schismas, und diese Berathungen wurden am Tage nach dem Feste, wo wohl erst die förmliche Eröffnung des Reichstages erfolgte, fortgesetzt. Ueber den Gang der Verhandlungen haben wir einen Bericht, der an Papst Alexander von einem seiner Anhänger erstattet wurde, und so parteiisch diese Darstellung ist, darf sie doch, da sie offenbar auf guter Kenntniß beruht, nicht unbeachtet bleiben.

Im Wesentlichen ist dies der Inhalt des Berichts:

In der ersten und zweiten Berathung der Fürsten war vor Allem in Erwägung gezogen worden, ob der Friede zwischen dem Kaiser und dem Papste noch herzustellen sei, die Verhandlungen nahmen aber eine andere Wendung, als Rainald plötzlich in der Versammlung erschien und erklärte, daß nur, wenn der Kaiser unbedingt seinen Rathschlägen zustimme, die Ehre des Reichs gewahrt und Alexander gedemüthigt werden könne; wenn auch der überwiegende Theil der

deutschen Bischöfe noch auf dessen Seite stehe, so habe er selbst doch eine größere Zahl von Bischöfen jetzt für Paschalis gewonnen; denn mehr als fünfzig werde der König von England, wenn es dem Kaiser gefalle, dem Gegenpapste unterwerfen. Als Rainald zum Zeugniß dafür die englischen Gesandten vorführte, versprach der Kaiser seinen Rathschlägen Gehör zu leihen. Der Erzbischof trat darauf im Angesicht aller Fürsten mit folgenden Vorschlägen hervor: „Der Kaiser solle vor seinem ganzen Hofe persönlich beschwören, daß er niemals Roland oder einen von der Partei desselben als Papst anerkenne, dagegen unverbrüchlich und unentwegt zu Papst Paschalis halten werde; wenn er selbst vor Paschalis sterben sollte, hätten seine Nachfolger denselben Eid zu leisten; ferner sollten die Fürsten das Gleiche mit dem Zusatz beschwören: daß, beim Ableben des Kaisers, sie keinen krönen lassen würden, ehe er nicht eidlich gelobt habe, Papst Paschalis und dessen Nachfolger zu vertheidigen und zu schützen; innerhalb sechs Wochen nach ihrer Heimkehr sollten die Fürsten alle Aebte, Pröpste und andere kirchliche Prälaten, wie auch ihre Vasallen oder alle Andern, welche Lehen in ihren Territorien hätten, zu dem gleichen Eide nöthigen, und wenn sie ihn nicht leisten wollten, ihr Eigenthum einziehen, die Lehen und den Rittergürtel ihnen nehmen und sie aus dem Reiche verweisen; dieselbe Strafe sollten freie Männer erleiden, nachdem sie an ihren Gliedern verstümmelt." Der Kaiser billigte diese Vorschläge, aber dem Erzbischof von Magdeburg und anderen Fürsten erschienen sie hart und beschwerlich; der Magdeburger erklärte, daß er den geforderten Eid so lange verweigern würde, als sich Rainald nicht zum Priester und Bischof habe weihen lassen*); denn erst dann würde das Mißtrauen gegen ihn aus seinem und anderer Fürsten Herzen weichen. Als Rainald dennoch das Versprechen, sich weihen zu lassen, nicht geben wollte, fuhr ihn der Kaiser heftig an, warf ihm Böswilligkeit vor und brach in die Worte aus: „Es ist offenbar, daß du als Verräther und Betrüger auf meine Gefahr ohne mein Wissen den neuen Papst eingesetzt hast, denn ohne mein Schreiben abzuwarten, welches dir Verhandlungen über eine neue Papstwahl verbot, hast du sogleich mit dem Te Deum laudamus nach deinem Gefallen einen neuen Papst erhoben. So warst du mehr ein Verräther, als der

*) Rainald, obwohl über sechs Jahre erwählter Erzbischof von Köln, hatte sich doch noch nicht zum Priester und Bischof weihen lassen.

Erwählte von Mainz, den du als solchen anklagtest; denn dieser gab mir den heilsamen Rath, daß ich mich nicht, nachdem mich Gott aus der früheren Gefahr befreit, einem anderen Papste verpflichten solle. Nun aber magst du wissen, daß man dich dazu zwingen wird, in die Falle zu gehen, die du Anderen gelegt hast, und wenn auch die Anderen sich weigern, sollst du doch allein die Gefahr auf dich nehmen, welche du arglistig Anderen bereitet hast." So in die Enge getrieben, konnte Rainald nicht umhin, zuerst nach der von ihm angegebenen Formel den Eid zu leisten und überdies zu versprechen, daß er die Priester- und Bischofsweihe demnächst empfangen werde. Darauf beschworen die Gesandten des Königs von England im Namen ihres Königs, daß dieser an Allem, was der Kaiser in dieser Sache zu halten geloben würde, ebenfalls unverbrüchlich festhalten werde. So leistete denn der Kaiser den Schwur nach der angegebenen Formel, nur mit der vom Magdeburger Erzbischof geforderten Beschränkung, daß im Falle des gleichzeitigen Absterbens beider Päpste, wenn die Cardinäle beider Parteien sich über eine gemeinsame Wahl einigen würden, ihm freistehen solle, diese anzuerkennen, wozu aber Rainald noch den Beisatz gemacht hatte, daß die Wahl nur mit Zustimmung des Kaisers zu erfolgen habe. Nach dem Kaiser leisteten einzeln die weltlichen Fürsten den Eid in der angegebenen Weise. Als die Reihe dann an die Bischöfe kam, erklärten sie alle mit Ausnahme des Bischofs von Verden: sie wollten lieber auf ihre Regalien verzichten, als einen solchen Eid leisten. Man machte ihnen jedoch bemerklich: sie müßten, ob es ihnen genehm oder nicht, die Regalien behalten und schwören. So leistete denn zuerst unter Thränen und Wehklagen der Erzbischof von Magdeburg den Eid, doch unter der Bedingung, daß auch alle abwesenden Bischöfe den Eid leisten würden und er nur so lange gebunden sei, als er die Regalien behalte. Der Bischof von Bamberg versuchte Entschuldigungen, schwur aber endlich dem Kaiser persönlich, daß er ihm, so lange er im Besitz der Regalien sein werde, nach seiner Einsicht Hülfe und Rath in dieser Sache ertheilen wolle. Der Bischof von Verden und der Eindringling in Halberstadt schwuren bedingungslos, wie der Kölner. Gegen die Bischöfe von Verdun und Freising wurde, weil ihre Erzbischöfe abwesend waren, kein Zwang geübt, sondern sie durften, nachdem ihnen eine Frist bis zum Peter- und Paulstage bewilligt war, unbeeidigt in ihre Heimath zurückkehren. Von den Fürsten

schwuren nur der Herzog von Sachsen, der Markgraf Albrecht, der Pfalzgraf, des Kaisers Bruder, und ein Schwager des Kaisers. Von den Erzbischöfen schwuren der Magdeburger und Hamburger, doch nur unter der oben angegebenen Bedingung, dagegen bedingungslos der Kölner und zwei seiner Suffragane. Der Sohn König Konrads, der zum Reichstage mit 1500 Rittern gekommen war, entfernte sich, als er hörte, daß es zum Schwur kommen werde. Der Patriarch von Aquileja fehlte mit allen seinen Suffraganen, ebenso die Erzbischöfe von Salzburg und Trier mit allen ihren Suffraganen. Viele Fürsten waren nicht zugegen.

So der Berichterstatter. Bald hat sich der Papst brieflich König Ludwig gegenüber auf die Angaben desselben berufen und die Bedeutung des Reichstages, indem er die Uebertreibungen des Berichtes noch übertrieb*), herabzusetzen gesucht. Der Papst verwies den König weiter auf die mündlichen Mittheilungen Konrads von Mainz, der damals (30. Juni 1165) am Hofe Ludwigs verweilte. Man hat Konrad auch für den Verfasser des Berichtes gehalten; sollte er es gewesen sein, was mehr als fraglich ist, so hätte das Schriftstück den am meisten parteiischen Verfasser gehabt, dessen Mittheilungen dann auch nicht einmal auf Augenschein beruhen könnten. Bei dem Werthe, welcher von jeher diesem Berichte beigelegt ist, gewinnt ein Manifest, welches der Kaiser nur wenige Tage nach dem Reichstage erließ, um so größere Bedeutung; giebt es auch über die Verhandlungen nur ungenügende Auskunft, so erscheinen doch die Resultate derselben deutlich in dem Lichte, in welchem er selbst sie sah und von Anderen gesehen wissen wollte.

In der Einleitung des Manifestes weist der Kaiser auf seine vielfachen Bemühungen für die Beseitigung des Schismas hin, wie er dann nach dem Tode Victors IV. den von den Cardinälen gewählten Paschalis auf den Rath der Fürsten als den rechtmäßigen Papst anerkannt, die Schismatiker aber durch verführerische Schmeicheleien die Herzen nicht weniger seiner Getreuen wankend gemacht hätten, so daß neue Maßregeln nothwendig erschienen seien, damit jene nicht im Vertrauen auf

*) An eine Stelle des Berichtes anknüpfend, sagt der Papst: nur drei Bischöfe hätten bedingungslos geschworen; aber nach dem Berichte waren es mindestens fünf: Hermann von Verden, Gero von Halberstadt, Rainald und zwei seiner Suffragane. Vergl. unten S. 488.

seine Milde abfielen. „Deshalb", fährt der Kaiser fort, „haben wir aus Eifer für die Einigung der Kirche, nachdem wir erkannt hatten, daß der König von Frankreich, der ohne alle Verschuldung von unserer Seite im Bunde mit Roland, dem offenkundigen Feinde unseres Reichs, und dessen Anhängern uns unsere kaiserliche Macht entreißen will, trotz aller unserer Mahnungen nicht umzustimmen sei, alle unsere Fürsten zu einem Reichstag auf Pfingsten nach Würzburg berufen, und in ihrer zahlreichen, feierlichen Versammlung haben wir uns den Zustand der Kirche und die Sache des Herrn Papst Paschalis fest zu sichern entschlossen. Nach Anrufung des heiligen Geistes und nach reiflicher Berathung mit allen Anwesenden haben wir selbst mit eigener Hand auf die Gebeine der Heiligen öffentlich beschworen: daß wir den Schismatiker Roland oder einen von seiner Partei Gewählten niemals als Papst anerkennen und Niemandem zur Anerkennung desselben die Erlaubniß geben werden, daß wir auch keinen seiner Anhänger je wieder zu Gnaden annehmen werden, es sei denn, daß er von seinem Irrthum lasse und zu der Einheit der Kirche zurückkehre, daß wir dagegen immer den Herrn Papst Paschalis unterstützen und fördern und ihm als dem katholischen Vater und allgemeinen Hirten Gehorsam, Ehre und Achtung beweisen und bei unsrem Leben von ihm und seiner Partei nie lassen werden, daß wir ferner niemals dulden werden, daß diejenigen, die zu seiner Zeit oder zur Zeit des von seiner Partei erwählten Nachfolgers die Weihen erhalten haben oder noch erhalten werden, ihres Amts oder ihrer Weihen wegen des ihm geleisteten Gehorsams verlustig gehen. Eine Entbindung von diesem Eide werden wir niemals nachsuchen und auch, wenn sie uns angeboten wird, nicht annehmen. Außerdem wird unser von der Gesammtheit der Fürsten gewählter Nachfolger die Ehre der Kirche Gottes und des Reichs und diese unsere Sache unter Beschwörung desselben Eides immer schützen und erhalten. Den gleichen Eid*) leisteten alle Erzbischöfe, Bischöfe und Erwählte, die zugegen waren, vierzig an der Zahl, mit eigener Hand auf die Evangelien in der Stola und bekräftigten ihn öffentlich. Ebenso beschwuren dasselbe auf die Gebeine der Heiligen die weltlichen Fürsten: der Herzog von

*) Es kann nur gemeint sein, daß sie in gleicher Weise wie der Kaiser, Alexander und den Alexandrinern absagten und Paschalis als wahren Papst anerkannten.

Sachsen und Baiern, der Markgraf Albrecht der Aeltere, der Pfalzgraf Konrad vom Rhein, der Landgraf Ludwig und alle anderen. Sogleich aber wirkte der heilige Geist eine solche Einigkeit in Aller Herzen, daß die anwesenden Erwählten, zuerst der Erwählte Rainald von Köln, der Erzkanzler Italiens, dann alle anderen am Quatembersonnabend (29. Mai) zum Lobe Gottes und zur Ehre des Reichs demüthigst die heiligen Weihen empfingen. Fest beschlossen wurde auch von uns und der Gesammtheit, daß alle noch nicht ordinirten Bischöfe am nächsten Quatember die Weihen sich ertheilen lassen müßten, widrigenfalls sie unwiderruflich ihr Amt zu verlieren hätten. Ueberdies leisteten uns die Gesandten unseres erlauchten Freundes, des glorreichen Königs von England, in Anwesenheit des gesammten Hofes auf die Gebeine der Heiligen im Namen ihres Königs öffentlich einen Eid, daß der König selbst mit seinem ganzen Reiche treu zu unserer Sache stehen, den Herrn Papst Paschalis, den wir schützen, mit uns schützen, an der Unterstützung Rolands aber in Zukunft sich in keiner Weise betheiligen werde. Wir waren bisher stets bereit, einem Rechtsspruche, welchem die Feinde der Kirche Gottes und die unsrigen entweder aus Hochmuth oder aus Mißtrauen gegen ihre Sache sich entzogen haben, uns zu unterwerfen; da wir nun aber durch ihre offenbare Verstocktheit endlich zu so ungewöhnlichen Eiden gezwungen sind, möge sich Jedermann und jeder Stand vor weiterer Gemeinschaft mit den Schismatikern hüten. Denn wenn auch die Begünstigung derselben bisher einigermaßen verzeihlich war, in Zukunft kann sie durchaus keine Rechtfertigung mehr finden. Zur vollständigen Durchführung dieser Sache befehlen wir nach dem Beschluß des gesammten Würzburger Reichstages, daß wenn jemand auf den Befehl seines Bischofs oder Landrichters oder Lehnsherrn den obigen Eid nicht leisten sollte, einem solchen, wenn er Kleriker oder Mönch ist, sein kirchliches Amt und Beneficium entzogen, wenn er Laie, ihm alle seine Allodien und Lehen kraft unserer Autorität von seinem Richter oder Lehnsherrn genommen werden."

Dieses Manifest des Kaisers fand weite Verbreitung; in der ausführlichen Fassung oder auch in einer kürzeren wurde es den Großen des Reichs zugeschickt*). Oefters wurden noch besondere Vorschriften

*) Auch dem Grafen Heinrich von Troyes, „seinem lieben Getreuen und Verwandten", sandte es der Kaiser.

für die Ausführung der Würzburger Beschlüsse zugefügt; wir ersehen aus solchen Zusätzen einen weiteren Beschluß des Reichstages, wonach alle Kleriker und Laien zur Ableistung des Eides innerhalb sechs Wochen angehalten und die Eidverweigerer als Feinde der Kirche und des Kaisers aus dem Reiche verwiesen werden sollten, wie die Anordnung, daß an allen Sonn- und Festtagen bei der Messe das öffentliche Gebet für Papst Paschalis mit Nennung seines Namens zu halten sei.

Die Würzburger Beschlüsse sind für die Geschichte Friedrichs von so hervorragender Bedeutung, daß die Entstehung und der Inhalt derselben das lebhafteste Interesse in Anspruch nehmen. Die beiden Darstellungen, die mitgetheilt sind, decken sich zwar nicht ganz, aber berühren sich doch vielfach. Freilich stehen sie auch öfters in schroffem Widerspruch mit einander, wie sie denn von vorne herein eine völlig entgegengesetzte Tendenz verrathen: der Bericht an Alexander sucht Rainald als den alleinigen Urheber jener Beschlüsse nachzuweisen und legt persönliche Gehässigkeit gegen ihn an den Tag; das Manifest des Kaisers ist dagegen ganz im Geist Rainalds abgefaßt, wenn nicht von seiner eigenen Hand. Vielleicht wird es möglich sein durch Vergleichung beider Schriftstücke und Heranziehung der sonst bekannten Thatsachen die wirklichen Vorgänge auf dem Reichstag in den wichtigsten Punkten festzustellen.

Außer Frage steht, daß der Kaiser schon vor dem Reichstage durch Anwendung von Strenge im Gegensatz gegen die frühere Nachsichtigkeit die alexandrinische Partei in Deutschland einzuschüchtern, wo möglich auch durch Uebereinkunft mit den Königen von England und Frankreich sie im ganzen Abendlande zu vernichten entschlossen war; in diesem Sinne berief er den Reichstag nach Würzburg und schickte er Rainald an die beiden Könige. Es ist deshalb kaum denkbar, daß die ersten Verhandlungen in Würzburg, wie es der Bericht darstellt, die Richtung auf eine Aussöhnung mit Alexander genommen haben. Manche Bischöfe, namentlich Wichmann von Magdeburg, werden eine solche gewünscht haben, aber bei der bereits entschiedenen Meinung des Kaisers mußten solche Wünsche, wenn sie selbst laut wurden, sogleich auf heftigen Widerspruch von seiner Seite stoßen. Das Eintreffen Rainalds mit den englischen Gesandten gab freilich den Verhandlungen erst die entscheidende Wendung. Es wird richtig sein, daß Rainald alsbald mit den extremsten Vorschlägen gegen die Alexandriner hervortrat, wenn sie auch nicht ganz so formulirt gewesen

sein können, wie der Bericht angiebt, nicht minder richtig, daß der Kaiser sich ohne Weiteres für Rainalds Vorschläge erklärte, während die Mehrzahl der Bischöfe gegen Eide, die sie für alle Zukunft banden, Einwendungen erhoben. Sehr berechtigt scheint da ihre Erklärung, daß sie die geforderten Eide nicht eher leisten würden, als bis Rainald durch die Annahme der Weihen von einem Victorianer sich selbst jeden Uebertritt zu Alexander unmöglich gemacht habe, und der Kaiser selbst wird darauf gedrungen haben, daß zur Beseitigung jedes Mißtrauens Rainald zuerst den Schwur leiste und das Versprechen sich weihen zu lassen abgebe, obschon er unmöglich einen Mann, der ihm so eben bemerkenswerthe Dienste geleistet hatte, als Verräther und Betrüger in der in dem Berichte angegebenen Weise öffentlich brandmarken konnte. Dem Eide Rainalds wird der der englischen Gesandten gefolgt sein, um der Versammlung jedes Mißtrauen in Rainalds Eröffnungen zu nehmen. Daß der Kaiser dann persönlich den Eid geleistet hat, steht fest, aber die nach dem Bericht von Wichmann verlangte Beschränkung und die von Rainald derselben eingeschobene Klausel finden in dem Manifest keinerlei Bestätigung. Die weltlichen Fürsten schwuren nach dem Bericht bedingungslos, die Mehrzahl der Bischöfe dagegen unter Bedingungen. Nach der damaligen Stellung der deutschen Bischöfe ist es wenig glaublich, daß sie mit einer einzigen Ausnahme sich bereit erklärt haben sollen die Regalien aufzugeben, um dem Schwure auszuweichen. Dagegen ist sehr wahrscheinlich, daß nicht wenige sich nur dann für gebunden erklärten, wenn alle Bischöfe den Eid leisteten und nur so lange, als sie selbst die Regalien in Händen hätten; es entspricht vornehmlich der Gesinnung Wichmanns von Magdeburg und Eberhards von Bamberg, wenn sie unter solchen oder ähnlichen Vorbehalten den Schwur ablegten. Daß dem Bischof von Freising wegen Abwesenheit seines Metropoliten ein Aufschub gewährt wurde, wird anderweitig bestätigt, und so wird auch dem Bischof von Verdun aus dem gleichen Grunde die gleiche Vergünstigung gewährt sein. Die weltlichen Fürsten, welche der Bericht als Schwörende aufführt, werden auch im Manifest als solche angegeben. Auch die anwesenden und schwörenden Erzbischöfe sind, wie die abwesenden, im Bericht richtig bezeichnet*). Glauben verdient überdies

*) Dagegen ist im Bericht die Zahl der abwesenden Bischöfe übertrieben; so ist es falsch, wie schon aus dem Bericht selbst erhellt, daß alle Suffragane von Trier und Salzburg gefehlt hätten.

die interessante Notiz des Berichts, daß Herzog Friedrich von Schwaben abgereist sei, als er vom Schwure hörte; man darf dabei nicht außer Betracht lassen, daß der junge Friedrich damals noch als Nachfolger des Kaisers angesehen werden konnte.

Noch wichtiger, als diese Vorgänge, sind aber offenbar die Eidesformeln selbst, welche zu Würzburg beschworen wurden, und die weiteren Beschlüsse, welche zur Unterdrückung des Schismas gefaßt wurden — und hierüber geben das Manifest des Kaisers und die ihm verwandten Schriftstücke allein zuverlässige Kunde. Der Kaiser schwur demnach gegen die Sitte persönlich, daß er niemals Roland oder einen von seiner Partei erwählten Papst anerkennen, seine Anhänger niemals zu Gnaden annehmen, dagegen immerdar Paschalis Obedienz leisten und von dessen Partei sich niemals trennen werde; die von Anhängern des Papstes geweihten Bischöfe gelobte er in ihren Stellungen zu schützen und versprach von diesem Eide weder eine Entbindung nachzusuchen noch sie anzunehmen, wenn sie ihm angeboten würde. Die Fürsten sagten in gleicher Weise eidlich Alexander und seiner Partei ab, unterwarfen sich Paschalis als dem rechtmäßigen Papst und versprachen nach seinem Tode nur den von seiner Partei Erwählten anzuerkennen und nach dem Tode des Kaisers Keinen zum König oder Kaiser zu erheben, der nicht eidlich die gleichen Verpflichtungen, wie der Kaiser, übernehme. Der Reichstag beschloß dann weiter, daß die geistlichen und weltlichen Herrn in ihren Gebieten alle ihre untergebenen Männer eidlich die Lossagung von Alexander und die Anerkennung des Paschalis bekräftigen lassen sollten und zwar innerhalb sechs Wochen; die Eidverweigerer sollten wie Feinde des Reichs behandelt werden, ihre Stellen und Lehen verlieren, ihr Eigenthum eingezogen und sie selbst zur Verbannung verurtheilt werden.

Die Vorgänge und Beschlüsse des Reichstages waren, wie der Kaiser selbst nicht verhehlt hat, höchst ungewöhnlich; nicht darin, daß der Kaiser und der Reichstag in kirchliche Angelegenheiten eingriffen, denn das war häufig geschehen und selbst härtere Maßregeln gegen die Verächter solcher Beschlüsse getroffen worden; auch nicht darin, daß sich bei einem ausgebrochenen Schisma der Kaiser und die Fürsten für einen der hadernden Päpste erklärten, denn noch in dem Schisma Anaklets II. hatte das deutsche Reich so Partei ergriffen*). Dagegen war ohne allen

*) Vergl. Bd. IV S. 60.

Vorgang, daß der Kaiser, der nur in seltenen Ausnahmefällen selbst zu schwören pflegte, persönlich hier einen Eid ablegte, der ihn für immer an einen Theil der römischen Curie, den er doch selbst nur als Partei erkannte, unwiderruflich band, daß die Bischöfe und die weltlichen Fürsten Deutschlands sich eidlich verpflichten mußten an dieser Partei festzuhalten und sogar keine neue Königswahl vorzunehmen, bei welcher diese Parteistellung des Reichs nicht gesichert sei, daß endlich eine Massenvereidigung des Volks, der Geistlichen und der Weltlichen angeordnet wurde, wie sie freilich in Italien damals nur zu häufig vorkam, aber bisher doch auch dort nur in Bezug auf staatliche Verhältnisse üblich war.

Diese Maßnahmen waren aber nicht nur neu, sondern auch durchaus verwerflich. Sie übten einen Gewissenszwang auf das Volk, der vielfach zum Eidbruch führen mußte; sie legten überdies dem Kaiser und den Fürsten Fesseln an, an denen sie schwer genug lange getragen haben. Rainald, der unfehlbar wesentlich zu diesen unglücklichen Maßregeln beigetragen hat, ist durch einen frühen Tod davor bewahrt worden, die traurigen Folgen derselben ganz zu erkennen. Der Kaiser hat später oft genug erfahren müssen, daß er an dem unglücklichsten Tage seines Lebens jenen Würzburger Eid leistete, aber man wird nicht sagen können, daß ihn unverschuldet das Unglück betroffen habe; er war auf jenem Reichstage ebenso der Dränger, wie der Gedrängte. Friedrich hat sein Verfahren schon damals damit zu rechtfertigen gesucht, daß nachdem er zu einem Austrage des Streits der Päpste auf dem Rechtswege so oft vergeblich die Hand geboten und Alexander niemals ein Gericht über sich habe anerkennen wollen, ihm kein anderes Mittel zur Beendigung des Schismas übrig geblieben sei. Auch zweifelte er zu jener Zeit nicht daran, daß es ihm gelingen würde, Papst Paschalis die allgemeine Anerkennung nicht nur im deutschen Reiche, sondern in der ganzen abendländischen Christenheit zu erwirken. Einen bedrohlichen Widerstand hatte er in seinen kirchlichen Plänen bisher nur in England und Frankreich gefunden, und auch diesen schien er durch den Bund mit König Heinrich jetzt überwältigen zu können. Wir haben keine Nachricht, daß er nach dem Reichstage noch eine förmliche Gesandtschaft an König Ludwig habe abgehen lassen, wie sie Rainald in Aussicht gestellt hatte; zu einem Bündniß konnte er auch kaum noch einem Fürsten die Hand bieten, den er öffentlich beschuldigte ihm die Krone vom Haupte reißen

zu wollen. Aber es scheint sicher, daß er König Ludwig, wie Alexander, die Würzburger Beschlüsse bekannt gab und die Anerkennung derselben verlangte. Von einer Antwort Beider verlautet Nichts, aber gewiß ist, daß sowohl Alexander keinen Augenblick daran gedacht hat zu weichen, wie König Ludwig ihn zu verlassen. Der Gedanke, Ludwig sofort im Bunde mit England anzugreifen, lag freilich dem Kaiser fern, doch konnte er hoffen in der Verbindung mit König Heinrich von England und dem Grafen von Troyes Ludwig so in die Enge zu treiben, daß er seine bisherige Stellung zum Schisma aufzugeben genöthigt wäre. Gelang es dem Kaiser, Alexander alle Obedienz zu entziehen, dann war allerdings die Partei des Paschalis die Kirche, und Friedrich konnte sich rühmen, die Einheit der Kirche hergestellt zu haben.

Aber das Alles waren trügerische Hoffnungen! Nur zu bald zeigte sich, daß Alexander und sein Anhang nicht zu überwältigen seien, und nun waren Kaiser und Reich an eine Partei der Kirche durch jene heillosen Eide, die jede Verständigung unmöglich machten, fest gebunden. Das Schisma, welches man hatte beseitigen wollen, war vielmehr befestigt worden, der Kirchenstreit hatte neue Nahrung erhalten, und ein Ende desselben schien nicht abzusehen.

Es ist keine Frage, daß die Würzburger Beschlüsse in Deutschland unnachsichtig durchgeführt wurden. Es stand mit ihnen wohl in Zusammenhang, wenn Landgraf Ludwig bald nach dem Reichstage die Mainzer Burgen Rusteberg und Harburg im Eichsfeld, Amöneburg in Hessen und Bingen zerstörte, und die erst vor wenigen Jahren erbauten Mauern Erfurts niederreißen ließ; auch nach Konrads Flucht wird es in den Ländern des Mainzer Erzstifts nicht an Alexandrinern gefehlt haben, und der Landgraf von Thüringen war ganz der Mann sie zu züchtigen. Wie aufmerksam der Kaiser selbst die Vereidigungen überwachte, zeigt das Beispiel des Bisthums Cambray. Da die Ausführung in diesem Bisthum, welches zur Reimser Kirchenprovinz gehörte, besonders schwierig war, benahm sich der alte Bischof Nicolaus, ein dem Kaiser treuergebener Mann, sehr vorsichtig. Die Folge war, daß Friedrich alsbald brieflich den schwersten Tadel über den Bischof aussprach, der seine Pflichten versäume und dadurch Gefahren über Reich und

Kirche heraufbeschwöre; zugleich sandte der König den Abt Erlebold von Stablo nach Cambray, um mit Unterstützung des Bischofs die Vereidigung bei dem gesammten Klerus und der Klostergeistlichkeit durchzuführen. Keinen Rebellen, schrieb der Kaiser, solle das Auge und die Zunge des Abts schonen; wer nicht schwören würde, solle aus dem Bisthum vertrieben werden. Besonders hart trafen die Würzburger Beschlüsse die Cistercienser, welche schon früher durch ihre eifrige Thätigkeit für Alexander den Zorn des Kaisers erregt hatten*); schaarenweise verließen sie jetzt Deutschland und suchten Zuflucht in Frankreich. Auch die Bischöfe und Fürsten, welche in Würzburg nicht gegenwärtig gewesen waren, mußten die Beschlüsse des Reichstags beschwören und für die Vereidigung der Massen sorgen. Selbst Erzbischof Hillin von Trier wird sich dem Eide nicht haben entziehen können.

Ein nachhaltiger Widerstand war nur in der Salzburger Kirchenprovinz zu befürchten und deshalb begab sich der Kaiser von Würzburg, wo er bis zur Mitte des Juni verweilt hatte, selbst nach Baiern. Am 23. Juni war er in Regensburg, wo seit dem am 22. August vorigen Jahres erfolgten Tode des Bischofs Hartwig das Bisthum erledigt war; zuverlässig nach dem Willen des Kaisers wurde zum Nachfolger der Schwabe Eberhard erwählt, der auch nach wenigen Tagen die Würzburger Beschlüsse beschwur. Am 29. Juni finden wir den Kaiser in Passau, wo der an Konrads Stelle erwählte Dekan Rupert, ein altersschwacher Mann, der bereits in Würzburg willig geschworen hatte, gerade damit beschäftigt war, alle seine Untergebenen zu vereidigen; Rupert starb schon am 5. November dieses Jahres, und es folgte ihm Albo, ein Diakon der Passauer Kirche, ein Mann ohne festen Halt, der nach wenigen Jahren alle Achtung verlor. Der Brixener Bischofsstuhl war seit dem Tode Hartmanns unbesetzt; es war wenig später, daß für denselben der Propst Otto von Aachen, ein Verwandter des Kaisers und Bruder des mächtigen Grafen Bertholds III. von Andechs, erwählt wurde; die Wahl war sicher unter Einwirkung des Kaisers erfolgt, und Otto scheint in seinem Sprengel viele Widerwärtigkeiten erfahren zu haben, da er schon nach fünf Jahren selbst das Bisthum aufgab.

Als sich der Kaiser zu Passau aufhielt, lief die Frist ab, welche man zu Würzburg dem Bischof Albert von Freising in Bezug auf die

*) Vergl. oben S. 340.

Eidesleistung gestellt hatte; auch er hielt es für unmöglich länger dem Willen des Kaisers zu widerstreben und leistete den Schwur, doch unter dem Vorbehalte, daß er an denselben nur so lange gebunden sein solle, als das Reich auf der Seite des Paschalis stehe und er selbst die Regalien behalten wolle. Von Passau fuhr der Kaiser die Donau hinab nach Wien, wo er dann fast vierzehn Tage verweilte. Hier beschwur der Erwählte von Regensburg die Würzburger Beschlüsse, ingleichen Herzog Heinrich von Oesterreich und die anderen am Hofe anwesenden Fürsten. Hier hatte der Kaiser auch eine neue Zusammenkunft mit König Wladislaw von Böhmen, an dessen Dienstwilligkeit ihm sowohl in der Angelegenheit des Schismas wie wegen des beabsichtigten Heerzugs nach Italien viel gelegen war. Sicherlich hat Wladislaw damals allen Wünschen des Kaisers entsprochen, führte er doch einen Fürsten der Ruthenen mit sich, damit dieser dem Kaiser Huldigung leiste. Auch die Verhältnisse Ungarns traten damals dem Kaiser wieder näher. Es erschienen ungarische Gesandte vor ihm, und da der junge König die früher versprochene Summe von 5000 Mark*) bisher nur zum geringen Theile gezahlt hatte, wurden sie genöthigt die Zahlung auch des rückständigen Geldes zu beschwören. Schon zu dieser Zeit scheint König Stephan III., der seit dem durch Verwandtschaft befestigten Freundschaftsbündniß zwischen den Herrschern von Byzanz und Böhmen**) besonders auf deutsche Hülfe angewiesen war, sich um Agnes, die Tochter Herzog Heinrichs von Oesterreich, beworben zu haben, mit welcher er sich im folgenden Jahre vermählte.

Erzbischof Konrad fand in dem bairischen Episkopat keine Stütze mehr gegen den Kaiser; denn der Bischof Romanus von Gurk, der ohnehin keine unmittelbare Stellung zum Reiche hatte, konnte ihm eine solche nicht gewähren. Dennoch war Konrad entschlossen im Widerstande zu verharren; es ermuthigte ihn die entschiedene Gesinnung seines Klerus, die große Zahl der Alexandriner, die aus der Heimath vertrieben, sich unter seinen Schutz begaben, und die noch größere der bairischen Kleriker, die nur nothgedrungen den Eid geleistet hatten und einen baldigen Umschwung der Verhältnisse erwarteten. Der Kaiser nahm Anstand, gegen seinen Oheim sogleich Gewaltmaßregeln zu

*) Vergl. oben S. 392.
**) Vergl. oben S. 439.

brauchen; er begnügte sich, ihn, den gesammten Klerus und die Dienstleute des Erzbisthums auf einen Reichstag zu laden, der in der Mitte des Septembers zu Worms gehalten werden sollte. Er wies zugleich auf das schwere Verhängniß hin, welches dem Erzbisthum drohe, wenn Konrad in der Widersetzlichkeit verharre und ein Reichsbeschluß gegen ihn erginge; eindringlich ermahnte er die älteren und erfahrneren Ministerialen, Alles aufzubieten, um ein solches Unheil abzuwenden.

Von der Donau kehrte der Kaiser in die fränkischen Gegenden zurück. Am 18. August finden wir ihn zu Bischofsheim an der Tauber, nach der Mitte des Septembers dann in Worms, um den angekündigten Reichstag zu halten. Zahlreiche Große waren erschienen, nicht nur aus den rheinischen Gegenden, sondern auch aus Lothringen und Burgund*). Konrad von Salzburg war der Ladung nicht gefolgt; auch von seinem Klerus und seinen Dienstleuten hatte sich Niemand, wie es scheint, eingestellt. Dennoch wurden die harten Strafen, welche ihm und seinem Erzstift angedroht waren, noch nicht über ihn verhängt, vielmehr wurde beschlossen, gegen ihn als Fürsten des Reichs ein förmliches Rechtsverfahren einzuleiten: dreimal sollte er wegen Treubruchs vor das Hofgericht geladen und ihm jedesmal eine Frist von sechs Wochen gestellt werden. Dagegen wurde über das Erzbisthum Mainz jetzt verfügt und dasselbe, nachdem der Wittelsbacher entsetzt, Christian, dem Kanzler des Kaisers, übertragen. Schon früher hatte ein Theil der Mainzer diesen vielgewandten und energischen Mann an die Spitze ihres Erzstifts zu stellen gewünscht, aber Widerspruch beim Kaiser erfahren**); seitdem hatte Christian dem Reiche so wichtige Dienste in Italien geleistet, daß der Kaiser selbst seine Wahl jetzt auf alle Weise betrieb. Noch war Christian jenseits der Alpen; in seiner Abwesenheit wurde ihm das erste deutsche Bisthum ertheilt. Daß damit dieses in die Hand des Mannes kam, der damals für den entschiedensten Anhänger des Paschalis galt, mußte bedeutungsvoll erscheinen. Auch eine nicht unwichtige Bestimmung, betreffend das Recht der Geistlichen über ihren Mobiliarnachlaß letztwillig zu verfügen, wurde damals zu Worms getroffen. Dieses Recht war von den Laien

*) Unter den Anwesenden waren auch der erwählte Erzbischof Heribert von Besançon und der Böhmenherzog Udalrich, ein Vetter König Wladislaws (vergl. oben S. 295).

**) Vergl. oben S. 371.

den Geistlichen bestritten worden, aber unter Berufung auf die Verordnungen der Kaiser Constantin, Valerian, Justinian, Karls des Großen und Ludwigs des Frommen wurde es von Friedrich anerkannt und durch ein kaiserliches Edict sanctionirt.

Von Worms begab sich der Kaiser mit seiner Gemahlin nach Köln, wo am 2. Oktober*) die feierliche Bischofsweihe Rainalds stattfand. Nicht nur die Anwesenheit des Kaiserpaares, sondern auch der Bischöfe von Lüttich, Utrecht, Münster, Minden, Paderborn, Cambray und Schwerin, des Abtes von Fulda, Herzog Heinrichs des Löwen, des Landgrafen Ludwig von Thüringen, der Grafen Heinrich von Geldern, Florentius von Holland, Theoderich von Cleve, Albert von Molbach, Otto von Ravensberg, Wilhelm von Jülich und vieler Anderer verherrlichte das Fest. Der Consecrator Rainalds war der alte Bischof Philipp von Osnabrück. Auch Reichsgeschäfte wurden damals in Köln erledigt. So erließ hier der Kaiser ein Edict zu Gunsten des Bischofs Nicolaus von Cambray in einem Streit desselben mit seiner Schwägerin um ein Erblehen im Hennegau.

Längere Zeit verweilte der Kaiser in den niederlothringischen Gegenden. Am 25. November war er in Utrecht, wo er das von der englischen Mathilde, der Mutter König Heinrichs II., gegründete Kloster Oostrock in Schutz nahm; um dieselbe Zeit beendigte er einen langwierigen blutigen Hader zwischen dem Utrechter Bischof Gottfried und dem Grafen Florentius von Holland über die Grafschaft in den westfriesischen Ländern, indem er sie zwischen Beiden theilte. Die Gegend um Utrecht war damals häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt — die furchtbarsten waren am 21. December 1163 und 16. Februar 1164 gewesen — und die Schuld des Unglücks wurde besonders einem Damm beigelegt, welchen Graf Florentius bei einem Orte, Stekede oder Swadeburg genannt, hatte aufführen lassen. Von allen Seiten drangen Klagen der unglücklichen Landleute, die ihre Habe und sich selbst täglich vom Untergange bedroht sahen, zum Kaiser, und er, der nach seinen Worten „eine Stärkung des Reichs darin sah, daß für die Wohlfahrt des ganzen Landes gesorgt und besonders der Noth der Armen gesteuert werde", erlaubte im Lande Noda einen Durchstich

*) So melden die Kölner Annalen. Da aber der 2. Oktober ein Sonnabend war und die Consecration der Bischöfe am Sonntag zu geschehen pflegte, liegt vielleicht ein Schreibfehler vor.

zu machen, um die Wassermasse des Rheins in den nahen Zuyderſee abzuleiten; außerdem genehmigte er, daß ein alter, verfallener Damm an der Rheinmündung bei dem Dorfe Wyk hergestellt werde, und befahl jenen den Strom beengenden Damm des Grafen von Holland gänzlich zu zerstören, damit „das Wasser des Rheins auf freier Königsstraße ohne jedes Hinderniß immerdar zum Meere fließe".

In dieser Zeit wird Friedrich auch die Kaiserpfalz Karls des Großen zu Nymwegen besucht haben, die er mit großer Pracht hatte herstellen lassen und in welcher die Kaiserin Beatrix in diesem Jahre den zweiten Knaben geboren hatte, den man Heinrich nannte und der einst dem Vater auf dem kaiserlichen Throne folgen sollte. Auch die Pfalz zu Ingelheim, in welcher Karl der Große so oft geweilt hatte, war von Friedrich glänzend erneuert worden.

Schon aber zog es ihn nach Aachen, wo das Andenken Karls am lebendigsten war und wo dessen Gebeine ruhten. Er wollte hier nicht allein das Weihnachtsfest feiern, sondern auch eine lange vorbereitete Kirchenfeierlichkeit veranstalten, welche Karl und das Kaiserthum verherrlichen sollte. Es handelte sich um die Heiligsprechung des großen Kaisers und die Erhebung seiner Gebeine. Von jeher war Karl das Vorbild Friedrichs gewesen; sein ganzes Streben war darauf gerichtet, dem Kaiserthume die freie, allbeherrschende Stellung wieder zu gewinnen, welche es zum Heile der Christenheit in den Zeiten Karls gehabt hatte. Der Gedanke, dem gewaltigen Herrscher, der zugleich ein Apostel des Evangeliums geworden war, die nach den Vorstellungen jener Zeit höchsten Ehren zu ertheilen, lag dem Kaiser um so näher, als vor etwa zwanzig Jahren schon ein anderer seiner Vorgänger, Heinrich II., von Papst Eugen III. kanonisirt und seine Gebeine feierlich erhoben waren*) und als nur wenige Jahre zuvor (1161) Papst Alexander auf Bitten des Königs von England einen von dessen Vorfahren im Reiche, König Edward den Bekenner, heilig gesprochen hatte. Heinrich von England sah in der Kanonisation seines Vorgängers eine Stärkung seiner königlichen Macht dem Klerus gegenüber, und sein Vorgang ist es auch ohne Zweifel gewesen, welcher Friedrichs Gedanken zur Reife brachte. Als der Entschluß des Kaisers gefaßt war, gewann er die Zustimmung und Vollmacht des Papstes Paschalis

*) Vergl. Bd. II S. 95.

und berief dann auf den Rath der geistlichen und weltlichen Fürsten zur Erhebung, Erhöhung und Kanonisation der Gebeine Karls einen großen Reichstag auf Weihnachten nach Aachen.

Viele geistliche und weltliche Fürsten stellten sich ein, und wichtige Reichsgeschäfte wurden erledigt. Mit einer großen Zahl von Rittern war auch der junge Graf Philipp von Flandern erschienen, der für seinen noch im Orient weilenden Vater Theoderich*) das reiche Land mit rühmlicher Energie regierte. Der lange und blutige Streit zwischen Philipps Vater und Bischof Nicolaus**) war im Jahre 1160 zu großer Freude des Kaisers dadurch beigelegt worden, daß man in Cambray vorbehaltlich der Rechte des Bischofs dem Grafen huldigte. Jetzt erhielt Theoderichs Sohn Cambray vom Kaiser zu Lehen und leistete ihm den Eid der Mannschaft; zugleich wurde ihm Sicherheit für alle Flanderer auf ihren Reisen durch die kaiserlichen Länder verbürgt. Mit der ihm verwandten Kaiserin schloß Graf Philipp damals ein Freundschaftsbündniß, und sie versprach ihm hülfreich zu sein, so oft er ihrer bedürfe. Bei dem feindlichen Verhältniß des Kaisers zu Frankreich mußte die Ergebenheit des mächtigen Grafen für ihn höchst werthvoll sein. So lange er Philipps und des Grafen Heinrich von Troyes sicher war, hatte er den Zorn König Ludwigs kaum zu beachten. Nach einem Spruch der Fürsten erledigte der Kaiser damals auch die Beschwerden, welche die Bürger von Duisburg gegen Bischof Gottfried von Utrecht erhoben; er befreite jene, weil sie allein Leute des Reichs, von der unrechtmäßigen Bedrückung durch den Bischof und gab ihnen gänzliche Zollfreiheit in dessen Stadt. Wahrscheinlich erfolgte damals auf Klage des erwählten Erzbischofs Christian von Mainz auch eine Entscheidung des Reichstags, welche dem Grafen Ludwig von Looz die angemaßte Gerichtsbarkeit über einen dem Servatiusstift zu Mastricht gehörigen Hof entzog. Wie viel aber diese und andere Sachen den Reichstag beschäftigen mochten, die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich doch auf die große kirchliche Feier, welche der Kaiser verheißen hatte.

Die Leiche Karls war aus Furcht vor äußeren oder inneren Feinden verborgen worden und konnte nicht sogleich entdeckt werden***). Man

*) Vergl. oben S. 437.

**) Vergl. oben S. 21. 22.

***) Die Gebeine Karls ruhten hiernach nicht mehr an der Stelle, wo sie Otto III. belassen hatte. Vergl. Bd. I S. 864. 865.

fand sie — durch göttlichen Fingerzeig, wie man meinte, — endlich in einem Marmorsarge von antiker Arbeit, der noch im Münster gezeigt wird. Am 29. December wurden darauf die irdischen Ueberreste Karls, wie Friedrich selbst sagt: „zu Ruhm und Ehre Jesu Christi, zur Kräftigung des römischen Reichs, zum Heil seiner geliebten Gemahlin und seiner Söhne Friedrich und Heinrich" in Gegenwart vieler Fürsten und einer großen Menge von Geistlichen und Laien unter Hymnen und Lobgesängen in tiefster Ehrfurcht erhoben. Sie wurden dann in ein goldenes Gefäß gelegt, welches man von einem hölzernen Schrein umschlossen mitten in der Kirche aufstellte. Ueber demselben ließ Friedrich später einen großen Kronenleuchter anbringen. Dieser Leuchter, noch jetzt an derselben Stelle befindlich, eines der merkwürdigsten Kunstdenkmäler jener Zeit, besteht aus einem kupfernen, vergoldeten Reif, an welchem zahlreiche bildliche Darstellungen und Inschriften angebracht sind; das Ganze soll ein Abbild des himmlischen Jerusalems sein und ist der Mutter des Herrn gewidmet, deren Schutz der Kaiser sich und seine Gemahlin empfiehlt.

Reiche Gaben seiner Huld empfingen bei dieser festlichen Gelegenheit der Münster und die Stadt Aachen. Mit seiner Gemahlin brachte Friedrich als kaiserliche Geschenke goldene Gefäße und seidene Gewande dem Marienstift dar und verhieß alljährlich für das Refectorium desselben zehn Mark zu zahlen. Den Kanonikern, welchen die Pröpste schon bisher ohne kaiserliche Genehmigung gewisse Einkünfte gewährt hatten, wurden jetzt diese ausdrücklich bestätigt.

Als der Kaiser dann nach den Privilegien Aachens forschte, brachten die Kanoniker eine angeblich von Karl dem Großen herrührende Urkunde vor, welche die größten Vergünstigungen der Stadt gewährte. Diese falsche Urkunde bestätigte der Kaiser dann in ihrem ganzen Umfange, indem er den Klerus und die Bürger Aachens, „des Hauptes und Sitzes des deutschen Reichs", in seinen besonderen Schutz nahm, ihnen für ihren Handel Zollfreiheit im Reiche gewährte, die Freiheit der Einwohner „dieser heiligen und freien Stadt" gegen jeden Anspruch einer Herrschaft schützte und die Stadt als Lehen auszuthun verbot. Nachdem diese Urkunde am 8. Januar 1166 ausgestellt war, erfolgte am nächsten Tage noch eine andere, welche der Stadt, „in der die römischen Kaiser zuerst gekrönt werden und welche deshalb alle Länder und Städte an Rang und Ehre übertrifft", noch besondere

Privilegien gewährte. Alljährlich sollen dort zwei große Märkte gehalten werden, der eine im Anfang der Fastenzeit, der andere um Michaelis, beide in der Dauer von zwei Wochen; allen Kaufleuten, die zu denselben kamen, wurde Zollfreiheit und volle Sicherheit für ihre Person und ihre Habe zugesichert; Niemand darf während derselben wegen Zahlungen oder anderer Verpflichtungen aus früherer Zeit vor Gericht beschieden werden, dagegen sind alle während des Marktes entstandenen Streitigkeiten sogleich zu entscheiden. Um Beschädigungen durch Geldwechsel vorzubeugen, soll in Aachen eine Münze von unveränderlichem Werthe und gleicher Form geschlagen werden, und zwar soll die Mark, gleich 12 kölnischen Schillingen, zu 24 Schillingen gerechnet werden, der Silberpfennig (Denar) aber auf der einen Seite das Bild des heiligen Karl, auf der anderen das Bild Friedrichs und dessen Namen tragen, doch soll auch jede andere Münze in Aachen Geltung haben und eingewechselt werden können. Endlich schaffte der Kaiser noch einen schimpflich erscheinenden Brauch ab, wonach ein Aachener, wenn er wegen Verleumdung oder anderer Vergehen verklagt war und den Reinigungseid leisten wollte, sich zur Erde beugen und einen Strohhalm ergreifen mußte, widrigenfalls er ohne Weiteres verurtheilt wurde; der Kaiser verordnete jetzt, daß der Angeklagte in aufrechter Stellung verharren und irgend einen kleinen Gegenstand von seiner Kleidung nehmen könne.

Wie die Leiber der heiligen drei Könige für Köln zum reichsten Segen wurden, so die Reliquien Karls des Großen für Aachen. Durch die Erhebung derselben und die Gunst Friedrichs erwuchs erst um die alte Kaiserpfalz und den Münster eine volkreiche Stadt, die mit besonderen Privilegien ausgestattet war. Wenige Jahre später (1171) wurden die Aachener vom Kaiser eidlich verpflichtet, innerhalb vier Jahren ihre Stadt mit Mauern und Befestigungen zu umgeben; auch eine Burg wurde auf dem an der Stadt belegenen Bernstein gebaut.

Aber nicht um der Aachener willen waren die Gebeine Karls des Großen erhoben worden, sondern um die Macht des Reiches zu erhöhen. In jener Urkunde, mit welcher er die angeblichen Privilegien Karls des Großen bestätigte, zählt Friedrich die Verdienste desselben um die Kirche auf; wie viele Bisthümer und Abteien Karl begründet, wie viele Kirchen er gebaut und ausgestattet, wie reiche Almosen er in den Ländern diesseits und jenseits des Meeres gespendet, wie er als

ein tapferer Streiter und wahrer Apostel den christlichen Glauben in Sachsen, Friesland und Westfalen, in Spanien und unter den Wenden ausgebreitet habe; sei er auch als Blutzeuge nicht gestorben, so habe er doch in seinen gefahrvollen Kämpfen für den Glauben, wo er fast täglich den Tod vor Augen gehabt, sich als Märtyrer bewährt. Indem Friedrich zugleich hervorhebt, wie er selbst von Anfang seiner Regierung an dem Vorbilde Karls gefolgt sei und vor Allem das Recht des Klerus geschirmt habe, stellt er die Verdienste des Reichs um die Kirche in das glänzendste Licht. Eine Erhebung des Klerus gegen das Reich mußte so als Frevel, die willige Unterwerfung unter den Willen des Kaisers als Pflicht erscheinen. Die Erhebung der Gebeine Karls steht mit den Würzburger Beschlüssen in enger Verbindung.

Nicht minder ungewöhnlich, als die Vorgänge auf dem Würzburger Reichstage, waren die am Grabe Karls des Großen. Aber so heftigen Widerspruch jene erregt hatten, so leicht ließ man sich diese gefallen. Die Zeit war sehr geneigt zu Festen, welche den Reliquien der Heiligen galten, und schon längst hatte man sich gewöhnt, den großen Kaiser im Heiligenscheine zu sehen. So fand die Verehrung des neuen Heiligen, so auffällig die Art seiner Kanonisation war, schnell Verbreitung, und auch Papst Alexander trat ihr nicht entgegen*).

Unzweifelhaft sah der Kaiser in den Aachener Festlichkeiten einen neuen großen Erfolg seiner Politik. Er fühlte sich durch den Jubel des Volkes ermuthigt und gehoben. Bald glaubte er ein neues Heer über die Alpen führen zu können; überdies hoffte er Alexander selbst in seine Gewalt zu bringen und in dessen Person das Schisma zu bewältigen. In solchem Vertrauen beirrten ihn die Hemmnisse wenig, die sich immer aufs Neue in dem Gewirr der deutschen Verhältnisse ihm entgegenstellten.

*) Man hat jedoch gemeint, daß der Aachener Vorgang der Hauptgrund war, daß auf dem Lateranconcil von 1179 das Recht der Kanonisation dem Papste allein vorbehalten wurde; diese Meinung ist mindestens wahrscheinlich.

3.

Neue Verwickelungen diesseits und jenseits der Alpen.

Rückkehr Alexanders nach Rom.

Zwei Päpste stritten um das römische Bisthum, aber Rom selbst war ohne Papst. Trotz des Exils beider Päpste machten sich doch die Verwirrungen des Schismas in der ewigen Stadt fühlbar genug; auch in ihr herrschten Spaltung und innere Kämpfe. Die vornehmsten Adelsgeschlechter, die Pierleoni und Frangipani, hielten zu Alexander und ermuthigten ihn auszuharren; ein Theil des Senats und des Volkes hing dagegen dem Gegenpapst an, wie dem Kaiser, der ihn beschützte. Mochte die alexandrinische Partei in der alten Stadt die Oberhand haben, die kaiserliche behauptete sich in der Leostadt, wie in der Campagna, namentlich im Sabinerlande. Als der von Alexander als sein Vicar eingesetzte Bischof Julius von Palestrina starb (wahrscheinlich im Frühjahre 1164), war Rom noch der Kampfplatz streitender Parteien. Als Nachfolger des Julius trat der Cardinalpriester Johannes vom Titel der Heiligen Johannes und Paulus ein. Ihm gelang es durch Bestechung den größten Theil des römischen Volkes zu gewinnen, so daß es Alexander Treue schwur und einen neuen, völlig antikaiserlichen Senat wählte*); auch in der Leostadt und Sabina trat man auf Alexanders Seite.

Der Cardinal Johannes hielt es für möglich und nothwendig, daß Alexander nach Rom zurückkehre. Nach Berathung mit den Römern schickte er ein Schreiben an den Papst, der damals noch zu Sens verweilte; er stellte ihm vor, daß nicht nur für Rom, sondern für ganz Italien seine Rückkehr heilsam sein werde, daß man von ihr die Herstellung des kirchlichen Friedens erwarte. In der That trat Alexander dem Gedanken näher, sein Asyl in Frankreich aufzugeben und nach dem Lateran zurückzukehren; nach Berathungen mit den Cardinälen, nach Unterhandlungen mit den Königen von Frankreich und England, wie mit den ihm vertrauten französischen Bischöfen eröffnete er seinem Vicar, daß demnächst seine Rückkehr zu erwarten sei.

*) Am 1. November pflegte der Senat erneuert zu werden.

Schwerlich waren es die Wünsche der Römer allein, welche Alexanders Entschluß herbeiführten. Seine gesicherte Zuflucht hatte er besonders dem Zusammenwirken der Könige von England und Frankreich zu danken gehabt. Seitdem durch den schlimmen Handel des Thomas Becket die Könige wieder mit einander verfeindet waren und Alexander mehr und mehr auf Ludwigs Seite gedrängt wurde, war er vor einer Gewaltthat Heinrichs nicht sicher, und diese mochte er um so mehr fürchten, als er sich bewußt war, früher von Heinrich die größten Dienste empfangen zu haben, ihm also undankbar erscheinen konnte.

Schon gegen Ende des Jahres 1164 dachte Alexander daran, wie er seine Rückkehr nach Rom bewerkstelligen könne. Er bat die Genuesen, wie sie ihn einst nach Frankreich geführt, so ihm auch jetzt Galeeren zu seiner Rückkehr zu stellen. Aber man trug in Genua Bedenken, Alexander zu Liebe den Kaiser zu reizen, dessen Gunst man um so weniger entbehren konnte, als die Stadt aufs Neue mit Pisa in Streit lag. König Bareso*) wollte sich trotz des Vasalleneides, welchen er Genua geschworen hatte, seinen Verpflichtungen gegen die Stadt entziehen und konnte dies am besten durch Pisa erreichen; denn Pisa lag Alles daran, zu verhindern, daß nicht durch auf Bareso geübten Zwang die Genuesen sich zu Herren von ganz Sardinien machten.

Die Verhältnisse lagen den Pisanern günstig, um eine Aenderung der kaiserlichen Politik in Bezug auf Sardinien und Genua herbeizuführen. Der Kanzler Christian hatte Papst Paschalis in ihre Stadt geführt, wo er die beste Aufnahme und Sicherheit fand**); als Christian dann den Entschluß faßte Paschalis noch weiter die Wege nach Rom zu ebnen, bedurfte er Geld, und Pisa erbot sich ihm eine bedeutende Summe — angeblich 13 000 Pfund — zu zahlen, wofern er beim Kaiser erwirkte, daß Pisa mit Sardinien belehnt, Genua aber von der Herrschaft über die Insel ausgeschlossen werde. Man ahnte in Genua, daß für die dem Paschalis erwiesenen Dienste Pisa neue große Vergünstigungen in Aussicht gestellt seien; umsomehr scheute man sich jetzt den Kaiser zu verletzen und gab Alexander eine ausweichende Antwort. Das Schreiben der Stadt deutete man am Hofe des Papstes, so, daß

*) Vergl. S. 410–412.
**) Vergl. oben S. 398.

nur dann Genua die Galeeren senden werde, wenn ein allgemeiner Aufstand in der Lombardei ausbräche, welchen man schon damals für die nächste Zeit erwartete, freilich vergeblich.

Inzwischen kam es bald genug zum offenen Bruch zwischen Genua und Pisa. Als im Februar 1165 die genuesische Flotte von Sardinien zurückkehrte*), brachte sie die Nachricht mit, daß eine genuesische Galeere, welche bei der Insel Asinara auf der Fahrt von Cette Schiffbruch gelitten, von den Pisanern genommen sei und diese die Ladung nach ihrer Stadt gebracht hätten. In Genua sah man hierin eine Verletzung des auf Befehl des Kaisers beschworenen Waffenstillstands und schickte um Beschwerde zu erheben eine Gesandtschaft an den Kaiser; die Gesandten waren Lanfrancus Albericus und Philippus de Justa. Etwa zu derselben Zeit machte sich aber auch von Pisa aus eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Consul Uguccio stand, auf den Weg (24. Februar 1165) und ging über die Alpen; sie sollte die Bestätigung der Verheißungen, welche Christian in Bezug auf Sardinien gemacht hatte, vom Kaiser erwirken.

Auf einem Reichstage zu Frankfurt legten die Gesandten Pisas dem Kaiser ihr Anliegen vor; sie stützten sich dabei nicht allein auf die dem Reiche geleisteten Dienste und die Zusagen Christians, sondern auch auf ihnen günstige Erklärungen Baresos, welcher auf alle Weise bemüht war, das ihm auferlegte Joch Genuas abzuschütteln und seine Freiheit wiederzugewinnen. Dem Kaiser konnte nicht verborgen sein, daß er durch die Verleihung Sardiniens an Pisa Genua schwer schädigen und sich entfremden werde, aber er hatte die Ansprüche der Genuesen auf die Insel nie anerkannt und konnte es als Kränkung empfinden, daß sie ohne sein Wissen den von ihm gekrönten Baresо ein Lehensverhältniß zu ihnen einzugehen genöthigt hatten**). Jedenfalls hatte sich Pisa viel opferwilliger für das Reich gezeigt als die Genuesen, und so entschloß er sich auf den Rath der Fürsten die Versprechungen Christians zu erfüllen.

---

*) Vergl. oben S. 412.

**) Schon im Jahre zuvor hatte Genua eine Gesandtschaft an Kaiser Manuel geschickt, weil dieser Aussichten eröffnete, die alten Verträge mit der Stadt zu erneuern; die Gesandtschaft blieb damals erfolglos. Ob Friedrich um diese Verhandlungen Genuas in Constantinopel wußte?

Ganz Sardinien empfing der Consul Uguccio für Pisa zu Lehen für ewige Zeiten, und ausdrücklich widerrief der Kaiser jede etwaige Verleihung, die er Herzog Welf oder irgend einem Anderen früher gemacht haben sollte; zugleich versprach er ohne Einwilligung Pisas selbst fortan keine Verfügung irgend welcher Art über die Insel zu treffen. Mit dem Scepter und der Fahne investirte er den Consul und überließ Pisa alle Regalien. Der Herzog Udalrich von Böhmen leistete dann im Namen des Kaisers und in dessen Gegenwart einen Eid, daß die geschehene Verleihung weder durch ihn noch einen Anderen rückgängig gemacht werden würde. Eine Strafe von 1000 Pfund wurde über Jeden verhängt, der die Pisaner im Besitz Sardiniens ferner beunruhigte. Am 17. April stellte der Kaiser eine Urkunde mit goldner Bulle aus, welche alle diese Vergünstigungen der Stadt bekräftigte. Am 16. Mai kehrte Uguccio mit seinem kostbaren Privilegium nach Pisa zurück; sogleich wurde es hier in öffentlicher Versammlung verlesen und mit unendlichem Jubel aufgenommen.

Der Kaiser schenkte jedoch auch den Beschwerden der Genuesen über Pisa Gehör; er sandte seinen Kapellan Konrad nach Pisa ab, um von der Stadt zu erlangen, daß sie den Waffenstillstand mit Genua getreulich halte und für das aufgebrachte Schiff Entschädigung leiste. Aber die Pisaner machten Schwierigkeiten. Es kam darauf zwischen Abgeordneten Pisas und Genuas zu Verhandlungen, die in Anwesenheit des kaiserlichen Kapellans in Porto Venere geführt wurden. Die Pisaner verlangten die Freigebung des Bareso, ihres Vasallen. Die Genuesen erboten sich dazu, wenn Pisa zahle, was ihnen Bareso schulde. Da sie aber die Summe auf 28 000 Pfund berechneten, erschraken die Pisaner und zogen die Verhandlungen in die Länge. Noch während derselben erschien eine pisanische Galeere vor Porto Venere, und der genuesische Consul Ottobonus, Nachstellungen besorgend, griff feindlich dieselbe an. Nach einem hitzigen Kampf, in welchem Ottobonus selbst verwundet wurde, mußte die pisanische Galeere sich ergeben; die Mannschaft derselben und mit ihr auch ein Consul Pisas geriethen in Gefangenschaft. Ottobonus entließ die Gefangenen, führte aber die genommene Galeere nach Genua (16. Juni). Acht Tage darauf erklärte Pisa förmlich Genua den Krieg, und seitdem war Kampf aller Orten zwischen den beiden Städten — auf dem Meere, an der Küste der Provence und auf Sardinien. Bis

zum Winter ruhten die Waffen nicht mehr, und die Schifffahrt auf dem Mittelmeer war gefährdet.

So hinderlich die Zwietracht Genuas und Pisas der Rückkehr Alexanders war, blieb diese dennoch beschlossene Sache. Als er mit König Ludwig in der Mitte des Aprils eine Zusammenkunft in Paris gehabt hatte, begab er sich nicht wieder nach Sens zurück, sondern nahm, von den Cardinälen begleitet, den Weg nach dem Süden. Das Geleit gab ihnen der Archidiakon Cadurcus, derselbe Hofgeistliche Ludwigs, den er vor drei Jahren dem Papste bei seiner Ankunft entgegengesandt hatte. Mehrere Wochen verweilte der Papst in Bourges, dann in Clermont. Schon war ihm der Bund des Königs von England mit dem Kaiser bekannt, und er unterließ Nichts, um die Wirkungen desselben abzuschwächen. Er drang selbst und ließ durch Andere in König Heinrich dringen, in der rechtgläubigen Kirche zu verharren und seinen Frieden mit Thomas Becket zu machen; er ermahnte Thomas sich geduldig in die bösen Zeiten zu schicken und wies ihn an sich bis Ostern nächsten Jahres jeder feindlichen Handlung gegen den König und dessen Land zu enthalten.

In Clermont trafen den Papst die traurigsten Nachrichten aus Italien. Es war Christian, dem Kanzler des Kaisers, nicht allein gelungen im April Paschalis nach Viterbo zu führen, sondern er war, unterstützt von dem Grafen Golfolin von Siena, dem Nachfolger Wilhelms von Aachen*), sogar mit Heeresmacht durch die Maritima bis in die Umgegend Roms und den südlichen Theil der Campagna vorgedrungen. Nur in Anagni hatte man Widerstand gefunden und sich begnügt die Umgegend zu verheeren; alle anderen Orte hatte man unterworfen. Cisterna, wo einst Alexander geweiht war, und Castro wurden in Schutthaufen verwandelt. Wohin Christian mit seinem Heere gelangte, mußte dem Kaiser und Paschalis gehuldigt werden. Auch in Rom selbst war man nicht sicher; die Aecker, die Weinberge und Oelpflanzungen der Römer waren in den Händen des feindlichen Heeres, und man befürchtete bereits Hungersnoth in der Stadt. In der äußersten Bedrängniß sollen die Römer dem Kanzler versprochen haben, daß sie,

*) Vergl. oben S. 322.

wenn Alexander nicht bis Michaelis zurückkehre, den Gegenpapst aufnehmen und dem Kaiser huldigen würden. Ueberdies verlautete, daß Schiffe Pisas, Genuas und der Provençalen auf dem Meere kreuzten und vom Kaiser Befehl erhalten hätten dem Papst aufzulauern, um ihn gefangen zu nehmen; ohne Geleit, hieß es, könne kein Schiff mehr in See gehen.

Der Papst und sein Gefolge geriethen über diese Nachrichten in die größte Aufregung; sie bereuten das Asyl bei König Ludwig verlassen zu haben, aber an Umkehr war jetzt nicht mehr zu denken. Gegen Ende des Juni ging der Papst nach Le Puy, wo sich Boten des Kaisers an seinem Hofe einstellten. Sie können keine anderen Aufträge gehabt haben, als Alexander förmlich die Würzburger Beschlüsse anzuzeigen und ihn aufzufordern vom Stuhle Petri herabzusteigen. Jene Beschlüsse waren dem Papste bereits bekannt, und kein Gedanke lag ihm ferner, als den Kampf gegen Friedrich aufzugeben. Am 30. Juni schrieb er von Le Puy aus an König Ludwig: er zweifle nicht, daß derselbe durch die jüngst aus Deutschland eingetroffenen Nachrichten erschreckt worden sei, aber er möge fest darauf vertrauen, daß Alles, was der Kaiser, bisher immer nur einen Scheinfrieden mit der Kirche suchend, jetzt zum Schaden derselben geplant habe, ihm selbst zum Verderben ausschlagen werde; er habe sicher erfahren und der Erzbischof von Mainz könne darüber ausführlicher berichten, daß der Kaiser nur drei Bischöfe habe zu einem bedingungslosen Eide bewegen können, andere hätten nur auf Bedingungen, die schon jetzt unerfüllt, den Eid geleistet und viele sich noch vor der Beeidigung vom Hofe entfernt; das Weitere werde ihm der Archidiakon Cadurcus, der damals zum Könige zurückkehrte, mündlich mittheilen.

Nach kurzem Aufenthalt in Le Puy und Alais begab sich der Papst nach Montpellier, wo er den günstigen Moment zur Ueberfahrt abwarten wollte. Hier erließ er am 14. Juli an alle Fürsten, Grafen, Barone und alle Gläubigen einen Aufruf zu einer neuen Kreuzfahrt. Unter Berufung auf die Bedrängnisse Antiochias, auf die Gefangennahme Bohemunds und anderer Fürsten, wie auf die Gefahr, welche Jerusalem selbst drohe, forderte er die abendländische Christenheit zu einem großen Zuge nach dem Orient auf. Nur wenige Sätze, welche sich auf die Zeitumstände beziehen, sind neu; sonst ist das ganze Schriftstück lediglich eine

Kopie jener Bulle Eugens III. vom Jahre 1145, welche den zweiten Kreuzzug in das Leben gerufen hatte*).

Sehr befremdlich erscheint es, daß der Papst in einem Augenblick, wo er selbst in größter Bedrängniß steht, für Jerusalem zu den Waffen ruft. Kein Zeitpunkt konnte ungünstiger für eine neue Kreuzfahrt scheinen, als der, wo das Abendland kirchlich gespalten war, wo der Papst den Kaiser als Schismatiker bekämpfte, wo die Könige Frankreichs und Englands in offenem Hader standen. Man wird sich auch schwer überreden, daß der Papst an einen unmittelbaren Erfolg seines Aufrufs gedacht hat. Aber deshalb wird man diesen doch nicht als einen phantastischen Einfall ansehen können, der einmal auch einen sonst so nüchternen Kopf fortgerissen habe. Es mag dem Papste die Erinnerung daran entgegengetreten sein, wie einst in denselben Gegenden Papst Urban II. zur Kreuzfahrt gerufen und damit einen der größten Erfolge Roms erzielt hatte, wie er dadurch zugleich in einem ähnlichen Schisma eine entscheidende Wendung der kirchlichen Sache gegeben hatte. Schien Alexander nicht um so mehr aufgefordert diesem Beispiel zu folgen, als auch der Kaiser kurz zuvor den Gedanken der Kreuzfahrt ergriffen und für denselben die Könige von England und Frankreich zu gewinnen gesucht hatte? Sollte er dem schismatischen Kaiser überlassen das Werk seiner Vorgänger aufzunehmen, sollte dem Stuhle Petri der Ruhm entzogen werden, das heilige Grab zu schützen? Ueberdies war er sicher mit der Kreuzpredigt gewisse Sympathien in der französischen und normannischen Ritterschaft zu finden, namentlich bei König Ludwig, dessen Gedanken immer nach dem gelobten Lande schwärmten und den nur die Bedrängnisse seiner Lage im Abendlande zurückhielten. Auch lag nicht außer Berechnung, daß gerade Kreuzfahrtsgedanken eine Annäherung Heinrichs an Ludwig herbeiführen und den Bund des Ersteren mit dem Kaiser lösen konnten. So wenigstens sah die Kaiserin Mathilde, Heinrichs Mutter, die Lage der Dinge an, und bemühte sich immer von Neuem um Jerusalems willen die Könige zu versöhnen.

Doch auch näher liegende Angelegenheiten beschäftigten den Papst. Nach dem Tode des Erzbischofs Heraclius von Lyon war um das

*) Bd. IV. S. 247. — Wie unvorbereitet die Sache war, geht daraus hervor, daß der Papst ohne alle genaue Nachrichten neuen Datums aus dem gelobten Lande war. Bohemund war damals längst wieder auf freiem Fuß.

wichtige Erzstift ein Streit ausgebrochen, welcher die burgundisch-französischen Grenzgegenden in nicht geringer Spannung hielt. Die Mehrzahl der berechtigten Wähler hatte sich für den Archidiakonen Drogo erklärt, eine geringfügige Minorität aber den Abt Guichard von Pontigny ihm entgegengestellt (1163). Da Drogos Gesinnung den Alexandrinern unzuverlässig schien, sie des Abts dagegen ganz sicher waren, hatten sie den Papst sich für den Letzteren zu entscheiden vermocht. Aber Drogo war damit nicht beseitigt, wußte sich vielmehr im Bisthum zu behaupten. Alexander weihte nun am 8. August zu Montpellier Guichard zum Erzbischof von Lyon und drängte dadurch Drogo ganz auf die Seite des Kaisers. Erst nach zwei Jahren endete der Streit mit dem vollständigen Siege Guichards.

Was so auch aus der Nähe und Ferne dem Geiste des Papstes entgegentrat, vor Allem war er doch auf die Rückkehr bedacht. Manches Hinderniß bereitete ihm die Beschaffung der Reisekosten; es mußten Gelder aufgenommen und dafür der Ertrag des englischen Peterspfennigs verschrieben werden. Andere Hemmnisse erwuchsen aus der Schwierigkeit bei dem zwischen Pisa und Genua ausgebrochenen Krieg ein Schiff zu finden, welches für sichere Ueberfahrt Gewähr bot. Schon im Juli hatte Pisa ein doppeltes Geschwader ausgesendet, um den Genuesen entgegenzutreten; das eine nach der Küste Siciliens, das andere nach den Rhonemündungen. Das Letztere hatte fünf genuesische Schiffe aufgebracht und war mit reicher Beute nach Pisa zurückgekehrt. Sofort aber schickte Genua neue Schiffe nach der provençalischen Küste, und Pisa ließ am 11. August ebenfalls 31 Galeeren dorthin in See gehen. Weder die Schiffe Genuas noch Pisas konnten dem Papste, auch wenn sie ihn aufnehmen wollten, Sicherheit gewähren. Er entschloß sich endlich ein großes Kriegsschiff zu benützen, welches den Johannitern in Jerusalem gehörte und an der südfranzösischen Küste lag, um eine große Anzahl von Wallfahrern nach dem gelobten Lande zu bringen. Gegen den 22. August begab sich der Papst nach dem Hafenplatz an dem Canal, welcher die Lagune von Mauguio mit dem Meere verband; hier sollte die Einschiffung des Papstes und der Cardinäle bewirkt werden; auch Konrad von Mainz, der vom Hofe König Ludwigs zurückgekehrt war und bereits damals auf Alexander den größten Einfluß gewonnen hatte, war der Curie nach Rom zu folgen entschlossen.

Das Schiff lag bereit, und die Mehrzahl der Cardinäle ging sogleich

an Bord. Bald folgte ihnen der Papst; mit Konrad von Mainz und einigen noch zurückgebliebenen Cardinälen bestieg er ein Fahrzeug von Narbonne, welches sie an das Kriegsschiff brachte. Der größere Theil des Gefolges war hier bereits aufgenommen, und der Papst wollte eben selbst übersteigen, als man plötzlich pisanischer Schiffe ansichtig wurde. Da ergriff den Papst die Besorgniß vor Nachstellungen, und er gab den Befehl, daß das Fahrzeug, in welchem sich außer ihm und Konrad nur noch zwei Cardinäle und zwei Diener befanden, schleunigst wieder nach der Küste zurückkehre. Man landete bei Maguelonne, etwas südlich von dem Abfahrtsplatz, und hier fand der Papst, wie einst schon früher*), die freundlichste Aufnahme. Das Kriegsschiff der Johanniter ging inzwischen in See und setzte unbehindert die Fahrt nach Sicilien fort; es legte erst in Palermo, dann in Messina an, wo die Cardinäle ausstiegen.

Mehrere Wochen verweilte der Papst mit seinem Gefolge in dem dürftigen Maguelonne, eine andere Gelegenheit zur Ueberfahrt abwartend. Obgleich die Führer der pisanischen Schiffe, die ihm so große Besorgnisse erweckt hatten, ihm später erklärten, daß sie gar nicht die Absicht gehabt hätten, ihm ein Leid zuzufügen, wird er doch den Pisanern wenig getraut haben. Erst gegen Ende des Oktobers, wie es scheint, verließ er Maguelonne; auf einem leichten Schiffe trat er, begleitet von den beiden Cardinälen, Konrad von Mainz, dem Mailänder Galdinus und einem wenig zahlreichen Gefolge, die Fahrt nach Sicilien an. Trotz stürmischen Wetters erreichte er glücklich Messina, wo ihn die früher dort gelandeten Cardinäle erwarteten. Eine Gesandtschaft König Wilhelms bewillkommnete ihn hier und überbrachte ihm reiche Geschenke. Der König hatte überdies bereits fünf Schiffe für das heilige Collegium bereit stellen lassen, unter ihnen ein besonders prächtiges für den Papst selbst; der Erzbischof Roger von Reggio und andere Großen erhielten den Auftrag ihn nach Rom zu geleiten.

Gegen die Mitte des Novembers trat man die Fahrt an. In Salerno wurde angelegt und hier vom Erzbischof Romuald dem Papste ein feierlicher Empfang bereitet; dann landete man in Gaeta, wo am 19. November der Erzbischof von Reggio das Pallium und die Bestätigung seine Metropolitanrechte erhielt. Am 22. November gelangte

*) Vergl. oben S. 328.

man endlich an die Tibermündung und übernachtete zu Ostia, um die Vorbereitungen für den feierlichen Einzug in Rom zu treffen, der auf den folgenden Tag bestimmt war. Schon in der Frühe desselben kamen viele Senatoren und Herren dem Papste nach Ostia entgegen; auch zahlreiche Geistliche und Leute aus dem Volke strömten dorthin und geleiteten dann den Papst und die Cardinäle bis an die Thore Roms, wo die geistlichen und weltlichen Corporationen der Stadt sie mit dem üblichen Gepränge empfingen. Rom jubelte wieder einen Papst zu haben und geleitete ihn frohlockend zum Lateran. Nach vierjährigem Exil kehrte Alexander in seine Residenz zurück.

Alexander war wieder in seiner Bischofsstadt, aber seine Lage war darum nichts weniger als erfreulich. Stets war er in Geldbedrängniß, und doch bedurfte er vor Allem Geld, um die wetterwendischen Römer in der Treue zu erhalten. Schon wenige Wochen nach seiner Rückkehr schrieb er dem Erzbischof von Reims, wenn dieser nicht seine Hand aufthue, könne er die Ruhe der Stadt nicht länger erhalten.

Ueber die Stadt reichte seine Macht kaum hinaus. Die Campagna war bald nach dem verheerenden Zuge des Kanzlers Christian der Schauplatz neuer Verwüstungen geworden. Ein Heer des Königs von Sicilien, geführt von den Grafen Gilbert von Gravina und Richard von Saya, war eingebrochen, hatte Veroli besetzt, dann mit Unterstützung römischer Herren Alatri und Ceccano genommen, die Burg Arenula belagert und nach dem Abzug von derselben St. Stefano und Prossedi eingeäschert*) — aber es erreichte keinen dauernden Erfolg und zog bald wieder ab. Man befürchtete darauf einen neuen Einbruch Christians, doch ein solcher erfolgte nicht, da Christian damals bereits an seine Rückkehr nach Deutschland dachte; etwa um dieselbe Zeit, wo Alexander nach Rom kam, verließ er Italien, um sich an den kaiserlichen Hof zu begeben. Die Campagna war gleichsam herrenlos, und sie beeilte sich nicht Alexander zu huldigen; es galt schon als ein Erfolg, als es diesem etwa nach Jahresfrist gelang sich Albano zu unterwerfen. Vom Norden her waren die Wege nach Rom durch den Gegenpapst zu Viterbo so gut wie gesperrt. Alexander lebte in seiner Residenz halb wie ein Gefangener.

Der treuste Genosse des Papstes in dieser schweren Zeit war

*) Zwei Burgen an dem Wege von Frosinone nach Piperno.

Konrad von Wittelsbach. Ihn, den vom Kaiser entsetzten Erwählten von Mainz, weihte Alexander am 18. December 1165 zum Erzbischofe, nahm ihn als Cardinalpriester vom heiligen Marcellus in das Collegium der Cardinäle auf und erhob ihn dann wenig später zum Cardinalbischof der Sabina. Dieser deutsche Mann vermochte damals Alles bei dem Papste, und ohne Frage ist er es auch besonders gewesen, der die ihm nahestehenden Salzburger zum Widerstande gegen die Würzburger Beschlüsse ermuthigte.

Aber noch um vieles wichtiger war es, daß Venedig und der Veroneser Bund in der Feindschaft gegen den Kaiser verharrten. Gleich nach seiner Rückkehr hatte Alexander dem Dogen und dem Volke von Venedig seinen Dank dafür ausgesprochen, daß sie die Cardinäle und die vertriebenen Bischöfe aufgenommen und durch die Unterstützung Veronas der kirchlichen Sache eine günstigere Wendung gegeben hatten. Der Papst hoffte, daß das Beispiel Veronas auf die ganze Lombardei einwirken werde, und diese Hoffnung schien nicht unbegründet, da die Unzufriedenheit mit dem kaiserlichen Regiment sich immer weiter verbreitete. Schon im Frühjahr 1166 war man an der Curie überzeugt, daß sich Cremona mit acht anderen Städten alsbald gegen den Kaiser erheben würde; freilich zeigte es sich als Irrthum, da die kaiserliche Partei noch immer stark genug war, die Unzufriedenen niederzuhalten*).

Die wichtigsten Dienste hatte in der letzten Zeit dem Papste König Wilhelm von Sicilien geleistet, und es war kein geringer Verlust für jenen, daß dieser Fürst am 7. Mai 1166 zu Palermo starb. Im kräftigen Mannesalter von 46 Jahren raffte ein Wechselfieber ihn hin, und noch auf dem Sterbebette hatte er 60 000 Denare dem in Palermo verweilenden Cardinal Johannes von Neapel für den Papst überweisen lassen.

Die normannischen Großen haben um den Tod dieses Königs, den man Wilhelm den Bösen genannt hat, nicht tief getrauert. Eine stattliche, königliche Erscheinung, stolz und ehrgeizig, ein glücklicher Kriegsmann, hatte er doch von Anfang seiner Regierung an sich weit mehr

*) Auf dem Würzburger Reichstage (Ende Mai 1165) waren mit vielen anderen Italienern auch Gesandte von Cremona vor dem Kaiser erschienen; sie beanspruchten, daß der Stadt der Jahreszins von 200 Mark Silber (vergl. oben S. 316) erlassen würde, und der Kaiser gewährt dies Verlangen, um die Stadt in der Treue zu erhalten.

Feinde als Freunde gemacht. Wie ein orientalischer Despot führte er ein Lotterleben mit Weibern und Günstlingen, unter denen sarrazenische Eunuchen eine hervorragende Rolle spielten; er umgab sich mit verschwenderischer Pracht und führte kostbare Bauten auf, wofür er den Aufwand durch die drückendsten Auflagen beschaffte. Das Regiment überließ er Leuten aus niederem Stande oder Fremdlingen und erregte dadurch den Haß seiner Barone; seine Regierung ist deshalb eine fast ununterbrochene Reihe von Conspirationen gewesen, und mehr als einmal schien das von seinem Vater begründete Reich einem jähen Ende entgegen zu eilen. Doch in den entscheidenden Augenblicken erwachte Wilhelms Thatkraft, und wenn er zum Schwert griff, war er des Sieges sicher. Auf dem Schlachtfelde glänzte er mehr als sein Vater, dessen nachhaltige Energie freilich ganz ihm fehlte. Wie gegen seine inneren Feinde, hatte er nach außen sein Reich mit Glück geschützt. Allerdings gab es eine Zeit, wo ihm die Griechen fast ganz Apulien entrissen hatten, aber bald hatte er es wieder in seiner Gewalt, und benutzte dann die Gunst der Umstände, mit Kaiser Manuel einen dreißigjährigen Waffenstillstand zu schließen (1158). Seitdem ließen die Griechen ihm und er den Griechen Ruhe, doch überwachte er alle Schritte des Kaisers mit dem größten Argwohn. Gegen die drohenden Angriffe Friedrichs verband er sich mit der römischen Kirche, und dieser Bund war vor Allem der Grund des Schismas gewesen, dessen Ende Wilhelm nicht mehr erleben sollte. Durch die Unterstützung Alexanders setzte er dann sein Reich neuen Gefahren aus, die bei der Zerrüttung desselben trotz aller Wachsamkeit sehr bedrohlich hätten werden müssen, wenn nicht sein Glück den Kaiser von den Grenzen Apuliens fern gehalten hätte.

Die Regierung des Königreichs ging auf den ältesten Sohn des Verstorbenen, einen Knaben von zwölf Jahren, über*), für den nach den letzten Verfügungen des Vaters die Königin-Mutter Margarita von Navarra unter Beihülfe des erwählten Bischofs Richard von Syracus, eines Engländers, und des Notars Matthäus, eines Salernitaners, die Regierung führen sollte; auch auf die Dienste des Eunuchen Petrus, der bei dem Verstorbenen zuletzt Alles vermocht hatte, war die Königin

*) Einem jüngeren Bruder König Wilhelms II., Heinrich mit Namen, war das Fürstenthum Capua vorbehalten worden; er starb in frühen Jahren ohne Erben (1172).

verwiesen. Der Thronwechsel ging ohne Störung vorüber; man jubelte, daß die Regentin viele Härten ihres Gemahls gut zu machen suchte. Aber sie war ein schwaches, allen Einflüsterungen zugängliches Weib. Bald regten sich unzufriedene Große gegen sie und ihre Rathgeber; diese selbst wurden uneins, und die Königin zog zu ihrem Schutze ihre Verwandten aus Frankreich und Navarra in das Reich. So widerwärtig die Händel erschienen, welche den Palast erfüllten und bei welchen auch der Cardinal Johannes, nach dem Erzbisthum Palermo lüstern, nicht unbetheiligt war, sie führten zuletzt nur dahin, daß sich die vormundschaftliche Regierung befestigte; allein der Eunuch Petrus mußte das Feld räumen und begab sich mit seinen Schätzen zum Könige von Marocco. König Wilhelm II. und seine Mutter, die gleich nach dem Tode Wilhelms I. die gleiche Summe wie dieser dem Papste gespendet hatten, zeigten sich auch in der Folge gegen ihn stets dienstwillig, aber fraglich war, wie weit ihre Kräfte reichen würden.

An den Thronwechsel in Sicilien knüpfte sich jedoch für Alexander noch die Aussicht auf weitere Unterstützung. Gleich nach dem Tode Wilhelms I. sandte Kaiser Manuel Boten nach Palermo und erbot sich mit dem jungen Könige nicht allein den Waffenstillstand zu erneuern, sondern ihm auch Maria, seine einzige Tochter und die Erbin seines Reichs, zu verloben. Freilich war Maria schon seit Jahren dem in Constantinopel lebenden Bela-Alexius, dem Bruder König Stephans von Ungarn, zugesagt*) und diesem Magyaren die Nachfolge im byzantinischen Reiche verheißen worden: doch beirrten den Kaiser auch die heiligsten Versprechungen wenig, wo es seine politischen Zwecke galt, und nichts hatte ihm von jeher mehr am Herzen gelegen, als die Macht des Ostreichs in Italien herzustellen. Durch die glücklichen Erfolge des verstorbenen Königs waren bisher seine Absichten vereitelt worden**), jetzt schien der günstigste Augenblick gekommen, sie durchzusetzen. In der Bundesgenossenschaft mit Venedig, in Verbindung mit den aufständigen Veronesern und anderen Lombarden, an ein freundliches Entgegenkommen Papst Alexanders gewöhnt, schien ihm der bestimmende Einfluß auf Italien sicher, wofern es ihm gelang, den Hof von Palermo dauernd an sich zu fesseln. Seine Botschaft fand

*) Vergl. oben S. 380.
**) Vergl. oben S. 88. 89. 150. 217.

dort günstige Aufnahme; der Waffenstillstand wurde verlängert, und man trat in Verhandlungen über ein Verlöbniß des jungen Königs mit der Kaisertochter. Zahlreiche Schwierigkeiten zeigten sich freilich sofort, die den Abschluß erschwerten, und Jahre lang gingen Boten hin und wieder, ohne das schwierige Geschäft zu Ende zu führen.

Wohin die Absichten Manuels gingen, verrieth er auch durch die gleichzeitige Wiederanknüpfung der früher mit Alexander gepflogenen Verhandlungen*). Es erschien in Rom der Sebastus Jordanus, ein Sohn des aus Capua verjagten und im Kerker zu Palermo verstorbenen Fürsten Robert, und überbrachte dem Papste die kostbarsten Geschenke. Zugleich eröffnete er ihm wichtige Aufträge seines Herrn, die darin gipfelten, daß derselbe eine vollständige Union der griechischen Kirche mit der römischen bewerkstelligen und die erstere dem Papste unterwerfen wolle, wofür dieser dem Kaiser die Krone des abendländischen Reichs verleihen solle, da sie ihm und nicht dem deutschen König gebühre. Manuel versprach zugleich mit so viel Geld und einer so starken Heeresmacht den Papst zu unterstützen, daß dieser ganz Italien in seine Gewalt bringen, der römischen Kirche dienstbar machen und über die Kaiserkrone frei verfügen könne. Der Cardinal Boso, der Freund und Biograph Alexanders, bezeichnet Manuels Erbieten als ein „Gott und Menschen wohlgefälliges Werk", und in der That mußte es sich dem Papste nach verschiedenen Seiten empfehlen. Gegenüber dem schismatischen deutschen Kaiser, der ihm unversöhnliche Feindschaft geschworen hatte und schon zu seinem Verderben Rüstungen machte, schien es für ihn keine Rücksicht zu geben, auch hatte er bereits früher daran gedacht, dem Kaiser des Orients die Hand zum Bunde zu reichen; überdies mußte jede Möglichkeit einer Erlösung aus den Bedrängnissen, in denen er in Rom lebte, von ihm mit Freude ergriffen werden. Aber unermeßliche Bedenken erregte es doch, dem Kaiser von Byzanz wieder die Thore Italiens zu öffnen und die Verbindung zwischen dem deutschen Reiche und dem Papstthum, auf welchem die Entwickelung der abendländischen Welt seit Jahrhunderten beruhte, plötzlich und für immer zu zerreißen. Nimmermehr war zu erwarten, daß die Könige Europas sich dem Kaiser am Bosporus beugen würden; und wie stand es dann mit den Kirchen in ihren Reichen und wie mit der Herrschaft des

*) Vergl. oben S. 426—429.

Papstes über dieselben? Ein unheilbares Schisma drohte da dem Abendlande, noch viel verderblicher als das obwaltende, und gerade durch die Verbindung mit den Griechen konnte der Papst auch seine bisherigen Anhänger auf die Seite Friedrichs drängen.

Dennoch glaubte Alexander nach Berathung mit den Cardinälen die sich ihm darbietende Hand des Kaisers von Byzanz nicht schroff zurückweisen zu sollen. Wie der Hof von Palermo, ging auch die römische Curie auf weitere Verhandlungen mit Manuel ein. Nach Berathungen mit den Cardinälen und angesehenen Bischöfen sandte der Papst den Bischof Hubald von Ostia, der schon früher ein eifriger Vertreter des Bundes mit den Griechen gewesen war*), und den Cardinal Johannes vom Titel der Heiligen Johannes und Paulus mit dem heimkehrenden Jordanus nach Constantinopel, wo sich bald nachher auch der Cardinalbischof Bernhard von Porto einstellte.

Mit großem Eifer betrieb Kaiser Manuel die Union der griechischen und römischen Kirche. Persönlich trat er auf einer im Jahre 1166 zu Constantinopel gehaltenen Synode dafür ein, daß die Frage über das Verhältniß Gottes des Vaters zum Sohne zu Gunsten der im Abendlande herrschenden Lehre beantwortet wurde. Auf seine Veranlassung schrieb der in Byzanz lebende Hugo Eterianus aus Pisa gegen die Irrlehre der Griechen in Bezug auf den Ausgang des heiligen Geistes; Hugo berief sich dabei auf jene Cardinäle, welche der Papst an den Kaiser gesandt hatte. Wie so oft vorher und nachher erweiterten solche Versuche, die Kirche des Ostens der abendländischen zu unterwerfen, schließlich nur den Bruch, statt ihn zu heilen, aber ganz aussichtslos schienen sie damals mit Nichten. In der Hoffnung, bald wieder festen Fuß auf dem Boden Italiens zu gewinnen, knüpfte Manuel auch seine alten Verbindungen mit Ancona**) in dieser Zeit von Neuem an. Gegen große Geldsummen ließ sich die Stadt bereit finden, gegen den früher Friedrich geleisteten Eid ihm abzusagen und sich unter den Schutz des Ostreichs zu stellen.

Wollte sich der Papst mit weitaussehenden Hoffnungen befriedigen, so mochte er sorglos der Zukunft entgegensehen; so lange er im Kampfe gegen Friedrich stand, fand er Freunde nahe und ferne. Aber wo war

*) Vergl. oben S. 429.
**) Vergl. oben S. 147—149.

das Heer, mit dem er sofort den Waffen des Kaisers hätte begegnen können? Und schon erwartete man in Italien Tag für Tag, daß der Kaiser ein neues Heer über die Alpen führen würde, und man wußte, daß er nichts anderes in Absicht habe, als den Papst, mit dem er jede Möglichkeit einer Verständigung abgeschnitten hatte, lebend oder todt in seine Gewalt zu bringen.

Deutsche Wirren.

Von allen Vorgängen in Italien war der Kaiser unterrichtet. Die Beamten, welche er dort eingesetzt hatte, unterhielten mit ihm nicht allein brieflichen Verkehr, sondern traten auch nicht selten mit ihm in persönliche Verbindung. So verweilte Markward von Grumbach, der Statthalter der Lombardei, im März und April 1165 am kaiserlichen Hofe in Deutschland. Dann ging er wieder über die Alpen, um neue Tributerhebungen in der Lombardei anzuordnen; im Juli war er in Monza, aber schon in der zweiten Hälfte des August finden wir ihn wieder in der Umgebung des Kaisers in Deutschland. Seitdem scheint er nicht mehr nach Italien zurückgekehrt zu sein; in seine Stellung trat dort Graf Heinrich von Diez*), dem wir schon im Juli 1166 im Mailändischen begegnen. So verließ auch jener Konrad von Ballhausen, welchen der Kaiser einst zum Podestà von Ferrara eingesetzt hatte**), Italien; im August 1166 war er am kaiserlichen Hofe und scheint in den nächsten Jahren in Deutschland geblieben zu sein. Auch der Kanzler Christian, welcher die Verhältnisse Tusciens und der römischen Campagna auf das Genaueste kannte, und Gozwin von Heinsberg begaben sich gegen Ende des Jahres 1165 zum Kaiser. So gingen auch andere Deutsche die Alpen herüber und hinüber***) und brachten von den Ereignissen jenseits derselben verläßliche Kunde. Alles, was der Kaiser so vernahm, war aber nur eine neue Mahnung für ihn, sich möglichst schnell mit Heeresmacht dort zu zeigen, wo durch die Rückkehr

*) Vergl. S. 381.

**) Vergl. S. 315.

***) Wenn der Podestà von Brescia Berthold eine Person mit Berthold von Schauenburg ist (vergl. S. 413), muß auch er nach Deutschland zurückgekehrt sein; denn Berthold von Schauenburg erscheint als Zeuge in mehreren kaiserlichen Urkunden des Jahres 1165.

Alexanders die Verhältnisse sich wesentlich verändert hatten. Nicht so sehr die Demüthigung des Veroneser Bundes galt es jetzt, als die Vernichtung Alexanders und aller derer, die sich im Schisma ihm angeschlossen hatten.

Wie heiß das Verlangen des Kaisers war, seinen Widersachern in Italien entgegenzutreten, immer neue Hindernisse fand er in Deutschland, die ihm zum großen Theil aus den Würzburger Beschlüssen erwuchsen.

Die Hoffnungen, welche der Kaiser auf das englische Bündniß gesetzt hatte, zeigten sich bereits als trügerisch. Mochte König Heinrich ernstlich gewillt gewesen sein, die englische Kirche von der Obedienz Alexanders zu trennen, er sah doch alsbald, daß dies unmöglich war. Gewaltmaßregeln gegen den englischen Klerus, in dem nicht die geringsten Sympathien für den Gegenpapst vorhanden waren, hätten das schon so bedrohliche Schisma in demselben nur erweitern und Thomas Becket neuen Anhang zuführen müssen. Der König hielt es deshalb für gerathen, den Bund mit dem Kaiser, so weit es sich dabei um die Anerkennung des Paschalis handelte, einfach zu leugnen und zu betheuern, daß er noch immer Alexander, so sehr er sich auch über dessen Undankbarkeit zu beschweren habe, als den rechtmäßigen Papst anerkenne; er habe nicht gewußt, äußerte er ferner, daß der Kaiser excommunicirt sei und deshalb auch kein Bedenken getragen, seine Tochter dem Sohne desselben zu verloben, wie sich mit dem Kaiser selbst zu verbinden; wenn er dabei in etwas gefehlt haben sollte, so könne der Anstoß leicht nach dem Urtheil der Kirche seines Reichs beseitigt werden. Er hatte versprochen, im Herbst 1165 mit dem Kaiser zusammenzutreffen und dann die Bischöfe seines Reichs dem Gegenpapste schwören zu lassen, aber er wußte sich dem Versprechen zu entziehen, indem er den Walliser Krieg zum Vorwande nahm. Statt dessen machte er Versuche, mit König Ludwig von Neuem anzuknüpfen, freilich mit üblem Erfolg; denn Ludwig ließ ihm erklären, daß er niemals mit ihm wieder ein Bündniß eingehen werde, ehe er nicht Alles, was er dem Kaiser angeblich versprochen, abgeschworen hätte. Ludwig hielt den König von England des Meineids für fähig, und nicht mit Unrecht; aber dieser war nicht gewillt die dem Kaiser gegebenen Versprechungen schroff zu brechen, wenn er auch noch weniger daran dachte und denken konnte, sie getreulich zu erfüllen. Mochte die zweideutige Politik Heinrichs ihm selbst

gewisse Vortheile versprechen, der Kaiser hatte von ihr nichts als schmerzliche Enttäuschungen; er soll sich schon damals bitter über den arglistigen Engländer beschwert haben.

In der Umgebung des Thomas Becket sah man es mit heller Freude, daß der Bund des Kaisers mit Heinrich in der Auflösung begriffen war. Man trug sich dort noch mit anderen Hoffnungen. Man hatte angeblich Briefe aus Deutschland, wonach sich die Erzbischöfe von Trier, Magdeburg und Salzburg sammt einigen ihrer Suffragane mit Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Berthold von Zähringen, dem alten Welf, Herzog Heinrich von Oesterreich, Friedrich von Wittelsbach, dem Bruder Erzbischof Konrads, und anderen zahlreichen Laien verschworen hätten, um den Kaiser abzusetzen, wenn er nicht, was die kirchliche Sache und die Freiheit des deutschen Reichs beträfe, ihnen zu Willen sein würde. Man theilte das Gerücht von dieser Verschwörung Papst Alexander mit, der ihm schwerlich Glauben geschenkt haben wird, wie denn auch ohne Zweifel eine solche Verschwörung nie bestanden hat. Aber gewiß ist, daß den Absichten des Kaisers durch die Unzuverlässigkeit seines englischen Bundesgenossen, den hartnäckigen Widerstand Salzburgs gegen die Würzburger Beschlüsse und die Unbotmäßigkeit der deutschen Fürsten Hemmnisse auf Hemmnisse erwuchsen.

Gerade während der glänzenden Festtage in Aachen war die schwäbische Fehde*) aufs Neue ausgebrochen. Die Welfen hatten im Bunde mit Herzog Berthold von Zähringen wieder die Waffen gegen den Pfalzgrafen Hugo ergriffen, seine Besitzungen verheert, die Burgen Kellmünz an der Iller und Hildrizhausen, die befestigten Kirchthürme von Gültstein und Pfalzgrafenweiler zerstört und waren dann siegreich nach ihren heimischen Festen zurückgekehrt. Der Pfalzgraf rief in seiner Bedrängniß Herzog Friedrich von Schwaben zu Hülfe und dieser nahm persönlich den Beistand des Böhmenkönigs, seines Waffenbruders aus früherer Zeit, in Anspruch. Bald stürmten zahllose böhmische Schaaren über das Waldgebirge und durchzogen in den Tagen vom 6. Januar bis 2. Februar 1166 unter den entsetzlichsten Verwüstungen das obere Deutschland bis zum Bodensee hin. Unter der Führung Herzog Friedrichs rückten sie dann gegen Gaisbeuren, überfielen bei einbrechen-

*) Vergl. oben S. 456. 457.

der Nacht den hier weilenden alten Welf und zwangen ihn sich mit seinem Gefolge nach der nahen Ravensburg zu flüchten. Nachdem die Besitzungen der Welfen um den Bodensee weithin verwüstet, traten die Böhmen den Rückzug an. Der Pfalzgraf und seine Freunde triumphirten, doch war ihre Freude von kurzer Dauer.

Diese unerhörten Frevel, bei denen auch Klöster und Kirchen schwer gelitten hatten, mußten den Kaiser um so mehr empören, als sie fast unter seinen Augen geschahen und bei ihnen sein nächster Verwandter und einer seiner treuesten Waffengefährten betheiligt waren. Er befand sich damals zu Nürnberg, wohin er auf die Mitte des Februars einen Reichstag berufen hatte. Hier wird die neue Heerfahrt nach Italien öffentlich verkündigt sein; denn wir hören, daß die Beihülfen zu dem Zuge auf dem Reichstage beschlossen wurden. Was unter denselben verstanden ist, läßt sich nicht ermitteln. Der Aufbruch des Heeres wurde wahrscheinlich auf die Mitte des Oktobers festgestellt und zum Sammelplatz Augsburg bestimmt.

In Nürnberg kam auch die Salzburger Sache wieder zur Verhandlung. Die zu Worms dem Erzbischof Konrad gestellten Fristen waren abgelaufen; den beiden ersten Ladungen hatte er keine Folge gegeben, aber der dritten glaubte er sich nicht mehr entziehen zu können und stellte sich jetzt dem Kaiser. Noch einmal wurde an ihn die Forderung gestellt, entweder Papst Paschalis anzuerkennen oder das Erzbisthum aufzugeben, welches er wider Recht besitze, da er die Regalien vom Kaiser nicht erhalten habe. Konrad erklärte dagegen durch seinen Fürsprecher Herzog Heinrich den Löwen, daß er das Erzbisthum rechtmäßig besitze, da er kanonisch gewählt und pflichtgemäß dreimal um die Regalien nachgesucht habe, die ihm mit Unrecht verweigert seien; die Anerkennung des Gegenpapstes lehnte er aufs Neue mit voller Entschiedenheit ab. Waren es Rücksichten gegen seinen Oheim oder mahnten die traurigen Vorgänge in Schwaben zur Milde, auch jetzt noch zögerte der Kaiser den entscheidenden Spruch fällen zu lassen. Er entließ zwar den Erzbischof in Ungnaden, verschob aber das Urtheil über ihn auf einen Gerichtstag, der am 29. März zu Laufen bei Salzburg gehalten werden sollte.

Von Nürnberg ging der Kaiser nach Ulm, wohin er die hadernden schwäbischen Fürsten und viele andere Große zu einem Reichstage auf

Fastnacht (8. März) beschieden hatte*). Hier hielt der Kaiser vor Allem über die schwäbischen Friedbrecher Gericht. Ein strenges Urtheil erging über den Pfalzgrafen Hugo, welcher den ersten Anlaß zu der Fehde gegeben hatte. Der Kaiser befahl ihm entweder sich dem jungen Welfen auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen oder das Reich zu verlassen. Hugo wählte das Erstere. Dreimal warf er sich dem jungen Welf zu Füßen, der ihn endlich erhob, aber auf seine Feste Neuburg (zwischen Bregenz und Feldkirch) in Haft bringen ließ. Um so glimpflicher wurden die anderen schwäbischen Großen behandelt. Um diese Zeit vermählte sich der junge Herzog Friedrich von Schwaben mit Gertrud, der Tochter Herzog Heinrichs des Löwen und der Clementia von Zähringen, einer Nichte Herzog Bertholds, und diese Ehe scheint dazu beigetragen zu haben, daß die Feindseligkeiten, die zwischen den Staufern und Welfen, den Zähringern und Heinrich dem Löwen längere Zeit bestanden hatten, in Güte beigelegt wurden. Ueberdies wird der Kaiser von den Friedbrechern gleichsam als Sühne die Theilnahme an der Heerfahrt nach Italien verlangt haben. Herzog Friedrich, Herzog Berthold und den jungen Welf finden wir später in dem kaiserlichen Heere; nur der alte Welf übte die schwere Pflicht nicht gegen den Kaiser, sondern zog es vor, eine neue Wallfahrt nach dem gelobten Lande in Aussicht zu nehmen**).

Auch andere Reichsangelegenheiten wurden zu Ulm verhandelt. So überließ der Kaiser hier dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg, der sich auf dem Würzburger Reichstage wenig gefügig gezeigt hatte, die Reichsabtei Nienburg und die Burg Freckleben; zur Entschädigung des Reichs mußte Wichmann dagegen die Burg Schönburg (bei Oberwesel am Rhein), das Dorf Wesel und den Hof Jugenheim abtreten.

---

*) Anwesend waren unter Anderen der Erzbischof Wichmann von Magdeburg, die erwählten Bischöfe Gottfried von Speier, Otto von Konstanz und Egino von Chur, der Abt Hartmann von Kempten, Dompropst Otto von Magdeburg, Herzog Heinrich der Löwe, Herzog Welf und sein Sohn, Herzog Berthold von Zähringen, Herzog Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf Hugo von Tübingen, Graf Rudolf von Pfullendorf, Graf Albert von Dillingen, Graf Berthold von Berg und sein Bruder Ulrich, Graf Eberhard von Kirchberg mit seinen Söhnen.

**) Im Sommer 1166 war der alte Welf in Italien und traf dort Verfügungen als Markgraf von Tuscien und Herr des Mathildischen Hausgutes. Er kehrte dann nach Deutschland zurück, um sich zur Wallfahrt zu rüsten.

Nachdem der Kaiser den Frieden in Schwaben hergestellt, gab er selbst bald darauf das Salzburgische der ärgsten Verwüstung preis. Am 29. März war er, wie bestimmt, in Laufen, um das Urtheil über seinen hartnäckigen Oheim zu fällen*). Dieser hatte sich nicht gestellt, befand sich aber in der Nähe und ließ durch seinen Bruder Herzog Heinrich von Oesterreich mit dem Kaiser verhandeln. Vergeblich versuchten jedoch Herzog Heinrich und andere Große einen Ausgleich. Weder der Kaiser noch der Erzbischof waren zur Nachgiebigkeit zu bewegen. So erging denn über ihn und die Salzburger insgesammt das strengste Urtheil. Sie wurden für Feinde des Reichs erklärt, alle Reichslehen des Erzstifts eingezogen und an dem Kaiser ergebene Fürsten ausgethan, alle anderen Besitzungen confiscirt; zugleich erging an alle Getreuen des Kaisers die Aufforderung, den Erzbischof und das Stift zu bekriegen. Ein ähnliches Urtheil traf alle Klöster im Salzburger und Passauer Sprengel, welche sich Paschalis als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen weigerten.

Schlimme Zeiten begannen jetzt für Salzburg. Besonders die der Stadt benachbarten Grafen Liutold und Heinrich von Plain ergriffen begierig die Gelegenheit, sich der blühenden Stiftsländer zu bemächtigen. Sie gewannen sich dadurch die Belobigung des Kaisers, der sie aufforderte, im Kampfe gegen die offenkundigen Feinde des Reichs und der Kirche auszuharren; jede Einbuße, die sie dabei erlitten, würde er ihnen reichlich ersetzen; auch dem Herzog von Oesterreich und dem Bischof von Passau habe er befohlen gegen die Salzburger einzuschreiten. Tapfer trat Erzbischof Konrad mit geistlichen und weltlichen Waffen seinen Feinden entgegen. Er sprach den Bann über die Friedbrecher aus und setzte seine Burgen gegen sie in Vertheidigungszustand. Da er sich auf die Treue seiner Ministerialen verlassen konnte, unter denen sich besonders Meingot von Surberg durch Tapferkeit auszeichnete, vermochte er in der That sich längere Zeit zu behaupten. Zugleich wurde Salzburg der Zufluchtsort für alle Kleriker in Baiern, welche sich Paschalis nicht unterwerfen wollten. Am 17. September

*) Anwesend waren zu Laufen außer dem Kaiser und Herzog Heinrich von Oesterreich Herzog Heinrich der Löwe, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinem Bruder Friedrich, Graf Berthold von Andechs, Markgraf Berthold von Vohburg, Graf Gerhard von Dollnstein, Graf Rapoto von Ortenburg, der Hallgraf Engelbert, Graf Otto von Vallei und andere bairische Herren.

1166 weihte hier Konrad gegen 500 Kleriker, sämmtlich geschworene Alexandriner.

Von allen Seiten angegriffen — in nächster Nähe von den Grafen von Plain, nach der Seite Baierns von den Pfalzgrafen von Wittelsbach, im Osten von Herzog Hermann von Kärnthen und von steiermärkischen Ministerialen*) — mußte Konrad endlich von Salzburg weichen. Im Anfange des Jahres 1167 bezog er den erzbischöflichen Palast zu Friesach, der schon in früherer Zeit stark befestigt war. Auch hier lag er eifrig den geistlichen Pflichten seines Amtes ob. So weihte er im März 1167 dreißig Kleriker aus Kloster Neuburg, da sie in Passau die Weihen nicht erhalten konnten. Indessen dauerten die Verheerungen um Salzburg fort. Am 4. April wurde fast die ganze Stadt mit dem Dome und fünf anderen Kirchen ein Raub der Flammen; man maß auch dieses Unheil den Feinden des Erzstifts bei, vielleicht mit Unrecht. Endlich setzten die Grafen von Plain — in Folge schwerer Erkrankung sollen sie Reue über ihre Gewaltthaten empfunden haben — selbst den Verheerungen ein Ziel. Auch Heinrich von Baumgarten, der Sohn Erchenberts von Stein, der über die Güter des Klosters Reichersberg räuberisch hergefallen war und sie mit Feuer mehrfach verwüstet hatte, ging im Juli einen Waffenstillstand bis zum Ende des Jahres 1167 ein, nachdem Propst Gerhoh die Vermittelung der Bischöfe von Bamberg und Passau gewonnen hatte. In ähnlicher Weise, wie Reichersberg, hatten auch andere Klöster in den Sprengeln von Salzburg und Passau schwer gelitten.

Der Kaiser selbst hat sich damals an dem Strafgericht über die Alexandriner nicht betheiligt. Von Laufen nahm er seinen Weg nach Regensburg, wo er am 10. und 11. April einen Hoftag hielt; manche Vergünstigungen erhielt hier Bischof Eberhard von Bamberg, der in letzter Zeit wieder mehrfach im Dienste des Kaisers thätig gewesen war. Ein anderer stattlich besuchter Hoftag fand Ende Mai in Frankfurt statt. Auf demselben war Heinrich der Löwe, Herzog Friedrich von Schwaben, der Landgraf Ludwig von Thüringen, Pfalzgraf Otto

*) Markgraf Ottokar III. von Steiermark war am 31. December 1164 auf einer Kreuzfahrt in Ungarn gestorben. Ihm folgte in der Markgrafschaft sein Sohn Ottokar IV., wenig über ein Jahr alt, unter der Vormundschaft seiner Mutter Kunigunde von Bohburg. Kunigunde stand auf Konrads Seite, aber das hinderte die Ministerialen nicht ihn anzugreifen.

von Wittelsbach und sein Bruder Friedrich, Graf Ludwig von Looz, Graf Heinrich von Diez, Markward von Grumbach und andere Herren erschienen; auch mehrere geistliche Fürsten, unter ihnen Erzbischof Rainald, der hier vom Kaiser eine glänzende Anerkennung seiner Verdienste um das Reich erhielt. In einer am 31. Mai erlassenen Urkunde stellt der Kaiser ihn Allen als ein Vorbild vor Augen, rühmt seine zuverlässige Treue, seine unerschütterliche Festigkeit, seine unendlichen Anstrengungen und trefflichen Dienste in jeder Bedrängniß des Reichs und bewilligt zur Vergeltung derselben, daß nach seinem und seiner Nachfolger Tode nicht mehr die Höfe und Güter des Erzstifts von dem Nöthigsten entblößt, sondern die Mobilien, die zum Landbau erforderlichen Thiere, das zur Aussaat und zum Unterhalt des Gesindes erforderliche Getreide dem Nachfolger verbleiben, dagegen die Einkünfte des Erzstifts während der Sedisvakanz auch ferner dem Kaiser nach Königsrecht und dem bisherigen Brauch zufallen sollen*).

Im Sommer begab sich der Kaiser mit seiner Gemahlin nach Burgund. Die Durchführung der Würzburger Beschlüsse auch in diesem Reiche, der Schutz desselben gegen Frankreich und die Rüstungen für die Heerfahrt nach Italien werden zunächst die Reise veranlaßt haben. Am 17. Juli hielt Friedrich in Besançon, am 26. in Dôle Hof. Dort verlieh er dem erwählten Erzbischof Wilhelm von Vienne, indem er hervorhob, daß sein Erzstift unter den Metropolen Burgunds und er als Erzkanzler die erste Stelle im burgundischen Reiche einnehme, die Regalien, nachdem ihm derselbe Mannschaft und Treue geschworen, und übertrug ihm auch die Herrschaft der Stadt; in Dôle belehnte er den Grafen Odo von der Champagne, einen Vetter der Kaiserin**), mit mehreren Ortschaften im Reiche. In der Umgebung des Kaisers befanden sich damals der erwählte Erzbischof Herbert von Besançon, welcher bald dem Aufgebot nach Italien folgte, der erwählte Erzbischof

*) Die Urkunde zeigt, daß Friedrich das Regalien- und Spolienrecht beim Tode der Bischöfe in vollem Umfange in Anspruch nahm. Kaiser Otto IV. hat ihm später zum Vorwurfe gemacht, daß er es erst eingeführt habe; das ist sicher nicht der Fall, aber es scheint allerdings früher nicht mit Consequenz angewandt zu sein. Vergl. P. Scheffer-Boichorst, Kaiser Friedrichs I. letzter Streit mit der Kurie S. 189—196.

**) Dieser Odo war von seinem Vater Hugo, Graf von der Champagne, enterbt worden und suchte dann sein Glück in Burgund, dem Heimathlande seiner Mutter, deren Bruder Graf Rainald der Vater der Kaiserin gewesen war.

Drogo von Lyon, der von den Alexandrinern aus seinem Bisthum vertrieben war, Bischof Arducius von Genf, Bischof Peter von Toul, der Herzog Matthäus von Oberlothringen, der Schwager des Kaisers, die Grafen Gerhard von Mâcon und Stephan von Burgund, die Vettern der Kaiserin, mit vielen anderen Großen.

Schon im August eilte der Kaiser nach Deutschland zurück. Am 20. August war er auf der Reichspfalz Boyneburg, von einer großen Zahl von Fürsten und Herren umgeben. Herzog Friedrich von Schwaben, Landgraf Ludwig von Thüringen, Herzog Dietbold von Böhmen, Pfalzgraf Friedrich von Wittelsbach waren hier erschienen; vornehmlich aber sächsische Herren, wie Erzbischof Wichmann von Magdeburg, Bischof Hermann von Hildesheim, Bischof Udo von Naumburg, Markgraf Albrecht der Bär, Markgraf Otto von Meißen und seine Brüder Graf Dedo von Groitsch und Graf Friedrich von Brena. Ohne Zweifel haben besonders sächsische Angelegenheiten die Versammlung beschäftigt; nicht allein die Vogtei des Klosters Nienburg, welche Albrecht der Bär bisher als Reichslehen besessen hatte und die er jetzt aus der Hand des Magdeburger Erzbischofs empfangen mußte, sondern auch Dinge, die tiefer in alle Interessen der sächsischen Fürsten eingriffen.

In der That beunruhigten die Zustände Sachsens damals schwer den Kaiser. Der Ausbruch der Verschwörung gegen Heinrich den Löwen, die sich im Jahre 1163 gebildet und an deren Spitze Albrecht der Bär, Landgraf Ludwig von Thüringen, der Pfalzgraf Adalbert und Bischof Udo von Naumburg gestanden hatten, war damals, wie wir wissen, durch das Eingreifen des Kaisers vereitelt worden*). Aber die Conspiration bestand im Stillen fort und gewann sogar neue Kräfte, da mit der wachsenden Macht des Welfen auch die Mißgunst gegen ihn in stetigem Wachsthum war. Je gewaltiger aber die Stellung Heinrichs in den deutschen Ländern, mit desto größeren Sorgen erfüllten die gegen denselben gerichteten Anschläge den Kaiser, zumal in einer Zeit, wo er alle Streitkräfte Deutschlands gegen Italien zu richten gewillt war.

---

*) Vergl. S. 361. 362. 377. 378.

Heinrich der Löwe und Rainald von Dassel.

Schon im Jahre 1163 hatte Heinrich der Löwe den Kampf gegen die Abodriten als beendigt angesehen. War von den Söhnen Niklots auch Pribislaw noch auf freiem Fuße, so schmachtete doch dessen Bruder Wertislaw im Kerker zu Braunschweig*) und schien für die Ruhe des Wendenlandes hinreichende Bürgschaft zu bieten. Aber wider Erwarten griff Pribislaw noch einmal im Februar 1164 zu den Waffen, und es gelang ihm, ein zahlreiches Wendenheer zusammenzubringen.

Am 16. Februar, während gerade ein entsetzliches Unwetter in den Elbgegenden tobte, erschien Pribislaw mit seinem Heere plötzlich vor Meklenburg und griff die Burg an. Obwohl Heinrich von Scaten, der Burggraf, abwesend war, versuchten die flandrischen Colonisten die Wenden abzuwehren, aber mit unzureichenden Kräften. Bald hatte sich Pribislaw der Burg bemächtigt und übte dort die furchtbarste Rache für alles Unrecht, was die Seinen von den Deutschen erlitten. Die Colonisten wurden niedergemacht, die Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt, die Burg mit Feuer zerstört. Unmittelbar von der Zerstörung Meklenburgs wandten sich die Wenden gegen die Burg Ilow, fanden diese aber von Gunzelin von Schwerin so gut vertheidigt, daß sie von einem Angriff Abstand nahmen und den Rückzug antraten. Nachdem Gunzelin eine Besatzung in Ilow zurückgelassen, kehrte er nach Schwerin zurück, wo sich damals auch Bischof Berno von Meklenburg befand. Wenige Tage nachher begab sich dieser, von mehreren Geistlichen begleitet, auf die Trümmerstätte von Meklenburg, um den Gefallenen ein christliches Begräbniß zu bereiten. Inmitten der Leichen wurde ein Altar errichtet, an dem dann Berno die Todtenmesse las. Aber ehe dieselbe noch beendet, erschienen plötzlich wieder die Wenden, und nur die zufällige Dazwischenkunft des tapferen Reichard von Salzwedel mit einer ritterlichen Schaar rettete den Bischof und seine Begleiter von dem gewissen Tod. Kurze Zeit darauf zog Pribislaw mit Heeresmacht auch vor Malchow und Kuscin, und die deutschen Bewohner, das Schicksal Meklenburgs fürchtend, übergaben ihm die Burgen, nachdem ihnen freier Abzug aus denselben gestattet war.

*) Vergl. S. 357.

Inzwischen war die Kunde von dem neuen Wendenaufstand zu Herzog Heinrich gelangt. Sofort sandte er eine ritterliche Schaar zum Schutz von Schwerin ab und befahl dem Grafen Adolf mit den Holsteinern nach Ilow vorzurücken, um auch diese Burg zu sichern. Ueberdies betrieb er selbst umfassende Rüstungen und trat mit dem Dänenkönig, wie mit Markgraf Albrecht dem Bären und den sächsischen Großen in Verhandlungen, um ihre Hülfe zu gewinnen. Trotz der bestehenden Zerwürfnisse reichte König Waldemar dem Herzog die Hand zum Bunde und versprach ihn mit einer Flotte zu unterstützen. Ob Markgraf Albrecht dem Rufe Heinrichs gefolgt ist, läßt sich nicht feststellen, aber sicher ist, daß eine große Zahl der geistlichen und weltlichen Großen Sachsens dem Herzog ihre Ritter zuführten, so daß er mit einem stattlichen Heere im Sommer über die Elbe gehen konnte. Verwüstend drang er durch das Wendenland bis Malchow vor, wo sich nach Verabredung Graf Adolf und die Holsteiner mit ihm vereinigten. Hier ließ er den gefangenen Wertislaw, den er von Braunschweig mit sich geführt hatte, zur Rache für den Friedensbruch seines Bruders aufknüpfen *).

Pribislaw hatte sich mit seinem Heere gegen Demmin an der Peene zurückgezogen. Er war, besonders durch den Einfluß seiner Gemahlin, einer norwegischen Königstochter, Christ geworden **) und hatte sich eine stattliche Unterstützung von den christlichen Herzogen Pommerns Kasimir und Bogislaw gewonnen. In dem Kampfe der Wenden galt es jetzt nicht mehr den Glauben der Väter, sondern nur die letzten Reste alter Freiheit zu vertheidigen. Herzog Heinrich war entschlossen Pribislaw und seine Verbündeten in Demmin anzugreifen; er sandte deshalb Graf Adolf mit den Stormarn und Holsteinern, ferner Gunzelin von Schwerin, die Grafen Reinhold von Ditmarsen und Christian von Oldenburg ***) mit ihren Rittern bis nach Verchen voraus, einem Orte am Ausfluß der Peene aus dem Cummerower See nur zwei Meilen von Demmin belegen; er selbst wollte mit dem ganzen Troß in wenigen Tagen folgen.

---

*) Wertislaw endete als Christ; er scheint erst in Braunschweig getauft zu sein.

**) Auch ein Sohn des Wertislaw, der in der Hand Pribislaws geblieben war, wurde getauft und erhielt den Namen Nicolaus.

***) Oldenburg an der Hunte in Friesland.

Die Vorhut des deutschen Heeres bezog ein Lager bei Verchen. Pribislaw und die pommerschen Herzoge fingen hier mit Graf Adolf Verhandlungen an, um ihn in Sicherheit einzuwiegen, während sie zugleich von einigen Wenden in seinem Lager über alle Vorgänge in demselben Kundschaft einzogen. Obwohl gewarnt, unterließ Adolf die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln und war vollkommen überrascht, als in der Morgendämmerung des 6. Juli 1164 sich große Schaaren der Wenden dem Lager nahten. Adolf und Reinhold warfen sich dem Feinde tapfer entgegen, mußten aber ihre Tapferkeit mit dem Tode büßen; mit ihnen fielen viele andere tüchtige sächsische Männer. Die Wenden rückten dann gegen das sächsische Lager vor, um es zu plündern. Inzwischen hatten sich aber Gunzelin und Christian mit mehr als 300 Rittern gerüstet und zusammengeschaart; sie hatten das Lager bereits verlassen und standen in der Nähe der Unglücksstätte, wo der erste Zusammenstoß stattgefunden hatte, noch unschlüssig, ob sie den ungleichen Kampf aufnehmen sollten. Da drang das Geschrei von Knechten aus dem von den Wenden erstürmten Lager zu ihnen. Eilends kehrten sie nun nach dem Lager zurück, befreiten die Knechte und wandten die Wenden zur Flucht. Ein panischer Schrecken kam über die Wendenschaaren, und zugleich sammelten sich auch die im ersten Kampfe zerstreuten Sachsen wieder und hieben nieder, was ihnen aufstieß; mehr als 2500 Wenden und Pommern sollen auf der Wahlstatt ihr Leben verloren haben. Aus der Niederlage erwuchs den Deutschen ein glänzender Sieg.

Nachdem die Reste des feindlichen Heeres bereits abgezogen, erschien auch der Herzog auf dem Kampfplatz. Der Tod des Grafen Adolf und vieler anderer Tapfern entlockte ihm einen Strom von Thränen; er ließ die Gebeine Adolfs nach Minden bringen, damit der kluge und tapfere Mann, der einen unvergeßlichen Namen sich im Wendenlande gewonnen hatte, dort neben seinen Ahnen bestattet werde. Den Schmerz des Herzogs milderte die Freude über die schwere Niederlage der Wenden, deren Früchte zu ernten er sich unverzüglich anschickte. Die Reste des geschlagenen Heeres hatten sich nach Demmin geflüchtet, aber nur um diese starke Feste sogleich in Brand zu stecken und sich in die inneren Theile Pommerns zurückzuziehen. Unmittelbar rückte ihnen der Herzog mit dem sächsischen Heere nach, ließ in Demmin einen Theil der Seinen zurück, um dort auch die Wälle dem Erdboden gleich zu machen und

die Verwundeten zu pflegen, und zog dann die Peene hinab dem Dänenkönig entgegen. Dieser war mit seiner Flotte rechtzeitig in See gegangen und zuerst an der Küste Rügens gelandet, wo er den kriegerischen Bischof Absalon von Roeskilde an das Land gesetzt hatte, der auch die Ranen zum Zuzuge auffordern sollte. Willig schlossen sich die Ranen unter ihrem Fürsten Tetislaw der dänischen Flotte an. Ungehindert lief diese in die Mündung der Peene ein, und nach kurzer Zeit verbanden König Waldemar und Herzog Heinrich ihre Streitkräfte. Weithin wurde das Land von ihnen verwüstet. Unbehindert gelangten sie bis zum Kloster Stolpe*). Die Wenden zogen sich immer weiter landeinwärts vor den verfolgenden Feinden zurück.

Herzog Heinrich brach plötzlich den Feldzug ab, obwohl er nach der Ansicht eines Zeitgenossen damals leicht auch ganz Pommern hätte erobern und der Macht der Wenden für immer ein Ende machen können. Als er vernahm, daß ein Gesandter Kaiser Manuels mit großem Gefolge ihn in Braunschweig erwartete, ging er über die Elbe zurück, entließ sein Heer und eilte nach Braunschweig. Was der Gesandte des Kaisers von Constantinopel für Aufträge hatte, wissen wir nicht; wie Manuel damals überall gegen Friedrich Feindschaft zu erregen suchte, wird er auch hier kaum Anderes im Schilde geführt haben, doch wird sich zugleich gezeigt haben, wie eng noch der Sachsenherzog an seinen kaiserlichen Vetter gebunden war.

König Waldemar blieb mit der Flotte zurück; ihm schien die Gelegenheit jetzt günstig, im Wendenlande festen Fuß zu fassen. Er hatte sich vornehmlich das Wolgaster Land zu einer dänischen Colonie ersehen, aber die Dänen waren wenig geneigt sich auf diesem unsicheren Boden anzusiedeln; nur so viel erreichte er, daß das Land in die Hände von Männern kam, auf deren Treue er bauen zu können glaubte. Die Wenden selbst boten ihm die Hand zu Friedensverhandlungen, welche der Pommernherzog Kasimir führte. Waldemar setzte Herzog Heinrich von den Anerbietungen des Friedens in Kenntniß; erst als dieser eingewilligt, wurde der Vertrag auf die Bedingungen geschlossen, daß das Wolgaster Land in drei Theile getheilt werden sollte, den einen für Tetislaw, den Fürsten der Ranen, den zweiten für Herzog Kasimir und den dritten für Prislaw, einen Sohn Niklots, der, schon längst von

*) Vergl. Bd. IV S. 302.

den Seinen getrennt, Christ geworden war und eine Schwester König Waldemars geheirathet hatte; überdies sollten die Mündungen der Peene allen Piratenschiffen fortan geschlossen werden und Herzog Heinrich im Besitz alles Wendenlandes verbleiben, das er erobert hatte. Pribislaw war durch den Vertrag seines Landes verlustig gegangen; die Herzoge von Pommern versprachen ihm das Gnadenbrod zu geben.

Die Ruhe im Lande der Abodriten war hergestellt, und dasselbe wieder in den Händen der Deutschen. Aber die Verwüstungen des letzten Kriegs machten sich noch lange in den wendischen Gegenden fühlbar. Hungersnoth trieb die Wenden zu den Pommern und Dänen, und diese entblödeten sich nicht die beklagenswerthen Flüchtlinge als Sklaven nach Polen und Böhmen zu verkaufen. Doch auch die Deutschen dachten an den Krieg mit Schrecken zurück. Mehrere Burgen waren zerstört und erstanden erst allmählich wieder. Bischof Berno kehrte nicht wieder nach Meklenburg zurück; er verlegte seinen Sitz nach Schwerin, wo er und seine Nachfolger dann dauernd residirt haben*). Ueberall vermißte man im Wendenlande den trefflichen Grafen Adolf. Seine Grafschaft ging auf seinen Sohn über, welcher den Namen des Vaters trug, einen Knaben, für den seine Mutter als Vormünderin die Geschäfte führte. Die deutsche Waffenehre im Wendenlande, die einst der Vater vor Allen aufrecht erhalten hatte, wahrten jetzt Bernhard von Ratzeburg, der Sohn des Grafen Heinrich von Badwide, und Gunzelin von Schwerin.

Nachdem Demmin von den Pommernherzogen hergestellt, machte der unruhige Pribislaw von dort aus noch wiederholentlich Streifzüge bis gegen Schwerin und Ratzeburg, und schleppte viele Gefangene fort. Aber Bernhard und Gunzelin wußten ihm zu begegnen. Endlich drohten die Pommernherzoge ihn nicht mehr in ihrem Lande zu dulden, wenn er nicht mit den Deutschen Ruhe hielte. Sie bedurften Heinrichs des Löwen, als sie bald mit dem Dänenkönige in neue Händel geriethen; denn sie hatten den mit ihm geschlossenen Vertrag schlecht gehalten, sich im Wolgaster Land weiter ausgebreitet und die Peene den Seeräubern geöffnet. Herzog Bogislaw gab sich nun in den Schutz Heinrichs des

*) In einer Urkunde Kaiser Friedrichs vom Oktober 1165 wird er zuerst sicher als Bischof von Schwerin bezeichnet, doch führte er auch daneben noch den Titel von Meklenburg fort.

Löwen, und der Bund zwischen diesem und König Waldemar schien dadurch ernstlich gefährdet. Aber der König, der zugleich mit den seiner Herrschaft widerstrebenden Ranen zu kämpfen hatte, trug doch Bedenken mit dem mächtigen Sachsenherzog zu brechen. Besprechungen, welche er mit ihm an der Eider und zu Lübeck hatte, erneuerten und verstärkten den Bund. Der König gab dem Herzog eine große Geldsumme, wogegen sich dieser die Küste Dänemarks gegen die Seeräuber zu schützen verpflichtete; zugleich kamen Beide überein die Kriege gegen die Wenden fortan gemeinschaftlich zu führen und die im Bundeskriege gewonnenen Tribute zu theilen. Die wendischen Seeräuber verschwanden nun bald in der Ostsee, und die dänischen Inseln, die aus Furcht vor ihnen verödet waren, füllten sich wieder mit fleißigen Anbauern.

Der letzte Aufstand der Wenden hatte die Macht Heinrichs des Löwen von Neuem gestärkt. Schon als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte, konnte er ihm in vollem Siegesgefühl entgegentreten; ihm war Größeres gelungen als dem Kaiser, welcher den unglücklichen Kampf gegen die rebellischen Veroneser hatte abbrechen müssen. Dennoch war Heinrich damals ganz Dienstwilligkeit gegen seinen kaiserlichen Vetter; überall unterstützte er dessen politische und kirchliche Pläne. Der Bund mit England und die Würzburger Beschlüsse beruhten auf ihrem einträchtigen Zusammenwirken, und Rainald von Köln war der Dritte in ihrem Bunde. Die Verlobung Heinrichs mit der englischen Königstochter, die Vermählung seiner Tochter mit dem mächtigen Herzog von Schwaben, dem Neffen des Kaisers, steigerten noch das Selbstgefühl des ohnehin so stolzen Mannes. Es war in dieser Zeit, daß er in Braunschweig, dessen Befestigungen er verstärkte, vor seiner Burg Dankwarderode jenen ehernen Löwen aufstellen ließ, der noch heute dort zu sehen ist; der geöffnete Rachen des Löwen schien allen seinen Widersachern Verderben zu drohen, und an Widersachern hatte es dem eben so habgierigen als dreisten Fürsten niemals gefehlt.

Wir haben eine vereinzelte Nachricht, daß sich in dieser Zeit eine Verschwörung der sächsischen Vasallen bildete, um die Rechte ihrer Väter zu wahren; sie wird wohl hauptsächlich gegen den Herzog gerichtet gewesen sein, der mit den Rechten Anderer willkürlich genug zu verfahren pflegte. Aber wichtiger war, daß auch die angesehensten Fürsten des

Landes die Stunde für gekommen hielten, wo sie der bedrückenden Macht des Herzogs entgegenzutreten hätten. Die Kosten der früheren Verschwörung gegen Heinrich hatte der junge Pfalzgraf Adalbert allein getragen*); von seinen Bundesgenossen in der Gefahr verlassen, hatte er sich den Frieden erkaufen müssen (1164). Aber mit der Zeit gewannen diese seine Bundesgenossen neuen Muth, und zu ihnen fanden sich andere aus allen Theilen Sachsens, Thüringens und Hessens. Erzbischof Wichmann von Magdeburg, Bischof Hermann von Hildesheim, der Markgraf Otto von Meißen und seine Brüder, der Graf Christian von Oldenburg, Graf Otto von Asle**), und Widukind von Schwalenberg: sie alle machten jetzt mit Albrecht dem Bären, mit Ludwig von Thüringen und mit dem Pfalzgrafen Adalbert gemeinschaftliche Sache gegen den Herzog. Nichts aber war bedenklicher, als daß selbst Rainald von Köln mit den Gegnern des Herzogs in Verbindung trat.

Bei der durchgreifenden Macht, welche der Herzog auch in Westfalen übte, kam es zu Reibungen zwischen ihm und Rainald, einem Manne von nicht minder selbstbewußter Kraft. Den ersten Anlaß scheint der Handel mit dem Grafen Heinrich von Arnsberg gegeben zu haben, welcher zu jener Zeit nicht geringes Aufsehen erregte. Dieser Graf hatte mit seinem jüngeren Bruder Friedrich in den traurigsten Zerwürfnissen gelebt, ihn endlich eingekerkert und im Kerker verkommen lassen. Zur Strafe dieses Frevels erhob sich Herzog Heinrich und mit ihm Rainald und die Bischöfe von Paderborn, Minden und Münster. Sie belagerten den Grafen in Arnsberg, und er konnte der Uebermacht gegenüber sich nicht behaupten; Arnsberg wurde zerstört und der Graf mußte in das Exil gehen; wie es scheint, rettete nur die Gnade des Kaisers ihm das Leben (1164). Dennoch gewann er nach einiger Zeit die Möglichkeit der Rückkehr in sein väterliches Erbe, indem er sich und alles, was er sein nannte, der Kirche zu Köln übergab; gewiß zum großen Verdruß Herzog Heinrichs, der bereits damals Ansprüche auf Arnsberg erhoben haben wird.

Schon längst waren bittere Klagen der sächsischen Fürsten zu dem Kaiser gedrungen, und sie wurden jetzt nur um so dringender. Der

*) Vergl. S. 457. 458.

**) Ein Sohn Heinrichs von Asle, ein Neffe des 1152 erschlagenen Hermann von Winzenburg. Vergl. Bd. IV S. 211. 563. Mit Otto starb der Mannsstamm des Geschlechtes aus.

Kaiser bemühte sich um einen Ausgleich, um die Conspiration, wie drei Jahre zuvor, auch jetzt nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. In der That glückte es ihm für den Augenblick die Flammen zu ersticken, aber das Feuer glomm unter der Asche fort. Während ihn die Lage Sachsens mit Besorgnissen erfüllte, war er auch mit seinem Bruder, dem rheinischen Pfalzgrafen Konrad, in neue Zerwürfnisse gerathen. Seit dem Würzburger Tage war dieser nicht am kaiserlichen Hofe erschienen; sein alter Groll gegen seinen Bruder und Erzbischof Rainald war nicht überwunden und machte sich wieder in offenen Feindseligkeiten Luft. Der Kaiser suchte ihn zu begütigen und beschied ihn zu einem Tage nach Speier (im Anfang September 1166). Obwohl sich der Abt Heinrich von Lorsch die Versöhnung der Brüder angelegen sein ließ, wurde sie doch nicht erreicht. Pfalzgraf Konrad, der nirgends Unterstützung fand, war kein sehr furchtbarer Gegner, aber so viel vermochte er doch noch immer, die rheinischen Gegenden zu beunruhigen und so dem Kaiser und Rainald schwere Stunden zu bereiten.

Inzwischen war auch immer klarer zu Tage getreten, wie wenig auf die Bundesgenossenschaft des Königs von England zu rechnen war. Wir wissen, wie sich König Heinrich wieder Alexander zu nähern gesucht hatte; denn Nichts lag ihm mehr am Herzen, als daß der Papst dem Eifer Thomas Beckets Zügel anlegte. Auch im Interesse Alexanders war es, Thomas vor übereilten Schritten zu warnen. Aber bald brannte dieser vor Ungeduld mit kirchlichen Strafen seinen Feinden entgegenzutreten, und an der Seite des Papstes hatte er in Konrad von Wittelsbach einen Fürsprecher, der nicht nur in der Gesinnung, sondern auch in den Lebensschicksalen ihm verwandt war. Im April 1166 gab endlich Alexander den dringenden Anforderungen des Thomas nach; er ermächtigte ihn gegen die Räuber seines Erzstifts den Bann zu verhängen und ernannte ihn zugleich zum apostolischen Legaten für England. Am 16. Mai beauftragte er dann die Erzbischöfe von Rouen und Bordeaux unter Hinweis auf die Würzburger Vorgänge König Heinrich energische Vorstellungen zu machen. Wenn auch der König, schrieb er, sich nicht selbst mit dem Schisma befleckt haben sollte, sei doch durch seine Schuld die Kirche Englands in Verwirrung; es sei deshalb die Restitution des Thomas von ihm zu verlangen und, wenn er dieselbe verweigere, ihm mit den Strafen der Kirche zu drohen. Erzbischof Thomas zögerte in seiner Hitze nicht lange von der Ermächtigung des Papstes Gebrauch

zu machen. Er verließ alsbald Pontigny und begab sich nach dem Kloster Vezelay. Hier verdammte er öffentlich am Pfingstfest (12. Juni 1166) die Constitutionen von Clarendon und bannte alle, die sie in Zukunft halten würden; zugleich sprach er den Bann über die Männer aus, welche sich in hervorragender Weise an dem englischen Kirchenstreit betheiligt hatten, den königlichen Großrichter Richard de Luci und Jocelin de Baillol, dann über die Berauber seines Erzstifts, endlich über Johann von Oxford und Richard von Ilchester wegen der in Würzburg geschworenen Eide; auch König Heinrich wurde gedroht, daß ihn, wenn er nicht Buße thäte, in nächster Zeit gleichfalls die Excommunication treffen würde.

Die Verwegenheit des Erzbischofs versetzte den König in die höchste Aufregung. Da jener nach Pontigny zurückgekehrt war, drohte Heinrich, wenn das Kloster den Rebellen noch länger beherberge, dies alle Cistercienser in seinen Ländern empfinden zu lassen*). Zugleich trieb er die englischen Bischöfe an gegen die Schritte des Erzbischofs eine Protestation in Rom zu erheben; er selbst war entschlossen eine Gesandtschaft nach Rom zu senden, die den Papst bestimmen sollte sich offen gegen Thomas zu erklären, wenn nicht der Abfall der englischen Kirche eintreten solle. Unter diesen Umständen schrieb er an Rainald: lange habe er schon nach einem gerechten Grunde verlangt, um sich von Alexander und seinen treulosen Cardinälen, die sich den Verräther Thomas aufrecht zu erhalten erdreisteten, loszusagen; daher wolle er jetzt auf den Rath seiner Barone und unter der Zustimmung seines Klerus angesehene Männer seines Reichs, den Erzbischof von York, den Bischof von London, Richard von Ilchester, Johann von Oxford und Richard de Luci, nach Rom senden; diese sollten in seinem Namen und in dem seines ganzen Reichs und aller seiner Länder von Alexander und seinen Cardinälen verlangen, daß sie nicht ferner den Verräther schützten, sondern ihn von demselben befreiten, damit er mit Zustimmung des Klerus einen anderen Erzbischof von Canterbury einsetzen könne; sie sollten überdies fordern, daß alle Maßregeln des Thomas für ungültig erklärt würden, wie auch daß der Papst öffentlich beschwören lasse, daß er selbst und

*) Vor den Drohungen des Königs weichend, verließ Thomas am 10. November 1166 Pontigny und nahm dann seinen Sitz in der königlichen Abtei der h. Columba zu Sens, wo ihm von König Ludwig die beste Aufnahme bereitet wurde.

alle seine Nachfolger ihm und allen seinen Nachfolgern die königlichen Rechte, wie sie zur Zeit Heinrichs I. bestanden, unverkürzt erhalten wollten; sollte der Papst irgend eine dieser Forderungen nicht erfüllen, so werde er mit seinen Baronen und seinem Klerus Alexander nicht ferner Gehorsam leisten, vielmehr ihn und seine Anhänger offen bekämpfen und aus dem Lande vertreiben. Der König bat deshalb den Erzbischof als seinen theuersten Freund, daß er einen Johanniterritter unverzüglich zu ihm absende, damit dieser dann im Namen des Kaisers und Rainalds jenen Gesandten auf dem Hin- und Rückwege Geleit durch die kaiserlichen Länder geben könne.

Dieses Schreiben ließ darüber keinen Zweifel, daß der König, wenn Alexander Thomas preisgab, sich an die zu Würzburg von seinen Gesandten geschworenen Eide nicht mehr gebunden erachtete. Rainald mußte durch die Unzuverlässigkeit des Königs aufs Tiefste verletzt werden, dennoch entschloß er sich bei dem Kaiser brieflich über die dem Könige zu ertheilende Antwort anzufragen. Der Kaiser antwortete ihm, daß man den Wunsch des Königs erfüllen solle; denn je offenkundiger diese Dinge geschähen, desto größer würde, wenn Alexander einwillige, die Beschämung desselben sein; auch würde der König, wenn man ihm nicht willfahre, leicht einen anderen Templer oder Johanniter oder eine andere Persönlichkeit, über die man nichts vermöge, durch Geld für das Geleit gewinnen. Rainald schickte darauf den Johanniter Radulf nach England, um den Gesandten des Königs das Geleit nach Rom zu geben. Der Kaiser verhehlte sich längst nicht mehr, wie wenig auf Heinrichs Stellung im Schisma zu bauen war; dennoch war ihm wegen der feindlichen Haltung Frankreichs noch an der Bundesfreundschaft Englands gelegen; überdies lag am Tage, daß Alexanders Autorität, wenn er in die Forderungen des Königs willigte, schwer geschädigt wurde, so daß er die Stellung in der Kirche, welche er bisher dem Kaiser gegenüber vertreten, nicht mehr aufrecht erhalten konnte.

Ganz richtig hatte Friedrich gesehen, daß der König auch ohne sein Geleit eine Gesandtschaft nach Rom schicken könne und daß es deshalb ganz zwecklos sei, die Bitte desselben abzuschlagen. Denn schon in der nächsten Zeit — wahrscheinlich noch vor Radulfs Eintreffen in England — gingen als Gesandte König Heinrichs die Kleriker Johann Cumin und Radulf von Tamworth nach Rom; ihnen voran eilte jener Johann von Oxford, der einst den Würzburger Bund im Namen seines Königs be-

schworen und jetzt im Namen desselben Alexander versöhnen sollte. Das Geleit gaben den Engländern der erwählte Bischof von Ivrea und der Abt von Cluses, die am englischen Hofe erschienen waren, um im Auftrage des Markgrafen Wilhelm von Montferrat für einen Sohn desselben um eine Tochter König Heinrichs zu werben, und als Preis des Verlöbnisses prahlerisch in Aussicht gestellt hatten, daß der Markgraf die Absetzung des Erzbischofs von Canterbury erwirken werde. Johann von Oxford spielte dann in Rom seine Rolle ebenso gewandt als perfid. Alexander lag Alles daran, den Abfall der englischen Kirche zu verhüten, zumal er den englischen Peterspfennig nicht entbehren konnte; da überdies die Cardinäle durch Geldspenden und große Versprechungen gewonnen wurden, glaubte man in Rom, was Johann glaublich machen wollte, und gewährte ihm, was er verlangte. Er stellte eidlich in Abrede, daß er in Würzburg irgend etwas versprochen habe, was die Ehre des apostolischen Stuhles verletze, und erlangte damit von Alexander die Absolution von dem Banne, welchen Thomas über ihn ausgesprochen hatte. Er betheuerte das Verlangen seines Herrn den Kirchenstreit in seinem Reiche beizulegen; der Wunsch desselben sei, daß alsbald der Cardinal Wilhelm von Pavia und ein anderer Cardinal als Legaten zu ihm geschickt und ihnen die Entscheidung des Streits übertragen würde. Schon im September meldete der König an Erzbischof Rainald, daß die Cardinäle Heinrich von Pisa und Wilhelm von Pavia demnächst in Frankreich, um Geldsammlungen zu machen, erscheinen würden. Der Cardinal Wilhelm war längst ein Vertrauter des Königs, und offenbar knüpft dieser an dessen Legation die besten Hoffnungen für seine Sache, während man auf Seiten der Anhänger des Thomas derselben mit großer Besorgniß entgegensah. Wie unsicher die Verhältnisse der englischen Kirche noch erschienen, darüber bestand kein Zweifel mehr, daß der Ausgleich des Königs mit Alexander im Gange war.

Wie sehr hatte sich die Lage der Dinge seit dem Würzburger Tage verändert! Der Abfall der englischen Kirche von Alexander, auf den man sicher gerechnet, war nicht erfolgt; die Beschlüsse des Reichstags hatten sich nicht einmal in Deutschland überall durchführen lassen; Alexander war inzwischen nach Rom zurückgekehrt, und es fehlte ihm in Italien nicht an Anhang; mit jedem Tage erschien es nothwendiger den Kampf dort aufzunehmen und doch erwuchsen aus den inneren Wirren in Deutschland immer neue Schwierigkeiten. Zu allem Unheil

waren sogar noch Zerwürfnisse zwischen Erzbischof Rainald und Heinrich dem Löwen eingetreten, zwischen den beiden Fürsten, auf deren Unterstützung der Kaiser am meisten angewiesen, auf deren Zusammenwirken besonders bei den Würzburger Beschlüssen gerechnet war. Beide schienen dem Kaiser gleich unentbehrlich; wenn er sich aber zwischen ihnen entscheiden mußte, wer konnte wissen, ob er nicht doch nothgedrungen sich auf die Seite Heinrichs stellen würde?

Es begreift sich, daß unter solchen Verhältnissen Rainald bisweilen die Besorgniß beschlich, zu Würzburg einer falschen Politik Bahn gebrochen zu haben, und der Gedanke ihm nahe trat, ob er nicht wie König Heinrich versuchen solle seinen Frieden mit Papst Alexander zu schließen. So wird auch erklärlich, daß er einem Alexandriner vom reinsten Wasser, der damals in Köln verweilte, ein auffälliges Vertrauen schenkte.

Es war Girard Puella, der als Rechtslehrer in England und Frankreich einen großen Ruf gewonnen hatte. Thomas Becket hatte ihn mit Pfründen bedacht, und Girard war seinem Wohlthäter, für dessen Sache er mit allem Eifer eintrat, auch in das Exil gefolgt. Aber Geldnoth trieb nach einiger Zeit den an ein reichliches Leben gewöhnten Gelehrten in den Dienst des freigebigen Rainald, der gern geistreiche Männer an sich zog. Wie Girard früher Pfründen in England und Frankreich gewonnen hatte, gewann er sie jetzt auch in Deutschland. Ohne Frage hatte Thomas Girards Uebertritt in den Dienst Rainalds gestattet, Papst Alexander ihn mindestens nicht gehindert; man erwartete von ihm günstige Einwirkungen auf Rainald, mittelbar durch diesen auch auf König Heinrich und den Kaiser. Dagegen zürnte König Ludwig heftig dem Manne, dem er früher Vertrauen gezeigt und manche Gunstbeweise ertheilt hatte und der nun zu dem Kölner Erzbischof gegangen war, nach seiner Meinung dem schlimmsten Feinde der Kirche und der französischen Krone.

Rainald eröffnete in seinen Bedrängnissen Girard sein Herz, obwohl dessen Gesinnung ihm nicht unbekannt war. Er vertraute ihm seine Geheimnisse, und durch Girard erhielten Thomas und seine Anhänger werthvolle Mittheilungen über die Vorgänge im deutschen Reiche und am englischen Hofe. Während er jenen Alexandrinern, die an seinem Umgang mit Rainald Anstoß nahmen, ein Verräther der Kirche schien, war er vielmehr ein Verräther Rainalds, wenn hier überhaupt von

Verrath zu sprechen ist. Daß es Girard nicht an Versuchen fehlen ließ, Rainald von dem Gegenpapst abzuziehen, ist begreiflich, aber großen Erfolg wird man sich von solchen Versuchen doch kaum versprochen haben, wenn es auch einen Moment gab, wo eine auffällige Sinnesänderung bei dem Erzbischofe einzutreten schien.

Noch im September zweifelte man, ob der Kaiser bei den unsicheren Verhältnissen in Deutschland über die Alpen gehen werde. Auch Rainalds Ausrücken wurde zweifelhaft, obgleich er seine Mannen bereits berufen und selbst zum Aufbruch rüstete; denn ein hitziges Fieber befiel ihn, und es schien fast unmöglich, daß er vor dem Winter Köln verlassen könne. In der Krankheit peinigten ihn schwere Zweifel über seine kirchliche Stellung. Ein Alexandriner in Rainalds Umgebung — wohl Girard selbst — versichert glaubwürdig, daß ihm der Erzbischof damals versprochen habe, er werde, wenn er nicht nach Italien gehen sollte, ob nun der Kaiser auszöge oder nicht, seinen Frieden mit Papst Alexander machen und sich dabei der Vermittelung der Cistercienser, des Königs von Frankreich und des Erzbischofs von Canterbury bedienen; die Sache müsse jedoch so eingerichtet werden, daß es den Anschein gewinne, als ob er von seinem Klerus zu diesem Schritte gezwungen sei. Der Alexandriner hegte sogleich Zweifel, ob dieses Versprechen von Bedeutung sei, und bald genug zeigte es sich völlig werthlos. Ueber Erwarten schnell gesundete der Erzbischof, und sobald der Auszug des Kaisers sicher war, betrieb er seine Rüstungen so eilig, daß er mit einer Schaar von hundert Rittern noch vor dem Kaiser ausrücken konnte. In seinem Gefolge waren sein Bruder Graf Ludolf von Dassel, Arnold, der Sohn des Grafen Eberhard von Altena, Konstantin aus dem Hause der Grafen von Berg, der kölnische Stiftsvogt Gerhard mit seinem Bruder Hermann und der kölnische Domdekan Philipp von Heinsberg. Am 5. Oktober war Rainald noch in Köln; wenig später wird er aufgebrochen sein; den Weg nahm er durch die burgundischen Länder, wo sich ihm Erzbischof Herbert von Besançon und andere burgundische Herren angeschlossen zu haben scheinen. Nach Uebersteigung des großen Bernhard stand er am 31. Oktober zu Ivrea. Er war ganz wieder der alte, der entschlossenste Gegner Alexanders, der Vorkämpfer der Reichsrechte gegenüber der römischen Curie.

Trotz aller Hemmnisse hatte der Kaiser seine Rüstungen ununterbrochen fortgesetzt. Freilich mußte er der Unterstützung mancher Fürsten entsagen, auf die er besonders gerechnet hatte. Niemanden wünschte er mehr mit sich zu führen, als Heinrich den Löwen, der sich in Italien einen gefürchteten Namen gemacht hatte, aber Heinrich konnte jetzt Sachsen nicht verlassen und seinen Gegnern das Feld räumen. Indem der Kaiser dem Herzog die Heerfahrt erließ, mußte er jedoch auch dessen Gegnern das gleiche Zugeständniß machen. Nur auf diese Weise scheint er die momentane Pacification Sachsens ermöglicht zu haben. So blieben Albrecht der Bär und seine Söhne zurück; so Markgraf Otto von Meißen, während sein Bruder Markgraf Dietrich von der Lausitz sich dem Heere anschloß; auch der sächsische Pfalzgraf Adalbert, der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Erzbischof Wichmann von Magdeburg und Erzbischof Hartwig von Bremen wußten sich frei zu machen. Wir wissen, daß Bischof Hermann von Hildesheim für die Befreiung von der Heerfahrt eine Geldsumme zahlen mußte, und in gleicher Weise werden wohl auch andere sächsische Herren, die zurückblieben, besteuert sein.

In der Mitte des Oktobers sammelte der Kaiser zu Augsburg sein Heer. Es war nicht so groß, wie jenes, welches er einst gegen Mailand geführt hatte, aber immerhin eine furchtbare Kriegsmacht. Von den geistlichen Fürsten Deutschlands folgten dem Kaiser der ihm so nahe stehende Hermann von Verden, die Bischöfe von Lüttich, Straßburg, Speier, Basel, Regensburg, Halberstadt und Naumburg, wie die Aebte von Fulda, Stablo und Werden. Ob Christian von Mainz mit den Mainzer Vasallen schon in Augsburg zum Heere des Kaisers stieß oder sich erst später, dem Wege Rainalds folgend, ihm anschloß, läßt sich nicht ermitteln. Unter den weltlichen Herren im Heere des Kaisers werden genannt Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Berthold von Zähringen, Markgraf Dietrich von der Lausitz, die Grafen Gebhard und Markward von Leuchtenberg, Berengar von Sulzbach, Theobald von Lechsgemünd mit seinem Bruder Heinrich, Heinrich von Tübingen, der Bruder des Pfalzgrafen Hugo, Werner von Habsburg, Konrad von Löwenstein, Embricho von Leiningen, Dietrich von Are, Gerlach von Veldenz, Heinrich von Nassau, Erwin von Thüringen, Burchard von Hallermund und Arnold, der Sohn des Grafen Eberhard von Altena, die Edlen Hermann von der Lippe und Berthold von Schauenburg,

die Burggrafen von Nürnberg, Magdeburg und Halberstadt. Herzog Matthäus und andere lothringische Herren werden zurückgeblieben sein, um die Grenzen des Reichs gegen Frankreich zu schützen. Auch Herzog Heinrich von Limburg blieb in der Heimath; ihm hatte der Kaiser die Obhut über die rheinischen Gegenden, wie Erzbischof Rainald den Schutz des Kölner Ducats übertragen, so daß er hier überall auf der Wacht gegen den unbotmäßigen Bruder des Kaisers stand. Herzog Heinrich von Oesterreich und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach fehlten, weil sie um diese Zeit nach Constantinopel gesandt waren, um bessere Beziehungen zwischen Kaiser Manuel und Friedrich anzubahnen.

Sehr erwünscht war es Friedrich, daß der Böhmenkönig, wenn er auch selbst nicht auszog, doch ein bedeutendes Hilfsheer unter seinem Bruder Dietbold sandte; es begleitete denselben Bischof Daniel von Prag, welcher dem Kaiser schon im Kriege gegen Mailand ausgezeichnete Dienste geleistet hatte. Auch der Böhmenherzog Udalrich, der Vetter des Königs, nahm aufs Neue das Schwert für den Kaiser. Die Böhmen standen noch aus früherer Zeit bei den Italienern in schreckenvoller Erinnerung; schon ihr Name war jenseits der Alpen eine gefürchtete Waffe. Einen neuen, noch schlimmeren Feind sollte Italien in den Brabanzonen kennen lernen, welche der Kaiser um Sold in seine Dienste genommen hatte. Es waren kriegerische Banden, welche sich in den niederrheinischen Gegenden gebildet und dort bei den unsicheren Verhältnissen zwischen dem Kaiserreiche und Frankreich im Dienste verschiedener Herren herumgetummelt hatten; eine schreckliche Plage jedes Landes, in dem sie hausten.

Von verschiedenen Seiten stiegen im Oktober 1166 deutsche Heerschaaren über die Alpen. Der Kaiser selbst, von seiner Gemahlin und seinem Sohne Heinrich begleitet, nahm den Weg über den Brenner. Am 31. Oktober war er in Trient, verfolgte aber von dort nicht weiter die Straße im Etschthal, da seit dem Falle Rivolis die Klause in den Händen der Veroneser war, sondern zog auf Umwegen und unter großen Beschwerden der Val Camonica zu. Da er den Bewohnern dieses Thals 1164 Reichsfreiheit ertheilt hatte*), fand er unbehinderten Durchzug;

*) Die Leute der Val Camonica waren früher Brescia unterthan gewesen; die ihnen von Friedrich ertheilte Reichsfreiheit mochte die ohnehin gegen ihn in Brescia herrschende Mißstimmung noch gesteigert haben. Ficker, Forschungen II S. 196. 197.

ohne Fährlichkeiten stieg er in das Gebiet von Brescia hinab, wo er in unmittelbarer Nähe der Stadt bei der Benedictinerabtei S. Eufemia sein Lager aufschlug.

Lange war der neue Heereszug des Kaisers in Aussicht gestellt worden, dennoch war man allgemein in Italien davon überrascht. Man erwartete nun entscheidende Ereignisse, aber darüber war man noch im Ungewissen, ob die Kriegsfurie sich zuerst gegen Verona oder gegen Papst Alexander und seinen Bundesgenossen, den jungen König von Sicilien, richten würde.

4.

Friedrichs Angriff auf Papst Alexander.

Vorrücken des kaiserlichen Heeres gegen Rom.

Seit der Kaiser vor zwei Jahren die Lombardei verlassen hatte, war die Mißstimmung hier unablässig gewachsen. Die Beamten, welche der Kaiser eingesetzt, hatten die Roncalischen Beschlüsse mit großer Strenge durchgeführt, und noch rücksichtsloser erwiesen sich die von ihnen bestellten Unterbeamten.

Ein Lodesane, welcher dem Kaiser nicht abgeneigt war, versichert, daß den Lombarden mehr als das Siebenfache dessen abgepreßt sei, was sie zu zahlen verpflichtet waren, und dadurch der größte Unwillen in allen Kreisen des Volkes erregt sei. So mußten von jedem Heerde 3 Solidi alter oder kaiserlicher Münze, von jeder Mühle an einem schiffbaren Strome 24 Denare, von jeder anderen Wassermühle 3 Solidi jährlich gezahlt werden. Die Fischer mußten den dritten Theil ihres Fanges abliefern. Unbefugte Jagd hatte nicht nur den Verlust der Beute, sondern auch strenge Vermögens- und Leibesstrafen zur Folge. Den Burgherren, welche früher die Jurisdiction in ihren Burgen und den anliegenden Ortschaften gehabt hatten, war diese genommen und wurde fortan von den kaiserlichen Beamten geübt.

Das Schwerste hatten die Mailänder und Cremasken zu erdulden, die ja als ganz rechtlose Leute betrachtet wurden. Die Cremasken sollen den ganzen Pachtertrag ihrer Güter verloren, die Mailänder nur etwa den dritten Theil dieses Ertrags behalten haben. Die Steuereinnehmer Markwards von Grumbach*) blieben im Winter von 1164 auf 1165 bis Ostern in der Pfalz von Roceta und ließen sich hier mit ihrem großen Gefolge verpflegen. Sie erhoben die Hälfte von allen Fruchterträgen und den ganzen Eierzehnten; außerdem requirirten sie von den Landleuten 500 Schweine, 1000 Fuhren Holz, wie Heu, Hühner und Eier in größter Menge; als ihnen das Holz ausging, verlangten sie noch eine weitere Fuhre von jedem Joch Ochsen oder eine Geldentschädigung von 12 Denaren. Im Juli 1165 beanspruchte Markward dann von den Mailänder Herren 400 Pfund kaiserlicher Münze, in 18 Tagen zahlbar; wenn sie bis dahin nicht zahlten, sollten sie später den doppelten Betrag erlegen oder ihre Güter verlieren. Auch auf die Landleute wurden abermals schwere Lasten gebürdet: sie mußten aufs Neue 1000 Fuhren Heu und Holz stellen, aufs Neue Getreide, Schweine, Lämmer, Hühner und Eier in Menge geben, auch Balken und Bretter zum Bau von Häusern, Pfähle und Weidenruthen zur Anlage von Zäunen, Reife zum Binden der Fässer und Alles, was sonst nothwendig schien, liefern. Immer weitere Spanndienste wurden von ihnen verlangt; zum Bau neuer Häuser in Pavia mußten sie dorthin Balken schaffen und Steine von ihrer zerstörten Stadt führen. Auch als Heinrich von Diez als Nachfolger Markwards eintrat, änderte dies Nichts in der bedrängten Lage der Mailänder; er begann im Juli 1166 damit, daß er von ihnen das Fodrum in Höhe von 1500 Pfund kaiserlicher Münze verlangte. Die Mailänder zahlten, wie sie bisher immer gezahlt hatten, aus Furcht vor dem Kaiser.

Je freier bis dahin die Städte der Lombardei in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten gewesen waren, desto drückender und schimpflicher erschien ihnen das unter ihnen aufgerichtete Regiment; sie meinten, daß sie noch niemals zuvor in gleicher Sklaverei gelebt hätten, und es besser sei unterzugehen, als ein so schimpfliches Leben auf die Dauer zu ertragen. Wir wissen, wie schon im Frühjahre 1164 sich in den Städten Italiens vielfache Mißstimmung kund gab, wie selbst Pavia und

*) Vergl. S. 413.

Cremona nicht mehr die frühere Willigkeit zeigten, wie der Aufstand Veronas und seiner Bundesgenossen weithin Sympathien erweckte*), wie man sich schon im Anfange des Jahres 1165 am Hofe Alexanders mit der Hoffnung trug, daß alsbald ein allgemeiner Aufstand in der Lombardei ausbrechen werde, wie man etwa ein Jahr später dort überzeugt war, daß sich Cremona demnächst mit acht andern Städten vom Kaiser lossagen werde**). Allerdings zeigten sich alle Hoffnungen, die man darauf in der Curie gründete, als eitel oder mindestens voreilig: der Veroneser Aufstand blieb in seinen Grenzen, in den treu gebliebenen Städten ertrug man die Herrschaft des Kaisers theils aus Furcht vor einem Schicksal, wie es Mailand erfahren, theils aus persönlicher Achtung vor dem Kaiser, von dem man überdies glaubte, daß er mit dem Verfahren seiner Beamten nicht einverstanden sei und Manches, sobald er nach Italien zurückkehre, bessern werde.

Als Friedrich von den Alpen in das Gebiet von Brescia hinabstieg, trat ihm die veränderte Stimmung der Lombarden sogleich entgegen. War es auch wenig befremdlich, daß Brescia, welches sich nur gezwungen ihm unterworfen hatte und immer abgeneigt blieb, ihm keinen freundlichen Empfang bereitete, so mußte um so mehr auffallen, daß Bergamo, sonst Brescia feindlich und deshalb dem Kaiser ergeben, seine Händel mit dieser Stadt beigelegt hatte und sich ebenfalls gegen die Deutschen spröde erwies. Der Kaiser mißtraute Brescia und hielt für nöthig, von Neuem Geiseln für seine Treue zu fordern.

Inzwischen sammelte sich Friedrichs Heer in der Gegend um Lodi und erholte sich hier von den Mühen des Marsches. Der Kaiser selbst mit seiner Gemahlin begab sich alsbald nach dieser reichstreuen Stadt, wohin er auch die Großen Italiens zu einem Reichstage berief. In der zweiten Hälfte des Novembers 1166 versammelten sich hier zahlreiche Fürsten seiner Reiche diesseits und jenseits der Alpen um seinen Thron, und inmitten derselben wurden die wichtigsten Angelegenheiten berathen. Auf Betrieb Christians von Mainz mußten alle anwesenden Großen die Würzburger Beschlüsse beschwören, und zwar mit dem verschärfenden Zusatz, daß Niemand eine Lösung vom Eide nachsuchen und selbst im Falle, daß sie ihm angeboten würde, sie annehmen dürfe; auch für

*) Vergl. S. 403.
**) Vergl. S. 485. 493.

Italien wurden nun ähnliche Vereidigungen auf jene verhängnißvollen Beschlüsse angeordnet, wie sie in Deutschland erfolgt waren. Der Reichstag erklärte sich ferner für die Absicht des Kaisers, den Kriegszug unmittelbar gegen Rom zu richten, also vorläufig von der Bewältigung des Veroneser Bundes abzusehen und zuerst die Vernichtung Alexanders in das Auge zu fassen.

Der Krieg gegen Alexander war zugleich der Krieg gegen Sicilien. Der Kaiser bedurfte zu diesem lange geplanten Unternehmen keines besonderen Sporns; dennoch drangen die aus dem sicilischen Reiche vertriebenen Großen, die sich damals wieder an seinem Hofe sammelten, wie Robert von Bassavilla und Andreas von Rupecanina, in ihn, ihre Hoffnungen endlich zu erfüllen. Ein ernster Angriff auf Sicilien war aber ohne die Beihilfe Pisas und Genuas kaum möglich, und Nichts mußte dem Kaiser mehr am Herzen liegen, als den blutigen, zwischen beiden Seestädten bestehenden Hader endlich beizulegen. Wie schwierig dies war, zeigten die Gesandtschaften derselben, welche auf dem Reichstage erschienen.

Genua hatte in diesem Jahre, sobald die Schifffahrt eröffnet war, den Kampf mit Pisa wieder aufgenommen. Obwohl die Genuesen durch innere Streitigkeiten gespalten waren, kämpften sie nicht ohne Glück. Der Consul Otto, Cafaros Sohn, hielt die Häfen der Provence mit vier Galeeren gesperrt, während sein Amtsgenosse Obertus Recalcatus mit drei Schiffen nach Sardinien ging, um hier Genuas Herrschaft zur Geltung zu bringen. Zu Arborea erhob Obertus Tribut. In Cagliari bekannte sich der Richter Petrus als Vasall der Stadt Genua und ihres Erzbischofs; er soll sich auch innerhalb vier Jahren zehntausend Pfund und nach Abtragung dieser Summe jährlich einen Tribut von hundert Pfund zu zahlen, wie keine Pisaner mehr in seinem Gebiet ohne Erlaubniß Genuas aufzunehmen verpflichtet haben. Aus dem Lande des Richters von Cagliari wurden darauf die Pisaner vertrieben, und nach kurzer Zeit erschien Obertus abermals mit neun Schiffen an der Küste Sardiniens; er hoffte die Pisaner bald ganz aus der Insel zu verjagen. Jetzt aber machte auch Pisa größere Rüstungen und sandte siebzehn Galeeren gegen die Genuesen. Obertus mußte die Rückkehr antreten, steckte aber auf derselben mehrere Schiffe der Feinde im Hafen von Pisa in Brand. Eine neue Rüstung von 32 Galeeren, welche Genua betrieb, kam nur deshalb nicht zur Durchführung, weil Pisa

Friedensverhandlungen begann, die lange hingeschleppt wurden und schließlich doch erfolglos waren. Der Kampf begann von Neuem; an der Küste der Provence und um Elba machten die Schiffe der feindlichen Städte auf einander Jagd. Auf der Höhe von Vada*) kam es endlich zwischen sieben genuesischen Galeeren und eben so vielen der Pisaner zu einem hitzigen Kampfe, in welchem der Befehlshaber der Genuesen Balduin Guercio und der Consul Wilhelm Galeta mit Anderen gefangen wurden. Den Genuesen war das Glück nicht treu geblieben, aber sie fanden bald einen wichtigen Bundesgenossen gegen Pisa in der Stadt Lucca, mit welcher sie im Oktober ein Schutz- und Trutzbündniß schlossen.

Zu derselben Zeit war Genua auch mit den ihm benachbarten Markgrafen von Gavi in Fehde gerathen. Die Stadt hatte die im Apennin unweit von Gavi belegene Burg Palodi im Jahre 1148 von den Markgrafen gekauft und stark befestigen lassen. Obwohl sie dann dieselbe als Lehen vom Kaiser erhalten, war sie im Besitz doch nicht gesichert; denn die Markgrafen hofften bei günstiger Gelegenheit die Burg wieder zu gewinnen. Diese Gelegenheit schien jetzt gekommen. Unterstützt von dem durch die kaiserliche Gunst zu großer Macht gediehenen Markgrafen Wilhelm von Montferrat, rückten sie unvermuthet mit einem Heere vor Palodi, und die unbedeutende genuesische Besatzung, die nicht rechtzeitig Hülfe erhielt, mußte die Burg nach kurzer Belagerung übergeben. Genua schickte darauf sogleich eine Gesandtschaft an den Kaiser und führte über den Friedensbruch der Markgrafen Beschwerde. Aber die Gesandten erreichten nicht, daß die Burg zurückgegeben wurde, sondern nur so viel, daß die Markgrafen einen angemessenen Kaufpreis für dieselbe zahlen sollten. Genua, dem mehr an der Burg als dem Gelde gelegen war, wies einen solchen Handel zurück und schickte eine neue Gesandtschaft an den Kaiser, um die Rückgabe Palodis zu verlangen. Diese Gesandtschaft, an deren Spitze der Consul Simon von Auria, Lanfrancus Piper und Obertus Spinola standen, erschien auf dem Reichstage zu Lodi, zu welchem sich auch Consuln von Pisa eingefunden hatten, um gegen Genua, weil es trotz der ihrer Stadt ertheilten kaiserlichen Belehnung die Herrschaft in Sardinien mit Gewalt an sich riß, Klage zu erheben.

*) Torre di Vada, südlich von Livorno.

Die Gesandten der beiden Städte geriethen auf dem Reichstage auf das Härteste an einander. Der Kaiser verlangte auf Betreiben Christians von Mainz, daß die Genuesen von Sardinien abstehen und die Insel Pisa überlassen sollten. Aber er rief damit nur einen energischen Protest des Obertus Spinola hervor, in welchem dieser sich auf frühere Versprechungen des Kaisers berief und erklärte, daß Genua aus Sardinien nicht weichen würde, es sei denn, daß die Sache nach dem Recht in einem kaiserlichen Hofgericht entschieden werde. Der Kaiser wurde schwankend und erwiederte, daß er die wohlerworbenen Rechte der beiden Städte nicht habe antasten wollen und selbst eine gerichtliche Entscheidung wünsche; was er gethan habe, dazu sei er durch den König Bareso vermocht worden, dem er seine Rechte auf die Insel übertragen; er habe nicht geglaubt damit Genua zu schädigen, welches sich des Bareso früher so eifrig angenommen hätte. Ueber diese Erklärung des Kaisers waren dann die Pisaner höchlich bestürzt und drangen in Christian von Mainz, sie in ihrem Rechte zu schützen. Sie behaupteten ihre Ansprüche auf Sardinien unter Schmähreden auf die Genuesen, auf welche dann diese in ebenmäßiger Weise antworteten. Man beschuldigte sich gegenseitig des Friedensbruchs und der Gewaltthaten; die Pisaner rühmten sich überdies ihres Sieges bei Vada, die Genuesen verlangten dagegen die Auslieferung ihrer dort in Gefangenschaft gerathenen Bürger. Unter wüstem Getümmel wurde die Verhandlung abgebrochen.

In der Frühe des andern Tages ließ der Kaiser die Gesandten Pisas und Genuas wiederum bescheiden und verlangte, daß Pisa die gefangenen Genuesen ausliefern solle. Die Pisaner weigerten sich, konnten aber nicht hindern, daß sie durch Beschluß des Hofgerichts zur Auslieferung der Gefangenen verurtheilt wurden. Noch einmal kam es dann am dritten Tage zwischen den Gesandten zu ärgerlichen Streitigkeiten. Lanfrancus Piper warf den Pisanern vor, daß während der Verhandlungen bei Porto Venere eine pisanische Galeere hinterlistig eine genuesische angegriffen habe, und rühmte den Sieg, welchen die letztere erfochten hatte. Uguezonus von Pisa nannte dessen Worte lügenhaft und erbot sich dies in einem Kampfgericht zu erhärten. Zwei Genuesen traten darauf für Lanfrancus ein und wollten für die Wahrheit seiner Rede den Zweikampf bestehen. Erzbischof Rainald rieth dem Kaiser den Kampf zu gestatten, und dieser ließ sogleich das

Evangelium bringen, auf dem zwei Pisaner und zwei Genuesen den Eid leisteten, daß sie nach Anordnung des Kaisers den Kampf ausfechten würden. Da erhob sich Obertus Spinola und sprach: „Herr Kaiser, die Pisaner sind besonders darüber ergrimmt, daß Lanfrancus gesagt hat, eine unserer Galeeren hätte eine der ihrigen genommen. Aber ich behaupte, daß unsere Galeeren in der Zahl von eins bis zehn schon öfters eine gleiche Zahl der ihrigen genommen haben, und will das, wenn sie es leugnen, in einem andern Kampfgericht erhärten. Ihr aber wißt, daß wir und sie mit Heeresmacht euch zu dienen verpflichtet sind, und wir wollen eidlich geloben, daß wir während der Dienstzeit und noch einen Monat nach der Rückkehr sie an ihrem Leibe und ihrer Habe in keiner Weise schädigen, auch nachher keine Klage über den uns von ihnen angerichteten Schaden erheben wollen. Wenn auch sie das Gleiche vor euch beschwören werden, versprechen wir euch tausend Mark Silber zu zahlen." Die Pisaner schwiegen, und die Genuesen meinten so einen großen Triumph über sie vor allen Lombarden gewonnen zu haben.

Es war klar, daß auf diesem Wege nicht auch nur zu einem Waffenstillstand zwischen den tödtlich verfeindeten Städten zu gelangen war, und doch mußte der Kaiser den Beistand Beider zum Kampf gegen Sicilien in Anspruch nehmen; unfraglich war rechtzeitig nach den Verträgen bereits das Aufgebot an sie ergangen, wie sie denn auch ihre Verpflichtung, ihm zu dienen, unumwunden anerkannten. Aber an eine wirksame Hülfe war kaum zu denken, ehe ihre Händel nicht beigelegt waren. Der Reichstag beschloß deshalb, daß Erzbischof Rainald nach Genua und Erzbischof Christian nach Pisa gehen und am dritten Tage nach seiner Ankunft die Gefangenen ausgeliefert werden sollten; überdies wurden Beide ohne Zweifel beauftragt einen Waffenstillstand herbeizuführen.

Erzbischof Rainald hat sich im Februar des nächsten Jahres angeschickt seinen Auftrag zu erfüllen. Aber es ist ihm dies weniger gelungen, als die Beschwerden Genuas über die Markgrafen von Gavi zu heben. Als Rainald nach Maregno kam, forderte er die Markgrafen auf, Genua Genugthuung zu leisten; sie erbaten Aufschub, um sich mit einander zu Gavi zu berathen; hier erschien Rainald in ihrer Mitte und verlangte, als sie sich zu fügen versprachen, daß sie sich in Genua vor ihm stellen sollten. Als sie sich dann nicht vor seinem

Richterstuhle einfanden, erklärte er sie für Feinde des Kaisers und ließ durch den Kapellan Konrad beschwören, daß der Kaiser selbst diesen Bann öffentlich bestätigen und die Markgrafen nicht ohne Einwilligung Genuas vom Banne befreien werde. Ueberdies versprach er, daß der Kaiser Pavia, die Markgrafen von Vasto, Ponzone und Bosco, den Markgrafen Opizo Malaspina und den Grafen Gebhard auffordern werde Genua gegen die reichsfeindlichen Markgrafen zu unterstützen und daß selbst Wilhelm von Montferrat gegen sie aufgeboten werden solle*). So entschieden trat Rainald für das Recht Genuas gegen die Markgrafen ein. Aber die Händel der Stadt mit Pisa beizulegen mußte er aufgeben. Ist Erzbischof Christian nach Pisa gekommen — wir sind darüber ohne bestimmte Nachricht —, so hatte er sich dort keines besseren Erfolgs zu erfreuen. Ein Waffenstillstand wurde nicht geschlossen und die Gefangenen nicht ausgeliefert. Der Seekrieg, der schon im Anfange des Jahres 1167 zwischen den beiden Städten aufs Neue begonnen hatte, wurde bis zum Juli fortgeführt; dann begann Pisa Friedensunterhandlungen mit den Genuesen, um den Kaiser kräftig unterstützen zu können, doch auch diese führten nicht zum Ziele.

So störend die Händel der Seestädte waren, noch mehr mußte die Mißstimmung der Lombarden, die klar auf dem Reichstage zu Lodi hervortrat, den Kaiser beunruhigen. Von allen Seiten verlauteten Klagen über die Bedrückungen der kaiserlichen Beamten. Bischöfe, Markgrafen, Grafen, Capitane und andere Herren, Vornehme und Geringe wetteiferten in Beschwerden, und Viele schleppten nach der heimischen Sitte Kreuze mit sich, um das Mitleiden des Kaisers zu erregen. Diese Beschwerden machten auf ihn keinen geringen Eindruck, dennoch geschah zur Abhülfe derselben wenig oder Nichts. Die Tribute der Lombarden waren nicht, wie man meinte, ohne Mitwissen des Kaisers gesteigert worden, und er konnte ihrer jetzt bei seiner Heerfahrt am wenigsten entbehren; überdies nahm er jetzt auch Heeresfolge von den Lombarden in Anspruch. Nicht allein der Markgraf Wilhelm von Montferrat, Graf Wilhelm von Biandrate und andere mächtige Herren in der Lombardei, sondern auch mehrere Städte mußten Mannschaft

*) Rainald hat über diese Vorgänge am 13. Februar 1167 eine Urkunde zu Genua ausgestellt.

stellen*). Die Lombarden waren durch die Erfolglosigkeit ihrer Beschwerden auf das Tiefste betroffen; sie verzweifelten daran, bei dem Kaiser weitere Hülfe zu finden, gewannen vielmehr die Ueberzeugung, daß er die Bedrückungen seiner Beamten billige, ja daß noch Schlimmeres ihnen bevorstehe, als sie bisher erlitten. In solcher Stimmung verließen sie den Reichstag, und selbst in Städten, wo man bisher treu zum Kaiser gehalten, gewann der Unmuth über die deutsche Herrschaft Raum.

Nachdem der Kaiser den Reichstag geschlossen, begab er selbst sich zum Heere, während seine Gemahlin in Lodi zurückblieb; aber nach kurzer Zeit kehrte er nach Lodi zurück und ging dann nach Pavia. Da die Brescianer inzwischen die verlangten Geiseln noch nicht gestellt hatten, bezog er selbst alsbald zu Bagnolo südlich von Brescia ein Lager, während sein Heer die Gebiete von Brescia und Bergamo bis an die Alpen verwüstete. Die Brescianer legten sich nun schnell zum Ziele; sie stellten dem Kaiser 60 Geiseln und suchten durch reiche Geldspenden den Verheerungen ein Ziel zu setzen. Im Lager zu Bagnolo feierte der Kaiser das Weihnachtsfest und den Tag der heiligen drei Könige (6. Januar 1167); hier investirte er endlich Christian als Erzbischof von Mainz, und das wichtige Kanzleramt, welches dieser bisher bekleidet, ging auf Philipp von Heinsberg über, den Bruder jenes Gozwin, der dem Kaiser so viele Dienste in Italien geleistet hatte und damals in der Grafschaft Seprio schaltete. Philipp gehörte der Kölner Kirche an und bekleidete seit Jahren in derselben die Stelle eines Domdekans; er stand im vollen Vertrauen Rainalds, dem er vielfach hülfreich gewesen war**) und dem er jetzt wohl vornehmlich seine Erhebung verdankte.

Bald nach dem Epiphaniasfest kehrte der Kaiser abermals nach Lodi zurück. Am 11. Januar brach er von dort mit seiner Gemahlin auf, wie mit seinem Heere, welchem sich auch viele Lombarden angeschlossen hatten, ging über den Po und zog durch das Gebiet von Piacenza. Am 17. Januar hielt Bischof Daniel als Vicar des Kaisers

*) So folgten dem Kaiser Lodesanen unter Acerbus Morena, wie eine Anzahl vom Kaiser besoldeter Ritter von Cremona, unter denen Egidius von Dovera genannt wird.

**) Philipp soll besonders die Angriffe des Pfalzgrafen Konrad im Mai 1164 (vergl. S. 407) zurückgewiesen haben.

zu Campremoldo, etwas südwestlich von Piacenza, Gericht. Die Stadt selbst, in welcher wiederum Arnold von Dorstadt waltete, scheint den Forderungen des Kaisers willig nachgekommen zu sein; die schlimmen Erfahrungen, welche man früher gemacht, mochten von jedem Widerstande abschrecken*).

Der Winter war in der Lombardei ungewöhnlich hart; noch im Februar fiel Schnee und lag ellentief. Der Kaiser gönnte deshalb dem Heere mehrere Tage Ruhe in einem Lager, welches er an einem Orte, Burium genannt, unweit Fiorenzuola, fast auf halbem Wege zwischen Piacenza und Parma, aufschlagen ließ. Am 27. Januar war der Kaiser in Parma und belehnte hier Arnold von Dorstadt wegen seiner treuen Dienste mit Burg und Ort Annone bei Asti. Parma, wo Aicardus mit seiner bischöflichen Stellung die des Podestà vereinigte, zeigte keine Widersetzlichkeit; eben so wenig Reggio, wo der Kaiser am 1. Februar den Leuten von Pontremoli die Regalien in den umliegenden Gegenden des Apennin und den Zoll an ihrem Orte verlieh, wofür sie jährlich am Martinstage 50 Pfund zu Pavia einzahlen und überdies 500 Mann zur Heerfahrt gegen Rom, Apulien, Calabrien und Sicilien stellen sollten.

Durch das Modenesische zog der Kaiser weiter gegen Bologna. Am 10. Februar war er zu Borgo Panigale, wo er den Bischof Albert von Trient mit der Burg und Grafschaft Garda belehnte, welche Otto von Wittelsbach aufgegeben hatte; der Fall Rivolis, welches zur Grafschaft Garda gehörte, mag den Pfalzgrafen belehrt haben, wie schwer es für ihn sei, diesen entlegenen Besitz zu behaupten**). Sehr bemerkenswerth ist, daß Bischof Albert die Belehnung mit Garda nur unter den Bedingungen erhielt, daß die Burg nicht mit Veronesen oder anderen Lombarden besetzt werde, sondern nur mit Mannen des Bisthums Trient, welche zudem schwören mußten, nach dem Tode des Bischofs sie nur einem vom Kaiser investirten Nachfolger desselben zu übergeben, daß die Burg ferner niemals weiter verliehen, verkauft oder verpfändet werden dürfe, der Kaiser und seine Nachfolger sie aber jederzeit mit Reichstruppen besetzen könnten. Die Treue Bolognas war dem Kaiser verdächtig, da man den von ihm eingesetzten Podestà vor

*) Vergl. S. 412.
**) Vergl. S. 171. 405.

zwei Jahren beseitigt hatte*); unter Verwüstungen drang deshalb sein Heer bis an die Mauern der Stadt vor. Aber Bologna, wo die dem Kaiser zugethanen Doctoren eine einflußreiche Rolle spielten, dachte in Wahrheit nicht an ernstlichen Widerstand. Als es am 20. Juli 1166 ein enges Schutzbündniß mit Modena geschlossen hatte, waren in demselben ausdrücklich die Feinde des Kaisers ausgenommen worden, und als Friedrich jetzt von den Bolognesen Geiseln für ihre Treue verlangte, wurden solche, hundert an der Zahl, ihm willig gestellt; überdies zahlte die Stadt dem Kaiser 6000 Pfund Bolognesischer Münze. Längere Zeit hielt er sich dort auf und erneuerte seine Verbindungen mit den gelehrten Juristen.

Im Anfange des März zog Friedrich, nachdem er die Geiseln Bolognas nach Parma hatte bringen lassen, mit seinem Heere nach Imola. Die Stadt zeigte ihm erst feindliche Gesinnung, fügte sich aber, als er mit Zerstörung drohte. Am 4. März weihte hier Hermann von Verden Christian von Mainz zum Priester, wie die Erwählten Guido von Ravenna und Eberhard von Regensburg zu Diakonen; am nächsten Tage erfolgte dann sogleich die Bischofsweihe Christians, bei welcher Daniel von Prag unter Beihülfe anderer Bischöfe der Consecrator war. Nach wenigen Tagen verließ der Kaiser Imola und schlug die Straße nach Faenza ein, auf der er bei S. Procolo Halt machte. Damals stellte sich beim Heere Pfalzgraf Konrad ein; der seine Kräfte aufreibenden, erfolglosen Kämpfe müde, wollte er sich die Gnade seines kaiserlichen Bruders wiedergewinnen. Aber zu einer dauernden Versöhnung kam es auch jetzt nicht; nach kurzer Zeit verließ Konrad wieder Italien, den alten Groll gegen seinen Bruder und Erzbischof Rainald im Herzen, und kehrte nach Deutschland zurück.

Um diese Zeit theilte der Kaiser sein Heer. Während er selbst mit der Hauptmacht in der Romagna und in den Marken jeden Widerstand beseitigen wollte, sollten die Erzbischöfe Rainald**) und Christian mit einem Theile der Ritterschaft und den gefürchteten Brabanzonen durch die ligurischen und tuscischen Gegenden ziehen, sich der Treue Genuas und Pisas, wie des Beistandes der tuscischen Städte

*) Vergl. S. 412.

**) Rainald kann erst kurz vorher von seiner Reise nach Genua zurückgekehrt sein; auch Christian, wenn er überhaupt nach Pisa gegangen ist, konnte nicht lange wieder beim Heere sein.

gegen Rom versichern, eine ausgiebige Unterstützung an Geld und Mannschaft dem Kaiser verschaffen und ihm und dem Gegenpapste den Weg nach Rom bahnen. Rainald, begleitet von dem Kanzler Philipp und den Kölner Stiftsvasallen — es waren kaum über 150 Ritter —, ging unverweilt nach Pisa, wo er einer freundlichen Aufnahme sicher war. Christian, der mit dem größten Theile der Brabanzonen gegen Genua vorrückte, wird dort nicht eine gleich günstige Stimmung gefunden haben. Uebrigens brachten die Erzbischöfe aus den von ihnen durchzogenen Gegenden gewaltige Geldsummen zusammen, deren der Kaiser zum Solde der Brabanzonen und zur Erhaltung des Heeres bedurfte.

Mehrere Wochen lag inzwischen der Kaiser fast unthätig in der Romagna. Den schwächlichen Widerstand, den Faenza und Ravenna versuchten, brach er ohne Mühe; diese Städte, wie auch Forli und Forlimpopoli, mußten ein bedeutendes Fodrum zahlen und auch andere Lasten tragen. Das Osterfest (9. April) feierte der Kaiser, wie es scheint, zu Rimini*), wo er dann wieder längere Zeit verweilte; noch am 23. April hatte er sein Lager im Gebiete der Stadt. Die Unthätigkeit des Kaisers findet wohl darin Erklärung, daß ihn beunruhigende Nachrichten aus der Lombardei erreichten, welche ein weiteres Vorrücken nach dem Süden bedenklich erscheinen lassen konnten.

Seit dem Reichstage von Lodi war die Mißstimmung in der Lombardei stetig gewachsen, bald entstanden Conspirationen, endlich gab der Abzug des kaiserlichen Heeres den Muth zu offenem Aufstand. Schon hatte sich Cremona mit anderen Städten verbündet, um das auf der Lombardei lastende Joch abzuschütteln; schon stand auch Mailand mit den Aufständigen in Verbindung; der Widerstand des Veroneser Bundes gewann unter diesen Umständen eine schreckhaftere Gestalt, als er früher zu haben schien. Wie groß die Gefahr sei, wenn der Kaiser der um sich greifenden Auflehnung der Lombarden nicht rechtzeitig entgegentrete, war ihm unmöglich verborgen; aber er konnte sich nicht entschließen, den so lange vorbereiteten Zug gegen Rom und Sicilien aufzugeben, an den sich alle seine Hoffnungen auf die Vernichtung Alexanders und die Beseitigung des Schismas knüpften. So entschloß

*) Bischof Daniel von Prag weihte am grünen Donnerstag in einem Kloster bei Rimini das Chrisma.

er sich, den Marsch nach dem Süden fortzusetzen, und begnügte sich, den mit den lombardischen Verhältnissen so vertrauten Hermann von Verden, der damals mit Daniel von Prag die Stellung eines kaiserlichen Vicars für Italien bekleidete, nach Pavia zu senden, um diese Stadt in der Treue zu erhalten und dem Aufstande nach Kräften zu steuern.

Im Anfange des Mai rückte Friedrichs Heer gegen Ancona. Die Stadt hatte sich, wie wir wissen, unter den Schutz des Ostreichs gestellt und befand sich in offenem Aufstande gegen die deutsche Herrschaft. Es war sicher, daß Friedrich hier einem ernsteren Widerstande begegnen würde. Die Bürgerschaft, von Constantinopel reichlich mit Geld versehen, hatte die Befestigungen der Stadt verstärkt und war auf einen Angriff gerüstet. Für Friedrich war es nicht allein Ehrensache, Ancona wieder zu unterwerfen, es erheischte dies auch seine Sicherung gegen Angriffe der Normannen und Griechen. Nachdem er schon bei seinem Anrücken einen Kampf mit den Anconitanern bestanden hatte, mußte er zur förmlichen Belagerung der Stadt schreiten. Allerdings ein schwieriges Unternehmen. Denn der Ort lag zwischen einer Bucht des Meeres und den Ausläufern des Apennin lang hingestreckt und war überall nach der Landseite mit starken Werken und Thürmen umgeben; überdies waren ihre Verbindungen nach der Seeseite, da der Kaiser ohne Flotte war, nicht abzuschneiden. Auf einer die Stadt überragenden Anhöhe, wohl dem Monte Astagno, ließ er für sich und die von ihm selbst geführte Schaar die Zelte aufschlagen; zu seiner Linken am Meere bezog Herzog Friedrich von Schwaben mit seiner zahlreichen Ritterschaft ein Lager; diesem unmittelbar sich anschließend lagen die Lombarden und Tuscier, die zum Heere des Kaisers aufgeboten waren, und an diese schlossen sich die Baiern mit den Vasallen des Bischofs von Regensburg. Am Fuße der Anhöhe, wo der Kaiser lagerte, stand Bischof Daniel von Prag mit den Böhmen; ihm war auch die Mannschaft Hermanns von Verden unterstellt worden, als dieser den Weg nach Pavia angetreten hatte. Daniel und die Seinen waren zumeist den Angriffen der Anconitaner ausgesetzt.

Die Stadt vertheidigte sich, auf ihre geschützte Lage und die Festigkeit ihrer Mauern trauend, mit großer Tapferkeit; überdies mochte sie auf einen Entsatz durch ein sicilisches oder griechisches Heer rechnen. Aber als die Städter bei wiederholten Ausfällen große Verluste erlitten

hatten und der Kaiser Belagerungsmaschinen baute, wie er sie einst gegen Crema angewendet, sank ihnen der Muth, und nach etwa dreiwöchentlicher Belagerung trafen sie ein Abkommen mit ihm, wonach sie wieder seine Hoheit anerkannten, ihm eine große Geldsumme zu zahlen versprachen und für die Zahlung 15 Geiseln stellten.

Indessen hatten die Erzbischöfe Rainald und Christian die glücklichsten Fortschritte gemacht. Schon am 8. März war Rainald in Pisa angekommen. In der Stadt, die ihm einen festlichen Empfang bereitete, verweilte er acht Tage. In einer Volksversammlung ließ er durch einen Kapellan eidlich bekräftigen, daß der Kaiser jetzt den Heereszug gegen Rom und König Wilhelm ausführen werde, wenn nicht ein unerwartetes Hinderniß eintreten sollte; zugleich verlangte er abermals die Unterstützung der Stadt, welche auch die Consuln eidlich versprachen. Außerdem forderte er die Ausführung der Würzburger Beschlüsse, und die Consuln schwuren, Paschalis als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen, alle Kleriker der Stadt zum Gehorsam gegen ihn zu verpflichten, den Erzbischof Villanus, wenn er sich Paschalis nicht unterwerfen wolle, abzusetzen und am 21. März einen anderen Erzbischof zu wählen, der dann am grünen Donnerstag von Paschalis die Weihe erhalten solle. Wohl zum Danke für solche Bereitwilligkeit drang Rainald nicht auf die Entlassung der genuesischen Gefangenen. Man empfand dies, wie begreiflich, in Genua sehr übel, wohl nicht minder, daß er sich die Streitigkeiten zwischen Pisa und Lucca beizulegen bemühte. Der Erzbischof nahm von Pisa seinen Weg nach Siena, wo er ebenfalls die beste Aufnahme und Unterstützung fand. Dann eilte er nach Viterbo, um mit Papst Paschalis das Osterfest zu begehen.

Die Pisaner hatten ihre Versprechungen erfüllt. Am 25. März war, da Villanus sich Alexander abzusagen geweigert hatte, der Domherr Benincasa zum Erzbischof gewählt worden, der sich alsbald mit zwei Consuln der Stadt und einem großen Gefolge von Klerikern und Laien nach Viterbo begab. Ehrenvoll wurde er hier von Paschalis, den Cardinälen desselben und Erzbischof Rainald empfangen. Am Tage vor Ostern (8. April) erhielt er vom Papste die priesterliche, zwei Tage später die bischöfliche Weihe.

Bald forderte Rainald von Pisa und Siena neue Dienste. Er faßte den Entschluß, sich Civitavecchias zu bemächtigen, welches zu Alexander hielt und wo sich Petrus Latro, ein römischer Großer,

mit vierzig anderen Römern befand; nach der Einnahme Civitavecchias wollte er dann sogleich gegen Rom selbst vordringen. Am 27. April hielt er deshalb mit tuscischen Großen und Abgesandten der Städte einen Landtag zu S. Quirico; von den einen verlangte er Unterstützung durch Mannschaft, von den andern statt Mannschaft Geld. So erließ er der Stadt Siena, da sie ihm schon vorher das Fodrum für die ganze Grafschaft entrichtet hatte und ihm abermals 1300 Mark zahlte, die Stellung von Mannschaft. Unmittelbar darauf schritt Rainald zur Belagerung von Civitavecchia, sah aber bald, daß er dieselbe ohne Hülfe der Pisaner nicht durchführen könne; er schickte deshalb Boten nach Pisa und verlangte, daß man ihm eilig 4 Galeeren sende. Nicht allein die verlangten Schiffe, sondern die doppelte Zahl ging sofort unter der Führung des Consuls Guido in See, und kaum erschienen die pisanischen Galeeren vor Civitavecchia, so ergab sich auf Gnade und Ungnade die Stadt (18. Mai). Auf Bitten der Pisaner schenkte Rainald den Römern, die in seine Hand gefallen, das Leben, behielt sie aber in Gewahrsam; die Einwohner der Stadt kamen ohne Schaden davon.

Schon drangen auch andere Abtheilungen des kaiserlichen Heeres in das Römische ein. Erzbischof Christian war Rainald nachgerückt; ihm folgten nicht nur die Mainzer Stiftsvasallen und die Brabanzonen, sondern auch viele Lombarden und Tuscier, die sich auf dem Wege ihm angeschlossen hatten. Zugleich führten Graf Robert von Bassavilla und Bischof Alexander von Lüttich, die noch in Rimini beim Kaiser gewesen waren, andere Schaaren in die Campagna. Endlich zeigte sich hier auch Herzog Friedrich von Schwaben, der noch vor der Unterwerfung Anconas von dort aufgebrochen sein wird.

Das Vorrücken der Deutschen machte in Rom nicht geringen Eindruck. Dauernde Anhänglichkeit hatte Alexander sich hier nicht gewonnen; nur durch Geld hielt er momentan die Massen an sich gefesselt. Manche fielen ab, sobald die Deutschen größere Belohnungen in Aussicht stellten; die Mehrzahl war schwankend, doch auch sie nur zu bereit ihre Treue zu verkaufen. Vergebens ermahnte der Papst die Römer, an ihm und der Kirche festzuhalten und mit den Nachbarorten und den Herren der Campagna sich zu gemeinsamem Schutz zu verbinden. Diese Ermahnungen waren fruchtlos, und selbst ein Eingriff in die Kirchengelder, um durch neue Spenden die Masse zu fesseln, blieb ohne

rechten Erfolg. Noch geringeren Einfluß hatte Alexander in der Campagna; auch Albano, welches er im Jahre zuvor gewonnen hatte, war wiederum abgefallen.

Alter Hader bestand zwischen Rom und seinen Nachbarstädten Albano und Tusculum; der tiefgewurzelte Haß steigerte sich noch, als diese Städte beim Anrücken der Deutschen den Römern die geforderten Contributionen verweigerten. In Rom wollte man Rache an den feindlichen Städten nehmen. Gegen Pfingsten brachen deshalb bewaffnete römische Schaaren in das Gebiet von Tusculum ein, richteten dort durch Zerstörung der Oelpflanzungen und Weinberge unersetzlichen Schaden an und drohten die Mauern der Stadt zu zerstören. Graf Raino von Tusculum rief eiligst Erzbischof Rainald, der schon bis in die Nähe Roms vorgedrungen war, zu seinem Schutze herbei, und Rainald, die Bedeutung des Platzes für die kaiserliche Sache erkennend, säumte keinen Augenblick mit dem Kanzler Philipp und den geringen Streitkräften, über welche er augenblicklich gebot, der Stadt zu Hülfe zu eilen. Unterwegs stieß er auf die an Zahl weitüberlegenen Schaaren der Römer, und es kam zu einem Kampfe, in welchem die Deutschen einige Verluste erlitten.

Obwohl die Römer für gerathen hielten, nach ihrer Stadt zurückzukehren, waren sie doch durch ihren dürftigen Waffenerfolg in Siegestaumel versetzt. Sie spotteten der kaiserlichen Schaaren, welche gegen sie vorrückten. „Es möge", sagten sie, „mit dem Kaiser wohl gut stehen, da er schon Priester und Diakonen sende, um ihnen die Messe zu singen; sie sollten nur kommen und singen, man wolle sie schon andere Weisen lehren."

Die Römer dürsteten nach neuen Kämpfen und rückten am Tage vor Pfingsten (27. Mai) in hellen Haufen wieder gegen Tusculum aus. Alles zog mit, was in der Stadt waffenfähig war: Ritterschaft und Bürgermiliz; auf mindestens 30 000 Mann ward das Heer geschätzt. Beim Anzuge des übermächtigen Feindes besetzte Rainald, der bisher vor Tusculum gelagert hatte, die Stadt selbst; wohl nicht allein, um sie dem Kaiser zu sichern, sondern noch mehr, um die Seinen hinter den Mauern derselben zu schützen; wahrscheinlich verlangte er zugleich von Erzbischof Christian, der nicht fern stand, eilige Hülfe.

Das römische Heer, welches zuerst getrennt an verschiedenen Plätzen die Zelte aufgeschlagen hatte, bezog am Pfingsttage (28. Mai) ein

gemeinsames Lager am Fuße der Anhöhe von Tusculum und schwärmte von dort verwüstend durch die nächste Umgegend. Aber schon am andern Tage traf Christian von Mainz zum Entsatze Tusculums ein; mit ihm kamen nicht allein die Mainzer Vasallen, sondern auch die Grafen Robert von Bassavilla, Andreas von Rupecanina, Macharius von Siena, ein Deutscher von Geburt, und andere Große Tusciens — eine nicht unbeträchtliche Streitmacht, doch sollen kaum tausend Ritter bei derselben gewesen sein. Das Heer war von einem langen und beschwerlichen Marsche ermüdet, als es etwa um zwei Uhr Nachmittags bei Monte Porzio eintraf und sich sogleich anschickte dort ein Lager unweit von den römischen Zelten aufzuschlagen.

Aber Christian und seinem Heere wurde keine Ruhe gegönnt. Kaum wurden die Römer der anrückenden Deutschen ansichtig, so sammelten sie sich zum Kampfe und schritten zum Angriff. Die ermatteten Leute Christians konnten dem ersten Anlaufe nicht Stand halten und die Reihen der Brabanzonen wurden durchbrochen. Kein geringes Glück, daß ihnen rechtzeitig Hülfe erschien. Rainald, der von der Höhe von Tusculum den Stand der Dinge übersehen hatte, war eiligst mit seinen Vasallen ausgerückt und die Tusculaner hatten sich ihm angeschlossen. Die Hülfe des heiligen Petrus anrufend, stürzten sich nun die Kölner mit der Schnelle des Blitzes auf die vordringenden Römer und trieben diese, durch den unerwarteten Angriff in panischen Schrecken versetzt, bis an ihre Zelte zurück. Dem Kampfe war dadurch eine neue Wendung gegeben. Die Brabanzonen und einige Ritter Christians, die sich schon zur Flucht gewendet hatten, griffen den Feind aufs Neue an.

Noch einmal machten die Römer, auf ihre Uebermacht vertrauend — zwanzigmal stärker soll ihr Heer als das deutsche gewesen sein —, einen herzhaften Sturm gegen den Feind und versuchten ihn zu umzingeln. Die Deutschen hielten wacker Stand, aber trotz ihrer Tapferkeit sahen die Erzbischöfe, daß sie und die Ihrigen von den Massen erdrückt werden müßten, wenn sie sich nicht mit dem Schwerte mitten durch den Feind Bahn brächen. Rainald und Christian ergriffen selbst die Fahnen und unter ihrer Führung stürzten sich die Deutschen, das Kriegslied: „Christ ist geboren" anstimmend, todesmuthig in die feindlichen Reihen. So furchtbar war ihr Ansturm, daß die Römer wichen und sich alsbald in wilde Flucht ergossen — zuerst die Ritter, dann

auch das Fußvolk, als es sich von der Reiterei verlassen sah. Ein Theil der Flüchtigen gewann die Straße nach Rom, Andere wurden zersprengt und verkrochen sich in Wäldern und Höhlen. Hitzig verfolgten die Deutschen die fliehenden Feinde bis tief in die Nacht; einige Ritter kamen bis an die Thore Roms. Mehr als 2000 Römer erlagen den feindlichen Schwertern, mehr als 3000, theils von der Ritterschaft, theils vom Fußvolk, geriethen in Gefangenschaft und wurden nach den Kerkern von Viterbo geschleppt. Kaum der dritte Theil des Heeres kehrte, wie berichtet wird, nach Rom zurück.

Es war eine der schwersten und zugleich unerwartetsten Niederlagen, welche die Römer je erlitten. Man wollte sie damit erklären, daß sie die Kriegskunst ihrer Vorfahren verlernt hätten und der offenen Feldschlachten entwöhnt seien, daß sie namentlich der deutschen Tapferkeit nicht Stand zu halten vermöchten. Aber dies Alles schien doch ungenügend, das ungeheure Unglück, welchem man nur das von Cannae an die Seite zu setzen wußte, ganz zu verstehen. Die Besiegten, wie die Sieger, sahen deshalb ein unmittelbares Walten Gottes in dem unbegreiflichen Ereigniß.

Ganz Rom war in der Nacht, welche dem Schreckenstage folgte, mit Wehklagen und Jammergeschrei erfüllt. Auch der Papst war auf das Tiefste bewegt und brach in Thränen aus, aber er sah, daß vor Allem gehandelt werden müsse, wenn die Stadt, die so viele Männer und Waffen verloren, nicht widerstandslos dem Feinde preisgegeben werden solle. Er sorgte dafür, daß die Thore und Mauern sorgsam bewacht, die Befestigungen, wo sie schwach waren, verstärkt wurden; auch von außen suchte er Hülfe zu gewinnen.

Im deutschen Heere war grenzenloser Jubel. Man hatte im römischen Lager eine unermeßliche Beute von Waffen, Kleidern, Pferden, Maulthieren und Eseln, wie auch an baarem Gelde gemacht. Diese ganze Beute wurde unter die Brabanzonen und Kriegsknechte vertheilt; die Ritter ließen sich an der Ehre des Sieges genügen. Unverweilt rückten die Sieger nach der Schlacht gegen Rom selbst vor, zerstörten die Burgen der Römer auf ihrem Wege, verheerten die Saaten derselben bis zum Tiber hin und lagerten endlich vor den Thoren der Stadt. Schon unterstützten sie Tivoli, Albano und andere Orte der Campagna; bald hofften sie, daß auch der Kaiser mit seinem Heere ihnen zu Hülfe kommen werde. Denn gleich nach der Schlacht hatten

sie ihm ihren glänzenden Erfolg gemeldet und ihn aufgefordert, in möglichster Eile sein Heer gegen Rom zu führen.

Hocherfreut hörte der Kaiser die Botschaft und gab Gott die Ehre des großen Sieges. Noch lag er vor Ancona, aber schon hatte sich, wie es scheint, ihm die Stadt ergeben. Sobald es ihm möglich war, brach er sein Lager dort ab und schlug den Weg gegen Rom ein. Unerwartet wurde er jedoch in einen neuen Kampf verwickelt, der sein Erscheinen vor Rom verzögerte und ihn über die Grenzen Apuliens führte.

Der Tod König Wilhelms I. hatte die Hoffnungen der aus dem sicilischen Reiche vertriebenen Barone, des Robert von Bassavilla, Richard von Aquila, Andreas von Rupecanina und Anderer aufs Neue belebt. Schon im Sommer 1166 waren Richard und Andreas von Ceccano (bei Frosinone) aus in Campanien eingedrungen, hatten Pastena belagert, doch nicht gewinnen können; dagegen hatten sie Castell Pica, Itri und Trajetto genommen und waren bis in die Nähe von Gaeta gelangt. Hier aber waren ihnen Vasallen des jungen Königs entgegengetreten und hatten sie zum Rückzug nach Ceccano genöthigt. Gleichzeitig scheint auch in Apulien ein Aufstand ausgebrochen zu sein, wo Robert von Bassavilla bedeutenden Anhang hatte.

Diese Aufstände an den Nordgrenzen des Reichs beunruhigten den königlichen Hof in Palermo um so mehr, als es bekannt war, daß Friedrich im Begriff stehe aufs Neue die Alpen zu überschreiten und auch Sicilien anzugreifen gedenke. Ein Ausländer, der Graf Gilbert von Gravina, ein Vetter der Königin-Mutter, stand damals in großem Ansehen am Hofe. Schon früher hatte er ein königliches Heer in Campanien befehligt und sich dabei hervorgethan*); um so mehr schien es geboten, ihm auch jetzt den Schutz der gefährdeten Provinzen zu übertragen; überdies wünschten seine Feinde, die seinen Einfluß auf die Königin fürchteten, ihn vom Hofe zu entfernen. Die Königin ernannte

*) Vergl. S. 492.

ihn zum Oberbefehlshaber in Apulien und Campanien, und Gilbert ging mit seinem Sohne Bertrand, der kürzlich zum Grafen von Andria erhoben war, im Spätjahr 1166 nach dem Festlande, um die vom Kaiser zunächst bedrohten Länder zu schützen.

Gilbert sammelte ein stattliches Heer und gewann nicht geringe Erfolge. Robert von Bassavilla und Andreas von Rupecanina standen von weiteren Angriffen ab und hielten es für gerathen, sich dem in der Lombardei vordringenden Heere des Kaisers anzuschließen; selbst der Graf Simon von Sora, der seit Jahren den eigenen Herrn gespielt hatte, unterwarf sich jetzt als Vasall dem Könige. Ganz Campanien war wieder dem sicilischen Reiche unterworfen und auch in Apulien war der Aufstand im Erlöschen; nur in den Abruzzen scheinen noch einige Burgen im Widerstande verharrt zu haben. Um die Zeit, als der Kaiser von Ancona aufbrach, belagerte ein normannisches Heer, bei welchem angeblich der junge König selbst war, eine dieser Burgen, welche für so wichtig galt, daß sie um jeden Preis eingenommen werden sollte.

Der Kaiser, der wahrscheinlich jetzt dieselbe Straße rückwärts verfolgte, die ihn im Jahre 1155 von Rom über Spoleto nach Ancona geführt hatte, hörte auf seinem Wege von der Belagerung jener Burg und entschloß sich sie zu entsetzen. In dem Lager, welches er aufgeschlagen hatte, ließ er seine Gemahlin und das gesammte Fußvolk zurück und eilte mit den Rittern dem Feinde entgegen. Obwohl man sich selbst Nachts nicht Ruhe gönnte, kam man doch erst in einigen Tagen in die Nähe des Feindes. Als die Normannen das Anrücken des Kaisers vernahmen, brachen sie sogleich ihr Lager ab und gaben die Belagerung auf. Denn sie glaubten, daß Friedrichs Heer größer sei, als es in Wahrheit war; überdies kannten sie bereits den Sieg der Deutschen bei Tusculum und fürchteten dessen Folgen. Der Kaiser eilte den abziehenden Normannen nach und verfolgte sie bis zu einem breiteren Flusse*); hier wurden mehrere normannische Ritter, welche nicht schnell genug das andere Ufer erreichen konnten, gefangen genommen. Aber der Uebergang über den Fluß war auch für die Ritter

*) Der Name des Flusses wird nicht genannt, eben so wenig der Name der vom Kaiser entsetzten Burg und der Burg des Robert von Bassavilla. Wir sind überhaupt über diese Vorgänge, so wenig zweifelhaft sie an sich sind, nur mangelhaft unterrichtet.

des Kaisers gefährlich; er entschloß sich deshalb von weiterer Verfolgung des Feindes abzustehen, kehrte zu der entsetzten Burg zurück und verstärkte ihre Befestigungen. Sodann belagerte er noch eine benachbarte Feste, welche Robert von Bassavilla gehörte, aber von dem normannischen Heere genommen war; ohne Mühe brachte er sie in seine Gewalt und gab sie Robert zu dessen großer Freude zurück*). Gleich nach diesen Erfolgen verließ er das apulische Gebiet und kehrte zu seiner Gemahlin und dem zurückgelassenen Fußvolk zurück.

Noch einige Tage verweilte der Kaiser am Tronto, der als der Grenzfluß Apuliens galt; ringsumher verwüstete er die Städte und Dörfer mit Feuer und Schwert; zugleich legte er den Bewohnern der Mark große Contributionen auf. Offenbar wollte er den Schrecken hier zum Grenzhüter setzen.

Wie lange und wie oft war seit den Zeiten Kaiser Lothars ein neuer Angriffskrieg auf das Normannenreich geplant worden! Auch Friedrich hatte sich seit Jahren mit dem Gedanken an einen solchen auf das Lebhafteste beschäftigt — und dieser kurze, fast abenteuerliche Streifzug nach Apulien war das einzige Ergebniß aller jener weitaussehenden Combinationen, die einzige Waffenthat, deren sich Friedrich gegen die Normannen rühmen konnte.

Immer dringender wurden die Aufforderungen an den Kaiser, mit seinem Heere nach Rom zu kommen. Vor Allem gingen sie von Papst Paschalis aus, der noch in Viterbo weilte und vor Verlangen nach dem Einzuge in Rom brannte. Da Friedrichs Ankunft sich verzögerte, schickte er endlich eine große Gesandtschaft an ihn ab, um ihn zu vermögen unverzüglich aufzubrechen und die Versprechungen zu erfüllen, welche er seinen Anhängern so oft gegeben hatte. Die Zeit sei gekommen, ließ Paschalis dem Kaiser sagen, wo er alle seine Feinde niederwerfen könne; die Saat sei reif zum Schneiden, die Trauben zur Ernte.

---

*) Robert von Bassavilla scheint nach der Schlacht von Tusculum zum kaiserlichen Heere zurückgekehrt zu sein.

Auch der Kaiser glaubte, daß es an der Zeit sei, den entscheidenden Schlag zu führen. Jubelnd brach er mit seinem Heere gegen Rom auf; um die Mitte des Juli stand er nicht weit von der Stadt. Immer mehr wuchs sein Heer. Die Schaar Herzog Friedrichs vereinigte sich wieder mit der Streitmacht des Kaisers. Auch der junge Welf stieß mit zahlreicher Ritterschaft zum Heere. Nachdem sein Vater bald nach Jahresanfang zur Wallfahrt nach Jerusalem aufgebrochen war*), hatte er selbst seine Rüstungen gemacht, war dann um Ostern über den Septimer gegangen und zunächst nach Pavia gezogen, um dort von den Beamten des Kaisers die ihm versprochenen Gelder in Empfang zu nehmen; auf seinem weiteren Zuge hatte er in Tuscien seine markgräfliche Stellung, so weit es ihm möglich war, zur Geltung gebracht. Auch Papst Paschalis hatte sich mit seinem ganzen geistlichen Hofstaat dem Gefolge des Kaisers angeschlossen.

Schon seit fast zwei Monaten lagen die Erzbischöfe Rainald und Christian mit ihren Rittern und Allen, die aus der Lombardei, in Tuscien und in der Campagna ihnen gefolgt waren, vor den Mauern Roms und verwüsteten die Umgegend. Die Stimmung in der Stadt war verzweifelt. Man war erbittert gegen den Papst, den man als die Ursache aller Leiden ansah. Er selbst hatte sich mit den Cardinälen in die Befestigungen der Frangipani bei S. Maria nuova, beim Titusbogen und dem Colosseum zurückgezogen; zuletzt war er in dem cartularischen Thurme am Titusbogen so gut wie belagert. Wiederholentlich hatte schon die Bürgerschaft Versuche gemacht, mit den deutschen Erzbischöfen ein Abkommen zu treffen, aber diese stellten als erste Bedingung, daß Alexander mit seinen Cardinälen und Oddo Frangipane ihnen ausgeliefert werden sollte — eine Bedingung, welche die Römer, auch wenn sie gewollt hätten, kaum erfüllen konnten.

Unfraglich schwebte Alexander in der größten Gefahr. Die Meinung war allgemein verbreitet, daß der Kaiser ihn um jeden Preis in seine Gewalt bringen wolle, und diese Meinung war nur zu begründet. Der junge König von Sicilien oder vielmehr Graf Gilbert, in dessen

*) Mit dem alten Welf brachen auch der Pfalzgraf Friedrich von Wittelsbach und der Burggraf Heinrich von Regensburg zur Wallfahrt auf; sie begegneten dem Kaiser auf ihrer Reise in Italien und feierten Ostern am heiligen Grabe.

Obhut der König stand, erkannte die verhängnißvolle Lage Alexanders. Er sandte zwei Galeeren mit vielem Gelde nach Rom und befahl den Führern derselben, das Geld dem Papste zu überliefern und ihn mit seinen Cardinälen auf den Galeeren in Sicherheit zu bringen. Glücklich liefen die Galeeren in der Tiber ein und landeten bei S. Paul; die Führer erschienen, von Oddo Frangipane geleitet, vor dem Papste. Freudig empfing dieser das Geld und die Ueberbringer, welche er acht Tage bei sich behielt. Nach Berathung mit den Cardinälen hielt jedoch der Papst nicht für rathsam, schon jetzt Rom zu verlassen; er schickte mit Dank die Galeeren zu dem König zurück. Auf denselben verließen Rom auch die Cardinaldiakone Manfred von S. Georg und Petrus von S. Maria in Aquiro, welche der Papst nach S. Germano bestimmt hatte, offenbar um ihm die Wege zur Flucht, wenn dieselbe unvermeidlich werden sollte, zu bereiten; denn kaum kann einem Zweifel unterliegen, daß der Papst schon damals zur Flucht entschlossen war, wenn nicht der Himmel ihn seinen Bedrängnissen durch eine wunderbare Wendung der Dinge entreißen werde.

Das sicilische Geld gab Alexander theils den Frangipanis und Pierleonis, um sie zu fernerem Widerstand zu ermuthigen, theils an die an den verschiedenen Stadtthoren aufgestellten Wachen. In der That scheint durch dieses Geld der Kampfmuth der Römer noch einmal belebt zu sein; wenigstens traf man ernstlich Anstalt die Leostadt zu vertheidigen. Nun aber geschah, was Rainald und Christian längst ersehnt, Alexander längst gefürchtet hatte, der Kaiser selbst rückte mit seinem Heere gegen Rom an; das Schicksal der Stadt und Alexanders schien damit entschieden.

Die Katastrophe vor Rom.

Am 24. Juli 1167 erschien Kaiser Friedrich mit großer Heeresmacht auf dem Monte Mario und ließ hier sein Lager aufschlagen. Unmittelbar zu seinen Füßen lag die Leostadt, der wohlbefestigte Theil Roms auf dem rechten Tiberufer, welcher den vaticanischen Palast, den Dom von S. Peter, zahlreiche andere Kirchen um denselben und die Engelsburg umfaßte. Mit seiner ganzen Ritterschaft, gerüstet wie sie noch vom Marsche war, brach er unverweilt auf und drang über die Neronischen Wiesen bis an das Hauptthor der Leostadt vor, die Porta

Viridaria, welche unmittelbar auf den großen Platz vor S. Peter führte.

Ein römisches Heer trat dem Kaiser vor dem Thore entgegen. Es kam hier zu einem heißen Kampfe, nach welchem die Römer jedoch hinter die Mauern zurückwichen. Der Kaiser drang, auf dem Fuß den Flüchtigen folgend, sogleich in die Leostadt ein und besetzte den Platz vor S. Peter und die demselben verbundenen Säulenhallen; die angrenzenden Häuser wurden geplündert und eingeäschert, von den Römern, die sich hier noch einmal widersetzt zu haben scheinen, mehrere getödtet, viele zu Gefangenen gemacht. Dem größeren Theil des römischen Heeres gelang es jedoch über die Tiberbrücke zu entkommen und sich in die weite Altstadt zurückzuziehen. Sie erwarteten dort zagend die Zukunft, ohne wieder den Deutschen entgegenzutreten.

Obwohl der größere Theil der Leostadt in des Kaisers Hand gefallen war, hatte er doch nicht allen Widerstand hier überwunden. Es trotzte ihm noch die Engelsburg, in welcher Dienstleute Alexanders lagen; nicht minder die Peterskirche, die mit ihren nächsten Umgebungen stark befestigt war und von den Anhängern des Papstes tapfer vertheidigt wurde. Schon am anderen Tage (25. Juli) griff der Kaiser mit seinen Rittern die Engelsburg an, doch wurden wiederholte Stürme erfolgreich abgeschlagen, so daß er endlich aufgab das Blut der Seinigen vergeblich an den Mauern der Burg zu vergießen. In den nächsten Tagen richtete er dann seine Angriffe gegen S. Peter, aber auch hier begegnete er herzhaftem Widerstand. Immer neue Angriffe wurden versucht, auch Wurfmaschinen gebaut und aus ihnen der Dom beschossen, ohne jedoch den Muth der Vertheidiger zu brechen; da tauchte der Gedanke auf, den Dom, wenn man ihn mit dem Schwerte nicht gewinnen könne, durch Feuer zu bezwingen.

Wenn man die breiten Marmorstufen, die zu S. Peter führten, von dem Platze hinaufstieg, lag links über den Stufen eine Kirche, S. Maria in Turri genannt, ein alter kunstreicher Bau, unmittelbar an den weiten Vorhof des Doms angrenzend. An diese Kirche wurde am 29. Juli Feuer gelegt*), und bald war sie ein Raub der Flammen. Kostbare Kunstwerke gingen mit ihr unter. So wurde ein reich mit

*) Ob der Befehl vom Kaiser selbst ausging, ist fraglich. Die Alexandriner behaupteten es, aber von anderen Seiten wird es in Abrede gestellt.

Gold verziertes Mosaikbild Christi zerstört, welches an der Hintermauer angebracht war; man meinte, daß es in Italien seines Gleichen nicht gehabt habe. Nicht minder betrauerte man ein vergoldetes Bild des heiligen Petrus, welches an der Vorderseite der Kirche geprangt hatte. Da sich unmittelbar an diese der Vorhof der Peterskirche schloß, zu welchem den Eingang kunstreiche eherne Pforten bildeten, sprangen die Flammen auch auf den Vorhof hinüber, und die ehernen Pforten brachen zusammen *).

Die Besatzung des Doms, welche von dem Dache desselben kämpfte, sah jetzt, daß weitere Gegenwehr unmöglich sei und sie auf Entsatz nicht mehr zu rechnen habe. Sie fürchtete, daß bei fortgesetztem Kampfe nicht sie allein, sondern auch das von ihr vertheidigte Heiligthum sicherem Untergang geweiht sei, und beschloß deshalb den Dom und sich selbst den Kaiser zu übergeben. Sie leistete einen Schwur, daß sie die Kirche nicht weiter gegen den Kaiser und seine Anhänger vertheidigen, vielmehr fortan ihm Treue und Gehorsam leisten würde. Hierauf zog die Besatzung ungefährdet ab, und S. Peter wurde von den Kaiserlichen besetzt **).

Obwohl der Dom nun inmitten wüster Trümmerhaufen lag, war er doch am folgenden Tage — es war ein Sonntag — der Schauplatz einer glänzenden Festlichkeit. Papst Paschalis wurde feierlichst an diesem Tage inthronisirt; er selbst las dann die Messe, setzte dem siegreichen Kaiser einen goldenen Reif, das Zeichen des Patriciats, auf das Haupt und ertheilte 15 Erzbischöfen und Bischöfen im kaiserlichen Gefolge die Bischofsweihe. Noch größerer Glanz wurde zwei Tage später an Petri Kettenfeier (1. August) im Dom entfaltet. Unter unendlichem Jubel krönte da Paschalis den Kaiser und seine Gemahlin

*) Die Vernichtung dieser Pforten wurde schwer empfunden; man sagte, daß dieselben von den Viterbesen im Heere des Kaisers fortgeschleppt seien. Papst Innocenz III. verlangte deshalb im Jahre 1200 im Frieden mit Viterbo, daß diese Stadt die Pforten herstellen solle.

**) Die zuverlässigen Quellen berichten Nichts von Kämpfen in S. Peter selbst, von Niedermetzelungen der Vertheidiger vor den Altären u. s. w. Allerdings hat man bald von solchen Vorgängen erzählt und namentlich den jungen Herzog Friedrich von Schwaben als den Hauptschuldigen an diesen Gräueln bezeichnet; doch fehlt allen diesen Erzählungen genügende Beglaubigung. Ueber das weitere Schicksal der Engelsburg sind wir ohne Nachrichten; vielleicht ergab sich auch dort die Besatzung, nachdem S. Peter in den Händen des Kaisers war.

mit Diademen, die in dem reinsten Golde und den kostbarsten Edelsteinen strahlten. Beatrix, obwohl längst gegen die frühere Sitte Kaiserin genannt, empfing erst jetzt die der Gemahlin des Kaisers gebührende Weihe. Friedrich ließ diesen festlichen Tag nicht vorübergehen, ohne die Verdienste Rainalds von Köln besonders anzuerkennen; er stellte an demselben dem Erzbischof eine Urkunde aus, durch welche er ihm als „Lohn für so viele ausgezeichnete Dienste und besonders für den Sieg, den er jüngst mit der kölnischen Ritterschaft über die Römer gewonnen und durch welchen er das Reich hoch erhoben", den Reichshof zu Andernach mit der Münze, dem Zoll und der Gerichtsbarkeit daselbst, wie den Reichshof Eckenhagen mit seinen Silbergruben und allem Zubehör für die kölnische Kirche schenkte.

Der Sieg des Paschalis schien vollständig, aber damit war das Schisma keineswegs beendigt; denn mitten in solcher Fülle des Glücks traf den Kaiser das Mißgeschick, daß es Alexander gelang aus Rom zu entkommen. Der Triumph Friedrichs verlor seine volle Bedeutung, als dieser sein gefährlichster Gegner ihm entrann, und zugleich wurde der Sieg des Paschalis in Frage gestellt.

Als der Kaiser um S. Peter kämpfte, soll nach dem Bericht eines gutunterrichteten Zeitgenossen noch einmal ein Versuch, auf friedlichem Wege den Kirchenstreit beizulegen, gemacht sein. Konrad von Wittelsbach, der abgesetzte Erzbischof von Mainz, einst der Günstling des Kaisers, jetzt der vertrauteste Rath Alexanders, begab sich — so erzählt der Cardinal Boso — mit Bewilligung des Papstes zum Kaiser. Durch Konrad soll dann der Kaiser den Cardinälen das Anerbieten gemacht haben, daß er, wenn sie Alexander zur Entsagung, bei welcher die Gültigkeit aller seiner Ordinationen zugesichert werden solle, bewegen würden, auch er seinerseits Paschalis fallen lassen wolle; es solle danach die gesammte Geistlichkeit zusammentreten und einen Dritten zum Papste wählen; er selbst werde der Kirche dann dauernden Frieden sichern und sich nicht weiter in die Papstwahl mischen. Zugleich soll der Kaiser dem römischen Volke die Zurückgabe aller Gefangenen und sämmtlicher Beutestücke in seinen Händen zugesagt haben. Das Volk, erzählt Boso weiter, war hierüber sehr erfreut und drang in Alexander der Tiara zu entsagen, während die Cardinäle mit Entschiedenheit dem Kaiser erklärten, daß sie nicht berufen seien über den Papst zu richten; Alexander selbst aber entzog sich dem Drängen des Volkes und beschloß,

nachdem er sich mit einigen vertrauten Cardinälen im Geheimen berathen, aus der Stadt zu fliehen.

Dies ist Bosos Bericht, aber offenbar ist in demselben Manches verschwiegen, Anderes entstellt. Es liegt kein zwingender Grund vor zu bezweifeln, daß durch Konrad von Wittelsbach Friedensverhandlungen eingeleitet seien; jedoch ist klar, daß bei solchen der Kaiser schlechthin auf der Anerkennung des Paschalis bestehen mußte. Unmöglich konnte er diesen Kirchenfürsten in dem Augenblicke, wo er ihn nach Rom geführt hatte, bei Seite schieben; unmöglich ihn preisgeben, nachdem er durch den Würzburger Eid zu seiner Aufrechthaltung unbedingt verpflichtet war. Allerdings hat ihn später die Noth gezwungen gegen jenen Eid zu handeln, aber ein solcher Zwang war jetzt für ihn mitten im Siege am wenigsten vorhanden. Und wie hätte er ohne seine ganze Autorität zu gefährden einen Papst beseitigen können, dessen Anerkennung in Deutschland und Italien er so eben erst mit allen ihm zu Gebote stehenden Zwangsmitteln durchgesetzt hatte? Der Kaiser scheint deshalb von den Cardinälen Alexanders verlangt zu haben, daß sie selbst, wenn sie Frieden haben wollten, das Absetzungsurtheil über Alexander aussprechen sollten, und auf eine solche Forderung weist selbst die Antwort hin, welche Boso den Cardinälen in den Mund legt: sie seien nicht befugt den Papst vor ihr Gericht zu ziehen, da das Gericht über ihn sich Gott selbst vorbehalten habe; nach der heiligen Schrift sei der Jünger nicht über den Meister.

Es liegt die Vermuthung nahe, daß jene Verhandlungen, wenn sie überhaupt stattfanden, nicht ernst gemeint waren, sondern nur über die schon beabsichtigte Flucht Alexanders täuschen sollten. Wie die Flucht bewerkstelligt wurde, verschweigt Boso, und wir haben auch sonst darüber keine zuverlässige Kunde. Den cartularischem Thurm der Frangipani soll der Papst in Pilgerkleidung, nur mit geringer Begleitung, verlassen haben und dann auf einem Nachen den Tiber hinabgefahren sein. Am dritten Tage sah man ihn am Vorgebirge Circeo, wo er an einer Quelle mit seinen Gefährten das Frühmahl hielt; man nannte den Born seitdem „die Papstquelle". Als er dann ein Flüßchen, die Legula genannt, überschritten, strömten ihm schon Kleriker und Laien in großer Menge zu, und unter Frohlocken hielt der Gerettete seinen Einzug in Terracina. Von Gaeta, wo er den päpstlichen Ornat wieder anlegte, folgte ihm ein zahlreiches Geleit von Bischöfen durch das sici-

lische Gebiet nach Benevent. Hier war er wieder im eigenen Lande. Die Cardinäle, welche er in Rom zurückgelassen hatte, fanden auch bald den Weg zu ihrem Herrn, um den sich ein größerer Hofstaat wieder zu bilden anfing.

Nirgends ist der Tag der päpstlichen Flucht bestimmt verzeichnet, doch muß sie gegen Ende des Juli erfolgt sein; noch in der letzten Stunde entging Alexander den Galeeren Pisas, welche unmittelbar darauf in den Tiber einliefen. Der Kaiser hatte, als er gegen Rom rückte, von Pisa schleunigst Unterstützung durch 8 Galeeren verlangt, und die Stadt, welche sich damals in Dienstfertigkeit gegen ihn überbot, eilte der Aufforderung zu entsprechen. Schon vorher hatte sie die Friedensunterhandlungen mit Genua eröffnet, um sich unbehinderter an dem Kriege gegen Rom und Sicilien betheiligen zu können; als sich diese Unterhandlungen zerschlugen, suchte sie auf alle Weise zu hindern, daß auch Genua an dem Zuge theilnahm, und erbot sich sogar dem Kaiser die doppelte Ausrüstung zu stellen, wofern er nur auf den Beistand Genuas verzichten wolle. Wirklich hatte sie bereits eine Flotte von 50 Galeeren, 35 Saettien und vielen kleineren Schiffen zum Dienste des Kaisers gerüstet, welche im Anfang August in See gehen sollte. Schleunigst sandte sie jetzt die verlangten 8 Galeeren unter Führung zweier Consuln und anderer erfahrener Männer nach Rom. Die Galeeren liefen in der Tibermündung ein und zerstörten die Dörfer und Kirchen am Ufer; eine Galeere, auf welcher die Consuln selbst waren, landete mit erhobenen Bannern glücklich an der Marmorata in der Nähe der sublicischen Brücke.

Die Flucht des Papstes und die Landung der pisanischen Schiffe zeigten dem Senate und dem Volke Roms, daß jeder weitere Widerstand vergeblich sei. Mochten die Frangipani, Pierleoni und Corsi mit einigen anderen Großen im Vertrauen auf ihre festen Thürme den Kampf noch fortsetzen wollen, Senat und Volk sahen nur noch in der schleunigsten Unterwerfung Heil. Sie schickten deshalb Gesandte an den Kaiser, um die Bedingungen zu erfahren, unter welchen er die Stadt wieder zu Gnaden annehmen wolle. Der Kaiser verlangte, daß Senat und Volk ihm und dem Papste Paschalis Treue schwören, Oddo Frangipani und dessen Anhang bekämpfen, 400 Geiseln stellen und einen neuen Senat nach seinem Willen einsetzen sollten; überdies sollte Johannes, der

Sohn des in der Verbannung verstorbenen Stadtpräfecten Petrus*), als kaiserlicher Präfect der Stadt anerkannt und aufgenommen werden. Ohne Zögern nahmen die Senatoren die Forderungen des Kaisers an und leisteten ihm sogleich den Eid der Treue; auch die verlangten Geiseln wurden gestellt. Der Kaiser schickte dann unverzüglich Gesandte in die Stadt jenseits des Tiber, damit ihm auch von allem Volk Treue geschworen würde.

Aber gerade, während die Gesandten des Kaisers die Unterwerfung der Stadt entgegennahmen, als er, wie ein Zeitgenosse sagt, über die Stadt, die Welt und die gesammte Kirche zu triumphiren schien**), traf ihn das furchtbarste Verhängniß. Eine Macht hemmte seinen Schritt, gegen die alle menschliche Kraft Nichts vermag. In der fieberschwangeren Sommerluft Roms entwickelte sich eine Seuche, wie sie in solcher Heftigkeit und Verbreitung selbst hier beispiellos war. Kaum war das Halleluja in St. Peter verhallt, so ertönte das Miserere aller Orten in der schauerlichsten Weise.

Es war am Tage, nachdem man St. Peters Kettenfeier so festlich begangen hatte, daß nach einem heiteren Morgen plötzlich über Rom ein gewaltiges Unwetter einbrach. Der Himmel verfinsterte sich, und ein wolkenbruchartiger Regen, welchen die Römer damals Bazabo nannten, ergoß sich unter Donner und Blitz über die Stadt und das kaiserliche Lager. Bald darauf heiterte sich die Luft wieder auf und erglänzte von wunderbarer Klarheit, die Sonne sandte versengende Strahlen auf die Erde herab. Wenige Stunden genügten dann die verheerendste Fieberpest zu erzeugen. Die Krankheit verbreitete sich eben so schnell, wie in der Stadt, auch im Lager. Sie befiel hier alle Stände, Hohe und Niedere, Geistliche und Weltliche. Selbst die Pferde und Lastthiere wurden von einer tödtlichen Mattigkeit befallen, so daß man in die größte Noth gerieth, da weder die nothwendigen Lebensmittel, noch ärztliche Hülfe beschafft werden konnten. Bald hielt der Tod reichliche Ernte, und der Leichengeruch, der von allen Seiten aufstieg, steigerte das Uebel. Der Kaiser war einer der Wenigen, welche sich aufrecht erhielten, aber er

*) Vergl. S. 247.
**) Joann. Saresb. ep. 201.

sah die Nothwendigkeit ein, diesen todesschwangeren Boden möglichst schnell zu verlassen. Es war ihm unmöglich, mit dem von Fieber geplagten Heere jetzt die Grenzen des Königs von Sicilien zu überschreiten; er beschloß also den Rückweg anzutreten und zunächst nach Tuscien zu retten, was sich von dem Heere retten ließ.

Indessen war die Vereidigung der Römer begonnen worden, aber es war fraglich, ob sie sich unter solchen Umständen durchführen ließe. Alles mußte jedoch dem Kaiser daran liegen, die Stadt für sich und Papst Paschalis dauernd in der Treue zu erhalten, und er willigte deshalb in die Feststellung eines Vertrags mit den Römern, der ihnen nicht geringe Vortheile gewährte. Hiernach sollten die zukünftigen Senatoren, wie es die gegenwärtigen bereits gethan, und das ganze römische Volk dem Kaiser den Treueeid leisten und schwören, ihm die Krone des römischen Reichs zu wahren und gegen Jedermann zu vertheidigen, ihn zur Erhaltung seiner Gerechtsame innerhalb und außerhalb der Stadt zu unterstützen und sich weder mit Rath noch mit That an Anschlägen zu betheiligen, welche gegen seine persönliche Freiheit oder eine Schädigung seines Leibes gerichtet wären; überdies mußten sie geloben, daß sie ohne Genehmigung des Kaisers oder seines Bevollmächtigten in Zukunft keinen Senat einsetzen würden. Dagegen versprach der Kaiser für ewige Zeiten dem Senat seine bisherigen Machtbefugnisse zu erhalten und noch zu vermehren, unter der Voraussetzung, daß derselbe nur mit seiner Genehmigung eingesetzt werde und ihm gehorsam sei; er verhieß überdies ein Privilegium mit goldener Bulle auszustellen, welches die Bestätigung des Senats enthalten solle, wie die Zusage, daß er allen rechtmäßigen Besitz des römischen Volkes, so weit es in seiner Macht stehe, unversehrt erhalten, die alten Gewohnheitsrechte der Stadt und die Pachtverträge sichern werde; in demselben Privilegium sollte zugleich verbrieft werden, daß von den Römern in seinem ganzen Reiche keine Straßen-, Thor-, Durchgangs- oder Flußzölle erhoben werden dürften und wer sie zu erheben wagte, in eine Strafe von 100 Pfund Gold verfalle; dies Alles sollte im Privilegium auch durch die Unterschrift der Fürsten des kaiserlichen Hofes bestätigt werden. Ob eine Urkunde solchen Inhalts wirklich ausgestellt wurde, läßt sich nicht ermitteln, aber sicher ist, daß der Senat und das Volk Roms in der Folge zum Kaiser und dem Papste Paschalis hielten, obwohl diese selbst kurze Zeit darauf von der Stadt abzogen.

Nach der Angabe des Cardinals Boso soll der Kaiser am 6. August Rom verlassen haben; wir wissen, daß er noch an diesem Tage eine Urkunde im Lager auf dem Monte Mario ausstellte. Wie bei seiner ersten Anwesenheit hatte der Kaiser auch diesmal die eigentliche Altstadt auf dem linken Tiberufer nicht betreten, und niemals ist er in der Folge wieder nur bis an die Mauern der Stadt gelangt, von der er seinen kaiserlichen Namen führte. Er mochte sich des Sieges über die Römer rühmen, aber es war ein Sieg überreich an Thränen, dessen er sich nicht freuen konnte.

Als der Kaiser vom Monte Mario abzog, konnte er nur einen Theil des Heeres mit sich nehmen. Viele seiner Krieger blieben krank im Lager zurück, und der Kaiser sorgte für dieselben, so gut er vermochte. Nicht Wenige von diesen sind bald der Seuche erlegen; die Römer, welche Mühe genug hatten ihre eigenen Todten zu bestatten, mußten auch den Fremden das Grab bereiten. Namenloses Elend herrschte in der Stadt, die fast verödete: die vor Tusculum Gefallenen waren noch nicht vergessen, und wieder häuften sich Leichen auf Leichen. Von der Schwere des Unglücks erdrückt, ergab man sich willig in alle Anordnungen, welche der Kaiser bei seinem Abzuge traf. Der Präfect Johannes blieb in der Stadt zurück; die Vereidigungen wurden fortgesetzt und stießen auf keinen Widerstand. Auch der getreue Acerbus Morena von Lodi, welchen der Kaiser zu seinem Hofrichter ernannt hatte, war mit diesem Geschäft betraut; als auch er vom Fieber befallen wurde, bat er wiederholt den Kaiser um die Erlaubniß zur Rückkehr nach der Heimat, aber er erhielt sie erst, als es zu spät war. Die meisten Lombarden und Tuscier, welche dem Tode entrannen, werden auf dem kürzesten Wege nach ihrer Heimath zurückgekehrt sein. Die pisanischen Galeeren sandte der Kaiser nach Hause und befahl dort zu melden, daß nicht eher, als bis er selbst nach Pisa käme, die große für ihn gerüstete Flotte auslaufen solle; den Beistand, den ihm Pisa zu Rom geleistet, erkannte er dankbar an*).

Der Kaiser selbst nahm, begleitet von seiner Gemahlin, seinen Söhnen und dem Papst Paschalis, zunächst den Weg nach Viterbo;

*) Die Galeeren kehrten erst am 21. August nach Pisa zurück.

hier ließ er den Papst und die römischen Geiseln, welche ihm hatten folgen müssen, zurück. Nachdem er dann unter unaufhörlichen Verlusten das Heer weiter geführt, beschloß er auf der wald- und quellenreichen Höhe des Monte Amiata längere Rast zu halten. Bisher auf seine Person wenig bedacht, glaubte er doch jetzt auch selbst zur Fürsorge ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen zu müssen; eine Ader wurde ihm geschlagen, und seine Gesundheit hielt dann weiter in allen Leiden Stand. Nach einiger Zeit setzte man den Marsch durch Tuscien weiter fort; man fand hier mannigfache Unterstützung, mußte aber doch viele Erkrankte zurücklassen. Gegen Ende des Augusts traf der Kaiser in Pisa *) ein, wo es ihm und den Seinen an Pflege nicht fehlte. Ungehindert nahm er dann den Weg über Lucca auf der alten Heerstraße nach dem Paße bei Pontremoli; bei diesem Orte schlug er am 4. September sein Lager auf.

Der Paß, der am Col della Cisa über den Apennin führt, bot dem Heere den einzigen bequemen Weg nach der Lombardei. Um so weniger rechnete der Kaiser auf Widerstand, als er erst vor Kurzem den Leuten von Pontremoli große Vergünstigungen ertheilt hatte **). Demungeachtet waren sie inzwischen von den aufständigen Lombarden, namentlich den Cremonesen, gewonnen worden, um dem Kaiser den Weg zu verlegen. Als das Heer desselben beim Mittagsmahle war, wurde das Lager plötzlich angegriffen und von einem Pfeilregen überschüttet. Das Heer des Kaisers gerieth in die bedenklichste Lage, da die Höhen umher überall von einer überlegenen Zahl von Feinden besetzt waren. Gottfried von Viterbo, der zugegen war, berichtet: der Kaiser selbst habe wie ein Löwe gekämpft, auch die Kaiserin habe zu den Waffen gegriffen und ihr Haupt mit zwei Schilden gegen die

*) In einer damals vom Kaiser ausgestellten Urkunde erscheinen als Zeugen Erzbischof Christian von Mainz, die Bischöfe Rudolf von Straßburg und Ludwig von Basel, Abt Hermann von Fulda, der Kanzler Philipp, der Protonotar Heinrich, Herzog Berthold von Zähringen, Markgraf Dietrich von der Lausitz, Herzog Udalrich von Böhmen, Graf Robert von Bassavilla, die Burggrafen Burchard von Magdeburg und Konrad von Nürnberg. In einem wenig später (4. Sept.) bei Pontremoli erlassenen Privilegium für die Herren von Buggiano werden als Zeugen genannt Erzbischof Christian von Mainz, Herzog Berthold von Zähringen, Burggraf Burchard von Magdeburg, Arnold von Dorstadt und mehrere Italiener aus Lucca und Florenz.

**) Vergl. S. 531.

feindlichen Pfeile gedeckt, selbst die Siechen und Sterbenden seien genöthigt worden ihr Leben kämpfend zu schützen, Alles habe nach Waffen verlangt, aber es habe an solchen gefehlt, da man sie großentheils zurückgelassen, um nur die Tragbahren der Kranken fortschaffen zu können. Dennoch gelang es, sich gegen den übermächtigen Feind zu vertheidigen und den ganzen Troß mit den Lebensmitteln zu retten.

War der Kaiser auch der äußersten Gefahr entronnen, so sah er doch die Unmöglichkeit ein, den Uebergang über den Paß zu erzwingen, und zog sich deshalb bis in die Nähe eines mehr dem Meere zu gelegenen Ortes, der Malnidum genannt wird*), zurück. Rings auf den Vorhöhen des Apennin lagen hier die Burgen des mächtigen Markgrafen Opizo Malaspina, und dieser bot sich jetzt selbst dem Kaiser zum Geleit dar. Auf einem steilen und schmalen Pfade führte er den Kaiser und sein Heer über das Gebirge**). „Wir wurden gezwungen", sagte später Friedrich selbst, „durch einen engen Spalt hindurchzuschleichen unter der größten Gefahr für unsere eigene Person, für ein so großes Heer, für unsere Gemahlin und unsere Söhne." Es war ein felsiges, ödes Land, durch welches man zog, und der Kaiser soll den Markgrafen gefragt haben, wovon er hier sich erhalte; der Markgraf erwiederte ihm: „Vom Raube."

Endlich stieg man in die südlichen, noch gebirgigen Theile des Gebietes von Piacenza hinab, durchzog dieselben ohne weitere Fährlichkeiten und erreichte glücklich Pavia. Am 12. September langte der Kaiser hier an, wo er und sein sieches Heer die freundlichste Aufnahme fanden. Die Kranken erhielten Bäder und die ihnen entsprechende Kost; Alles, was sie bedurften, wurde ihnen willig gereicht. Dankbar gedachte der Kaiser noch nach Jahren der Dienste, welche damals Pavia ihm und dem Reiche geleistet hätte und welche er und die Seinen der treuen Stadt immer vergelten würden.

---

*) Es soll das jetzige Villafranca in der Lunigiana an der Magra sein. Zwischen Pontremoli und Villafranca liegt Filattiera mit einem alten Schloß der Malaspina.

**) Es wird im Wesentlichen dieselbe Straße gewesen sein, auf welcher im April 1268 Konradin mit seinem Heere, geführt von den Ghibellinen von Piacenza, den ihm versperrten Paß von Pontremoli umging.

Aus der entsetzlichen Katastrophe vor Rom hatte der Kaiser sich, die Seinen und einen großen Theil des Heeres gerettet, aber sein Rückzug war doch ein überaus kläglicher gewesen, und alle Welt sah, daß das Glück sich von dem noch vor Kurzem so siegesgewissen Fürsten abgewendet hatte. Ueberdies hatten Viele, die dem Kaiser gegen Rom gefolgt waren, ihr Leben verloren und unter ihnen hochangesehene Fürsten und Männer, welche bisher die ersten Stellen in seinem Rathe eingenommen hatten. Nach den zuverlässigsten Berichten hatte Friedrich, ehe er nach Pavia gelangte, Zweitausend der Seinigen durch die Seuche eingebüßt, Fürsten, Ritter und Schildknappen mit einander. So groß dieser Verlust war, wurde er doch noch sehr übertrieben, ja man hat in Deutschland, als die ersten Schreckensnachrichten dorthin gelangten, geglaubt, daß fast das ganze Heer des Kaisers vor Rom untergegangen sei.

Mehrere der Kirchenfürsten, welche bisher die Politik des Kaisers am meisten gefördert hatten, erlagen der Seuche. Man dachte an das Wort, welches der Herr bei dem Propheten Ezechiel*) zu den Würgeengeln spricht: „Fanget an an meinem Heiligthum.“ Zuerst starb Bischof Daniel von Prag; am 9. August endete er vor Rom, wo er krank zurückgeblieben war. Nicht nur auf alle Verhältnisse Böhmens hatte er Jahrzehnte hindurch bestimmend eingewirkt, sondern auch beim Kaiser die größte Gunst genossen. Die gewichtige Unterstützung, welche Friedrichs Politik bisher von Böhmen erhalten, beruhte zum großen Theile auf Daniels Person. In seiner Jugend hatte er in Frankreich eine ausgezeichnete Bildung genossen und sich juristische Kenntnisse angeeignet, die ihn zu schwierigen Staatsgeschäften befähigten. So oft der Kaiser in Italien verweilte, suchte er deshalb den vielgewandten Mann, dem auch Kenntniß der italienischen Sprache beiwohnte, an seine Seite zu ziehen und betraute ihn dort mit wichtigen Geschäften; um so tiefer empfand er jetzt den Verlust des klugen Böhmen. Die Gebeine Daniels wurden, nachdem das Fleisch von ihnen gelöst war, nach Prag gebracht, um dort ihre Ruhestätte zu finden. Der Klerus hat ihnen zwar dort ein kirchliches Begräbniß nicht verweigert, aber mehrere Jahre unterließ er es, Seelenmessen für den abgeschiedenen

*) Ezechiel 9, 6.

Bischof zu lesen, da sich Böhmen bereits damals von dem schismatischen Paschalis zu trennen anfing. Da erschien Daniel dem Abte Godschalk vom Prämonstratenserkloster Selau im Traume und erinnerte ihn, wie er nur ungern dem Kaiser nach Rom gefolgt sei, und forderte ihn auf, für sein Seelenheil zu sorgen; der Abt erwirkte dann, daß in Prag, Selau und an anderen Orten die Seelenmessen für Bischof Daniel gehalten wurden.

Noch an demselben Tage, wie Daniel, starb der Bischof Alexander II. von Lüttich vor Rom. Gleich seinem Vorgänger Heinrich war er dem Kaiser stets dienstwillig gewesen; aber sein Pontificat war kurz, nur wenige Tage, nachdem er von Papst Paschalis die Weihe empfangen, fand er sein Ende. Das Bisthum Lüttich kam nach ihm an jenen Rudolf von Zähringen, dessen Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz sich einst der Kaiser so entschieden widersetzt hatte*). Ohne Frage hat Friedrich selbst jetzt die Wahl Rudolfs betrieben, da dessen Bruder Berthold in der letzten Zeit ihm treffliche Dienste geleistet hatte; auch der Graf Heinrich von Namur, der Mutterbruder Rudolfs, war für die Wahl thätig. Rudolf war ein scharfsinniger und thätiger Mann, aber habgierig und ehrgeizig; seine Verwaltung ist für das Bisthum kein Segen gewesen. Hatte er einst Alexander anerkannt, so trug er jetzt kein Bedenken Paschalis zu huldigen.

Am 11. August starb dann, wohl auch noch vor Rom, Bischof Hermann von Verden. Obgleich er fast zwanzig Jahre sein Bisthum verwaltet hatte, ist von seiner Thätigkeit für dasselbe weniger überliefert, als von den zahlreichen Diensten, welche er dem Kaiser in Italien geleistet hatte. Von dem Roncalischen Tage und dem Beginne des Schismas an war Hermann mit seinem Freunde Bischof Daniel unablässig bemüht gewesen die Macht des Kaisers in Italien festzustellen. Meist finden wir die Beiden vereint, wie sie denn mit einander noch in ihren letzten Lebenstagen als kaiserliche Vicare für die richterlichen Geschäfte Italiens erscheinen; rasch nach einander haben sie dann ein trauriges Ende gefunden. Man rühmte Hermanns Frömmigkeit, Weisheit und Herzensgüte, man pries seine heiteren, gefälligen Umgangsformen, wie seine Gerechtigkeitsliebe; durch die Freundlichkeit seines Wesens scheint er selbst seine Feinde versöhnlich gestimmt zu haben.

*) Vergl. S. 370—372.

Nichtsdestoweniger war er von festem Charakter, und der Kaiser konnte ihm ohne Besorgniß die mißlichsten Angelegenheiten übertragen. Nie hatte Friedrich das unbegrenzte Vertrauen, welches er dem Verdener Bischof schenkte, zu bereuen; ihm hatte er es noch zu danken gehabt, wenn bei dem Aufstande der Lombarden Pavia in der Treue erhalten wurde. Das erledigte Bisthum ging auf Hermanns Kapellan Hugo über, der mit seinem Herrn nach Italien gekommen war. Unzweifelhaft hat der Kaiser selbst Hugos Wahl veranlaßt; er hat den neuen Bischof auch in dem Nachlaß und in den Rechten seines Vorgängers gegen Angriffe zu schützen gewußt.

So schwer der Verlust Hermanns und Daniels den Kaiser traf, viel tiefer mußte es doch ihn ergreifen, daß am 14. August auch Erzbischof Rainald vor Rom der Pest erlag. Ein Mann von außerordentlicher Begabung und unermüdlicher Thätigkeit, war er seit zehn Jahren als Kanzler und Erzkanzler Friedrichs in allen wichtigen Geschäften des Reichs wirksam gewesen, nicht selten den Kaiser fast ebenso bestimmend, als von ihm bestimmt. Seit den ersten Streitigkeiten, die zwischen Friedrich und dem Papstthum ausbrachen, hat Rainald unausgesetzt den Kaiser zu energischem Widerstand gestachelt; ihm vor Allem maß man die Entstehung des Schismas, die Wiederbelebung desselben nach dem Tode Victors IV., die jede Beilegung ausschließenden Würzburger Beschlüsse bei, und unfraglich war er in allen diesen Dingen die treibende Kraft gewesen. Die Alexandriner sahen ihn deshalb als das eigentliche Haupt der Schismatiker an und verfolgten ihn mit erbitterterem Hasse als den Kaiser selbst. Auch sonst hat es Rainald an Feinden nicht gefehlt. Eine herrische Natur, die keinen Einfluß neben sich beim Kaiser gelten lassen wollte, gerieth er mit dessen nächsten Verwandten, dem Pfalzgrafen Konrad und dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, in Streitigkeiten, die niemals ausgeglichen wurden; auch mit Herzog Heinrich dem Löwen stand er in seiner letzten Lebenszeit in geradezu feindlichem Verhältniß. Es konnte nicht fehlen, daß ein Fürst von so starkem Selbstgefühl, wie es Rainald beiwohnte, sogar mit seinem kaiserlichen Herrn selbst hart an einander gerieth und es Zeiten gab, in denen Rainald an seinem eigenen Werke zu verzweifeln anfing. Aber immer hat er sich wieder aufgerafft, und auch der Kaiser konnte sich nicht von einem Diener trennen, dem er so Großes verdankte. Noch in den letzten Tagen hatte es der Kaiser vor aller Welt

verkündet, wie Rainald das Reich hoch erhoben, und bei der Nachricht von seinem Tode sprach er aus, wie das plötzliche und unerwartete Abscheiden des Erzbischofs die schmerzlichste Wunde seinem Herzen geschlagen habe; denn stets sei dieser bedacht gewesen die Ehre und Mehrung des Reichs allen eigenen Vortheilen voranzustellen und mit glühender Seele Alles zu fördern, was dem kaiserlichen Ruhme dienstlich sei. Mochte Friedrich bald erkennen, daß ihn Rainald zu Schritten im Schisma ermuthigt hatte, die besser unterblieben wären, so konnte dies doch die unleugbaren Verdienste desselben um die Hebung der Reichsgewalt nicht bei ihm in Vergessenheit bringen, und vor Allem mußte er den Verlust des vielgewandten und energischen Mannes in einer Zeit schwer empfinden, wo er sich rings von Gefahren umdrängt sah.

Auch in Köln wurde Rainalds Tod tief betrauert, obwohl man seine kirchliche Stellung dort wohl nie allgemein gebilligt hatte. Nur wenig über acht Jahre hatte er dem Erzstift vorgestanden und war während dieser Zeit meist in Staatsgeschäften von seiner Residenz entfernt gewesen; dennoch hatte er die Pflichten gegen sein Bisthum keineswegs versäumt. Er hielt auf Zucht und Ordnung unter dem Klerus. Den ketzerischen Lehren der Katharer, welche von Flandern eindrangen, trat er scharf entgegen; im Jahre 1165 wurden vier Männer und ein junges Mädchen von dieser Secte vor den Thoren von Köln verbrannt. Vor Allem aber hob er die Einkünfte des Erzstifts, indem er theils die Güter desselben besser bewirthschaften ließ, theils ihm neue große Schenkungen vom Kaiser gewann. So erlangte er die Mittel zu seinem reichen Hofhalt und zu den großen Bauten, mit welchen er die Stadt zierte. An dem Dome errichtete er zwei stattliche Thürme, und in der Nähe desselben erbaute er einen prächtigen Palast mit zahlreichen Kapellen; den Dom und diesen Palast schmückte er mit kostbaren, aus der Mailänder Beute stammenden Tapeten. Es war seine Absicht, mit Unterstützung der Bürgerschaft eine steinerne Brücke über den Rhein anzulegen, um die Verbindung mit Deutz zu erleichtern, und nur sein Tod vereitelte den Plan. Einen sehr reichen Reliquienschatz gewann er seiner Kirche, und Nichts hat seinen Namen bei den Kölnern auf die Dauer mehr verherrlicht, als die Uebertragung der heiligen drei Könige*). Nicht mit Unrecht sagte sein Nachfolger

*) Vergl. S. 408. 409.

von ihm, daß er mit Wachsamkeit und Sorgfalt die Kölner Kirche verwaltet habe.

Rainald stand bei seinem Abscheiden noch in den Jahren vollster Manneskraft; er war wenig über 50 Jahre alt. Nachdem er seine Angelegenheit geordnet, über seinen reichen Nachlaß testamentarisch verfügt und die Sterbesacramente mit großer Andacht empfangen, hatte er ruhig seinem Ende entgegengesehen. Auch seine Gebeine wurden, wie die der anderen Fürsten, nachdem sie vom Fleische gelöst, nach der Heimat gebracht und dort im Dome beigesetzt. Man legte sie in einen schön bemalten Marmorsarg, der erst vor Kurzem unter der Erde gefunden war. Bald nachher haben die Kölner ihrem berühmten Bischof ein prachtvolles Grabmal im Dome errichtet, auf dem das steinerne Bildniß desselben ruhte. Dieses Bildniß ist später in Erz erneuert, das ganze Grabmal aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zerstört worden.

Dem Kaiser schien es um so wichtiger, das Kölner Erzbisthum schnell wieder zu besetzen, als kurz vorher (11. Juli) auch Herzog Heinrich von Limburg, dem er selbst und der verstorbene Erzbischof das Regiment in den niederrheinischen Gegenden für die Dauer ihrer Abwesenheit übertragen hatte, das Zeitliche gesegnet hatte. Er forderte deshalb sogleich Gerhard, den Vogt der Kölner Kirche, und andere Vasallen derselben auf, Sorge zu tragen, daß unverzüglich der Dompropst Philipp von Heinsberg, der seit Kurzem die Stellung des Kanzlers bekleidete, zum Erzbischofe erhoben würde; denn einzig und allein dieser Mann, den er als getreuen Mitarbeiter in der Verwaltung des Reichs erprobt habe, sei ein würdiger Nachfolger Rainalds. Während Philipp noch in Italien verweilte, erfolgte die Wahl, und zwar, wie es scheint, ohne alle Einrede. Philipps Kanzleramt ging auf den Magister Heinrich, Propst von St. Stephan in Mainz, über — denselben Heinrich, der schon unter Konrad III. eine so einflußreiche Stellung in der königlichen Kanzlei eingenommen, dem Friedrich dann den neuen Titel eines Protonotars ertheilt und dessen er sich öfters in den wichtigsten Reichsgeschäften bedient hatte.

Als ein Opfer der Seuche fielen später noch Bischof Eberhard von Regensburg (24. August 1167) und Bischof Gottfried II. von Speier (28. Januar 1168); den Todesort Beider kennen wir nicht. Erzbischof Christian von Mainz, die Bischöfe von Straßburg, Basel und Naumburg

zählte das Gerücht ebenfalls zu den Todten, aber sie entgingen dem Verderben, wie auch der Bischof von Halberstadt und die Reichsäbte, welche dem Kaiser gefolgt waren.

Auch von den weltlichen Großen im Heere des Kaisers sahen Viele die Heimat nicht wieder. Am meisten beklagt wurde Herzog Friedrich von Schwaben, der Sohn König Konrads, der am 19. August auf tuscischer Erde den letzten Athem aushauchte; er hatte nur ein Alter von etwa 23 Jahren erreicht. Noch ein Knabe, hatte er den Kaiser auf dessen zweiter Heerfahrt nach Italien 1158 begleitet und schon damals durch rühmliche Kriegsthaten sich hervorgethan; die Italiener priesen nicht minder seine Schönheit, wie sein heiteres, anmuthiges Wesen. Später war er nicht immer die Wege seines Oheims gewandelt und hatte durch seine Gewaltthätigkeiten in der Tübinger Fehde dessen Zorn erregt; wohl mehr gezwungen als willig hatte er ihm auf dem Zuge gegen Rom abermals seine Waffen geliehen. Bei der Theilung des großen staufenschen Erbes in Deutschland war dem Sohne König Konrads der Löwenantheil zugefallen: außer dem Herzogthum Schwaben waren auch die großen Besitzungen der Staufen in Franken, namentlich um Rothenburg an der Tauber, Weinsberg und Weißenburg im Nordgau in seine Hand gekommen. Unstreitig gab es außer Heinrich dem Löwen keinen mächtigeren Fürsten im Reiche als den Schwabenherzog, und unlängst hatte er sich mit Gertrud, der Tochter Heinrichs, vermählt. Man hatte lange geglaubt, daß der hochbegabte Jüngling einst seinem Oheime auf dem Throne folgen würde, aber die Aussicht auf die Krone seines Vaters schwand ihm, als dem Kaiser Söhne geboren wurden; dennoch blieb ihm eine Macht, welche selbst seinen kaiserlichen Oheim mit Besorgniß erfüllen konnte. Da die junge Ehe Friedrichs noch kinderlos war, starb mit ihm die Nachkommenschaft König Konrads aus, und der ganze gewaltige Besitz des staufenschen Hauses kam zur Verfügung des Kaisers. Die Gebeine Herzog Friedrichs wurden nach Kloster Ebrach gebracht und dort, wo auch seine Mutter ruhte, beigesetzt. Wenige Tage nach ihm, am 21. August, endete, ebenfalls auf tuscischem Boden, auch sein Vetter, der junge Berengar von Sulzbach, der einzige Sohn des Grafen Gebhards II. von Sulzbach, des Schwagers Kaiser Manuels und König Konrads III.; noch zwanzig Jahre hat der Vater den Tod dieses Sohnes zu betrauern gehabt.

Am 12. September starb zu Siena in Folge der Seuche der junge Welf, die ganze Liebe und die einzige Hoffnung seines Vaters. Dieser hatte auf seiner Rückkehr vom gelobten Lande den Sohn noch einmal gesehen; er traf ihn vor Rom, als dort die Kämpfe um S. Peter tobten. Voll Abscheu verließ da der Alte, der stets zu Alexander hielt, das kaiserliche Heer und eilte durch das Etschthal nach der Heimat zurück. Bald erreichte ihn hier die Unglückskunde, die sein ganzes Lebensglück vernichtete. Von früh an war er auf die Vergrößerung seines Besitzes bedacht gewesen und hatte sein eigenes Interesse dem des Reiches vorangestellt; die bedenklichsten Mittel hatte er nicht gescheut, um die Autorität König Konrads III. zu untergraben; nach Konrads Tode hatte er die Wahl Friedrichs, der auch sein Neffe war, allerdings befördert, aber nur um den Preis großer Fürstenthümer in Italien, die einst schon in den Händen seines Vaters gewesen waren. Indem er dann diese Fürstenthümer mehr zu eigenem Gelderwerb, als zum Nutzen des Reichs verwaltete, zerfiel er mit seinem kaiserlichen Neffen, gegen den er auch im Schisma Partei nahm; mehr als einmal schien es zum offenen Kampfe kommen zu sollen, doch suchte man wohl von beiden Seiten einen solchen Kampf von unübersehbaren Folgen zu vermeiden. Welfs einziger Sohn, bereits zu männlichen Jahren herangereift, hatte mit ihm schon lange die Sorgen der Herrschaft getheilt, bald diesseits, bald jenseits der Alpen die Länder des Hauses verwaltet; jetzt war ihm diese Stütze des Alters gebrochen und zugleich der aus dem Leben geschieden, für den er den großen Besitz zusammengebracht hatte. Die Gebeine des Todten ließ er in dem von ihm errichteten und mit großer Pracht ausgestatteten Prämonstratenserstift Steingaden in Oberbaiern beisetzen, welches er auch sich selbst zur Ruhestätte erwählte. Noch fast 25 Jahre hat er den Sohn überlebt, aber mehr und mehr zog er sich von den politischen Geschäften zurück und verbrachte seine Zeit in üppigen Gelagen und Festen; sein Hofhalt, in dem er von jeher mit Königen wetteiferte, überbot jetzt Alles an Glanz; er verprasste sein Gut, welches er einem Sohne nicht mehr hinterlassen konnte.

Einen sehr schmerzlichen Verlust erlitt der Kaiser durch den Tod des getreuen Acerbus Morena von Lodi. Wie sein Vater Otto, war Acerbus dem Kaiser von ganzer Seele ergeben. Als einer der Ersten von der Seuche ergriffen, hatte er nach dem Willen seines Herrn doch

in Rom ausgehalten, so lange seine Kräfte reichten; endlich erhielt er die Erlaubniß die Unglücksstätte zu verlassen und wurde nun in einer Sänfte nach Siena gebracht. Nach langen Leiden starb er hier am 18. Oktober. Wie sein Vater hat er durch seine höchst werthvollen Aufzeichnungen sich und dem Kaiser ein unvergängliches Andenken gestiftet; die von beiden aufgezeichneten Annalen gehören zu den kostbarsten Quellen für Friedrichs Geschichte.

Nicht minder empfindlich war für den Kaiser der Tod des Böhmenherzogs Dietbold, des Bruders König Wladislaws, des Schwiegersohns Albrechts des Bären. Wie schon früher in der Lombardei, hatte Dietbold auch bei dem Kampfe um Rom seine Waffen für den Kaiser geführt; noch vor Rom scheint er das Grab gefunden zu haben. Sein Vetter Herzog Udalrich kehrte mit dem Kaiser zurück, wohl einer der wenigen Böhmen, die dem Verderben entrannen.

Noch andere hervorragende Männer werden genannt, welche auf dem unglücklichen Zuge ihr Leben einbüßten. So die Grafen Heinrich von Nassau, Burchard von Hallermund und Ludolf von Dassel, der Bruder des Erzbischofs Rainald, dann der edele Herr Heinrich von Lippe, Heinrich von Tübingen*), der Bruder des Pfalzgrafen Hugo, Markward von Leuchtenberg, der Bruder jenes Gebhard von Leuchtenberg, der sich schon in den früheren Kämpfen des Kaisers einen großen Namen gemacht hatte und ihm auch diesmal gefolgt war**). Sie scheinen theils schon vor Rom ihr Ende gefunden zu haben, theils erst in Tuscien und der Lombardei ihren Leiden erlegen zu sein.

Das furchtbarste Verhängniß war über den Kaiser hereingebrochen, und nach den Vorstellungen der Zeit sah man in ihm nichts Andres, als eine unmittelbare Strafe Gottes für die Eingriffe, welche der Kaiser und seine Rathgeber sich in die kirchlichen Angelegenheiten erlaubt; man meinte darin auch die Rache des heiligen Petrus für alle Frevel, welche die Deutschen an seinem Heiligthume begangen, zu erkennen. Auf die

*) Als Todestag Heinrichs von Tübingen wird der 7. April angegeben; er starb also wohl erst 1168 in der Lombardei.

**) Gebhard von Leuchtenberg kehrte nach Deutschland zurück, ist aber bald nachher gestorben.

erste Nachricht von dem Mißgeschick des Kaisers schrieb Thomas von Canterbury an Papst Alexander: „Siehe, wie groß die Macht Gottes, wie groß sein Erbarmen. „„Wenn er nicht die Stadt behütet, wachet der Wächter umsonst*).““ Seit Bestand der Welt hat sich Gottes Macht, wenn man die Vorgänge richtig beurtheilt, nie klarer, seine Gerechtigkeit nie größer gezeigt, als indem er die Anstifter dieser Frevel, die Urheber dieser Verfolgung niederwarf und durch den schmählichsten Tod hinraffte. Möchte er doch auch ihren Gebieter, der noch lebt, allem Volk zum Gespött machen, so daß auf ihn mit Fingern gewiesen und auf ihn das Schriftwort angewendet würde: „„Siehe, das ist der Mann, der Gott nicht für seinen Trost hielt**).““ Aber vertrauend auf seine Macht, kam er in seinem Hochmuth zu Fall — er, dem es besser und rühmlicher gewesen wäre, im Kampfe gegen seine Widersacher zu fallen, als zum Gespött und Hohn Aller zu leben. Das ist Gottes Macht und die Kraft seines Armes.“ Und bald darauf schrieb Thomas wieder an Alexander: „Der Herr hat Friedrich, den Hammer der Gottlosen, zermalmt!“

Auch der Kaiser selbst erkannte in seinem Mißgeschick jene unwiderstehliche göttliche Macht, „welche den Fürsten den Muth nimmt“ ***). Dennoch lag ihm noch der Gedanke fern, von den Wegen abzuweichen, die er bisher in der kirchlichen Sache eingeschlagen hatte. Die Anhänger Alexanders sahen bald, wie wenig sie von dem Kaiser Nachgiebigkeit erwarten durften. Johann von Salisbury schrieb an Girard Puella: „Wie ein Brand den Flammen entrissen, ist der Kaiser schmachvoll von Rom abgezogen, und obgleich der Leichengeruch aus seinem Lager ihm in die Nase stieg, während der Herr die rettende Hand über ihn selbst ausbreitete, hat er doch seinen Irrthum weder erkennen noch bekennen wollen.“ Und der Cardinal Boso, der Freund Alexanders, urtheilte: „Weder die Erinnerung an alle seine von Jugend an vollführten Grausamkeiten noch die frischen Züchtigungen, welche Gott und der heilige Petrus ihm hatten angedeihen lassen, erweichten das wilde und verhärtete Gemüth des Kaisers und wandten ihn zum Guten; denn seine Natur war von Kindheit an zum Bösen geneigt und scheint sich immer mehr zu verschlimmern.“

*) Psalm 127, 1.
**) Psalm 52, 9.
***) Psalm 76, 12.

Friedrich stand ungebrochen in seinen Leiden da, fest wie die Eiche im Sturm; aber unmöglich konnte er die Gefahren, von denen er rings umgeben, sich verhehlen. Das Heer, welches ihm geblieben war, bot einen kläglichen Anblick dar. Fast Alle waren vom Fieber ergriffen worden; man hatte ein Gegenmittel gegen dasselbe im Abschneiden der Haare zu finden geglaubt und dasselbe allgemein angewendet. Die Leute des Kaisers, so geschoren, mit der noch während des ganzen Winters andauernden Fieberblässe im Antlitz, erschienen nicht sonderlich furchtbar. Und zugleich war der Kaiser keinen Augenblick vor einem Ueberfall in Pavia sicher; denn schon standen die aufständigen lombardischen Städte geschlossen ihm gegenüber. Der Aufstand, der nicht unüberwindlich erschienen wäre, wenn dem Kaiser gelungen Alexander zu Rom in seine Hände zu bekommen und den Kampf gegen König Wilhelm glücklich zu beendigen, hatte durch den verhängnißvollen Rückzug von Rom eine erschreckende Kraft und Bedeutung gewonnen. Auch Friedrich mußte es erfahren, daß ein Unglück dem anderen auf den Fersen zu folgen und sich Leid an Leid in trostloser Reihe zu ketten pflegt.

5.

Aufstand der Lombardei.

Bildung des lombardischen Städtebundes.

Schon seit Jahren hatten sich Alexander und seine Anhänger mit der Hoffnung getragen, daß das drückende Regiment, welches Friedrich in den lombardischen Städten aufgerichtet, einen Aufstand derselben im Anschluß an den Veroneser Bund zur Folge haben würde. Namentlich hatte man auf den Abfall Cremonas gerechnet, so außerordentlich auch gerade diese Stadt von Friedrich bevorzugt war*).

Die Hoffnungen Alexanders erfüllten sich nicht so schnell. Als der Kaiser im November 1166 wieder in der Lombardei erschien, nahm

*) Vergl. oben S. 485. 493. 524.

zwar Brescia, welches seine alten Händel mit Bergamo ausgetragen hatte, eine feindliche Haltung gegen ihn an, wagte aber doch nicht ihm offen entgegenzutreten und bequemte sich sogar Geiseln für seine Treue zu stellen. Noch weniger erkühnten sich die anderen Lombardenstädte, obwohl sie viele und schwere Klagen gegen die kaiserlichen Beamten erhoben und diese Klagen wirkungslos verhallten, dem Kaiser den Gehorsam zu verweigern, so lange er mit seinem Heere noch in ihrer Mitte stand. Sie zahlten ihm das Fodrum und stellten ihm Ritter zu seinem Heere; auch mehrere ihrer Bischöfe, die sämmtlich den Gegenpapst anerkannten, folgten ihm auf dem Zuge nach Rom.

Erst als das kaiserliche Heer den Boden der Lombardei verlassen hatte, machte sich der Ingrimm Luft, und um so mehr dachte man an Empörung, als die Bedrückungen der Beamten, welche der Kaiser in der Lombardei zurückgelassen, sich eher steigerten als verringerten. Es lag jedoch auf der Hand, daß die Städte einzeln nichts ausrichten und nur in fester Verbindung das ihnen auferlegte Joch abschütteln könnten. Es ist sehr begreiflich, daß die Städte, die in der Lombardei zum Aufstande geneigt waren, sofort mit dem Veroneser Bunde sich zu verständigen suchten, doch zum unmittelbaren Anschluß an denselben ließen sie sich zunächst nicht bewegen, vielmehr zogen sie es vor, einen eigenen engen Bund unter sich zu schließen, dessen Zweck war sich weiterer Bedrückung gemeinsam zu erwehren und deshalb alle Zwistigkeiten beizulegen, die zwischen ihnen bestanden, wie dem Ausbruch neuer Streitigkeiten vorzubeugen; man war entschlossen, das Regiment in der Lombardei, wie es auf Grund der Roncalischen Beschlüsse bestand, zu beseitigen, wenn man auch dem Kaiser völlig abzusagen Bedenken trug.

Es ist behauptet worden, der Bund der Lombarden sei dadurch hervorgerufen, daß Papst Alexander sich um Ostern 1167 nach langer Zögerung endlich entschlossen habe feierlich das Anathem gegen den Kaiser zu erneuern und daß er da nach dem Beispiele Gregors VII. die Italiener und alle seine anderen Unterthanen von dem Treueeid entbunden, dem Kaiser die Krone abgesprochen und gedroht habe, daß seine Waffen nie mehr den Sieg gewinnen und er, bis er Buße thäte, nirgends mehr Ruhe finden solle. Diese Excommunication soll dann eine so gewaltige Wirkung gehabt haben, daß sich der Aufstand mit Windeseile über Italien verbreitet habe, Mailand wieder aufgebaut,

die schismatischen Bischöfe vertrieben und die katholischen in ihre Sitze zurückgekehrt seien.

Allerdings spricht Johann von Salisbury von einer solchen Bannung und ihren furchtbaren Folgen in einem im Spätherbst 1167 geschriebenen Briefe. Nichtsdestoweniger ist sehr in Zweifel zu ziehen, daß Alexander in solcher Weise den Bann erneuert, zum Abfall vom Kaiser aufgefordert und durch dieses Vorgehen den Aufstand der Lombarden veranlaßt habe. Denn von keiner andern Seite wird auch nur Aehnliches berichtet, weder von Anhängern des Papstes noch von seinen Gegnern, welche die Aufreizung zum Treubruch ihm vorzuhalten nicht unterlassen haben würden. So weit freilich Alexander auf die Lombarden einwirken konnte, wird er es nicht versäumt haben, aber dies war bei der Lage der Dinge wohl nur durch Venedig und den Veroneser Bund möglich, mit denen er unablässig Verbindungen unterhielt.

Selbstverständlich hatten Venedig und seine Bundesgenossen ein großes Interesse daran, den Aufstand in der Lombardei zu schüren. Sie werden keine Mühe dabei gespart haben und auch hier wird byzantinisches Geld wirksam gewesen sein. In der Hauptsache ging jedoch die Erhebung der lombardischen Städte aus ihren eigenen Verhältnissen und ihrem eigenen Entschluß hervor. Der Steuerdruck wurde ihnen unerträglich, das Eingreifen der kaiserlichen Beamten in ihre städtischen Angelegenheiten verletzte ihr Selbstbewußtsein, sie verlangten wieder in der Luft der Freiheit wie vordem zu leben.

Der Kaiser selbst hat Cremona als die Urheberin der Empörung bezeichnet, und gewiß mit Recht. Diese Stadt, welche der Kaiser auf alle Weise begünstigt und zu großer Blüthe gebracht hatte, erhob dennoch immer neue Ansprüche*), und als diese nicht befriedigt wurden, war sie bald trotz aller ihrer Verpflichtungen gegen den Kaiser zum Aufstande entschlossen. Es konnte ihr nicht schwer fallen, Brescia und Bergamo, deren feindliche Gesinnung gegen den Kaiser offenkundig

*) Vor Allem wird Cremona, welchem nach dem Falle Cremas nur die zerstörte Stadt übergeben war, auch das Gebiet beansprucht haben; dieses stand aber unter dem kaiserlichen Procurator Lambert von Nymwegen, der seinen Sitz in Lodi hatte. Auch Guastalla und Luzzara am Po scheint Cremona schon damals, wie später, verlangt zu haben; an beiden Orten waren kaiserliche Zollstätten angelegt. Vergl. Ficker, Forschungen II S. 186, 193, III S. 435.

war, für einen Bund gegen denselben zu gewinnen, schloß sich doch auch Mantua, obwohl es erst vor Kurzem große Vergünstigungen vom Kaiser erhalten hatte*), sofort dem Bunde an.

Es ist keine Frage, daß diese Städte, zwischen denen es zahlreiche Streitpunkte gab und die sich bisher vielfach befehdet hatten, sich vor Abschluß des Bundes durch gegenseitige Verträge in ihren Besitzungen und Rechten möglichst gesichert haben werden, wir sind aber über diese Verhandlungen nicht unterrichtet**). Dagegen haben wir sichere Kunde, daß schon im Anfange des März 1167 — wahrscheinlich am 8. März — Abgeordnete von Cremona, Mantua, Bergamo und Brescia zusammentraten***) und einen Bundesvertrag vereinbarten, der dann sogleich von den Abgeordneten beschworen wurde. Ist auch die Bundesurkunde nicht bekannt, so besitzen wir doch die Eidesformel der Bergamasken, welche unfehlbar alle wesentlichen Bestimmungen des Vertrags enthält.

Hiernach gelobten sich die vier Bundesstädte eidlich: 1) Sie werden sich unter einander weder zu Lande noch zu Wasser absichtlich Schaden zufügen und für jeden von einem der Ihrigen in den letzten zehn Jahren den Angehörigen einer Bundesstadt verursachten Schaden Ersatz leisten, wenn die Benachtheiligten ihren Schaden eidlich bekräftigen und die Consuln ihrer Stadt den Ersatz beanspruchen, und soll die Entschädigung binnen 40 Tagen nach erhobenem Anspruch, wenn man nicht eine weitere Frist vereinbart, geleistet werden. 2) Sie werden weder selbst noch im Bunde mit Anderen in Zukunft die Personen oder Sachen ihrer Bundesgenossen schädigen, vielmehr verhindern, daß irgend eine Person oder ein Kriegsvolk durch ihr Gebiet ziehe, um den Bundesgenossen Schaden zuzufügen; wenn aber dennoch Klagen wegen Besitzes- oder Vermögensbeschädigungen an sie gelangen sollten, wird in der gleichen Weise, wie oben angegeben, Ersatz geleistet werden, doch ohne Entschädigung für die Erträgnisse und Zinsen. 3) Der Vertrag wird auf 50 Jahre geschlossen und wird, wenn es die Consuln der Städte verlangen, in jedem zehnten Jahre aufs Neue beschworen werden; zunächst soll bis Mittfasten (d. h. bis Mitte März

*) Vergl. S. 404.

**) Nach späteren, nicht unglaubwürdigen Nachrichten bedang sich Brescia von Cremona aus, daß Letzteres nicht das linke Oglioufer besetze und keine Burgen oder Länder im Gebiete von Brescia beanspruche.

***) Der Ort ist nicht genannt; zunächst ist an Bergamo zu denken.

laufenden Jahres) der von den Abgeordneten der Städte sogleich zu leistende Eid auch von 200 angesehenen Männern jeder Stadt und bis acht Tage nach Ostern (d. h. bis zum 16. April) von allen Angehörigen derselben und der ihr unterthänigen Orte vom 15. bis 60. Jahre beschworen und die erfolgte Vereidigung in den öffentlichen Volksversammlungen der Bundesstädte bekannt gemacht werden; sollte der Kaiser jedoch schon vor der angegebenen Zeit mit seinem Heere zurückkehren und entweder bis Monza oder bis auf zwei Tagesmärsche gegen Cremona oder Mantua vorrücken, so wird der beschworene Bund sogleich veröffentlicht werden und in Kraft treten. 4) Sollte irgend eine Person oder ein Kriegsvolk wegen dieses Vertrags die Angehörigen der Bundesstädte an ihren Personen oder Sachen schädigen oder in ihr Gebiet eindringen wollen, so werden die Bundesgenossen gemeinsam die angegriffene Stadt, sobald ihre Hülfe in Anspruch genommen wird, mit ihrer ganzen Macht unterstützen. 5) Am Hofe des Papstes und des Kaisers werden sich die Bundesgenossen gegenseitig in allen ihren Angelegenheiten unterstützen. 6) Sollten in Zukunft die Consuln der Bundesstädte weitere Bestimmungen für nöthig halten und vereinbaren, so werden diese gleiche Geltung haben, wie die bereits vereinbarten; auch sollen alle Bestimmungen des Bundesvertrags auf solche Anwendung finden, die sich im Einverständniß mit den verbündeten Städten in Zukunft dem Bunde anschließen werden. 7) Klagen, welche wegen eines vom Kaiser selbst oder seinem Statthalter begangenen Unrechts angebracht werden, sind hinfällig, außer wenn jener ein Gut eines Angehörigen der Bundesstädte ohne dessen Einwilligung einem Andern in den Bundesstädten verliehen hat; in diesem Falle soll das Gut dem Eigenthümer zurückgegeben werden, doch besteht kein Anspruch auf Entschädigung für die Erträgnisse. 8) In dem Eide der Bundesgenossen wird die Treue gegen den Kaiser vorbehalten, doch werden damit nur die Rechte anerkannt, welche seine Vorgänger vor hundert Jahren bis auf die Lebzeiten König Konrads gehabt haben. 9) Die Bundesgenossen werden allen Fleiß anwenden, daß die von Brescia dem Kaiser gestellten Geiseln freigegeben werden.

Obwohl durch die Roncalischen Beschlüsse alle eidlichen Verbindungen der Städte unter einander verboten waren*), hatte sich das

*) Vergl. S. 179.

Verbot doch offenbar nicht in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten lassen. In dem großen Privilegium, welches der Kaiser im Juni 1162 Cremona ausgestellt*), hatte er nur die Forderung ausgesprochen, daß die Stadt eine Eidgenossenschaft nicht ohne seine Einwilligung schließe; im Mai 1164 hatten die Mantuaner allein beschwören müssen, mit Venedig und den Städten des Veroneser Bundes keinen Vertrag oder Bund einzugehen, so lange der Kaiser mit diesen im Kriege stände**); im Juli 1166 hatten dann Bologna und Modena, wie wir wissen, zur Aufrechthaltung des Landfriedens ein Schutzbündniß förmlich beschworen***). In dem Letzteren war ausdrücklich die Treue gegen den Kaiser vorbehalten worden; und dasselbe wird bei allen ähnlichen Vereinbarungen geschehen sein, welche Städte Italiens bisher unter sich getroffen haben mochten, wie sie auch sicher in keiner feindlichen Richtung gegen den Kaiser geschlossen waren. Auch der Bund der vier Städte behielt jetzt diesen Vorbehalt bei, aber nichtsdestoweniger war klar, daß derselbe die offene Auflehnung gegen die kaiserliche Autorität in sich schloß. Nicht allein, daß man Friedrich ausdrücklich jedes neu von ihm gewonnene Recht, also auch alle auf die Roncalischen Beschlüsse gestützten Ansprüche bestritt, man gelobte sich zugleich Beistand gegen jeden Angriff, welchen er oder seine Bundesgenossen auf das Gebiet einer Bundesstadt unternehmen würden, und machte einzelne seiner Verleihungen geradezu ungültig. Indem sich die Städte verpflichteten, nur gemeinsam am kaiserlichen Hofe ihre Sachen zu führen, schienen sie allerdings noch Unterhandlungen mit dem Kaiser in Aussicht zu nehmen, aber diese konnten doch nur darauf gerichtet sein, den Städten ihre alten Freiheiten wiederzugewinnen. Wenn sie sich zugleich auch gegenseitige Unterstützung am päpstlichen Hofe gelobten, so kann dabei nur an den Hof Alexanders gedacht werden, und es zeigt sich hierin, daß der Bund von Anfang an eine bestimmte Stellung zum Schisma nahm; um so mehr schien dies geboten, als schismatische Bischöfe, wie Garsidonius von Mantua und Aicardus von Parma, sich zu den stärksten Stützen des kaiserlichen Regiments in den lombardischen Städten zählen ließen.

---

*) Vergl. S. 315.
**) Vergl. S. 404.
***) Vergl. S. 532.

Sehr bemerkenswerth ist, daß vom Bunde von vorn herein auf den Beitritt weiterer Mitglieder gerechnet wurde. Wahrscheinlich wird hierdurch, daß man schon bei der Gründung einen allgemeinen Lombardenbund plante. Um so auffälliger ist, daß man nicht sogleich mit dem Veroneser Bunde in feste Einigung trat. Vielleicht fühlte sich Mantua durch seinen dem Kaiser geleisteten Eid an solcher Einigung behindert; vielleicht hatten auch andere Städte den gleichen Eid schwören müssen. Auch konnte man vorläufig noch Bedenken tragen, so weit sich vorzuwagen, wie es die Veroneser im Vertrauen auf Venedig und den Kaiser von Constantinopel bereits gethan hatten. Vor Allen aber mochten die beiden Vororte, Verona und Cremona, doch bestimmte Sonderzwecke verfolgen. So konnte es rathsamer erscheinen, ein freundschaftliches Verhältniß mit dem Bunde Veronas zu unterhalten, ohne bindende Verpflichtungen gegen ihn einzugehen.

So geheim der Bund der vier Städte Anfangs auch gehalten werden mochte, fühlte man doch in der Lombardei, daß der Widerstand gegen das kaiserliche Regiment erstarke. Graf Heinrich von Diez gerieth in Besorgniß, auch die Mailänder könnten sich gewaltsam erheben, und suchte deshalb sie einzuschüchtern. Er forderte im März hundert Geiseln von ihnen und sandte sie nach kurzer Zeit (22. März) nach Pavia. Zu derselben Zeit verlangte er von reicheren Bürgern, die er selbst auswählte, 500 Pfund kaiserlicher Münze. Aber die Betroffenen wußten die Zahlung zu verzögern; denn schon ging man in der That damit um, sich den vier Städten anzuschließen, um das drückende Joch abzuwerfen.

Gegen Ende März kamen sieben Abgeordnete der Mailänder — an ihrer Spitze Otto Visconti — mit Gesandten der vier Bundesstädte in Cremona zusammen, um über die Aufnahme ihrer Stadt in den Bund zu verhandeln. Es war dieselbe nicht ohne Bedenken, denn nichts lag den Bundesgenossen ferner, als zu einer Herstellung der alten Uebermacht Mailands in der Lombardei, die ihnen selbst so verderblich gewesen war, die Hand zu bieten, vielmehr mußten sie, wenn sie die Stadt in den Bund aufnahmen, sich selbst auf alle Weise dagegen sichern, daß Mailand nicht aufs Neue sie in ihrem Machtgebiet be-

schränke. In der That zeigten sich die Mailänder bereit ihnen jede verlangte Sicherheit dafür zu bieten. Die Gesandten verpflichteten sich eidlich gegen Cremona, daß Mailand weder selbst Crema wieder aufbauen, noch einem Anderen dabei hülfreich sein würde, daß es weder eine Burg noch einen Thurm zwischen Adda und Oglio im Gebiete von Cremona anlegen und, wenn es von Anderen geschähe, auf Antrag von Cremona ein Verbot dagegen erlassen und im Falle, daß dies fruchtlos bliebe, den Bau sogar mit den Waffen hindern und ohne Einwilligung Cremonas die Waffen nicht niederlegen werde.

In gleicher Weise leisteten die mailändischen Gesandten zur Sicherung Bergamos einen Eid, daß ihre Stadt zwischen Adda und Oglio im Gebiete von Bergamo weder eine Burg noch einen Thurm bauen und den Bau solcher durch Andere in gleicher Weise, wie es den Cremonesen versprochen, hindern werde. Ueberdies gelobten sie, daß Mailand dort weder das Fodrum noch irgend eine andere Steuer erheben und, wenn ein Anderer Bergamo an der Steuererhebung behindern wolle, die Stadt in ihrem Rechte unterstützen werde, daß ferner kein Zoll von den Bergamasken im Mailändischen erhoben werden solle mit Ausnahme des Waarenzolls auf der rechten Seite der Adda bei Brivio. Wenn Mailand Trezzo einnehmen würde, versprachen die Gesandten, solle die Burg innerhalb zwei Monaten, nachdem Bergamo die Aufforderung erlassen, völlig zerstört werden; wofern dies nicht mit der Einwilligung Bergamos unterbliebe. Im Uebrigen gelobten die Gesandten im Namen Mailands Alles zu erfüllen, wozu sich die Bundesglieder gegenseitig verpflichtet hatten.

Nachdem die Mailänder diese Sicherheiten geboten, versprachen auch die Gesandten von Bergamo eidlich, daß im Gebiete ihrer Stadt von den Mailändern kein Zoll erhoben werden solle mit Ausnahme des Waarenzolls auf dem linken Ufer der Adda bei Brivio, daß sie ferner die Mailänder in der Beitreibung ihrer Einkünfte in ihrem eigenen Gebiete unterstützen würden, sobald sie dazu aufgefordert würden, und daß sie endlich auch Mailand gegenüber die im Bundesvertrage eingegangenen Verpflichtungen einhalten würden. Aehnliche eidliche Zusicherungen wird auch Cremona an Mailand gegeben haben. Als Alles geordnet war, wurde dann der neue Bundesvertrag für die fünf Städte aufgezeichnet, welcher im Wesentlichen nur die Bestimmungen

des ersten wiederholt, von den Gesandten beschworen und unterzeichnet*); die Vertreter Cremonas erscheinen dabei in erster Stelle.

Unfraglich waren auch diese Verhandlungen im Geheimen geführt; dennoch war in der Lombardei allgemein das Gerücht verbreitet, daß mehrere Städte im Abfall vom Kaiser begriffen seien und mit dem Veroneser Bunde Verbindungen unterhielten. Schon glaubte Heinrich von Diez, um dem Aufstande Mailands vorzubeugen, die schärfsten Maßregeln ergreifen zu müssen. Er verlangte neue Geiseln, diesmal 200 an der Zahl, und ließ auch sie nach Pavia bringen. Kaum waren diese gestellt, so sollten ihm 100 Ritter, die ihm Verdacht einflößten, ausgeliefert werden; er drohte mit Unterstützung Pavias und der Leute aus der Grafschaft Seprio die neuen Wohnungen der Mailänder völlig zu zerstören, wenn jene Ritter nicht am folgenden Tage in seine Hand gegeben würden. Dennoch gelang es mit täuschenden Reden ihn hinzuhalten; denn schon hoffte man, daß die Stunde der Erlösung nicht mehr fern sei.

Vom Anfange des Aprils an trat für die Mailänder die furchtbarste Schreckenszeit ein. Die Pavesen hatten mit ihren Parteigenossen eine Versammlung in Monza gehalten, und aus der Mitte der Ersteren waren an befreundete Mailänder Aufforderungen gelangt, sich und ihre Kostbarkeiten nach Pavia zu retten, da ihre Wohnungen von einer neuen Zerstörung bedroht seien. Manche folgten dem Rathe und wurden dann wider ihren Willen in Pavia zurückgehalten. Inzwischen stand man in den mailändischen Ortschaften in unaufhörlicher Besorgniß vor einem Ueberfall der Pavesen; man fürchtete, daß Alles dabei mit Feuer zerstört werden würde. Man wagte nicht mehr zu Bette zu gehen, blieb stets auf der Wacht und schaffte viele Sachen nach Como, Novara, Pavia, Lodi und in die benachbarten Dörfer. Fast vier Wochen vergingen den Mailändern in steter Todesangst. Indessen waren die patriotischen Männer, welche die Verhandlungen mit dem Lombardenbunde geleitet, unermüdlich thätig den Beistand der Bundesgenossen in Anspruch zu nehmen.

---

*) Die wesentlichste Veränderung ist, daß der Termin der Vereidigung bis zum 1. Mai hinausgeschoben wird; außerdem sind die unter 5 und 7—9 oben angeführten Bestimmungen fortgelassen, doch finden sich dieselben meist in einem Zusatze zu dem mit Lodi demnächst geschlossenen Vertrage wieder.

Augenscheinlich war den Bedrängnissen der Mailänder nicht anders ein Ziel zu setzen, als wenn man ihnen mit bewaffneter Hand zur Hülfe kam, die Beamten des Kaisers vertrieb, die Stadt herstellte und für ihre Befestigung so weit sorgte, daß sie einen Angriff aushalten konnte. In der That entschloß man sich zu dem Wagniß einer solchen Hülfsleistung und setzte sie alsbald in das Werk. Leider sind wir über die zunächst vorausgegangenen Verhandlungen schlecht unterrichtet. Wir haben zwar eine vereinzelte Notiz, wonach am 4. April eine neue Vereinbarung zwischen Cremona und Mailand geschlossen sei, sind aber über deren Inhalt ohne alle Kenntniß. Wir hören ferner von einem sonst zuverlässigen, zeitgleichen Gewährsmann von Lodi, daß Abgeordnete von Mailand, Cremona, Bergamo, Brescia, Mantua und Ferrara eine Zusammenkunft gehabt, hier Beschwerden über die kaiserlichen Beamten erhoben und sich unter Eidschwüren verbunden hätten, die Gewaltthaten des Kaisers und seiner Beamten nicht ferner zu dulden, sondern sich ihnen gemeinsam zu widersetzen; zugleich sollen sie dann einen Termin festgesetzt haben, an dem sie sämmtlich nach Mailand aufbrechen, die Mailänder in ihre Stadt zurückführen und bei der Herstellung der Gräben so lange unterstützen wollten, bis für die Sicherheit der Stadt hinreichend gesorgt sei. Unser Gewährsmann sagt nicht, wo und zu welcher Zeit die Versammlung stattgefunden hat; nach einer viel späteren, viele Bedenken erregenden Nachricht soll es am 7. April 1167 im Kloster Pontida unweit der Adda im Gebiete von Bergamo geschehen sein*).

Wann und wo auch jene Versammlung, auf welcher die Herstellung Mailands beschlossen wurde, stattgefunden hat, in keinem Falle ist die

*) Die Nachricht findet sich zuerst in der um das Jahr 1500 geschriebenen Mailänder Geschichte des Bernardino Corio, welche in ihren früheren Partien reich an Fabeln ist. Vor kurzer Zeit ist dann in Pontida eine Inschrift auf vier kleinen, ovalen schwarzen Marmorstücken gefunden worden, welche Corios Nachricht bestätigen soll. Man nimmt an, daß sie dem 12. Jahrhundert angehöre, aber sicher mit Unrecht. Sollte sie wirklich aus der Zeit vor Corios Werk herrühren, so könnte sie seine Quelle sein, wäre dann aber vielleicht von ihm falsch ausgelegt worden, denn wenn man den Stücken eine andere Ordnung giebt, als die jetzt willkürlich angenommene, würde nicht von einer Liga von Pontida, sondern von dem Denkmal zu Pontida oder den Mönchen von Pontida die Rede sein. Man sollte die Liga von Pontida aus den Geschichtsbüchern streichen.

Abschließung des Bundesvertrags erst dort erfolgt; denn der Bund von Cremona, Brescia, Bergamo und Mantua bestand bereits, als die Mailänder ihm beitraten, und als sich diese ihm anschlossen, sind so weit gehende Maßregeln noch nicht in Aussicht genommen worden. Es ist nicht unmöglich, daß auch Abgeordnete von Ferrara auf jenem Congreß zugegen waren; denn auch diese vom Kaiser in der letzten Zeit sehr begünstigte*) Stadt scheint sich doch nach dem Beispiel Mantuas bald gegen ihn erhoben zu haben, wenn sie auch dem Lombardenbunde noch nicht förmlich beitrat. Wenn unser Gewährsmann weiter berichtet, daß sämmtliche dort vertretene Städte des Bundes sich zur Herstellung Mailands verpflichtet hätten, und sie dann im Verfolge seiner Erzählung auch sämmtlich an dem Werke Antheil nehmen läßt, so ist dies mindestens in so weit irrig, als Mantua und Ferrara sich an der Herstellung Mailands nicht unmittelbar betheiligten.

Sobald man den verhängnißvollen, über die ersten Ziele des Bundes weit hinausgehenden Beschluß, Mailand wieder aufzubauen, gefaßt hatte, ging man entschlossen und rasch an die Ausführung. Am bestimmten Tage (27. April) erschienen die Bergamasken zuerst, dann noch an demselben Tage die Brescianer und Cremonesen mit Heeresmacht unter fliegenden Fahnen vor der Stadt und führten die Mailänder unter unendlichem Jubel in die Trümmerhaufen des alten Mailands zurück. Nirgends begegneten sie einem Widerstande. Die Beamten des Kaisers, die ohne bewaffneten Schutz waren, scheinen ohne Weiteres den Platz geräumt zu haben, und man wird ihrem Abzuge auch keine Hindernisse bereitet haben. Sofort begannen die Mailänder dann sich unter den Trümmern wieder wohnlich einzurichten und zugleich für die nothwendigsten Sicherungsmaßregeln zu sorgen. Die zerstörten Gräben und Wälle der Stadt wurden hergestellt, und die Bundesgenossen leisteten dabei treffliche Dienste. Nachdem diese ihre Versprechungen vollauf erfüllt, entließen die Mailänder sie mit den lebhaftesten Dankesbezeigungen. Einige Jahre später haben sie ihrem Danke auch einen monumentalen Ausdruck zu geben gewußt. Als im März des Jahres 1171 die Consuln der Stadt — denn Mailand kehrte sogleich wieder zum consularischen Regimente zurück —

*) S. 403.

den Bau neuer Thore und Thürme an den Festungsgräben begannen, ließen sie an der hergestellten Porta Romana auf den Kapitälen der Pfeiler, welche die Durchgangsbogen trugen, bildliche Darstellungen anbringen, auf denen man die hülfreichen Bundesgenossen von Bergamo, Brescia und Cremona*), wie die jubelnd in ihre Stadt zurückkehrenden Mailänder sah. Das Werk, dessen Künstler Anselmus und Girardus ihre Namen nicht ohne starkes Selbstgefühl genannt haben, ist noch vorhanden, wenn auch nicht an seiner ursprünglichen Stelle. So roh es ist, hat es doch kein geringes Interesse, indem es uns eines der verhängnißvollsten Ereignisse in der Geschichte Kaiser Friedrichs und Mailands vergegenwärtigt.

Was die Mailänder auch thun mochten, um sich für den ersten Angriff zu sichern, ihre Lage blieb bedenklich, so lange Lodi, wo der kaiserliche Procurator Lambert von Nymwegen verweilte, nicht dem Bunde beigetreten war. Der Kaiser hatte die von Mailand einst zerstörte Stadt an der Adda wieder aufbauen lassen, sie mit Befestigungen versehen und für sich dort einen stattlichen Palast errichtet. Er hatte sie gleichsam zum Sitz seiner Herrschaft und zu seinem Waffenplatz in der Lombardei bestimmt, und er schien auf die Treue der Einwohner, denen er die größten Wohlthaten erwiesen, sicher rechnen zu können. Um so mehr glaubten die Bundesgenossen Alles aufbieten zu müssen, um die Lodesanen zum Abfall zu bringen.

Schon gleich nach der Herstellung Mailands schickten die Cremonesen Gesandte nach Lodi und ließen die Stadt auffordern dem Städtebunde beizutreten. In einer Bürgerversammlung brachten die Gesandten ihr Anliegen vor, aber sie stießen auf entschiedenen Widerspruch. Die Lodesanen waren empört über den ihnen zugemutheten Abfall vom Kaiser; sie erklärten, lieber sterben, Hab' und Gut verlieren zu wollen, als einen solchen Verrath am Kaiser zu begehen. Völlig enttäuscht verließen die Gesandten die Stadt, und nicht geringer war die Enttäuschung, welche ihr Bericht in Cremona hervorrief. Dennoch schickte man von dort alsbald eine zweite Gesandtschaft nach Lodi, die

*) An der Spitze der Bundesgenossen schreitet hier mit dem Kreuze ein Bruder Jacobus, den sonst die Geschichte nicht kennt, der jedoch schwerlich eine Fiction ist. Auch hierin kann man einen Beweis sehen, daß gleich bei Bildung des Lombardenbundes kirchliche Motive mitwirkten.

aber keinen besseren Erfolg hatte. Da berief Cremona die Bundesgenossen zu einer Versammlung und machte ihnen die Hartnäckigkeit Lodis bekannt. Alle waren in hohem Grade bestürzt, und namentlich erklärten die Mailänder, daß ohne den Beitritt Lodis ihre ganze Zukunft gefährdet sei; sie müßten ihre Stadt wieder verlassen, wenn Lodi ihnen keine Lebensmittel liefere und die Zufuhr aus anderen Städten hindere; sie würden überdies von ihren Bundesgenossen abgeschnitten und dem Zorne des Kaisers preisgegeben sein; wenn diesem Lodi bliebe, könne er von dort aus sich die ganze Lombardei wieder unterwerfen.

Die Bundesgenossen beschlossen darauf ein großes Heer von Rittern und Fußvolk auszurüsten, auch Schiffe und Maschinen zu stellen, um Lodi erforderlichen Falls mit Gewalt zu unterwerfen; nichtsdestoweniger wollten sie noch einmal den Weg der Güte versuchen. Es ging eine dritte Gesandtschaft nach Lodi, aus vornehmen und erfahrenen Männern bestehend. Fußfällig erneuerten die Gesandten die Bitte, Lodi möge dem Bunde beitreten, fügten aber zugleich die Drohung hinzu, daß im Fall der Weigerung die Bundesgenossen das Gebiet Lodis mit Krieg überziehen und Alles mit Feuer und Schwert verwüsten würden; bekämen sie die Stadt in ihre Gewalt, so würden sie dieselbe plündern, einäschern und Alles dem Erdboden gleich machen; alle Männer und Frauen, welche sie in der Stadt fänden, würden getödtet werden. Die Lodesanen gaben den Gesandten zur Antwort: unmöglich könnten sie solche Drohungen ernst nehmen, am wenigsten von Cremona, welches ihrer Stadt immer eng verbündet gewesen sei und zum Aufbau derselben nächst dem Kaiser am meisten beigetragen habe; doch selbst auf die Gefahr hin, daß solche Drohungen ausgeführt würden, könnten sie weder einem Bunde gegen den Kaiser, der ihre Stadt hergestellt, beitreten noch in etwas willigen, was die ihm gelobte Treue verletze.

Als diese Antwort Lodis bekannt wurde, sammelten die Bundesgenossen sogleich ihre Streitkräfte und rückten an dem bestimmten Termin gegen Lodi vor. Am 12. Mai war Lodi fast von allen Seiten umschlossen. Bei Silva greca, in unmittelbarer Nähe der Stadt, lagerten die Cremonesen, unfern davon auf der Adda lagen die Schiffe Cremonas. Auch die Mailänder, Mantuaner und Brescianer schlugen nahe der Stadt ein großes Lager auf. Die Bergamasken, welche erst

einige Tage später eintrafen, nahmen auf der anderen Seite der Adda Stellung. Am 19. Mai kam es bei Serravalle an der Adda zwischen den Schaaren von Cremona und Lodi zu einem blutigen Kampfe, zugleich geriethen auf dem Flusse die Schiffe der beiden Städte an einander. Lodi hatte sich in diesen Kämpfen tapfer gehalten, aber schon an demselben Tage begannen die Verbündeten eine Schiffbrücke über die Adda zu bauen, und an den beiden folgenden Tagen schritten sie zu Angriffen auf die Stadt selbst; ein Hagel von Geschossen und Steinen wurde in dieselbe geworfen. Zugleich wurde die Umgegend verwüstet und ausgeplündert; das unglückliche Landvolk flüchtete sich und seine Habe in die Stadt, in welcher es bald an Lebensmitteln fehlte.

Die großen Verluste und die Drohungen der Feinde Alles niederzumachen — besonders von den Mailändern besorgte man, daß sie ein großes Blutbad anrichten könnten, — bewogen Lodi endlich zur Nachgiebigkeit. Am 22. Mai erklärte die Stadt ihre Bereitwilligkeit dem Bunde beizutreten. Dieser Schritt wurde ihr auf alle Weise erleichtert, indem man ihr die günstigsten Bedingungen zugestand. Schon am 23. Mai zogen die Schaaren ab, welche die Stadt belagert hatten. Noch an demselben Tage gingen auch Lambert von Nymwegen, der Graf Lantelm von Crema mit seinen Söhnen, einige Pavesen, die zum Schutze der Stadt herbeigeeilt waren, und mehrere dem Kaiser und Lambert besonders ergebene Ritter von Lodi nach Pavia, ohne daß man ihnen Schwierigkeiten machte. Die lodesanischen Ritter sind dann bald nach ihrer Heimat zurückgekehrt.

Wir kennen die Verpflichtungen, welche Cremona, Mailand, Brescia und Bergamo gegen Lodi bei dessen Eintritt in den Bund eingingen; Mantua blieb dabei außer Betracht, da seine Interessen mit denen Lodis sich nicht berührten. Die genannten vier Städte gelobten von der Adda an eine Mauer von 2 Ellen Breite und 12 Ellen Höhe um ganz Lodi zu bauen, einen früher von Mailand abgerissenen Theil seines Gebiets ihm zurückzugeben, ferner jede Burg und jedes Castell, welches im Gebiete Lodis ohne Einwilligung der Stadt angelegt sei oder angelegt werden sollte, zu zerstören, mit Ausnahme von Castelnuovo an der Addamündung, einer wichtigen Zollstätte der Cremonesen. Die vier Städte versprachen ferner Lodi im vollen Besitze seines Gebiets zu schützen, so daß es darin eben so frei und selbstständig

walten könnte, wie die anderen Städte in ihrem Gebiete. Wenn ein Mailänder oder Cremonese ein Gut im Lodesanischen besitze und ein Lodesane es kaufen wolle, sollte der Besitzer zum Verkaufe nach einer billigen Schätzung angehalten werden. Die Mailänder verzichteten ausdrücklich auf den Zehnten, den sie einst im Lodesanischen erhoben hatten. Die Kaufleute von Lodi sollten in den Gebieten der vier Städte keinen Zoll zu bezahlen haben, und wenn ein solcher erhoben werde, sollte Lodi ihn in gleicher Höhe im Hafen seiner Stadt erheben dürfen. Die vier Städte gelobten Lodi gegen jeden Angriff auf eigene Kosten zu schützen und seinen Frieden mit Papst Alexander zu vermitteln; auch wenn Mailand Lodi bedrohen oder beeinträchtigen sollte, verpflichteten sich die anderen Städte Lodi beizustehen und ohne seine Einwilligung kein Abkommen mit den Mailändern zu treffen; jeder von einem feindlichen Heere verursachte Schaden mußte in Monatsfrist den Lodesanen nach Abschätzung der Consuln von Lodi und Cremona ersetzt werden. So oft von den Consuln Lodis Hülfe verlangt werde, sollte jede Stadt innerhalb acht Tagen mindestens tausend Bewaffnete zum Schutze Lodis absenden und diese in Lodi verbleiben, so lange es die Mehrheit der Consuln für nothwendig halte. Im Lodesanischen sollte kein Hafen angelegt werden, als bei Lodi selbst, und die Lodesanen die Schiffahrt auf dem Po eben so frei haben, wie die Pavesen. Der Bau der Mauern, gelobte man, solle innerhalb zwei Wochen, nachdem die Mehrheit der Lodesanen den Bundesvertrag beschworen, begonnen und dann möglichst beschleunigt, die Thore der Stadt aber nach den Bestimmungen der Consuln Cremonas angelegt werden. Diese Zusicherungen sollten endlich von allen Laien der vier Städte vom 15. bis 60. Jahre beschworen werden; sie sollten für hundert Jahre Geltung haben und alle zehn Jahre, wenn es verlangt würde, Erneuerung des Eides erfolgen.

Nichts zeigt klarer, als diese ungewöhnlichen Zugeständnisse, wie hoch die genannten Städte den Eintritt Lodis in den Bund schätzten. Die Lodesanen beschworen, nachdem sie ihre freie Stellung auf alle Weise gesichert sahen, die bereits bekannten Bestimmungen des Bundesvertrags, verpflichteten sich ferner Crema nicht wieder aufzubauen und keine Burg zwischen Adda und Oglio anzulegen, erkannten an, daß die vorbehaltene Treue gegen den Kaiser nichts anderes besagen wolle, als daß ihm die Rechte und Einkünfte gewahrt bleiben sollten, welche seine

Vorgänger vor hundert Jahren gehabt hatten, versprachen unrechtmäßig im Laufe der letzten zehn Jahre erworbenen Besitz Einzelner oder der Commune zurückzugeben und sich nicht durch Berufung auf kaiserliche Verleihung in demselben zu sichern, auch sich um die Freigebung der Geiseln Brescias und Mailands zu bemühen.

Nachdem Lodi dem Bunde gewonnen, kehrten die Heere von Cremona, Brescia und Mantua in die Heimat zurück; die Mailänder und Bergamasken zogen dagegen sogleich mit ihren Wurfmaschinen gegen Trezzo, um diese Feste, die eine gleiche Gefahr für Beide in sich schloß und deren Zerstörung schon bei Mailands Eintritt in den Bund in das Auge gefaßt war, zu brechen. Diese fast ganz von der Adda umflossene Grenzburg der Mailänder hatte der Kaiser schon im Jahre 1158 besetzt und stark befestigen lassen. Nach dem Aufstande der Mailänder im folgenden Jahre war es ihr erstes Bestreben gewesen, die Burg wieder in ihre Gewalt zu bringen; es war ihnen dies auch geglückt, aber nach kurzer Zeit fiel Trezzo wieder in Friedrichs Hand, der fortan alle Mühe anwandte, sich den Platz zu sichern*). Durch eine sehr starke Mauer und einen ungewöhnlichen hohen Thurm geschützt, galt Trezzo fortan für die festeste und schönste Burg der Lombardei; ein großer Theil der kaiserlichen Gelder und Kleinodien war hier niedergelegt. Der Befehlshaber der Burg war damals ein deutscher Ritter, Ruinus genannt**), der als kaiserlicher Podestà zugleich seine Gewalt über die Martesana, das Gebiet von Bergamo und die Adda hinab bis nach Rivolta erstreckte; deutsche und einige lombardische Ritter bildeten die militärische Besatzung.

Als die Mailänder und Bergamasken vor Trezzo rückten, fanden sie, wie zu erwarten, energischen Widerstand. Sie mußten zu einer förmlichen Belagerung der Burg schreiten und ließen es sich viele Mühe kosten, die Einnahme zu beschleunigen. Sie bauten eine Holzbrücke über die Adda, führten Belagerungsthürme auf, bauten Wurfmaschinen, beschossen die Burg mit Pfeilen und Steinen: dennoch hielt sich dieselbe über zwei Monate, bis gegen die Mitte des Augusts. Vergeblich hatte Ruinus den Kaiser um Hülfe ersucht; auch von den noch treuen

*) Vergl. S. 156. 192. 193.

**) Der Name ist befremdend und wohl verderbt; er erscheint nur in den Annalen von Lodi. Ein nicht ungewöhnlicher Name in jener Zeit ist Riwinus.

Städten der Lombardei konnte er keine oder doch nur unzureichende Unterstützung erhalten; endlich wurden auch die Insassen der Burg schwierig, denn man hörte, daß die Feinde beschlossen hätten Alles in Trezzo, wenn sie die Burg mit Gewalt nehmen sollten, niederzumetzeln. Ruinus blieb zuletzt keine Wahl: er mußte mit dem Feinde verhandeln. Nicht mehr gestand man ihm zu, als daß ihm, seinen deutschen Kriegern und den wenigen ihm zur Hülfe gekommenen Lombarden das Leben belassen würde, doch ohne die Freiheit; den anderen Insassen der Burg, Männern und Weibern, wurde freier Abzug, aber ohne ihre Habe, zugestanden. Hierauf wurde Ruinus mit seinen Waffengefährten in Ketten gelegt, nach Mailand gebracht und dort in den Kerker geworfen; die Leute von Trezzo verließen die Burg, die von den Mailändern und Bergamasken sogleich besetzt und geplündert wurde. Wie es Bergamo schon früher verlangt, wurde sie dann durch Feuer zerstört und dem Erdboden gleich gemacht.

Als Trezzo fiel, war auch Piacenza schon dem Bunde beigetreten. Eines besonderen Zwanges bedurfte es dabei kaum, denn auf die Treue dieser Stadt hatte der Kaiser niemals fest bauen können, und um so leichter wurde Piacenza gewonnen, als ihm für seinen Eintritt in den Bund große Vortheile in Aussicht gestellt wurden. Denn so wichtig war es für die Bundesgenossen, Piacenza von Pavia und dem Kaiser abzuziehen, daß man auch beträchtliche Opfer dafür nicht scheute. Schon am 27. Mai war durch die Consuln von Cremona, Brescia und Mailand im Namen des Bundes mit Piacenza ein dieser Stadt überaus günstiger Vertrag geschlossen worden.

Die Bestimmungen des noch erhaltenen Vertrags sind im Wesentlichen folgende: Cremona und die ihm verbündeten Städte werden die Gräben um Piacenza so herstellen, wie sie vor der Zerstörung waren, mit Ausnahme des fünften Theils, welchen Piacenza selbst bauen wird. Die Gräben müssen zu zwei Drittheilen in ihrer früheren Breite und in ihrer früheren Tiefe bis auf acht Tage nach St. Peter (d. h. bis 6. Juli) und das letzte Drittheil bis acht Tage nach dem Fest aller Heiligen (d. h. bis 8. November) hergestellt werden. Ferner müssen die verbündeten Städte die Thore und Brücken von Piacenza in alter Weise herstellen und überdies 200 Pfund kaiserlicher Münze bis acht Tage nach St. Peter an Piacenza zahlen. Alles, was Cremona durch neue Aufnahmen in den Bund gewinnen sollte, muß es mit Piacenza

theilen und darf nur seine Kosten für die Thore und Brücken in Abzug bringen. Wenn der Kaiser in das Gebiet von Piacenza einfällt und dort Schaden anrichtet, haben den Verlust an Feldfrucht die verbündeten Städte zu gleichen Theilen zu ersetzen; den gleichen Schadenersatz wird Piacenza den anderen Städten leisten, und zwar soll der Ersatz drei Monate nach gestellter Forderung und auf Grund der Abschätzung durch Consuln, je einer aus jeder Stadt, erfolgen. Wenn der Kaiser oder sein Podestà in das Gebiet von Piacenza eindringen sollte, müssen nach geschehener Aufforderung die anderen Städte Piacenza zur Hülfe kommen und dort, so lange es erforderlich ist, verweilen; ebenso wird auch Piacenza den anderen Städten im Falle der Bedrängniß Hülfe leisten. Alle Besitzungen, welche die Leute von Piacenza früher gehabt, durch den Kaiser oder auf andere Weise verloren haben und sich jetzt in den Händen der Cremonesen widerrechtlich befinden, müssen ohne Weiteres zurückgegeben werden, mit Ausnahme von Castelnuovo an der Addamündung, welches Cremona verbleiben soll; doch wird durch diese Bestimmung den Privatansprüchen Einzelner von Piacenza nicht präjudicirt. Mit Ausnahme der althergebrachten Zölle dürfen die Bundesstädte weder zu Lande noch zu Wasser von den Leuten von Piacenza Abgaben erheben, und eben so wenig Piacenza von ihren Angehörigen. Alle Verkehrsfreiheiten, welche Cremona im eigenen Gebiete zu Wasser und zu Lande habe, soll Piacenza in gleicher Weise genießen, und wenn Cremona solche Freiheiten in einem fremden Gebiete erwerben wird, muß es dieselben für Piacenza gegen Erstattung der Auslagen miterwerben; das Gleiche wird auch Piacenza für Cremona thun. Cremona und Brescia werden alle Mühe aufwenden, daß Piacenza alles Verlorene zurückerstattet werde; Piacenza wird dagegen, wie die anderen Städte, sich für die Auslieferung der zu Pavia aufbewahrten Geiseln bemühen.

Auf Grund dieses Vertrags, der deutlich zeigt, wie Cremona als Vorort an der Spitze des Bundes stand, wie man aber die Vortheile dieser Stellung ihm schon zu schmälern suchte, trat Piacenza dem Bunde bei. Einige Monate später, und nicht ohne Zwang, schloß sich auch Parma an. Im August, etwa um dieselbe Zeit, wo Trezzo fiel, rückte ein Heer von Piacenza, Cremona, Brescia und Mantua vor Parma. Der Kaiser hielt sich der Treue dieser Stadt für so sicher, daß er hier die Geiseln von Bologna hatte aufbewahren lassen, und in der That traten die Ritter von Parma dem Heere der verbündeten Städte am

10. August am Taro zum Kampfe entgegen. Die Städte sollen in diesem Kampfe große Verluste erlitten haben; nichtsdestoweniger wußte Cremona bald Parma vom Kaiser zu trennen. Parma lieferte Bologna die Geiseln aus und trat dem Lombardenbunde bei. Es geschah spätestens im Anfange des Septembers, die Bedingungen des Beitritts kennen wir nicht.

So war aus dem Bunde der vier Städte ein Achtstädtebund geworden, welcher die mächtigsten Communen der Lombardei vereinigte. Die Gebiete derselben umfaßten den größten Theil des Landes auf beiden Seiten des Po; überall waren in denselben die kaiserlichen Beamten bereits außer Wirksamkeit gesetzt und das consularische Regiment in seiner alten Bedeutung hergestellt. Die Territorien der Städte mit einander bildeten ein abgeschlossenes, zusammenhängendes Bundesgebiet, innerhalb dessen die freie Bewegung der aufständigen Bürgerschaften nicht mehr gehemmt werden konnte; jedem Angriff des Kaisers auf dieses Gebiet oder auf einzelne Städte vermochten sie mit vereinten Kräften zu begegnen. Ueberdies hatte der Bund mit den angrenzenden Städten des Veroneser Bundes und Ferrara, die sich ebenfalls im Aufstande gegen den Kaiser befanden, gleiche Interessen und konnte auf die Unterstützung dieser Städte bei einem Angriff ebenso zählen, wie er andererseits diese Städte vor den Waffen des Kaisers sicherte; auch von anderen Städten, wie Bologna und Modena, stand zu erwarten, daß sie sich bald dem Lombardenbunde anschließen würden. Nur die Communen im westlichen Theile der Lombardei, namentlich Pavia, hielten noch zum Kaiser, aber es ist keine Frage, daß es auch hier an Sympathien für die Aufständigen nicht fehlte.

Friedrichs erste Kämpfe gegen den Bund und Flucht aus Italien.

Die ersten Nachrichten von dem Aufstande in der Lombardei hatte der Kaiser erhalten, als er im Anfange des Aprils in der Romagna verweilte. Wir wissen, wie sie ihn nicht von der Fortsetzung seines Zuges nach dem Süden abhielten. Aber vor Ancona traf ihn die Kunde, daß die Mailänder wieder in ihre Stadt zurückgekehrt seien und Mailand wieder aus seinen Ruinen erstehe. Es mußte ihn auf

das Gewaltigste erregen, daß damit sein glänzendster Sieg verdunkelt und Alles, was durch denselben gewonnen, wieder in Frage gestellt war; dennoch besaß er Selbstbeherrschung genug, um äußerlich gelassen zu erscheinen und sich den Anschein zu geben, als wenn er die Auflehnung der Lombarden für ohnmächtig halte. Noch immer glaubte er, den Krieg gegen Papst Alexander und den König von Sicilien nicht aufgeben zu können, und rückte unbeirrt gegen Rom. Schon war hier die furchtbare Katastrophe über ihn eingebrochen, als er von den traurigen Vorgängen in Trezzo vernahm; so schmerzlich sie ihn bewegten, bewahrte er doch auch jetzt noch äußerlich Fassung. Aber nur kurze Zeit darauf trat ihm die Gefahr, welche ihm die Empörung bereitete, unmittelbar in der schreckhaftesten Gestalt entgegen. Die aufständigen Lombarden versperrten ihm den Paß von Pontremoli und nur unter vielen Beschwerden konnte er sich und die Seinen nach Pavia retten.

Das Mißgeschick des Kaisers hatte die Hoffnungen der verbündeten Städte unermeßlich gesteigert, und es stand zu besorgen, daß sie sich nicht scheuen würden ihn anzugreifen und zu den äußersten Zugeständnissen zu zwingen. Hätte der Kaiser nur daran gedacht, sich und die Reste seines Heeres in Sicherheit zu bringen, so hätte er möglichst schnell von Pavia aufbrechen und den Boden Italiens räumen müssen. Aber ein solcher Rückzug, zu dem ihm damals noch mehrere Wege offen standen, erschien ihm schimpflich; vielmehr glaubte er, so geschwächt sein Heer, so unzureichend seine Streitkräfte waren, doch sogleich den Kampf gegen den lombardischen Bund aufnehmen zu müssen.

Schon am 21. September sprach er öffentlich in Pavia den Bann über die abtrünnigen Städte aus und erklärte ihnen, indem er ihnen den Fehdehandschuh hinwarf, vor aller Welt den Krieg. Nur Lodi und Cremona nahm er aus. Bei Lodi ist dies nicht zu verwundern; denn er hielt sich überzeugt, daß diese Stadt nur gezwungen dem Bunde beigetreten sei und bald zu ihm zurückkehren werde. Auffälliger ist die Ausnahme von Cremona, welches doch die Seele des Bundes war; vielleicht hoffte der Kaiser damals noch die ihm früher so eng verbundene Stadt, in welcher er angesehene Anhänger hatte, durch neue Zugeständnisse zu gewinnen und damit den Bund aufzulösen.

Wollte der Kaiser den Kampf mit den Lombarden aufnehmen, so

mußte er vor Allem daran denken, eiligst Unterstützung aus Deutschland zu gewinnen. Wir besitzen den Anfang eines um diese Zeit erlassenen kaiserlichen Schreibens an Bischof Albert von Freising, in welchem er die schwersten Anklagen gegen die abtrünnigen Lombarden erhebt und das ohne Zweifel bestimmt war den Bischof zur Hülfsleistung zu bewegen. „Da die Himmel staunen" — schreibt er — „da der ganze Erdkreis erzittert und alle Elemente in Aufruhr gerathen im Anblick ruchloser Treulosigkeit und nur mit dem Tode zu sühnender Bosheit, glauben wir, daß seit der Kunde von dem abscheulichen Verrath, welchen mehrere Städte der Lombardei, nämlich Mailand, Piacenza, Cremona, Bergamo, Brescia, Parma, Mantua und die Mark Verona ohne allen Grund und jede Veranlassung gegen unsere Majestät und die Ehre des Reichs begangen haben, über solche Abscheulichkeit auch Deine Treue bekümmert und Dein ganzes Innere empört ist. Der Aufstand richtet sich nicht allein gegen unsere Person; denn die Empörer, nachdem sie das Joch unserer Herrschaft abgeworfen, erdreisten sich auch die Macht des deutschen Volkes, die mit vieler Mühe, großen Opfern und dem Blute vieler Fürsten und edler Männer aufgerichtet und bisher erhalten ist, anzufechten und zu beseitigen, indem sie sprechen: „„Wir wollen nicht mehr, daß dieser Mann uns regiere; auch sollen die Deutschen nicht mehr über uns herrschen."" Da wir, ehe wir zu unseren Zeiten die Zerstörung des Reichs dulden und ehe wir es unsern Nachfolgern in solcher Verwirrung und Zerstückelung hinterlassen, lieber einen ehrenvollen Tod unter den Feinden sterben wollen — —". Hier endet das uns erhaltene Bruchstück des Schreibens, welches im Weiteren die Aufforderung zur Hülfsleistung enthalten haben wird. Wir hören, daß der Kaiser ähnliche Briefe durch das ganze Reich verbreitete, aber sie scheinen nirgends eine nachhaltige Wirkung geübt zu haben.

Nicht allein mit solchen Hülfsgesuchen begnügte sich der Kaiser; er sandte um dieselbe Zeit auch die beiden bedeutendsten deutschen Fürsten, die noch an seiner Seite waren, Erzbischof Christian von Mainz und Herzog Berthold von Zähringen, über die Alpen. Wir wissen, daß sie besonders beauftragt waren dem bald nach des Kaisers Abzug aus Deutschland ausgebrochenen Kampfe zwischen Heinrich dem Löwen und den sächsischen Fürsten ein Ziel zu setzen und einen Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Fürsten bis zur Rückkehr des Kaisers herbeizuführen. Es gelang ihnen, die Fürsten zum Abschluß einer Waffen-

ruhe zu bewegen, die freilich nur kurze Zeit gehalten wurde. Aber die kaiserlichen Gesandten werden unzweifelhaft auch den Auftrag gehabt haben, Streitkräfte für Italien zu werben, und den Stillstand des sächsischen Kampfes wird der Kaiser hauptsächlich deshalb verlangt haben, um den Beistand sächsischer Fürsten gegen den Lombardenbund zu gewinnen. Ob die Gesandten Hülfsversprechungen erhielten, steht dahin; jedenfalls haben auch sie nicht erreicht, daß der Kaiser wirksame Unterstützung erlangte.

Auf welche Unterstützung aus den deutschen Ländern der Kaiser auch für die Folge rechnen mochte, für die nächste Zeit konnte er sie nicht erwarten, und er brannte den Krieg gegen die Aufständigen ohne Aufenthalt zu beginnen. Schon am 26. September brach er mit einem Heere auf, in welchem sich Ritter von Pavia, Novara und Vercelli befanden, wie auch die Markgrafen Wilhelm von Montferrat, Obizo Malaspina und der Graf Guido von Biandrate, welche Herren sich damals am Hofe zu Pavia eingefunden und ihre Dienste angeboten hatten. Das Heer ging über den Ticino und drang verheerend in das Mailändische ein. Rosate, Abiate grasso, Magenta, Corbeta und andere Orte zwischen dem Ticino und der Vepra wurden geplündert und große Beute aus ihnen fortgeschleppt.

Die Gefahr Mailands wurde sogleich in Lodi bekannt, wo zum Schutze der Stadt auch Ritter von Bergamo und Brescia lagen. Boten eilten von dort nach Piacenza, um den Beistand auch dieser Stadt und zugleich einiger Ritter von Cremona und Parma, welche dort weilten, in Anspruch zu nehmen. Alle diese Hülfsschaaren brachen schleunigst nach Mailand auf, um es gegen den Angriff des Kaisers zu sichern. Sobald der Kaiser dies vernahm, räumte er das Mailändische und kehrte eilends nach Pavia zurück. Ohne Rast, ohne nur von dem Pferde zu steigen — im Sattel nahm er bei S. Pietro in cielo d'oro vor der Stadt einen Imbiß — führte er dann sein Heer gegen Piacenza, welches er unvertheidigt zu überraschen hoffte. Auf einer von den Pavesen schon vorher über den Po geschlagenen Schiffsbrücke*) drang er in das Gebiet von Piacenza ein, zerstörte die Ortschaften auf seinem Wege und brachte große Beute zusammen. Kaum erfuhr man aber in Mailand diesen Angriff des Kaisers auf Piacenza, so brachen alle dort

*) Bei einem Orte, der Portus Pioglosus genannt wird.

versammelten Streitkräfte auf, um ihm zu begegnen. Sie kamen noch zur rechten Zeit, um Piacenza zu retten und rückten dann sofort dem Kaiser entgegen, der bei der Kunde von ihrem Anzuge nach Pavia zurückkehrte. Der Angriff auf Piacenza war in gleicher Weise wie der auf Mailand gescheitert. Das eilige Vorgehen des Kaisers hatte nur gezeigt, daß die verbündeten Städte fest zusammenhielten und über Streitkräfte geboten, denen die kaiserlichen zur Zeit nicht gewachsen waren.

Als das Heer der verbündeten Städte bald darauf auseinandergegangen war, machte der Kaiser von Pavia aus noch einen Versuch, sich der wichtigen, im Lodesanischen belegenen Burg Mombrione*), welche die Verbindungen zwischen Mailand und Piacenza beherrschte, mit Gewalt zu bemächtigen. Auch dies mißlang, nur das bei der Burg befindliche Dorf wurde genommen, geplündert und eingeäschert; dann kehrte der Kaiser nach Pavia zurück. Die Lodesanen hatten auch in der Folge noch manches Ungemach von den Pavesen zu erleiden; öfters drangen diese in ihr Gebiet und schleppten reiche Beute davon. Lodi schickte endlich Gesandte nach Pavia und verlangte Rückgabe der Beute; es beschwerte sich, daß Pavia seine alte Bundesgenossin so schlimm behandele, während Lodi ihm kein Leid zugefügt habe und auch jetzt nicht zufügen wolle. Die Gesandten hörten jedoch Nichts als Uebles in Pavia und, als sie ohne die erwünschte Antwort zurückkehrten, fingen auch die Lodesanen nun an, Böses mit Bösem zu vergelten; wiederholt fielen sie in das Gebiet von Pavia ein und nahmen dort Alles, dessen sie habhaft wurden.

Noch einmal scheint der Kaiser dann in das Gebiet von Mailand eingedrungen zu sein; denn wir hören, daß er am 11. November einen Kampf mit den Mailändern bestand und nach dem Verlust von 25 Rittern sein Heil in der Flucht suchen mußte. Bald aber wurde er solcher fruchtlosen Kämpfe müde und dachte nur daran, sich, bis er Hülfe erhielte, in Pavia zu schützen.

Indessen hatte der Lombardenbund entschieden die Partei Alexanders ergriffen und trat nun auch mit Venedig und dem Veroneserbunde in engere Verbindung.

*) Vergl. S. 295 Anm. 3.

Es war für Mailand ein überaus wichtiges Ereigniß, als am 5. September 1167 Galdin als neuer Erzbischof und Legat des apostolischen Stuhles in die Stadt einzog. Galdin entstammte der vornehmen mailändischen Familie de la Sala; früh hatte er sich im Dienste des heiligen Ambrosius ausgezeichnet und war mit allen geistlichen und weltlichen Verhältnissen des Erzbisthums als Kanzler desselben vertraut geworden. Besondere Gunst genoß er beim Erzbischof Otbert, der ihn zum Archidiakonen der Mailänder Kirche erhob; am Tage von Carcano stand er seinem Erzbischofe zur Seite und folgte ihm dann in das Exil. Gleich eifrige Alexandriner, hatten Beide den Papst nach Frankreich begleitet und waren von dort mit ihm nach Italien zurückgekehrt. Als Otbert, vom Papste nach Benevent gesandt, dort am 27. März 1166 starb, war es eine glückliche Inspiration des Papstes, daß er sich sogleich der verwaisten Mailänder Kirche in Galdin ein neues Oberhaupt zu geben entschied. Galdin, schon vorher zum Cardinal der römischen Kirche erhoben, wurde vom Papste am 8. Mai 1166 zum Bischof geweiht. Kaum waren die Mailänder in ihre Stadt zurückgekehrt und begannen ihre Häuser aufzubauen, so machte Galdin sich auf den Weg, um auch die Mailänder Kirche herzustellen. Ihn begleitete der Segen des Papstes, der ihn zum apostolischen Legaten für die ganze Lombardei ernannt hatte. Die Reise war gefahrvoll, ging langsam und nur auf großen Umwegen von Statten; überall mußte Galdin auf der Hut sein, um den Nachstellungen der Kaiserlichen zu entgehen. Endlich gelangte er glücklich in Pilgertracht auf einem Schiffe nach Venedig. Von hier trat er die weitere Reise nach der Lombardei an, wo er den bischöflichen Ornat wieder anlegte. Als er sich Mailand näherte, zogen ihm Klerus und Bürgerschaft frohlockend entgegen und geleiteten ihn unter Lobgesängen nach S. Ambrogio.

Eine höchst schwierige Aufgabe war Galdin gestellt. Die Verhältnisse des Mailänder Erzbisthums, welches über fünf Jahre einen Oberhirten entbehrte, waren vollständig zerrüttet. Die alexandrinischen Suffragane waren verjagt und Anhänger des Gegenpapstes an ihre Stellen gesetzt worden. Im eigenen Sprengel Mailands hielten bedeutende Stifte, wie das von Monza, und ein nicht geringer Theil des Klerus zum Kaiser und zu Paschalis; kirchenfeindliche Lehren, wohl nicht ohne Zusammenhang mit den Doctrinen des Arnold von Brescia, waren durch das Schisma genährt worden und weit unter dem Volke

verbreitet; das Kirchengut war zum großen Theile zerstreut. Aber Galdin bebte vor allen Schwierigkeiten nicht zurück. Obschon in vorgerückten Jahren und von schwacher Gesundheit, griff er die Reform seiner Kirche mit Feuereifer an; die Zerstörung seiner Vaterstadt, die Leiden des Exils und die persönliche Anhänglichkeit an Alexander machten ihn zum hitzigsten Gegner des Kaisers. Sobald er nach Mailand zurückgekehrt, suchte er überall die Anhänger des Gegenpapstes zu verdrängen, die schismatischen Bischöfe zu entfernen und Alexandriner in ihre Stellen zu bringen, ingleichen wurden die kaiserlich gesinnten Stifte im alexandrinischen Sinne reformirt und alle kirchenfeindlichen Bestrebungen mit Strenge verfolgt. Auch das zerstreute Kirchengut brachte er wieder zusammen und stellte den zerstörten erzbischöflichen Palast her. Keine Versäumniß seiner geistlichen Pflichten gestattete er sich; mehr arbeitete er selbst als alle die ihn umgebenden Kleriker. Vor Allen war er ein unermüdlicher Prediger gegen alle Feinde der Kirche, und solche sah er auch in dem Kaiser und dem Gegenpapste, gegen welche ihm als Excommunicirte Alles erlaubt schien.

Nicht allein kirchlich, sondern auch politisch war Galdins Thätigkeit von der größten Tragweite. Er vor Allem kettete den Lombardenbund fest an Alexander und gab ihm das entschieden kirchliche Gepräge; vielleicht war er es auch, der zu der engeren Vereinigung dieses Bundes mit Venedig, dem Veroneser Bunde und den anderen bereits aufständigen Städten Italiens den Anstoß gab.

Am 1. December 1167 kamen die Consuln der acht Städte des Lombardenbundes mit den Consuln Veronas und der ihm verbündeten Städte Vicenza, Padua und Treviso, den Consuln Ferraras, Modenas und Bolognas und Abgeordneten Venedigs zusammen*) und beschlossen sich zu gemeinsamem Widerstand gegen den Kaiser fest zu verbinden. Folgende Bestimmungen wurden dann von ihnen im Namen ihrer Städte beschworen: 1) Sie werden sich gegenseitig gegen Jedermann unterstützen, der sie angreifen sollte, um sie zu höheren Leistungen zu zwingen, als sie von der Zeit König Heinrichs bis zum Regierungsantritt Friedrichs zu tragen hatten. 2) Sie werden an keinem der Bundesgenossen Verrath üben und jeden Verräther, der ihnen bekannt werden sollte, unverzüglich anzeigen. 3) Sie werden gemeinschaftlich

*) Der Ort ist nicht bekannt.

jeden Verlust der Bundesgenossen an Pferden und Waffen bei einem feindlichen Angriff ersetzen, ebenso den Schaden, welchen Bundesgenossen erleiden sollten, wenn sie nach gemeinsamem Beschluß eine feindliche Burg oder Stadt angreifen. 4) Kriegsgefangene des Feindes sollen gegen Kriegsgefangene der Bundesgenossen ausgewechselt werden, auch wenn jene nicht derselben Stadt angehören. 5) Sie werden die Angehörigen der Bundesstädte weder an ihren Personen noch Sachen schädigen; sollte dennoch ein Schaden zugefügt werden, so soll er binnen 30 Tagen nach erfolgtem Anspruch ersetzt werden, wenn es nicht mit Einwilligung des Beschädigten oder eines Rectors seiner Stadt unterbleibt. 6) Alle Befehle, welche die Rectoren einer Stadt auf Grund des von ihnen geschworenen Eides erlassen werden, sollen getreulich von dieser Stadt erfüllt werden; es sei denn, daß die Rectoren bestochen wären oder aus Besorgniß für ihre Person oder in Gefangenschaft die Befehle erlassen hätten; in diesen Fällen oder wenn die Rectoren freiwillig ihr Amt niederlegen, sollen innerhalb 15 Tagen andere gewählt und deren Befehle befolgt werden. 7) Friede, Vertrag oder Waffenstillstand kann nur unter Zustimmung der Rectoren aller Städte geschlossen werden, und Jedermann hat einem Jeden, welcher den Bund beschworen, Hülfe gegen jeden Angriff wegen des Bundes zu leisten. 8) Alle männlichen Bewohner der einzelnen Bundesstädte vom 14. bis 60. Jahre haben in Monatsfrist den Bund zu beschwören, mit Ausschluß der Kleriker, der Laienbrüder, der Lahmen, Stummen und Blinden. 9) Der Bund behält von nächstem Ostern an auf zwanzig Jahre Gültigkeit. 10) Venedig wird nur mit seinen Schiffen, und zwar bis zur Brenta, nöthigen Falls auch bis Civitas nova*), dann bis Mestre und Valestrello**), auf dem Meere, dem Po und den anderen Flüssen, wo es möglich ist, Hülfe leisten; dagegen verlangt es von den Bundesgenossen keine Unterstützung zu Wasser, wenn sie nicht freiwillig gewährt wird, und wird sein Gebiet von den Grenzen an der Etsch bei Loreo bis zur Livenza selbst vertheidigen; wenn es ferner noch Geld von dem Kaiser von Constantinopel oder dem König von Sicilien erhalten sollte, verspricht es nach Abzug der an die Städte des Veroneser Bundes bereits geleisteten Zahlungen und der durch die Gesandtschaften

*) Unweit der Mündung des Piave.

**) Der Name ist in der Lesung zweifelhaft, ebenso in der Deutung.

an den Kaiser und König erwachsenen Kosten den Rest redlich zu theilen. 12) Was die Gesammtheit oder die Mehrheit der Rectoren der Städte an den Bundesbestimmungen in Zukunft ändern, weglassen oder hinzufügen wolle, soll gleiche Gültigkeit, wie diese, besitzen. Endlich vereinigten sich noch die Consuln der Städte dahin, daß die Eidesleistung auch den Scholaren, den Krämern und den Leuten unfreien Standes, wofern sie nicht Kriegsdienste leisteten, erlassen werden sollte.

Es waren 16 Städte — und unter ihnen die bedeutendsten und volkreichsten Nord-Italiens — die sich so gegen den Kaiser verbanden. Die Einigung war nicht so erfolgt, daß die bereits bestehenden Eidgenossenschaften aufgelöst wären, vielmehr blieb der Veroneser Bund neben dem Bunde der Lombarden bestehen, welchem sich auch Modena und Bologna zunächst näher angeschlossen zu haben scheinen*); Venedig und Ferrara nahmen wegen ihrer engeren Verbindung mit anderen Städten eine besondere Stellung in dem Bunde ein. Die Erweiterung und Veränderung der Bundesverhältnisse führte auch sogleich zur Einsetzung einer eigenen Bundesbehörde, welche durch die von den einzelnen Städten aus den Consuln gewählten Rectoren gebildet wurde**). Die Befugnisse dieser Behörde erhellen aus dem Bundesvertrage selbst und aus der uns aufbewahrten Eidesformel der Rectoren; sie schwuren danach für die Vertheidigung sämmtlicher dem Bunde angehörigen Städte zu sorgen, für das gemeinsame Wohl aller Bundesglieder zu wirken, die Rechtsansprüche aller, die den Bund beschworen, gegen diejenigen zu verfolgen, welche den Eid nicht geleistet, jeden Gewinn, der ihnen aus Vergrößerung des Bundes erwachse, für die allgemeinen Zwecke desselben zu verwenden oder dem Bunde zu überlassen, die von den Rectoren angesagten Versammlungen entweder selbst zu besuchen oder durch einen Consul ihrer Stadt zu beschicken***). Wir wissen, daß

*) Wenig später erscheinen die Städte der Romagna als besondere Gruppe des Bundes.

**) Es scheinen Anfangs zwei, bald nur einer von jeder Stadt gewählt zu sein; der Amtsantritt erfolgte am 1. Mai und die Gewählten hatten dann auf ein Jahr das Amt zu bekleiden. Spätestens acht Tage vor Ablauf der Amtszeit mußten die neuen Rectoren gewählt werden. Die Rectoren wurden aus den Consuln genommen, wo solche bestanden.

***) In den bekannt gewordenen Urkunden, die sich auf Rectorenversammlungen beziehen, erscheint immer nur ein Vertreter jeder Stadt, ein Rector oder als dessen Stellvertreter ein Consul.

die Rectoren auch über die Aufnahme neuer Mitglieder des Bundes durch Majoritätsbeschluß entschieden, daß sie zu Kriegszwecken einzelnen Bundesgliedern Lasten auferlegen konnten, daß in jeder Stadt die Consuln die ihnen von den Rectoren zugehenden Befehle zu vollstrecken verbunden waren, daß keine Stadt ohne Zustimmung der Rectoren Frieden oder Waffenstillstand schließen durfte. Durch die Rectoren wurde der Einfluß der anderen Consuln auf die Bundesangelegenheiten wesentlich beschränkt; diese wurden vorwiegend auf das innere Regiment ihrer Stadt angewiesen, und auch hier walteten sie nicht mehr mit der früheren Macht.

Von großer Bedeutung war, daß es alsbald Piacenza gelang, einen der kampflustigsten Herren der Lombardei für den Bund zu gewinnen. Es war derselbe Opizo Malaspina, der noch vor Kurzem den Kaiser aus großer Gefahr befreit hatte. Am 27. Dezember schloß Piacenza für sich und zugleich im Namen der anderen lombardischen Bundesstädte mit Opizo und seinem Sohne Marvello einen Vertrag, wonach sich die beiden Markgrafen anheischig machten Piacenza und die anderen Bundesstädte in ihren Gebieten zu schützen, den Krieg gegen den Kaiser, wo und wie es die Bundesstädte verlangten, mit Energie zu führen und ohne Einwilligung der Städte keinen Frieden oder Waffenstillstand mit dem Kaiser zu schließen, überdies Piacenza mehrere ihrer Burgen zu übergeben, so daß die Stadt dort den Burgwart bestellte. Opizo verpflichtete sich ferner gegen einige Zollvergütigungen, während der Dauer des Krieges mit dem Kaiser entweder selbst mit seiner Gemahlin in Piacenza Wohnung zu nehmen oder seinem Sohne mit dessen Gemahlin da den Aufenthalt anzuweisen, wo es Piacenza verlange, auch von seinen Lehnsleuten, soweit es Piacenza und die anderen Städte beanspruchten, den Vertrag beschwören zu lassen. Bis zum 1. April verhieß Opizo mit seinem Sohne zur Herstellung Tortonas auszuziehen, wozu ihm Piacenza und die anderen Städte 2000 Mann (1000 Ritter und 1000 Mann Fußvolk und Bogenschützen) zu stellen und auf einen Monat selbst zu verpflegen versprachen. Nach dem Frieden mit dem Kaiser, dem Tode oder Abzug desselben aus Italien wollten die Markgrafen sich mit den früheren Zöllen begnügen, und die Münze von Piacenza als Hauptzahlungsmittel in ihren Besitzungen anerkennen.

Dagegen versprach Piacenza für sich und die anderen lombardischen

Bundesstädte die Markgrafen in ihren Besitzungen zu schützen, keinen Vertrag oder Frieden mit dem Kaiser oder den Pavesen ohne ihre Einwilligung zu machen, ferner Opizo 2150 Pfund kaiserlicher Münze zu zahlen, und zwar 350 Pfund bis zum 1. Februar, 800 Pfund bis zum 1. März und 1000 Pfund bis zum 1. Mai nächsten Jahres, überdies die Gläubiger des Markgrafen zu Cremona und Piacenza zu befriedigen, die von Cremona bis zum 1. Juni, die von Piacenza bis zum 11. November. Piacenza verpflichtete sich ferner von den neuen Consuln den Vertrag beschwören zu lassen, ebenso von der ganzen Bürgerschaft; auch sollten die Consuln von Cremona, Mailand, Parma und Lodi und je ein Abgeordneter dieser Städte in der Volksversammlung den Vertrag beschwören. Von beiden Seiten solle derselbe getreulich in allen Punkten, soweit es nicht mit gegenseitiger Einwilligung unterbliebe, gehalten werden, und zwar vorbehaltlich der Treue gegen den Kaiser, die aber nur so zu verstehen sei, wie es der Bundesvertrag der Städte bestimmte. Wir wissen, daß die neuen Consuln von Piacenza, die zum 1. Januar 1168 einzutreten hatten, eidlich die Erfüllung des mit den Markgrafen geschlossenen Vertrags gelobten. Unfraglich bestimmten Geldinteressen Opizo Malaspina zu dem jähen Parteiwechsel.

Zu derselben Zeit gelang es Galdin, den Bischof von Novara und die Consuln dieser Stadt vom Kaiser abzuziehen. Am 28. December 1167 ließ der Bischof durch seinen Procurator Pizzo im erzbischöflichen Palast in Mailand beschwören, daß er auf Aufforderung des Erzbischofs oder der Mailänder Consuln diesen Kriegsunterstützung schicken werde, gegen wen und wie es jene verlangten, daß ferner die Consuln von Novara und viele andere Männer der Stadt sich eidlich verpflichtet hätten auf Aufforderung des Erzbischofs eine Einigung mit Mailand und seinen Bundesgenossen zu schließen und alle Mühe anzuwenden, daß Novara dem lombardischen Bunde beitrete. Noch an demselben Tage leisteten die mailändischen Consuln einen Eid, wodurch sie dem Bischof versprachen ihm oder seinem katholischen Nachfolger die Burgen des Bisthums, welche in ihre Hände fielen, zurückzugeben und alle Besitzungen der Kirche von Novara gegen Jedermann zu vertheidigen, der nicht zu ihren Bundesgenossen gehörte.

Der Vertrag Novaras mit Mailand ist nicht sofort, sondern erst dann zum Abschluß gekommen, als die mailändischen Consuln Novara große Zugeständnisse gemacht hatten. Sie räumten nämlich ein, daß

Novara das ganze rechte Ufer des Ticino bis zur Mitte des Flusses gehören, die Hälfte des Zolles an einer im Bau von ihnen begonnenen Brücke, wie an einer anderen weiter unterhalb anzulegenden Novara zustehen und die Ausbesserungen der Brücken auf gemeinsame Kosten gemacht werden sollten. Sie versprachen ferner, daß Mailand keine neuen Burgen zwischen dem Ticino und Novara, namentlich nicht in Trecate und Galliate, anlegen werde, und wenn es die bestehenden Burgen veräußern wollte, Novara das Vorkaufsrecht zu einem angemessenen Preise besitzen solle, wofern aber ein Anderer wider Novaras Willen sich dieser Burgen bemächtigen wolle, Mailand die Stadt im Besitz derselben, wie in allen ihren anderen Eigenthumsrechten schützen werde. Ingleichen gelobten sie, daß Mailand in Galliate und Trecate, wie in seinen anderen Orten unterhalb Aronas im Gebiete von Novara, an diese Stadt das Fodrum und andere Rechte abtreten werde. Endlich verpflichteten sie sich mit den Grafen von Biandrate ohne Novara keinen Frieden oder Vertrag zu schließen, sondern den Krieg fortzusetzen, so lange es diese Stadt verlange, ihr zur Zerstörung von Biandrate, wie der anderen Orte im Besitze der Grafen zwischen dem Ticino und der Sicida, hülfreich zu sein und nach der Zerstörung sie im Besitze dieser Orte und namentlich Biandrates zu schützen, auch mit Niemandem Vertrag oder Frieden zu schließen, der diesen Zugeständnissen Mailands nicht zustimmen werde. Aehnliche Zusicherungen wurden auch dem Bischofe von Novara gemacht.

Auf diese Anerbietungen Mailands schloß Novara den Bund ab, und die Consuln beschworen, daß sie die Kosten der Ausbesserung der Brücken gemeinsam tragen und den Zoll mit den Mailändern theilen würden, daß sie die Grafen von Biandrate und die anderen Feinde Mailands bekämpfen und ohne Einwilligung der Mailänder keinen Frieden oder Waffenstillstand abschließen würden; auch würden sie alle Novaresen zwischen 14 und 60 Jahren den Vertrag beschwören lassen.

Die reißenden Fortschritte des Bundes machten dem Kaiser nicht nur unmöglich den Kampf fortzusetzen, sondern brachten ihn selbst in die größten Gefahren; denn schon dachten die Städte nicht allein an ihre Vertheidigung, sondern an einen gewaltsamen Angriff auf ihn und seine Verbündeten. Der Kaiser hielt sich bald hinter den Mauern

Pavias nicht mehr für sicher; es bedrohten ihn hier die Rüstungen der Lombarden, und selbst die Stimmung in der Stadt soll dadurch bedenklich geworden sein, daß einige seiner Leute einen vornehmen Pavesen geblendet hatten. Er begab sich im December in das Gebiet von Novara, wo er besonders bei dem Grafen von Biandrate Unterstützung zu finden hoffte. Aber auch hier, da Novara schon mit Mailand in Unterhandlungen stand, war für ihn keine Sicherheit mehr. Nachdem er eine Anzahl deutscher Ritter in Biandrate zum Schutze der Burg zurückgelassen und dreißig von den lombardischen Geiseln, welche er mit sich führte, unter ihre Obhut gestellt hatte, ging er gegen Ende des Jahres 1167 in das Gebiet von Vercelli. Doch auch Vercelli dachte bereits an Abfall und verbündete sich mit Mailand gegen die Anhänger des Kaisers. Nur die Länder des Markgrafen von Montferrat, welche er jetzt aufsuchte, schienen ihm und den Seinigen noch Sicherheit bieten zu können.

Friedrichs Lage war im Anfange des Jahres 1168 um so verzweifelter, als ihm kaum noch ein anderer Weg zum Abzuge aus Italien offen stand, als durch die Länder des Grafen Humbert von Savoyen und Maurienne, dieser aber wegen früherer Beeinträchtigungen feindliche Gesinnungen gegen ihn hegte*). Schon ging das Gerücht, daß die Lombarden ein Heer von 20 000 Mann gegen ihn führen wollten. In der Besorgniß vor einem Ueberfall vertheilte er die Geiseln, welche er noch bei sich hatte, auf die Burgen des Markgrafen; er selbst suchte bald hier, bald dort im Montferrat eine Zuflucht; kaum zwei oder drei Tage soll er an derselben Stelle verweilt haben. In solcher Bedrängniß fanden ihn Gesandte des Grafen Heinrich von Troyes und des Königs von England, welche der Erstere abgeschickt hatte, um Erkundigungen über das Schicksal des Kaisers einzuziehen, der Andere, wie man meinte, um durch den Schein vertraulicher Beziehungen zum Kaiser den König von Frankreich und die Franzosen zu schrecken. Aber es wird richtig sein, was versichert wird, daß die Franzosen nur noch niedriger von einem Feinde dachten, welcher um die Hülfe Hülfloser warb.

*) Der Kaiser hatte den Bischöfen in Humberts Machtbezirk, namentlich dem Bischof von Turin, Privilegien zum Nachtheil des Grafen ertheilt.

So groß war die Noth des Kaisers, daß er damals nach einem glaubwürdigen Berichte*) sogar Vorschlägen zur Aussöhnung mit Alexander Gehör geschenkt hat. Diese Vorschläge gingen aus von einem dem Kaiser verwandten und vertrauten Manne, Theoderich mit Namen, der als Laienbruder in den Karthäuserorden getreten war. Theoderich gehörte der Karthause von Silve bénite in der Dauphiné an, welche schon 1116 begründet war, aber eine nur dürftige Existenz gefristet hatte, bis sie durch seine und des Kaisers Schenkungen festen Bestand gewann. Im Jahre 1167 stellte der Kaiser Silve bénite auf Ansuchen Theoderichs ein Privilegium aus, und dies mag die nächste Veranlassung gewesen sein, daß sich der Karthäuser um jene Zeit an den Hof seines kaiserlichen Freundes begab. Unter Thränen stellte er dem Kaiser vor, daß er nicht eher Friede für sich gewinnen würde, als bis er der Kirche den Frieden zurückgebe, und brachte es endlich dahin, daß der Kaiser den Prior der großen Karthause, den Abt von Citeaux und den vertriebenen Bischof Petrus von Pavia brieflich zu sich einladen ließ, um sich ihrer als Friedensmittler zu bedienen; er versprach sich ihrem Rathe zu fügen, wofern sie die Verantwortung für die Verletzung der in Folge der Würzburger Beschlüsse geleisteten Eide auf sich nehmen wollten. Die Nachricht von solcher Nachgiebigkeit des Kaisers erregte in den alexandrinischen Kreisen große Freude und bewog selbst die Lombarden ihre schon gesammelten Streitkräfte zurückzuhalten.

Inzwischen verhandelte der Markgraf von Montferrat mit Graf Humbert, seinem Verwandten, und wußte ihn durch große Versprechungen für den Kaiser zu gewinnen. Als sich die eingeladenen Friedensvermittler — an die Stelle des erkrankten Abtes von Citeaux trat der Archidiakon Gaufrid von Auxerre, früher Abt von Clairvaux, — auf den Weg machten und einen Boten an den Kaiser mit der Anfrage absandten, wo und wann derselbe sie empfangen wolle, war die Lage der Dinge bereits völlig verändert, und der Kaiser, seines freien Abzuges aus Italien schon sicher, ließ den geistlichen Herren sagen: ihre Friedensvermittelung verspräche keinen Erfolg, wenn sie nicht einen Engel vom

*) Der Bericht ist von Johann von Salisbury; dieser beruft sich dabei auf die eigenen Mittheilungen jenes Karthäuserbruders, welcher dem Kaiser die Vorschläge machte.

Himmel mit sich führten oder Wunderkräfte besäßen, so daß sie die Aussätzigen reinigen und die Todten auferwecken könnten. Jene Herren begriffen, daß sie zu spät gekommen waren, und kehrten enttäuscht in die Heimath zurück.

Seitdem der Kaiser den Weg nach Burgund offen sah, beschleunigte er die Vorbereitungen für seinen Abzug. Er brachte die auf den Burgen der Markgrafen zerstreuten Geiseln, die er über die Alpen führen wollte, zusammen, und mit ihnen und einem geringen Gefolge — es sollen nur etwa 30 Ritter noch bei ihm gewesen sein — nahm er seinen Weg durch die Gebiete von Asti und Turin gegen Susa. Am 8. März war er im Kloster S. Ambrogio im Thal der Dora Riparia auf halbem Wege zwischen Turin und Susa; hier übernachtete er und brach in der Frühe des anderen Tages nach Susa auf. In der Nähe dieser Stadt ließ er auf einer Anhöhe einen vornehmen Mann aus Brescia, Zilius de Prando mit Namen, der ihm als Geisel gestellt war, an einem Galgen aufknüpfen. Es war eine That der erregtesten Leidenschaft; denn er erfuhr, daß die Mailänder im Bunde mit Brescia, Lodi, Novara und Vercelli inzwischen die Grafen von Biandrate angegriffen und schon Biandrate zu belagern angefangen hatten; Zilius selbst hielt er für einen der Urheber des lombardischen Aufstandes und jenes Angriffs und meinte sein Verbrechen mit dem Tode strafen zu müssen. Die anderen Geiseln führte er nach Susa, welches schon im Machtbereich des Grafen Humbert lag und wo er sich sicher wähnte.

Die Bürger der Stadt öffneten dem Kaiser willig die Thore, aber gleich nach seinem Einzuge ließen sie dieselben wieder schließen und sorgsam bewachen. Der Kaiser war hülflos in ihrer Gewalt. Sie erklärten ihm, daß er mit den Seinen frei abziehen könne, daß sie aber die Geiseln nicht aus ihren Händen lassen würden; denn es drohe ihnen die Zerstörung ihrer Stadt durch den Lombardenbund, wenn sie ihre Nachbarn und Freunde, die edelsten Männer Italiens, nach Deutschland zum sicheren Tode abführen ließen; was dort derselben harre, zeige das an Zilius vollstreckte Blutgericht. Damit keiner der Geiseln entfernt würde, ließen die Wächter keinen Mann italienischer Sprache die Thore passiren. Trotz der ihm gegebenen Zusage hielt der Kaiser sich um so weniger für sicher, als das Gerücht umging, daß man einen Anschlag auf sein Leben vorbereite. Er verließ deshalb bei Nacht in der Verkleidung eines Knechts, von einigen Dienern begleitet,

die Stadt unter dem Vorwande, daß man Quartier für einen hohen Herrn bestellen solle. Indessen spielte in der kaiserlichen Herberge ein ihm in Gestalt und Gesichtsbildung ähnlicher Rittersmann die Rolle Friedrichs und täuschte glücklich einige Zeit die Städter; nach späteren Nachrichten soll es der Kämmerer Hartmann von Siebeneich gewesen sein. So gelangte der Kaiser unbehindert über den Mont Cenis und nahm seinen Weg durch das Thal der Isère nach Grenoble. Als man in Susa die Flucht des Kaisers bemerkte, ließ man die Kaiserin und ihr Gefolge, wie man es versprochen, ruhig abziehen. Ob sie schon in Grenoble oder erst in Genf, wohin sich der Kaiser von Grenoble begab, mit ihm zusammentraf, wird nicht berichtet. Die größten Verdienste um den Kaiser in dieser schweren Zeit erwarb sich Herzog Berthold von Zähringen, der nicht lange vorher von seiner Gesandtschaftsreise nach Deutschland zurückgekehrt war.

In Genf wurde dem Kaiser ein festlicher Empfang bereitet, aber in anderen Theilen Burgunds trat ihm nicht gleich freundliche Gesinnung entgegen. Von jeher war der burgundische Klerus Alexander geneigt gewesen; mochte der Kaiser auch die Anerkennung Victors und Paschalis' erzwungen haben, willige Anhänger hatten die Gegenpäpste unter der mächtigen Geistlichkeit Burgunds nur wenige gefunden. Der große Umschwung der Dinge in Italien machte sich deshalb auch alsbald in den Ländern an der Rhone geltend. Am 11. November 1167 zog der von Alexander geweihte Erzbischof Guichard von Lyon in seine Stadt unter dem Jubel des Volkes ein und führte bald die ganze Kirchenprovinz von Lyon der alexandrinischen Partei zu; er gewann über Drogo, den Schützling des Kaisers, den vollständigsten Sieg*), der auch auf die politischen Verhältnisse Burgunds nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Auch hier wankte die Treue gegen den Kaiser. Wir hören, daß er bei seinem Durchzuge die Großen mit Drohungen erschreckte und dadurch Alles mit Unruhe erfüllte: aber wer wußte, ob er solchen Drohungen werde Nachdruck geben können? In größter Eile zog er weiter; es drängte ihn nach Deutschland zurückzukehren, wo während seiner Abwesenheit ein unheilvoller Krieg ausgebrochen war und wo, wie er wußte, Verwirrung über Verwirrung herrschte. Schon am 16. März war er in Basel.

*) Vergl. oben S. 489. 490.

Etwa anderthalb Jahre war der Kaiser von den heimischen Gegenden entfernt gewesen. Mit einem stattlichen Heere war er ausgezogen: dieses Heer war vernichtet und zerstreut; nur mit geringem Gefolge kehrte er nach Deutschland zurück, nachdem er in eiliger Flucht Italien verlassen hatte. Die stolzesten Hoffnungen erfüllten ihn, als er auszog; er gedachte den Veroneser Bund zum Gehorsam zu zwingen, durch Vernichtung Alexanders das Schisma zu beseitigen, dem Normannenreich in Sicilien ein Ende zu machen, so ganz Italien wieder der kaiserlichen Gewalt zu unterwerfen. Alle diese Hoffnungen waren vereitelt, und überdies durch den Aufstand der lombardischen Städte Alles in Frage gestellt, was er in langen und schweren Kämpfen unter vielem Blutvergießen gewonnen hatte. Sein Waffenruhm, den er besonders den Siegen über Mailand verdankte, war getrübt, seit seine Kraft nicht mehr ausreichte, die hergestellte Stadt niederzuwerfen. „Er hat Italien verloren, das er nicht mehr zu behalten verdiente", schrieb damals Johann von Salisbury. „Die Macht des Fiscus brach zusammen", klagt Gottfried von Viterbo.

Ein so jäher Sturz von solcher Höhe ist zu allen Zeiten selten gewesen, und man pflegt von ihm einen großen Umschwung der Weltverhältnisse zu erwarten. So mochten auch Viele damals fragen, ob nicht die Macht des deutschen Kaiserreichs, welche sich durch Friedrichs Thaten noch einmal so glänzend erhoben, nun doch zu Grunde gehen werde. Auch Friedrich selbst empfand die ganze Schwere seines Geschicks, aber er zweifelte deshalb nicht an seinem Beruf, das Kaiserthum in seiner alten Herrlichkeit herzustellen; er hoffte, seine siegreichen Adler würden sich bald zu neuem Fluge erheben.

Befestigung des Städtebundes.

Gleich nach der Flucht des Kaisers nahmen die Lombarden den Kampf gegen seine Anhänger im Lande mit verstärkten Kräften auf. Bald fiel Biandrate. Die Burg wurde in einen Schutthaufen verwandelt, die dort aufbewahrten Geiseln in Freiheit gesetzt, die zurückgelassenen deutschen Ritter fast alle getödtet. Zehn reiche und vornehme Deutsche, die man dort gefunden, sandten die Sieger an die Wittwe des Zilius nach Brescia, um mit ihnen nach ihrem Belieben zu verfahren: sie entweder zu tödten oder zu Knechten zu machen oder um

hohes Lösegeld freizugeben. Wir wissen nicht, in welcher Weise die Brescianerin das Ende ihres Gemahls gerächt hat. Schon wurden auch die Besitzungen des Markgrafen von Montferrat und das Gebiet von Pavia von den Bundesgenossen angegriffen. Als Vercelli in den Bund mit Mailand trat, hatten sich die Städte gegenseitig verpflichtet, mit dem Markgrafen, den Grafen von Biandrate*) und Cavaglia**) und der Stadt Pavia ohne beiderseitiges Einverständniß weder Frieden noch Waffenstillstand zu schließen. Novara und Vercelli, schon Waffenbrüder Mailands, scheinen erst jetzt förmlich dem großen Lombardenbunde beigetreten zu sein.

Eiligst betrieb man die Herstellung von Tortona. Am 22. März brachen die Mannschaften von Piacenza und Parma mit dem Markgrafen Opizo Malaspina auf, um die zerstreuten Einwohner in ihre Stadt zurückzuführen. Für das unglückliche Tortona, einst vom Kaiser dem Erdboden gleich gemacht, dann von den Mailändern hergestellt, doch abermals von den Pavesen im Jahre 1163 mit Erlaubniß des Kaisers zerstört, kamen endlich bessere Zeiten. Gleich Mailand erstand es jetzt wieder aus den Ruinen, gewann sein früheres Gebiet und die Freiheit wieder, ein leuchtendes Signal der Niederlage des Kaisers, ein Schrecken Pavias. Auch Mailand wurde bald wieder Herr in seinem alten Gebiete. Nach dem Falle Trezzos mußte sich die Martesana ihm unterwerfen. Etwa um dieselbe Zeit, als Tortona hergestellt wurde, brachte es auch das vom Kaiser stark befestigte Belforte bei Varese in seine Gewalt, und am 20. März beeidigten die Einwohner der Grafschaft Seprio den Befehlen des Erzbischofs Galdin und der Consuln Mailands fortan zu gehorsamen. Die Herrschaft des Gozwin von Heinsberg und der Deutschen hatte überall im Mailändischen ein Ende.

Schon konnte sich selbst Como, welches seine Herstellung dem Kaiser verdankte und bisher zu ihm gehalten hatte, nicht mehr dem Bunde entziehen. Es bedurfte nicht Gewaltmaßregeln, wie bei Lodi, um es zu gewinnen; nur darauf war es bedacht, sich gegen ähnliche Unbilden, wie es früher von Mailand erlitten, für die Folge zu sichern. Es verpflichtete sich dem Kaiser und seinen Anhängern weder den

*) Der Graf Guido von Biandrate muß um diese Zeit gestorben sein; er hinterließ mehrere Söhne.

**) Cavaglia am Wege von Vercelli nach Ivrea.

Durchzug durch sein Gebiet zu verstatten, noch den Anhängern des Kaisers, wenn es nicht Kaufleute seien, Markt zu gewähren; ferner Ritter aus dem Seprio, der Martesana und der Grafschaft Mailand nicht mehr bei sich zu dulden, mit Ausnahme derer, die schon vor dem Kriege und während der alten Kämpfe mit Mailand*) sich im Gebiete der Stadt niedergelassen und den Consuln gehuldigt hätten. Dagegen machten sich die Mailänder anheischig keine Befestigungen mehr im Gebiete von Como anzulegen und überließen den Comasken die vorhandenen, außer Tellio, zu zerstören, während sie für sich gleiches Recht in ihrem Gebiete in Anspruch nahmen; auch verzichteten sie für jeden Besitz, welchen ihre Stadt zehn Jahre vor dem Beginne jener alten Kämpfe und danach im Gebiete von Como gewonnen hatte, auf den Einwand, daß er nach Kriegsrecht gewonnen sei. Gegenseitig entsagte man jedem Schadenersatze für die im Kriege verwüsteten Feldfrüchte. Sollten Streitigkeiten wegen der Grafschaft Seprio zwischen den beiden Städten entstehen, so sollte zur Schlichtung ein Schiedsgericht eingesetzt werden, zu dem jede der beiden Städte Consuln von dreien der verbündeten Städte zu wählen hatte. Die Einkünfte von Mailändern und mailändischen Kirchen im Gebiete von Como sollten gewahrt werden, aber ebenso die der Comasken und der Kirchen von Como im Mailändischen. Mailänder sollten nicht nach Como kommen, um die fremden Kaufleute nach Mailand zu locken, andererseits aber die Comasken nicht den Kaufleuten den Durchzug nach Mailand erschweren. Die Handelsleute von Como sollten in den Gebieten der Bundesgenossen mit Ausnahme der althergebrachten keine Zölle entrichten müssen, wie auch die Bundesgenossen nicht im Gebiete jener Stadt. Como verpflichtete sich zur Theilnahme am Kampfe gegen den Markgrafen von Montferrat, dagegen versprachen die Bundesgenossen keinen Vertrag mit demselben ohne Einwilligung der Rectoren von Como zu schließen, während diese zusagten, nicht in übler Absicht den Krieg der Städte gegen den Markgrafen hinzuziehen; zugleich gelobte man sich gegenseitig Schutz gegen jeden Bundesgenossen, der treubrüchig würde. Auf solche Bedingungen wurde der Bund zwischen Como und den

*) Es sind die langjährigen Kämpfe mit Mailand gemeint, die 1127 zur Zerstörung Comos geführt hatten; die Bestimmung bezieht sich zugleich auf die Ritter, deren Vorfahren nach Como übersiedelt waren.

Bundesstädten beschworen, und wenig später trat auch Asti dem Bunde bei*), eine seit lange dem Markgrafen feindliche Stadt und jetzt für ihn eine gefährliche Feindin.

Indem so der Bund erstarkte, nahm er zugleich unter den Händen Galdins immer mehr eine alexandrinische Färbung an. Bei dem Eintritt Lodis war von der Entfernung des schismatischen Bischofs Alberich nicht die Rede gewesen; jetzt sandte Galdin die Aebte von S. Ambrogio und S. Vincenzo aus Mailand nach Lodi, um den dortigen Klerus zu nöthigen Alexander anzuerkennen und einen katholischen Bischof zu wählen. Nur ungern fügte man sich und wählte widerwillig am 28. März Albert, einen Günstling Galdins, früher Propst zu Rivolta, zum Bischof. Am 3. April holte man den Erwählten von Brescia, wo er sich aufhielt, nach Lodi ab, und am 4. April hielt er seinen Einzug in seine bischöfliche Residenz. Alberich verließ Lodi und begab sich alsbald zum Kaiser nach Deutschland. In ähnlicher Weise griff Galdin auch an anderen Orten durch; die schismatischen Bischöfe wechselten zum Theil Partei, andere ertrugen ruhig ihre Entsetzung oder suchten, wie Alberich, eine Zuflucht, wo sie ihrer Ueberzeugung leben konnten.

Die Auflehnung gegen den Kaiser war in der Lombardei überall zugleich ein Sieg Alexanders. Schon forderten die Lombarden den Papst auf, sich in ihre Mitte zu begeben; sie waren bereit ihre neugewonnene Freiheit unter den Schutz der Kirche zu stellen, den Papst als ihren Schutzherrn anzuerkennen. Allerdings war er nicht gewillt, das sichere Asyl, welches er in Benevent gefunden, zu verlassen und abermals seinen Fuß auf schwanken Boden zu setzen, aber er ermuthigte durch Huldbeweise die Anhänglichkeit der Lombarden. Am deutlichsten gab sich diese zu erkennen, als der Bund eine neue Stadt anzulegen und nach dem Papste zu benennen beschloß.

Zwischen Asti und Tortona, wo die Gebirge des Montferrat und Liguriens zu anmuthigen Hügeln abfallen, in der wasserreichen und überaus fruchtbaren Gegend am Einfluß der Bormida in den Tanaro war eine Besitzung der Markgrafen von Busco, Rovoreto mit Namen, rings von Reichsgütern umgeben. Hart an den Grenzen des Montferrats

*) Gegen Ende März oder im April schloß sich Como dem Bunde an, Asti bald darauf; am 3. Mai 1168 gehörten beide Städte bereits dem Bunde an. Die Bestimmungen, unter denen Asti beitrat, sind nicht näher bekannt.

belegen, unweit der Besitzungen der Grafen von Biandrate und des Gebietes von Pavia, schien der Platz, der unschwer befestigt werden konnte, ebenso geschickt zum Angriff auf die Feinde des Bundes, wie zur Abwehr derselben. Es wurde deshalb beschlossen, dort eine neue Stadt zu gründen und für ihre Sicherheit zu sorgen. Am 24. April 1168 kamen große Schaaren von Cremona, Mailand und Piacenza dorthin, um von dem Platze Besitz zu ergreifen, die Lage und den Umfang der Stadt zu bestimmen. Man zog einen breiten Graben und warf einen hohen Wall auf, unter deren Schutz die Häuser gebaut werden konnten; der Stadt, die hier entstehen sollte, gab man aus Verehrung für den heiligen Petrus und Papst Alexander auf ewige Zeiten den Namen Alessandria.

Bald füllten sich die leeren Räume. Aus den drei benachbarten Dörfern Gamondo, Marengo und Bergoglio siedelten die Besitzer in die neue Stadt über, brachten ihre Familien und ihre Habe dorthin und wurden die ersten Bürger derselben; noch aus drei anderen Dörfern der Nachbarschaft bekam die Stadt Zuwachs. Da die Herrschaft Wilhelms von Montferrat drückend war, verließen auch nicht wenige Ritter und Landleute aus seinem Gebiete die heimischen Sitze, um sich in Alessandria niederzulassen. Mit dem Aufbau ihrer Häuser begannen dann sogleich die Einwohner, wobei sie nicht allein von den Bundesgenossen, sondern auch von Genua, obwohl es den Beitritt zum Bunde verweigerte, unterstützt wurden*). Waren auch die Häuser Anfangs nur dürftig und meist mit Stroh gedeckt, weshalb die Pavesen Alessandria spottend die Strohstadt nannten, so machte die Strohstadt sich doch bald ihren Feinden bemerklich. Am 15. März 1169 mußte sich die Burg Castelletto mit Allem, was zu ihr gehörte, der Stadt unterwerfen. Schon im ersten Jahre soll die waffenfähige Einwohnerschaft auf 15 000 Mann gestiegen sein. Mit der Bevölkerung erweiterte sich das Stadtgebiet, welches zuerst wohl nur aus den Marken jener kleinen Ortschaften bestand, die in Alessandria aufgegangen waren. Sogleich bei der Gründung war das Consularregiment auch hier ein-

*) Genua gab 1000 Solidi im Jahre 1168 und versprach die gleiche Summe für das nächste Jahr. Der Bischof von Asti überließ Alessandria am 25. September 1168 vierzig tüchtige Leute aus dem Dorfe Quargnento, die in der Stadt Wohnung nahmen und an den Befestigungen arbeiten sollten.

geführt und Alessandria als ein völlig gleichberechtigtes Mitglied in den Lombardenbund aufgenommen worden.

Es war in Italien damals nichts Neues, wenn Städte von dem Erdboden verschwanden und andere aus demselben emporschossen. Wie vor Jahren Neu-Lodi durch den Kaiser begründet, war jetzt Alessandria durch den Bund geschaffen worden. Schon auf dem Bundestage, der am 3. Mai 1168 zu Lodi abgehalten wurde, erschienen Consuln der neuen Stadt. Von den 16 Städten, die am 1. December des Vorjahres den Bund beschworen hatten, waren hier Venedig, Vicenza, Treviso, Ferrara und Modena nicht vertreten, dagegen hatten die seitdem beigetretenen Städte Novara, Vercelli, Como, Asti, Tortona und Alessandria Consuln gesendet. Von den Anwesenden — den Consuln von 17 Städten und Opizo Malaspina — wurden damals für die Zukunft des Bundes wichtige Beschlüsse gefaßt. Hatte man früher besonders darauf Bedacht genommen, die zwischen den Städten bestehenden Streitigkeiten durch rechtlichen Austrag zu beseitigen, um so einen gemeinsamen Widerstand gegen den Kaiser und seine Anhänger zu ermöglichen und sich gegenseitig gegen jeden Schaden zu sichern, der aus dem Widerstande erwachsen könne, so suchte man jetzt eine Organisation des Bundes zu gewinnen, welche ihm dauernden Bestand sicherte und Zerwürfnissen der Mitglieder, die ihm gefährlich werden konnten, vorbeugte. In dieser Absicht wurden folgende Bestimmungen getroffen: 1) Wer eine Schuld zu fordern oder einen Ersatz wegen Schädigung zu verlangen hat von einem Manne aus einem anderen Gebiete der Bundesgenossen, darf sich nur an den Schuldner oder den Schuldigen halten, aber nicht einen Anderen aus jenem Gebiete pfänden oder sonst beeinträchtigen. 2) Kein Bundesglied darf einen im Gebiete eines anderen Bundesgliedes Gebannten aufnehmen und muß, wenn es geschieht, ihn 15 Tage nach erfolgter Beschwerde entfernen. 3) Kein Bundesglied darf in seinem Gebiete neue Zölle und Abgaben erheben, und sind unter neuen Zöllen solche zu verstehen, die erst in den letzten 30 Jahren eingeführt sind. 4) Kein Bundesglied darf eidliche Verpflichtungen gegen den Bundesvertrag und den gemeinsamen Nutzen der Bundesgenossen eingehen, und wenn ein Bundesglied hierdurch geschädigt wird, haben alle anderen Bundesglieder dem Geschädigten zu seinem Rechte zu verhelfen. 5) Kein Bundesgenosse darf in einem anderen zum Bunde gehörigen Gebiete eine Befestigung anlegen, wofern darüber nicht besondere Vereinbarungen

getroffen sind. 6) Wer im Gebiete eines Bundesgliedes als Verräther erklärt ist, darf weder in diesem verbleiben, noch in einem anderen aufgenommen werden und muß, wenn es geschieht, in 15 Tagen nach erfolgter Beschwerde ausgewiesen werden; das Gleiche gilt von Burgherren, welche unter der Jurisdiction eines Bundesgliedes stehen und sich der Gewalt eines anderen Bundesgenossen unterstellen; doch findet auf die Stadt Alessandria dies keine Anwendung*). 7) Alle fortan an den Kaiser gerichteten Appellationen sind ungültig. Diese Bestimmungen, bei denen sämmtlich Aenderungen durch die Majorität der Städte vorbehalten waren, sollten zur Befestigung der Eintracht unter den Bundesgliedern in allen Städten beschworen werden, doch daneben die Sonderverträge in Kraft bleiben, die beim Eintritt in den Bund oder später geschlossen waren.

In den Beschlüssen von Lodi erscheint der Bund als eine Vereinigung von gleichberechtigten, völlig freien, republikanisch organisirten Städten, die aber im gemeinsamen Interesse wesentliche Hoheitsrechte an den Bund aufgegeben haben. Die Regierung des Bundes ist den von den Städten gewählten Rectoren übergeben, doch die letzte Entscheidung in allen Bundesangelegenheiten steht bei der Majorität der Städte. Wenn auch ein fürstlicher Herr, wie Opizo Malaspina, dem Bunde beitrat, so geschah es doch nur, weil er im Dienste desselben sich besser geborgen glaubte, als in gefährlichen Kämpfen gegen die städtischen Republiken. Befestigten sich die Verhältnisse der Lombardei in der eingeschlagenen Richtung, so gab es dort bald keine andere Macht mehr, als den Bund und die Städterepubliken, die ihn bildeten.

Zehn Jahre vorher hatte Friedrich durch die Roncalischen Beschlüsse die städtischen Freiheiten zu mindern und die kaiserliche Macht herzustellen gesucht: die Beschlüsse von Lodi hatten gerade die entgegengesetzte Bedeutung. Nicht allein, daß sie alle neuen Zölle in dem Bundesgebiete abschafften, sie erklärten auch jede Appellation an den Kaiser für nichtig und ließen für das kaiserliche Regiment im Bundesgebiet nirgends Raum. Gewannen sie in der Lombardei allgemeine Geltung, dann waren nicht nur die Roncalischen Beschlüsse beseitigt, sondern auch die kaiserliche Herrschaft hatte dort für immer ein Ende. Es war ein

* Offenbar weil man die Einwohnerschaft Alessandrias eher vermehren als vermindern wollte.

leerer Schein, wenn man auch jetzt noch in die Verträge die Formel aufnahm, „vorbehaltlich der Treue gegen den Kaiser". In einem zwischen Asti und Alessandria 1169 geschlossenen Vertrage findet sie sich, aber zugleich wird bemerkt, daß der Vertrag auch dann gültig bliebe, wenn die kaiserliche Macht nicht mehr bestände. Schon ergingen Appellationen an die Rectoren des Bundes statt an den Kaiser; diese stellten Privilegien aus und erließen gesetzliche Verfügungen, wie Friedrich und seine Vorgänger*).

Kaum schien es noch eine Macht zu geben, welche dem Abfalle der Lombarden vom Reiche steuern konnte. Wie tapfer sich Wilhelm von Montferrat und die Grafen von Biandrate gegen die Städte wehrten, Niemand wird erwartet haben, daß sie auf die Dauer allein der Uebermacht begegnen würden. Und in noch schwierigerer Lage war Pavia, die einzige größere Stadt der Lombardei, welche noch treu zum Kaiser hielt. Nach allen Seiten lag ihr Gebiet den feindlichen Angriffen offen und die immer wachsenden Verluste begannen die Bürgerschaft zu entmuthigen. Ueberdies wurde sie auch mit geistlichen Waffen bekämpft. Es ist durchaus glaublich, was eine spätere mailändische Quelle berichtet, daß Galdin über die schismatische Stadt das Interdict verhängt habe. Kaum war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, so meldeten die Pavesen die Bedrängnisse ihrer Stadt und erklärten ihm: wenn er nicht zurückkehre und Hülfe bringe, vermöchten sie unmöglich länger dem Bunde Widerstand zu leisten. Es hat Jahre gedauert, ehe der Kaiser selbst nach Italien zurückkehren konnte und auch zu jeder anderen Hülfsleistung fehlten ihm augenblicklich die Mittel. Zu bewundern ist, daß sich dennoch einige seiner Anhänger für den Augenblick aufrecht erhielten; sie haben verhindert, daß die Namen von Kaiser und Reich damals in der Lombardei nicht ganz in Vergessenheit fielen.

*) Eine Urkunde der Rectoren der Lombardei für die Cistercienser wegen Befreiung vom Calumnieneid vom Jahre 1173 ist erhalten; in derselben wird auf eine frühere in gleichem Betreff Bezug genommen. Das Wachssiegel zeigt einen auf einem Stein ruhenden Adler; von der Umschrift sind nur einige Buchstaben deutlich, doch scheinen die Worte: Sigillum societatis sicher. Vignati, Storia diplomatica della Lega Lombarda p. 238.

6.

Friedrichs und Alexanders veränderte Stellung.

Herstellung der Ruhe in Deutschland.

In der gedrückten Stellung eines Besiegten war Friedrich nach Deutschland zurückgekehrt, und hier fand er nichts weniger als erfreuliche Zustände. Seine Widersacher hatten sich erhoben; vor Allem trat ihm sein Bruder Pfalzgraf Konrad feindlich entgegen. Als Herzog Heinrich von Limburg, welcher die Sache des Kaisers und des Erzbischofs Rainald von Köln in den rheinischen Gegenden zu vertreten gehabt hatte*), gestorben war, scheint Konrad die Gunst des Augenblicks zu einer neuen Erhebung der Waffen benutzt zu haben. Nachgiebiger als früher zeigte sich der Kaiser jetzt gegen den Bruder, so daß er diesen bald für sich gewann. Viel mag dazu mitgewirkt haben, daß Erzbischof Rainald nicht mehr unter den Lebenden war, wie daß die Erbschaft des jungen Herzogs Friedrich von Schwaben damals zwischen dem Kaiser und seinem Bruder zur Theilung kam und Konrad hier ausreichende Entschädigung für seine Ansprüche erhalten mochte.

Mit der Herstellung der Eintracht zwischen den Brüdern, die nun nicht mehr gestört wurde, kehrte der Friede in den rheinischen Gegenden zurück, wo sich der Kaiser in der nächsten Zeit ununterbrochen aufgehalten zu haben scheint. Viel schwieriger war es, in Sachsen, welches schon seit Jahr und Tag der Schauplatz eines erbitterten Kampfes zwischen den einheimischen Großen war, die Ruhe herzustellen.

Kaum hatte der Kaiser im Herbst 1166 den deutschen Ländern den Rücken gewandt, so waren die sächsischen Fürsten, nachdem sie so lange durch die Furcht vor der Majestät zurückgehalten waren, zu offenem Angriff auf ihren alten Feind, Herzog Heinrich den Löwen, geschritten. Zuerst die Großen des östlichen Sachsens, an ihrer Spitze Erzbischof Wichmann von Magdeburg und Markgraf Albrecht der Bär, mit denen bald der mächtige Landgraf Ludwig von Thüringen seine Waffen verband. Vereint zogen sie gegen Heinrichs Veste Haldensleben**) und

*) Vergl. oben S. 521 und 559.

**) Alt-Haldensleben, nahe dem Zusammenfluß der Bever und Ohre.

begannen sie am 20. December 1166 zu belagern, während zugleich die Umgegend furchtbar verwüstet wurde. Um dieselbe Zeit sammelte der Graf Christian von Oldenburg friesische Schaaren, zerstörte Heinrichs Burg Weyhe (in der Grafschaft Hoya) und rückte gegen Bremen vor. Freudig nahm man ihn hier auf, da man das Joch des Herzogs schwer empfand; willig leistete man ihm den Eid der Treue. Er bemächtigte sich des ganzen Stadtgebietes, und auch rings in der Umgebung war man zum Abfall vom Herzog geneigt. Nicht minder regten sich die alten Widersacher des Löwen in Westfalen. Jener Widukind von Schwalenberg*), den der Herzog vor mehr als zehn Jahren wegen seiner Gewaltthätigkeiten bestraft, dann ihm aber verziehen und auch die Burg Dasenberg, wie es scheint, wieder verliehen hatte, machte sich aufs Neue im Lande furchtbar.

Der Herzog erkannte die ihm drohende Gefahr, setzte sogleich alle seine Burgen in wehrhaften Zustand und sammelte Kriegsschaaren an den gelegenen Stellen. Um einem neuen Wendenaufstande vorzubeugen, hielt er es für nöthig, dem jungen Grafen Adolf von Holstein einen kriegserfahrenen und kampflustigen Mann zum Vormund zu geben; es war der Graf Heinrich von Schwarzburg, ein Thüringer, mit der Mutter des jungen Grafen nahe verwandt. Ueberdies beschloß der Herzog, sich mit dem unruhigen Wendenfürsten Pribislaw dauernd zu verständigen. Auf den Rath seiner Getreuen nahm er ihn zu Gnaden an und überließ ihm das ganze Abodritenland, wie er es einst von seinem Vater ererbt hatte, mit Ausnahme des Gebietes von Schwerin; dieses verblieb dem tapferen Gunzelin von Hagen, der sich fortan Graf von Schwerin nannte. Pribislaw leistete dem Herzog den Eid der Treue und versprach allen Befehlen desselben Folge zu leisten. So rettete er sich und seinem Hause die Herrschaft, um die er so viele schwere Kämpfe bestanden hatte; er verblieb seitdem dem Herzoge treu, der seine natürliche Tochter Mathilde an Borwin, den Sohn des Abodritenfürsten, vermählte**).

---

*) Vergl. S. 99.

**) In den nächsten Jahren baute Pribislaw die zerstörten Burgen Ilow und Meklenburg wieder auf und errichtete die Burg Rostock in der Nähe von Kizzin, der alten Hauptburg der Kizziner. Der Name Rostocks wird hier zum ersten Male genannt.

Nachdem er diese Anordnungen getroffen, brach er mit einem großen Heere sengend und brennend in die Länder Erzbischof Wichmanns und seiner Freunde ein. Bis an die Elbe, bis dicht an die Mauern Magdeburgs, drang er ohne Widerstand zu finden vor und schickte sich zum Entsatze Haldensiebens an. Da aber legten sich einige geistliche Herren in das Mittel und es wurde ein Abkommen getroffen, wonach der Herzog versprach, auf einem nach Ostern (9. April 1167) abzuhaltenden Fürstentage Haldensleben dem Erzbischofe zu übergeben, wogegen dieser mit seinen Freunden gelobte bis dahin die Waffen ruhen zu lassen; gegenseitig stellte man sich Bürgen für die Erfüllung des Vertrags. Der Herzog gewann durch denselben Raum, sich gegen Graf Christian von Oldenburg zu wenden. Mit nur mäßigen Streitkräften zog er auf Bremen los; am Gethebach, östlich von Bremen*), stieß er auf den Grafen und sein Heer. Vier Tage lagen sie hier sich unthätig gegenüber; am fünften Tage wollte der Graf zum Angriff schreiten, aber der Herzog zog sich zurück. Bald darauf kehrte er jedoch mit einem größeren Heere zurück, und der Graf hielt es jetzt für gerathen, nach seinen friesischen Sümpfen abzuziehen. Unaufgehalten brach der Herzog dann in Bremen ein und ließ die Stadt plündern. Die eidbrüchigen Bürger flüchteten nach Friesland, und der Herzog verhängte über sie die Acht. Erst durch die Vermittelung Erzbischof Hartwigs erlangten sie gegen Erlegung einer Buße von mehr als 1000 Mark Silber Verzeihung und Rückkehr. Graf Christian starb bald darauf auf seiner Burg Oldenburg; sterbend hatte er seine Kriegsleute aufgefordert seinen Tod zu verheimlichen, da er besorgte, daß der Herzog die Trauerzeit benutzen könnte, sich der Burg zu bemächtigen. Aber die Besorgniß war eitel; der Herzog löste sein Heer nach der Züchtigung Bremens auf.

Indessen war die Frist abgelaufen, wo der sächsische Fürstentag abgehalten und Haldensleben übergeben werden sollte. Als der Herzog aber keine Anstalten traf, seine Versprechungen zu erfüllen, entschlossen sich seine Gegner im östlichen Sachsen und Thüringen aufs Neue den Kampf zu beginnen. Am 12. Juli 1167 beriethen zu Magdeburg der Erzbischof, Markgraf Albrecht und sein Sohn Otto, Markgraf Otto von Meißen und sein Bruder Graf Dedo von Rochlitz und der Landgraf

*) Beim Dorfe Hastedt.

Ludwig von Thüringen die erforderlichen Maßregeln: da erschienen in der Mitte dieser Herren Abgesandte der Kölner Kirche, wie der Kölner Vasallen und Ministerialen, um einen engen Bund zwischen ihrer Stadt und den Gegnern des Herzogs zum Abschluß zu bringen. Schon vorher hatte Erzbischof Rainald den Feinden Heinrichs durch Briefe und Gesandtschaften Bundesfreundschaft versprochen; jetzt schlossen die Kölner Gesandten den Bund ab und beschworen, daß Erzbischof Rainald denselben nach seiner Rückkehr aus Italien aufrecht erhalten werde. Von beiden Seiten gelobte man sich in dem Kampfe gegenseitig Beistand zu leisten und mit dem Herzoge nur gemeinsam Frieden zu schließen oder ein Abkommen zu treffen. Zwei Tage darauf wurde der Bund noch zu Santersleben von einer größeren Zahl edler Herren und Ritter, unter denen der Pfalzgraf Adalbert von Sommerschenburg, Ludwig, der Sohn des Landgrafen Ludwig, und mehrere Söhne Albrechts des Bären genannt werden, feierlich beschworen.

Unmittelbar darauf scheinen die sächsischen Herren mit Heeresmacht gegen Heinrich aufgebrochen zu sein. Unter furchtbaren Verwüstungen rückten sie bis gegen Goslar vor und zerstörten eine Pfalz des Herzogs bei der Stadt. Auch diese stand seit Jahren in seiner Gewalt; wie sie in dieselbe gekommen ist, wissen wir nicht; wahrscheinlich gehörten die reichen Einkünfte Goslars zu den Zugeständnissen, durch welche der Kaiser den Herzog einst für seine Wahl gewonnen hatte*). Ob eine förmliche Belehnung erfolgt ist, steht dahin, aber sicher ist, daß in den Jahren 1152 bis 1163 Anno, ein Ministeriale des Herzogs, als Vogt in Goslar schaltete. Die Goslarer galten für ein trotziges, unbändiges und durch den Reichthum übermüthig gewordenes Volk. Das scharfe Regiment Heinrichs wird auch hier nicht minder, wie an anderen Orten, Erbitterung erregt haben, und leicht begreiflich ist, daß sich jetzt auch die Goslarer gegen den Herzog erhoben. Bald aber war er auf dem Platze und, wie es scheint, mit überlegenen Streitkräften. Das Hildesheimsche wurde, da auch Bischof Hermann gegen den Herzog Partei ergriffen hatte, schonungslos verwüstet. Dann rückte der Herzog gegen Goslar und schnitt der Stadt die Zufuhr ab, um sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Die sächsischen Fürsten hielten es für gerathen den Rückzug anzutreten, doch brachten sie auf demselben

*) Vergl. Bd. IV S. 361 und Bd. V S. 8.

Haldensleben, Neindorf*) und andere Festen des Herzogs in ihre Gewalt und zerstörten sie bis auf den Grund.

In dieser Zeit schloß sich auch Erzbischof Hartwig den Feinden des Herzogs an. Während des inneren Krieges hatte er sich Anfangs ruhig verhalten, obwohl Erzbischof Rainald und die verbündeten Fürsten es nicht an Versuchen fehlen ließen, ihn für sich zu gewinnen. Er solle eingedenk sein, schrieben sie ihm, aller Unbill, welche er vom Herzog erfahren; endlich sei die Zeit gekommen, wo er mit Hülfe der Fürsten den eingebüßten Besitz wieder gewinnen könne; Stade und die ihm entrissene Grafschaft stehe ihm offen, wenn er den Bund unterstütze. Aber der Erzbischof schwankte lange: einerseits reizte ihn die Begierde nach den verlorenen Gütern, andererseits traute er den Fürsten, deren Wankelmuth er oft erfahren, keine Ausdauer in dem gefährlichen Unternehmen zu und fürchtete das Kriegsglück des Herzogs. Er suchte sich deshalb dem Streite fern zu halten; friedsam saß er in Hamburg, mit Klosterbauten und anderen kirchlichen Werken beschäftigt. Aeußerlich lebte er noch mit dem Herzoge in gutem Vernehmen, doch ließ er im Geheimen seine Festen Freiburg, im Lande Kedingen unweit der Elbemündung, und Harburg, nahe bei Hamburg am linken Elbufer, wehrhaft machen und mit Lebensmitteln versehen. Endlich drängte ihn zu einer entschlosseneren Stellung der Bischof Konrad von Lübeck, der damals meist in Hamburg lebte.

Konrad, dessen Wahl und Weihe vom Herzog erzwungen waren**), hatte sich bald in seinem Bisthum viele Feinde gemacht. Obwohl ihm Gelehrsamkeit und manche persönliche Vorzüge nachgerühmt werden, fühlte man bald, daß er ein herrischer und launischer Charakter sei, auf den sich Niemand verlassen könne; namentlich trat er mit Willkür und Strenge gegen seinen Klerus auf. Vorstellungen, welche ihm der Herzog machte, hatten keinen anderen Erfolg, als ihn mehr und mehr auch gegen diesen zu erbittern. Um so enger schloß er sich nun dem Erzbischof an, mit dessen Hülfe er jeden Widerstand zu besiegen hoffte. In der That gewann er auf Hartwig großen Einfluß und benutzte denselben, um den Erzbischof auf die Seite des Fürstenbundes zu

*) Es ist ungewiß, ob das Haldensleben benachbarte, später eingegangene Niendorf oder Neindorf an der Selke damals zerstört wurde.

**) Vergl. S. 358.

treiben. Der Herzog erhielt von dem Treiben Konrads Kunde und beschied ihn nach Artlenburg, aber Konrad erschien nicht, ging vielmehr nach Friesland, angeblich in Geschäften des Erzbischofs. Nach seiner Rückkehr von dort beschied ihn der Herzog noch einmal nach Stade. Hier stellte er sich, begleitet von dem Erzbischofe und dem Bischof Berno von Schwerin. Der Herzog warf ihm vor, daß er ihm Feindschaften errege, aber Konrad stellte dies in Abrede. Der Herzog suchte ihn dann für sich zu gewinnen, aber vergeblich; als er den Huldigungseid von ihm verlangte, den Konrad bisher noch verschoben hatte, weigerte sich dieser entschieden ihn zu leisten. Sein Bisthum, erklärte er, habe nur eine dürftige Ausstattung vom Herzoge, und aus Rücksicht auf dieselbe werde er seine Freiheit nicht schädigen. Der Herzog verlangte, er solle entweder den Eid leisten oder seinem Bisthum entsagen, und befahl endlich, da Konrad durchaus nicht nachgeben wollte, ihm den Zugang zu seinem Sprengel zu sperren und alle seine Einkünfte einzuziehen.

Der Erzbischof sah ein, daß Konrad jetzt auch in Hamburg nicht mehr sicher sein werde, und rieth ihm sich nach Magdeburg zu begeben, wo ihn Erzbischof Wichmann schützen könne; nach wenigen Tagen werde er ihm dorthin folgen. Nach kurzem Aufenthalt in Magdeburg ging Konrad nach Frankreich, um als Cistercienser dem Generalkapitel seines Ordens beizuwohnen. Er traf dort mit dem vertriebenen Bischof Petrus von Pavia zusammen, der zu jener Zeit in Clairvaux lebte, und durch die Vermittelung desselben wurde er mit Papst Alexander ausgesöhnt und unterwarf sich ihm als dem rechtmäßigen Papste. So wurde zwischen den Alexandrinern und den Aufständigen in Sachsen eine Verbindung angeknüpft, aber sie war nur lose, und die Hoffnungen, welche die Ersteren auf dieselbe setzten, wurden bald vereitelt.

Als Konrad nach Magdeburg zurückkehrte, fand er dort bereits Erzbischof Hartwig, der ihm freiwillig in die Verbannung gefolgt war. Der Bremer Erzbischof schloß sich offen jetzt den Gegnern des Herzogs an, während sich der Bund derselben mit den Kölnern durch den Tod Erzbischof Rainalds bereits gelöst hatte. Rainalds Nachfolger, Philipp von Heinsberg, der in seiner Abwesenheit von den Kölnern nach dem Willen des Kaisers gewählt war, mußte die Absicht fern liegen, jetzt dem Herzog entgegenzutreten. Der Tod Rainalds war kein geringer Verlust für die Aufständigen, für Herzog Heinrich ein Glück, und auch

der Abfall des Bremers besserte eher seine Lage, als er sie verschlimmerte. Die Besatzungen von Freiburg und Harburg machten zwar Anfangs verheerende Ausfälle in seine Besitzungen, aber als Mannschaft des Herzogs gegen sie anrückte, wurde Freiburg genommen und zerstört, und wenn auch Harburg, durch seine Lage inmitten schwer zugänglicher Sümpfe geschützt, sich hielt, konnte es doch wenig mehr schaden. Für das Erzstift wurde die Lage höchst schwierig, da der Herzog fast alle Einkünfte desselben eingezogen hatte.

Von den Wirren Sachsens vernahm der Kaiser, als er nach seinem Rückzuge von Rom nach der Lombardei zurückgekehrt war, und er sandte alsbald, wie oben berichtet*), Erzbischof Christian von Mainz und Herzog Berthold von Zähringen nach Sachsen, um dem inneren Kampfe Einhalt zu thun. Er verlangte, daß die Streitenden bis zu seiner Rückkehr die Waffen ruhen lassen sollten. In der That gelang es den Gesandten des Kaisers, einen Waffenstillstand zu bewirken, aber die Feindschaft der erbitterten Widersacher wurde nur momentan unterdrückt, nicht erstickt. Der Zähringer kehrte zum Kaiser zurück; Erzbischof Christian blieb in Deutschland zurück, vornehmlich wohl, um die Aufrechthaltung des Waffenstillstandes zu überwachen.

In der Zeit der Waffenruhe sandte Herzog Heinrich Gesandte — unter ihnen den Propst Balduin von S. Maria in Utrecht, einen Bruder des Grafen Florentius von Holland, — nach England, um die ihm seit drei Jahren verlobte englische Königstochter nach Sachsen zu führen. Geleitet von den Grafen von Arundel und Strigul und anderen englischen Großen, kam die Königstochter nach Deutschland; eine sehr reiche Ausstattung und einen großen Schatz von Gold und Silber führte sie ihrem Gemahle zu. Am 1. Februar 1168 fand zu Minden die kirchliche Einsegnung statt, und zum Gedächtniß derselben schenkte der Herzog der Kirche zu Minden das Gut Lahde. Das Beilager soll später zu Braunschweig mit großem Glanze gefeiert sein. So kam wieder eine Mathilde aus dem englischen Königshause nach Deutschland; auch sie als ein Kind und ihre Ehe, welche die Politik geschlossen, war vorläufig nur eine Scheinehe. Aber sie hat sich mehr in Deutschland eingelebt, als ihre Großmutter, die Gemahlin Kaiser Heinrichs V., die schon nach wenigen Jahren nach der Heimat zurückgekehrt war und

*) Vergl. S. 584.

dort nach einem vielbewegten Leben erst im Jahre zuvor (1167) das Zeitliche gesegnet hatte. Die Enkelin hat über zwanzig Jahre mit Herzog Heinrich in glücklicher Ehe gelebt; sie ist die Stammmutter aller späteren Welfen.

Die Ehe mit der Königstochter gab dem Herzog neuen Glanz, aber sie scheint zugleich den Zorn seiner Gegner aufs Neue gereizt zu haben. Denn bald war der Waffenstillstand gebrochen und Sachsen aufs Neue von Kriegslärm erfüllt. Um so mehr sah sich der Kaiser gedrängt, sobald er nach Deutschland zurückgekehrt war, ernstlich gegen die Friedbrecher einzuschreiten. Er berief die sächsischen Fürsten zu einem Hoftage, der am 5. Mai 1168 zu Würzburg gehalten werden sollte. Aber die Furcht vor dem kaiserlichen Namen wirkte jetzt nicht, wie früher. Die Fürsten stellten sich nicht, erkühnten sich vielmehr die Länder des Herzogs schonungslos zu verwüsten. Auch einer zweiten Mahnung des Kaisers, sich Pfingsten (19. Mai) bei ihm einzufinden, leisteten sie keine Folge. Erst der dritten Ladung, wonach sie auf einem Reichstage, der auf den 29. Juni nach Würzburg berufen war, erscheinen sollten, wagten sie nicht mehr sich zu entziehen.

Eine höchst stattliche Versammlung umgab in Würzburg den Kaiser. Anwesend waren von den geistlichen Fürsten die Erzbischöfe von Mainz, Hamburg und Magdeburg, die Bischöfe von Halberstadt, Bamberg, Lüttich, Würzburg, Minden, Hildesheim, Naumburg, Meißen, Regensburg*) und Verden**), zudem mehrere flüchtige Bischöfe Italiens, wie Alberich von Lodi, Tercius von Piacenza und Raimund von Ivrea***), dann die Aebte von Fulda und Hersfeld mit vielen anderen Aebten und Pröpsten. Von den weltlichen Herren sah man Pfalzgraf Konrad bei Rhein, Herzog Heinrich den Löwen, Markgraf Albrecht den Bären mit seinen Söhnen Albrecht und Dietrich, Markgraf Otto von Meißen mit seinen Brüdern, dem Markgrafen Dietrich von der Lausitz, den Grafen Heinrich von Wettin und Dedo von Groitsch, Landgraf Ludwig von Thüringen, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern Friedrich und Otto, Markgraf Berthold von Vohburg, die Grafen

*) Kuno II., der Nachfolger Eberhards.

**) Hugo, der Nachfolger Hermanns.

***) Raimund von Ivrea blieb längere Zeit in Deutschland zurück; wir wissen, daß er 1173 viele Kirchen in Friesland weihte. Annales Egmundani (M. G. XVI p. 468).

Berthold von Andechs, Gebhard von Sulzbach, Gebhard von Leuchtenberg, Heinrich von Diez, Berthold von Schauenburg, Albert von Dillingen und Rudolf von Pfullendorf; neben denen noch eine große Zahl anderer Grafen, Burggrafen und Herren genannt werden. Auch der getreue Markward von Grumbach mit seinen Söhnen Albrecht und Otto fehlte nicht. Bemerkenswerth ist ferner die Anwesenheit Udalrichs, des Vetters des Böhmenkönigs, und eines polnischen Fürsten*).

Viele und wichtige Geschäfte waren zu erledigen, weshalb sich der Reichstag bis gegen die Mitte des Juli hinzog. Das Wichtigste war die Herstellung der Ruhe in Sachsen; sie nahm die ganze Sorge des Kaisers in Anspruch. Sicher ist, daß er durchaus auf der Seite des Herzogs stand und in dessen Gegnern lediglich Friedbrecher sah; er maß ihnen sogar die Schuld an dem Verluste Italiens bei. Aber mit strengen Strafen gegen sie vorzugehen nahm er doch Anstand, vielmehr suchte er eine Aussöhnung des Herzogs mit seinen Feinden herbeizuführen und brachte es mindestens dahin, daß man bis zum nächsten Reichstage völlige Waffenruhe gelobte. So wurde in dem hart heimgesuchten Sachsenlande wieder ein friedlicher Zustand hergestellt. Unter dem Schutze desselben kehrte Erzbischof Hartwig nach seinem Bischofssitze zurück, aber er erkrankte bald und starb am 11. Oktober. Seine Hoffnungen, seinem Erzstifte neuen Glanz zu verleihen, hatten sich nicht erfüllt, vielmehr hinterließ er dasselbe in traurigerer Lage, als es je gewesen. Ein Leben, reich an unglücklichen Kämpfen, wurde wenigstens in ruhigen Tagen beschlossen. Auch Konrad von Lübeck kehrte mit Erlaubniß des Kaisers wieder in sein Bisthum zurück, doch wurde er angewiesen dem Herzog den schuldigen Gehorsam zu leisten. Er war belehrt worden, daß dem Herzog nicht zu widerstehen war, und zeigte sich jetzt gefügiger als vordem; auch war er, durch üble Erfahrungen gewitzigt, milderen Sinnes gegen seinen Klerus geworden, und man dankte es ihm, daß er ihn gegen die Gewaltthaten der Mächtigen im Lande zu schützen wußte, namentlich gegen den Thüringer Heinrich, der rücksichtslos seine Hand nach dem Kirchengute ausstreckte.

---

*) Er wird Albert, Sohn des Polenherzogs, genannt. Wahrscheinlich ist ein Sohn des im Exil verstorbenen Polenherzogs Wladislaw gemeint und der deutsche Name nur an die Stelle eines polnischen gesetzt. Vergl. S. 378. 379.

Alles fügte sich der vom Kaiser hergestellten Waffenruhe bis auf Widukind von Schwalenberg, den alten Feind des Herzogs. Schon vor mehr als zehn Jahren war er wegen Landfriedensbruch vom Herzog bestraft worden. Er hatte die Burg Dasenberg*) und andere Lehen, die er vom Herzog trug, zurückgeben müssen. Aber der Herzog hatte ihm verziehen, da er ihm Treue versprochen hatte; auch Dasenberg muß er von ihm wiedererhalten haben, denn hier vertheidigte er sich jetzt, nachdem er sein Versprechen gebrochen, gegen den Herzog. Die hochgelegene Burg konnte schwer genommen werden; der Herzog ließ deshalb endlich Bergleute vom Rammelsberg bei Goslar kommen. Diese trieben einen Schacht in den Berg und stießen auf den Brunnen, welcher die Burg mit Wasser versorgte. Nachdem der Brunnen verstopft war, mußte sich die Burg dem Herzog ergeben. Widukind fiel in die Hände der Belagerer, seine Leute wurden frei entlassen. Einige Zeit scheint er im Gewahrsam des Herzogs geblieben zu sein, doch erlangte er später aufs Neue die Gunst desselben.

Herzog Heinrich war großer Gefahr entronnen, und er verdankte dies hauptsächlich den Bemühungen des Kaisers. Ganz uneigennützig sind diese nicht gewesen, denn ohne Zweifel hat der Kaiser die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die großen Einkünfte Goslars wieder in seine Hand zu bringen. Es scheint dem Herzoge nicht gelungen zu sein die Stadt zu unterwerfen, und die Goslarer werden ebenso begierig nach der Reichsunmittelbarkeit wieder verlangt haben, wie dem Kaiser daran gelegen war, die wichtigste Kaiserpfalz in Sachsen wieder ganz in seine Gewalt zu bekommen. Schon in der nächsten Zeit finden wir als Vogt in Goslar von Neuem einen kaiserlichen Beamten.

Goslar war für Herzog Heinrich, der seine Besitzungen in und um den Harz mit Glück immer mehr abgerundet hatte, ein überaus empfindlicher Verlust, den er nie verschmerzt hat. Dennoch konnte er von Glück sagen, daß er ohne weitere Einbuße an Macht davon kam. Im Wesentlichen behauptete er sich in seinem Besitze, dem kein anderer in Deutschland zu vergleichen war, selbst nicht der des Kaisers, und doch hatte auch dieser in der letzten Zeit eine sehr ansehnliche Erweiterung erhalten.

*) Dasenberg oder Desenberg, jetzt Daseburg, ein Schloß im Paderbornischen unweit der Diemel. Helmold benennt Widukind nach Desenberg, weil er zur Zeit der Empörung auf dieser Burg war. Vergl. S. 607.

Der Tod seines Vetters, des jungen Herzogs Friedrich von Schwaben, hatte dem Kaiser eine bedeutende Erbschaft zugeführt. Außer großen Allodien, namentlich in Schwaben und Franken, hatte der junge Friedrich bedeutende Reichslehen, namentlich das Herzogthum Schwaben, und zahlreiche Kirchenlehen besessen*). Hat auch der Kaiser Manches von dem Hausgut seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Konrad, überlassen, die Hauptmasse der Erbschaft fiel doch ihm zu. Besonders vermehrte er die Zahl der Kirchenlehen, die er gegen das frühere Herkommen als König in seiner Hand behalten hatte und die er sich und seinen Nachkommen zu sichern unabläßig bedacht war. Mit dem Herzogthum Schwaben belehnte er seinen ältesten Sohn Friedrich, einen Knaben von etwa vier Jahren**); die herzogliche Gewalt lag natürlich nicht in der Hand des Knaben, sondern seines kaiserlichen Vaters. Im Herbst begab sich der Kaiser selbst nach Schwaben, wo er am 29. September zu Gmund an der Rems, nahe dem urheimischen Boden seines Hauses, Hof hielt. In Italien besiegt, in seiner königlichen Stellung im burgundischen Reiche gefährdet, hatte er in Deutschland an Machtfülle beträchtlich gewonnen.

Auswärtige Politik des Kaisers.

Während der Kaiser für die Ruhe der deutschen Länder und die Angelegenheiten seines Hauses besorgt war, beschäftigten ihn zugleich die allgemeinen Weltverhältnisse. Die Fortsetzung des Kampfes gegen Papst Alexander und die ihm verbündeten Lombarden war freilich, ob er sie wünschen mochte oder nicht, zunächst unmöglich. Wie hätte er ein Heer zusammenbringen sollen, welches unter dem frischen Eindrucke der letzten furchtbaren Katastrophe ihm über die Alpen gefolgt wäre? Sein

*) Nach einem um 1160 abgefaßten Lehnsverzeichniß der Abtei Fulda besaß der Kaiser von der Abtei ein Lehen im Elsaß, welches sein Vater schon früher besessen hatte, und ein anderes, welches früher in den Händen des Markgrafen Dietbold gewesen war, dagegen hatte Herzog Friedrich sieben Fürstenlehen von der Abtei gewonnen; Pfalzgraf Konrad hatte von der Abtei nur ein Lehen, die meisten hatte Landgraf Ludwig von Thüringen empfangen.

**) Vielleicht geschah dies mit Einwilligung der Fürsten auf dem Würzburger Reichstage im Jahre 1168. Schon am 29. September desselben Jahres erscheint der Knabe Friedrich urkundlich als Herzog von Schwaben.

Augenmerk richtete sich deshalb vorerst dahin, mit den Gegnern des Papstes in Italien Verbindungen zu unterhalten, zugleich aber den Kaiser von Constantinopel und den König von Frankreich, welche bisher Alexander vielfach förderlich gewesen waren, für sich zu gewinnen. Gelang ihm dies, so lag die Beseitigung der unheilvollen Kirchenspaltung nicht außer Berechnung, und es ließen sich daran auch Aussichten auf die Ausführung einer neuen Kreuzfahrt knüpfen, die bei den Bedrängnissen der Lateiner im Oriente schon seit Jahren die Gemüther im Abendlande beschäftigte.

Kein geschickteres Werkzeug für solche Politik konnte der Kaiser finden, als den Erzbischof Christian von Mainz. Als ehemaliger Kanzler des Reichs mit allen Verhältnissen desselben vertraut, hatte er auch nach seiner Erhebung auf den ersten deutschen Bischofsstuhl nicht aufgehört sich ganz dem Dienste des Kaisers zu widmen. In Italien und Deutschland hatte dieser ihm viele glückliche Erfolge zu danken gehabt. Ein geschickter Staatsmann, vieler Sprachen kundig*), ein entschiedener Widersacher Alexanders, wie Rainald von Dassel, hatte er doch nichts von der vorstürmenden, eigenwilligen Hast, mit welcher Rainald den Kaiser fortzuziehen gewußt hatte. Mehr noch als die Geschäfte des Friedens zog Christian die kriegerische Thätigkeit an, für die er eine ungewöhnliche Begabung besaß. Er liebte fürstlichen Glanz um sich zu verbreiten, und am meisten fühlte er sich inmitten eines kriegerischen Gepränges befriedigt; über den Heerführer schien er fast den Bischof zu vergessen. Kaum minderes Vertrauen, als auf ihn, setzte der Kaiser auf den neuen Erzbischof von Köln, Philipp von Heinsberg. Einer begüterten rheinischen Familie**) entsprossen, zu welcher der Kaiser längst in nahen Beziehungen stand, war Philipp durch die Schule Rainalds von Dassel gegangen und dann als Kanzler in alle Geschäfte des Reichs eingeweiht worden. Der Kaiser selbst hatte ihn zum Nachfolger Rainalds gewünscht und seine Wahl durchgesetzt; Philipps Diensteifer schien ebenso unzweifelhaft, wie seine Abneigung gegen die Alexandriner; erst die Folge zeigte, daß er vor Allem sich doch als

*) Man sagte Christian nach, daß er das Lateinische und Griechische, die italienischen Dialekte, das Französische und Wallonische mit gleicher Fertigkeit spreche, wie seine Muttersprache.

**) Von Philipps Familie war neben der Stammburg Heinsberg an der Worm, nördlich von Aachen, das St. Gangulfstift errichtet worden.

Erzbischof von Köln fühlte und ihm nichts mehr als der Glanz seines Erzstifts am Herzen lag. Christian und Philipp, beide von anmuthiger Erscheinung, standen noch in jugendlichem Alter. Unter den weltlichen Fürsten sah der Kaiser die stärksten Stützen seiner Politik in seinem allzeit getreuen Freunde Otto von Wittelsbach und in seinem glorreichen Vetter Heinrich dem Löwen, den er durch zahlreiche Wohlthaten sich auf das Festeste verbunden zu haben glaubte. Der kriegerische Ruhm des Herzogs, der schon die Welt erfüllte, und die große ihm zugefallene Macht konnten der Politik des Kaisers, so lange sie in den Dienst desselben sich stellten, nur förderlich sein.

Erzbischof Philipp von Köln war auch nach dem Abzuge des Kaisers in Italien geblieben. Er hatte das deutsche Heer auf dem unglücklichen Rückzuge von Rom bis Pisa begleitet, war dann aber zum Schutze des Gegenpapstes nach Viterbo zurückgekehrt. Seiner Klugheit war es zu danken, daß die Städte Tusciens dem Kaiser und dem Gegenpapste treu blieben. Während des Winters, der im mittleren Italien mit ganz unerhörter Strenge auftrat — der große See von Celano fror so fest zu, daß man an manchen Stellen denselben zu Fuß passiren konnte —, konnte der Kölner sogar Papst Paschalis nach Rom zurückführen. Die am 1. November eingetretenen Senatoren, welche die vom Kaiser in den Händen des Papstes zurückgelassenen Geiseln befreien wollten, hatten seine Rückkehr verlangt; sie übergaben ihm die Stadt, nur einige Thürme in dem Lateranensischen Theile blieben noch in den Händen der Alexandriner. Den Lohn seiner Dienste empfing Erzbischof Philipp, indem Papst Paschalis durch eine Bulle vom 26. Februar 1168 das Bisthum Cambray von der Reimser Kirchenprovinz trennte und Köln unterstellte. Im April zog der Erzbischof mit dem römischen Stadtpräfecten und der römischen Stadtmiliz gegen Albano; man zerstörte die Stadt und verbot ihre Herstellung. Etwa um dieselbe Zeit drang Konrad von Wittelsbach mit einer vom Papst Alexander zusammengebrachten Schaar in die Campagna ein, mußte aber bald zurückkehren, da er bei den Grafen von Ceccano Widerstand fand. Als Paschalis in Rom gesichert schien, beschloß der Kölner Erzbischof den Rückweg nach Deutschland anzutreten. Nur ein mäßiges Gefolge begleitete ihn, etwa 120 Personen; eine Anzahl deutscher Ritter wird in den Städten Tusciens und der Mark Ancona zurückgeblieben sein, um sie in der Treue zu erhalten.

Als Philipp nach Lucca kam, sah er, daß ihm der Weg durch die empörte Lombardei versperrt sei; er ersuchte deshalb die Consuln von Lucca und Genua ihm Schiffe zu stellen, auf denen er und sein Gefolge nach der Provence übersetzen könnten. Aber beide Städte, die zur Zeit mit Pisa in Krieg lagen und sich die Lombarden nicht verfeinden wollten, schlugen sein Gesuch ab. Philipp wandte sich darauf an die pisanischen Consuln, welche gern seinem Gesuch Gehör schenkten. So kam er im Juni nach Pisa und die Consuln ließen ihn und sein Gefolge auf sieben Galeeren, welche zum Kampfe gegen Genua ausgerüstet waren, nach der Küste der Provence übersetzen. Nachdem er den Pisanern ihre Dienste auf das Lebhafteste gedankt hatte, setzte er seinen Weg durch die burgundischen Länder mit seinem Gefolge zu Pferde fort. Am 15. August langte er in Köln an und nahm von Stadt und Erzbisthum Besitz; am 29. September erhielt er dann vom Bischof Gottfried von Utrecht in Gegenwart von acht anderen Bischöfen die bischöfliche Weihe. Aber gleich darauf mußte er aufs Neue sein Erzstift verlassen: der Kaiser hatte ihn mit Erzbischof Christian und Herzog Heinrich dem Löwen zu einer wichtigen Gesandtschaft an die Könige von England und Frankreich bestimmt.

Schon im Sommer des Jahres 1167, als der Kaiser auf seinem Zuge gegen Rom begriffen war, hatten die Könige Ludwig und Heinrich aufs Neue gegen einander die Waffen ergriffen. Die Veranlassung boten besonders die Steuern, welche im Poitou für die beabsichtigte Kreuzfahrt gesammelt waren und auf deren Auslieferung König Ludwig bestand, aber hartnäckiger Weigerung beim englischen Könige begegnete. Schwere Leiden waren durch den erneuten Kampf über Frankreich gekommen und man war glücklich, als im August ein Waffenstillstand bis Ostern 1168 geschlossen wurde. Obwohl während desselben Ludwig einen Aufstand im Poitou unterstützt hatte, bot der König von England, der schon seit Jahresfrist in seinen französischen Ländern sich aufhalten mußte und dessen Lage durch Empörungen in der Bretagne eine sehr schwierige war, doch gerne die Hand, daß der Waffenstillstand nach seinem Ablauf bis zum 1. Juli verlängert wurde, wo man bei einer persönlichen Begegnung der beiden Könige zu einem Friedensschlusse zu gelangen hoffte. Wirklich fand eine Zusammenkunft derselben zur

bestimmten Zeit bei La Ferté Bernard in der Maine statt. Beide waren mit großem Gefolge erschienen, und man glaubte auf Grundlagen, die vorher von den Grafen Heinrich von Troyes und Philipp von Flandern festgestellt waren, den Frieden zum Abschluß zu bringen. Es erwies sich nur zu bald als Täuschung. Schon bei den Verhandlungen kam es zwischen den Königen zu den hitzigsten persönlichen Streitigkeiten, nicht so sehr wegen ihrer politischen Händel, als wegen des Erzbischofs Thomas Becket und des durch ihn herbeigeführten englischen Kirchenstreites.

Auf das Heilloseste hatte sich dieser Streit verwickelt, nicht ohne die Schuld des Papstes Alexander, der um den ihm höchst unwillkommenen Handel auszugleichen unsichere und sogar widersprechende Entscheidungen gegeben hatte. Die Absendung der von König Heinrich erbetenen und von Alexander verheißenen Legaten*) hatte sich verzögert; inzwischen hatte der Papst nichts unversucht gelassen, um Thomas von weiteren hitzigen Schritten gegen den König und dessen Anhänger in England zurückzuhalten. In einem geheimen Schreiben wies er Thomas an, bis zum Austrage der Streitigkeiten mit dem Könige ruhig zuzuwarten und keine Strafen gegen ihn und seine Unterthanen zu verhängen; sollte ein Ausgleich nicht möglich sein, so bleibe ihm immer noch vorbehalten seines Amtes zu warten. Am 20. December 1166 meldete er dann König Heinrich, daß er im nächsten Januar Legaten nach Frankreich senden werde, welche die Streitigkeiten sowohl zwischen ihm und Erzbischof Thomas, wie zwischen diesem und den englischen Bischöfen entscheiden sollten; zugleich theilte er dem Könige mit, daß er bis zur Entscheidung der Sache Thomas untersagt habe Strafmaßregeln zu treffen und daß er solche, wenn sie dennoch erfolgten, als ungültig ansehen werde; er bat den König, dieses Schreiben geheim zu halten, ermächtigte ihn jedoch im Nothfall von demselben Gebrauch zu machen. Zu derselben Zeit zeigte er den englischen Bischöfen die Ankunft der Legaten an und erlaubte ihnen unter dringlichen Umständen die von Thomas Gebannten zu absolviren.

Die Legaten — es war der von Heinrich erbetene Cardinal Wilhelm von Pavia, dem der Cardinal Oddo von Brescia beigegeben war, — verließen im Anfange des Jahres 1167 Rom. Der Papst

*) Vergl. S. 517.

erklärte König Heinrich, daß sie mit voller Gewalt zum Austrage der bestehenden Streitigkeiten und anderer Rechtshändel in den französischen Ländern des Königs versehen seien. Dem Erzbischof Thomas that er zu wissen, daß die Legaten besonders den Frieden zwischen ihm und dem Könige herstellen sollten, und rieth zur Nachgiebigkeit, wenn nicht Alles nach seinen Wünschen gehen sollte. Dem Könige von Frankreich gab er den gleichen Grund der Sendung an und bemerkte, daß, wenn eine Aussöhnung zwischen Thomas und dem Könige unmöglich sei, es ihm erwünscht sein würde, wenn der Erzbischof mit einer geistlichen Würde in Frankreich bekleidet und ihm eine apostolische Legation in Ludwigs Reich übertragen würde.

Auf Umwegen kamen die Legaten erst spät nach Frankreich. Mit dem ärgsten Mißtrauen waren sie hier erwartet und König Ludwig verweigerte ihnen sogar Anfangs den Eintritt in sein Reich. Der Papst vernahm von diesen Schwierigkeiten und wies unter dem 7. Mai 1167 die Legaten an, dem Erzbischof in schonender Weise zu begegnen und bei dem Ausgleich desselben mit dem Könige darauf Bedacht zu nehmen, daß dem Erzbischofe und seiner Kirche ihre alten Rechte unverkürzt erhalten blieben. Seitdem faßte Thomas zu den Legaten mehr Vertrauen; auch König Ludwig trat ihnen nicht mehr hindernd entgegen. Aber bald nachher griffen er und Heinrich aufs Neue zu den Waffen, und das Kriegsgetümmel war dem Friedensgeschäft der Legaten hinderlich. Erst längere Zeit nach dem im August abgeschlossenen Waffenstillstande, im November 1167 begannen die Verhandlungen der Legaten mit dem Erzbischof und König Heinrich. Inzwischen waren die Nachrichten von dem Mißgeschick des Kaisers vor Rom bei Thomas und seinen Anhängern eingelaufen, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Gange der Dinge in Italien gefolgt waren; sie sahen in dem Unglück des Kaisers ein Gottesurtheil über den Tyrannen der Kirche und weissagten König Heinrich ein gleiches Geschick. Von dem Papste erwarteten sie jetzt entschiedene Schritte, und weniger als je waren sie, vertrauend auf ihre gerechte Sache, zur Nachgiebigkeit geneigt. Aber auch König Heinrich widerstrebte der Aussöhnung. Seine Erbitterung gegen den Erzbischof hatte sich nur gesteigert; er beschuldigte ihn König Ludwig zum Kriege gegen ihn aufgestachelt zu haben. Während er verlangte, daß der Erzbischof die herkömmlichen Rechte der Krone Englands unbedingt anerkennen solle, wollte dieser eine solche

Anerkennung nur mit Vorbehalten leisten, welche ihm seine volle kirchliche Freiheit wahrten. Die Unterhandlungen mußten sich unter solchen Umständen zerschlagen und führten nur dazu, daß die dem Könige ergebenen englischen Bischöfe gegen das Gebahren des Erzbischofs aufs Neue beim Papste Appellation einlegten und der König bei dem heiligen Vater die stärksten Beschwerden gegen den widerspenstigen Erzbischof erhob.

Durchgreifende Maßregeln, wie man von Alexander erwartet hatte, wagte er auch jetzt nicht zu ergreifen; denn noch befürchtete er, daß König Heinrich von ihm abfallen und dadurch die englische Kirche in unübersehbare Verwirrungen gestürzt werden könne, aber es war ihm auf der anderen Seite unmöglich, Ansprüchen des Erzbischofs, die er nach seinen eigenen Grundsätzen als vollberechtigt anerkennen mußte, auf die Dauer entgegenzutreten. So verharrte er in seiner zweideutigen Politik. Ging er auch auf das Verlangen König Heinrichs nicht ein, Thomas in ein anderes Kirchenamt außerhalb seines Reichs zu versetzen, so stellte er doch ein Schreiben an den König aus, in welchem er aufs Neue erklärte, daß es dem Erzbischofe untersagt sei, so lange er die Gunst des Königs nicht wieder gewonnen, Bann oder Interdict über den König, sein Land und seine Unterthanen zu verhängen; sollte er dies dennoch thun, so sollte dem König von diesem Schreiben öffentlichen Gebrauch zu machen verstattet sein. Aber bald darauf hielt er doch für nöthig, den König dringend zu ermahnen sich nachgiebig zu zeigen und dem Erzbischof seine Gunst wieder zu gewähren. Der Bischof Anthelm von Bellay und Basilius, der Prior der großen Karthause, sollten ein darauf bezügliches Schreiben dem Könige überbringen und ihm das Verlangen des Papstes einschärfen. Indessen ermahnte der Papst den Erzbischof zur Milde, stellte ihm aber zugleich in Aussicht, daß er bei fortgesetzter Hartnäckigkeit des Königs seine Strafgewalt in vollem Umfange werde gebrauchen dürfen. Am 19. Mai ermächtigte der Papst sogar Thomas, gegen den König, wenn dieser sich nicht bis zum Anfange der großen Fasten des nächsten Jahres füge, mit voller Freiheit seine Amtsgewalt zu gebrauchen.

Der Papst schien endlich zu ernsteren Maßnahmen gegen König Heinrich geneigt. Schon am 27. Mai beauftragte er Simon, den Prior der Karthause Montdée, und Bernhard de Corilo, einen Mönch des Klosters Grammont im Limousin, sich zum Könige zu begeben, wenn

die Gesandtschaft des Anthelm und Basilius erfolglos gewesen sein sollte, um ihn zu bewegen sich mit Thomas zu versöhnen und ihn in sein Erzbisthum zurückzuführen; sie erhielten zugleich zwei päpstliche Schreiben: einen Mahnbrief, den sie sogleich übergeben sollten, und einen Drohbrief für den Fall, daß der erstere seine Zwecke verfehlen sollte. Der Drohbrief enthielt die bestimmte Erklärung, daß der Papst die Härte des Königs nicht länger ertragen könne und dem Erzbischofe nicht ferner den Mund schließen werde. Die Bestrebungen des Anthelm und Basilius scheinen vergeblich gewesen zu sein, und Bernhard und Simon hatten ihre Aufträge noch nicht ausrichten können, als die Zusammenkunft der Könige am 1. Juli zu La Ferté Bernard stattfand. Auch Erzbischof Thomas war zu derselben erschienen; man rechnete offenbar darauf, daß der Friede der Könige zugleich auch dem englischen Kirchenstreite ein Ziel setzen würde. Aber die Dinge wandten sich so, daß gerade die Sache des Erzbischofs das ganze Friedenswerk vereitelte. Eine Berufung des englischen Königs auf den Cardinal Wilhelm, welchem König Ludwig stets mißtraut hatte, genügte, diesen in die größte Aufregung zu versetzen, und das selbstbewußte Auftreten des Erzbischofs, welcher Heinrich sogar mit Strafen bedroht zu haben scheint, empörte den König so, daß er den Freibrief des Papstes bekannt gab, der ihn gegen jede Strafe schützte. Die Könige schieden im höchsten Zorne von einander; zu eigentlichen Friedensverhandlungen war es gar nicht gekommen.

Die zweideutige Politik des Papstes war enthüllt. Es war nicht zu verwundern, wenn Erzbischof Thomas in die ärgste Verstimmung gegen den Papst gerieth. Auch der ganze Klerus Frankreichs war gegen ihn empört; nicht minder König Ludwig, der sich jetzt mehr als je seines Schützlings annehmen zu müssen glaubte. Dieser Zeitpunkt schien dem Grafen Heinrich von Troyes günstig, seinen alten Plan aufzunehmen*), durch Beilegung der großen Kirchenspaltung eine Versöhnung zwischen König Ludwig, seinem Schwager, und dem Kaiser herbeizuführen; er betrieb eine Verlobung zwischen Kindern beider Herrscher, wie sie der Kaiser gewünscht und der König nicht schlechthin zurückgewiesen haben soll. Die Stellung der päpstlichen Legaten in Frankreich, der Cardinäle Wilhelm und Oddo, war unhaltbar ge-

*) Vergl. S. 329 ff.

worden; nach kurzer Zeit wurden sie abberufen. Zugleich bemühte sich der Papst den Erzbischof und König Ludwig zu begütigen; er erklärte, durch seine Bemühungen den König von England zu gewinnen werde daran nichts geändert, daß der Erzbischof an dem bestimmten Tage seine volle Strafgewalt gebrauche. Sehr fraglich ist, wie weit man solchen Erklärungen noch Glauben beimaß.

Der Friede zwischen den Königen war vereitelt, aber Beide, erschöpft wie sie waren, hatten wenig Neigung, sich auf ernste Kämpfe aufs Neue einzulassen. Man griff wohl zu den Waffen, führte sie jedoch nur matt und unentschlossen; zugleich fehlte es nicht an Versuchen, den Frieden herzustellen. Einen solchen Versuch beabsichtigte auch der Kaiser, als er im Herbst 1168 eine Botschaft an die beiden Könige abzusenden beschloß.

Als die Gesandten — die Erzbischöfe von Mainz und Köln und Heinrich der Löwe — sich im Anfange des Oktobers zu Köln zusammenfanden und aufbrechen wollten, traf dort zu ihrer großen Freude der neuerwählte Bischof von Cambray*) ein. Es war Petrus, ein Sohn des alten Jerusalemfahrers Theoderich von Flandern**), der nicht lange zuvor (4. Januar 1168) gestorben war, und ein Bruder des Grafen Philipp, der jetzt mit voller Gewalt in den flandrischen Ländern herrschte und der bereits früher um die Versöhnung der streitenden Könige sich bemüht hatte. Die Wahl des Petrus war nicht ohne Widerspruch erfolgt, aber der Widerspruch war bald beseitigt worden, da die Kaiserin Beatrix, die durch ihre Mutter den Grafen von Flandern verwandt war, Fürsprache für Petrus eingelegt hatte. Jetzt wollte der Erwählte an den kaiserlichen Hof gehen, um die Investitur vom Kaiser zu erhalten. Als er auf der Durchreise nach Köln kam, überredeten ihn die Gesandten ihnen vorher Geleit nach Flandern zu geben. So kehrte Petrus mit den Gesandten um und geleitete sie nach Cambray, wo sie den Grafen Philipp trafen. Gleich nach dem 14. Oktober verließen sie Cambray und gelangten unter dem Schutze des Grafen Philipp ohne Fährlichkeiten zu den Königen. So geheim auch die Zwecke ihrer Mission gehalten wurden, so wissen wir doch,

*) Bischof Nicolaus, der unter schwierigen Verhältnissen mit großer Umsicht sein Amt verwaltet hatte, war am 1. Juli 1167 gestorben.

**) Vergl. S. 434. 437.

daß die Absicht des Kaisers vornehmlich dahin ging, die Könige zu einem Friedensschlusse zu bewegen. Wie nicht anders zu erwarten war, fanden die Gesandten bei König Heinrich freundliches Entgegenkommen, weniger bei König Ludwig, gegen den sie selbst Drohungen gebraucht haben sollen. Daß ihre Vorstellungen dennoch nicht ohne Eindruck blieben, läßt sich aus dem weiteren Gange der Ereignisse schließen. Glaubhaft wird versichert, daß die Gesandten mit den Königen auch über den „Zustand der heiligen Kirche", d. h. über die Beseitigung der Kirchenspaltung, verhandelten, und zu solchen Verhandlungen mochte der Augenblick, wo König Ludwig sich noch in höchst erregter Stimmung gegen Papst Alexander fand, günstig erscheinen. Vermuthen läßt sich, daß überdies die Ausführung eines neuen großen Kreuzzuges in Aussicht genommen wurde, wie die Vermählung einer Tochter des Königs von Frankreich mit einem Sohne des Kaisers*).

Wie viel die Gesandten bei den Verhandlungen, die sich längere Zeit fortspannen, erreicht haben, wissen wir nicht, aber wir hören, daß sie gnädig von den Königen entlassen wurden. Den Rückweg nahmen Christian von Mainz und Herzog Heinrich wieder über Cambray, wo sich Bischof Petrus ihnen anschloß, um sich nun an den kaiserlichen Hof zu begeben. Er fand dort die beste Aufnahme. Der Kaiser belehnte ihn mit der bischöflichen und gräflichen Gewalt in Cambray. Am Hofe erschien damals auch Erzbischof Philipp. Er suchte jetzt das ihm von Papst Paschalis verliehene Metropolitanrecht über Cambray zur Geltung zu bringen, aber Bischof Petrus widersetzte sich, und da auch die Kaiserin für ihn eintrat, konnte Philipp seinen Zweck nicht erreichen. Cambray blieb in der Verbindung mit Reims. Sehr befriedigt kehrte Petrus nach Cambray zurück, schob jedoch wegen des Schismas seine Weihe hinaus.

Während der inneren Kämpfe in Deutschland und Frankreich waren wieder neue Hülfsgesuche aus dem gelobten Lande an das Abendland ergangen: sie weckten die Kreuzzugsgedanken, die ja nie

*) Die Aufträge der Gesandten scheinen im Wesentlichen dieselben gewesen zu sein, die Erzbischof Rainald im Jahre 1165 bei seiner Mission nach Frankreich erhalten, aber eigenwillig nicht vollständig ausgeführt hatte. Vergl. S. 459—462.

ganz schliefen, doch nie zur That werden wollten. Vor Allem war es die Kirchenspaltung, welche das Abendland abhielt den bedrängten Lateinern im Orient die verlangte Hülfe zu leisten.

König Amalrich verfolgte, wie wir wissen*), von Anfang seiner Regierung an den Gedanken, sich des reichen Egyptens, wo die Macht des fatimidischen Chalifen Ahded immer mehr dahinsiechte, zu bemächtigen, obgleich er selbst überall im eigenen Reiche durch Nureddin bedrängt war. Auch Nureddin hatte die Absicht, seine Herrschaft über das Nilland auszubreiten, nicht aufgegeben, und Schaver, dem Vesir des Fatimiden, erschien die Gefahr, die von Nureddin drohte, mit Recht weit bedrohlicher, als die von Seiten der Christen. Als daher im Anfange des Jahres 1167 Schirkuh, der Feldherr Nureddins, einen neuen Feldzug gegen Egypten unternahm, um die Herrschaft des Fatimiden zu stürzen, und gleichzeitig König Amalrich mit seinen Rittern bis an den Nil rückte, um ihm entgegenzutreten, zögerte Schaver, obwohl wegen früherer Wohlthaten Nureddin verpflichtet, keinen Augenblick, die rettende Hand der Jerusalemiten zu ergreifen. Er öffnete ihnen das Land, bahnte ihnen den Weg nach Kairo und schloß mit ihnen einen Bundesvertrag, in welchem der Fatimide alle Forderungen der Christen bewilligen mußte. Indessen war auch Schirkuh in Egypten eingedrungen, und längere Zeit lagen sich am Nil, unfern von Kairo, die Heere Schirkuhs und Amalrichs gegenüber, ohne daß es zu einem ernsten Kampfe kam. Erst im März trafen die Heere auf einander, und Amalrich, von den Egyptern nur schwach unterstützt, erlitt eine Niederlage. Dennoch gelang es ihm Kairo gegen Schirkuh zu schützen. Dieser wandte sich darauf nach Alexandria und bemächtigte sich ohne Schwertstreich der noch immer blühenden Handelsstadt. Amalrich zog mit seinen Jerusalemiten und einem Theile des egyptischen Heeres ihm nach und begann der Stadt die Zufuhr abzuschneiden. Schirkuh hielt es für gerathen, jetzt sein Heer nach der Gegend von Kairo zurückzuführen, ließ aber seinen Neffen Saladin in Alexandria. Von allen Seiten wurde nun die Stadt umzingelt. Das vereinigte christliche und egyptische Heer lag vor derselben und von der Seeseite her erhielt Amalrich nicht unerhebliche Verstärkungen; auch zehn Galeeren der Pisaner unter der Führung eines ihrer Consuln leisteten bei

*) Vergl. S. 435—438.

der Belagerung gute Dienste. Alexandria wurde aus Wurfmaschinen beschossen, und noch mehr als diese Angriffe brach die wachsende Hungersnoth den Muth der Belagerten. Endlich bot Schirkuh dem Fatimiden einen Vertrag an, wonach er gegen eine große Geldsumme und unter der Bedingung, daß auch die Christen das Land zu räumen hätten, abzuziehen versprach. Sein Anerbieten wurde angenommen. Am 3. August verließ Saladin Alexandria und räumte bald darauf mit dem Heere Schirkuhs das Nilland. Die Christen zogen in Alexandria ein, auf dessen Thürmen die Banner Amalrichs wehten. Aber ihre Freude war kurz, da auch sie nach wenigen Tagen Egypten verlassen mußten. Noch im August kehrte Amalrich mit seinen Rittern in sein Reich zurück. Es war hohe Zeit; denn schon hatte Nureddin den Krieg in Syrien wieder begonnen und die Feste Monaiterah bei Biblus gebrochen. Man fürchtete, daß er gegen Jerusalem selbst vorrücken werde. Auch die Pisaner waren in ihre Heimath zurückgekehrt, nachdem sie sowohl von dem Fatimiden wie von Amalrich für ihre Dienste reichlich belohnt waren.

Amalrich, so schwer er sich Nureddins erwehrte, sann doch bald auf eine neue Heerfahrt nach Egypten. Er beschuldigte, angeblich mit Unrecht, den Sultan Schaver, daß er zum Verderben der Christen seine alten Verbindungen mit Nureddin wieder aufgenommen habe. Nach allen Seiten sah Amalrich sich nach Bundesgenossen um. Er trat in Verhandlungen mit Kaiser Manuel, der seit der Vermählung des Königs von Jerusalem mit einer griechischen Fürstin sich den Lateinern im Morgenlande vielfach hülfreich erwiesen hatte und den man, vom Abendlande verlassen, schon als den kräftigsten Beschützer der Christenheit gegen den Islam anzusehen sich gewöhnt hatte. Nach langen Verhandlungen kam ein Vertrag zwischen Kaiser Manuel und König Amalrich zu Stande, in welchem Ersterer seinem Verwandten seine Hülfe zur Eroberung Egyptens versprach; es soll dabei die Theilung des Landes stipulirt worden sein.

Zugleich hatte Amalrich aufs Neue auch die Hülfe des Abendlandes in Anspruch genommen, indem er dabei seine Waffenthaten vor Alexandria in das hellste Licht zu setzen suchte. Am 21. Januar 1168 erschien zu Pisa als Gesandter des Königs ein gewisser Sinibaldus, welcher die Stadt um Beistand bat und sie aufforderte die Kreuzfahrer, welche nach Syrien ziehen wollten, über das Meer zu führen. Man

versprach zu Pisa das Beste, aber Hülfe konnte die Stadt selbst nicht gewähren, da sie mit Genua und Lucca im Kriege lag. Sinibaldus begab sich darauf zu Kaiser Friedrich und den Königen von Frankreich und England, doch war der Erfolg seiner Sendung auch hier wenig tröstlich. Der Kaiser, so sehr ihm die Bedrängnisse der Christen im Orient am Herzen lagen, war doch selbst damals in der übelsten Lage. Der König von England erklärte sich zwar bereit mit König Ludwig auszuziehen, wie er es schon früher versprochen hatte, aber König Ludwig, an dessen Neigung zu einer neuen Kreuzfahrt nicht zu zweifeln war, hielt das für leere Worte, und an einen gemeinsamen Auszug war ohnehin nicht zu denken, ehe nicht ein Friede zwischen den beiden Königen geschlossen war, und wir wissen, wie lange alle Friedensverhandlungen vergeblich waren. So verhallten die Hülferufe Jerusalems fast ohne alle Wirkung. Unseres Wissens ist nur der Graf Wilhelm von Nevers damals mit einem größeren Gefolge nach dem heiligen Lande ausgezogen, doch wurde er dort bald von einer Krankheit hinweggerafft (Oktober 1168).

Es war nicht nur für Frankreich und England, sondern auch für die ganze Weltlage ein wichtiges Ereigniß, als endlich der langersehnte Friede zwischen den Königen zu Stande kam. Ein besonderes Verdienst wird dabei dem Grafen Theobald von Blois, dem Bruder des Grafen Heinrich von Troyes, und dem Grammontensermönch Bernhard de Corilo beigemessen, doch es ist kaum zu bezweifeln, daß auch die Friedensmission des Kaisers und die Bestrebungen Heinrichs von Troyes und Philipps von Flandern, die dem Kaiser nahe standen, wesentlich die Verhandlungen unterstützt haben. Am 6. Januar 1169 kamen die Könige in Montmirail zusammen, und Heinrich zeigte hier gegen Ludwig alle Ehrerbietung, die sein Lehnsherr von ihm beanspruchen konnte. Der Friede kam auf denselben Grundlagen zum Abschluß, die schon früher von den Grafen Heinrich und Philipp in Vorschlag gebracht waren. König Heinrich leistete für die Normandie, sein ältester Sohn Heinrich für Anjou und Maine, der zweite Richard für Poitou dem Könige von Frankreich den Lehnseid. Man hatte gehofft auch den englischen Kirchenstreit zugleich zum Austrag zu bringen. Erzbischof Thomas war erschienen und schien zur Nachgiebigkeit bereit; nicht minder König Heinrich, der erst wenige Tage zuvor von den Gesandten Alexanders das Mahnschreiben desselben erhalten hatte. In der That trat Thomas

vor den König und beugte demüthig das Knie, worauf ihn der König huldvoll erhob. Als er aber von dem Erzbischof nun die Anerkennung der alten Rechte der englischen Krone verlangte und Thomas sich abermals weigerte diese ohne Vorbehalte auszusprechen, brach Heinrich stürmisch die Verhandlungen ab. Es fehlte dann nicht an neuen Versuchen, den unheilvollen Streit beizulegen, aber alle waren erfolglos. Auch König Ludwig bemühte sich eine Versöhnung des Erzbischofs mit dem Könige zu bewirken; als dies mißlang, entzog er dennoch seinen Schutz dem Erzbischofe nicht und gab damit Heinrich sofort Anlaß zu neuem Mißtrauen.

Die beiden Könige hatten sich nach dem Friedensschluß über eine gemeinsame Kreuzfahrt verständigt, welche sie in zwei Jahren antreten wollten. Aber die Zweifel waren sehr berechtigt, ob eine solche überhaupt vor Beilegung des englischen Kirchenstreites und Beseitigung des großen Schismas ausführbar sei, und Beides schien noch eine weitaussehende Sache. In der That hatte aber der Kaiser bereits Verhandlungen mit Papst Alexander über Herstellung der Kircheneinheit in das Auge gefaßt; man wird kaum irre gehen, wenn man sie mit jener Mission des Kaisers an die Könige in Verbindung bringt. Der Kaiser hatte die Aebte Alexander von Citeaux und Pontius von Clairvaux zu sich beschieden, um sich ihres Rathes und Beistandes in diesen kirchlichen Verhandlungen zu bedienen. Wenn die Aebte der Ladung Folge leisteten, konnte es kaum ohne die Einwilligung König Ludwigs geschehen. Man weiß, wie es einst die Cistercienser gewesen waren, welche in einem verhängnißvollen Wendepunkte hindernd in die Kirchenpolitik des Kaisers eingegriffen hatten und wie dies seinen Zorn erregt hatte*); allerdings hatte er dann schon einmal vor Jahresfrist den Abt von Citeaux um Vermittelung des Friedens mit dem Papste gebeten**), aber es geschah in den Tagen der höchsten Bedrängniß und man konnte an den Ernst eines festen Entschlusses damals kaum glauben. Anders lagen die Dinge nun, wo der Kaiser frei sich bestimmen konnte. Wenn er jetzt die Häupter der Cistercienser zu Rathe zog, ließen sich daran berechtigte Hoffnungen auf die Herstellung der kirchlichen Einheit knüpfen.

*) Vergl. oben S. 340.
**) Vergl. oben S. 595.

Wachsende Macht des Kaisers in Deutschland.

Die nächste Sorge des Kaisers war in dieser Zeit noch immer auf die Erhaltung der Ruhe in Sachsen gerichtet gewesen. Denn während der Gesandtschaftsreise Heinrichs des Löwen hatten sich hier abermals seine Gegner geregt. Neuen Anlaß zu Wirren gab die Besetzung des Erzbisthums Bremen nach dem Tode des Erzbischofs Hartwig. Der Dompropst Otto, ein Verwandter Hartwigs und der Vormund der Kinder seines eigenen Bruders, des von Heinrich vertriebenen Grafen Christian von Oldenburg, benutzte seinen Einfluß und die Gunst des Augenblicks, um die Wahl auf Sifried, den dritten Sohn Albrechts des Bären, damals Domherrn zu Magdeburg, zu lenken. Aber eine starke Gegenpartei im Klerus sah üble Folgen dieser Wahl voraus und wählte deshalb Otbert, den Dekan des Bremer Domkapitels. Als der Herzog von diesen Vorgängen Kunde erhielt, beauftragte er den Grafen Gunzelin einzuschreiten, und bald rückte dieser gegen Bremen vor, wo Alles in grenzenlose Verwirrung gerieth. Propst Otto floh mit seinem Erwählten Sifried in das Oldenburgische, Andere von seiner Partei suchten sich auf der Feste Harburg in Sicherheit zu bringen.

Der Kaiser hatte schon vorher, um die Ruhe Sachsens dauernd zu sichern, die Fürsten des Landes zu einem Hoftage beschieden, der um den Anfang des Novembers 1168 gehalten wurde und auf dem die Fürsten sich aufs Neue zur Einhaltung der Waffenruhe verpflichten mußten. Wir wissen nicht, wo dieser Hoftag stattfand, wahrscheinlich in den rheinischen Gegenden, die der Kaiser in dieser Zeit nicht verlassen zu haben scheint. Er soll damals, wohl in Folge der Mühen des italienischen Zuges, krank gewesen sein, besonders an Fußgicht gelitten haben. Am 26. November war er in Worms, das Weihnachtsfest feierte er im Elsaß, wohl zu Hagenau, einem alten Besitzthum seines Hauses, auf dem er gern verweilte. Aber im Anfange des Jahres 1169 hielt der Kaiser es doch für nothwendig, sich selbst in die sächsisch-thüringischen Gegenden zu begeben. Am 20. Januar war er in Heiligenstadt, im Anfange des Februars zu Wallhausen, wo er einen Hoftag hielt, zu welchem mit den Erzbischöfen von Mainz und Köln sich die sächsischen Fürsten zahlreich eingestellt hatten, unter ihnen die alten Gegner Herzog Heinrichs, während er selbst nicht gegenwärtig

gewesen zu sein scheint. Der Kaiser traf hier aufs Neue Maßregeln zur Befestigung des Landfriedens in Sachsen; die Männer, welche sich noch immer die Ruhe zu stören erdreisteten, führte er mit sich fort.

Unmittelbar darauf zog der Kaiser nach Franken, wo er etwa um die Mitte des Februars einen Hoftag zu Nürnberg hielt. Hier war auch der Böhmenkönig erschienen, mit dem er neuerdings in Zerwürfnisse gerathen war. Sie standen mit den bairischen Kirchenverhältnissen, deren Ordnung der Kaiser damals endlich in seinem Sinne durchsetzen wollte, in Verbindung.

Während der Abwesenheit des Kaisers waren die Feindseligkeiten seiner Anhänger gegen Erzbischof Konrad von Salzburg und die bairischen Klöster, welche zu Papst Alexander hielten, namentlich gegen Reichersberg, fortgesetzt worden. Die Grafen von Plain hatten Salzburg, Heinrich von Baumgarten dem Kloster Reichersberg schwere Verluste beigebracht, und die Hülfsgesuche der Bedrängten an Heinrich den Löwen waren, wie zu erwarten stand, ungehört verhallt. Endlich aber verblutete sich doch der Kampf. Im Juli 1167 schloß Heinrich von Baumgarten unter Vermittelung der Bischöfe Albo von Passau und Eberhard von Bamberg mit dem Kloster Reichersberg bis Weihnachten Waffenstillstand und nahm auch nach Ablauf desselben die Waffen nicht wieder auf. Die beiden Grafen von Plain, Liupold und Heinrich, verfielen in eine schwere Krankheit und baten in derselben den Erzbischof um Lösung vom Banne, indem sie ihm Entschädigung für seinen Schaden versprachen. Der Erzbischof erfüllte ihre Bitte und wurde dadurch von seinen ärgsten Drängern befreit. Indessen war durch den Patriarchen Udalrich von Aquileja an Konrad die Versuchung herangetreten, sich mit den aufständigen Lombarden gegen den Kaiser zu verbinden; man hoffte durch ihn auch seinen Bruder Herzog Heinrich von Oesterreich auf die Seite Alexanders und des Lombardenbundes zu ziehen. Aber Konrad widerstand der Versuchung, und der Kaiser hatte die triftigsten Gründe, die Treue seines Oheims nicht von Neuem auf eine harte Probe zu stellen. So verlebte der Erzbischof seine letzten Tage in Frieden. Am 28. September 1168 starb er an einem Steinleiden, noch in kräftigem Mannesalter, im Kloster Admont, wo er auch seine Grabstätte fand. Unter seiner Verwaltung hatte das Erzstift schlimme Zeiten durchlebt, dennoch blieb sein Name in Ehren als der eines Fürsten, der trotz seiner nahen Verwandtschaft mit dem Kaiser die

Freiheit der Kirche tapfer vertheidigt hatte. Unbeirrt hatte er das Werk seines Vorgängers Eberhard fortgesetzt, ohne freilich an dessen geistige Bedeutung nur von ferne heranzureichen.

Unmittelbar nach Konrads Tode schritt man in Salzburg zur Bischofswahl, ohne zuvor dem Kaiser Anzeige zu machen. Einstimmig wählte man Adalbert, einen Neffen Konrads, einen Sohn des Böhmenkönigs Wladislaw, im Prämonstratenserkloster Strahow in Prag für den geistlichen Stand gebildet, damals wenig über 20 Jahre alt und bisher nur zum Diakonen geweiht. Wie sich seit dem Tode des Bischofs Daniel von Prag der böhmische Klerus mehr und mehr auf die Seite Alexanders neigte, war auch Adalbert ohne Zweifel seiner Gesinnung nach Alexandriner; seine Wahl war jedoch nicht so sehr durch seine kirchliche Parteistellung, wie durch weltliche Rücksichten bestimmt worden. Die Salzburger, auf ihre Sicherheit bedacht, wählten Adalbert in der Hoffnung, daß der Kaiser gegen den Sohn des Böhmenkönigs, der ihm so viele Dienste geleistet hatte, einen Neffen des Herzogs Heinrich von Oesterreich und ihm selbst nahe verwandten jungen Mann, nicht Gewalt gebrauchen würde und, wenn dies geschehen sollte, Adalbert einen starken Rückhalt an der Macht seines Vaters und Oheims finden würde. Der Erwählte wurde nach Salzburg geholt und dort am Fest aller Heiligen (1. November) unter großem Jubel inthronisirt.

Die ohne sein Wissen erfolgte Neubesetzung des in dem Kirchenstreite so wichtigen Erzbisthums brachte den Kaiser nicht nur gegen die Salzburger, sondern auch gegen den Böhmenkönig auf, dem er einen Einfluß auf die Wahl beigemessen zu haben scheint. Der Böhmenkönig scheint sich, als er zu Nürnberg vor dem Kaiser erschien, gegen diesen Verdacht gerechtfertigt zu haben und mag überdies alles Gute von seinem Sohne versprochen haben; denn wir wissen, daß es ihm gelang, den Unmuth des Kaisers zu beschwichtigen.

Mit Consequenz drang der Kaiser in dieser Zeit darauf, daß sich die noch ungeweihten Bischöfe vom Erzbischof Christian von Mainz ordiniren ließen. So hatte Hartwig, der nach Konrads Tode zum Bischof von Augsburg gewählt war, die Weihe vom Mainzer empfangen. Auch bairische Bischöfe wurden genöthigt von dem Schismatiker sich weihen zu lassen. Albert von Freising mußte sich trotz des größten Widerstrebens dazu entschließen. In Passau war nach dem frühen

Tode des nach dem Willen des Kaisers eingesetzten Bischofs Rupert (1165) Albo, ein Diakon der dortigen Kirche, zum Bischof gewählt worden, der aber bald in schlechten Leumund gerieth und aus seinem Bisthum vertrieben wurde. Er verlangte vom Kaiser seine Herstellung, die ihm dieser auch auf dem Nürnberger Tage zusagte, aber man zweifelte an dem Ernst des Versprechens, da Albo noch Bedenken trug sich von Christian weihen zu lassen. Auch Bischof Konrad II. von Regensburg, welcher dem Schwaben Eberhard gefolgt war, fand zu Nürnberg aus demselben Grunde üble Aufnahme. Der Kaiser gewährte ihm Frist bis Pfingsten: bis dahin solle er sich entweder von Christian weihen lassen oder sein Bisthum aufgeben.

Es kann auffällig erscheinen, daß der Kaiser in einer Zeit, wo er bereits mit Papst Alexander Unterhandlungen wegen der Herstellung der Kircheneinheit zu eröffnen gedachte, mit solcher Strenge gegen Alle vorging, die seinen kirchlichen Ordnungen widerstrebten, aber offenbar war seine Stellung bei diesen Unterhandlungen, wenn sie überhaupt Erfolg haben sollten, um so günstiger, je fester sein Kirchenregiment in Deutschland begründet war.

Wie diesseits der Alpen, blieb der Kaiser auch jenseits der Berge zunächst bei der kirchlichen Politik, welche er in den letzten Jahren eingeschlagen hatte. Selbst die Nachricht von dem am 20. September 1168 eingetretenen Tode Papst Paschalis' III. änderte wenig oder nichts an derselben.

Obwohl Paschalis seit seiner Rückkehr nach Rom Herr in der Stadt geblieben war, beharrte doch immer noch ein Theil der römischen Großen, namentlich die Frangipani, im Widerstande gegen ihn. Rom blieb ein Schauplatz wirrer Parteikämpfe, und zeitweise mußte Paschalis seine Sicherheit in den Thürmen des Trasteveriners Stefano Tibaldi suchen. Er soll nicht ohne Besorgniß gewesen sein, daß bei der bevorstehenden Neuwahl des Senats Alexandriner gewählt werden könnten, wodurch Rom für ihn unhaltbar gewesen wäre. Er starb, noch ehe zu Tage trat, daß diese Befürchtungen eitel gewesen waren. Im Palast bei S. Peter verschied er, wie es heißt, an einem Krebsleiden, und im Dom von S. Peter wurde seine Leiche bestattet. Mit ihm starben die Cardinäle aus, welche sich einst der Wahl Alexanders widersetzt und damit den ersten Anlaß zum Schisma gegeben hatten; unter ihnen war er offenbar der bedeutendste gewesen und hat Papst Alexander manche

schwere Stunde bereitet. Das Schisma überdauerte ihn. Die von ihm und seinem Vorgänger ernannten Cardinäle erhoben alsbald einen der Ihren, den Abt Johannes von Strumi, auf den Stuhl Petri, der als Papst den Namen Calixt III. annahm.

Waren die beiden ersten Gegenpäpste Männer aus vornehmen Geschlechtern, mit weltlichem Glanze umgeben, so war dieser Johannes ein Mönch, der in einem von den Grafen Guidi begründeten Kloster im Val d'Arno unweit Arezzo zum Manne erwachsen und dort die Abtwürde erlangt hatte. Schon Victor IV. nahm ihn wohl unter die Cardinäle auf; in der Zeit Paschalis' III. bekleidete er die Stellung eines Cardinalbischofs von Albano, doch hatte er noch nicht die Weihe erhalten und auch die Leitung seines Klosters nicht abgegeben. Schwerlich hat ihn anderes seinen Wählern empfohlen, als mönchische Frömmigkeit und sein Eifer gegen die Alexandriner. Der römische Senat scheint die Wahl ohne Widerspruch anerkannt zu haben.

Ohne Wissen des Kaisers war die Erhebung des neuen Gegenpapstes erfolgt, doch ist gewiß, daß vom Kaiser und allen seinen Anhängern sofort Calixt als der rechtmäßige Nachfolger Paschalis' III. angesehen wurde. Persönliche Sympathien wird Friedrich für den neuen Papst nicht gehabt haben, aber ihn banden die Würzburger Beschlüsse. Ueberdies hätte eine Weigerung der Anerkennung keine andere Folge haben können, als die ganze Kirche Italiens Alexander zu überliefern. Calixt war Herr in Rom, und man leistete ihm Obedienz in allen Theilen Italiens, wo noch die kaiserliche Autorität geachtet wurde, überdies fast in allen deutschen Ländern — weiter hinaus fand sein Papstthum nur vereinzelte Anerkennung, und auch die Verbindung mit Deutschland war ihm durch den Aufstand der Lombardei sehr erschwert. Es war keine imponirende Macht, welche Calixt zu Gebote stand, und wenn er auch auf die kaiserliche Autorität sich berufen konnte, so lagen doch dem Kaiser offenbar weniger persönliche Verpflichtungen gegen ihn ob, als gegen seine beiden Vorgänger.

Im Beginn der Fastenzeit 1169 (Anfang März) erschienen die vom Kaiser beschiedenen Aebte von Citeaux und Clairvaux am Hofe. Ihre Ankunft wird von Allen, welche die kirchliche Spaltung schwer beklagten, freudig begrüßt sein, und an solchen Männern hätte es nie in Deutschland, selbst nicht in der Nähe des Kaisers gefehlt; es ist glaubhaft, daß diese auch den ersten Anlaß zu dem Entschlusse des Kaisers

gegeben haben, über den Kirchenfrieden mit Alexander zu verhandeln. Die Aebte erklärten sich bereit die Friedensvermittelung zu übernehmen, riethen aber dem Kaiser, den alten Bischof Eberhard von Bamberg, dessen vermittelnde Stellung am Hofe Alexanders nicht unbekannt war, mit ihnen nach Italien zu senden. Auf diesen Rath ging der Kaiser ein, und auf einem Hoftage, welchen er am 6. April zu Bamberg hielt, wird dann die Sache mit Eberhard zum Abschluß gebracht sein. Die Friedensgesandtschaft trat alsbald ihre Reise an. Eberhard begleitete sie, wurde aber an der Grenze Italiens zur Rückkehr genöthigt, da die Lombarden dem deutschen Bischofe den Durchzug verweigerten. Die französischen Aebte konnten unbehindert ihren Weg fortsetzen. Glücklich gelangten sie nach Benevent, wo sie Papst Alexander mit Freuden empfing; wir wissen, daß er auf die Verhandlungen mit ihnen nicht geringe Hoffnungen setzte.

Nichts beschäftigte damals den Kaiser mehr als die Sorge für die Erhaltung des König- und Kaiserthums bei seinem Hause. Seine Absicht war, seinen zweiten Sohn Heinrich möglichst bald zum Könige wählen zu lassen. Die Vermuthung liegt nahe, und sie ist schon damals ausgesprochen worden, daß die Unterhandlungen, in welche der Kaiser mit Alexander trat, im Zusammenhange mit seinen Plänen wegen der Nachfolge standen. Die Geneigtheit der Fürsten zur Königswahl war sicher nicht groß und kaum ohne erhebliche Zugeständnisse gewonnen worden. Schon daß der Kaiser die Wahl nicht auf den Erstgeborenen lenkte, kann als ein Zugeständniß an sie angesehen werden; es erschien so ihre Wahlfreiheit gesicherter und es wurde die Verbindung der Krone mit dem Herzogthum Schwaben vermieden. Ein anderes Zugeständniß mochten sie in den Bestrebungen des Kaisers um die Herstellung des kirchlichen Friedens sehen; es ließ sich daran die Hoffnung knüpfen, der Würzburger Verpflichtungen, die noch immer auf Manchen mit drückender Schwere ruhten, sich zu entledigen. Für den Kaiser mußte es von großer Bedeutung sein, ein energisches Einschreiten Alexanders gegen die Wahl zu verhindern, dessen Folgen im Reiche schwer zu berechnen waren.

Der Kaiser, welcher das Osterfest wieder im Elsaß zugebracht hatte, schrieb auf Pfingsten (8. Juni) einen Reichstag nach Bamberg aus, wo die Königswahl vorgenommen und andere wichtige Reichsgeschäfte erledigt werden sollten. Die Fürsten und Herren fanden in großer Zahl

sich ein, unter ihnen die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Magdeburg, der Bischof Herold von Würzburg, Herzog Heinrich der Löwe, Markgraf Albrecht der Bär und seine Söhne Otto und Hermann, Markgraf Otto von Meißen und seine Brüder, Markgraf Dietrich von der Lausitz und Graf Dedo von Groitsch, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und sein Bruder Friedrich, Landgraf Ludwig von Thüringen, die Grafen Udalrich von Lenzburg und Emicho von Leiningen, und Markward von Grumbach. Auch der jüngst erwählte Erzbischof Adalbert von Salzburg war geladen und erschien mit seinem Vater, dem Böhmenkönige. Aber der Kaiser empfing Adalbert nicht, der sich inzwischen als entschiedener Alexandriner enthüllt hatte. Am 15. März in den Quatembern der Fastenzeit hatte er sich zu Friesach vom Patriarchen Udalrich zum Priester und Bischof weihen lassen, nachdem er schon zuvor Papst Alexander seine Obedienz kundgegeben hatte. Alexander hatte sich dann mit der Bestätigung der Wahl beeilt und überschickte dem Erwählten das Pallium durch den Cardinal Konrad von Wittelsbach, der um diese Zeit als päpstlicher Legat in Baiern verweilte. Trotz eines Bittschreibens des Salzburger Kapitels, in welchem es sich für den Gehorsam Adalberts verbürgte, war die Zulassung desselben vom Kaiser nicht zu erwirken.

Auch der Streit um das Bremer Erzbisthum beschäftigte die Reichsversammlung. Nachdem der unter dem Einfluß des Dompropstes Otto erhobene Sifried, der Sohn Albrechts des Bären, vertrieben war, hatte Herzog Heinrich auch den von der Gegenpartei erwählten Otbert nicht anerkannt; er erreichte jetzt vom Kaiser, daß beide Wahlen als ungültig erklärt und nach seinem Willen sein früherer Kapellan, der Dompropst Balduin von Halberstadt, zum Erzbischof eingesetzt wurde. Die kirchliche Stellung Balduins, der lediglich ein Werkzeug Heinrichs war, konnte dem Kaiser kein Bedenken erregen; er ließ sich alsbald von schismatischen Bischöfen weihen und empfing auch später vom Gegenpapste das Pallium. Aber es war zu befürchten, daß die sächsischen Fürsten, namentlich Albrecht der Bär, durch die Bremer Vorgänge gegen den Herzog erbittert, aufs Neue zu den Waffen greifen könnten, und es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser zugleich neue Maßregeln für die Sicherung des Landfriedens in Sachsen traf; doch sind wir über solche nicht unterrichtet. Sicher ist, daß Sifried seine Ansprüche auf das Erzbisthum nicht aufgab. Es war

seine Absicht, wie er Adalbert von Salzburg schrieb, sich selbst zu Papst Alexander zu begeben, um von ihm die Weihe zu erhalten. Er rechnete dabei auf Adalberts Beistand, wie die Unterstützung des Patriarchen von Aquileja und des Cardinals Konrad von Wittelsbach. Diese Absicht scheint er nicht ausgeführt zu haben, doch erhob er Beschwerde gegen das gegen ihn eingeschlagene Verfahren bei Papst Alexander.

Mehrere Cardinäle Calixts III. sah man auf dem Bamberger Reichstage; es scheinen die ersten Legaten des neuen Gegenpapstes gewesen zu sein, die den Weg nach Deutschland gefunden hatten. Sie werden von dem Kaiser unzweifelhaft mit allen ihnen gebührenden Ehren empfangen sein. Indessen tröstliche Eindrücke werden sie kaum am Hofe empfangen haben, da die Friedensgesandtschaft des Kaisers an Alexander kein Geheimniß mehr war.

Die wichtigsten Verhandlungen des Reichstags betrafen die Königswahl. Die Wahl Heinrichs, des zweiten erst vierjährigen Sohnes des Kaisers, erfolgte auf den Vorschlag des Erzbischofs Christian von Mainz, und zwar, wie ausdrücklich in den Quellen berichtet wird, unter Einstimmigkeit aller anwesenden Fürsten. Der Wahltag war aller Wahrscheinlichkeit nach der 24. Juni. Wenige Tage später ging der Reichstag, der in ungewöhnlicher Weise fast drei Wochen getagt hatte, auseinander. Der Kaiser begab sich nach dem Schluß desselben nach Baiern, vor Allem um selbst in Salzburg Adalbert entgegenzutreten, der sich, ohne die Regalien empfangen zu haben, erdreistete die Huldigung der Ministerialen des Erzstifts zu verlangen und über das Kirchengut zu verfügen. Als der Kaiser nach Passau kam, bot er jetzt zur Absetzung des übel berüchtigten Bischofs Albo die Hand. Am 4. August wurde dann mit seiner Genehmigung der Dompropst Heinrich von Speier, ein Sohn des schwäbischen Grafen Dietbold von Berg und der bairischen Gisela, einer Schwester des Grafen Berthold von Andechs, zum Bischof gewählt*). Albo trat nicht gutwillig zurück; er wandte sich um Beistand an Erzbischof Adalbert und an den Cardinal Konrad. Aber Beide konnten oder wollten ihm nicht helfen; der Cardinal wies ihn

*) Trotz vieler Aufforderungen kam Heinrich erst nach Jahresfrist (9. August 1170) nach Passau, entsagte aber schon im nächsten Jahre dem Bisthum, worauf mit Genehmigung des Kaisers Heinrichs jüngerer Bruder Dietbold ihm folgte (Ende Februar 1172).

an das Salzburger Domkapitel, aber auch hier waren Albos Klagen fruchtlos.

Von Passau rückte der Kaiser mit einem bewaffneten Gefolge gegen Salzburg vor. Er soll gedroht haben, wenn man ihm Widerstand zu leisten wagen würde, alle bischöflichen Länder zu verwüsten, die Klöster zu zerstören, die Kleriker zu tödten oder zu verjagen. Der Schrecken zog vor ihm her und ergriff Alles in Salzburg, als er eine Meile vor der Stadt bei Salzburghofen ein Lager aufschlug, um hier mit den ihn umgebenden Fürsten über Salzburg Gericht zu halten. Die Fürsten riethen Adalbert, dem ohnehin der Muth sank, zur Nachgiebigkeit; besonders stellte ihm sein Oheim Herzog Heinrich vor, welche Gefahren und Leiden den Kirchen und Klöstern drohten, wenn er in seiner Widersetzlichkeit gegen den Kaiser verharre.

Adalbert entschloß sich der Noth zu weichen; er erschien vor dem Kaiser und den Fürsten und gab seinen Entschluß kund, das Land des Erzstifts, die Regalien, Salzburg selbst dem Kaiser zu übergeben. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach machte ihn darauf aufmerksam, daß er, wenn er jetzt so sein Land aufgebe, dasselbe wohl niemals, so lange das Schisma dauere, wieder gewinnen werde, aber dieser Mahnruf kam zu spät. Adalbert übergab Alles dem Kaiser; er ertheilte selbst den Burgmannen den Befehl, Salzburg dem Kaiser auszuliefern und ihm Treue zu schwören. Alle Burgen des Erzbisthums mit den Ministerialen, alle Besitzungen desselben mit den Zehnten fielen in die Hand des Kaisers; nicht eine Hufe Landes blieb Adalbert übrig. Alle Ministerialen schwuren dem Kaiser Treue und stellten ihm Geiseln. Wenn er nicht sofort auf die förmliche Absetzung Adalberts und die Wahl eines neuen Erzbischofs drang, so mag dies mit Rücksicht auf dessen angesehene Verwandten geschehen sein. Der Erzbischof schien kaum noch zu fürchten. Unstät irrte er in der nächsten Zeit umher, besonders in den Klöstern Steiermarks Unterkunft suchend, bis er sich endlich im Jahre 1171 zu seinem Vater nach Böhmen begab. Wenn er auch seiner weltlichen Macht sich selbst entkleidet hatte, so hielt er doch an seiner geistlichen Würde fest und nahm nach wie vor Amtshandlungen vor. Mit Papst Alexander, von dem er die Herstellung in sein Bisthum erwartete, unterhielt er Verbindungen; nicht minder that dies der Salzburger Klerus, obwohl er bei der Auslieferung des Erzstifts an den Kaiser nur geringe Theilnahme für Adalbert gezeigt hatte. War

auch der Sieg des Kaisers nicht vollständig, es blieb doch ein unschätzbarer Gewinn für ihn, daß er jetzt Salzburg, die Hauptfeste der Alexandriner seit dem Beginn des Schismas, ganz in seiner Gewalt hatte.

Am Fest der Himmelfahrt Mariä (15. August) wurde der junge Heinrich zu Aachen von dem Kölner Erzbischof gekrönt. Die Krönung scheint ganz in der herkömmlichen Weise, ohne alle Weiterung erfolgt zu sein; die deutschen Quellen berichten Nichts als die einfache Thatsache. Ein etwas späterer englischer Schriftsteller behauptet, daß die Krönung wider den Willen der Fürsten erfolgt sei, Heinrich der Löwe dem königlichen Knaben die Huldigung verweigert und sich dadurch den Haß des Kaisers zugezogen habe. Aber diese Behauptung steht mit allen Zeitverhältnissen im schroffsten Widerspruch und findet nirgends auch nur die schwächste Stütze. Dagegen ist bemerkenswerth, daß bei der Wahl und Krönung des jungen Königs von den Würzburger Beschlüssen Umgang genommen wurde. Die deutschen Fürsten hatten damals gelobt Niemanden als Nachfolger des Kaisers zu wählen und anzuerkennen, der sich nicht eidlich auf jene Beschlüsse verpflichtet hätte *). Offenbar ist ein solcher Eid, den schon das Knabenalter des Königs verbot, weder von ihm gefordert worden, noch haben sich die Fürsten durch ihr Gelöbniß von der Wahl und Krönung des Knaben abhalten lassen; sie mochten sich damit beruhigen, daß die Würzburger Beschlüsse sich zunächst nur auf den Nachfolger des Kaisers nach seinem Absterben bezogen. Immerhin war es nicht ohne Bedeutung, daß der neue König nicht an jene so verhängnißvollen Beschlüsse gebunden und damit ein Ausweg zu ihrer Umgehung geöffnet schien.

Obgleich der Kaiser noch immer den Verlust der Lombardei und ihrer reichen Einkünfte schwer empfand, unleugbar ist doch, daß seine Politik, seitdem er Italien verlassen, nicht ohne namhafte Erfolge geblieben war. Erst jetzt ruhte seine Gewalt in Deutschland auf festen Fundamenten und war auch für die Zukunft gesichert. Was er erreicht hatte, war zum größten Theil der Klugheit, mit welcher er die deutschen Fürsten auf den öfter als je zuvor abgehaltenen Reichs- und Hoftagen zu behandeln wußte, beizumessen, vor Allem aber dem einträchtigen Zusammenwirken mit seinem übermächtigen Vetter Heinrich dem Löwen.

*) Vergl. S. 467—471.

Es war ein Bund, den noch mehr gemeinsame Interessen als die Blutsverwandtschaft geschlossen hatten; der stolze Herzog, der sich sonst Niemandem beugte, leistete noch willig seine Dienste dem Kaiser, in dem er allein einen Schutz gegen seine erbitterten Gegner fand.

Die Verhältnisse Alexanders III.

Wie sich die Lage des Kaisers seit jenen Tagen, da er als Flüchtling aus Susa entkam, gebessert, so hatten sich auch die Verhältnisse Papst Alexanders seit seiner Flucht aus Rom günstiger gestaltet. Ruhigere Tage, als er noch je in seinem Pontificat erlebt, waren ihm in Benevent beschieden, und das Mißgeschick, welches Friedrich und sein Heer vor Rom betroffen hatte, führte ihm von Tag zu Tag neue Anhänger zu. Viele, welche bisher aus Furcht vor dem Kaiser eine unsichere Stellung im Schisma eingenommen hatten, sagten sich jetzt von den Schismatikern los, Andere sahen in der Vernichtung des deutschen Heeres den Finger Gottes und suchten durch Parteiwechsel sich der Rache des Himmels zu entziehen.

Nicht gering war es anzuschlagen, daß König Waldemar von Dänemark, der bisher zu den kaiserlichen Päpsten gehalten hatte, den seit längerer Zeit im Exil lebenden Erzbischof Eskil von Lund, den Freund Alexanders, in sein Reich zurückrief und sich ganz dessen Rath überließ. Da seit dem Tode Bischof Daniels von Prag die alexandrinische Gesinnung in Böhmen immer weitere Fortschritte gemacht und auch in Polen weit verbreitet war, in Ungarn aber längst Erzbischof Lucas von Gran die Kirchenverhältnisse nach dem Sinne Alexanders geordnet hatte, erstreckte sich die Obedienz des Papstes zu Benevent fast schon über den ganzen Osten und Norden Europas.

Für den Augenblick war es noch bei weitem wichtiger, daß durch die Rückkehr des von Alexander geweihten Erzbischofs Guichard nach Lyon die streng kirchliche Partei im burgundischen Reiche, wo sie ohnehin nie ganz hatte beseitigt werden können, wieder zum Uebergewicht kam und zu derselben Zeit in der Lombardei überall die kaiserlich gesinnten Bischöfe vertrieben und unter dem Einflusse des Erzbischofs Galdin von Mailand die reinsten Alexandriner an ihre Stellen gesetzt wurden. Schon der Name der neuen Bundesfeste zeigte, wie eng sich die aufständigen Lombarden an Alexander angeschlossen hatten.

Als der Kaiser Italien verließ, hatte man bereits gehofft, daß sich Pavia demnächst ergeben und auch die tuscischen Städte dem Aufstande zufallen würden, so daß man den Gegenpapst leicht in seine Gewalt bekommen könnte. Jene hochfliegenden Hoffnungen erfüllten sich nicht, aber der Bund zwischen den Lombarden und Alexander zog sich fester und fester.

Es war ein reges Leben am päpstlichen Hofe zu Benevent. Man sah dort nicht allein die Gesandten der Könige von Sicilien, Frankreich und England immer von Neuem erscheinen, auch der Verkehr mit dem Kaiser des Ostens dauerte ununterbrochen fort. Im Spätjahre 1167 waren die Gesandten, welche der Papst nach Constantinopel geschickt hatte*), nach längerem Aufenthalt daselbst zurückgekehrt. Fast auf dem Fuße folgte ihnen ein neuer griechischer Gesandter, der große Schätze mit sich führte. Er erneuerte das Versprechen Kaiser Manuels, die griechische Kirche dem römischen Bischof zu unterwerfen, zugleich aber im Namen des Kaisers die Forderungen, daß Alexander die Kaiserkrone Friedrich, dem Feinde der römischen Kirche, nehmen und das abendländische Kaiserthum mit dem morgenländischen wieder vereinigen solle; Constantinopel werde, um dies zu erreichen, mit Geld und Waffen so reichlich den Papst unterstützen, wie er es nur verlange. Der Papst war jetzt im Einverständniß mit den Cardinälen entschlossen den erneuten Forderungen Manuels mit einer bestimmten Antwort entgegenzutreten. Er erklärte dem Gesandten, daß er dem Kaiser für die zahlreichen Beweise seines Wohlwollens gegen die römische Kirche dankbar sei, auch gern seinen Wünschen, so weit es ihm möglich sei, entsprechen wolle, die Forderungen desselben seien aber von so großer Bedeutung und Tragweite, daß er auf Grund derselben, denen die Satzungen der Väter im Wege ständen, keine Vereinbarung eingehen könne und dürfe. Das Geld, welches der Gesandte überbracht hatte, wies er zurück. Aber deshalb brach er den Verkehr mit dem Hofe von Constantinopel nicht ab. Als der Gesandte des Kaisers zurückkehrte, folgten ihm zwei Cardinäle als päpstliche Legaten, unzweifelhaft mit der Weisung, die Verhandlungen mit dem Kaiser fortzusetzen, sie aber von den gefährlichen Forderungen desselben abzulenken.

*) Vergl. S. 497.

So günstig die Stellung Alexanders erscheint, fehlte doch viel daran, daß sie nach allen Seiten frei gewesen wäre. Vor Allem hatte er auf die Verhältnisse am Hofe des jungen Königs von Sicilien und seiner Mutter Rücksicht zu nehmen, und diese Verhältnisse waren nichts weniger als erfreulich. Die Königin hatte einen ihrer Verwandten, Stephan von Rotrou, einen im geistlichen Stande erzogenen Sohn des Grafen von Perche, mit anderen Franzosen in das Land gezogen und schenkte ihm ein unbegrenztes Vertrauen; er wurde zum Kanzler des Reichs, dann auch zum Erzbischof von Palermo erhoben. Die Strenge, mit welcher er die Geschäfte betrieb, sah man Anfangs nicht ungern, wurde jedoch nach kurzer Zeit mit dem rücksichtslosen Fremden unzufrieden. Auch die Königin gerieth in Mißgunst, und diese steigerte sich noch, als sie einen ihrer natürlichen Brüder, Heinrich mit Namen, nach Sicilien kommen ließ, der dort ein anstößiges und verschwenderisches Leben führte und sich zugleich in Intriguen gegen den mächtigen Kanzler, der ihm hinderlich war, trotz ihrer Verwandtschaft einließ. Der Kanzler und der Graf Gilbert, gleichfalls ein Verwandter der Königin, der schon längere Zeit im Reiche lebte und sich durch kriegerische Tüchtigkeit manche Verdienste um dasselbe erworben hatte, verbanden sich darauf zum Sturze Heinrichs und bewerkstelligten ihn ohne Mühe; sie ließen den Bruder der Königin in einen Thurm zu Reggio einsperren. Aber die öffentliche Stimmung erhob sich nach kurzer Zeit gegen den Kanzler und den Grafen Gilbert. Es kam zu einem Aufstande in Messina, der nicht bewältigt werden konnte. Die Aufständigen befreiten den Grafen Heinrich aus dem Gefängniß und nöthigten dann den Kanzler Sicilien zu verlassen und sein Erzbisthum aufzugeben; bald darauf mußte auch Graf Gilbert mit seinem Sohne Bertramm aus dem Reiche weichen. Stephan, Gilbert und Bertramm gingen nach dem gelobten Lande und haben dort ihr Ende gefunden. Eine große Zahl der Franzosen, welche in das Reich gekommen waren, mußten es räumen; auch der gelehrte Peter von Blois, dem man die Erziehung des jungen Königs übergeben hatte, hielt es für gerathen, in seine Heimath zurückzukehren.

Der Dekan Walter von Girgenti, ein Engländer von Geburt, der in den letzten Wirren thätig gewesen war, bewog die Domherren von Palermo, ihn zum Erzbischof zu wählen, und Papst Alexander konnte nicht umhin die bedenkliche Wahl zu bestätigen; im September 1169 wurde Walter geweiht. Da er nach der Entfernung Peters von Blois

auch die Erziehung des Königs in die Hand bekam, wurde er bald der mächtigste Mann des Reichs. Zur Seite standen ihm die noch von Wilhelm I. bestimmten Räthe der Königin*), der erwählte Bischof Richard von Syracus, ein Engländer gleich Walter, und der Salernitaner Matthäus, ein Staatsmann aus der Schule des Majo, in alle Geschäfte des Reichs eingeweiht, in alle Revolutionen des letzten Jahrzehnts verflochten, mit allen Ränken sicilischer Politik vertraut. Matthäus, zum Kanzler des Reichs erhoben, konnte sich zeitweise in seinem Interesse mit Erzbischof Walter verbinden, im Herzen dachte er nur an seine eigene Größe und Walters Sturz. Zum guten Glück für das Reich wurde Robert von Bassavilla, nachdem er vierzehn Jahre lang im Dienste Kaiser Friedrichs seine ehrgeizigen Absichten zu erreichen sich vergeblich bestrebt hatte, es endlich müde, die Waffen gegen sein eigenes Geschlecht zu richten. Im März 1169 machte er seinen Frieden mit dem jungen König und erhielt die ihm früher entzogenen großen Lehen, die Grafschaften von Conversano und Loritello, zurück. Selbstverständlich gewann ein Mann seiner Stellung auch sofort am Hofe wieder beträchtlichen Einfluß. Dieser Hof war und blieb eine Stätte des widerwärtigsten Intriguenspiels, in welches auch Alexander vielfach wider seinen Willen hineingezogen wurde.

Nicht minder beunruhigten ihn die Angelegenheiten Frankreichs und Englands, namentlich der Streit zwischen König Heinrich und Erzbischof Thomas. Am 13. April 1169 hatte der Erzbischof im Kloster Clairvaux eine Reihe von neuen Excommunicationen über seine Gegner in England ausgesprochen und die Publication seiner Strafdecrete dort zu bewirken gewußt. Gerade zu derselben Zeit befanden sich Gesandte König Heinrichs in Benevent, die sich im Namen ihres Herrn auf alle Weise den Papst gegen Thomas einzunehmen bemühten. Nichts glaubte der König unversucht lassen zu müssen, um die Absetzung oder Versetzung des gefährlichen Erzbischofs zu erreichen. Er nahm dabei sogar die Hülfe der Lombarden und des Hofes von Sicilien in Anspruch. Den Mailändern soll er 3000 Mark und die Herstellung ihrer Mauern versprochen haben, wenn sie den Papst gegen Thomas gewinnen würden, in gleicher Weise den Cremonesen 2000 Mark, wie den Parmesanen und Bolognesen 1000 Mark. Den jungen König von

*) Vergl. S. 494.

Sicilien soll er durch die Aussicht auf die Vermählung desselben mit einer seiner Töchter, Richard von Syracus durch das Versprechen des Bisthums Lincoln, Robert von Bassavilla durch andere Verheißungen in sein Interesse gezogen haben. Darf man den Worten des Thomas und seiner Anhänger glauben, so wurden dem Papste selbst die größten Geldanerbietungen gemacht: die Bezahlung aller seiner Schulden in Rom und 10 000 Mark, überdies ihm zugesagt, daß ihn die durch Geld gewonnenen Römer in ihre Stadt zurückführen würden; selbst der Friede mit dem Kaiser und den Sachsen soll ihm in Aussicht gestellt sein. Daß der König, wie behauptet wird, auch die Frangipani, Pierleoni, Latroni und andere römische Große benutzte, um eine starke Pression auf den Papst zu üben, ist in hohem Maße wahrscheinlich.

Aber, von wie vielen Seiten man auch auf den Papst einstürmen mochte, es war doch nicht mehr möglich, von ihm Maßregeln zu gewinnen, wie sie Heinrich verlangte; vielmehr schickte er im Juni an den König Gesandte ab, welche an diesen sehr bestimmt die Forderung zu stellen hatten, sich mit dem Erzbischof endlich auszusöhnen. Heinrich, dem schon das Interdict über seine Länder drohte, zeigte sich scheinbar entgegenkommend, aber er wußte doch immer neue Schwierigkeiten einer Verständigung zu bereiten. Auch eine persönliche Begegnung, welche er mit dem Erzbischof im November 1169 auf dem Montmartre bei Paris hatte, blieb ohne Erfolg. Die päpstlichen Gesandten kehrten unverrichteter Sache nach Benevent zurück, und im Januar 1170 erhielten Rotrud von Rouen und Bischof Bernhard von Nevers strenge Weisungen, den König zu nöthigen mit dem Erzbischof Frieden zu machen und ihn an die Beseitigung der Artikel von Clarendon zu mahnen; weigere er sich innerhalb 40 Tagen die dem Erzbischof entzogenen Besitzungen herauszugeben, so sollten die Bischöfe das Interdict über England verhängen. Als der König um diese Zeit Frankreich verließ, erhielten die Bischöfe den Befehl, ihm über den Kanal zu folgen, ihre Aufträge zu vollführen und den König, wenn er sich nicht füge, mit dem Banne zu bedrohen.

Die englischen Kirchenverhältnisse kamen dadurch in noch größere Verwirrung, daß der König damals beabsichtigte seinen ältesten Sohn Heinrich von dem Erzbischof von York krönen zu lassen. Das Krönungsrecht hatte bisher dem Erzbischof von Canterbury zugestanden, und am

wenigsten war Thomas der Mann, ein so wichtiges Privilegium seiner Kirche aufzugeben. In der That brachte er es dahin, daß der Papst den englischen Bischöfen jede Betheiligung an der Krönung, so lange Thomas im Exil lebe, untersagte; Thomas selbst erhielt die Weisung, die Krönung nur dann vorzunehmen, wenn der König vorher die Artikel von Clarendon außer Kraft gesetzt hätte. Eine Lösung dieser Wirren schien fast unmöglich, und sie bedrohten zugleich immer von Neuem den kaum abgeschlossenen Frieden zwischen den Königen von England und Frankreich.

Am unerfreulichsten waren für Alexander die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands. Das Schisma dauerte hier seit zehn Jahren und hatte in letzter Zeit sogar an Stärke gewonnen. Der Halt, welchen die streng kirchliche Partei so lange in Salzburg gehabt, war gebrochen. Die Befestigung des Schismas in Deutschland wirkte zugleich auch auf Rom und das mittlere Italien zurück. Die Hoffnungen, welche man an den Tod Paschalis' III. geknüpft hatte, zeigten sich als trügerisch. Rom erkannte Calixt III. als den rechtmäßigen Papst an, ebenso Tuscien und manche Städte in der Mark von Ancona. Alexander mußte fern von Rom residiren, und überdies waren seine Verbindungen mit den Lombarden, seinen wichtigsten Bundesgenossen, sehr erschwert. Es ist begreiflich, daß da auch ihm die Erwägung nicht fern lag, ob es nicht gerathen sei, mit Friedrich Frieden zu schließen, um endlich das Schisma zu beseitigen. An einen anderen Frieden wird er freilich nie gedacht haben, als der ihn völlig in seiner Stellung sicherte.

7.

Vergebliche Mühen um Beilegung des Kirchenstreites.

Gesandtschaft Bischof Eberhards von Bamberg.

Als die Aebte von Citeaux und Clairvaux im Frühling 1169 mit Friedensanträgen des Kaisers vor dem Papste zu Benevent erschienen, waren sie, wie wir wissen*), freundlich empfangen worden. Welche

*) Vergl. S. 635.

Anerbietungen sie zu machen hatten, ist nicht bekannt. Unter den Thomisten in Frankreich erzählte man sich allerdings, der Kaiser verlange, daß Alexander seinen zum König zu wählenden Sohn Heinrich als Kaiser anerkenne und die Krönung desselben durch katholische Bischöfe anordne, wogegen sich Heinrich zum Gehorsam gegen Alexander ausdrücklich verpflichten solle, während der Kaiser selbst keine Verpflichtung, persönlich einen der beiden lebenden Päpste anzuerkennen, eingehen werde; überdies beanspruche der Kaiser, daß die von schismatischen Bischöfen geweihten Geistlichen in ihren Würden und Pfründen belassen würden. Gerade der letzte Punkt, meinte man, werde besondere Schwierigkeiten bereiten, doch würden wohl gegenseitig Zugeständnisse gemacht werden, und deshalb könne man sich getrost Friedenshoffnungen hingeben. Aber Alles, was man sich so von den kaiserlichen Anträgen erzählte, beruhte auf unsicheren Gerüchten, und mindestens so viel ist klar, daß sie unmöglich in dieser Weise formulirt sein konnten. Wie sie aber auch lauten mochten, außer Zweifel steht, daß Alexander die Eröffnungen der Aebte mit Befriedigung aufnahm und auf Unterhandlungen mit ihnen einging.

In einem Schreiben vom 19. Juli 1169 an das Generalkapitel der Cistercienser belobt der Papst den Eifer der beiden Aebte für die Herstellung des kirchlichen Friedens und spricht die Hoffnung aus, daß die Verhandlungen zum erwünschten Ziele führen würden. Er entschuldigt, daß er den Abt von Clairvaux wegen der Nothwendigkeit den Frieden zu fördern abgehalten habe sich zum Generalkapitel des Ordens zu begeben, und kündigt zugleich an, daß er aus demselben Grunde vielleicht auch den heimkehrenden Abt von Citeaux noch einmal zu sich bescheiden werde. Ob dies geschehen, ist fraglich, aber außer Frage, daß die Friedensverhandlungen nicht abgebrochen wurden. Denn im Anfange des Jahres 1170 wurde Bischof Eberhard von Bamberg aufs Neue vom Kaiser als Friedensgesandter an den Hof Alexanders geschickt, und dies wird nicht ohne die Aussicht auf einen Erfolg geschehen sein. Auch daß Eberhard diesmal unbehindert von den Lombarden seinen Weg über die Alpen nahm, läßt sich wohl nur aus dem Wunsche des Papstes erklären, die Verhandlungen fortzuführen.

Als die Reise Eberhards bekannt wurde, war der Glaube an die Herstellung des Kirchenfriedens allgemein. Wie man an den meisten Orten ihn wünschte, sah man ihm auch meist mit frohen Hoffnungen

entgegen. Französische und englische Geistliche und Laien, welche bis dahin wegen der unsicheren Zustände Italiens den Weg nach Benevent gescheut hatten, machten sich sorglos auf den Weg. König Ludwig selbst nahm an dem Gange der Verhandlungen lebhaften Antheil — er schickte den Bischof von Meaux im Einverständniß mit dem Kaiser deshalb an den päpstlichen Hof — und sprach zuversichtlich seine Friedenshoffnungen aus. Sehr unerwünscht wäre dagegen die Beilegung des Schismas ohne Zweifel den Lombarden gewesen. Gerade das hatte ihrem Aufstande Ansehen und eine gewisse Weihe gegeben, daß er sich gegen den schismatischen und gebannten Kaiser richtete: es war für sie zu befürchten, daß ihre Sache, wenn Friedrich seinen Frieden mit der Kirche schlösse, in ganz anderem Lichte erscheinen und dem Untergange zugeführt werden könnte. Diese Besorgnisse der Lombarden waren dem Papste nicht unbekannt, und er mußte sie um so mehr beachten, als der Bund mit diesen, seinen zuverlässigsten Freunden, eine immer festere Gestalt zu gewinnen anfing. Noch vor Kurzem waren die Consuln der neuen Bundesstadt Alessandria vor ihm erschienen und hatten ihm und dem heiligen Petrus ihre Stadt förmlich zum Eigenthum übergeben und zu einem Tribut verpflichtet; sie leisteten ihm den Eid der Treue, der dann alljährlich von den Consuln und dem Volke von Alessandria, wie sie versprachen, erneut werden sollte.

Sobald Alexander erfuhr, daß die Ankunft des Bamberger Bischofs bevorstehe, begann ihn die Sorge zu beschleichen, daß der Kaiser nichts anderes bezwecke, als ihn von den Lombarden zu trennen, zumal der Bischof, wie er überzeugt war, keinen Auftrag zu Friedensunterhandlungen mit den Lombarden hatte. Um jedes Mißtrauen in der Lombardei zu ersticken, entschloß er sich deshalb nach dem Rathe der Cardinäle die Rectoren des Bundes an seinen Hof zu bescheiden, um mit ihnen über die Botschaft Eberhards zu berathen. Als sie in Benevent erschienen fanden sie dort die ehrenvollste Aufnahme. Obwohl es nicht ausdrücklich bezeugt wird, ist es doch höchst wahrscheinlich, daß der Papst ihnen vorweg die Zusicherung gab, keinen Frieden mit dem Kaiser einzugehen, bei dem nicht auch ihre Interessen gesichert seien.

Da Eberhard das Gebiet des Königs von Sicilien nicht betreten sollte — denn mit ihm befand sich der Kaiser noch immer im Kriegszustande —, ließ sich Alexander bestimmen Benevent zu verlassen, um

in Veroli, einem Orte hart an der Grenze der römischen Campagna, mit dem Gesandten des Kaisers zusammenzukommen. In der letzten Woche des Februars reiste er, begleitet von den Cardinälen und den lombardischen Abgeordneten, von Benevent ab, verweilte während der ersten Hälfte des März meist in S. Germano und traf am 18. März in Veroli ein. Schon am folgenden Tage begannen dann die Verhandlungen mit Bischof Eberhard, denen jedoch schnell ein Ende bereitet werden sollte.

Den Hergang erzählt Cardinal Boso, der wohlunterrichtete Biograph Alexanders, in folgender Weise: Der Papst empfing, von seinen Cardinälen und den Lombarden umgeben, den Bischof, der ihm zu Füßen fiel und ihm dann erklärte, daß er strengen Befehl vom Kaiser habe, dem Papste allein seine Aufträge mitzutheilen. Wiederholt versicherte ihm der Papst, daß dies unnöthig sei, indem er doch nur mit Wissen und Zustimmung der Cardinäle und der Lombarden ihm eine Antwort ertheilen werde; schließlich erbot er sich jedoch die Aufträge allein zu vernehmen, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sie alsdann nach seinem Belieben jedwedem mittheilen dürfe. So gab ihm der Bischof seine Aufträge kund; er erklärte, daß der Kaiser bereit sei, gegen die Person des Papstes fortan alle Feindseligkeiten einzustellen, auch alle von demselben vorgenommenen Ordinationen als gültig anzuerkennen und Befehl zu erlassen, daß sie auch von Anderen anerkannt würden. Ueber die Anerkennung Alexanders und die ihm vom Kaiser zu leistende Obedienz ließ sich jedoch der Bischof in so unklarer Weise aus, daß der Papst auf das Schärfste in ihn drang eine unzweideutige Erklärung zu geben. Eberhard gab darauf zur Antwort, daß ihm streng befohlen sei seine Aufträge weder zu interpretiren, noch an ihnen etwas zu ändern. Darauf kehrte der Papst in den Saal zurück, wo die Cardinäle und Lombarden noch versammelt waren, eröffnete ihnen die Anerbietungen des Kaisers und ertheilte dann nach längerer Berathung dem Bischof die Antwort: Die Anerbietungen des Kaisers seien widerspruchsvoll, da er zwar seine, des Papstes, Ordinationen als gültig, aber ihn persönlich nicht als rechtmäßigen Papst anerkennen wolle; es sei das nicht anders, als Gott verehren und dann doch wieder leugnen. Schon habe die ganze Kirche mit den anderen Königen und Fürsten ihn anerkannt und leiste ihm Gehorsam; wenn der Kaiser zu den Schafen gerechnet werden wolle, welche Gott dem heiligen Petrus zu weiden befohlen, weshalb weigere er sich seinen

Nacken dem Apostelfürsten zu beugen und sich der katholischen Einheit anzuschließen? Er, der Papst, sei bereit, ihn vor allen Fürsten der Welt zu ehren und zu lieben, wie auch sein Recht ihm vollständig zu wahren, wofern er nur seine Mutter, die römische Kirche, die ihn zur kaiserlichen Macht erhoben, mit kindlicher Liebe pflegen und ihr ihre Freiheit erhalten wolle. So entließ der Papst den Bischof, welcher dann unter dem Geleit der Lombarden den Heimweg antrat.

Boso geht von der Ansicht aus, daß die Friedensanerbietungen des Kaisers von Anfang an nur ein betrügliches Spiel gewesen seien, um die öffentliche Meinung zu bestechen und Mißtrauen zwischen dem Papst und den Lombarden zu erregen; sein ganzer Bericht ist voll Gehässigkeit gegen den Kaiser und man kann ihm schon deshalb nicht unbedingten Glauben schenken. Derselbe steht auch nicht mit Angaben des Papstes selbst im Einklange, die er in einem wenige Tage später (24. März) erlassenen Schreiben an die Consuln der Städte der Lombardei, der Mark Verona und der Romagna machte. Hier hebt der Papst hervor, wie er in der Ueberzeugung, daß seine Sache und die der Städte untrennbar verbunden seien, bei den Propositionen des Bischofs und bei allen Berathungen über dieselben außer den Cardinälen auch die Abgeordneten der Städte habe zugegen sein lassen, obwohl dies gegen das Herkommen der Kirche sei, und wie er, nachdem er mit ihnen die Botschaft entgegengenommen, auch unter ihrem Beirath die Antwort festgestellt habe. Von den Propositionen führt er nur die eine an, daß der Kaiser ihn in Bezug auf seine Person, seine Ehre und Würde nicht anfechten werde, zugleich aber habe er andere Forderungen gestellt, in welche er nicht habe willigen dürfen und auch in keiner Weise gewilligt habe; über diese Forderungen könnten den Städten die anwesenden Consuln mündlich nähere Mittheilungen machen.

Da der Papst hier nichts davon erwähnt, daß er zuerst im Geheimen die Aufträge Eberhards vernommen habe, ist wohl die ganze hierauf bezügliche Erzählung Bosos als Erfindung angesehen worden. Aber möglich ist doch, daß es dem Papste in seinem summarischen Berichte, wo er besonders sein gemeinsames Verfahren mit den Abgeordneten der Städte betonen wollte, nicht auf die den eigentlichen Verhandlungen vorausgehenden privaten Eröffnungen des Bischofs ankam, zumal er sich ausdrücklich die Veröffentlichung derselben vorbehalten hatte. Auch wird man aus dem Schreiben des Papstes nicht folgern

können, wie es geschehen ist, daß der Kaiser ausdrücklich in die Anerkennung Alexanders gewilligt habe, was ohnehin unwahrscheinlich ist, sondern der Papst will wohl nur sagen, daß er ihm in Bezug auf seine Person und seine Amtsthätigkeit keine Schwierigkeit zu bereiten versprochen habe, und Aehnliches meldet auch Boso. Wie wenig auch die Einzelheiten in der Erzählung des Cardinals zuverlässig sein mögen, richtig wird doch sein, daß die Verhandlungen daran scheiterten, daß der Kaiser, durch den zu Würzburg geschworenen Eid gebunden, verlangte persönlich von der Verpflichtung enthoben zu werden, Alexander als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen, und ohne eine darauf zielende Verpflichtung der Papst weitere Verhandlungen für unmöglich erklärte. Nirgends wird angedeutet, daß auch der Friede der Lombarden mit dem Kaiser zu Veroli zur Erwägung gekommen sei, aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß ein Hauptmotiv für den Abbruch der Verhandlungen auch darin lag, daß die Lombarden einer Verständigung des Kaisers mit dem Papste widerstrebten und dieser es mehr in seinem Interesse fand, sich mit ihnen auf das Festeste zu verbinden, als sie sich zu entfremden.

Man kann zugeben, daß Friedrich unter dem Drucke der Würzburger Beschlüsse zu unsicheren und haltlosen Auskunftsmitteln griff, um den kirchlichen Frieden herzustellen, aber es liegt kein Grund vor, den Ernst seiner Friedensbestrebungen zu bezweifeln. Es ist begreiflich, wenn Alexander dagegen auf einen Frieden nicht eingehen wollte, ehe ihm nicht auch die persönliche Anerkennung Friedrichs zugesichert war, unleugbar bleibt jedoch, daß er es war, der nach längeren Verhandlungen, welche die Welt mit großen Hoffnungen erfüllten, unerwartet die ihm zum Frieden dargebotene Hand zurückwies und sich auf das Engste mit denen zusammenschloß, in welchen der Kaiser lediglich Rebellen sah.

Merkwürdig genug ist, wie Alexander in dem bereits erwähnten Schreiben an die Consuln der Städte nicht nur die Sache der Kirche mit der des Lombardenbundes identificirt, sondern auch zugleich eine geradezu leitende Gewalt im Bunde ausübt. Er erklärt den Consuln, daß er dem Patriarchen von Aquileja, dem Erzbischof von Mailand und allen anderen Bischöfen in ihren Städten Befehl ertheilt habe, wenn einzelne Personen oder Städte ohne Einwilligung der gemeinsamen Consuln des Bundes*) Sonderbündnisse stifteten, die Städte, in denen

*) Das heißt der Rectoren.

solches geschehen, mit dem Interdict, die Consuln und die anderen Mitschuldigen an diesen Bündnissen mit dem Banne rücksichtslos zu strafen. Wenn einzelne Personen oder Städte sich von dem Bunde lossagen wollten, hätten der Legat und die Bischöfe im apostolischen Auftrage zu verordnen, daß solche Personen ihre Aemter und Würden verlören, solche Städte ihres bischöflichen Sitzes verlustig gingen. Da die gemeinsam erwählten Rectoren für die Eintracht des Bundes sich förderlich erwiesen hätten, sollte ihre Stellung fest verbleiben, und wenn Städte oder Personen sich ihnen widersetzten und ihren Befehlen den Gehorsam verweigerten, sollten in den Städten, wo solches geschähe, der Gottesdienst untersagt und die Widersetzlichen excommunicirt werden. Wenn die Tuscier dem Bunde nicht beiträten oder nicht in demselben verblieben, sei die Straße durch Tuscien zu sperren und den Parmesanen zu befehlen, daß sie die Straße durch ihr Gebiet und weiter nach Bologna zu führen, die Straße nach Tuscien vollständig zu verbieten hätten. Wenn zwischen den Städten Zwietracht entstände und die Consuln derselben sich nicht der Anordnung der gemeinsamen Consuln unterwerfen wollten, sollte in solchen ungehorsamen Städten der Gottesdienst ruhen und die Consuln derselben und die Hauptanstifter der Zwietracht mit dem Banne bestraft werden. Endlich verordnete der Papst noch, daß keine Kaufleute aus Tuscien fortan in den lombardischen Städten verweilen, dort Handel treiben und Aufnahme finden sollten und der Durchzug von lombardischen oder deutschen Kaufleuten nach Tuscien nicht mehr zu gestatten sei.

Der Kampf, der in Italien niemals ganz geruht hatte, entbrannte nun noch heftiger; der Verkehr war behindert, die Straßen unsicher. Dies erfuhren alsbald der Bischof Gerald von Cahors und andere englische und französische Kleriker, die im Vertrauen auf den Frieden nach Italien gegangen und sich an den Hof Alexanders begeben hatten. Als sie von dort zurückkehrten, wurden sie von Konrad von Lützelhard*), welchen der Kaiser zu seinem Legaten in der Mark Ancona bestellt hatte, aufgefangen und in Haft gebracht, in welcher sie dann längere Zeit schmachteten.

*) Konrad war von ritterlichem Stande; seine Burg Lützelhard, jetzt Ruine, lag im Badenschen unweit von Lahr. Er führte damals den schwer zu erklärenden Beinamen Latinerius; später nannten ihn die Italiener wegen seines närrischen Wesens Musca in cerebro, „Mücke im Hirn".

Der Papst behielt seine Residenz zu Veroli bis in den Herbst. Er blieb hier in ununterbrochenem Verkehr mit den Lombarden und dem griechischen Kaiser. Nach Ostern schickte Kaiser Manuel eine Verwandte mit griechischen Bischöfen und einem großen Gefolge von Hofleuten und Rittern dem Papste zu, um sie dem Oddo Frangipane zu vermählen. Die Hochzeit fand in Veroli statt, und Oddo kehrte dann mit seiner Neuvermählten nach Rom zurück, um hier im Interesse Alexanders zu wirken. Zu derselben Zeit war auch ein Gesandter König Heinrichs von England am Hofe zu Veroli. Er sollte einen Aufschub der seinem Herrn angedrohten Strafmaßregeln zu erwirken suchen, und er bemühte sich die Fürsprache der Griechen und Lombarden beim Papste für sein Anliegen zu gewinnen. Aber er erreichte damit Nichts, vielmehr drang der Papst darauf, daß die Bischöfe von Rouen und Nevers ihre Aufträge an den König nun zur Ausführung brächten*).

Kaiser Friedrich, der das Weihnachtsfest zu Speier gefeiert und sich dann nach Frankfurt begeben hatte, hielt hier im Anfange des Jahres 1170 einen großen Hoftag. Vor dem Kaiser waren erschienen Erzbischof Christian von Mainz, die Bischöfe von Münster und Schwerin, Herzog Heinrich der Löwe, der Landgraf Ludwig von Thüringen, der rheinische Pfalzgraf Konrad, Graf Heinrich von Diez, Markward von Grumbach und viele Andere. Auch Italiener hatten sich eingestellt, unter ihnen der schismatische Cardinal Umfred, der Bischof Sugovin von Viterbo, ein vornehmer Römer Octavian de Monumento**) und Garzepan, ein angesehener Veroneser. Wichtige Geschäfte werden den Hoftag beschäftigt haben, doch ist keine Kunde von denselben auf uns gekommen. Wir wissen nur, daß der Kaiser damals dem Bischof Berno von Schwerin, der sich um die Verbreitung des Christenthums unter den Wenden große Verdienste erworben hatte, ein Privilegium ausstellte, in welchem die Grenzen seines Sprengels bestimmt und die wendischen Fürsten innerhalb desselben in ihren Ehrenrechten den deutschen Fürsten gleichgestellt wurden, wobei ihre Verpflichtungen

*) Vergl. S. 644.

**) Ein Leo de Monumento wird 1177 beim venetianischen Frieden als princeps Romanorum bezeichnet, 1187 wird er als römischer Consul genannt.

gegen Herzog Heinrich unverändert bestehen blieben, und daß der Cardinal Umfred, der aus einer reichbegüterten Familie in dem römischen Tuscien stammte und schon unter den Gegenpäpsten Victor IV. und Paschalis III. eine hohe Stellung im Collegium der Cardinäle bekleidet hatte, für sich und seinen Bruder und ihre Besitzungen einen Schutzbrief empfing. Es unterliegt hiernach keinem Zweifel, daß der Kaiser ungeachtet der begonnenen Friedensverhandlungen mit Alexander seine Verbindungen mit dem Gegenpapste und den Römern unterhielt.

Am 26. Januar war der Kaiser in Würzburg und begab sich dann nach Baiern. Unverweilt zog er in das Salzburgische, um seine Herrschaft hier vollends zu sichern. Am 16. Februar erschien er mit einem starken ritterlichen Gefolge, in welchem auch Otto von Wittelsbach war, in Salzburg selbst. Am 22. desselben Monats stellte er dort dem Kloster S. Zeno bei Reichenhall ein Privilegium aus. Im Anfange des März kam er dann nach Friesach, wo er längere Zeit verweilte und einen Hoftag hielt, zu dem sich der Herzog Hermann von Kärnthen, der Markgraf Berthold von Vohburg, der Markgraf Engelbert von Kraiburg und sein Bruder Graf Rapoto von Ortenburg, Graf Berthold von Andechs und der erwählte Bischof Heinrich von Brixen eingestellt hatten*); auch der Bischof Heinrich von Gurk war zugegen, der damit umging, die Zeitverhältnisse zu benutzen, um sein Bisthum aus der Abhängigkeit von Salzburg zu lösen und ihm die Reichsunmittelbarkeit zu gewinnen; einen Schutzbrief für sich und sein Kapitel erwirkte er damals vom Kaiser. Von Friesach begab sich der Kaiser, von den meisten der genannten Fürsten begleitet, nach Leibnitz, einer der entlegensten Besitzungen der Salzburger Kirche. Hier hatte er mit mehreren Prälaten des Erzstiftes eine Zusammenkunft, bei der es sich ohne Frage um die Wahl eines neuen Erzbischofs gehandelt haben wird. Aber eine solche stieß auf Schwierigkeiten. Wir wissen, wie Adalbert der geistlichen Verwaltung des Erzbisthums nicht förmlich entsagt hatte, und noch immer griff er, so weit er es vermochte, in dieselbe ein. Auch hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, mit Hülfe seiner mächtigen Verwandten wieder die weltliche Verwaltung an sich zu bringen, und scheute sich selbst nicht vom Exil aus über Kirchengüter zu verfügen.

*) Bemerkenswerth ist, daß auch Udalrich von Böhmen, der Vetter des Böhmenkönigs, anwesend war.

Die Salzburger Prälaten sträubten sich vor seiner vollständigen Resignation eine Neuwahl vorzunehmen, und der Kaiser scheint unter den obwaltenden Verhältnissen Bedenken getragen zu haben, ernstere Maßregeln gegen die Widerstrebenden zu ergreifen; gegen ein gewaltthätiges Auftreten Adalberts im Salzburgischen wurden jedoch geeignete Vorkehrungen getroffen.

Der Kaiser, welcher das Pfingstfest (24. Mai) zu Regensburg gefeiert hatte*), hielt vierzehn Tage nach dem Feste einen Hoftag zu Fulda, um den Bericht des inzwischen aus Italien heimgekehrten Bischofs Eberhard zu empfangen. Der Bericht zeigte, daß Alexander die Anerbietungen des Kaisers schlechthin abgewiesen hatte. Von Neuem erklärte nun Friedrich, daß er Alexander niemals als rechtmäßigen Papst anerkennen werde. Den Kampf mit dem ihm feindlichen Pontifex mußte er abermals aufnehmen. In diese Nothwendigkeit versetzt, hatte er vor Allem die innere Ruhe in Deutschland aufrecht zu halten, und diese war noch immer in Sachsen und Thüringen am wenigsten gesichert.

Der alte Groll zwischen Heinrich dem Löwen und Erzbischof Wichmann erwachte bei jeder Gelegenheit wieder. Der Herzog war zur Schmach seines alten Widersachers im Beginne der Fastenzeit dieses Jahres in das Magdeburgische eingefallen und hatte dort mit Feuer und Schwert gewüthet. Es war zu befürchten, daß Sachsen und Thüringen von Neuem der Schauplatz eines furchtbaren inneren Krieges werden würden. Denn noch standen die alten Freunde Wichmanns ihm zur Seite; nur Bischof Hermann von Hildesheim fehlte, der auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem am 10. Juli 1169 gestorben war**). Albrecht der Bär und seine Söhne mußten das Einschreiten des Herzogs in Bremen als die bitterste Kränkung empfinden. Es war sehr wohlgethan von dem Kaiser, wenn er sein ganzes Ansehen brauchte, um den drohenden Brand schon im Ausbruch zu ersticken. Zu diesem Zwecke berief er auf Johannis (24. Juni) einen Reichstag nach Erfurt. Nicht allein Heinrich der Löwe und Erzbischof Wichmann erschienen zu demselben, sondern auch die meisten Großen

*) Am Palmsonntag (29. März) war der Kaiser in Gersten bei Steyer gewesen; wo er Ostern gehalten hatte, ist nicht nachzuweisen.

**) Das Bisthum Hildesheim war darauf an den bisherigen Propst Adelog von Goslar gekommen.

Sachsens und Thüringens, unter ihnen Albrecht der Bär mit mehreren seiner Söhne, Markgraf Otto von Meißen mit seinen Brüdern und Landgraf Ludwig von Thüringen*). Es gelang dem Kaiser, zwischen Heinrich und den ihm feindlich gesinnten Fürsten eine Pacification zu erreichen, und die Ruhe Sachsens schien so auf längere Zeit verbürgt.

Am 25. Juli war der Kaiser zu Gelnhausen in Hessen, wo er um diese Zeit auf einem Boden, den er zum großen Theil erst von der Mainzer Kirche gekauft hatte, eine große Kaiserpfalz errichten ließ. Bei der Burg legte er einen Markt an und gewährte den dort sich niederlassenden Kaufleuten Zollfreiheit an allen kaiserlichen Orten und das Recht, ihre Häuser an ihre legitimen Nachkommen zu vererben; verkauft sollten sie nur an Ortsangehörige werden, die dann den Grundzins für dieselben dem Reiche zu entrichten hätten. Die Gerichtsbarkeit in dem Orte blieb dem Kaiser und dessen Schultheißen vorbehalten. Wie früher Kaiserslautern, stattete Friedrich die neue Pfalz zu Gelnhausen mit allem in jener Zeit bekannten Glanz aus; noch jetzt sieht man stattliche Reste.

Nachwirkungen der gescheiterten Friedensverhandlungen.

Aller Orten machte sich fühlbar, daß die Hoffnungen auf Beseitigung des Schismas vereitelt waren, selbst im fernen Orient, wo die Angelegenheiten der lateinischen Christen inzwischen die übelste Wendung genommen hatten.

König Amalrich hatte sich, ohne die ihm verheißene Hülfe des Kaisers Manuel abzuwarten**), im Oktober 1168 in einen neuen Krieg gegen Egypten gestürzt. Die bestehenden Verträge offen verletzend, warf er sich in einen bedenklichen Kampf, nur, wie es scheint, durch die Aussicht auf eine reiche Beute gelockt. Der Großmeister der Johanniter, der in großer Geldbedrängniß war, soll ihn zu dem unbedachten Unternehmen gestachelt haben, vielleicht trieb ihn auch der Wunsch, den besten Theil des Gewinnes den Griechen vorweg zu

*) Auch des Kaisers Bruder, Pfalzgraf Konrad, war zugegen, wie Erzbischof Philipp von Köln und der alte Bischof Eberhard von Bamberg, der bald darauf (17. Juli) verstarb. Eberhards Nachfolger war Hermann aus dem Geschlechte der Edlen von Aurach.

**) Vergl. S. 627.

nehmen. In Jerusalem selbst mißbilligten Viele den Entschluß des Königs, und die Templer versagten ihm allen Beistand.

Ohne Schwierigkeiten zu begegnen drang Amalrich unter furchtbaren Verwüstungen bis nach Belbeis vor, und es gelang ihm, diese Stadt nach drei Tagen zu erstürmen. Sie wurde geplündert und zum großen Theil zerstört, die Einwohner theils als Sklaven verkauft, theils niedergemetzelt. Als ein besonderes Glück sah man es an, daß ein Sohn und ein Neffe des Sultans Schaver in die Hände der Christen fielen, denn man hoffte für diese Gefangenen ein hohes Lösegeld zu gewinnen. Langsam rückte Amalrich dann mit seinem Heere gegen Kairo vor; er stand bereits in Verhandlungen mit Schaver, der ihm eine ungeheure Summe, angeblich zwei Millionen Goldstücke, anbieten ließ, wenn er ihm den Sohn und Neffen zurückgebe, Kairo verschone und Egypten räume. Aber inzwischen hatte Schaver Nureddin aufgefordert dem bedrängten Lande zu Hülfe zu eilen, und ungesäumt hatte dieser ein starkes Heer unter Schirkuh durch die Wüste entsendet. Durch trügerische Verhandlungen hielt Schaver den König von einem Angriffe auf Kairo ab, und als er ihm endlich eine Abschlagzahlung von 100 000 Goldstücken auf die in Aussicht gestellte Summe gab, vermochte er ihn sogar zum Abzuge von Kairo. In der Gegend von Heliopolis bezog Amalrich ein Lager, aber schon nach wenigen Tagen erhielt er hier die Schreckensnachricht, daß Schirkuh mit einer gewaltigen Heeresmacht anrücke. Er eilte sogleich nach Belbeis, ließ hier einen Theil seines Heeres zurück und rückte mit seiner Hauptmacht der Wüste zu, um Schirkuh zu begegnen. Aber bald erfuhr er, daß dieser, von seinem Neffen Saladin begleitet, bereits durch die Wüste gezogen sei und Egypten erreicht habe. Eilends wandte er sich nun nach Belbeis zurück, nahm hier den zurückgelassenen Theil seines Heeres an sich und trat am 2. Januar 1169 den Rückzug nach Jerusalem an.

Das traurige Unternehmen hatte den schmählichsten Ausgang genommen, und die Folgen desselben brachten das Königreich Jerusalem in unsägliche Bedrängniß. Denn Schirkuh war nicht nach Egypten gekommen, um die Macht des fatimidischen Chalifen und Schavers vor den Christen zu schützen, sondern um hier Nureddins und seine eigene Gewalt zu begründen. Als am 4. Januar Schirkuh bei Kairo eintraf, bereitete ihm Schaver einen glänzenden Empfang; trotzdem war wenige Tage später sein Verderben entschieden. Hinterlistig brachte Schirkuh

den Vesir des Chalifen in seine Gewalt, und der ohnmächtige Chalif gab dann den Befehl zur Hinrichtung seines Dieners. Sofort wurde dann Schirkuh das Vesirat übertragen (17. Januar 1169). Alle Macht in dem Lande kam an den glücklichen Feldherrn Nureddins, wenn auch dem Fatimiden noch die leeren Titel und Ehren des Herrschers blieben. Nicht lange hatte sich Schirkuh seines Glückes zu erfreuen; schon nach wenigen Monaten starb er. Seine Stellung ging auf seinen Neffen Saladin über, einen jungen Mann, der seinem Oheim in jedem Betracht weit überlegen war.

Die Lage des neuen Vesirs war überaus schwierig. Die Emire Egyptens waren eifersüchtig auf das Glück des jungen Kurdenhäuptlings; des Chalifen war er nur sicher, so lange derselbe ganz in seiner Gewalt war, und zugleich mußte er sich scheuen den Stolz Nureddins zu verletzen, der in ihm nichts anderes als seinen Statthalter sah. Obwohl an größeren Unternehmungen außerhalb des Landes so verhindert, zeigte sich Saladin doch sofort als ein entschiedener Vorkämpfer des Islams, als ein energischer Gegner der Christen. Der Einfluß, den sie seit geraumer Zeit auf die schwache Herrschaft der Fatimiden geübt hatten, hörte auf. Von allen Seiten waren die Herrschaften der Lateiner jetzt den Angriffen kriegslustiger Nachbarn ausgesetzt, und auch das Meer war ihnen nicht mehr frei, da Saladin alsbald für die Herstellung einer tüchtigen Flotte sorgte.

In Jerusalem war man sich der großen Gefahr, in welcher man stand, vollständig bewußt. König Amalrich und die Großen seines Reichs beschlossen deshalb eine Gesandtschaft hervorragender Geistlicher nach dem Abendlande zu senden, um die Hülfe desselben auf das Dringlichste zu fordern. Der Patriarch von Jerusalem, der Erzbischof von Cäsarea und der Bischof von Accon wurden für die Gesandtschaft bestimmt; sie erhielten Briefe vom Könige und allen Bischöfen des gelobten Landes an Papst Alexander, Kaiser Friedrich, an die Könige von Frankreich, England und Sicilien, an die Grafen Philipp von Flandern, Heinrich von Troyes und seinen Bruder Theobald von Blois, wie an andere Fürsten, und traten sofort die Reise an. Aber schon in der Nacht nach ihrer Abfahrt überfiel ihr Schiff ein Sturm und machte es unfähig die Reise fortzusetzen. Sie kehrten zurück, und an ihrer Stelle begaben sich der Erzbischof Friedrich von Tyrus und der Bischof

Johannes von Paneas auf den Weg. Beide gelangten glücklich nach Italien und erschienen am Hof Papst Alexanders zu Benevent.

Am 29. Juli 1169 erließ der Papst einen neuen Aufruf an die Gläubigen, den bedrängten Christen im gelobten Lande zur Hülfe zu kommen; zugleich beauftragte er den Erzbischof Heinrich von Reims die Gesandten Jerusalems an König Ludwig zu empfehlen und auf Versammlungen der französischen Großen auf die Ausführung eines neuen Kreuzzugs hinzuwirken. Im September kamen die Gesandten nach Paris, wo sie der König inmitten seiner Großen empfing. In beweglicher Rede schilderten sie das Elend Jerusalems und rührten dadurch den König und die französischen Herren zu Thränen. Dennoch wollte Niemand das Kreuz nehmen. Der König erklärte, so sehr es immer sein Wunsch sei, abermals in den Kampf für das heilige Grab zu ziehen, könne er doch sein Land nicht verlassen; denn er habe die Tücke König Heinrichs zu fürchten, der ihm, sobald er in die Ferne ginge, Land und Leute nehmen würde. Er rieth deshalb den Gesandten sich zum König von England zu begeben und ihn zu vermögen, daß er mit seinem Volke sich Frankreich zur Ausführung der Kreuzfahrt fest verbünde.

Die Gesandten befolgten den Rath und begaben sich an den Hof des englischen Königs. Ihr Gesuch fand auch hier scheinbar gute Aufnahme. Heinrich beklagte, indem er sich kaum der Thränen erwehrte, die traurige Lage König Amalrichs, seines Oheims, und aller Christen im Oriente. Aber als die Gesandten in Heinrich drangen sich mit König Ludwig zu gemeinsamer Kreuzfahrt zu verbinden, fanden sie kein Gehör. Unaufhörlich wurde die Antwort verzögert, bis sie endlich, an einem Erfolge verzweifelnd, den Hof Heinrichs verließen und zu König Ludwig zurückkehrten. Es schien so gut wie vergessen, daß die beiden Könige sich vor nicht langer Zeit bereits über eine gemeinsame Fahrt nach dem gelobten Lande verständigt hatten, welche in zwei Jahren angetreten werden sollte*). Dennoch gab König Ludwig die Sache nicht auf. Unter der Vermittelung des Erzbischofs von Tyrus — der Bischof von Paneas war inzwischen zu Paris gestorben — machte er einen neuen Versuch Heinrich für den Kreuzzug zu gewinnen, und durch Zugeständnisse, die sich auf die Sache des Thomas Becket bezogen zu haben scheinen, bewog er Heinrich zu dem Versprechen, daß er zu Ostern

*) Vergl. S. 629.

über ein Jahr (1171) zur Kreuzfahrt gerüstet sein werde. König Ludwig schenkte diesem Versprechen Anfangs Glauben, bald aber beschlich ihn neues Mißtrauen.

Um seinen Eifer für den Kreuzzug glaublich zu machen, that König Heinrich damals entgegenkommende Schritte gegen Thomas, wobei er sich des Beistandes des Erzbischofs von Tyrus bediente. Er erklärte vor einer großen Versammlung von geistlichen und weltlichen Herren, indem er Gott und die ganze Christenheit zu Zeugen anrief, seinen Oheim, den König von Jerusalem, und alle Anwesenden zu Bürgen nahm, daß er seine Beschwerden gegen Thomas fallen lassen wolle; er wünsche die Rückkehr desselben in sein Erzbisthum und werde ihm und seinen Anhängern Alles zurückgeben, was ihnen genommen sei; nichts anderes verlange er von Thomas, als daß er ihm die dem Könige gebührende Ehre erweise, während er andererseits dem Erzbischofe keine ihm schuldige Ehre verweigern werde. Er schickte dann den Abt von Citeaux und andere Herren an Thomas ab, um ihn zu einer Zusammenkunft einzuladen. Aber Alles war nur trügerisches Spiel. Als sich Thomas auf den Weg machte, erhielt er die Weisung zur Umkehr; der König könne ihn jetzt nicht empfangen, da er eiligst nach England zurückkehren müsse (Anfang März 1170). Damit waren nicht nur die Aussichten auf die Beilegung des englischen Kirchenstreites vereitelt, auch die Verhandlungen der Könige über die Kreuzfahrt hatten alle Bedeutung verloren, und bitter enttäuscht mußte der Erzbischof von Tyrus Frankreich verlassen.

Es ist nicht ausdrücklich bezeugt, aber doch sehr wahrscheinlich, daß der Erzbischof dann auch noch seine Aufträge an Kaiser Friedrich ausgerichtet hat. Aber nachdem die Friedensverhandlungen mit Alexander gescheitert waren und das Schisma sich wieder verschärft hatte, konnte der Kaiser am wenigsten an eine Kreuzfahrt denken. Ehe die kirchliche Einheit im Abendlande nicht hergestellt war, hatten die Lateiner im Orient vom Occident keine Hülfe zu erwarten. Die Bitten des Erzbischofs von Tyrus, die Bullen Alexanders blieben ohne Wirkung.

Als der Erzbischof nach zweijährigen erfolglosen Bemühungen im Sommer 1171 nach dem gelobten Lande zurückkehrte, fand er die Zustände dort noch schlimmer, als er sie verlassen hatte; denn inzwischen war nicht nur ein neues Unternehmen gegen Egypten vollständig

gescheitert, sondern noch andere schwere Unglücksfälle hatten Amalrich und sein Reich betroffen.

Kaiser Manuel hatte Nichts gespart, um seine Verpflichtungen gegen Amalrich zu erfüllen. Er hatte eine sehr stattliche Flotte ausgerüstet, welche ein großes griechisches Heer unter der Führung eines seiner Verwandten, des Andronicus Contostephanus, der sich bereits kriegerischen Ruhm erworben hatte, nach Syrien schaffen sollte; für die Verpflegung des Heeres war auf drei Monate reichlich gesorgt worden. Im Anfange des Juli 1169 verließ die Flotte den Hafen von Constantinopel und landete zunächst bei Cypern. Hier erfuhr man, daß Amalrich, noch von dem früheren unglücklichen Feldzuge erschöpft, seine neuen Rüstungen kaum begonnen habe. Die griechische Flotte lief deshalb in den Hafen von Ptolemais, wo sie bis zum Anfang des Oktobers liegen blieb, da Amalrich erst dann kriegsbereit war. Die Griechen hatten indessen ihre Vorräthe erschöpft und Saladin Zeit gewonnen, für den Schutz seines Landes zu sorgen. Zugleich bedrohte Nureddin, der bei Damascus stand, das Gebiet des Königs, so daß er zur Vertheidigung desselben einen Theil seiner Streitkräfte zurücklassen mußte.

Die Heere der Griechen und Lateiner vereinigten sich bei Ascalon und zogen dann an der Seeküste entlang, während die Flotte ihnen zur Seite blieb. Der Marsch richtete sich gegen Damiette, auf welche Stadt man den ersten Angriff richten wollte. Durch Ueberschwemmungen aufgehalten, langte man erst am 25. Oktober vor Damiette an. Statt die Belagerung sogleich zu beginnen, wartete man zuvor noch das Eintreffen der Flotte ab, welche beim Einlaufen in den Nil auf Schwierigkeiten stieß, und ließ dadurch Saladin Zeit, größere Streitkräfte in die Stadt zu werfen. Als man endlich die Belagerung anfing, wurde Alles schlaff und matt betrieben; zwischen den Lateinern und Griechen entstanden Zwietracht und Mißtrauen, und der Unmuth steigerte sich von Tag zu Tag auf beiden Seiten. Da die Griechen bald Mangel litten, nahmen sie die Hülfe der Lateiner in Anspruch, aber diese schonten ihre Vorräthe und bezogen ein abgesondertes Lager. Ein Theil der Flotte, welche endlich in den Nil glücklich gebracht war, wurde von den Egyptern in Brand gesteckt, und nur die Geistesgegenwart König Amalrichs rettete dieselbe vor völliger Vernichtung. Heftige Regengüsse traten ein, gegen welche die Zelte keinen Schutz mehr boten. Die

Griechen wurden des leidigen Unternehmens, wo sich nur Mißgeschick auf Mißgeschick häufte, endlich müde, und auch die Lateiner verlangten nach Hause, als sich die Nachricht verbreitete, daß Nureddin mit noch größerer Heeresmacht ihre Länder anzugreifen entschlossen sei. Auf beiden Seiten war man froh, von Saladin einen Frieden zu erlangen, welcher ihnen den unbehinderten Rückzug ermöglichte. Nach fünfzigtägiger Belagerung zogen die Christen von Damiette ab. Der Feldherr der Griechen kehrte über Jerusalem nach Constantinopel zurück. Der größte Theil seiner Flotte und seines Heeres wurde durch einen Sturm vernichtet, der die Schiffe bald nach der Abfahrt von Egypten überfallen hatte.

Ein trauriges Jahr ging für Amalrich zu Ende, und ihm folgte ein kaum minder schweres. Denn im Sommer 1170 richteten Erdbeben von einer Gewalt ohne Gleichen unsägliches Verderben in den Herrschaften der Lateiner an. Antiochia wurde fast ganz zerstört, in Tripolis fanden fast alle Einwohner unter den Trümmern der Stadt ihr Grab; wunderbarer Weise hatten Jerusalem und die nächste Umgegend nur wenig zu leiden. Die Entmuthigung unter den Lateinern war grenzenlos, und es war als ein Glück zu betrachten, daß unter dem Schrecken der furchtbaren Naturereignisse, welche auch die feindlichen Nachbarn betroffen hatten, die Waffen ruhen blieben. Um so größer war die Bestürzung in Jerusalem, als im December 1170 Saladin die Grenzen des Königreichs überschritt und sich Ascalons bemächtigen zu wollen schien. Der König sammelte schleunigst ein Heer und rückte Saladin bis zu der von ihm belagerten Burg Darum entgegen. Der Vesir wollte es nicht auf einen ernsten Kampf ankommen lassen. Nachdem er Gaza verwüstet, gab er die Belagerung von Darum auf und kehrte in sein Land zurück. Doch nahm er in der nächsten Zeit die Stadt Ailah am rothen Meere, den einzigen Platz, der hier bisher zum Reiche von Jerusalem gehört hatte.

Die Sorge um die Zukunft seines Reiches bedrückte schwer die Seele Amalrichs, und er berief im Anfange des Jahres 1171 seine Großen, um auf Mittel gegen die drohenden Gefahren zu denken. Man wußte keinen anderen Rath, als Hülfe von außen zu suchen. Obwohl der Erzbischof von Tyrus damals noch nicht zurückgekehrt war, wollte man eine neue Gesandtschaft an den Papst, Kaiser Friedrich und die anderen Fürsten des Abendlandes schicken, um von ihnen Beistand zu erbitten, zunächst aber Kaiser Manuel durch eine hervorragende

Persönlichkeit aufs Neue um Hülfsleistung angehen. Während man noch darüber berieth, wen man nach Constantinopel senden sollte, erbot sich zum allgemeinen Staunen König Amalrich selbst diese wichtige Mission zu übernehmen. Im Anfange des März schiffte er sich mit dem Bischof Wilhelm von Accon und einem Gefolge von geistlichen und weltlichen Herren ein und gelangte glücklich nach der Kaiserstadt am Bosporus. Er fand die glänzendste Aufnahme. Der König von Jerusalem war hier eine neue Erscheinung, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Der Protosebastus Johannes, des Kaisers Neffe, der Schwiegervater Amalrichs, überbot sich in Aufmerksamkeiten gegen seinen Eidam, und Kaiser Manuel selbst suchte seinem königlichen Gaste alle Herrlichkeiten seiner Residenz im vollsten Glanze zu zeigen. So unglücklich der letzte Kriegszug abgelaufen war, hatte Manuel seine Absichten auf Egypten keineswegs aufgegeben, und so lag es in seinem Interesse, Amalrich an sich zu fesseln. Mitten in den rauschenden Festen, welche Constantinopel beschäftigten, wurde ein Bündniß zwischen dem Kaiser und dem König abgeschlossen, verbrieft und besiegelt. Wir kennen den Inhalt der Urkunde nicht. Ein griechischer Schriftsteller berichtet, König Amalrich habe die Gewährung aller seiner Bitten erlangt, dagegen dem Kaiser nebst vielem Anderen auch Gehorsam gelobt, d. h. dessen Oberhoheit anerkannt. Ob dies geschehen, läßt sich bezweifeln, aber klar ist, daß sich der König in seiner Bedrängniß ganz in die Arme des griechischen Kaisers warf. Erreicht hat er damit freilich Nichts, denn Jahr für Jahr wurde die Hülfe von Constantinopel vergeblich erwartet.

Als der König im Juni in sein Reich zurückkehrte, mußte er sogleich neue Vertheidigungsanstalten gegen Nureddin treffen, der mit einem Heere bei Paneas lag und von dem man stets einen Angriff befürchtete. In denselben Tagen traf der Erzbischof Friedrich von seiner Mission nach dem Abendlande wieder in Jerusalem ein; er brachte nichts als Versprechungen, und kaum solche. Ihm vorausgeeilt war der Graf Stephan von Sancerre, ein jüngerer Bruder der Grafen Heinrich von Troyes und Theobald von Blois, welchem der König ein Verlöbniß mit seiner jungen Tochter durch den Erzbischof hatte anbieten lassen. Aber der König hatte sich dieses Ankömmlings nicht zu freuen, der sich durch seinen lasterhaften Lebenswandel bald den übelsten Leumund zuzog. Er nahm das ihm gegebene Versprechen zurück, und der

Graf kehrte nach wenigen Monaten über Constantinopel in seine Heimat zurück. Von der neuen Gesandtschaft, die man nach dem Abendlande hatte schicken wollen, verlautet nichts weiter, als daß König Amalrich, wahrscheinlich von Constantinopel aus, den Bischof Wilhelm von Accon nach Italien sandte. Der Bischof wollte nach einem Kaiser Manuel gegebenen Versprechen den Rückweg über Constantinopel nehmen, gelangte aber nicht dorthin, sondern fand zu Adrianopel durch die Hand eines rasenden Priesters in seinem Gefolge im Juni 1172 ein beklagenswerthes Ende.

Es war ein für alle Verhältnisse im Oriente höchst folgenreiches Ereigniß, daß am 15. September 1171 der Chalif Ahded starb und mit ihm die Herrschaft der Fatimiden in Egypten unterging. Nach dem Glauben der Christen sollte Saladin mit eigener Hand den Chalifen erschlagen und dessen Nachkommenschaft durch Mord beseitigt haben. Dies ist nicht erweislich, aber Thatsache ist, daß Saladin sogleich nach des Chalifen Tode sich in den Besitz seiner Schätze setzte und sich durch die freigebige Vertheilung derselben die ihm noch widerstrebenden Emire gewann. Er trat nun als freier Herr Egyptens auf; eine Abhängigkeit von Nureddin, wie sie dieser beanspruchte, erkannte er nicht mehr an.

Die Herrschaft Saladins war zugleich der Untergang der schiitischen Ketzerei und der Triumph des rechtgläubigen Muhammedanismus in Egypten. Fortan wurde auch in den Moscheen am Nil das Kirchengebet für den Chalifen von Bagdad gehalten. Eine religiöse Spaltung unter den Ungläubigen, welche bisher den Christen im gelobten Lande nicht geringe Vortheile gewährt hatte, wurde zu ihrem Nachtheile in derselben Zeit beseitigt, wo sich das kirchliche Schisma im Abendlande aufs Neue verschärfte und dadurch die Hoffnung auf eine glückliche Wendung der Dinge dem Reiche von Jerusalem immer ferner rückte.

Es herrschte im Abendlande nicht mehr die frühere Begeisterung, die Waffen an den heiligen Stätten gegen die Ungläubigen zu führen, aber das Interesse für diese Stätten und für die christlichen Brüder, die sie vertheidigten, war doch noch ein allgemeines. Wallfahrer zogen Jahr für Jahr aus allen Ländern nach Jerusalem, und die Leiden der

Christen daselbst wurden aller Orten schwer empfunden. So verbreitet und lebhaft die Theilnahme an den Schicksalen der Lateiner im Oriente war: der furchtbare Ausgang des englischen Kirchenstreites selbst beschäftigte doch weit mehr die Gemüther, ergriff die Seelen Aller mit unwiderstehlicher Gewalt.

Die Hoffnungen der Thomisten, daß die Beseitigung des Schismas auch ihnen von Nutzen sein werde, hatten sich nicht erfüllt, vielmehr suchte König Heinrich immer neue Ausflüchte, um die ihm angedrohten Strafmaßregeln aufzuschieben und die Rückkehr des Thomas nach England zu verhindern. Trotzdem Papst Alexander entschiedener als je jetzt auf die Herstellung des Thomas drang, hatte dieser immer noch schwere Demüthigungen zu ertragen. Alle Versprechungen Heinrichs erwiesen sich als trügerisch. Die päpstlichen Legaten, Erzbischof Rotrud von Rouen und Bischof Bernhard von Nevers, nahmen Anstand, dem Könige, als er im März 1170 nach England ging, dorthin zu folgen und ihre Aufträge auszuführen*). Indem sie überdies auf päpstliche Weisung den von Thomas excommunicirten Bischof Gilbert von London absolvirten, verletzten sie Thomas persönlich auf sehr empfindliche Weise. Eine noch schwerere Kränkung war, daß Erzbischof Roger von York, ohne auf das Verbot des Papstes zu achten**), unter Assistenz anderer englischer Bischöfe den Sohn König Heinrichs nach dem Willen des Vaters am 14. Juni 1170 zu London krönte und salbte. Da die Gemahlin des jungen Königs, die Tochter König Ludwigs, von der Krönung ausgeschlossen war, gerieth dieser in gewaltigen Zorn, und wenig fehlte, daß er nicht sogleich wieder die Waffen gegen den englischen König ergriff. Aber gleich nach der Krönung kehrte Heinrich nach Frankreich zurück und zeigte nicht nur das eifrigste Bemühen, den Zorn König Ludwigs zu beschwichtigen, sondern sogar eine ungewohnte Bereitwilligkeit, seinen Frieden mit Erzbischof Thomas zu machen.

Jetzt erst eröffneten die päpstlichen Legaten König Heinrich ihre Aufträge und brachten es ohne Mühe dahin, daß der König verhieß auf einer Zusammenkunft, welche er auf den Wiesen am Loir zwischen

*) Vergl. S. 664.

**) Erzbischof Roger berief sich dabei auf eine ältere, unter ganz anderen Verhältnissen erlassene und fast vergessene Verfügung des Papstes vom 17. Juni 1167. Jaffé, Reg. Nr. 7592.

Fretéval und Vendôme mit König Ludwig zur Ausgleichung ihrer Streitigkeiten haben wollte, sich zugleich mit Thomas zu verständigen. In der That kam es hier am 22. Juli 1170 zu einer scheinbar freundlichen Begegnung zwischen dem König und dem Erzbischof. Es wurden die Streitpunkte nicht im Princip ausgetragen, aber der König versprach den Erzbischof wieder zu Gnaden anzunehmen, ihm Friede und Sicherheit zu gewähren, die seiner Kirche entzogenen Besitzungen zurückzugeben und das derselben durch die Krönung des jungen Königs angethane Unrecht gut zu machen; dagegen gelobte der Erzbischof dem Könige den ihm schuldigen Gehorsam zu leisten und versprach mit Allen, die ihm in das Exil gefolgt waren, nach England zurückzukehren. Beide überboten sich in Beweisen der Ergebenheit und Achtung, doch wurde es bemerkt, daß der König seinem alten Widersacher nicht den Friedenskuß gab.

Der König drang in den Erzbischof seine Rückkehr nach England zu beschleunigen und stellte ihm in Aussicht, daß er selbst ihn dorthin geleiten wollte; offenbar lag ihm daran, nachdem alle seine Bemühungen, sich des Erzbischofs zu entledigen, gescheitert waren, ihn möglichst bald wieder in seinen Machtbereich zu bringen. Trotz der dringenden Mahnungen des Königs schob Thomas die Abreise weiter und weiter hinaus. Wohl mag ihn die Besorgniß beschlichen haben, daß die Rückkehr in das Reich des Königs nicht gefahrlos sei, doch lag ihm vor Allem daran, in den Stand gesetzt zu werden, in vollem Triumph in sein Erzbisthum wieder einzuziehen und seinen Gegnern seine ganze wiedergewonnene Macht zu zeigen, namentlich denen, die sich bei dem Krönungsakte betheiligt hatten. Erst als er die Bullen des Papstes in Händen hatte, in welchen die Suspension über den Erzbischof von York und die anderen bei der Krönung betheiligten Bischöfe verhängt, über die Bischöfe Gilbert von London und Jocelin von Salisbury aufs Neue der Bann ausgesprochen war, dachte er ernstlich an die Abreise; bald erhielt er auch die päpstliche Erlaubniß, wenn der Ausführung des Friedens noch weitere Schwierigkeiten bereitet werden sollten, über alle Personen und Orte innerhalb seiner Legation mit Ausnahme des Königs, der Königin und ihrer Kinder geistliche Strafen zu verhängen.

Als der Erzbischof schon reisefertig war, ließ ihm König Heinrich sein Bedauern aussprechen, daß er ihn nicht selbst geleiten könne, da er einen Einfall König Ludwigs in die Auvergne zu befürchten habe.

Er übertrug das Geleit des Erzbischofs dem Johann von Oxford, einem Manne, gegen den der Erzbischof mit Recht das tiefste Mißtrauen hegte. Dennoch ließ er sich in seinem Entschlusse nicht mehr beirren. Am 1. December verließ er die Küste Frankreichs, und noch im Moment seiner Abfahrt sorgte er dafür, daß die Bullen, welche die Excommunication Gilberts und Jocelins und die Suspension Rogers enthielten, schleunigst an diese gelangten. Diese geriethen in die größte Aufregung; sie sahen, daß Thomas nicht den Frieden, sondern den Krieg nach England bringe und ihre vollständige Demüthigung im Auge habe.

Thomas war im Hafen von Sandwich, unweit von Canterbury, gelandet. Am 5. December kehrte er nach sechsjährigem Exil wieder in seine erzbischöfliche Residenz zurück, wo man ihm einen festlichen Empfang bereitet hatte. Aber bald bemerkte er, daß er überall von mächtigen Feinden umgeben sei. Indem er die Auslieferung der seiner Kirche entzogenen Güter verlangte, stieß er auf den Widerstand derer, die in den Besitz derselben gekommen waren. Die schwersten Klagen erhoben gegen ihn die durch die päpstlichen Strafbullen erbitterten Bischöfe; sie eilten in Person an den königlichen Hof in der Normandie, wo sie den wirksamsten Schutz zu finden hofften.

König Heinrich, der um das Weihnachtsfest zu feiern sich damals zu Bures bei Dieppe aufhielt, empfing die Bischöfe sogleich. Als er vernahm, wie Thomas in der herrischsten Weise in England wieder aufgetreten sei und das Reich in Verwirrung setze, flammte der helle Zorn in ihm auf und machte sich in maßlosen Schmähungen auf Thomas Luft. Er ließ sich zu Aeußerungen hinreißen, in denen er Allen, die seine Gunst erfahren, es als Feigheit vorwarf, daß sie ihren Herrn von einem plebejischen Priester ungestraft verhöhnen ließen. Vier Ritter seines Gefolges wollten sich solche Feigheit nicht nachsagen lassen; sie verschworen sich sogleich zum Untergange des Thomas und verließen in größter Hast den Hof, um den König an seinem schlimmsten Feinde zu rächen. Glücklich landeten sie an verschiedenen Punkten der englischen Küste und weihten Leute, die vor Gewaltthaten nicht zurückschreckten, in ihren Plan ein; sie fanden um so eher Bundesgenossen, als sie im Auftrage des Königs selbst zu handeln vorgaben. Sobald der König die Entfernung der Ritter erfuhr, deren Absicht ihm nicht zweifelhaft

war, sandte er ihnen eilende Boten nach, um sie zurückzurufen. Aber es war zu spät; das Unheil war nicht mehr zu verhindern.

Am 29. December machten sich die Ritter mit ihren Helfershelfern auf den Weg nach Canterbury. Am Nachmittage begaben sie sich in den erzbischöflichen Palast und verlangten im Namen des Königs vom Erzbischof empfangen zu werden. Ohne Schwierigkeiten erhielten sie bei ihm Zutritt, überhäuften ihn aber sogleich mit den schwersten Beschuldigungen: sie warfen ihm Verrath des Königs, Härte gegen die gebannten Bischöfe vor. Thomas suchte sich zu rechtfertigen, und es kam zu einem heftigen Wortwechsel, der deutlich verrieth, was die Ritter im Schilde führten. Sie verließen eiligst das Gemach und riefen ihre Mordgenossen zu den Waffen. Bald war der Palast von Bewaffneten umringt, und mit gezückten Schwertern drangen nun die Ritter in das Gemach des Erzbischofs ein. Seine Begleiter entflohen theils, theils schaarten sie sich um ihn und drängten ihn durch eine Seitenthüre in einen Kreuzgang, welcher zur Kathedrale führte. Hier hatte bereits die Vesper begonnen, war aber durch das Waffengetümmel, welches den Dom umtoste, gestört worden.

Als der Erzbischof den Dom betrat, drängten auch schon die Verschworenen durch den Kreuzgang ihm nach. Man wollte das große Portal zum Dome schließen, aber der Erzbischof untersagte es, und alsbald war die Kirche von Bewaffneten erfüllt. Die Begleiter des Erzbischofs verbargen sich hinter den Altären des Doms oder verkrochen sich in Winkeln; man versuchte auch ihn dazu zu bewegen, doch vergebens. Er war entschlossen den Feinden Stand zu halten. Als man im Dämmerlicht nach ihm fragte, gab er sich selbst zu erkennen. Die Mörder wollten ihn aus der Kirche schleppen, um sie nicht mit Blut zu beflecken. Er aber leistete, an eine Säule gelehnt, ihnen herzhaften Widerstand. Mit kräftigem Arm warf er einen Ritter, der auf ihn eindrang, zu Boden. Sofort traf ihn das Schwert eines andern, dem ersten Hieb folgte der zweite und dritte, und bald sank Thomas entseelt zur Erde. Noch an seinem Leichnam sättigten die Mörder ihre Blutgier und stürmten dann nach dem erzbischöflichen Palast zurück. Hier raubte man, was man an Gold und Silber, Prachtgewändern und sonstigen Kostbarkeiten fand. Vor Allem suchte man sich der päpstlichen Schreiben an den Erzbischof zu bemächtigen, um sie dem Könige auszuliefern.

Erst in tiefer Nacht wagten die Mönche des Dreieinigkeitsklosters sich der Leiche zu nähern und für dieselbe Sorge zu tragen. Da die Mörder drohten sich auch der Gebeine des Erzbischofs zu bemächtigen, bereitete man die Bestattung in größter Eile. Schon feierte man Thomas als einen neuen Heiligen, sammelte sein Blut und die Fetzen seiner Kleidung als Reliquien, und Wunder über Wunder sah man an seinem Grabe. Die Kunde von seinem Märtyrertode lief durch das ganze Abendland und gelangte bald nach dem fernsten Osten; der Mord in Canterbury erschien als ein Weltereigniß, und das Interesse daran drängte alle anderen Gedanken zurück.

Die Blutthat war, wie man allgemein überzeugt war, im Auftrage des Königs geschehen, und man sprach mit eben so tiefem Abscheu von dem königlichen Mörder, wie man bewundernde Anerkennung dem Erzbischofe zollte, der sein Leben für eine heilige Sache zum Opfer gebracht hatte. War sein Blut auch nicht für den christlichen Glauben geflossen, so hatte er doch bis zum letzten Athemzuge für jene Ideen kirchlicher Freiheit gekämpft, welche die Zeit am tiefsten bewegten. Oft hatten selbst seine Anhänger ihm vordem zu große Starrheit vorgeworfen, jetzt sahen sie ihn nur im reinsten Lichte, und seine Gegner fühlten, daß der Schlag, der ihn getroffen, ihnen selbst am gefährlichsten geworden war.

König Ludwig, der so lange den Erzbischof in seinen Schutz genommen und ihm persönliche Verehrung gezollt hatte, wurde durch das grauenhafte Ende desselben auf das Höchste empört. Den Anstifter des Mordes sah er allein in König Heinrich, einem Fürsten, dem er ohnehin jede Bosheit zutraute. Sogleich rief er Papst Alexander auf, das Schwert des heiligen Petrus zu ziehen und das Blut des Heiligen zu rächen. Die Entrüstung gegen Heinrich war unter den französischen Großen allgemein und beherrschte namentlich die Kreise, wo man schon längst eine Verbindung des Königs mit dem deutschen Hofe wünschte*).

In der That näherte sich jetzt König Ludwig mehr und mehr dem Kaiser. Bald erzählte man, daß der König dem Kaiser zu Liebe eine seiner Töchter einem Sohne desselben verloben wolle. Das Gerücht

*) Vergl. S. 623.

drang auch zum Papste und versetzte ihn in gewaltige Aufregung*). So beunruhigt war er durch den Gang der französischen Politik, daß er am 7. März 1171 dem Erzbischof von Reims schrieb: mit allem Nachdruck solle er dahin wirken, daß der Kanzler des Königs, Bischof Hugo von Soissons, sein Amt aufgebe. Schon vorher am 5. Februar war Abt Pontius von Clairvaux wieder am Hofe Friedrichs zu Kaiserslautern erschienen, und die Vermuthung liegt nahe, daß seine Anwesenheit die Zusammenkunft vorbereitete, welche der Kaiser mit König Ludwig wenig später zwischen Toul und Vaucouleurs hatte und an welcher auch der Herzog Matthäus von Lothringen und der Graf Heinrich von Troyes mit vielen anderen deutschen und französischen Großen theilnahmen.

Wir erfahren von den Resultaten dieser Zusammenkunft nur, daß die Herrscher strenge Maßregeln vereinbarten gegen die Brabanzonen, jene Söldnerbanden zu Fuß und zu Pferde, welche sich damals ohne Dienste den Grenzgebieten beider Reiche furchtbar machten: solche Banden sollten fortan nicht mehr geduldet werden; Bann, Interdict und Acht wurde Allen angedroht, die ihnen ferner Aufenthalt gewährten. Doch sind ohne Frage auch andere und wichtigere Angelegenheiten bei jener Zusammenkunft verhandelt worden, wenn auch mehr im Geheimen zwischen den Herrschern und ihren Vertrauten. Am 1. Juni machte Alexander dem Erzbischof Heinrich von Reims Vorwürfe, daß derselbe ihm über die Zusammenkunft der Könige keine zuverlässigen Mittheilungen gemacht habe.

Vor Allem scheint man über die Herstellung der Kircheneinheit zu Rathe gegangen zu sein. Noch immer sahen Viele hierin die Hauptaufgabe der Politik, und besonders war König Ludwig damals in diesem Sinne thätig. Wir wissen, daß der Abt von Clairvaux am 20. Mai 1171 in Piacenza auf dem Wege nach Tusculum war, um dem Papste und seinen Cardinälen neue Friedensvorschläge zu unterbreiten, über welche sich der Kaiser und der König geeinigt hatten. Es ist anzunehmen, daß der Abt zu dem Papste gelangt ist. Welchen Inhalt aber

*) Der Papst schrieb am 28. Februar 1171 dem Erzbischofe von Reims: er solle die beabsichtigte Verbindung verhindern; der König könne ja seine Tochter dem Sohne des Kaisers von Constantinopel vermählen, bei welchem Frankreich und die Verwandten des Mädchens immer einen gefüllten Säckel finden würden.

jene Vorschläge hatten und welche Aufnahme sie fanden, ist nirgends überliefert; sicher ist nur, daß die guten Absichten König Ludwigs nicht erreicht wurden. Wie weit es dem Kaiser mit diesen neuen Verhandlungen Ernst war, läßt sich schwer beurtheilen; hauptsächlich bewog ihn wohl zu denselben der Wunsch, sich König Ludwig fester zu verbinden.

Je näher der Kaiser dem Könige von Frankreich trat, desto mehr erkalteten seine freundschaftlichen Beziehungen zu König Heinrich von England. Von dem Verlöbniß zwischen Heinrichs Tochter und einem Sohne Friedrichs war nicht mehr die Rede*); die Hoffnung, die englische Kirche auf die Seite des schismatischen Papstes hinüberzuziehen, hatte Friedrich aufgegeben, und sonderbarer Weise mußte gerade die Bluthat von Canterbury zu einer engeren Verbindung zwischen König Heinrich und Papst Alexander, damit zu noch größerer Entfremdung des Königs von dem Kaiser führen.

Es ist sehr begreiflich, wenn die erste Nachricht vom Ende des Thomas den Papst mit starrem Entsetzen erfüllte, konnte er sich doch nicht verhehlen, wie seine zweideutige Politik nicht ohne Einfluß auf die entsetzliche Katastrophe gewesen war. Acht Tage lang zog er sich vor aller Welt zurück, sah nicht einmal seine Vertrauten, nur Gebete und Bußübungen beschäftigten ihn. Aber bald griff doch die Erwägung bei ihm Platz, wie aus dem beklagenswerthen Vorgange Vortheil für die Kirche gezogen, wie derselbe namentlich zur Beendigung des englischen so langen und so lästigen Kirchenstreites benutzt werden könne. Eine Gesandtschaft König Heinrichs, die nach vielfachen Bedrängnissen durch den kaiserlichen Grafen Macharius zu Siena im März 1171 an dem Hofe des Papstes zu Tusculum erschien, um den König und die alten Gegner des Thomas unter den englischen Bischöfen von der Mitschuld am Morde zu reinigen und sie vor strengen Kirchenstrafen zu schützen, erfuhr zwar zuerst eine schroffe Abweisung, wußte sich aber doch bald Gehör zu verschaffen. Indem die Gesandten eidlich gelobten, daß der König sich dem Urtheile des Papstes unterwerfen und sich hierzu durch einen persönlichen Eid verpflichten wolle, brachten sie es mindestens dahin, daß die dem Könige drohende Excommunication nicht ausgesprochen, sondern der Bann nur über die Mörder des Thomas und ihre

*) Vergl. oben S. 459—461.

Helfershelfer verhängt wurde. „Euer Herz frohlocke; zu Eurer Ehre wird auf den Nebel Sonnenschein folgen", schrieben die Gesandten dem Könige, und sie hatten nicht Unrecht.

Der Papst versprach Legaten zum König zu schicken, um dessen Mitschuld am Tode des Erzbischofs zu untersuchen; bis zu seiner Rechtfertigung verbot er ihm die Kirchen zu betreten. Nach gewohnter Weise verzögerte sich die Absendung der Legaten, und inzwischen nahm der König die günstige Gelegenheit wahr, sich ein augenfälliges Verdienst um die römische Kirche zu erwerben. Schon seit den Anfängen seiner Regierung hatte er von der römischen Curie den Auftrag erhalten, sich Irland zu unterwerfen, um die irische Kirche in größere Abhängigkeit von Rom zu bringen und zahlreiche anstößige Besonderheiten derselben zu beseitigen. Die Aussicht, durch die Occupation der Insel sein Reich zu erweitern, war für den König verlockend genug gewesen, dennoch hatte er bisher sich nicht an ein Unternehmen gewagt, dessen Ausgang schwer zu berechnen war. Gerade jetzt aber lagen die verworrenen Verhältnisse auf der Insel ihm überaus günstig, und überdies bot es ihm in seiner Lage einen unberechenbaren Gewinn, wenn er sich als Vorkämpfer der römischen Kirche hinstellen konnte. So ging er im Herbst 1171 mit Heeresmacht nach der Insel hinüber und ohne Schwertstreich brachte er den größten Theil derselben in seine Gewalt. Fast alle irischen Fürsten und die gesammte Geistlichkeit huldigten dem Könige von England. Auf einer Synode zu Cashel (6. November 1171) wurde Alles beseitigt, was bisher in der irischen Kirche als Mißbrauch erschienen war, und König Heinrich konnte dem Papste die Unterwerfung der Insel unter die englische Krone und das römische Kirchenregiment melden.

Bis Ostern 1172 verweilte der König auf der eroberten Insel, dann kehrte er nach England zurück, begab sich aber nach kurzem Aufenthalt in die Normandie, um dort die päpstlichen Legaten, die schon längere Zeit auf französischem Boden seine Rückkehr erwarteten, zu empfangen. Es waren die Cardinäle Albert vom Titel des h. Laurentius und Theodin vom Titel des h. Vitalis. Schon die erste Begegnung mit den Cardinälen zeigte dem Könige, daß sie in versöhnlicher Stimmung kamen. Auch die Bereitwilligkeit der Curie, mit welcher sie den Erzbischof Roger von York, die Bischöfe Gilbert von London und Jocelin von Salisbury, die hartnäckigsten Widersacher des Thomas,

bereits von aller Mitschuld am Morde freigesprochen und alle über sie verhängten Censuren zurückgenommen hatte, ließen ihn Nachsicht erwarten. Dennoch mußte er bald erfahren, daß er nicht so leichten Kaufes der Gefahr entrinnen werde. Nach längeren Verhandlungen verstand sich endlich der König dazu, am 21. Mai 1172 zu Avranches persönlich zu beschwören, daß er die Ermordung des Thomas weder befohlen noch gewollt habe, jedoch durch seine Zornesausbrüche gegen den Erzbischof Veranlassung zu dem Morde gegeben habe und deshalb jede Genugthuung leisten werde, welche die Legaten ihm auferlegen würden. Die Legaten gaben ihm dann bekannt, was sie im Namen des Papstes von ihm zu fordern hatten: er solle die Kosten tragen des Unterhalts von 200 Rittern zur Vertheidigung des gelobten Landes auf ein Jahr, am nächsten Weihnachtsfest selbst das Kreuz auf drei Jahre nehmen und im Sommer darauf nach Palästina ausziehen, wenn ihm dies nicht vom Papste erlassen werde; wofern er inzwischen gegen die Sarazenen in Spanien sein Schwert ziehen würde, solle die Fahrt nach dem Orient so lange Zeit hinausgeschoben werden können, als der Kampf in Spanien beanspruche. Die Legaten verlangten weiter vom Könige, daß er die Appellationen in geistlichen Dingen an die römische Kirche frei gebe, so weit sie nicht gegen ihn und sein Reich gerichtet wären, daß er die Gewohnheiten, welche zu seiner Zeit zum Schaden der Kirche eingeführt seien, aufhebe und die Bischöfe nicht mehr auf dieselben verpflichte, daß er endlich der Kirche zu Canterbury alle ihr entzogenen Besitzungen zurückgebe und die Anhänger des Thomas zu Gnaden annehme und in ihrem Besitzstand herstelle. Dies Alles versprach der König und unterwarf sich dann vor der Kirchenthür durch Kniebeugung vor den Legaten einem wenig bedeutenden Bußakte. Hierauf wurde er von ihnen absolvirt und in die Kirche geführt.

Die Legaten sorgten dafür, daß die Versprechungen des Königs förmlich beurkundet wurden. Gleich zu Avranches wurden sie aufgezeichnet, und der König legte einen Eid darauf ab, sie sämmtlich zu erfüllen. Die Aufhebung der neuen Gewohnheiten beschwor noch besonders der junge Heinrich, der Sohn des Königs; Vater und Sohn beeidigten überdies, daß sie von Papst Alexander und seinen katholischen Nachfolgern nicht abfallen würden, so lange sie diese als katholische und christliche Könige anerkennen würden. Um den Versprechungen des Königs noch einen feierlicheren Ausdruck zu geben, wurde dann eine

große Versammlung auf den 30. Mai nach Caen berufen. Hier wiederholte der König den Eid und ließ seine Versprechungen, soweit sie ihn nicht persönlich betrafen, auch von seinem Sohne beschwören. Aufs Neue wurde die Handlung von den Legaten durch eine Urkunde bestätigt, welcher der König selbst sein Siegel beifügte. Damit war, wie ein Chronist jener Zeit sagt, die Sache beendigt.

Für den König, gleichviel wie ernst ihm seine Versprechungen waren, hatte es die größte Bedeutung, daß er der ihm drohenden und in seiner Lage für ihn außerordentlich gefährlichen Excommunication entgangen war. Noch mehr mochte sich Alexander dessen freuen, daß er den König fester als je an sich gebunden hatte und der englische Kirchenstreit, der ihm so viele schwere Stunden bereitet hatte, in einer ihm günstigen Weise beendet schien. In der That war dieser zu einem gewissen Abschluß gelangt; keinen englischen Prälaten hat es mehr gelüstet, die Rolle des Thomas aufzunehmen. Aber alle die Erbitterung, welche sich in dem langen Streite angesammelt, war mit Nichten beseitigt. Die Anhänger des Thomas, die in ihm schon den neuen Heiligen verehrten, waren um so weniger versöhnt, als sie von der Mißgunst des Königs noch Schweres zu dulden hatten. An Achtung hatte der König durch die Art seiner Reconciliation mit dem Papste in England eher verloren, als gewonnen, und in Frankreich war die Stimmung gegen ihn die übelste; namentlich schien dem Klerus das Martyrium des Thomas durch die Buße des Königs in keiner Weise gesühnt. König Ludwig nährte tiefen Groll gegen Heinrich fort und fort. Es wollte wenig besagen, daß sich dieser auf Verlangen der Legaten dazu entschloß, seinen Sohn noch einmal, und diesmal mit seiner Gemahlin Margarethe, der Tochter Ludwigs, krönen zu lassen. Am 27. August 1172 fand die Krönung in Winchester durch den Erzbischof von Rouen statt. Aber wie sehr irrte man, wenn man dadurch eine dauernde Versöhnung zwischen den Königen zu erreichen hoffte! Wenige Monate später suchte Ludwig seinen alten Widersacher von dem Throne Englands zu stürzen und drückte dem Sohne desselben die Waffen gegen den eigenen Vater in die Hand.

Der englische Kirchenstreit hatte in seinen Anfängen einen gewissen Zusammenhang mit dem großen Schisma gewonnen; gerade dadurch war die Politik Englands mit der deutschen enger verflochten worden, als es je früher geschehen war. Der Gang der Dinge in Deutschland

war von König Heinrich und seinen Anhängern, wie von den Thomisten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt worden, und mit nicht geringerer Theilnahme hatte man in Deutschland alle Wendungen des englischen Kirchenstreites beobachtet. Auch der unerwartete Ausgang dieses Streites hat in den deutschen Ländern durch das tragische Ende des Thomas noch Interesse erweckt; das Martyrium des Erzbischofs von Canterbury, der ja bald unter die Heiligen der Kirche aufgenommen wurde*), fand allgemeine Verherrlichung, selbst unter den Kaiserlichen. Aber der weiteren Entwickelung der englischen Politik hat man in Deutschland mit Gleichmuth zugesehen. Die Feindseligkeiten König Ludwigs gegen den König von England haben wohl allein Heinrich den Löwen tiefer bewegt; für den Kaiser hatten sie nur dadurch Bedeutung, daß sie seine angeknüpften freundlichen Beziehungen zu König Ludwig noch mehr befestigten.

Während der Kaiser die Meinung Frankreichs für sich zu gewinnen suchte, hatte er auch zugleich einen neuen Versuch gemacht, die alten, längst unterbrochenen Freundschaftsverhältnisse mit dem Hofe von Constantinopel wieder anzuknüpfen, und auch dieser Versuch schien Erfolg zu versprechen. Schon im Jahre 1170 hatte Friedrich den Erzbischof Christian von Mainz an Kaiser Manuel gesandt, und es waren, wie der Erzbischof selbst sagt, wichtige Geschäfte für Reich und Kirche, welche ihm übertragen waren. So wenig wir seine Aufträge im Einzelnen kennen, zielten sie doch offenbar auf eine friedliche Verständigung zwischen den beiden Reichen ab. Denn im Juni 1171 erschien eine griechische Gesandtschaft am kaiserlichen Hofe zu Köln, um über die Vermählung der Tochter Manuels mit einem Sohne Kaiser Friedrichs zu unterhandeln.

Die Wirren der Kirchenspaltung hatte Kaiser Manuel, wie wir wissen, zu benutzen gesucht, um sich in Italien wieder festzusetzen; zugleich hatte er Nichts unversucht gelassen, um seine Herrschaft über Ungarn zu verbreiten. Wiederholt hatte er die verlockendsten Anerbietungen

*) Die Heiligsprechung des Thomas erfolgte durch Papst Alexander am 2. Februar 1173 zu Segni.

Papst Alexander gemacht, aber wie dankbar der Papst alle Freundschaftsbeweise des Kaisers annahm, zum Abschluß eines förmlichen Vertrags zwischen ihnen war es schließlich doch nicht gekommen, weil sich der Papst nicht dazu verstehen wollte, Rom und das abendländische Kaiserthum an das Ostreich zu überliefern. Dagegen war es Manuel schon 1162 gelungen, die Bundesgenossenschaft Venedigs gegen Kaiser Friedrich zu gewinnen und diesem, indem er die Mittel zu dem veronesischen Aufstande darbot, die größten Schwierigkeiten zu bereiten. Auch die immer erneuten Angriffe der Griechen auf Ungarn schufen Friedrich schwere Sorgen, und so war es nicht zu verwundern, wenn er bereits im Jahre 1166 den Versuch gemacht hatte, Manuels Politik in andere Bahnen zu lenken.

Es ist oben berührt worden*), wie Friedrich damals seinen Oheim Herzog Heinrich von Oesterreich und seinen Freund Otto von Wittelsbach nach dem Osten sandte, um Kaiser Manuel zu einem Waffenstillstande mit Ungarn zu vermögen und zugleich freundschaftliche Beziehungen mit dem Kaiser anzubahnen. Die Gesandten, welche auch Theodora, die Gemahlin Herzog Heinrichs und Nichte Kaiser Manuels, begleitete, trafen den Kaiser in Sardica. Sie wurden gnädig empfangen und reich beschenkt entlassen, aber für den Zweck ihrer Sendung erreichten sie Nichts. Es soll zwar ein Waffenstillstand den Ungarn gewährt sein, aber Thatsache ist, daß der Krieg nach kürzester Frist wieder ausbrach.

Herzog Heinrich vermählte, als er auf der Rückreise durch Ungarn kam, seine Tochter Agnes dem jungen Ungarnkönig Stephan III.; er hatte nun das unmittelbarste Interesse, das Reich seines Eidams zu schützen und dessen Unternehmungen zu unterstützen. Die Waffen der Ungarn waren damals siegreich. Es gelang ihnen, sich wieder Dalmatiens zu bemächtigen; auch Zara fiel von Venedig ab und unterwarf sich König Stephan. Im Frühjahr 1167 machte Manuel große Rüstungen gegen die Ungarn. Aber ein Unfall hinderte ihn sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen; er übertrug deshalb den Oberbefehl seinem Neffen Andronicus Contostephanus. Bei Sirmium an der Sau stieß das griechische Heer auf das ungarische, welches unter dem Grafen Dionysius, einem durch glückliche Kriegsthaten berühmten Feldherrn,

*) Vergl. S. 521.

stand. Am 8. Juli 1167 kam es zum Kampfe; auf beiden Seiten dienten, wie erzählt wird, deutsche Söldner. Nach hartnäckigem Widerstande gewann, wie die Byzantiner behaupten, Andronicus einen glänzenden Sieg. Auch das Schlachtenbanner der Ungarn, welches nach Art des Mailänder Carroccio von einem hohen Maste wehte und auf einem Wagen von vier Stiergespannen gezogen wurde, soll in die Hand der Griechen gefallen sein. Aber entscheidend muß der Sieg nicht gewesen sein; denn statt ihn zu benutzen, traten die Griechen noch an demselben Tage, als sie vernahmen, daß die Ungarn am folgenden Morgen bedeutende Verstärkungen erhalten würden, den Rückzug an. An diesem Feldzuge hatte sich auch Herzog Heinrich zu Gunsten seines königlichen Eidams betheiligt.

In den nächsten Jahren scheint der Krieg von Seiten der Griechen ohne sonderliche Energie geführt zu sein. Die Streitkräfte des Reichs waren erst durch eine Empörung der Serben, dann durch den unglücklichen Zug nach Egypten meistentheils in Anspruch genommen. Aber im Jahre 1171 fiel doch fast ganz Dalmatien wieder in die Hände der Griechen.

Inzwischen hatte Kaiser Manuel den Bund mit Venedig, der fast ein Jahrzehnt bestanden, gewaltsam gelöst; er hatte geflissentlich die Republik zu seiner schlimmsten Feindin gemacht, und dies mußte auf alle Verhältnisse Italiens, namentlich auf den Lombardenbund eine tiefgreifende Rückwirkung üben. Im December des Jahres 1167 waren Gesandte des Kaisers nach Venedig gekommen, um die freundschaftlichen Beziehungen zu sichern und zu befestigen, aber schon stand Venedig auch mit König Stephan von Ungarn, obwohl er im Kriege mit den Griechen lag, in freundlichem Benehmen. Gerade zu derselben Zeit erschien eine ungarische Gesandtschaft in Venedig und geleitete dorthin eine Base ihres Königs, eine Tochter des verstorbenen Königs Ladislaw II., Maria mit Namen, welche mit dem Grafen Nicolaus von Arbe, einem Sohne des Dogen, vermählt wurde; etwa zu derselben Zeit vermählte sich auch der andere Sohn des Dogen, der Graf Leonard von Apsara, mit der Tochter des Herzogs von Dees*), eines sehr angesehenen Mannes im ungarischen Reiche. Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen Manuel in seinen Kämpfen gegen Ungarn bei Venedig

*) In Siebenbürgen.

nicht die erwartete Unterstützung fand. Auch sonst waren die Interessen des Kaisers mit denen der Republik nicht immer im Einklang. Mit Ancona, welches sich wohl bald nach dem Abzuge Friedrichs wieder dem Ostreiche angeschlossen hatte, gerieth Venedig in Feindschaft. Im November 1168 liefen sechs Galeeren von Venedig aus und brachten fünf anconitanische Schiffe auf; die Besatzung derselben fiel in Gefangenschaft und die Anführer wurden aufgeknüpft. Wenn die Venetianer im Jahre 1170 Zara wieder eroberten, so geschah das in ihrem Interesse und nicht zum Vortheil des Kaisers. Trennten sich so die Wege Byzanz und Venedigs mehr und mehr, so wurde nur um so drückender für die Griechen der Einfluß, welchen die Venetianer zu Constantinopel in den letzten Jahren gewonnen hatten. Fast im Alleinbesitz des Handels mit dem Abendlande hatten sie unermeßliche Reichthümer erworben, eine große Kolonie in der Kaiserstadt begründet, Grundstücke dort erworben und in angesehene Geschlechter geheiratet; man legte ihnen Stolz und Uebermuth zur Last.

Schon früher ist erwähnt worden*), wie die Genuesen in Constantinopel im Jahre 1162 von den Pisanern im Bunde mit den Venetianern gewaltthätig angegriffen worden waren; jener Angriff hatte im Wesentlichen den Handel der Genuesen in Constantinopel vernichtet, ihre Niederlassung daselbst ging zu Grunde, die alten Verträge mit dem Kaiser verloren ihre Bedeutung. Zwar hatte schon seit dem Jahre 1164**) Genua mehrfache Versuche gemacht, diese Verträge zu erneuern, um die frühere Stellung in Constantinopel wieder zu gewinnen, aber bis zum Oktober 1169 kam man über resultatlose Verhandlungen nicht hinaus. Damals erst wurde ein Vertrag abgeschlossen, in welchem den Genuesen wieder ein Quartier außerhalb der Stadt zu einer Niederlassung angewiesen wurde und sie allerlei andere Vergünstigungen erhielten, dagegen verpflichteten sie sich das griechische Reich gegen jeden Angriff zu vertheidigen und Sendungen an Schiffen und Mannschaften, welche der Kaiser gegen einen Feind, ob einen gekrönten oder ungekrönten, nach Genua senden sollte, freundschaftlich bei sich aufzunehmen. Nicht viel später (April 1170) wurde den Genuesen auch wieder ein Quartier in der Stadt selbst angewiesen. So tief sich die Consuln Genuas mit

*) Vergl. S. 320.
**) Vergl. S. 485.

Kaiser Manuel eingelassen hatten, trugen sie dennoch Bedenken, eine große Geldsumme (28 000 Goldstücke), welche ihnen kaiserliche Gesandte überbrachten, anzunehmen, da es kaum zweifelhaft war, daß sie mit diesem Gelde gegen Kaiser Friedrich in die Waffen gebracht werden sollten. Um dieselbe Zeit zeigte sich Kaiser Manuel auch den Pisanern, deren Niederlassung er einige Jahre zuvor aus der Stadt verlegt hatte, günstig; im Jahre 1170 gewährte er ihnen wieder Wohnsitze in ihrem früheren Quartier in der Stadt. Dagegen gelobten die Pisaner dem Kaiser Treue und versprachen alle Verpflichtungen, welche sie im Widerspruche mit diesem Eide gegen einen anderen Gekrönten oder Ungekrönten eingegangen sein sollten, als nichtig zu betrachten.

Die Vergünstigungen Genuas und Pisas und die mit ihnen geschlossenen Verträge mußten den Argwohn der Venetianer hervorrufen; es ließ sich den Verträgen offenbar auch eine Deutung geben, welche der Republik verderblich werden konnte. Die Verbindungen Venedigs mit Constantinopel geriethen ins Stocken, der Verkehr hörte auf. Da erließ der Kaiser eine neue Einladung an die Venetianer, sich in seinem Reiche anzusiedeln; er soll sogar versprochen haben ihnen dort den ganzen Handel zu überlassen. Es wird versichert, daß der Kaiser schon damals auf ihr Verderben gesonnen habe, weil sie sich nicht zu einem Vertrage mit ihm, wie er ihn verlangte, hatten verstehen wollen. Wie dem auch sei, arglos wurde seine Einladung aufgenommen.

Mit Erlaubniß des Dogen zogen zahlreiche Venetianer — ihre Zahl wird auf 20 000 Personen berechnet — mit großen Schätzen aus, um sich im griechischen Reiche niederzulassen; mit ihnen gingen zwei angesehene Männer als Gesandte der Republik zum Kaiser. Man erfüllte diese Gesandten mit Besorgnissen über die Absichten des Kaisers, aber dieser beschwichtigte sie, indem er eine öffentliche Bekanntmachung erließ, daß bei Todesstrafe Niemand einem Venetianer ein Unrecht anzuthun wagen sollte. Indessen aber traf er selbst alle Anstalten zu der ärgsten Gewaltthat gegen sie. Er zog eine große Kriegsmacht in Constantinopel zusammen, welche die Ausführung seines Planes zu sichern bestimmt war. Als die Venetianer darauf, wahrscheinlich auf Anstiften des Kaisers selbst, einen Angriff auf das neue Quartier der Genuesen machten, brachte er seinen Anschlag zur Ausführung. Er zog sie zur Rechenschaft und verlangte von ihnen Schadenersatz an die Genuesen. Auf die Weigerung, solchen zu leisten,

erließ er dann am 11. Mai 1171 den Befehl, alle Venetianer im Reiche gefangen zu setzen, ihre Habe und ihre Schiffe in Beschlag zu nehmen.

In Constantinopel allein wurden 10 000 Venetianer eingekerkert, von denen jedoch einige, nachdem sie gegen Bürgschaft freigegeben waren, auf einem großen kaiserlichen Schiffe, welches ein glücklicher Zufall ihnen zu Gebote stellte, nach Venedig zurückkamen. Auch in den Provinzen wurde der kaiserliche Befehl vollstreckt; nur in Almyro, damals einem großen Handelsplatz in Thessalien, gelang es den meisten Venetianern auf zwanzig Schiffen zu entkommen. Die Flüchtlinge riefen Venedig zur Rache auf, und es bedurfte kaum ihres Rufes. Sogleich beschloß man den Krieg gegen den Kaiser und rüstete sich dazu mit dem größten Eifer. Im Mai 1171 begann man die Rüstungen und Ende September war eine Flotte von 100 neugebauten Galeeren und 20 Transportschiffen zum Auslaufen bereit. Der Doge selbst führte Flotte und Heer, welche Zara und andere Städte Dalmatiens noch verstärkten. Die Küsten des Peloponnes und die benachbarten Inseln wurden verwüstet, ohne daß man einen Widerstand fand; erst auf Negroponte stieß man auf griechische Streitkräfte. Statt den Kampf mit ihnen aufzunehmen, ließ sich der Doge verleiten in Unterhandlungen mit dem Hofe zu Constantinopel einzutreten, während er mit Heer und Flotte nach Chios ging, um dort zu überwintern.

Die Unterhandlungen zogen sich fruchtlos hin und inzwischen brachen im Heere des Dogen verheerende Krankheiten aus. So wurde er genöthigt, nachdem er in Skyros noch Ostern 1172 gefeiert, nach Venedig zurückzukehren. Er fand hier die übelste Aufnahme. Allgemein war die Entrüstung über den unglücklichen Kriegszug. Ein Volksaufstand brach aus und während desselben wurde der Doge von einem Meuchelmörder getödtet. Sein Nachfolger war Sebastian Ziani, ein Greis von etwa 70 Jahren, der mit vieler Umsicht die Republik aus ihrer gefährdeten Lage zu retten wußte. Er setzte die Verhandlungen mit Constantinopel fort, freilich ohne merklichen Erfolg, aber inzwischen trat er König Wilhelm von Sicilien nahe und sicherte durch Verträge mit Saladin und dem an der nordafrikanischen Küste mächtigen Almohaden Abu Jakub Jasuf den Handel Venedigs. Wenn auch Kaiser Manuel bald die gefangenen Venetianer wieder frei ließ und ihnen gegen die Verpflichtung, das Reich zu vertheidigen, Wohnsitze in

demselben beließ, der Verkehr Venedigs mit Constantinopel war so gut wie vernichtet, das freundschaftliche Verhältniß der Republik zum Kaiser stellte sich nicht wieder her.

Gerade in der Zeit des schroffen Bruches mit der Republik war es, daß Manuel mit Kaiser Friedrich über ein Verlöbniß seiner Tochter Maria mit einem Sohne des Kaisers in Verhandlung trat. Es war dieselbe Maria, die Manuel schon im Jahre 1162 dem jungen Ungarnfürsten Bela verlobt hatte und die mit ihrer Hand diesem Bela-Alexius den Thron des Ostreichs zuwenden sollte. Aber das Verlöbniß der Tochter hinderte Manuel wenig, neue Heiratsprojecte für sie zu verfolgen, wenn sie seiner Politik dienten. So hatte er schon vor einigen Jahren (1166) seiner Tochter durch Vermählung mit König Wilhelm die Krone von Sicilien zu gewinnen gesucht, und lange hatten sich die Verhandlungen mit dem Hofe von Palermo erfolglos hingeschleppt. Indessen hatte Bela die Aussichten auf den Kaiserthron von Byzanz verloren, da im September 1169 Manuel von seiner zweiten Gemahlin, der antiochenischen Maria, ein Sohn geboren wurde. Jetzt nahm Manuel die Verhandlungen wegen der Vermählung seiner Tochter mit König Wilhelm von Sicilien wieder eifriger auf, zugleich aber bot er die Hand derselben einem Sohne Kaiser Friedrichs an.

Friedrich wies das Anerbieten Manuels nicht zurück und sandte im Anfange des Jahres 1172 den Bischof Konrad von Worms nach Constantinopel, um die Verhandlungen fortzusetzen. Da brach Manuel den schon beschworenen Vertrag mit dem König von Sicilien in der gröbsten Weise; statt der bisher freundlichen Beziehungen des Kaisers zu König Wilhelm waltete nun zwischen Beiden die bitterste Feindschaft. Als Manuel seinen Sohn, dem er den Namen Alexius gegeben hatte, noch vor vollendetem dritten Jahre krönen ließ, wurde die Verlobung der Maria mit dem Arpaden Bela förmlich aufgelöst, angeblich wegen zu naher Verwandtschaft der Verlobten; es scheint, daß Manuel damals entschlossen war die Tochter dem Sohne Kaiser Friedrichs zu vermählen. Friedrich, wenn ihn je diese Heirat ernstlich beschäftigt hat, gab bald den Gedanken daran auf, wenn er auch die Verhandlungen fortsetzte; bei diesen lag ihm wohl nur daran, Manuel von der Unterstützung des Papstes und des Lombardenbundes abzuziehen. Indessen machten die niemals ruhenden Bestrebungen Manuels, Italien wieder in seinen Machtbereich zu ziehen, jede Verständigung zwischen den beiden Kaisern

unmöglich; die Verhältnisse Italiens waren es, die sie binnen Kurzem wieder weit auseinander führten.

Alle Versuche Manuels, den Einfluß des Ostreiches in Italien herzustellen, blieben schließlich fruchtlos. Besser gelang es ihm, seine Autorität in Ungarn zur Geltung zu bringen. Am 4. März 1172 starb König Stephan III. noch in jungen Jahren unerwartet zu Gran — man sprach auch hier, wie einst beim jähen Tode seines Oheims Stephan*), von Vergiftung — und hinterließ keinen Erben. Vom Stamme Arpads waren nur noch zwei Brüder Stephans III. übrig: Bela und Geisa. Nichts konnte Manuel erwünschter kommen, um Bela, den er mit den kühnsten Erwartungen erfüllt und dann in denselben getäuscht hatte, eine Entschädigung zu verschaffen und zugleich Ungarn durch einen ganz in griechischer Weise erzogenen Fürsten dauernd an Constantinopel zu fesseln, als Stephans Tod. Sein Entschluß war gefaßt, Bela, den er schon zuvor mit einer Fürstin von Antiochia, einer Schwester der Kaiserin Maria, vermählt hatte**), die Krone Ungarns zu sichern. Zu diesem Zwecke ging er selbst nach Sardica; hier empfing er eine Gesandtschaft von Ungarn, welche um die Rückkehr Belas bat. Mit großem Gefolge und glänzender Ausstattung entsandte darauf der Kaiser Bela und seine Gemahlin nach Ungarn; es wird glaublich versichert, daß Bela dem Kaiser zuvor habe geloben müssen, daß er stets auf das Wohl des Kaisers und der Griechen in seiner Regierung bedacht sein werde. Bela fand in Ungarn Anhang, aber keineswegs allgemeine Anerkennung. Sogar seine Mutter und sein Bruder Geisa, der selbst nach der Krone trachtete, waren gegen ihn, und das Mißtrauen gegen die griechenfreundlichen Arpaden war unter den Ungarn noch nicht erloschen***). Auch Besorgnisse für den Bestand des römischen Bekenntnisses scheinen sich geregt zu haben; denn Erzbischof Lucas von Gran weigerte sich Bela zu krönen, und erst im Januar 1173 empfing der neue König die Krone des heiligen Stephan aus der Hand des Erzbischofs Stephan von Calocsa.

*) Vergl. S. 440.

**) Maria, Kaiser Manuels Tochter, die frühere Verlobte Belas, erhielt erst spät einen Mann. Fast dreißig Jahre alt, wurde sie 1180 mit Rainer, einem Sohne des Markgrafen Wilhelm von Montferrat, vermählt, einem Jüngling von kaum siebzehn Jahren.

***) Man gab sogar Bela Schuld, den Tod seines Bruders Stephan veranlaßt zu haben.

Bela III. hat sich später als ein energischer und tüchtiger Herrscher bewährt*), aber er blieb, so lange Manuel lebte, unter dem Einfluß desselben. Nicht allein vermied er jedes Zerwürfniß mit dem Ostreiche, sondern unterstützte auch Manuel später im Kriege gegen den Sultan von Iconium. Dagegen zeigten sich die Besorgnisse, daß er das römische Bekenntniß in Ungarn gefährden würde, bald als völlig eitel. In den kirchlichen Dingen hielt er fest an den Traditionen seines Vaters und Bruders, ein ebenso entschiedener Anhänger Alexanders III. wie sie. Dem heiligen Petrus zu Liebe entsagte er der Einsetzung von Laienprocuratoren bei in den Bisthümern eintretenden Vacanzen, wie solche bisher in Ungarn üblich gewesen waren, wie auch der von seinen Vorfahren willkürlich geübten Absetzung von Pröpsten und Aebten, und versprach die kirchlichen Einkünfte nur in den dringendsten Fällen für die Zwecke des Reichs zu verwenden. Ungarn verblieb der abendländischen Kirche, aber der Einfluß des abendländischen Kaiserthums auf das Reich des heiligen Stephan war nicht mehr der gleiche, wie in früherer Zeit.

8.

Heinrich der Löwe auf der Höhe seiner Macht.

Durch die rastlosen Arbeiten des Kaisers für die Ruhe Sachsens war Niemand mehr gefördert worden, als Heinrich der Löwe. Er war nicht nur gegen die sächsischen Fürsten, seine erbitterten Gegner, gesichert worden, sondern hatte auch seine Macht in den wendischen Gegenden, die gleichzeitig bedroht war, befestigen können.

*) Seinen Bruder Geisa und seine Mutter ließ Bela einkerkern. Die Letztere wurde dann in das Exil nach Griechenland geschickt. Geisa entkam 1175 der Haft und suchte Schutz bei Herzog Heinrich von Oesterreich. Bela verlangte die Auslieferung und bedrohte Heinrich, als er sie verweigerte, mit Krieg. Geisa flüchtete darauf zu Herzog Sobeslaw von Böhmen; er hoffte durch ihn die Unterstützung Kaiser Friedrichs zu gewinnen. Aber Sobeslaw lieferte Geisa an Bela aus, der den Bruder abermals in den Kerker warf. Erst 1189 erhielt Geisa durch Kaiser Friedrich die Freiheit.

Während der inneren Kriege Sachsens machte König Waldemar einen neuen Versuch, die Insel Rügen sich völlig zu unterwerfen; denn noch immer zeigten sich die Ranen unbotmäßig und erlaubten sich sogar Plünderungen an der dänischen Küste. Im Jahre 1168 rüstete er Heer und Flotte, und seine Absicht war, nicht allein die Ranen zu züchtigen, sondern auch den blutigen Svantevitdienst auf Rügen, ohne den das wendische Heidenthum nie mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden konnte, zu vernichten. Nach dem zwei Jahre zuvor geschlossenen Vertrage*) forderte der König Herzog Heinrich auf, sein Unternehmen zu unterstützen, und der Herzog, da er selbst an dem Kriege nicht Antheil nehmen konnte, entbot seine großen Vasallen im Wendenlande, die Pommernherzoge Kasimir und Bogislaw, wie den Abodritenfürsten Pribislaw, um den Dänen Hülfe zu leisten. Auch Bischof Berno von Schwerin schloß sich der Heerfahrt an, welche der Zerstörung des Götzendienstes auf Rügen galt; er hoffte dabei zu erreichen, was er schon früher vergeblich versucht hatte, sein Missionsfeld über die Insel auszubreiten. Dagegen wollte Waldemars streitbarer Freund, Bischof Absalon von Roeskilde, der von jeher die Seele der dänischen Fahrten nach Rügen gewesen war und auch jetzt dem Könige zur Seite stand, die Insel für sein Bisthum gewinnen. Auch der alte Erzbischof Eskil von Lund und Bischof Sveinn von Arhuus waren im dänischen Heere. Man sah in dem Zuge gegen die heidnischen Ranen einen Kreuzzug.

Etwa in der Mitte des Mais landete Waldemar sein Heer an der Küste Rügens, ohne einem Widerstand hier zu begegnen. Man beschloß sogleich Arkona mit seinem Svantevittempel, dem religiösen Mittelpunkt nicht allein Rügens, sondern des ganzen absterbenden Heidenthums im Wendenlande, anzugreifen. Arkona war keine Stadt, sondern nur ein befestigter Tempeldistrikt, durch eine stetige Wache und durch Schaaren, die sich jetzt zum Schutze des Heiligthums dort gesammelt hatten, vertheidigt. Auf steiler Küste belegen und von drei Seiten vom Meere umflossen, konnte es nur von der vierten, der Landseite, her angegriffen werden; hier war ein gegen fünfzig Ellen hoher Damm aufgeführt, dessen untere Hälfte von Erde aufgeschüttet war, während die obere aus Holzwerk bestand. Da an eine freiwillige Uebergabe des Platzes nicht zu denken war, schickte man sich zu einer förmlichen Belagerung an und

*) Vergl. S. 512.

begann Thürme zu bauen, von denen man die Ranen angreifen wollte. Schon ehe dieselben fertig waren, fiel unerwartet Arkona. Es gelang nämlich das Holzwerk auf dem Walle in Brand zu stecken, und mit unwiderstehlicher Gewalt verbreitete sich das Feuer nicht nur über den ganzen Wall, sondern auch bis an die heiligen Stätten. In der Verzweiflung beschloß die Besatzung sich zu ergeben, und der König nahm sie zu Gnaden unter den Bedingungen an, daß das Bild des Svantevit und der Tempelschatz ihm überliefert, die gefangenen Christen ohne Lösegeld freigegeben, von den Ranen die kirchlichen Ordnungen der Dänen angenommen und die bisher den heidnischen Tempeln gehörigen Grundstücke zur Ausstattung christlicher Kirchen verwendet werden sollten. Ueberdies sollten die Ranen ferner dem Dänenkönige unweigerlich, so oft er es verlangte, Heeresfolge leisten und jährlich von jedem Joch Ochsen einen Tribut von 40 Denaren zahlen. Als Geiseln für die Erfüllung des Vertrags sollten vierzig vornehme Jünglinge gestellt werden.

Dies geschah am 14. Juni. Am folgenden Tage — es war das Fest des heiligen Veit, der nach der Sage schon früher auf der Insel verehrt sein sollte, — wurde den Siegern das Heiligthum des Svantevit übergeben. Das ungeschlachte Götzenbild mit seinen vier Häuptern wurde umgestürzt, dann an Stricken in das dänische Lager geschleppt, zerhauen und für die Kochfeuer gebraucht. Staunend sahen die Ranen das klägliche Ende des Götzen, in dem sie bisher ihre ganze Stärke gesucht hatten. Das Heidenthum der Wenden hatte den Todesstoß erhalten. Sofort wurde dann mit der Christianisirung der Ranen begonnen. Die Geistlichen machten sich kein Gewissen daraus, Alle zu taufen, die in ihre Hände fielen, selbst Widerstrebende. Auch der Bau einer christlichen Kirche wurde sogleich in Arkona in Angriff genommen; in größter Hast zimmerte man ein Gotteshaus aus den Balken zusammen, die man zuvor für den Bau der Belagerungsthürme herbeigeführt hatte.

Schon in der Frühe des 16. Juni, als man gegen Karenz*) anzog, wo der Fürst Tetislaw und sein Bruder Jarimar ihre Wohnsitze hatten, eilten diese herbei, um sich unter denselben Bedingungen, wie die Besatzung von Arkona, zu unterwerfen. Ohne einen Schwertstreich

*) Das heutige Garz.

nahmen die Sieger noch an demselben Tage Karenz mit seinen drei Tempeln in Besitz. Auch hier wurden die Götzenbilder gestürzt, die Taufe den Ranen aufgedrungen und der Grund zu christlichen Kirchen gelegt. Am Abende des 17. Juni verließ der König mit seiner Flotte Karenz und erhielt noch in der Nacht auf einer kleinen Insel, an der er landete, den Tempelschatz des Svantevit ausgeliefert. Am folgenden Morgen kehrten die Dänen mit reicher Beute in die Heimat zurück; ihre wendischen Bundesgenossen hatten sich schon vorher von ihnen getrennt, mit Unmuth erfüllt, weil die Dänen allein den Gewinn aus dem glücklichen Kriegszuge davongetragen hatten.

Sobald Herzog Heinrich von den Vorgängen auf Rügen erfuhr, verlangte er nach dem früher mit Waldemar geschlossenen Vertrage die Hälfte der Beute, des Tributs und der Geiseln. Der Dänenkönig verweigerte die Theilung, und nun rief Heinrich die wendischen Herren in Wagrien und im Abodritenlande, wie die Fürsten von Pommern auf, Rache an den Dänen zu üben. Leicht war die alte Lust am Seekrieg und Seeraub bei den Wenden wieder angefacht. Bald waren alle Küsten Dänemarks von Piratenschiffen umschwärmt. Beute und Gefangene wurden in Fülle gemacht. An einem Tage wurden auf dem Markte zu Meklenburg 700 dänische Gefangene feilgeboten. Waldemar vertraute den Schutz Dänemarks besonders einer Flotte an, an deren Spitze sein Sohn Christoph und der Bischof Absalon standen; sie zerstreuten hier und da die Piraten, drangen auch zeitweise in Wagrien ein, aber dauernd konnten sie doch dem verheerenden Sturm nicht gebieten. Indessen richtete der König selbst seine Angriffe gegen die Fürsten der Pommern. Zweimal lief er mit seiner Flotte in die Odermündungen ein, momentan brachte er auch Stettin in seine Gewalt, doch durchschlagende, nachhaltige Erfolge erreichte auch er nicht.

Ueber zwei Jahre dauerten diese wüsten Kämpfe, welche alle Gestade der Ostsee unsicher machten: da entschloß sich endlich Waldemar die Forderungen Herzog Heinrichs zu befriedigen. Am 24. Juni 1171 kam er mit ihm an der Eiderbrücke zusammen und bewilligte Alles, was Heinrich verlangte: die Hälfte der in Rügen gemachten Beute, die Hälfte des Tributs und der Geiseln. Dagegen gebot Heinrich den Wenden die Raubzüge nach Dänemark einzustellen und erneuerte das frühere Freundschaftsverhältniß mit König Waldemar; zur Befestigung

desselben wurde Heinrichs Tochter Gertrud, die Wittwe Herzog Friedrichs von Schwaben, mit Waldemars Sohn Knud, dem schon die Nachfolge im dänischen Reiche zugesichert war, verlobt. Gertrud begab sich alsbald an den dänischen Hof, doch fand die Vermählung, da Knud noch ein Knabe war, erst später statt.

Nicht ohne Mühe gelang es, die wilden Elemente, welche der Herzog unter den Wenden aufgeregt hatte, wieder zu besänftigen. Wegelagerer und Räuber machten die Straßen im Wendenlande unsicher. Als sie auch in der Gegend von Schwerin sich zeigten, ließ Graf Gunzelin Alle, die auf verdächtigen Wegen umherschweiften, aufgreifen und aufknüpfen. Mit solcher Strenge stellte man die Ordnung her, und es trat nun eine Zeit ungewohnter Ruhe im Wendenlande ein. Alle Verhältnisse gewannen an Festigkeit, nachdem der Götzendienst auch auf Rügen vernichtet und das letzte freie wendische Fürstenthum unterworfen war. Jetzt erst war der Boden für neue Schöpfungen hier ganz geebnet, und mochten die Dänen neben den Deutschen sich noch hier geltend machen wollen, bald zeigte sich doch, daß das deutsche Wesen mehr schöpferische Kraft besaß. Schon im Jahre 1172 sagt Helmold, der älteste Chronist des Wendenlandes: „Das ganze Land, wie es sich von der Eider an zwischen der Elbe und der Ostsee bis nach Schwerin erstreckt, einst ein mit Schrecknissen erfülltes, fast wüstes Gebiet, ist nun gleichsam eine zusammenhängende sächsische Kolonie geworden, wo Städte und Burgen gebaut werden, wo sich die Kirchen und die Priester mehren. Auch Pribislaw gab jeden weiteren Widerstand auf und sah ein, daß es schwer sei wider den Stachel zu löcken; er saß ruhig und zufrieden in dem ihm überlassenen Theile des Abodritenlandes, baute die Burgen zu Meklenburg, Ilow und Rostock*) und siedelte in deren Bezirken Wenden an." Auch in seinem Fürstenthum, wie in Pommern, machten sich die deutschen Einflüsse überall fühlbar.

Helmold mißt das Verdienst dieser heilsamen Veränderung vor Allem Heinrich bei; denn ihn allein fürchteten die Wenden, während sie die dänischen Angriffe wenig achteten. Heinrich, sagt er, habe die Kraft der Wenden mehr gebrochen, als alle Herzoge vor ihm, ja selbst als der gefeierte Kaiser Otto. Er habe ihnen ein Gebiß angelegt und

*) Vergl. S. 607.

leite sie, wohin er wolle. „Er gebietet ihnen Frieden, und sie gehorchen; er ruft sie zum Kriege auf, und sie sagen: Hier sind wir!"

Inzwischen war auch die so tumultuarisch begonnene Christianisirung Rügens fortgesetzt worden. Absalon von Roeskilde und Berno von Schwerin waren in gleicher Weise für die Mission daselbst thätig und suchten die Insel in ihren Sprengel zu ziehen. Auf Bitten König Waldemars überwies Papst Alexander Rügen dem Roeskilder Bisthum, während Kaiser Friedrich in dem großen Privilegium, welches er am 2. Januar 1170 dem Bisthum Schwerin ausstellte, die Insel in den Sprengel Bernos zog. Eine Entscheidung über die beiderseitigen Ansprüche wurde erst 1177 getroffen, indem Papst Alexander die Insel zwischen Roeskilde und Schwerin theilte. Eine besondere Förderung hatte indessen die Mission durch Jarimar gewonnen, der bald nach der Zerstörung des Svantevittempels seinem Bruder Tetislaw als Fürst von Rügen gefolgt war und sich als ein eifriger Freund der Christen zeigte. Helmold vergleicht ihn in seinem Bekehrungseifer dem Apostel Paulus. Schon in der ersten Zeit seiner Regierung gab es zwölf christliche Kirchen auf Rügen, für deren Dienst Priester bestellt waren. Später stiftete Jarimar in seiner Herrschaft auch ein Mönchs- und ein Nonnenkloster.

Auch die anderen Fürsten der Wenden zeigten sich freigebig, wo es kirchliche Stiftungen galt. Der Pommernherzog Kasimir stattete das Bisthum des Landes, welches bereits in Kamin einen festen Sitz gewonnen hatte, reichlich aus; durch ihn wurde ein Cistercienserkloster in Dargun errichtet, durch seinen Bruder Bogislaw das Prämonstratenserstift zu Grobe befestigt; Beider Vetter, der Burggraf Wartislaw von Stettin, begründete das Cistercienserkloster Kolbatz. Aus Kolbatz kamen dann die ersten Cistercienser nach Oliva, wo der Herzog Boleslaw von Oberpommern durch sie das erste Kloster in seinem Lande einrichten ließ. Zu derselben Zeit (1170) gründete der Abodritenfürst Pribislaw das Cistercienserkloster zu Doberan und stattete es reichlich aus. Meist waren es Cistercienser, die so im Wendenlande ansässig wurden, und dies beruhte auf dem Einfluß Bischof Bernos, der fast bei allen diesen Stiftungen thätig war. An Bekehrungseifer fehlte es den Fürsten der Wenden nicht, aber christlicher Glaube und christliche Sitte fanden im Volke doch schwer Eingang; viel heidnisches Unwesen erhielt sich noch lange selbst unter denen, welche willig die Taufe genommen hatten.

In dieser Zeit brachte auch Herzog Heinrich seine kirchlichen Stiftungen im Wendenlande zum Abschluß, und auch das geschah unter der Einwirkung des Bischofs Berno, der sich stets in der Gunst des Herzogs zu erhalten wußte. Am 9. September 1171 wurde der Dom zu Schwerin in Gegenwart des Herzogs, der Fürsten Kasimir und Pribislaw, der Grafen von Schwerin und Ratzeburg, des Bischofs Evermod von Ratzeburg und vieler anderer Herren und Geistlichen eingeweiht; zugleich stattete der Herzog das Bisthum in derselben Weise aus wie früher Ratzeburg und Lübeck. Der alte Hader zwischen ihm und den Bischöfen des Wendenlandes schwieg; sie hatten sich gewöhnt in seiner Macht ihre Stärke zu finden.

Nichts hatte Herzog Heinrich mehr an der Befestigung seiner Herrschaft im Wendenlande behindert, als die Zerwürfnisse, in denen er unaufhörlich mit den sächsischen Fürsten gelebt hatte. Die Seele jedes Widerstandes, den er bei ihnen fand, war seit langen Jahren Markgraf Albrecht der Bär gewesen. Es war deshalb eine Sicherung für seine Macht, als dieser sein unversöhnlicher Widersacher am 18. November 1170 verstarb.

Markgraf Albrecht hatte ein Alter von etwa siebzig Jahren erreicht. Noch auf dem Erfurter Reichstage*) war er vor dem Kaiser erschienen und hatte dann am 16. August mit seinen Söhnen der Einweihung des Havelberger Doms beigewohnt, dessen Bau besonders durch die von ihm gebotenen Mittel ermöglicht war. Es war ein glänzendes Fest gewesen, zu welchem er selbst die Kosten hergegeben hatte. Die Weihe hatte der Erzbischof Wichmann von Magdeburg unter Assistenz der Bischöfe von Havelberg, Brandenburg, Meißen und Ratzeburg vollzogen. Markgraf Otto, der schon seit längerer Zeit die Mark Brandenburg für den Vater verwaltete, hatte dem Bisthum ein Privilegium ausgestellt, welches demselben nicht allein die alten kaiserlichen Schenkungen bestätigte, sondern auch nicht unerhebliche Besitzungen hinzufügte. Der Pommernherzog Kasimir, der mit seinem Bruder Bogislaw dem Feste anwohnte, hatte einen weiten District an der

*) Vergl. S. 654.

Tollense der Kirche zu Havelberg geschenkt, um dort ein Prämonstratenserstift anzulegen. Wo Albrecht sein Leben endete, ist nicht überliefert; auch seine Grabstätte ist nicht bekannt*).

Hatte Albrecht einst mit den Welfen um das Herzogthum Sachsen, auf welches er als Sohn einer Billingerin Ansprüche zu haben glaubte, gestritten, so war von ihm ein solcher Siegespreis längst nicht mehr erstrebt worden, aber den Kampf gegen die Welfen hat er deshalb nie aufgegeben. Den Kampf gegen Herzog Heinrich, von dem er die Unterdrückung der sächsischen Fürstenfreiheit befürchtete, behielt er stets im Auge; er hat ihn bis in sein Greisenalter fortgeführt. Der Löwe ist nicht überwunden worden, aber auch der Bär — so nannten Albrecht schon die Zeitgenossen — hat sich nicht bewältigen lassen. Niemals hat Albrecht eine Abhängigkeit von dem welfischen Herzoge Sachsens anerkannt. So sehr Albrechts Streitigkeiten mit Heinrich die Zeitgenossen beschäftigt haben, noch weit mehr, als sie, hat doch die Begründung der Mark Brandenburg ihm ein bleibendes Andenken in der Geschichte gewonnen.

Indem er die ihm übertragene sächsische Altmark sicherte und erweiterte, das Christenthum und deutsches Wesen in jenen Gegenden jenseits der Elbe an Havel und Spree verbreitete, welche einst schon vom Markgrafen Gero Kaiser Otto dem Großen unterworfen, aber dann dem Reiche so gut wie ganz wieder verloren waren, die alte Hauptstadt der Heveller Brandenburg dauernd den Deutschen gewann und zum Mittelpunkt seiner Herrschaft machte, legte er den Grund zu einem deutschen Fürstenthum, welches festen Bestand gewann und dem eine große Zukunft vorbehalten war.

Albrecht hatte eine glückliche Hand im Kolonisiren. Er hat wesentlich die gleichen Mittel angewendet, wie Heinrich der Löwe, aber schonender, ruhiger und deshalb mit um so sicherern Resultaten. Wie viel auch Heinrich für die Mission im Wendenlande that, die Bischöfe daselbst haben oft genug über seine Eigenmächtigkeit geklagt, und schwer empfanden sie es, daß sie ihm als ihrem Lehnsherrn dienen mußten. Albrecht hat keine Herrschaft über die Bischöfe von Havelberg und

*) Wahrscheinlich war es die Nicolaikapelle der von ihm erbauten Kirche des h. Pancratius zu Ballenstedt, wo auch andere Mitglieder des ascanischen Fürstenhauses bestattet wurden. Die Fürstengruft daselbst ist längst zerstört.

Brandenburg in Anspruch genommen, vielmehr zeigte er ihnen, wie dem Klerus überhaupt, dienstwillige Ergebenheit; die Prämonstratenser haben keinen zuverlässigeren Freund als ihn gehabt. Die Bisthümer an der Havel haben erst durch ihn festen Bestand gewonnen. Den Havelberger Dom hat er noch vollendet gesehen, der Brandenburger war im Bau begriffen und stieg schon mächtig empor. Die Bischöfe und die Domkapitel hat er mit seinem Sohne Otto reichlich ausgestattet. Mit Erzbischof Wichmann von Magdeburg, einem Kirchenfürsten von großen Ansprüchen und wenig gefügigem Charakter, suchte er stets einmüthig zusammenzuwirken. Er hielt fest an der Ansicht, daß er mit der Propagirung der christlichen Kirche unter den Wenden zugleich seine eigene Macht stärke und befestige. Es ist sehr begreiflich, wenn eine Partei in Bremen einen Sohn Albrechts zum Erzbischof wählte, aber nicht minder verständlich, weshalb Heinrich der Löwe dieser Wahl mit aller Kraft sich widersetzte.

Während Heinrich seinen Nachbarn sich furchtbar machte, suchte Albrecht in ihnen eine Stütze der eigenen Macht zu gewinnen und durch Heiraten sie sich enger zu verbinden. Seine Tochter Hedwig vermählte er dem Markgrafen Otto von Meißen, den man den Reichen nannte, eine andere an Dietbold, den Bruder des Böhmenkönigs Wladislaw, seinem ältesten Sohn Otto gab er Judith, eine Tochter des Polenherzogs Boleslaw III. zur Gemahlin, sein jüngster Sohn Bernhard verehlichte sich mit einer anderen Judith, der Tochter des Herzogs Miseco III. von Polen.

In den Angelegenheiten des Reichs hat Albrecht seit dem Frankfurter Frieden (1142) keine hervorragendere Rolle mehr gespielt. Er hat treu zu Kaiser und Reich gehalten, obwohl ihm bei der offenkundigen Parteinahme des Kaisers für Heinrich den Löwen die Treue oft schwer genug fallen mochte. Auch in dem kirchlichen Schisma hat er dem Kaiser keine Opposition bereitet, doch ist er wohl nie ein warmer Anhänger der Gegenpäpste gewesen. Tritt er in den Reichssachen zurück, so erscheint er dagegen in den sächsischen Angelegenheiten neben Herzog Heinrich immer in vorderster Reihe. Man hat ihn oft mit Kaiser Friedrich dem Rothbart und Heinrich dem Löwen zusammengestellt, aber neben den weltbewegenden Thaten dieser erscheint seine Wirksamkeit nur als eine engbegrenzte. Ob dem so ist, der Begründer der Mark Brandenburg kann nie vergessen werden.

Albrecht hinterließ mehrere tüchtige Söhne, zwischen denen er schon bei Lebzeiten seine große Erbschaft vertheilt hatte. Otto, der älteste, der schon seit Jahren für den alternden Vater die Mark Brandenburg verwaltete, blieb in dem alleinigen Besitz derselben, während der zweite Sohn Hermann die große Orlamündische Erbschaft in Franken, Thüringen und dem Voigtlande erhielt*). Einem dritten Sohne, Adalbert mit Namen, fielen die alten Besitzungen des Hauses am Unterharz zu; er nannte sich Graf von Ballenstedt. Ein vierter Sohn Albrechts, Dietrich, erhielt die Billingschen Erbgüter in Thüringen, Engern und Ostfalen; seine Hauptburg war Werben**), nach welcher er sich einen Grafen von Werben nannte. Bernhard, dem jüngsten Sohne, waren zerstreute Besitzungen an der Elbe und Saale bestimmt, und er pflegte sich nach den alten Stammburgen Anhalt und Aschersleben zu bezeichnen; ihm fiel auch zu, was sein Vater von dem ausgestorbenen Geschlechte der Grafen von Plötzke und dem Dompropste Martin von Halberstadt ererbt hatte. In der Folge war ihm das Glück noch besonders günstig; denn da sein Bruder Adalbert, der Graf von Ballenstedt, schon nach kurzer Zeit ohne männliche Erben starb, gingen auf ihn die Besitzungen am Unterharz über; auch aus der Hinterlassenschaft des Grafen Dietrich von Werben, der 1183 ohne Leibeserben das Zeitliche segnete, zog er Gewinn. Er ist der gemeinsame Stammvater der erst 1689 ausgestorbenen ascanischen Herzoge Sachsens, wie des noch jetzt blühenden anhaltinischen Herzogshauses. Zwei Söhne Albrechts des Bären lebten im geistlichen Stande: der schon erwähnte, zum Erzbischof von Hamburg-Bremen erwählte Sifried und Heinrich, der Domherr in Magdeburg war.

Von den Söhnen Albrechts des Bären schienen Heinrich dem Löwen kaum ernste Gefahren zu drohen, und um so sicherer konnte er sich fühlen, als sie alsbald mit dem Kaiser in Zerwürfnisse geriethen, während er selbst sich der vollen Gunst desselben erfreute.

---

*) Vergl. Bd. IV S. 188.

**) Burgwerben bei Weißenfels. Dietrich stand auch die Vogtei über das in der Nähe belegene Kloster Goseck zu. Vergl. Bd. IV S. 39.

Der Kaiser hatte den Sommer 1171 in den rheinischen Gegenden zugebracht. Den Johannistag feierte er in Köln, einer Stadt, die bei ihm längere Zeit in Ungnaden gestanden hatte, vielleicht wegen der Verbindung, die sie vor Jahren mit den ostsächsischen Fürsten gegen Heinrich den Löwen eingegangen war*); er wandte ihr jetzt seine Gunst wieder zu, nachdem sie ihm eine große Geldsumme gezahlt hatte. Im Juli hielt er einen Reichstag zu Nymwegen, um Anordnungen für den Landfrieden zu treffen. Fast während des ganzen Augusts und Septembers verweilte er dann in Aachen, der Pfalz Karls des Großen, und kehrte dahin nach einem kurzen Aufenthalt in Lüttich noch einmal im Oktober zurück. Es war damals, daß er für die Sicherheit der Stadt sorgsame Vorkehrungen traf**). Im Spätherbst begab er sich dann nach Sachsen, um einen Hoftag abzuhalten, den er zum 18. November nach Goslar berufen hatte.

Auf diesem Hoftage trat der Kaiser, welcher die anderen Anordnungen Albrechts des Bären schon früher bestätigt hatte oder jetzt bestätigte, mit Ansprüchen auf die Erbschaften hervor, welche Albrecht aus dem Nachlaß der Grafen von Plötzke und des Dompropstes Martin gemacht und seinem Sohne Bernhard übergeben hatte. Die Plötzkesche Erbschaft war Albrecht schon früher von Heinrich dem Löwen hartnäckig, aber vergeblich bestritten worden***). So wenig wir die Begründung der Ansprüche Heinrichs kennen, eben so wenig ist bekannt, welches Recht der Kaiser auf jene Erbschaften geltend machen konnte. Wie zu erwarten stand, wurden diese Ansprüche von dem Grafen Bernhard und seinen Brüdern energisch bestritten. Die Sache kam nicht zum Austrag, vielmehr wurde die Entscheidung bis auf Johannis des nächsten Jahres vertagt. Auf einem Tage zu Naumburg am 27. November scheinen Versuche gemacht zu sein, den Kaiser in Güte von seinen Forderungen abzubringen; denn damals waren am Hofe außer dem Erzbischof von Magdeburg, den Bischöfen von Naumburg und Meißen und dem Landgraf Ludwig von Thüringen auch Markgraf Otto von Brandenburg und seine Brüder Hermann und Dietrich. Fanden solche Versuche statt, so sind sie jedenfalls erfolglos gewesen. Die Söhne Albrechts konnten sich kaiserlicher Huld damals nicht erfreuen.

*) Vergl. S. 603.
**) Vergl. S. 481.
***) Bd. IV S. 280. 363, Bd. V S. 8. 9. 12. 18.

Unter diesen Verhältnissen faßte Heinrich der Löwe den Entschluß, eine Reise nach den heiligen Stätten anzutreten. Eine solche Wallfahrt galt zu jener Zeit gleichsam als die Pflicht eines ritterlichen Mannes, um damit seinen religiösen Sinn vor der Welt darzulegen. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß bei Heinrich ein anderer Beweggrund obwaltete, wie bei so vielen anderen deutschen Fürsten, die vor und nach ihm die Wallfahrt unternahmen. Ob er bei der Reise auch politische Pläne verfolgte, ist ungewiß, aber sicher ist, daß er mit einem so großen und glänzenden Gefolge die Pilgerfahrt antrat, daß er aller Orten die Aufmerksamkeit auf sich lenken mußte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er seine Stellung in Sachsen jetzt als eine so unantastbare ansah, daß auch seine Abwesenheit dieselbe nicht beeinträchtigen konnte; es ließ sich sogar hoffen, daß die sächsischen Zustände, die sich für ihn so überaus günstig gestaltet hatten, sich noch leichter befestigen würden, wenn er für längere Zeit aus dem Gesichtskreis seiner Gegner verschwände. Es ist bezeichnend, daß er die Sorge für den Landfrieden in Sachsen Erzbischof Wichmann übertrug, der nächst Albrecht dem Bären sein hartnäckigster Gegner gewesen war, mit dem er sich aber jüngst versöhnt hatte.

Am 13. Januar 1172 brach der Herzog von Braunschweig auf. Es schlossen sich ihm an Bischof Konrad von Lübeck, Abt Heinrich von Braunschweig, Abt Berthold von Lüneburg, der Abodritenfürst Pribislaw, die Grafen Gunzelin von Schwerin und Sifried von Blankenburg und viele andere Edle und Ministerialen. Den Schutz seines Hauses und seiner damals schwangeren Gemahlin Mathilde übertrug er Ekbert von Wolfenbüttel und Heinrich von Lüneburg, auf deren Treue er glaubte bauen zu können. Er nahm seinen Weg zunächst nach Regensburg, wo er das Fest der Reinigung Mariä (2. Februar) feierte und wo sich auch manche bairische Herren ihm zu folgen entschlossen, unter ihnen der Pfalzgraf Friedrich von Wittelsbach. Im Ganzen sollen etwa 500 Ritter den Herzog begleitet haben. Als er an die Grenzen des Herzogthums Oesterreich kam, eilte ihm sein Stiefvater Herzog Heinrich Jasomirgott entgegen und bereitete ihm zu Kloster Neuburg einen glänzenden Empfang. Ein Theil der sterblichen Ueberreste seiner Mutter Gertrud war in diesem Kloster beigesetzt, und an der ihm heiligen Stätte feierte er ihr Gedächtniß. Sein Stiefvater geleitete ihn darauf nach Wien, wo Schiffe beschafft und reichlich mit Lebensmitteln

befrachtet wurden. Hier gesellte sich zum Herzog auch der erst kürzlich erwählte Bischof Konrad von Worms*), nicht um die Wallfahrt mitzumachen, sondern um in Constantinopel im Auftrage Kaiser Friedrichs die Verhandlungen mit Kaiser Manuel über die Vermählung ihrer Kinder fortzuführen**). Man wollte freilich wissen, daß der Bischof nicht so sehr zu diesem Zwecke, als deshalb abgesandt sei, dem Herzoge eine ehrenvolle Aufnahme in Constantinopel zu sichern und ihm von Manuel zuverlässiges Geleit für die Fortsetzung seiner Reise zu verschaffen.

Die Herren setzten von Wien weiter die Reise zu Schiffe fort, die Dienerschaft folgte mit den Pferden am Lande. Da der Herzog von Oesterreich sie noch weiter begleitete und die größte Gastfreundschaft aller Orten übte, kam man in bester Stimmung bis nach Wieselburg, wo man das ungarische Gebiet betrat. Dort empfing im Auftrage König Stephans III. der Graf Florentius die Reisenden und geleitete sie nach Gran. Bei der Ankunft aber traf sie die Schreckensnachricht, daß in der Nacht zuvor (4. März) König Stephan gestorben war; wie man glaubte, in Folge einer Vergiftung. Am schwersten traf dieses Ereigniß Herzog Heinrich von Oesterreich, denn seine Tochter Agnes war die Gemahlin des Ungarnkönigs gewesen, der keine männlichen Nachkommen hinterließ. Agnes, die beim Tode ihres Gemahls gesegneten Leibes war, bedurfte des väterlichen Schutzes und kehrte alsbald mit dem Vater nach Oesterreich zurück.

Auch Heinrich der Löwe und sein Gefolge waren im ersten Augenblicke unschlüssig, ob sie die Reise unter diesen Umständen fortsetzen könnten. Sie erholten sich deshalb beim Erzbischof Lucas von Gran Rath, und auf seine Verwendung beschlossen die ungarischen Großen, daß Florentius den Wallfahrern weiter Geleit bis an die Grenzen des griechischen Reichs geben solle. So setzten der Herzog und Bischof Konrad von Worms unbehindert ihre Donaufahrt fort. Bei einer gefährlichen Strömung, welche die anderen Schiffe glücklich passirt hatten, gerieth das des Herzogs in einen Strudel und sank. Der Herzog war in der Gefahr, seinen Tod in den Wellen zu finden,

*) Konrad II. Sein Vorgänger, gleichen Namens, war am 13. April 1171 gestorben.

**) Vergl. S. 680.

aber den Bewohnern einer am Flusse liegenden Burg gelang es, ihn zu retten. Graf Gunzelin, der Mundschenk Jordanus und Andere, die in demselben Schiffe gewesen waren, entkamen durch Schwimmen. Ohne weiteren Unfall gelangte man bis nach Brandiz, etwas unterhalb der Morawamündung*), hier schon auf griechischem Gebiet. Weiter ließ sich die Schiffahrt nicht fortsetzen. Man mußte deshalb die Vorräthe auf Lastwagen bringen und die Reise weiter zu Pferde machen.

Zunächst hatte man den sogenannten Bulgarenwald zu durchziehen, ein breites, waldiges und sumpfiges Gebirgsland, welches in den Händen der Serben war. Ihr Zupan Stephan Naeman hatte sich nicht lange zuvor gegen Kaiser Manuel rebellisch erhoben, war aber besiegt und gedemüthigt worden; nichtsdestoweniger lebte das waffenlustige Volk nach seinen Gelüsten, wie die Wallfahrer bald erleben sollten. Die Reise durch den Wald war höchst beschwerlich. Auf dem sumpfigen Boden konnten die Pferde die Lastwagen nicht fortschaffen, und diese selbst brachen zusammen. So entstand Verzug über Verzug, so daß der Herzog sich endlich entschloß den Pferden aufpacken zu lassen, so viel sie tragen konnten, die Wagen und den Rest der Vorräthe aber zurückzulassen. So erleichtert kam man inmitten des Waldes an eine Stadt, Ravenelle genannt, unweit der Mündung der Ravana in die Morawa. Ein Gesandter Kaiser Manuels, welcher dem Herzog entgegengekommen war, forderte die Einwohner der Stadt auf, die Reisenden gastlich aufzunehmen, doch ohne Erfolg. Der Herzog ließ deshalb ein Lager vor der Stadt aufschlagen und bat um Geleit für die Fortsetzung seiner Reise. Die Einwohner schlugen diese Bitte ab, und der Herzog zog darauf, wie zum Kampfe gerüstet, an der Stadt vorbei und bezog nicht weit von derselben ein Lager, um dort zu nächtigen. Ein helles Feuer beleuchtete die Lagerstätte und machte sie weithin kenntlich. Um Mitternacht eilten serbische Schaaren herbei, griffen das Lager an, zunächst die Zelte des Bischofs von Worms; als sie aber hier zurückgetrieben wurden, hielten sie für gerathen, einen neuen Kampf nicht mehr zu versuchen, sondern die Reisenden ziehen zu lassen. Endlich kam man an das Ende des Bulgarenwaldes und nach der nahen Stadt Nissa, wo man die beste Aufnahme und Verpflegung auf kaiserliche Kosten fand. Die Reise ging dann ohne Fährlichkeiten über

*) Vergl. Bd. IV S. 270. 271.

Philippopolis und Adrianopolis bis Constantinopel. Am Charfreitage (14. April) stand man in einem Lager vor der Kaiserstadt, feierte hier den heiligen Tag in gebührender Weise und hielt am folgenden Tage Rast.

Nachdem die Wallfahrer am Ostertage den Morgengottesdienst gehalten und das Frühmahl eingenommen hatten, zog der Herzog mit seinem Gefolge nach der kaiserlichen Residenz. Schon vorher hatte er dem Kaiser kostbare Geschenke gesandt, prächtig gesattelte und gezäumte Rosse, Harnische, Schwerter, Scharlachkleider und feine Linnengewande, wie sie in Sachsen üblich. Der Kaiser empfing den Herzog und sein Gefolge, von allen seinen geistlichen und weltlichen Großen umgeben, in einem großen Parke, wo zahlreiche Zelte für seine Hofleute aufgeschlagen waren; die Zelte bestanden aus purpurnen baumwollenen Stoffen und waren mit goldenen Spitzen und allerlei nach der Stellung der Hofleute verschiedenen Abzeichen geziert. Der Kaiser begrüßte den Herzog freundlich und lud ihn ein, ihn auf der Festprocession zu begleiten, die alsbald beginnen sollte. Der ganze Weg war mit Purpurdecken belegt und oben durch seidene, golddurchwirkte Vorhänge beschattet, an den Seiten mit Kränzen und goldenen Ampeln geziert. Den Zug eröffnete die Geistlichkeit, ihr folgten der Kaiser, der Herzog und die fremden Ritter. Zuerst zog man nach dem goldenen Zelt des Kaisers, welches ganz von Edelsteinen strahlte, und trat dann von hier den feierlichen Kirchgang an. Während des Gottesdienstes ließ sich der Kaiser auf einem hohen Throne nieder, neben ihm wurde dem Herzoge auf einem niedrigeren Sessel der Platz angewiesen. Dem Gottesdienste folgte ein Festmahl.

Am Nachmittage wurden mancherlei Lustbarkeiten für den Kaiser und den Herzog veranstaltet. Die geistlichen Herren vertieften sich dagegen in eine Disputation über jene Streitfrage über den Ausgang des heiligen Geistes, welche schon so lange die morgen- und abendländische Kirche spaltete und welche die Bischöfe von Worms und Lübeck glaubten aufs Neue in Anregung bringen zu müssen. Den gelehrtesten Theologen der Griechen gegenüber vertheidigte Abt Heinrich von Braunschweig die Lehre des Abendlandes mit siegreichen Gründen und gewann sich dadurch die Gunst des Kaisers, der sich schon längst um die Ausgleichung dieser Lehrdifferenz bemüht hatte. In allen Dingen erwies sich der Kaiser gnädig gegen seine abendländischen Gäste; nicht minder die

Kaiserin Maria, welche dem Herzoge so viele Sammtröcke schenkte, daß er sein ganzes Gefolge darin kleiden konnte. Auch jeden Ritter beglückte sie dann noch mit ausgesuchtem Pelzwerk.

Der Kaiser stellte dem Herzoge zur Fortsetzung seiner Pilgerfahrt ein festes und mit allen Lebensbedürfnissen reichlich versehenes Schiff zur Verfügung. Dieses Schiff bestieg der Herzog mit seinem Gefolge; die Pferde ließen sie meist in Constantinopel zurück. Der Bischof von Worms trennte sich jetzt von der Pilgerschaar, um seine Aufträge an Kaiser Manuel auszurichten und dann nach Deutschland zurückzukehren. Bald nach der Abfahrt des Herzogs erhob sich ein Sturm; das Schiff wurde zwischen Klippen geworfen und schien verloren. Zum Glück legte sich bald das Unwetter und das Fahrzeug entrann glücklich der Gefahr. Wohlbehalten landete der Herzog und sein Gefolge bei Accon, wo sie bei den Einwohnern freudiges Entgegenkommen fanden. Von Accon zogen sie auf Streitrossen, Lastpferden und Maulthieren, einige auch auf Eseln — wie sich ein Jeder beritten machen konnte — nach Jerusalem hinauf. Die Templer und Johanniter kamen ihnen mit großem Gefolge entgegen und geleiteten sie in die heilige Stadt, wo der Klerus sie mit Hymnen und Lobgesängen empfing.

Der Herzog zeigte sich den Jerusalemiten als ein reicher und freigebiger Fürst. Dem heiligen Grabe brachte er ein großes Geldgeschenk dar und stiftete in demselben drei ewige Lampen, zu deren Erhaltung er die Jahreseinkünfte zweier von ihm zu Jerusalem angekaufter Häuser bestimmte. Die Kapelle des heiligen Kreuzes ließ er mit kostbaren Mosaiken schmücken und die Thüren derselben mit reinstem Silber belegen. Den Templern und Johannitern machte er werthvolle Geschenke, namentlich an Waffen, und spendete ihnen die Summe von 1000 Mark Silber zum Ankauf von Grundstücken, von deren Ertrag in Kriegszeiten Söldner erhalten werden sollten. König Amalrich, von seinem schweren Geschick schon innerlich gebrochen, ehrte den glänzenden Gast nach Gebühr; drei Tage gab er ihm und seinem Gefolge im königlichen Palaste große Gelage. Aber weniger hierauf, als auf den Besuch der heiligen Stätten, war der Sinn des Herzogs gerichtet. Alle die Orte, die durch das Leben und Leiden des Heilandes geweiht waren, wurden von ihm und seinen Gefährten aufgesucht. Nachdem sie im Thal Josaphat, auf dem Oelberge, zu Bethlehem und Nazareth ihre Andacht verrichtet, zogen sie unter dem Geleit der Templer nach dem

Jordan und betraten die Wüste, in welcher der Herr die Versuchung bestand. Ueberall folgte dem Herzog Abt Heinrich von Braunschweig, der sich auf der ganzen Wallfahrt unermüdlich in Gottesdiensten, wie im Beten, in Fasten und Kasteiungen erwies; wo man auch war, überall vor dem Aufbruch hielt er die Messe.

Der Herzog verweilte nach seiner Rückkehr vom Jordan noch zwei Tage als Gast des Patriarchen Amalrich zu Jerusalem, dann zog er wieder nach Accon zurück, um sich von den freundlichen Einwohnern zu verabschieden. Er trennte sich hier auch von dem Bischof Konrad von Lübeck und dem Abt Berthold, die mit Anderen aus des Herzogs Gefolge hier zu Schiff gehen und zur See heimkehren wollten. Er selbst mit dem Abt Heinrich und dem größeren Theile seiner Ritter zog nach Antiochia und die Templer gaben ihm hierhin Geleit. Bischof Konrad bereute bald den Entschluß sich vom Herzoge getrennt zu haben, da er leidend war, sein Ende befürchtete und noch manche Geschäfte mit dem Herzoge erledigen wollte; er bestieg mit dem Abt Berthold eine Barke, um den Herzog noch auf dem Wege nach Antiochia zu erreichen. Da seine Krankheit sich steigerte, legte man bei Tyrus an. Am 17. Juli starb der Bischof und wurde in Tyrus begraben; Graf Gunzelin von Schwerin und mehrere andere Gefährten des Herzogs standen dem Sterbenden zur Seite. Abt Berthold kehrte darauf nach Accon zurück, doch starb auch er drei Tage nach seiner Ankunft daselbst (24. Juli). Der Herzog betrauerte schwer diese Todesfälle, ließ sich aber auf dem eingeschlagenen Wege nicht aufhalten.

In Antiochia wurde er von dem Fürsten Bohemund III. mit allen Ehren aufgenommen. Von hier sandte er Boten an den Fürsten Meleh von Cilicien, durch dessen Land er die Reise fortsetzen wollte, und bat ihn um Geleit. Meleh stammte aus einer armenischen Familie, die schon seit längerer Zeit in Cilicien herrschte. Sein Bruder Toros, ein sehr geachteter Fürst, hatte sich den Lateinern förderlich erwiesen, die besten Beziehungen zu ihnen unterhalten, und Meleh selbst war in den Orden der Tempelherren getreten. Wenige Jahre zuvor war Toros gestorben, und es war ihm in der Herrschaft sein Schwestersohn Thomas gefolgt, dessen Vater ein Lateiner war, zunächst, wie es scheint, als Vormund eines Knaben des Toros; dann aber führte Thomas, durch die Wahl der Großen erhoben, das Regiment in seinem eigenen Namen, machte sich aber durch Willkür verhaßt. Da gelang es Meleh, welcher

die Ordensgelübde gebrochen, mit Unterstützung Nureddins die Gewalt in Cilicien an sich zu reißen. Fortan zeigte er sich als ein erbitterter Feind der Lateiner. Den Templern, seinen früheren Ordensbrüdern, nahm er alle ihre Besitzungen in Cilicien; gefangene Christen verkaufte er an die Ungläubigen; der Weg durch sein Gebiet war für jeden Lateiner gefährlich. Obwohl nun Meleh an Herzog Heinrich zwanzig angesehene Männer seiner Herrschaft sandte und ihm sicheres und ehrenvolles Geleit durch Cilicien versprach, mißtraute der Herzog, den man zu warnen nicht versäumte, doch den Worten des Armeniers. Er bestieg deshalb im Simeonshafen an der Mündung des Orontes mit seinem Gefolge mehrere Fahrzeuge, welche ihm der Fürst von Antiochia gestellt hatte. Auf diesen gelangte man, Tag und Nacht mit vollen Segeln die Reise fortsetzend, glücklich nach Tarsus, welches noch nicht unter der Herrschaft des Meleh stand*). Hierhin sandte dann der Sultan Kilidsch Arslan II. von Iconium 500 Reiter, welche dem Herzog sicheres Geleit für die weitere Reise geben sollten.

Drei Tage zog man darauf durch ein ganz wüstes, wegloses und wasserarmes Gebirgsland, wo man alle Bedürfnisse, auch das Wasser, auf Pferden mit sich führen mußte. Nach diesen Leidenstagen gelangte man endlich nach der Stadt Heraclea, wo man bei den Leuten des Sultans die beste Aufnahme fand. Von hier wurden die Wallfahrer nach Akarah**) geleitet, wohin ihnen der Sultan voller Freude entgegenkam. Er begrüßte den Herzog als Verwandten, umarmte und küßte ihn. Um die Verwandtschaft näher befragt, erklärte er, eine vornehme deutsche Frau sei einem russischen Fürsten vermählt gewesen, eine Tochter aus dieser Ehe dann nach Iconium gekommen und die Gemahlin des damaligen Sultans geworden; er rühmte sich der Abstammung von dieser Christin, wie er denn überhaupt eine christenfreundliche Gesinnung zeigte. Er beglückwünschte den Herzog, daß er den Händen des Meleh entronnen sei; denn wäre er in dieselben gefallen, so würde er sicher seine Habe, wenn nicht das Leben verloren haben. Kostbare Geschenke machte der Sultan dem Herzoge, unter ihnen einen Mantel und ein Unterkleid von der feinsten Seide, deren

*) Tarsus kam später in die Gewalt Melehs, welcher die damalige Aufnahme der Wallfahrer in der Stadt an den Bürgern rächte.

**) Ein, wie es scheint, nicht mehr nachweisbarer Ort zwischen Heraclea (Eregli) und Ismila (Ismil) — wohl ein Lustschloß des Sultans.

kunstreiche Arbeit den Herzog veranlaßte sie später zu gottesdienstlichen Zwecken zu bestimmen. Dann ließ der Sultan 1800 Rosse vorführen, aus denen jeder Ritter eines für sich auswählen konnte. Für den Herzog selbst waren mehrere starke Streitrosse mit Silberzügeln und mit Elfenbein gezierten Sätteln bestimmt, außerdem sechs Filzzelte, wie sie im Lande gebräuchlich, und sechs Kameele zum Transport derselben, endlich zwei Leoparden mit den zu ihrer Beförderung nöthigen Pferden und Sklaven; denn die Leoparden waren abgerichtet auf Pferden zu sitzen.

Die Verwandtschaft mit dem Sultan wird dem Herzog wenig glaubwürdig erschienen sein, aber er benutzte das Entgegenkommen desselben zum Wohle der Christenheit. Er suchte ihn zur Annahme der Taufe zu bringen, doch vergeblich; dagegen soll der Sultan sich durch die Liebe zum Herzoge haben bewegen lassen alle seine christlichen Gefangenen freizugeben. Vom Sultan entlassen, setzten die Wallfahrer unter sicherem Geleit ihre Reise über Ismila und Iconium fort und kamen dann durch weite wüste Gegenden, welche man für dieselben hielt, in denen einst König Konrad auf dem zweiten Kreuzzuge so Schweres erduldet hatte und zur Umkehr genöthigt war.

Die Länder des Sultans und des griechischen Kaisers waren durch einen großen Wald geschieden, welchen man durchziehen mußte. Drei Tage dauerte der Durchzug, und als man den Wald verlassen hatte, kam man an eine Stadt des Kaisers, welche den Namen Germanicopolis führte. Man meinte, sie trage diesen Namen, weil sie einst Gottfried von Bouillon besessen habe. Von dort gelangte man alsbald nach dem starkbefestigten Nicaea; man gedachte hier der Eroberung der Stadt durch die ersten Kreuzfahrer, von welcher man sich die fabelhaftesten Geschichten erzählte. Dann fuhr man über den Bosporus und landete bei einem Orte, Willecume genannt, in der Nähe von Constantinopel. In der Kaiserstadt nahm man die Pferde und Alles, was man sonst zurückgelassen hatte, in Empfang und begab sich ohne weiteren Aufenthalt nach einem Orte, Manopolis mit Namen, wo sich der Kaiser damals aufhielt.

Kaiser Manuel war hocherfreut den Herzog wiederzusehen und behielt ihn einige Tage bei sich. Beim Abschied wollte er ihn durch kostbare Geschenke ehren. Vierzehn Maulthiere ließ er mit Gold, Silber und seidenen Gewanden beladen und bot sie dem Herzoge an. Der

Herzog lehnte die Geschenke ab und sagte: „Ich habe der Geschenke schon zu viel, mein Herr; der Besitz deiner Gnade ist mir genug.“ Als der Kaiser weiter in ihn drang etwas anzunehmen, erbat und empfing er einen reichen und kostbaren Reliquienschatz, dessen Werth der Kaiser noch durch seltene Edelsteine erhöhte. So verabschiedete sich der Herzog und kam dann ungefährdet mit den Seinen nach Nissa. Auch den großen Bulgarenwald durchzog man diesmal ohne Behinderung und gelangte glücklich an die Grenzen Ungarns. König Bela III., der sich schon in dem Reiche zu befestigen gewußt hatte, empfing den Herzog mit allen Ehren und gab ihm Geleit bis an die deutsche Grenze. Als der Herzog diese erreicht, eilte er nach Augsburg, wo Kaiser Friedrich in Gegenwart vieler Fürsten das Weihnachtsfest feierte. Freudig begrüßte der Kaiser den heimgekehrten Vetter.

Nach Jahresfrist im Januar 1173 sah Heinrich Braunschweig und seine Gemahlin wieder, die inzwischen eine Tochter geboren hatte, die nach des Herzogs Großmutter, der Kaiserin Richinza, genannt wurde. Auch Pfalzgraf Friedrich von Wittelsbach war in die Heimath zurückgekehrt, wir wissen nicht, auf welchem Wege; er ging bald hernach (8. April 1173), nachdem er die Waffen abgelegt, in das Chorherrnstift Indersdorf, wo er seinen Tod und sein Grab fand. Wie der Pfalzgraf, war auch Herzog Heinrich nach seiner Rückkehr mehr als je mit kirchlichen Werken beschäftigt. Während seiner Abwesenheit hatte in Sachsen ungewohnte Ruhe geherrscht, und Nichts hinderte den Herzog sich ganz seinen geistlichen Stiftungen zu widmen. Besonders betrieb er den Bau eines großen Domes, der in Braunschweig an die Stelle der alten, dem heiligen Blasius geweihten Stiftskirche treten sollte; diesem Dome wandte er die kostbarsten Reliquien*) und Gewande zu, welche er aus dem Orient heimgebracht hatte. Als dann Abt Heinrich von Braunschweig, des Herzogs Begleiter auf der Pilgerfahrt, auf den Wunsch desselben als Nachfolger Konrads zum Bischof von Lübeck eingesetzt wurde, gründete der Herzog dort in Verbindung mit dem neuen Bischof eine Kirche zu Ehren Johannes' des Täufers und des heiligen Nicolaus und bestimmte jährlich für den Bau der Kirche 100 Mark Silber. In ähnlicher Weise unterstützte er die Kirche von Ratzeburg und andere Kirchen im Wendenlande. Auch hochgeschätzte Reliquien

*) Diese Reliquien sind später nach Hannover gebracht worden.

kamen durch ihn zu den neubekehrten Christen, namentlich in Schwerin und Wismar, und wurden dort der Gegenstand allgemeiner Verehrung.

Wie die Pilgerfahrt des Herzogs wesentlich aus religiösen Motiven hervorging und sich besondere politische Absichten mindestens nicht nachweisen lassen, so scheint er auch auf der Reise selbst der Politik mehr ausgewichen zu sein, als sie gesucht zu haben. Es ist allerdings nach einiger Zeit, als der Bruch zwischen ihm und Kaiser Friedrich erfolgt war, der Verdacht ausgesprochen worden, daß zwischen Kaiser Manuel und dem Herzoge damals zu Constantinopel ein Bund zum Nachtheil des deutschen Reichs geschlossen sei, aber nirgends finden sich deutliche Beweise für eine solche Verbindung, die, wenn sie bestand, ohne alle Wirkung geblieben sein müßte. Auch spricht gegen die Annahme derselben die ganze Lage der Dinge. Der Hof zu Constantinopel stand noch in Verhandlungen mit dem deutschen wegen der Vermählung der Kaisertochter, und Heinrich hatte keine Veranlassung gegen Kaiser Friedrich, mit dem ihn noch Nichts entzweite, einen Bundesgenossen zu gewinnen, der ihm in der Stunde der Gefahr doch kaum einen Beistand hätte gewähren können. Daß Kaiser Manuel, dessen Politik ja stets die weitesten Kreise zog, den mächtigen deutschen Fürsten, den er schon früher mit einer Gesandtschaft beehrt hatte, jetzt auch persönlich an sich zu fesseln suchte, ist höchst wahrscheinlich, doch geht Alles, was wir von dem Verkehr der beiden Fürsten hören, über Freundschafts- und Ehrenbezeigungen nicht hinaus.

So überhäufte auch der Sultan von Iconium, dessen Herrschaft von den Griechen bedroht war und der die Verhältnisse des Abendlandes nicht außer Acht ließ, Herzog Heinrich mit Freundschaftsbeweisen. Und auch in Jerusalem kam man mit Ehrungen aller Art ihm entgegen, obwohl man von ihm nichts als Andachtsübungen sah. Ein französischer Annalist will freilich wissen, daß Heinrich große Dinge im Morgenlande habe beginnen wollen und vielleicht auch durchgeführt haben würde, wenn nicht König Amalrich und die Templer es gehindert hätten. Aber es ist unwahrscheinlich, daß der Herzog die Absicht gehegt hat, sich in weitaussehende Unternehmungen im Orient einzulassen, und hätte er damals sein Schwert gegen die Ungläubigen zücken wollen, so würden Amalrich und die Templer ihn am wenigsten gehindert haben. Dagegen ist nichts wahrscheinlicher, als daß sie ihn bestürmt haben

werden nach seinen Kräften dazu mitzuwirken, daß endlich die lange ersehnte Hülfe aus Deutschland erscheine.

Längst war der Name Heinrichs des Löwen im ganzen Abendlande bekannt und gefeiert, und die fromme Pilgerfahrt mußte ihm noch größeren Glanz verleihen. Aber auch im Orient war jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen deutschen Fürsten gelenkt worden, dessen Macht der von Kaisern und Königen nicht nachstand. In gewisser Weise glich Heinrichs Wallfahrt einem Triumphzuge, und im Bewußtsein seiner Größe mochte er sich gesicherter, als je, gegen seine Widersacher fühlen. Doch nur zu bald sollte er erkennen, daß man auf schwer ersteigbaren Höhen selten sicher wandelt.

9.

Vorbereitungen des Kaisers zur neuen Heerfahrt über die Alpen.

Während Heinrich der Löwe im Orient frommen Werken oblag, war Kaiser Friedrich in unausgesetzter Thätigkeit gewesen, die deutschen Verhältnisse so zu ordnen, daß er aufs Neue über die Alpen gehen könne. Denn schon stand sein Entschluß fest, die Lombarden und den ihnen verbündeten Papst mit den Waffen anzugreifen.

Vor Allem bedurften die verworrenen Verhältnisse der Salzburger Kirche einer Regelung, da es noch immer ihm nicht gelungen war, Adalberts förmliche Entsetzung und eine Neuwahl an dessen Stelle durchzusetzen. Wiederholentlich hatte der Salzburger Klerus Aufschub erbeten und erlangt, ja der Kaiser, der sich die Unmöglichkeit gewaltsamer Losreißung dieser Kirche von der Obedienz Alexanders nicht verhehlen konnte, hatte dem Klerus sogar auffallender Weise zugestanden sich mit dem Papste in Verbindung zu setzen und seinen Rath einzuholen.

Wie nicht anders zu erwarten stand, nahm sich der Papst, dessen Schutz inzwischen auch Adalbert erbeten hatte, seiner an und ermahnte die Salzburger dringend ihrem Erzbischof Gehorsam zu leisten: zugleich forderte er den König von Böhmen und den Herzog von Oesterreich auf, für die Herstellung Adalberts thätig zu sein. An dem Willen dazu fehlte es Beiden nicht. Als im Sommer 1171 der Erzbischof Wichmann von Magdeburg auf der Rückkehr von seinen Besitzungen in Oesterreich nach Prag kam und dort am königlichen Hofe auch den Markgrafen Dietrich von der Lausitz und den Grafen Dedo von Groitsch fand, drang König Wladislaw unter Berufung auf seine treuen, dem Kaiser geleisteten Dienste in die deutschen Fürsten sich für die Herstellung seines Sohnes zu verwenden. Wichmann und die beiden ihm befreundeten Fürsten glaubten dem Wunsche des böhmischen Königs um so mehr nachkommen zu müssen, als auch der junge Adalbert, der ebenfalls gegenwärtig war, volle Ergebenheit gegen den Kaiser an den Tag legte. Sie empfahlen also dem Kaiser, Adalbert sicheres Geleit zu dem Hoftage zu gewähren, der auf den November nach Goslar anberaumt war*), um dort, wenn es nach dem Urtheile der Fürsten angemessen erscheine, ihn wieder zu Gnaden anzunehmen, wenn dies unthunlich sei, ihn unter Geleit zum Vater zurückzuschicken. Sie beriefen sich dabei auf die Versicherungen des Königs, daß er, auch wenn sein Wunsch nicht erfüllt werden sollte, doch unverbrüchlich seine Treue dem Kaiser erhalten würde.

Der Kaiser ging auf die Vorstellungen der Fürsten ein. Adalbert wurde nach Goslar berufen, zugleich auch der Salzburger Klerus. Es sollte hier endgültig über Adalberts Schicksal nach dem Urtheil der Fürsten entschieden werden; stellte er sich nicht oder unterwarf er sich nicht dem Urtheil, so sollte ein neuer Erzbischof eingesetzt und sogleich investirt werden. Der Salzburger Klerus schwebte in großen Sorgen, zumal bekannt geworden war, daß Adalbert bedeutende Summen dem Kaiser und seinen Hofleuten geboten hatte, wenn er wieder zu Gnaden angenommen würde — Summen, die ohne eine grenzenlose Verschleuderung des Kirchengutes niemals aufzubringen waren. Die Wünsche des Klerus gingen offenbar dahin, daß der Papst selbst die Hand zur Beseitigung Adalberts biete; sie erbaten die Absendung eines Legaten vom Papste

*) Vergl. S. 692.

zur Entscheidung der Sache und hatten selbst vom Kaiser Geleit für diesen zu erwirken gewußt.

Der Goslarer Tag wurde am 18. November gehalten, und wenn sich auch die Salzburger einstellten, scheint doch Adalbert sich nicht eingefunden zu haben. Auch der erwartete Legat traf nicht ein, und dies hauptsächlich wird die Veranlassung gewesen sein, daß die Verhandlungen vertagt wurden. Inzwischen hatte der Papst den Cardinalpriester Hildebrand abgesandt, um den Salzburgern beizustehen. Der Cardinal war bis Treviso gelangt, aber hier an der Fortsetzung der Reise verhindert worden, da die Rectoren der Mark Verona den Verdacht hegten, daß der Papst mit dem Kaiser hinter dem Rücken der Lombarden Frieden schließen wolle. So blieben die Salzburger rathlos, und zugleich drohte ihnen eine Gefahr, von der sie noch kaum eine Ahnung hatten. Der Böhmenkönig versprach nämlich dem Kaiser große Geldsummen und überdies die Lossagung seines Sohnes von Alexander, wenn derselbe wieder in sein Erzstift eingesetzt würde. Der Kaiser hatte sich diese Versprechungen, für welche Wladislaw die besten Bürgen stellen wollte, verbriefen lassen, aber selbst keine bindenden Zusicherungen gegeben, vielmehr erklärt, daß er die Entscheidung der Sache den Fürsten und der Salzburger Kirche überlassen werde. Die Verwirrung wurde dadurch noch auf das Höchste gesteigert, daß sich alsbald Adalbert selbst wieder im Salzburger Gebiete zeigte.

Der Kaiser, der wiederholt in eine Vertagung gewilligt hatte, glaubte die Entscheidung der Sache nicht länger verschieben zu dürfen. Im Anfange des Jahres 1172*) machte er sich mit einem stattlichen Gefolge auf den Weg nach Salzburg und hielt dort am 20. Februar einen großen Hoftag. Anwesend waren die Bischöfe von Regensburg, Brixen und Gurk, außerdem fast der ganze Salzburger Klerus. Der Kaiser verlangte von dem Letzteren jetzt mit voller Entschiedenheit entweder die Vornahme einer Neuwahl oder die Anerkennung der Wahl, welche er selbst treffen würde. Zugleich gab er die Anerbietungen bekannt, welche ihm der Böhmenkönig gemacht hatte, und da diese Allen unglaublich schienen, ließ er die darüber ausgestellten und besiegelten Urkunden verlesen. Man war eben so entrüstet über das Verfahren des Königs, wie man es dem Kaiser hoch anrechnete, daß er auf jene Anerbietungen

*) Wo der Kaiser das Weihnachtsfest 1171 gefeiert hatte, ist nicht bekannt.

nicht eingegangen war, sondern die Entscheidung den Fürsten und der Salzburger Kirche vorbehalten hatte. Auch sah man es als einen Beweis seiner Mäßigung an, daß er die Verlesung eines jüngst eingelaufenen Schreibens Alexanders, welches abermals zum Gehorsam gegen Adalbert aufforderte, nicht verhinderte.

Die Stimmung der Versammlung war offenbar dem Kaiser günstig, und doch war der Ausgang der Sache noch immer zweifelhaft, als die Nachricht eintraf, daß Adalbert in der Nähe sei und Geleit verlange, um selbst vor dem Kaiser zu erscheinen. Allgemein war die Freude, denn man hoffte nun auf eine gütliche Beseitigung der langen Wirren. Der Kaiser erlaubte Jedem, der mit Adalbert verhandeln wollte, sich zu demselben zu begeben und ließ ihm selbst auf Verwendung der Bischöfe und anderer Fürsten Geleit zusagen, wenn er sich einem richterlichen Spruche oder der kaiserlichen Gnade zu unterwerfen bereit sei, stellte ihm auch anheim, ob er die Unterwerfung sogleich bethätigen oder auf einen neuen Hoftag verschieben wolle. Adalbert wählte das Letztere, versprach aber einen Eid zu leisten, daß er sich dann entweder vor Gericht stellen oder der Gnade des Kaisers ergeben werde. Für den letzteren Fall ließ ihm der Kaiser die Zusage machen, daß er zur Entschädigung für Salzburg ihm ein anderes Bisthum nach dem Rathe seines Vaters, seines Oheims und anderer Fürsten verleihen werde, und gab ihm diese Zusage sogar schriftlich. Als aber die Vermittler mit Adalbert am anderen Tage das Abkommen völlig zum Abschluß bringen wollten, suchte er seine Versprechungen umzudeuten, war zu keiner bindenden Verpflichtung zu bringen und verlangte Aufschub bis zum nächsten Morgen. Die Vermittler verließen ihn in der höchsten Entrüstung, und als in der Frühe des anderen Tages einige Salzburger Domherren sich zu ihm begeben wollten, um ihm die Leiden ihrer Kirche noch einmal an das Herz zu legen, erfuhr man, daß er abgereist sei.

Der Kaiser, über die Verhöhnung seiner Person und der um die Beilegung des Streites bemühten Fürsten höchlich entrüstet, verlangte nun sofort die Wahl eines neuen Bischofs oder Anerkennung dessen, den er selbst einsetzen würde. Nur mit der größten Mühe bewogen ihn die Bischöfe und die ihnen befreundeten Fürsten noch einen neuen Aufschub bis Johannis (24. Juni) zu bewilligen; dann sollte ein neuer Hoftag gehalten und das Verlangen des Kaisers erfüllt werden. Der

Kaiser erließ überdies strengen Befehl, daß bis dahin Niemand vom Salzburger Klerus bei Strafe des Todes oder Güterverlustes mit Adalbert in Verbindung treten solle.

So waren die Bedrängnisse der Salzburger Kirche nur noch gewachsen, und der Klerus verfehlte nicht alle Leiden derselben dem Papste darzulegen, damit er die rettende Hand biete. Aber auch Adalbert wandte sich aufs Neue an Alexander und verlangte Schutz seines Rechts. Er erklärte, daß ihn die Versprechungen seines Vaters nichts angingen und von ihm zurückgewiesen seien, sie seien übrigens vom Kaiser dem Vater abgepreßt worden und der Vater nur deshalb darauf eingegangen, um die Gesinnung des Kaisers auf die Probe zu stellen; unter anderen Klagen erhob er auch die, daß man ihm sicheres Geleit zu seiner Verantwortung geweigert habe. In einem Schreiben vom 12. Juni 1172 antwortete der Papst den Salzburgern, daß er sich die Entscheidung über ihre Kirche, nachdem Adalbert an ihn appellirt habe, vorbehalten müsse, die Salzburger aber ihrem Erzbischofe nach wie vor Gehorsam zu leisten hätten. Mit dieser Vorschrift war den Salzburgern nichts geholfen, da sie Adalbert nicht gehorsamen konnten, ja kaum noch wollten.

Der Kaiser hatte gleich nach dem Schlusse des Hoftages Salzburg verlassen und sich nach Passau begeben, wo er am 29. Februar eintraf. Hier wurde, nachdem schon längere Zeit vorher der erwählte Bischof Heinrich resignirt hatte, Dietbold, ein Bruder desselben, in Gegenwart und nach dem Willen des Kaisers auf den Bischofsstuhl erhoben. Dietbold, ein Neffe des Grafen Berthold von Andechs, war noch sehr jung und hatte bisher nur die Weihe als Diakon erhalten, aber die Wahl fand doch allgemeine Billigung. Im Sommer wurde er zum Priester, im Herbst zum Bischof geweiht, und zwar in auffälliger Weise unter ausdrücklicher Genehmigung des Papstes Alexander und des Erzbischofs Adalbert; ohne Frage war auch er, wie der ganze Klerus Baierns, im Herzen ein entschiedener Alexandriner.

So vorsichtig sich der Kaiser in den bairischen Kirchenverhältnissen gegen die Alexandriner erwies, beschäftigte ihn doch bereits ganz der neue Kampf gegen Alexander und die ihm verbündeten Lombarden. Als er von Baiern an den Rhein zurückkehrte und um Mittfasten (26. März) einen Reichstag zu Worms hielt, erhob er öffentlich gegen die Lombarden und „alle Anhänger Rolands" die Anklage, daß sie

Italien und die Krone des abendländischen Reichs dem Kaiser zu Constantinopel zu überliefern beabsichtigten. Unter der Zustimmung der Fürsten verkündete er den neuen Heereszug über die Alpen, der in zwei Jahren angetreten werden sollte, und die anwesenden Fürsten gelobten ihm eidlich ihre Hülfe.

Die Verkündigung des Krieges war zugleich die offene Erklärung des Kaisers, daß er sich persönlich in Verhandlungen mit Alexander nicht weiter einlassen wollte. Auch war der Kampf in Italien selbst zwischen den Anhängern des Kaisers und Alexanders, der niemals ganz geruht hatte, bereits wieder heftiger entbrannt, und Erzbischof Christian von Mainz war Ende des Jahres 1171 nach Italien gesendet worden, um dort den kaiserlichen Anhang zu stärken, namentlich Pisa und Genua in der Treue zu erhalten und Rom dem Gegenpapste zu wahren. Jetzt setzte Erzbischof Philipp von Köln als Erzkanzler Italiens die römischen Senatoren und die Consuln Pisas in Kenntniß, daß der Kaiser selbst demnächst wieder über die Alpen kommen werde; er stellt ein Unternehmen in Aussicht, bei dem der Kaiser nicht nur ein deutsches Heer, sondern auch fremde Fürsten mit ihren Völkern seinen Feinden entgegenstellen werde. Die Römer und Pisaner antworteten in Schreiben, die von Ergebenheit überflossen.

Die fremden Völker, auf deren Beistand der Kaiser zählte, konnten nur Böhmen, Polen und Ungarn sein, welche er ja auch schon früher über die Alpen geführt hatte. Aber das Verhältniß derselben zum Reich hatte sich während des Schismas bedeutend gelockert. König Bela III. stand zu Kaiser Manuel in freundlichen Beziehungen und hielt sich offen zu Alexander. Der Böhmenkönig Wladislaw war gerade durch die kirchlichen Wirren zu Friedrich in eine schiefe Stellung gekommen. Und in Polen schien man sich schon jeder Abhängigkeit vom Reiche entschlagen zu haben. Miseco III., Boleslaws III. Bruder, der damals als Großherzog in Polen waltete, lebte mit seinem Neffen Herzog Boleslaw von Breslau in Streit und hatte diesen aus seinem Fürstenthum vertrieben. Damit waren die Bestimmungen des Friedens

von 1163 verletzt*), und der Kaiser hatte gerechten Grund, den Polenherzog zur Verantwortung zu ziehen. Er beschloß denselben mit Waffengewalt zu strafen. Ein Kriegszug gegen Polen, welcher kaum große Gefahren darzubieten schien, eröffnete zugleich die Aussicht, das Ansehen des Reichs in den östlichen Ländern wieder zu heben; überdies konnte er als ein Verdienst um den Böhmenkönig und den Herzog von Oesterreich erscheinen, welche der Kaiser in der Salzburger Sache sich entfremdet hatte und welche die Zurückführung ihres Neffen Boleslaw nach Schlesien wünschen mußten.

Nicht lange nach dem Wormser Reichstage entbot der Kaiser zum Kampf gegen Polen ein großes Heer aus Baiern, Schwaben, Franken und Sachsen. Der bevorstehende Krieg dürfte die Veranlassung gegeben haben, daß der Hoftag, der zu Johannis abgehalten und auf dem des Kaisers Streitigkeiten mit den Söhnen Albrechts des Bären ausgetragen und die Salzburger Sache zum Abschluß gebracht werden sollten, nicht abgehalten wurde. Am 21. Juli war der Kaiser zu Altenburg; an seinem Hofe waren der Bischof von Merseburg, Landgraf Ludwig von Thüringen mit seinem Sohne Ludwig, Markgraf Otto von Brandenburg mit seinem Bruder Dietrich von Werben, Markgraf Otto von Meißen mit seinen Brüdern und seinem Schwiegersohne dem Böhmen Udalrich, wie viele andere Herren und Ritter. Unmittelbar darauf muß der Kaiser den Feldzug gegen Polen begonnen haben, bei dem ihn auch der Böhmenkönig unterstützte.

Welchen Weg das Heer des Kaisers nahm, wissen wir nicht; wir erfahren nur, daß dasselbe in das Land des Feindes vordrang. Zum Kampfe kam es nicht; denn Miseco, durch die Größe des angreifenden Heeres erschreckt, kam dem Kaiser entgegen und beeilte sich die Forderungen desselben zu erfüllen. Boleslaw verblieb sein Fürstenthum in Schlesien, Miseco zahlte dem Kaiser 8000 Mark und erkannte seine Vasallenpflicht gegen den Kaiser an, wahrscheinlich verpflichtete er sich auch demselben auf dem Heereszuge nach Italien Hülfe zu leisten.

Nachdem der Feldzug ein unerwartet schnelles Ende gefunden, kehrte der Kaiser nach Sachsen zurück. Die sächsischen Großen wetteiferten in Huldigungen, nur die Söhne Albrechts des Bären mieden

*) Vergl. S. 378. 379.

in auffälliger Weise die Nähe des Kaisers. Ihr Erbstreit mit demselben war noch unausgetragen, und vielleicht hatten sie auch von dem Zuge gegen Polen sich fern gehalten, obwohl sie auf dem Hoftage in Altenburg erschienen waren. Der Kaiser war über ihr Verhalten so erzürnt, daß er sogar Gewalt gegen sie brauchen wollte. Aber angesehene Fürsten traten für die Askanier ein und versprachen sie zu bewegen sich gutwillig die Gunst des Kaisers wiederzugewinnen. Der Kaiser gab solchen Vorstellungen nach, aber es scheint doch noch einige Zeit verflossen zu sein, ehe eine Aussöhnung des Kaisers mit den Askaniern zu Stande kam.

Ein hervorragender Führer auf dem letzten Kriegszuge starb bald nach der Rückkehr. Es war der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Schwager des Kaisers, der am 14. Oktober 1172 das Zeitliche segnete. Er hatte das Werk seines Großvaters und Vaters glücklich fortgesetzt und seine Herrschaft zu einem der stattlichsten Fürstenthümer Deutschlands erhoben. Sie umfaßte nicht nur den größten Theil Thüringens und Hessens, sondern erstreckte sich auch tief in die Rheingegenden. Große Lehen trug er vom Reiche und von dem Erzbisthum Mainz, wie von den großen Reichsabteien; er war der erste Vasall des reichen Klosters Fulda und überdies Vogt von Hersfeld. Im Jahre 1161 hatte er dem Kaiser gegen Mailand Beistand geleistet, war aber damals mit Erzbischof Rainald in ärgerliche Zerwürfnisse gerathen, die ihm die italienischen Kämpfe verleideten. Als sich die Verbindung der sächsischen Fürsten gegen die Uebermacht Heinrichs des Löwen zu bilden anfing (1163), schloß er sich sogleich dieser Verbindung an und ist immer ein eben so hartnäckiger als gefährlicher Widersacher des Herzogs geblieben. Im Schisma hatte er unbeirrt stets auf der Seite seines Schwagers gestanden und nach dem Uebertritt des Erzbischofs Konrad von Mainz zu Alexander die Zeitumstände benutzt, eine Anzahl von Mainzer Burgen zu brechen und die Mauern Erfurts*) zu zerstören (1165). Als aber dann der Thüringer Christian, dessen Wahl er schon früher hatte durchsetzen wollen, den Mainzer Bischofsstuhl bestieg, trat Ludwig zu Mainz in die freundlichsten Beziehungen. Ein Sohn des Landgrafen — Friedrich mit Namen — wurde Propst des Stifts St. Stephan zu

*) Die Mauern Erfurts wurden bald wieder aufgebaut.

Mainz, und Vater und Sohn machten dem Stifte bedeutende Schenkungen. Erzbischof Christian rühmt in einer Urkunde Ludwig als einen Fürsten hervorragend durch Adel, berühmt durch seine Thaten, glänzend durch Macht und Reichthum.

Die Sage erzählt, wie Ludwig im Anfange ein mildes und schlaffes Regiment geführt habe, bei welchem die Sicherheit des Landes gefährdet war, bis ihm der Schmied von Ruhla die inhaltsschweren Worte: „Landgraf, werde hart!“ zugerufen, wie dann aber aus dem weichen der eiserne Landgraf zum Wohle seiner Unterthanen geworden sei. In der That ist ihm vom Volke vielfach nachgerühmt worden, daß er mit durchgreifender Strenge die großen und kleinen Räuber in seinem Lande gebändigt und dadurch den Frieden desselben gesichert habe. Ein minder gutes Andenken hat er bei der Geistlichkeit und in den Klöstern hinterlassen, und gleich manchen anderen Herren wird er mit dem Kirchengut oft gewaltsam genug verfahren sein. Sein verwandtschaftliches Verhältniß zum Kaiser hat er meist ungetrübt zu erhalten gewußt und daraus manchen Nutzen gezogen, aber viel fehlte daran, daß er sich lediglich als einen Diener des Kaisers betrachtet hätte, vielmehr hat er in einer mehr als dreißigjährigen Regierung keine Absicht bestimmter verfolgt, als seine eigene Macht zu verselbständigen.

Landgraf Ludwig hinterließ vier Söhne, von denen der älteste, welcher den Namen des Vaters trug, ihm in der Landgrafschaft folgte. Friedrich, der zweite Sohn, war damals, wie erwähnt, Propst zu St. Stephan in Mainz, verließ aber bald den geistlichen Stand, um sich zu vermählen, und erscheint dann als Graf von Ziegenhain. Der dritte Sohn Heinrich Raspe erhielt besonders Besitzungen in Hessen und am Rhein und wird als Graf von Hessen genannt; ihm fiel auch die Vogtei des Klosters Hersfeld zu. Wie der jüngste Sohn, Hermann mit Namen, beim Tode des Vaters bedacht wurde, ist nicht überliefert; gerade ihm, der damals zurücktritt, war die glänzendste Zukunft vorbehalten.

Man hat dem neuen Landgrafen von Thüringen später den Beinamen des Frommen oder des Milden gegeben, doch in den Anfängen seiner Regierung zeigte er sich heißblütig genug. Ganz im Gegensatz zu der Politik seines Vaters begann er alsbald Streitigkeiten mit den Askaniern, namentlich mit dem Grafen Hermann von Orlamünde. Er scheint Erbansprüche, welche, wenn sie überhaupt eine Berechtigung

hatten, längst verjährt waren*), hervorgesucht zu haben, um von den an die Askanier gefallenen Besitzungen der Grafen von Weimar und Orlamünde, welche der Landgrafschaft benachbart waren, möglichst viel an sich zu reißen. Es war seinen Absichten günstig, daß auch sein Oheim, der Kaiser, noch mit den Askaniern in Streitigkeiten stand, und er mochte sogar hoffen, von diesem sich besonderen Lohn zu verdienen.

Der Kaiser hatte sich im Spätherbst nach Franken begeben; am 2. December verweilte er in Würzburg, brach aber bald darauf nach Schwaben auf. Das Weihnachtsfest feierte er in Gegenwart vieler Fürsten in Augsburg; damals erschien, wie wir wissen, auch der von der Pilgerfahrt heimgekehrte Heinrich der Löwe wieder am kaiserlichen Hofe. Im Anfange des Jahres 1173 begab sich der Kaiser dann in die Gegenden an der Aar, um in die Erbschaft des Grafen Udalrich von Lenzburg einzutreten, mit dem im Jahre zuvor ein altes und reiches Geschlecht erloschen war. Am 20. Februar war er in Lenzburg, am 4. März zu Basel, wo er dem Kloster Permünster bei Luzern eine reiche Schenkung des verstorbenen Grafen bestätigte. In der Umgebung des Kaisers waren damals sein Schwager, der Herzog Matthäus von Lothringen, Herzog Berthold von Zähringen und andere angesehene Herren; die für die bevorstehende Heerfahrt in Oberlothringen und Burgund nothwendigen Vorbereitungen wird man berathen haben. Ostern (8. April) feierte der Kaiser in Worms, auch hier von vielen Fürsten umgeben; bald darauf zog er wieder nach Sachsen. In der ersten Hälfte des Juni verweilte er längere Zeit in Goslar, wo fast alle sächsischen Fürsten sich um seinen Thron versammelten. Auch Markgraf Otto von Brandenburg, die Grafen Hermann von Orlamünde, Dietrich von Werben und Bernhard von Aschersleben**) waren zugegen, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Kaiser es jetzt für gerathen hielt, seine Streitigkeiten mit den Söhnen Albrechts des Bären beizulegen und sie wieder zu Gnaden anzunehmen. Ob er

*) Die Gemahlin Ulrichs II., des letzten Grafen von Weimar-Orlamünde, entstammte dem Hause der thüringischen Landgrafen: vielleicht beruhten hierauf Ludwigs Ansprüche. Auch wegen der Vogtei des Klosters Goseck war früher bereits zwischen den Landgrafen und den Askaniern Streit gewesen. Vergl. Bd. IV S. 39.

**) Ihr Bruder Graf Adalbert von Ballenstedt war bereits gestorben.

seinen Ansprüchen auf die Erbschaft des Grafen Bernhard förmlich entsagt hat oder sie nur stillschweigend ruhen ließ, steht dahin. Als ein sicheres Zeichen, daß er in dieser Zeit sich mit den Askaniern wieder versöhnt hatte, ist anzusehen, daß er, als noch im Laufe des Jahres der Bischof Wilmar von Brandenburg starb und das Domkapitel zu seinem Nachfolger den aus Bremen vertriebenen Askanier Sifried wählte, einen offenkundigen Alexandriner, der Kaiser ihm doch unbeanstandet die Investitur ertheilte.

Am 29. Mai war der Kaiser in Fulda*) und begab sich im Anfange des Juni nach Frankfurt. In großer Zahl waren hier vor ihm geistliche und weltliche Fürsten aus den rheinischen Gegenden und aus anderen Theilen des Reichs erschienen; unter ihnen war auch Landgraf Ludwig, der sich unseres Wissens in Goslar nicht eingefunden hatte. Er scheint hier öffentlich mit seinen Ansprüchen auf die weimar-orlamündische Erbschaft gegen die Askanier — von denen sicher der Markgraf Otto, wenn nicht auch mehrere seiner Brüder, zugegen war — hervorgetreten zu sein, erwarb sich aber damit kaum beim Kaiser die erhoffte Gunst. So geringe Berechtigung seine Ansprüche haben mochten, suchte er sie doch noch im Laufe des Jahres mit den Waffen geltend zu machen. Keck griff er die Besitzungen der Askanier an, zur Vergeltung brachen sie verwüstend in Thüringen ein, und Ludwig suchte dann wieder durch die Zerstörung Weimars sich an dem Grafen Hermann zu rächen. Heinrich der Löwe mochte die Fehde zwischen den Söhnen seiner alten Widersacher mit Befriedigung ansehen. Den Kaiser, welcher die Kräfte Sachsens jenseits der Alpen verwenden wollte, konnten sie nur mit Besorgnissen erfüllen.

In dieser Zeit beschäftigten den Kaiser vor Allem die böhmischen Verhältnisse. König Wladislaw, der sich in seiner mehr als dreißigjährigen Regierung nicht geringer Erfolge zu rühmen hatte, war durch die unglücklichen Salzburger Wirren mit dem Kaiser, seinem alten Waffenbruder, in die widerwärtigsten Zerwürfnisse gerathen.

*) Damals war der Graf Philipp von Flandern am Hofe, der schon seit langer Zeit die enge Verbindung des Kaisers mit König Ludwig von Frankreich betrieb.

Der alternde und von Krankheit heimgesuchte König erfuhr überdies schweres Leid in seinem eigenen Hause. Seine zweite Gemahlin, die thüringische Judith*), war eine Frau von blendender Schönheit, lebhaftem Geiste, wohlunterrichtet, selbst der lateinischen Sprache mächtig und auch in der Geschichte erfahren. Durch ihren Einfluß war 1168 einer ihrer Verwandten, Gottwald mit Namen, zum Bischof von Prag erhoben worden, und da er noch vor der Weihe starb, hatte sie die Wahl auf den Magdeburger Domherrn Friedrich aus dem Geschlecht der Pfalzgrafen von Sachsen, der ihr gleichfalls verwandt war, zu lenken gewußt. Ein Günstling der Königin war auch der Graf Woislaw, in dessen Händen besonders die weltlichen Angelegenheiten des Landes sich befanden. Dieser hatte den Zorn des zweiten Sohnes des Königs, Swatopulk genannt, erregt und dadurch sein eigenes Verderben herbeigeführt. Swatopulk überfiel Woislaw in Gegenwart der Königin und tödtete ihn; die Königin, welche dem Wüthenden wehren wollte, soll selbst an der Hand eine Wunde erhalten haben. Swatopulk wurde des Landes verwiesen, flüchtete nach Ungarn, gewann indessen die Gunst des Vaters wieder, starb aber bald nach seiner Rückkehr. Besonders diese häuslichen Leiden scheinen den König nicht lange nach dem polnischen Kriege zu dem Entschlusse bewogen zu haben, die Regierung niederzulegen und die königliche Krone und das Land seinem ältesten Sohne Friedrich zu übergeben. Es geschah das ohne die Zustimmung der Böhmen und ohne die Einwilligung des Kaisers. Der alte König behielt sich für seinen Unterhalt die Herrschaft Budin in Böhmen vor; seine Tage wollte er im Kloster Strahow beschließen.

Die eigenmächtige Verfügung Wladislaws verletzte Niemand mehr als die Söhne jenes Sobeslaw I., der einst kraftvoll über Böhmen geherrscht hatte. Der ältere von ihnen, welcher den Namen des Vaters trug, schmachtete, weil er seine Ansprüche auf die Herrschaft nicht aufgeben wollte, schon seit zwölf Jahren in einem Kerker des Böhmenkönigs; der jüngere, Udalrich, lebte in Deutschland, meist am Hofe des Markgrafen Otto von Meißen, mit dessen Tochter Sophie er vermählt war. Er hatte zahlreiche Verbindungen in Böhmen, wo man mit der ungewöhnlichen Einsetzung Friedrichs unzufrieden war; er besaß zugleich die Gunst des Kaisers, in dessen Diensten er sich als zuverlässig vielfach

*) Eine Schwester des Landgrafen Ludwigs des Eisernen von Thüringen.

bewährt hatte. Jetzt drang er in den Kaiser die Einsetzung Friedrichs nicht anzuerkennen und fand mit seinen Vorstellungen Gehör; denn der Kaiser, obwohl er Friedrich, der ihm in Italien Dienste geleistet hatte, wohlwollte, war doch mit der Art seiner Erhebung zum Könige Böhmens unzufrieden. Er beschied Wladislaw und Friedrich zu einem Hoftage nach Nürnberg; zugleich befahl er ihnen Sobeslaw aus dem Kerker zu entlassen und zu dem Nürnberger Tage mitzubringen; auch die böhmischen Großen sollten dort erscheinen.

Wladislaw und Friedrich konnten sich nicht entschließen nach Nürnberg zu gehen, sandten vielmehr den Bischof von Prag mit dem Grafen Witko dorthin, um den Kaiser durch große Geldanerbietungen von seinen Forderungen abzubringen. Aber die Gesandten erreichten Nichts, weder bei ihrem ersten Erscheinen, noch als sie mit höheren Anerbietungen abermals zurückkehrten; vielmehr erfolgte eine neue Vorladung auf einen Hoftag nach Hermsdorf*). Nothgedrungen entließ jetzt Wladislaw den Sobeslaw aus seiner Haft. Dieser kam nach Prag, wo man ihn ehrenvoll empfing; dennoch mißtraute er bald dem Könige und seinem Sohne, zumal ein Gerücht verbreitet war, daß man ihn blenden wolle. Mit seinen Anhängern entfernte er sich bei Nacht aus Prag und eilte zum Kaiser nach Hermsdorf, wohin sich nun bald auch Wladislaw und Friedrich mit einem Gefolge böhmischer Großen begaben.

Zu Hermsdorf wurde über das Schicksal Böhmens entschieden. Dem Könige Wladislaw und seinem Sohne Friedrich wurde das Herzogthum genommen, weil Ersterer zu Gunsten des Letzteren über dasselbe ohne Zustimmung der Böhmen und ohne Beachtung des kaiserlichen Lehnsrechtes verfügt hatte. Der Kaiser wollte darauf das Herzogthum mit fünf Fahnen der Hand des in Treue erprobten Udalrich übergeben, dem auch die Böhmen geneigt zu sein schienen. Aber Udalrich wies die Belehnung zurück, indem er das Vorrecht seines älteren Bruders Sobeslaw anerkannte. So wurde Sobeslaw Herzog von Böhmen. Er und sein Bruder versprachen eidlich dem Kaiser ihn auf dem Zuge gegen die Lombarden zu unterstützen; außerdem ver-

*) Im Sachsen-Altenburgischen unweit Gera. Der Hoftag zu Hermsdorf läßt sich chronologisch nicht sicher feststellen, scheint aber im September 1173 gehalten zu sein.

pflichteten sie sich für einen anständigen Lebensunterhalt des alten Königs zu sorgen. Aber dieser hielt sich in Böhmen unter der Herrschaft Sobeslaws nicht mehr für sicher; er begab sich auf ein Gut seiner Gemahlin, welches Mer genannt wird*). Hier lebte er fortan mit seiner Gemahlin Judith und Elisabeth, der Gemahlin Friedrichs, einer ungarischen Königstochter, starb aber schon nach vier Monaten (18. Januar 1174). Seine Gebeine wurden zuerst in Meißen beigesetzt, nach kurzer Zeit jedoch mit Sobeslaws Erlaubniß nach dem Kloster Strahow übertragen. Auch sein Sohn Friedrich kehrte zunächst nicht nach Böhmen zurück; vier Jahre lebte er in freiwilligem Exil, bald in Ungarn, bald in Deutschland.

Sobeslaw fand in Prag eine günstige Aufnahme; nach althergebrachter Weise wurde er auf den Herzogsstuhl erhoben und empfing die Huldigung der Böhmen. Er hielt das Recht im Lande aufrecht und nahm sich besonders der niederen Klassen an, weshalb man ihm den Namen des Bauernherzogs gab. Den Deutschen im Lande scheint er im Herzen nicht günstig gewesen zu sein; denn bald beschwerte sich der Kaiser, daß er den Prager Bischof, obwohl er diesem verwandt, und einen anderen Geistlichen, der gleichfalls dem Kaiser verwandt war, übel behandele. Ob dem so war, unzweifelhaft stand doch der neue Herzog in einer sehr abhängigen Stellung vom Kaiser, was er zu seinem Mißgeschick nur zu bald vergaß. Die königlichen Ehren, die sich Wladislaw gewonnen und auf seinen Sohn Friedrich übertragen hatte, waren dem neuen Herzoge versagt. Von der Königskrone Böhmens war vorläufig nicht mehr die Rede.

Am 29. November 1173 war der Kaiser mit seinen Söhnen, König Heinrich, Herzog Friedrich und dem drittgeborenen Otto, sowie mit seinem Bruder Pfalzgraf Konrad zu Worms. Viele geistliche Fürsten, die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, die Bischöfe von Augsburg, Worms und Speier waren am Hofe, und ohne Frage fanden damals wichtige Berathungen über die bevorstehende Heerfahrt

*) Nach der gewöhnlichen Annahme Merana bei Glauchau. Wie dort Wladislaws Gemahlin zu Besitzungen kam, ist nicht nachzuweisen.

stalt; schon die Anwesenheit Christians von Mainz, der erst kurz zuvor aus Italien angekommen war und bald nachher dahin zurückkehrte, weist darauf hin. Auch diesmal mußte der Kaiser besonders auf die Unterstützung der Bischöfe rechnen.

Mitten im Winter begab sich der Kaiser dann nach Thüringen, wo er das Weihnachtsfest, wahrscheinlich zu Erfurt*), feierte. Die Fehde, welche inzwischen Landgraf Ludwig gegen die Askanier begonnen hatte, forderte seine Anwesenheit, und ohne Zweifel hat er die Kampflust seines Neffen zu zügeln gewußt. Sein Zorn gegen die Askanier hatte sich gelegt; gerade damals investirte er Sifried mit dem Bisthum Brandenburg. Bis in den Anfang des März 1174 verweilte der Kaiser in den thüringisch-sächsischen Gegenden, wo er zu Merseburg, Tilleda**) und Quedlinburg Hof hielt. Am 21. Februar war er zu Merseburg mit großem Gefolge, in dem sich auch Erzbischof Wichmann von Magdeburg, Herzog Heinrich der Löwe und die askanischen Brüder Markgraf Otto und Graf Dietrich befanden. Der Kaiser war bereits vollauf mit den Rüstungen für die Eröffnung des lombardischen Kriegszuges beschäftigt, schon lebte er ganz seinen Kriegsplänen.

Mit großem Glanze feierte er das Osterfest (24. März) in Aachen, in der Stadt Karls des Großen. In der Festprocession trugen er, seine Gemahlin und der junge König Heinrich ihre Kronen. Eine überaus stattliche Versammlung von geistlichen und weltlichen Großen umgab den Kaiser. Man sah in derselben den Kanzler Papst Calixts III., den Cardinalbischof Martin von Tusculum, der schon geraume Zeit in Deutschland verweilte, die Erzbischöfe Philipp von Köln und Arnold von Trier, den Bischof Rudolf von Lüttich, die Herzoge Heinrich von Limburg und Gottfried von Löwen, die sich beide auch Herzoge von Lothringen nannten, den Pfalzgrafen Konrad bei Rhein, den Landgrafen Ludwig und seinen Bruder Heinrich Raspe***), die Grafen Heinrich von Diez, Engelbert von Berg, Wilhelm von Jülich und viele andere Herren. Besondere Aufmerksamkeit erregten damals Gesandte des

*) Nach den Erfurter Annalen, während die Kölner Chronik angiebt, daß der Kaiser zu Altenburg das Fest begangen habe.

**) Unseres Wissens hat Kaiser Friedrich nur damals seine Residenz am Kyffhäuser gehabt.

***) Heinrich Raspe mußte damals das neue Schloß Windeck am Rhein an den Grafen Engelbert von Berg zu Lehen geben.

Sultans Saladin, die schon seit Monaten am kaiserlichen Hofe verweilten. Sie hatten kostbare Geschenke dem Kaiser überbracht, um dessen Freundschaft ihrem Herrn zu gewinnen; sie sollen auch den Auftrag gehabt haben, um eine Tochter des Kaisers für den Sohn ihres Herrn zu werben, und Saladin soll versprochen haben, wenn diese Werbung Erfolg hätte, nicht nur alle gefangenen Christen freizugeben, sondern auch mit seinem Sohne zum Christenthume überzutreten — Versprechungen, die, wenn sie gemacht wurden, unmöglich ernstlich gemeint waren.

Von Aachen begab sich der Kaiser nach Nymwegen, wo er sich einige Zeit aufhielt und die dort vor ihm erscheinenden Großen zur Theilnahme an der Heerfahrt aufs Neue eidlich verpflichtete. Am 11. April war er in Mastricht, am 9. Mai zu Sinzig am Rhein, das Pfingstfest (12. Mai) feierte er auf der Burg Cochem an der Mosel und begab sich dann nach dem von ihm erbauten Palast zu Kaiserslautern*); hier hatten sich auch die Erzbischöfe Wichmann von Magdeburg und Arnold von Trier, die Bischöfe von Würzburg, Worms, Metz und Toul, des Kaisers Schwager Herzog Matthäus von Lothringen, Graf Hugo von Dagsburg, Graf Heinrich von Diez und andere Herren eingefunden. Besonders die Verhältnisse des oberen Lothringens werden damals in Betracht gezogen sein, und für diese war es nicht ohne Bedeutung, daß der Kaiser einen Theil der Brabanzonen, die noch immer für jene Gegenden ein Schrecken waren, in seinen Diensten über die Alpen zu führen beschloß. Um den 9. Juni hatte er an einem Orte, der Wivelinburg**) genannt wird, eine Zusammenkunft mit Gesandten italienischer Fürsten, die gekommen waren, um ihm die Ergebenheit ihrer Herren zu bezeigen und ihm Geleit über die Alpen zu versprechen.

---

*) Am 23. Mai 1174 stellte der Kaiser eine Urkunde zu Kaiserslautern aus; sie betraf einen Streit zwischen dem Propst und dem Kapitel des Marienstifts zu Aachen, welche Stadt in der Urkunde sedes et caput regni genannt wird.

**) Die Lage läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Man hat an Avenches, deutsch Wifflisburg, oder an die Wevelsburg bei Paderborn gedacht. Der Kaiser war aber auf dem Wege von Kaiserslautern nach Regensburg, und da liegen beide Orte weit ab. Vielleicht ist Waiblingen gemeint, das auf diesem Wege sich findet.

Alle Vorbereitungen zur Heerfahrt waren getroffen. Des Kaisers Wille war, binnen Kurzem Deutschland zu verlassen. Ueberall hatte er gesucht geordnete Verhältnisse zurückzulassen; nur die unglücklichen Salzburger Wirren waren noch nicht gelöst. Der Kaiser hielt es für geboten, ehe er über die Alpen ging, auch hier endlich mit Entschiedenheit durchzugreifen, und hatte deshalb einen Reichstag nach Regensburg auf Johannis berufen.

Da damals der Herzog Hermann von Kärnthen mit dem jungen Markgrafen Ottokar von Steiermark oder vielmehr mit dessen Mutter und Vormünderin Kunigunde von Vohburg, die stets die Umtriebe des Erzbischofs Adalbert begünstigt hatte, in Fehde lag, verlangte der Kaiser, daß ein Waffenstillstand zwischen ihnen bis zu dem Reichstage geschlossen würde, der Herzog aber Adalbert von dem Salzburgischen fern halte und ihm aller Orten entgegentrete. Denn Adalbert hatte sich seit dem Salzburger Tage im Februar 1172 keineswegs ruhig verhalten. Im Laufe des Jahres hatte er sogar eine Provinzialsynode nach Leibnitz berufen und die Prälaten des Erzstiftes zu derselben beschieden, obwohl sie, selbst wenn sie gewollt, dort nicht hätten erscheinen können. Trotzdem beschwerte er sich bei Papst Alexander über ihr Ausbleiben und in einem Schreiben vom 12. April 1173 schärfte dieser den Prälaten auf das Bestimmteste ein, den Ladungen des Erzbischofs in Zukunft Folge zu leisten. Adalbert, der im Salzburgischen nirgends mehr sicher war, dem seit der Thronumwälzung in Böhmen auch dort keine Zufluchtsstätte mehr offen stand, irrte wie ein Flüchtling umher; meist scheint er bei dem Markgrafen von Steiermark und bei dem Herzog von Oesterreich, seinem Oheim, Unterhalt gefunden zu haben.

Der Kaiser erschien rechtzeitig in Regensburg, wo sich so viele Fürsten eingestellt hatten, daß man meinte nie einen glänzenderen Reichstag in Baiern gesehen zu haben. Mit Ausnahme Alberts von Freising waren alle Bischöfe Baierns zur Stelle; unter ihnen auch der erst kürzlich erwählte Bischof Richer von Brixen, ein Studiengenosse und eifriger Anhänger Alexanders, und Bischof Heinrich von Gurk, dessen alexandrinische Gesinnung trotz seines Bestrebens, sich der Abhängigkeit von Salzburg zu entziehen, unzweifelhaft war*). Auch

*) Von Bischöfen außerhalb Baierns war unseres Wissens nur Wichmann von Magdeburg anwesend.

die meisten Prälaten und die angeseheneren Ministerialen der Salzburger Kirche waren zugegen, dann zahlreiche weltliche Fürsten, namentlich aus dem Baiernlande: Herzog Heinrich der Löwe, Herzog Heinrich von Oesterreich, Herzog Hermann von Kärnthen, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinem Bruder Otto, die Markgrafen Berthold von Vohburg und Berthold von Istrien, Graf Rapoto von Ortenburg, die Burggrafen Friedrich und Heinrich von Regensburg und Andere. Auch Erzbischof Adalbert hatte sich mit seinem Oheim Heinrich von Oesterreich zu Regensburg eingestellt, obschon schwerlich eine Ladung des Kaisers an ihn ergangen war; bald genug mußte er sich überzeugen, daß von dieser Versammlung für ihn nichts mehr zu hoffen war.

Dies zeigte sich schon, als am Tage vor der Eröffnung des Reichstags (23. Juni) Richer von Brixen trotz Adalberts Einsprache vom Bischof Heinrich von Gurk geweiht wurde; noch deutlicher, als am folgenden Tage der Kaiser sogleich eine definitive Entscheidung über die Salzburger Kirche verlangte und zunächst Richer von Brixen zur Urtheilsfindung aufforderte. Richer erklärte sich für Adalberts Absetzung; man meinte aus Rache für den Widerspruch desselben gegen seine Weihe, doch läßt sich ein so persönliches Motiv bei seinem viel gerühmten Charakter kaum annehmen. Richers Spruch traten dann Heinrich von Gurk und die anderen Suffragane Salzburgs bei, desgleichen der Dompropst Siboto und die anderen anwesenden Prälaten der Salzburger Kirche; auch die weltlichen Fürsten mit Ausnahme des Herzogs Heinrich von Oesterreich erklärten sich für Adalberts Absetzung. Sobald diese ausgesprochen war, wählten die anwesenden Kleriker und Ministerialen Salzburgs mit Zustimmung des Kaisers und der Fürsten den bisherigen Propst von Berchtesgaden Heinrich zum Erzbischof, und es erfolgte unmittelbar darauf die Inthronisation des Gewählten. Der Kaiser ertheilte ihm die Investitur mit dem Scepter und gab ihm die Besitzungen seiner Kirche, welche er in Händen hatte, vollständig zurück. Die anwesenden Fürsten, welche Salzburger Lehen trugen, an ihrer Spitze Heinrich der Löwe, huldigten ihm und erhielten ihre Lehen bestätigt. Auch die bischöfliche Weihe Heinrichs scheint schon in den nächsten Tagen erfolgt zu sein.

So war nach vieljährigen Wirren endlich durch Kaiser und Reich über Salzburg entschieden, und man konnte hoffen, daß sich in dem hart heimgesuchten Bisthum eine neue Ordnung befestigen würde.

Wenn auch Einzelne von dem Salzburger Klerus sich an der Wahl nicht betheiligt hatten und sich von dem neuen Erzbischof fern hielten, die Mehrzahl nahm an der Erhebung desselben um so weniger Anstoß, als er ein tadelloser, durch Bildung ausgezeichneter Mann war, der bisher auch als Alexandriner gegolten hatte. So gewiß die Absetzung Adalberts im Widerspruch mit allen Vorschriften des Papstes stand, hatte man doch in Regensburg geflissentlich Alles vermieden, was die Salzburger Kirche genöthigt hätte sich von Alexander loszusagen und den Gegenpapst anzuerkennen. In seiner kirchlichen Politik zeigte der Kaiser sich hier nachgiebiger, als man von ihm erwartet hatte.

Herzog Heinrich von Oesterreich, der allein gegen die Absetzung Adalberts Widerspruch erhoben hatte, verweilte noch längere Zeit am Hofe des Kaisers und scheint sich in das Unabänderliche ruhig gefügt zu haben. Wenn man aber das Gleiche von Adalbert erwartete, so erlebte man bald die Enttäuschung. Sogleich nach den Regensburger Vorgängen übersandte er mit einigen ihm getreuen Prälaten eine Beschwerdeschrift über seine Entsetzung an den Papst; der Ueberbringer derselben war sein Kaplan Erchenbald, ein Kanoniker des Stifts Reichersberg, der sich schon zum dritten Male der beschwerlichen Reise unterzog*). Durch Schreiben vom 8. September 1174 erklärte der Papst dann die Absetzung Adalberts und die Wahl Heinrichs für ungültig und wies das Domkapitel zu Salzburg an, Adalbert auch ferner den schuldigen Gehorsam zu leisten; den Cardinal Konrad von Wittelsbach, der damals wieder mit einer Legation in Baiern beauftragt war, forderte er auf, einen Termin unter Strafandrohungen zu bestimmen, bis zu welchem die Bischöfe von Gurk und Brixen und der Salzburger Dompropst sich aufs Neue Adalbert zu unterwerfen, Heinrich aber nach Berchtesgaden zurückzukehren hätte. Inzwischen hatte aber Adalbert selbst schon über seine Widersacher geistliche Strafen verhängt. So hatte er nicht lange nach dem Regensburger Tage gegen Bischof Heinrich von Gurk die Excommunication ausgesprochen, die freilich kaum eine Wirkung hatte**).

*) Erchenbald starb auf der Rückreise am 12. Oktober 1174 noch auf italischem Boden; die päpstlichen Schreiben gelangten aber durch Vermittelung des Patriarchen von Aquileja an ihre Bestimmung.

**) Heinrich von Gurk starb schon am 3. Oktober 1174. Die Domherren und Ministerialen des Bisthums wählten darauf, ohne das Besetzungsrecht des

Bald griff Adalbert auch zu weltlichen Waffen. Von den Grenzen Kärnthens und der Steiermark aus drang er im December 1174 gegen Salzburg vor und stand am Weihnachtsfest vor der Stadt. Es war auf eine Ueberrumpelung der Stadt abgesehen, die aber mißlang. Erzbischof Heinrich war gerüstet, die Stadt geschützt. Adalbert mußte abziehen, und Heinrich, unterstützt von dem jüngeren Otto von Wittelsbach, drängte ihn nach Kärnthen zurück. Die schlimmste Wirkung des verfehlten Unternehmens war die wachsende Verarmung der Salzburger Kirche; denn mit dem Vermögen derselben hatte man von beiden Seiten die Streitkräfte gewonnen.

So hat die Folge gezeigt, daß dem Salzburger Erzstift auch durch die Regensburger Beschlüsse noch nicht die erwünschte Ruhe beschieden war, aber der Kaiser konnte, als er im Juli 1174 Baiern verließ, die Hoffnung hegen, auch hier haltbare Zustände geschaffen zu haben. In der Mitte des Juli war er in Donauwörth, wo er mit dem Bischof von Bamberg ein schon früher verhandeltes, für sein Haus wichtiges Geschäft zum Abschluß brachte. Die großen Bamberger Lehen, welche Graf Gebhard von Sulzbach trug, der ohne männliche Nachkommen war, sollten nach dem Tode des Grafen den Söhnen des Kaisers, Friedrich und Otto, zufallen, wogegen sich der Kaiser dem Bischofe 1200 Mark Silber zu zahlen verpflichtete.

Noch einmal begab sich der Kaiser in die mittelrheinischen Gegenden. Am 2. August war er auf der Burg Trifels. Am 1. und 2. September hatte er in Basel eine Zusammenkunft mit dem Erzbischof von Trier, Herzog Matthäus, dem Bischofe und dem Grafen von Metz und anderen Herren Oberlothringens. Schon stand er an der Spitze des Heeres, welches er über die Alpen führen wollte. Er beabsichtigte auf demselben Wege durch die burgundischen Länder und über den Mont Cenis, auf dem er im März 1168 seinen Rückzug bewerkstelligt hatte, diesmal in die Lombardei einzudringen. Am 5. September sollte der Auszug des Heeres erfolgen.

Salzburger Erzbischofs zu beachten, den Dompropst Romanus zu Heinrichs Nachfolger. Es ist auffällig, daß Adalbert keine Einsprache erhob, obwohl Romanus an den Regensburger Vorgängen betheiligt war, wie daß Papst Alexander die Wahl bestätigte und der Patriarch von Aquileja den neuen Bischof weihte.

Ueber sechs Jahre hatte der Kaiser in Deutschland verweilt und unter unsäglichen Mühen die Verhältnisse so geordnet, daß er den Kampf in Italien wieder aufnehmen konnte. Es war ihm gelungen, sein durch die schweren Niederlagen des Jahres 1167 höchst gefährdetes Ansehen herzustellen und seinem Gebot in allen deutschen Ländern Achtung zu verschaffen. Seinem Sohne Heinrich hatte er die Königskrone gewonnen, seinen Söhnen Friedrich und Otto das Herzogthum Schwaben und große Kirchenlehen in Franken und Baiern gesichert und damit seine Hausmacht so erhöht, daß keine andere, als die welfische, sich ihr vergleichen ließ.

Nicht mit herrischer Gewalt hatte der Kaiser in die überaus schwierigen Verhältnisse des Reichs eingegriffen, vielmehr war er unabläßig mit den Fürsten zu Rath gegangen und hatte die wichtigsten Streitfragen ausdrücklich ihrer Entscheidung vorbehalten. Eine lange Reihe von Reichstagen und Hoftagen zieht sich durch die Geschichte dieser Jahre. Nicht selten verschiebt der Kaiser auf das Verlangen der Fürsten, die seinen Absichten widerstreben, die Entscheidung, aber schließlich weiß er doch seinen Willen durchzusetzen. Es ist dabei von unverkennbarer Bedeutung, daß er mit seinem eigenen Interesse zugleich das des mächtigsten Fürsten des Reichs, seines Vetters Heinrichs des Löwen, zu befriedigen weiß, so daß dieser in der wachsenden Kaisermacht eher eine Förderung, als eine Schädigung, zu sehen hat. Nicht minder nützte es dem Kaiser, daß die deutschen Bischöfe in ihrer vielfach angefochtenen Stellung sich nur durch die kaiserliche Macht sichern konnten, und nachdem sie einmal in das Schisma hineingezogen waren, sich eng ihm anschließen mußten. Niemand hat die Politik des Kaisers bereitwilliger unterstützt, als Erzbischof Christian von Mainz, der seiner Kirche, wo es den Dienst des Kaisers galt, selbst die schwersten Opfer zumuthete.

Die Herstellung der inneren Ordnung im Reiche hatte auch das Ansehen desselben in den östlichen Ländern gehoben. Schon kriegerische Drohungen genügten, um den Polenherzog zur Erfüllung seiner Verpflichtungen gegen das Reich anzuhalten. Der Versuch, über das böhmische Herzogthum ohne Zustimmung des Kaisers zu verfügen, mißlang völlig. In Ungarn kam es wieder zu geordneten Zuständen, und wenn der neue König auch keinerlei Abhängigkeit vom Kaiser anerkannte, suchte er doch damals friedliche Verhältnisse mit demselben

zu unterhalten. Von wendischen Angriffen, wie sie so oft das Reich beunruhigt hatten, war nicht mehr die Rede, seitdem die Wendenländer von Heinrich dem Löwen und den Askaniern unterworfen waren und die deutsche Kolonisation in ihnen weiter und weiter fortschritt; sie schienen schon wie neue dem Reiche zugewachsene Provinzen.

Wie nach Osten, war auch das Reich nach Westen gesichert. Die schon früher angebahnten freundlichen Beziehungen des Kaisers zum französischen Hofe hatten sich erhalten; es war ernstlich die Rede von einer Vermählung Philipp Augusts, des Sohnes König Ludwigs, mit einer Tochter des Kaisers gewesen. Papst Alexander war darüber im höchsten Maße erschrocken. Er beauftragte den Erzbischof von Reims Alles aufzubieten, eine solche Verbindung zu hintertreiben; wenn dies nicht mehr möglich wäre, sollten doch Vorkehrungen getroffen werden, daß der Kirche daraus kein Nachtheil erwachse. Ueberdies hatte König Ludwig bereits wieder die Waffen gegen den König von England ergriffen und hatte schon deshalb das größte Interesse, sich die Geneigtheit des Kaisers zu erhalten.

Es war Ludwig gelungen, die eigenen Söhne gegen den Vater aufzuwiegeln. Der junge König Heinrich hatte mit seinen Brüdern Richard und Gottfried den Hof des Vaters verlassen und sich zu seinem Schwiegervater nach Frankreich geflüchtet (März 1173). Auf einer Reichsversammlung zu Paris hatte man den jungen Heinrich zum König von England ausgerufen, und König Ludwig hatte eidlich gelobt dem Sohne mit den Waffen zur Herrschaft des Vaters zu verhelfen. So warf er sich aufs Neue mit voller Leidenschaft in den Kampf gegen seinen alten Rivalen, und dieser Kampf war der gefährlichste, den König Heinrich noch je bestanden. Denn dem Aufstande der Söhne folgte der Aufstand vieler englischer Herren, und die Empörung wurde nicht allein von Frankreich, sondern auch von Schottland unterstützt. Freilich waren es zunächst persönliche und politische Motive, welche den neuen Kampf gegen Heinrich entzündet hatten, aber es war dabei doch auch religiöse Erregung wirksam. Denn niemals hätte der Aufstand eine solche Verbreitung gewinnen können, wenn er nicht gegen den angeblichen Mörder des heiligen Thomas gerechtfertigt erschienen wäre, zumal die von König Heinrich geleistete Buße nicht als ein Beweis wahrer Reue angesehen wurde.

So verzweifelt war die Lage König Heinrichs geworden, daß er sich seinen Gegnern zu großen Zugeständnissen erbot und zugleich den Beistand Papst Alexanders in Anspruch nahm, indem er ihm unerhörter Weise sogar das Recht über die Krone Englands zu entscheiden zuerkannte. Aber die Gegner wiesen seine Zugeständnisse zurück, und die Mahnungen des Papstes, dem Kampfe Einhalt zu thun, verhallten ohne Erfolg. Ein kurzer Waffenstillstand im Anfange des Jahres 1174 unterbrach den wüsten, entsetzlichen Krieg, aber dann griff man aufs Neue zu den Waffen, und die Feinde Heinrichs führten sie nicht ohne Glück. Da erfaßte den alten König eine furchtbare Seelenangst, daß seine Vergehen an dem heiligen Märtyrer noch nicht vollständig gesühnt seien, und er entschloß sich durch einen Bußakt, wie ihn noch nie ein gekröntes Haupt auf sich genommen, öffentlich seine Schuld an dem Morde des Thomas zu bekennen. Barfuß, im härenen Kleide pilgerte er nach Canterbury, küßte das Grab unter heißen Thränen und ließ sich auf demselben von Bischöfen und Mönchen geißeln (12. und 13. Juli 1174). Nicht ohne Verwunderung vernahmen die Zeitgenossen die Kunde von der tiefen Selbsterniedrigung des sonst so stolzen Königs, und man schrieb es seiner Demuth und der dadurch gewonnenen Gunst des Märtyrers zu, daß sich das Kriegsglück bald vollständig auf seine Seite wandte. In wenigen Wochen errang er Erfolge auf Erfolge. Der Aufstand erstarb und am 30. September 1174 wurden die Gegner des Königs genöthigt mit ihm zu Montlouis einen Frieden zu schließen, der ihm wieder alle seine Besitzungen diesseits und jenseits des Kanals sicherte.

So machte König Ludwig um dieselbe Zeit, wo der Kaiser über die Alpen zog, seinem neuen Kampfe gegen Heinrich nothgedrungen ein Ende, aber der alte Haß gegen denselben hatte nur neue Nahrung gewonnen und fraß sich tiefer und tiefer. Kein Gedanke lag Ludwig ferner, als dem Kaiser jetzt im Kampfe gegen Alexander Schwierigkeiten bereiten zu wollen.

Wie der Kaiser gegen Frankreich gesichert war, so hatte er auch kaum einen Widerstand in Italien von den Griechen zu befürchten. Seit Jahren stand er mit Kaiser Manuel in Verhandlungen über die Vermählung eines seiner Söhne mit Manuels Tochter Maria. Noch auf dem letzten Reichstage in Regensburg waren griechische Gesandte erschienen, um diese Verhandlungen fortzuführen. Ueberdies hatte

Manuel, seitdem er sein Bundesverhältniß mit Venedig auf die rücksichtsloseste Weise gelöst und auch mit dem König von Sicilien in offener Feindschaft stand, nirgends in Italien mehr einen festen Anhalt. Wie groß dagegen das Ansehen Friedrichs damals im Orient war, hatte nicht nur die Gesandtschaft Saladins gezeigt, sondern bewies noch mehr eine Botschaft des Königs von Jerusalem, welche der Kaiser am Fuße der Alpen empfing. Alle Hoffnungen König Amalrichs auf eine Unterstützung des Abendlandes waren getäuscht worden. König Heinrich von England hatte seine letzten Versprechungen, das Kreuz zu nehmen, so wenig erfüllt als die früheren, ja konnte sie in seiner Lage nicht einmal erfüllen. Die Mahnungen des Papstes an König Ludwig im Jahre 1173, mit Heinrich Frieden zu schließen und schnell den bedrängten Christen im Orient zur Hülfe zu eilen, waren vergeblich gewesen. Auch von Constantinopel hatte man in Jerusalem keinen Beistand mehr zu erwarten. Indessen wurden die Angriffe Saladins immer bedrohlicher, und auch der im Mai 1174 erfolgte Tod Nureddins schien mehr ein Glück für den Sultan Egyptens als für die Christen im Orient. In solcher Noth setzte Amalrich auf die Macht Kaiser Friedrichs seine letzte Hoffnung. Die Gesandten des Königs überbrachten dem Kaiser reiche Geschenke und ein Schreiben, in welchem er das demüthigende Bekenntniß ablegte, daß er längst aus seinem Reiche vertrieben wäre, wenn nicht die Fürsten der Ungläubigen durch die Furcht vor dem Kaiser zurückgehalten würden. Als das Schreiben Amalrichs in die Hände des Kaisers kam, war jener selbst nicht mehr unter den Lebenden. Am 11. Juli 1174 war er im Alter von achtunddreißig Jahren gestorben und hatte das schon dem Untergange zueilende Reich seinem dreizehnjährigen Sohne Balduin IV. hinterlassen.

Alle Verhältnisse schienen dem Kaiser für seine neue Heerfahrt günstig zu liegen, und er hatte lange und mit Aufwand großer Mittel für dieselbe gerüstet. Wir wissen, daß er das Würzburger Domkapitel aufforderte seinem Bischofe ein Darlehen von 350 Mark gegen Verpfändung von Gütern zu geben, um die Kosten des Kriegszuges zu bestreiten; er selbst verbürgte sich mit seinem Sohne Heinrich für die Rückgabe des Darlehens. Von dem Bischofe Rudolf von Lüttich borgte er für die Ausrüstung des Heeres 1000 Mark, welche der Bischof selbst nur gegen Verpfändung von Gütern seiner Kirche aufbringen konnte, wofür ihm der Kaiser wieder die meisten Reichsgüter jenseits der Maas

verpfänden mußte. Erzbischof Philipp von Köln entlehnte von den Bürgern seines Bischofssitzes 1000 Mark für die Kosten des über die Alpen zu führenden Heeres und überwies ihnen dafür die Münzgefälle bis zur Tilgung der Schuld; auch ihm wird eine Deckung durch das Reich nicht gefehlt haben. Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß der Kaiser noch viele andere ähnliche Geschäfte abschloß, um die Kriegskosten aufzubringen. Sicherlich sparte er Nichts, um in stattlicher Rüstung in Italien zu erscheinen. Trotzdem brachte er nicht von ferne ein Heer zusammen, wie es ihm 1158 gegen Mailand gefolgt war; auch den Kriegszug des Jahres 1166 hatte er mit einem weit stärkeren Heere begonnen.

Alles weist darauf hin, daß dem Unternehmen des Kaisers keine freudige Theilnahme in Deutschland entgegenkam und man sich gern ihm entzog. Als Zweck desselben stellte der Kaiser vor Allem die Züchtigung der rebellischen und meineidigen Lombarden hin, welche das abendländische Kaiserthum zu vernichten gewillt seien und sich zu dem Ende ohne Scheu mit dem griechischen Kaiser und dem Könige von Sicilien verbänden, so daß Jeder, dem die Ehre des kaiserlichen Namens am Herzen liege, das Reich in diesem Kampfe unterstützen müsse, aber es war offenkundig, daß der Kaiser es zugleich auf die Demüthigung Alexanders abgesehen hatte und den Krieg nach Umständen wieder bis nach Rom, ja noch weiter nach dem Süden ausdehnen wollte. Indessen waren die Schreckniſse der letzten Romfahrt noch keineswegs vergessen, und Wenige gelüstete es, einen Weg anzutreten, der gleichsam in das offene Grab zu führen schien. Ueberdies hatten die meisten deutschen Herren näherliegende Interessen, als die Unterwerfung Italiens; sie fürchteten durch längere Abwesenheit von der Heimat hier mehr zu verlieren, als sie jenseits der Alpen gewinnen konnten. Dazu kam, daß die schismatische Bewegung in Deutschland sichtlich in Abnahme war; schon war es vielen weltlichen Herren gleichgültig, ob ein Alexander oder Calixt auf dem römischen Bischofsstuhle saß. Ganz anders waren bei dem Schisma die geistlichen Fürsten betheiligt, aber unter ihnen waren doch nicht wenige offene oder geheime Alexandriner; fast der ganze bairische Episkopat stand auf Alexanders Seite.

So ist leicht erklärlich, daß viele deutsche Große um ihre Beurlaubung baten, und nur zu oft war der Kaiser genöthigt solchen

Bitten zu willfahren. Nichts mußte ihm empfindlicher sein, als daß auch diesmal Heinrich der Löwe nicht mit ihm über die Alpen ziehen wollte. Der Herzog hatte sich in früheren Jahren einen geachteten Namen in Italien gemacht, aber seit 1161 sich allen Kämpfen dort zu entziehen gewußt. Nach den großen Diensten, welche er dem Herzog erwiesen, mochte der Kaiser jetzt um so mehr auf Gegendienste rechnen, und diese mußten ihm um so werthvoller erscheinen, als derselbe ein fast königliches Heer aufbringen konnte und selbst dessen weit und breit bekanntes Kriegsglück eine Macht war. Aber der Herzog wußte einen Vorwand für sein Zurückbleiben zu finden, vielleicht in den Streitigkeiten des jungen Landgrafen von Thüringen mit den Söhnen Albrechts des Bären*), und der Kaiser mußte dem Herzog die Heerfahrt erlassen, da er den Dienst eines so mächtigen Vasallen schwer erzwingen konnte.

Auch die Fürsten, welche sich zur Heeresfolge verpflichtet hatten, stellten sich nur säumig ein, so daß mehrere sich erst später dem Heere anschließen konnten. So verspätete sich die böhmische Hülfsschaar, welche im Auftrage seines Bruders Herzog Udalrich dem Kaiser zuführen sollte. Polen haben sich gar nicht an dem Kriege betheiligt.

Das Heer, welches der Kaiser über die Alpen führte, wird von einem Zeitgenossen auf 8000 Kriegsleute geschätzt. Von den geistlichen Fürsten waren dem Kaiser gefolgt die Erzbischöfe von Köln und Trier, die Bischöfe von Augsburg, Regensburg, Bamberg, Halberstadt, Verden und Naumburg, von den weltlichen Herren des Kaisers Bruder Pfalzgraf Konrad, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach**), die Grafen Heinrich von Diez, Friedrich von Altena und Albert von Eberstein***). Daran schlossen sich eine Anzahl von Rittern und Ministerialen, die meist in einem persönlichen Dienstverhältniß zum Kaiser standen. Einen nicht unbeträchtlichen Theil des Heeres bildeten die Brabanzonen, welche der

*) Auch Landgraf Ludwig ist so wenig, wie einer der Askanier, sogleich mit dem Kaiser nach Italien gezogen; erst später sind sie dort erschienen.

**) Es ist fraglich, ob der ältere oder der jüngere Pfalzgraf dieses Namens.

***) Eberstein bei Lobach unweit Holzminden an der Weser. — Die genannten Fürsten werden im Heere des Kaisers vor Alessandria erwähnt; später erscheinen am Hoflager des Kaisers zu Pavia auch die Markgrafen Berthold von Istrien und Berthold von Vohburg und der Graf Rudolf von Pfullendorf, von denen es fraglich ist, ob sie gleich mit dem kaiserlichen Heere über die Alpen zogen.

Kaiser geworben hatte und deren Name schon von dem Feldzuge des Jahres 1166 in Italien einen gefürchteten Klang hatte.

Die Anordnungen, welche der Kaiser für die Regierung Deutschlands während seiner Abwesenheit traf, sind uns unbekannt. Die Kaiserin folgte mit ihren Kindern alsbald ihrem Gemahle.

10.

Schwankende Zustände Italiens.

Der Kaiser konnte keine imponirende Kriegsmacht nach Italien führen, aber er hoffte dort so viele Anhänger zu finden, daß ein günstiger Ausgang dem Unternehmen nicht fehlen werde. Wie weit seine Hoffnungen berechtigt waren, läßt sich nur aus der Entwickelung beurtheilen, welche sich dort in den letzten Jahren vollzogen hatte.

Schon im Jahre 1169 hatten die Lombarden einen Angriff des Kaisers erwartet. Als am 24. Oktober dieses Jahres die Rectoren von zehn Städten in Cremona versammelt waren, beschworen sie die zwischen den Bewohnern der Lombardei, der Mark, Venetiens und der Romagna geschlossenen Bundesverträge zu halten und alle diejenigen Städte oder Personen, welche sich der Partei des Kaisers anschließen und dem Bunde widersetzen sollten, mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Sie gelobten ferner keine Botschaften oder Briefe vom Kaiser anzunehmen und, wenn solche in ihre Hände fallen sollten, dieselben den anderen Rectoren mitzutheilen, kein Abkommen mit dem Kaiser zu treffen und ihre Städte nicht nur zu verhindern irgend eine eidliche Verpflichtung gegen den Bund einzugehen, sondern auch dafür zu sorgen, daß alle Bewohner derselben zwischen 15—70 Jahren innerhalb zwei Monaten den gleichen Eid leisteten. Schließlich gelobten sie noch, daß sie keine Kundschafterdienste zum Nutzen des Feindes leisten und kein Geld vom Kaiser Friedrich oder von solchen annehmen würden, die sich um den Eintritt in den Bund bewerben sollten. Diesen Bestimmungen wurden später noch einige andere hinzugefügt, in welchen sich die Rectoren eidlich

verpflichteten ohne Einwilligung der Gesammtheit oder der Mehrheit ihrer Collegen weder selbst zum Kaiser zu gehen, noch Boten oder Briefe an ihn zu senden, in ihrer Stadt sich nicht selbst an die Spitze von Sonderverbindungen zu stellen oder sich solchen Verbindungen anzuschließen, alle Verfehlungen gegen den Bund zu verhindern und sie, wenn sie in einer Stadt erfolgt, den Consuln derselben zur Anzeige zu bringen. Diese Eide sind dann öfters erneuert worden; man sah offenbar in ihnen einen kräftigen Schutz gegen Angriffe des Kaisers.

Als Papst Alexander im Frühjahr 1170 sich in Verhandlungen mit dem Kaiser zur Beseitigung der Kirchenspaltung einließ, geriethen die Lombarden, wie wir wissen, in große Besorgniß, daß sie der Rache des Kaisers preisgegeben werden könnten. Der Papst wußte jedoch ihre Befürchtungen zu heben und trat mit ihnen sogar in die engste Verbindung, indem er gleichsam eine oberherrliche Gewalt über den Bund in Anspruch nahm. Der Bund schien damals eine fast unangreifbare Stellung unter der kräftigen Leitung der Rectoren gewonnen zu haben; indem er jedes Sonderinteresse der einzelnen Städte niederhielt, stand er gegen Angriffe von außen in geschlossener Haltung und konnte zugleich die Bewältigung der ihm gefährlichen Feinde in seiner Nachbarschaft in das Auge fassen. Man hegte die Hoffnung, daß es binnen Kurzem gelingen werde, nicht allein Pavia, den Markgrafen von Montferrat und den Grafen von Biandrate, die letzten namhaften Anhänger des Kaisers in der Lombardei, zu bezwingen, sondern auch die tuscischen Städte zu dem Bunde heranzuziehen.

In der That mußte sich Pavia im Spätsommer 1170 dem Bunde unterwerfen. Es verpflichtete sich den Kaiser zu bekriegen, wenn er nach der Lombardei käme, wie auch alle seine Anhänger in Italien, mit ihnen keinen Frieden oder Waffenstillstand ohne Einwilligung der anderen Städte zu schließen, die Burg Montanino*) dem Bunde zu übergeben, Alle, die mit dem Kaiser Verbindungen unterhielten, aus seinem Gebiet zu verbannen und die Verbannten anderer Städte nicht bei sich aufzunehmen, endlich diesen Vertrag von allen Bewohnern der Stadt zwischen 14 und 70 Jahren beschwören zu lassen. Die Unterwerfung Pavias hatte dann zur Folge, daß der Graf Otto

*) Oder Montarano. Der Name der Burg ist in verschiedenen Abschriften des Vertrags verschieden geschrieben, die Lage meines Wissens nicht nachgewiesen.

von Biandrate*) mit der Stadt Vercelli ein Abkommen traf, nach welchem er ihr die Burg Montegrande und bedeutende Besitzungen an der unteren Sesia unter der Bedingung übergab, sie wieder als Lehen zurückzuerhalten; er versprach überdies die Stadt in ihren Kriegen jährlich zweimal mit 300 Mann zu unterstützen, keinen Krieg ohne Beschluß der Consuln zu beginnen, seine Wohnung in der Stadt zu nehmen, ihr die Abgaben zu entrichten und sich unter ihre Jurisdiction zu stellen. Dies schloß unfraglich in sich, daß sich die Grafen von Biandrate der Bundesgewalt fügten. Schon vorher scheinen die im Gebiet von Vercelli mächtigen Grafen von Cavaglia den Kampf gegen den Bund aufgegeben zu haben; auch die Grafen von Castello, die Söhne des Malparlerio, ein reiches Geschlecht im Gebiet von Novara, legten die Waffen nieder.

Aber bald zeigten sich doch manche Störungen in den Bundesverhältnissen. Zwischen Como und Mailand brachen Streitigkeiten aus, da die Mailänder eine Anzahl Ortschaften als Bestandtheile der Grafschaft Seprio, wie auch andere am Comersee als zur Grafschaft von Lecco gehörig in Anspruch nahmen. Ein Schiedsgericht von drei Mailändern und drei Comasken sprach sich zwar, auf ein Gutachten der Pavesen und Cremonesen gestützt, im Wesentlichen zu Gunsten Comos aus, aber die Stadt scheint nie zum vollen Besitz jener Orte gelangt zu sein; sie nahm fortan an den Bundesangelegenheiten nur geringen Antheil und war bereits entschlossen sich dem Kaiser, sobald es ohne Gefahr geschehen konnte, wieder anzuschließen. Auch Pavia wurde, wie es nur nothgedrungen dem Bunde sich unterworfen hatte, nur durch den Zwang der Verhältnisse in demselben erhalten. Die Herren von Monteveglio erhoben sich im Bunde mit andern Castellanen gegen Modena und Bologna und erfüllten die Gebiete dieser Städte mit Kriegsgetümmel. Das Wichtigste aber war, daß Venedig, welches die Gunst des griechischen Kaisers dem Bunde gewonnen und demselben große Summen griechischen Geldes zugeführt hatte, die erbittertste Feindin des Ostreichs wurde. Dadurch lockerten sich die bisher so günstigen Beziehungen des Bundes zu Kaiser Manuel, und auch Venedigs Verhältniß zum Bunde wurde, obwohl es sich äußerlich nicht

*) Der früher vielgenannte Graf Guido von Biandrate war inzwischen gestorben: Otto war einer von seinen Söhnen.

lossagte, ein unsicheres und schwankendes. Als bald nachher ein edler Herr sich dem Bunde verpflichtete, daß er jedem Eindringen eines deutschen Heeres sich widersetzen und dem Bunde gegen Kaiser Friedrich jeden Beistand leisten würde, mußte er zugleich versprechen sich in keinen Bund mit dem griechischen Kaiser einzulassen und überdies besondere Verpflichtungen gegen den Dogen von Venedig eingehen.

Die Hoffnung, die Städte Tusciens in den Lombardenbund zu ziehen, erfüllte sich nicht. Im Jahre 1170 schien sich dem Bunde eine Gelegenheit zu bieten, in Tuscien festen Fuß zu fassen, aber sie wurde versäumt. Die alten Streitigkeiten zwischen Pisa und Genua über den Besitz Sardiniens waren längst wieder entbrannt, und in ihnen hatte sich Lucca noch enger als früher an Genua angeschlossen, dadurch aber die größte Erbitterung in Pisa erregt. Gegen Lucca hatte Pisa bei den Lombarden Unterstützung zu finden gehofft, aber ehe es solche noch erhielt, glückte es ihm bei Motrone den Luccheſen am 26. November 1170 eine vollständige Niederlage beizubringen, welche auch in Genua als ein schwer zu verwindender Schlag empfunden wurde. Die Anstrengungen, welche Genua und Lucca machten, um die erlittene Schmach an den Pisanern zu rächen, hatten keinen nennenswerthen Erfolg; die beiden Städte sahen ein, daß sie weiterhin Beistand gegen Pisa sich gewinnen mußten. Es gelang ihnen in Tuscien den mächtigen Grafen Guido Guerra und die Städte Siena und Pistoja auf ihre Seite zu bringen, während Florenz einen engen Bund auf vierzig Jahre mit Pisa einging (Juli 1171). Auch in der Lombardei sahen sich Genua und Lucca nach Beistand um, aber dem Anscheine nach ohne jeden Erfolg. Um so wichtiger war, daß ihre Hülfsgesuche bei Kaiser Friedrich nicht ungehört verhallten.

Der Kaiser, der Pisa so vielfach begünstigt, hegte damals nicht unbegründetes Mißtrauen gegen die Stadt. Schon im Jahre 1168 hatte sie den alexandrinischen Erzbischof Villanus zurückgerufen, dann im Juni 1169 mit König Wilhelm von Sicilien einen Bund auf ewige Zeiten abgeschlossen und um dieselbe Zeit Verhandlungen mit Kaiser Manuel begonnen, die im Juli 1170 zu dem Abschluß eines förmlichen Vertrages geführt hatten*); die Gesandten Pisas waren mit großen in Constantinopel empfangenen Geldsummen, von griechischen Gesandten

*) Vergl. oben S. 678.

begleitet, nach ihrer Vaterstadt zurückgekehrt. So wenig nun auch Genua und Lucca sich in den letzten Jahren um den Kaiser verdient gemacht hatten, beschloß er doch unter diesen Umständen sich der bedrängten Städte gegen Pisa anzunehmen und den Frieden in Tuscien, wo möglich, herzustellen. Zu dem Ende sandte er im Spätherbst 1171 Christian von Mainz über die Alpen. Der Erzbischof war als Legat des Reichs für ganz Italien mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgestattet, aber es standen ihm nur unzureichende Geldmittel und nur ein kleines Heer, zu welchem auch einige Brabanzonen gehörten, zu Gebot.

Wohl auf demselben Wege, welchen der Kaiser bei seinem letzten Abzuge aus Italien eingeschlagen hatte, gelangte Christian mit seinem Kriegsgefolge glücklich über die Alpen. Auf Pferden setzte das Heer unweit Alessandria über den Tanaro und langte gegen Ende des Jahres 1171 bei Genua an. Unfraglich unterstützte Wilhelm von Montferrat den Zug Christians auf jegliche Weise; bald erscheint Konrad, der zweite Sohn Wilhelms, selbst im Gefolge des Erzbischofs.

Als Christian in Genua erschien, verlangten die Bürger von ihm die entschiedenste Parteinahme gegen Pisa, dessen Verhalten zu dem griechischen Kaiser, dem König von Sicilien und den Lombarden sie in dem übelsten Lichte darstellten, während sie ihre eigene reichstreue Gesinnung über Gebühr hervorhoben; vor Allem forderten sie die Befreiung der zahlreichen gefangenen Luccheſen, die seit dem Tage von Motrone in den Kerkern Pisas schmachteten. Christian erklärte den Genueſen, daß er nicht nach Italien gesandt sei, um den inneren Krieg zu schüren, sondern vielmehr ihn beizulegen, deshalb könne er nicht über Pisa, wie man verlange, die Acht verhängen und es mit Krieg überziehen, dagegen wolle er gern sich nach Kräften bemühen, um die gefangenen Luccheſen zu befreien. Die Genueſen verſprachen ihm für den Fall, daß er dies erreichte, 2300 Pfund zu bezahlen.

Ueber Lucca begab sich Christian darauf nach Pisa, wo man ihm am 3. Februar einen glänzenden Empfang bereitete, obwohl man nicht ohne Argwohn gegen ihn war. Der Erzbischof berief dann die Conſuln von Genua, Lucca und Pisa zu einem Landtage nach Borgo S. Gineſio

und verlangte, daß sie den Austrag ihrer Streitigkeiten ihm überlassen und sämmtliche Gefangene in seine Hand liefern sollten. Die Genuesen und Lucchesen versprachen dies eidlich, dagegen machten die Pisaner Schwierigkeiten und verlangten Bedenkzeit, welche ihnen auch auf 20 Tage gewährt wurde. Als diese Frist vorüber ging und sie die Sache weiter hinzuziehen suchten, schloß der Erzbischof mit Genua und Lucca am 6. März einen Vertrag, worin er sich verpflichtete, auf einem bis zum 28. März abzuhaltenden Tage Pisa, wenn es sich bis dahin nicht fügen sollte, in die Acht zu thun, alle seine Privilegien zu vernichten, den Grafen Macharius, die Leute von S. Miniato, Volterra, Caniano und Gambassi zum Kriege gegen die Stadt aufzubieten und selbst während eines Monats das Gebiet derselben zu verwüsten, auch die Acht nicht aufzuheben und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Pisa gedemüthigt sei; sollte es sich aber fügen, so versprach er die Verhältnisse so zu regeln, wie es in dem zwischen den Städten geschlossenen Vertrage von Porto Venere im Jahre 1169 geschehen war*), und Genua die Hälfte von Sardinien zu sichern**). Dagegen verpflichtete sich Lucca für den Fall, daß der Krieg gegen Pisa erklärt würde, den Erzbischof mit einem Landheere zu unterstützen, während Genua mit einer Flotte von fünfzig Galeeren Pisa anzugreifen und 1000 Pfund dem Erzbischof zu zahlen gelobte.

Christian verweilte um diese Zeit besonders zu Siena, wo sich die Kaiserlichen um ihn sammelten. Am 19. März bestätigte er hier der Stadt Viterbo alle früher erworbenen Rechte, indem er zugleich ihre Reichstreue auf das Höchste belobte. Als Zeugen erscheinen in der darüber ausgestellten Urkunde die Vettern des Erzbischofs, die Grafen Reimbot und Friedrich von Beichlingen, und der Graf Erwin von Gleichen, die ohne Zweifel erst mit ihm nach Italien gekommen waren, ferner ein tapferer schwäbischer Ritter Konrad, der als Konrad von Urslingen noch einen großen Namen in Italien gewinnen sollte, und die schon aus den früheren Kämpfen auf der Halbinsel bekannten Ritter

*) Der Vertrag, der noch vorhanden ist, war abgeschlossen worden, aber nicht zur Ausführung gelangt.

**) Im Jahre 1171 hatten die Genuesen den Bareso, den sie so lange in harter Gefangenschaft gehalten hatten, nach Sardinien zurückgeführt; er war nur noch ein Werkzeug in ihren Händen. Den Königstitel führte er fort, aber nur den Titel eines Königs von Arborea. Vergl. S. 409—412.

Konrad von Ballenhausen und Otto von Vesperda. Beim Erzbischof waren damals auch Konrad von Lützelhard, schon seit Jahren Legat des Kaisers in der Mark Ancona, und der kaiserliche Graf Macharius von Siena, zugleich Graf von S. Miniato, mit seinem Sohne Franco, die mächtigen tuscischen Grafen Aldobrandin und Guido Guerra, der Graf Johannes von Tibur, und Konrad, der Sohn des Markgrafen Wilhelm von Montferrat.

Da die Pisaner sich hartnäckig weigerten vor förmlichem Abschluß des Friedens ihre Gefangenen auszuliefern, berief der Erzbischof nach seinem Versprechen einen großen Landtag auf den 28. März nach Siena. An diesem Tage führte er auf dem öffentlichen Platze der Stadt den Vorsitz in einer zahlreichen Versammlung, in welcher der Präfect Johannes von Rom, die Markgrafen von Ancona*), der Sohn des Markgrafen von Montferrat, die Grafen Guido und Aldobrandin und andere Grafen, viele Capitane, Valvassoren und Consuln aus Städten Tusciens, der Mark Ancona, des Spoletanischen und des Römischen sich befanden. Wegen des hartnäckigen Widerstandes der Pisaner gegen den Frieden hob er alle der Stadt vom Kaiser und seinen Vorgängern ertheilten Privilegien auf, namentlich auch die auf Sardinien und das Münzrecht bezüglichen, und sprach über Pisa die Reichsacht aus. Hiervon setzte er sogleich die Genuesen in Kenntniß und verlangte von ihnen, daß sie bis spätestens acht Tage nach Ostern die verheißenen 50 Galeeren bereit halten sollten, 20 zu Genua, 20 zu Porto Venere und 10 zur Fahrt nach Rom. Vor Allem beanspruchte er aber dringend die sofortige Zahlung der ihm zugesagten Geldsumme, die er bedürfe, um seine Krieger, namentlich die Leute von S. Miniato, zu befriedigen. Die Genuesen zahlten mindestens die Hälfte jener Summe und begannen auch schon ihre Rüstungen, als sie vernahmen, daß sich Pisa zum Frieden entschlossen habe.

In der That wurde am 23. Mai zu Borgo S. Genesio ein Abkommen zwischen dem Erzbischof und Abgesandten von Pisa und Florenz getroffen und beschworen, welches bestimmte, daß die Consuln von Pisa vor dem Erzbischof erscheinen und ihm die Gefangenen ausliefern,

*) Es waren die Nachkommen des alten markgräflichen Geschlechts, die den Titel ihrer Vorfahren fortführten, ohne deren Amtsbefugnisse zu besitzen, welche auf den kaiserlichen Legaten übertragen waren.

zugleich aber mit den Florentinern beschwören sollten, sich den Anordnungen desselben zur Herstellung des Friedens zu unterwerfen. Dagegen versprach Christian Pisa von dem Banne zu lösen, alle Privilegien der Stadt herzustellen und dies auch vom Kaiser selbst, wenn es gewünscht würde, zu erwirken; die gefangenen Lucchesen sollten an Florenz übergeben, doch nach Pisa zurückgebracht werden, wenn der Friede nicht zu Stande käme. Um die Bedingungen desselben festzustellen, sollte eine Commission von acht Mitgliedern eingesetzt werden, von denen Genua, Pisa, Lucca und Florenz je zwei zu ernennen habe; zwischen ihnen streitige Punkte wurden der Entscheidung von zwei Schiedsrichtern vorbehalten, doch sollte es dem Erzbischof noch freistehen Bestimmungen zu ändern oder neue hinzuzufügen, wenn beide Theile damit einverstanden sein würden. Die gefangenen Lucchesen sollten spätestens 15 Tage nach Abschluß des Friedens dem Erzbischof ausgeliefert werden, die gefangenen Pisaner während der Friedensverhandlungen im Gewahrsam der Lucchesen oder des Erzbischofs sich befinden.

Auf Grund dieses Abkommens hob Christian, nachdem die Pisaner die nächsten Verpflichtungen erfüllt hatten, die über sie verhängte Reichsacht auf und erneuerte ihnen ihre Privilegien (27. Juni). Wenige Tage später (1. Juli) traf er selbst in Pisa ein und hielt dort am folgenden Tage eine große Volksversammlung ab, in welcher auch Consuln von Genua, Lucca und Florenz mit rechtsverständigen Beiräthen gegenwärtig waren, und befahl den hadernden Städten alle Feindseligkeiten einzustellen; ihre Streitigkeiten unter einander sollten innerhalb 40 Tagen gütlich zum Austrag gebracht werden. Dies mußten die Consuln von Pisa, Florenz, Lucca und Genua beschwören, überdies sollte es von 1000 Männern aus jeder dieser Städte eidlich bekräftigt werden. Es wurden dann auch sogleich die acht Mitglieder der Commission bestellt, welche die Bedingungen des Friedens festzusetzen hatte. Auf Befehl des Erzbischofs mußten die Pisaner hundert von den lucchesischen Gefangenen nach Florenz senden, während Lucca 55 gefangene Pisaner nach Pistoja einliefern mußte. Der Erzbischof begab sich darauf nach Borgo S. Ginesio und befahl, daß die in Pisa anwesenden Consuln und Gesandten der Städte ihm dorthin folgen sollten, um die Friedensverhandlungen zu fördern. Als diese dort angekommen waren und die Verhandlungen begonnen hatten, ließ der Erzbischof

plötzlich am 4. August die Consuln und Abgeordneten von Pisa und Florenz in Ketten legen und in den Kerker werfen.

Diese Gewaltthat, welche unerwartet die offenbar ernst gemeinten Friedensbestrebungen des Erzbischofs zerstörte, ist nur durch die feindliche Haltung erklärlich, welche damals die Leute von S. Miniato gegen ihn und das Reich angenommen hatten. S. Miniato, in dem Herzen Tusciens an der großen Straße von Lucca nach Siena gelegen, war damals der Mittelpunkt der Reichsverwaltung; in der Nähe bei Borgo S. Genesio pflegten die Landtage Tusciens gehalten zu werden. Neben der Burg war eine kaiserliche Pfalz errichtet, wo der Kaiser selbst oder seine Legaten häufig residirten. Die Burg, wo auch die Reichssteuern Tusciens eingezahlt wurden, hütete eine kriegstüchtige Mannschaft, auf welche der Erzbischof noch besonders gerechnet hatte, als er im Frühjahr die Acht über Pisa aussprach und die Stadt mit Krieg bedrohte. Aber Pisa und Florenz wußten die Leute von S. Miniato für sich zu gewinnen; die Letzteren ließen sich zu dem eidlichen Versprechen bewegen, die Florentiner und Pisaner zu unterstützen und immer zu ihnen zu stehen; freilich mit Vorbehalt ihrer Treue gegen den Kaiser, doch war dies, wie die Folge zeigte, wenig mehr als eine Phrase. Denn gerade, als der Erzbischof die Friedensverhandlungen zu S. Genesio betrieb, machten sie sehr zur Unzeit einen Versuch sich der Burg zu bemächtigen und sie den Pisanern und Florentinern auszuliefern. Begreiflicher Weise sah der Erzbischof hierin einen frevelhaften Friedensbruch, den er durch die Gefangennahme der pisanischen und florentinischen Gesandten rächte.

Der Anschlag auf die Burg von S. Miniato mißlang, wohl hauptsächlich durch das Einschreiten des Macharius, dem die Obhut der Burg anvertraut war; die Urheber des Anschlags suchten durch Flucht sich zu retten und lebten längere Zeit in der Zerstreuung*). Aber die Folgen desselben erfüllten Tuscien mit neuem Kriegsgetümmel. Die Pisaner und Florentiner, über die ihren Gesandten widerfahrene Unbill auf das Höchste erbittert, griffen sogleich wieder zu den Waffen; zugleich rüstete der Erzbischof, unterstützt vom Grafen Guido Guerra und den Sanesen, ein Heer, um das Pisanische

*) Erst im Frühjahre 1174, als Macharius mit den Pisanern und Florentinern Frieden schloß, kehrten sie nach S. Miniato zurück. Siehe unten S. 745.

zu verwüsten. Die Pisaner gingen über den Arno und zogen bis Pontedera dem Erzbischof entgegen, die Florentiner schlugen ein Lager bei Castello Fiorentino im Thal der Elsa oberhalb S. Miniato auf. Der Erzbischof rückte indessen mit einer Ritterschaar gegen Vetrignano, eine Burg des pisanischen Grafen Gerard, nahm am 16. August die Burg ein, steckte sie in Brand und zog dann in Verbindung mit den Lucchesen gegen die Florentiner. Die Pisaner sandten aber rechtzeitig den Florentinern Hülfe, und als nun der Erzbischof mit dem Angriff zögerte, verließen die Pisaner ihre bisherige Stellung und fielen am 18. August in das Luccheſische ein, verwüsteten es auf beiden Seiten des Serchio und trieben große Beute ein. Als die Lucchesen dies vernahmen, trennten sie sich vom Erzbischof und kehrten eilend nach Hause zurück. Sie geriethen dabei noch am 19. August in einen Kampf, wo die Pisaner die Oberhand behielten, aber dann doch sogleich den Rückweg antraten. Um die Niederlage der Lucchesen zu rächen, sandte der Erzbischof alsdann den Grafen Guido und eine luccheſische Schaar in das Pisanische, um die Umgegend von Pontedera zu verwüsten, aber die Pisaner wiesen nach einem hitzigen Kampfe am 28. August diesen Angriff zurück.

Pisa hatte sich im Kampfe gegen den Erzbischof zu behaupten gewußt, aber in der nächsten Zeit hatte es manche empfindliche Schläge zu fühlen. Ein Versuch, mit Hülfe der ihm verbündeten Capitane der Garfagnana sich des Thurmes von Viareggio und zweier anderer Burgen zu bemächtigen, wurde vollständig von Lucca vereitelt (16. 17. September). Zu derselben Zeit landeten sieben Galeeren Genuas an der Pisa gehörigen Insel Pianosa und zerstörten die dortige Burg. Hierauf wurden mehrere Consuln Genuas nach Lucca beschieden, wohin sich der Erzbischof begab, um mit ihnen und den Consuln Luccas die weiteren Maßregeln zu berathen. Die Consuln von Genua und Lucca verlangten, daß der Erzbischof die gefangenen Gesandten von Pisa und Florenz, um sie in dem Kerker von Lucca zu bewahren, ausliefere und den Krieg gegen Pisa nach seinen Kräften im Einverständniß mit ihnen fortführe. Nach langen Verhandlungen lieferte der Erzbischof die Gefangenen aus, die nach Lucca gebracht wurden, versprach eidlich die Fortsetzung des Krieges in der verlangten Weise und gelobte zugleich, daß er Florenz in den Bann thun und die dieser Stadt und Pisa ertheilten Privilegien aufheben würde. Dagegen empfing er von Genua

eine Zahlung von 1000 Pfund, während Lucca sogar 1500 Pfund gab. Wenig später, im Oktober, gelang es sechs Galeeren Genuas drei pisanische Galeeren an der Küste Sardiniens in ihre Gewalt zu bringen. Genua war jetzt offenbar im Kampfe Pisa überlegen, dennoch war es bald genöthigt auf seine eigene Vertheidigung Bedacht zu nehmen, da sich der Markgraf Opizo und sein Sohn Marvello, obwohl beide Vasallen Genuas waren, anschickten ihm das Küstenland des Ostens bis Spezia zu entreißen. Obwohl Genua von den benachbarten Markgrafen und Herren sich Unterstützung erkaufte, war es ihm doch unmöglich, seiner gefährlichen Feinde völlig Herr zu werden, und es mußte zu Sestri einen längeren Waffenstillstand schließen. So konnte Pisa freier aufathmen, und auch ein Sturm, mit dem es der Erzbischof noch einmal im Dezember 1173 bedrohte, ging bald vorüber. Mit einem großen Heere des Grafen Guido Guerra und der Sanesen fiel Christian verwüstend in das Land des pisanischen Grafen Ildebrandin ein und brach zwei Burgen desselben. Eiligst aber sandten die Pisaner eine stattliche Hülfe, so daß der Erzbischof nicht für gerathen hielt das Kriegsglück weiter zu versuchen und nach kurzer Zeit abzog.

Unmittelbar darauf wandte sich Christian nach dem südlichen Tuscien, wo er kaum Schwierigkeiten zu erwarten hatte. Der hier mächtige Graf Aldobrandin und der Präfect Johannes waren ihm befreundet; die Wege nach Rom selbst schienen offen zu liegen. Indem er dieselben einschlug, nahm er nur einen Plan auf, welchen er seit seinem Eintreffen in Tuscien verfolgt hatte; schon um Ostern hatte er die Genuesen aufgefordert Schiffe an die Tibermündung zu senden. Weniger der Stadt selbst, die ja ihre Treue gegen den Kaiser versicherte, als Papst Alexander schien sein Angriff zu gelten.

Seit dem Oktober 1170 hatten Alexander und seine Cardinäle ihren Sitz zu Tusculum. Auf eigenthümliche Weise war der Papst in den Besitz der Stadt und der Burg gekommen. Graf Raino, wiederholt von den Römern angegriffen und des unsicheren Besitzes müde, hatte Stadt und Burg an den vom Kaiser eingesetzten Präfecten von Rom Johannes Maledetto gegen Montefiascone und Borgo S. Flaviano vertauscht. Aber Beide hatten ein unerfreuliches Geschäft gemacht. Die Römer suchten Tusculum in ihre Gewalt zu bekommen und bedrängten den Präfecten so, daß er endlich flüchtig die Stadt verließ. Raino konnte sich gar nicht in den Besitz von Montefiascone setzen, da

die Ritter und die Bürger der Stadt ihm die Aufnahme verweigerten. Da man ihn auch in Tusculum nicht wieder anerkennen wollte, hielt er es für das Beste, die Stadt Alexander zu überliefern, womit auch die Tusculaner einverstanden waren. Durch eine Urkunde vom 8. August 1170 übergab er die Stadt mit der Burg und dem Territorium Papst Alexander und der römischen Kirche zu freier Verfügung und versprach für sich und seine Nachfolger die Kirche in ihrem Eigenthumsrechte zu schützen. Der Papst ließ dann sogleich Tusculum in Besitz nehmen und verlegte nach zwei Monaten dorthin den Sitz der Curie. Nur wenige ruhige Tage waren jedoch dem Papste hier beschieden. Die Römer, gegen ihn und Tusculum mit gleichem Haß erfüllt, verlangten, daß er die Stadt verlassen solle, und begannen, als dies nicht geschah, gegen dieselbe eine erbitterte Fehde, an welcher sich auch die Dienstmannen des Papstes betheiligten. Bald konnte Niemand sicher von Rom nach Tusculum kommen, die Aecker zwischen den beiden feindlichen Städten konnten nicht mehr bestellt werden.

Dieser Zustand wurde auf die Dauer unerträglich und nach vielen vergeblichen Versuchen kam endlich ein Vertrag zu Stande, in welchem sich Alexander erbot die Mauern von Tusculum bis zu einer gewissen Höhe abtragen zu lassen, wogegen sich die Römer verpflichteten fortan mit der Stadt Frieden zu halten. Der Vertrag wurde von 800 Römern beschworen. Es wird glaubhaft berichtet, daß Alexander besonders dadurch zu einem solchen Abkommen bestimmt worden sei, daß ihm die Römer die Unterwerfung ihrer Stadt und die Rückkehr in dieselbe in Aussicht stellten. Aber bald sollte er erkennen, wie sehr er sich darin getäuscht hatte. Als die Römer im November 1172 sich an den Abbruch der Mauern von Tusculum machten, blieben sie nicht bei dem im Vertrage bestimmten Maß stehen, sondern rissen die Mauern bis auf die Fundamente nieder, ohne auf die Einreden des Papstes und der Cardinäle zu achten, und von der Rückkehr Alexanders nach Rom war nicht mehr die Rede. Während er so neue Feindseligkeiten der Römer zu tragen hatte, war auch der Haß der Tusculaner auf ihn gefallen.

Kurze Zeit nachher kam Erzbischof Christian in das römische Gebiet. Ob er Rom selbst betrat, ist fraglich. Da die Stadt für kaiserlich und Alexander feindlich galt, mochte dies kaum nöthig sein; auch war der Gegenpapst wohl nicht dort, sondern hatte, wie gewöhnlich,

seinen Sitz in dem sicherern Viterbo. Dagegen soll Christian gegen Tusculum mit einem Heere angerückt sein, um den Papst und die Stadt zu belagern. Alexander, wird erzählt, habe fliehen wollen, aber die Tusculaner hätten seine Flucht verhindert und dann den Erzbischof durch Versprechungen der Ergebenheit und große Geldgeschenke von der Stadt abzuziehen vermocht. Ist diese Erzählung begründet, so mochte der Erzbischof gute Gründe haben, nicht einen neuen und zumal so bedenklichen Gefangenen in seine Hand zu bekommen; sein scharfer Geist mochte das Ende der Kirchenspaltung voraussehen, und schon damals scheint man ihn nicht für einen unversöhnlichen Feind Alexanders gehalten zu haben, wie er denn auch die alexandrinischen Bischöfe kaum noch beunruhigte. Sicher ist, daß sich Alexander in Tusculum nicht mehr für geborgen hielt; er verließ alsbald die Stadt, nachdem er sie mit neuen Befestigungen versehen und eine Besatzung zurückgelassen hatte. Am 27. Januar 1173 begab er sich mit den Cardinälen und seinem ganzen Hofstaate nach Segni und von dort gegen Ende des März nach Anagni, wo er dann dauernd seinen Sitz nahm.

Erzbischof Christian, dessen Zug in das Römische wohl nur den Zweck hatte, die Kaiserlichen hier zu sammeln und in der Treue zu befestigen, trat bald den Rückzug an. Im Anfange des Jahres 1173 durchzog er das Herzogthum Spoleto und die Mark von Ancona, nahm hier mehrere Burgen und unterwarf die Städte Spoleto und Assisi dem Kaiser. Am 13. Februar war er zu Foligno und stellte hier eine Urkunde aus, durch welche er dem Grafen Aldobrandin und der Stadt Viterbo zum Lohn für ihre Treue und Ergebenheit versprach, daß die zerstörte Burg Ferento nicht wieder erbaut werden sollte, dem Grafen und der Stadt ihre alten Besitzungen und Rechte bestätigte und ihnen neue Einkünfte zuwies*).

Vor Allem ging Erzbischof Christian damals mit einem großen Unternehmen gegen die Stadt Ancona um, welche sich wiederum dem griechischen Reiche angeschlossen und einen mit reichen Geldmitteln versehenen Abgeordneten Kaiser Manuels bei sich aufgenommen hatte. Christian brachte ein stattliches Heer aus Tuscien, dem Römischen, dem Herzogthum Spoleto und der Mark von Ancona zusammen; da aber

*) Am 26. April stellte der Gegenpapst Calixt zu Foligno, wohin er wohl Christian gefolgt war, dem Kloster St. Blasien eine Urkunde aus.

die frühere Belagerung gezeigt hatte, wie schwer die Stadt ohne eine Flotte zu bezwingen sei, nahm er auch die Hülfe Venedigs in Anspruch. Trotzdem die Republik noch im Bunde mit den Lombarden stand, entschloß sie sich bei ihrer alten Abneigung gegen das ihren Handel beschränkende Ancona und bei ihrem noch frischen Haß gegen den bundesbrüchigen Griechenkaiser einen Vertrag mit dem Erzbischof zu schließen. Sie sandte 40 Galeeren nach Ancona und sperrte den Hafen. Am 1. April 1173 begann, nachdem der Erzbischof vergeblich die Auslieferung des Gesandten und die Unterwerfung der Stadt verlangt hatte, die Belagerung. Die Umgegend derselben wurde verwüstet, und die Einwohner geriethen nach kurzer Zeit in nicht geringe Noth. Dennoch vertheidigten sie sich mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte und begnügten sich selbst, als Hungersnoth ausbrach, mit der widerlichsten Nahrung, wie von Hunden und Katzen. Da der griechische Abgesandte sah, daß sich die Stadt kaum werde halten können, wußte er aus derselben zu entkommen. Er suchte Entsatz für sie zu gewinnen, und es gelang ihm durch große Geldversprechungen, ein namhaftes Heer aus der Lombardei und Romagna zusammenzubringen; vor Allen zeigte sich Boldruda, die Wittwe des verstorbenen Grafen Rainer von Bertinoro, ebenso opferwillig als beherzt. Unter ihrer Führung und der des Wilhelm Marchisella, eines ritterlichen Mannes aus Ferrara, rückte das Entsatzheer an und belebte den Muth der Anconitaner aufs Neue. Die Belagerung hatte sich schon bis in die Mitte des Oktobers hingezogen, und die Venetianer begannen für ihre Galeeren, wenn die stürmische Jahreszeit einbräche, zu fürchten. Sie verließen deshalb den Hafen und kehrten nach Hause zurück. Auch Christian gab nun bald die Belagerung auf, da er sich keinen Erfolg mehr von derselben versprechen konnte, doch mußten die Belagerten seinen Abzug mit schwerem Gelde erkaufen. Kaiser Manuel hat sie dann für ihre Ausdauer mit Geld und Ehren reichlich belohnt.

Gleich nach der Aufhebung der Belagerung begab sich Christian an den Hof des Kaisers nach Deutschland*). War ihm nicht Alles, was er in seiner Legation begonnen, geglückt — weder den Frieden zwischen Genua und Pisa und ihren Bundesgenossen hatte er herstellen

*) Wahrscheinlich begleitete ihn sein Vetter Graf Reimbot von Beichlingen, der im Anfange des Jahres 1174 am deutschen Hofe erscheint.

noch Ancona unterwerfen können —, so hatte er doch die Kaiserlichen in Mittelitalien aufgerichtet und gesammelt, ein Vordringen des Lombardenbundes nach dieser Seite verhindert. Es war nicht mehr zu besorgen, daß die Lombarden in Tuscien Rückhalt und Unterstützung finden dürften. Nichts aber lag dem Kaiser mehr am Herzen, als jede Hülfe von außen den lombardischen Städten zu entziehen. Aus diesem Grunde ließ er durch Erzbischof Christian König Wilhelm von Sicilien die Hand einer seiner Töchter antragen*); zugleich erbot er sich einen festen Freundschaftsbund mit dem jungen König zu schließen. Aus Rücksicht auf Papst Alexander und die römische Kirche wies Wilhelm die Anerbietungen des Kaisers zurück, aber an eine Unterstützung der Lombarden mit bewaffneter Macht hat er so wenig wie der Kaiser von Constantinopel damals gedacht. Das Bedenklichste schien, daß in Pisa durch die gewaltsamen Maßregeln des Erzbischofs eine gewaltige Erbitterung entstanden war, doch scheuten die Pisaner auch jetzt noch vor einem schroffen Bruch mit dem Kaiser zurück. Im Sommer 1173 gingen zwei vornehme Pisaner an den kaiserlichen Hof und erhoben dort schwere Anklagen gegen Christian; sie fanden gnädige Aufnahme und williges Gehör, auch legte der Kaiser seinen guten Willen an den Tag den Beschwerden der Stadt abzuhelfen, wie es denn in der Folge geschehen ist, aber es verlautet nicht, daß er das Verfahren seines Legaten gemißbilligt habe. Unmöglich konnte ihm auch verborgen sein, wieviel er durch das energische Auftreten Christians in Italien gewonnen hatte; in dem mittleren Theile der Halbinsel konnte er auf zahlreiche und entschlossene Anhänger zählen.

Das unerwartete Auftreten Erzbischof Christians in Tuscien hatte in dem Lombardenbunde die größte Bestürzung hervorgerufen. Da die Lombarden mit Recht annahmen, daß ohne die Unterstützung Genuas und des Markgrafen Wilhelm von Montferrat das kühne Unternehmen nie hätte ausgeführt werden können, suchten sie zunächst an diesen Bundesgenossen Christians Rache zu nehmen. Genua glaubten sie

*) Diese Tochter des Kaisers, welche er dem Könige von Sicilien vermählen wollte, starb bald nachher; ihr Name ist nicht bekannt.

damit zu strafen, daß sie die Zufuhr aus den benachbarten Ortschaften untersagten; die Stadt hatte dadurch auf ein halbes Jahr hohe Marktpreise, wußte sich aber über die theuere Zeit fortzuhelfen. Schwerer fiel die Rache auf den Markgrafen. Am 19. Juni 1172 wurde er bei seiner Burg Montebello von Kriegsschaaren von Mailand, Piacenza, Alessandria, Asti, Novara und Vercelli angegriffen und erlitt eine vollständige Niederlage. Seine Leute wurden auseinander gesprengt und meilenweit verfolgt.

In Folge dieses Mißgeschicks mußte der Markgraf mit einem Theile seiner Vasallen beschwören, daß er allen Befehlen, welche ihm die Consuln von Cremona, Mailand, Piacenza und Lodi ertheilten, fortan Folge leisten würde. Zugleich mußte er mit Asti einen Vertrag schließen, in welchem er sich verpflichtete zwei seiner Burgen der Stadt zur Zerstörung zu übergeben, über seinen Besitz mit Ausnahme des Ernteertrags und des baaren Geldes Rechenschaft zu geben, ohne dabei den Einwand zu gebrauchen, daß er ihn vom Kaiser erhalten habe, und das Eigenthum der Söhne des Ardizione wieder zu erstatten, soweit es die von den Consuln der Städte bestellten Richter verlangen würden. Diesen Vertrag sollte der Markgraf mit seinen Leuten, wie auch den Bundesvertrag beschwören. Ueberdies verpflichtete er sich die Burg des Ugozone den Consuln der Städte innerhalb 15 Tagen, nachdem es verlangt sei, oder zu irgend einem anderen vereinbarten Termine auszuliefern; die Städte sollten diese Burg besetzt halten, bis alle Besorgnisse vor dem Kaiser verschwunden sein würden, nachher solle sie ihm zwar zurückgegeben werden, doch nur unter der Bedingung, daß er sich über ihren rechtlichen Besitz, wenn ein Anspruch von anderer Seite auf dieselbe erhoben werde, vor den dazu bestimmten Richtern ausweise. Endlich versprach der Markgraf einen seiner Söhne und mehrere Söhne seiner Vasallen, deren Auswahl den Bürgern von Asti und Vercelli überlassen wurde, acht Tage, nachdem es verlangt sei, oder zu einem anderen vereinbarten Termine als Geiseln zu stellen. Diese Geiseln sollten zu Weihnachten von den Städten zurückgestellt werden, wenn bis dahin die verlangten Eide geleistet und alle Beschwerden erledigt seien, aber innerhalb 15 Tagen aufs Neue gestellt werden, so oft es die Städte entweder auf Anlaß von Beschwerden gegen den Markgrafen oder aus Besorgniß vor einem Angriff der Deutschen verlangten. Ein ähnlicher

Vertrag muß von dem Markgrafen auch mit Alessandria geschlossen sein, dessen Inhalt jedoch nicht näher bekannt ist.

Der Markgraf scheint nothgedrungen den übernommenen Verpflichtungen nachgekommen zu sein; wir wissen wenigstens, daß er den Eid leistete, allen Befehlen, welche die Consuln des Städtebundes in ihrer Gesammtheit oder in der Mehrzahl ihm ertheilen würden, innerhalb der ihm gestellten Termine Folge zu leisten. Ein so mächtiger und glänzender Fürst, der mit Königen verwandt und befreundet war, wurde dadurch gleichsam zu einem Knecht der Städte herabgedrückt. Wie es zu erwarten war, sann er darauf, möglichst bald der ihm unerträglichen Knechtschaft zu entkommen und forderte den Kaiser auf mit Heeresmacht über die Alpen zu kommen. Auf seinen Beistand konnte der Kaiser nicht minder, als auf den von Pavia und Como zählen.

Der Bund hatte Gegner genug in der Lombardei selbst, und sogar unter den Städten, die ihn in das Leben gerufen, herrschte nicht mehr die frühere Eintracht. Die Sonderinteressen waren doch zu mächtig, als daß sie sich dauernd hätten zurückdrängen lassen. Schon das Bündniß Venedigs mit einem kaiserlichen Legaten gegen Ancona zeigte dies, und noch mehr trat es zu Tage, als zwischen Parma und Piacenza ein offener Kampf ausbrach, der erst im Mai 1173 durch einen Schiedsrichterspruch von Mailändern und Brescianern sein Ende fand: die beiden hadernden Städte mußten ihre Gefangenen auswechseln und wurden mit den Forderungen auf Schadenersatz abgewiesen. Nichts aber war bedrohlicher für den Bund, als daß sich die alte Rivalität zwischen Mailand und Cremona von Neuem zu entwickeln begann.

Mailand hatte sich, gleichwie der Phönix aus der Asche, in frischem Glanze aus den Ruinen wieder erhoben. Der erzbischöfliche Palast war stattlicher hergestellt worden, als er zuvor gewesen. Die der heiligen Maria gewidmete Metropolitankirche wurde von Neuem aufgebaut, indem die Mailänder Frauen, wie es heißt, sogar ihre Ringe und ihren anderen Schmuck für den Bau opferten. Im Jahre 1171 begann man die Thore der Stadt mit steinernen Thürmen zu befestigen und auch zum Schutz der Wälle solche Thürme zu errichten; nach einer glaubwürdigen Nachricht wurde man dabei durch byzantinisches Geld unterstützt. Durch eine Schleuse wußte man das Wasser der Vecchiabia für die Füllung des Festungsgrabens besser als früher zu benutzen. Während die

Mailänder so mit der Herstellung ihrer Stadt beschäftigt waren, glückte es ihnen zugleich, ihr früheres, so ausgedehntes Territorium vollständig wiederzugewinnen und ihre alte Herrschaft herzustellen. Durch die Noth gestählt, entwickelte sich der energische Geist der Bürgerschaft nur noch kräftiger als zuvor. Bald war Mailand wieder die mächtigste Stadt der Lombardei, und Cremona, welches bis dahin die erste Stelle im Bunde eingenommen hatte, sah nicht ohne Besorgniß das Emporkommen seiner alten Nebenbuhlerin.

Mußten schon die Sonderinteressen der Städte die Festigkeit des Bundes beeinträchtigen, so lähmte nicht minder seine Thätigkeit, daß immer von Neuem die Besorgniß auftauchte, daß Papst Alexander hinter dem Rücken der Lombarden sich mit dem Kaiser verständigen werde. Schon die Friedensverhandlungen des Jahres 1170 hatten die Städte mit Mißtrauen angesehen. Als dann im folgenden Jahre der Papst wegen der Salzburger Wirren einen Cardinal nach Deutschland schicken wollte, hatten die Rectoren der Mark Verona ihm den Weg über die Alpen gesperrt, weil sie neue Friedensverhandlungen mit dem Kaiser befürchteten. Jedoch war dieses Mißtrauen völlig unbegründet, vielmehr war der Papst damals und in der nächsten Zeit auf alle Weise bemüht den Bund der Städte zu festigen. So befahl er dem Cardinal Konrad von Wittelsbach, als er als Legat in der Lombardei weilte, alle Streitigkeiten zwischen den Lombarden beizulegen, weil zur Zeit sein ganzes Bestreben darauf gerichtet sei, die Einheit des Bundes zu kräftigen. So sandte er den Cardinal Manfred nach Piacenza, und der Legat präsidirte am 22. Oktober 1172 einer Versammlung der Rectoren, welche über den Schutz des Bundes gegen Angriffe des Kaisers Beschlüsse zu fassen hatte.

Zu demselben Zwecke wurde eine weitere Versammlung am 10. Oktober 1173 zu Modena gehalten, auf welcher die Cardinallegaten Hildebrand und Theodin gegenwärtig waren. Zehn Städte waren durch Rectoren vertreten und beschworen aufs Neue die Bundesverträge. Bemerkenswerth ist, daß in Bezug auf Venedig, welches unvertreten war, ausdrücklich bestimmt wurde, die Bundesordnungen sollten für dasselbe nur dann noch geltend sein, wenn es nachträglich den gleichen Schwur leiste. Nicht minder bemerkenswerth ist, daß damals die Rectoren im Namen ihrer Städte besondere eidliche Zusicherungen den Cremonesen gaben. Sie gelobten, daß sie den Wiederaufbau der

Burg Crema oder irgend einer anderen Befestigung zwischen Oglio und Adda, wenn er nicht mit ausdrücklicher Genehmigung der Consuln, des Raths und der Volksversammlung von Cremona geschehe, verhindern würden, selbst mit Waffengewalt, daß sie verbannte Cremasken oder andere Verbannte aus dem Gebiet von Cremona nicht bei sich aufnehmen und, wenn sie in ihrer Mitte weilten, fünfzehn Tage nach erfolgter Aufforderung ausweisen würden, daß sie ferner für jeden erlittenen Schaden den Cremonesen innerhalb bestimmter Frist Schadenersatz leisten, Cremona nicht selbst angreifen und jeden Durchzug von Feinden dieser Stadt durch ihr Gebiet hindern wollten. Alle diese Zusicherungen sollten auf 60 Jahre gelten, und die Rectoren verpflichteten sich dieselben auch von allen Volljährigen ihrer Städte innerhalb zwei Monaten beschwören zu lassen; alle zehn Jahre sollte überdies der Eid, wenn es Cremona verlangte, erneuert werden. Aenderungen der Bundesverträge sollten fortan nur dann verbindlich sein, wenn sie auf den Rath des Rectors von Cremona unter Zustimmung der anderen Rectoren oder der Mehrzahl derselben erfolgten.

Augenscheinlich nahm Cremona noch die leitende Stellung im Bunde ein, doch bedurfte es schon besonderer Zusicherungen, um es bei demselben zu erhalten. Venedig gehörte nur dem Namen nach noch dem Bunde zu, an dessen Angelegenheiten es fortan keinen thätigen Antheil mehr nahm. An Festigkeit hatte der Bund in den letzten Jahren eher verloren als gewonnen, und zugleich rückte die Gefahr eines Angriffs näher und näher.

Schon im Frühling 1174 war Erzbischof Christian wieder in Tuscien erschienen, und seine Hauptaufgabe scheint er zunächst darin gesehen zu haben, den dort immer noch fortdauernden Krieg zwischen den hadernden Städten des Landes beizulegen. Wir wissen, daß Pisa und Florenz um diese Zeit mit dem Grafen Macharius, seinen Söhnen und den Leuten von S. Miniato Frieden schlossen und die aus S. Miniato Vertriebenen so die Rückkehr in die Heimat gewannen. Dieser Friede wird nicht ohne die Mitwirkung des Erzbischofs, der sich am 8. Mai im Gebiete von Florenz befand, geschlossen sein. Im August ging dann Pisa mit den kaiserlich gesinnten Römern ein Freundschaftsbündniß ein. Inzwischen dauerte der Kampf zwischen Pisa und Genua zur See noch fort. Von dem Erzbischof erhielt Genua keine Vergünstigungen mehr; es mag dies damit zusammenhängen, daß

die Stadt im März 1174 mit Opizo Malaspina ein Abkommen getroffen hatte und sich zugleich um ein Bündniß mit dem König von Sicilien bewarb, welches im November 1174 zum großen Vortheil der Stadt auch zum Abschluß kam.

Der Gang der Dinge in Italien erfüllte Papst Alexander mit nicht geringen Sorgen. Obwohl er im engsten Bunde mit den Lombarden stand, sich der Bundesgenossenschaft des Kaisers von Constantinopel und des Königs von Sicilien rühmte, schickte er doch im April 1174 den Cardinal Peter vom Titel des h. Chrysogonus*) nach Frankreich zu König Ludwig mit der Bitte, sich der Herstellung des Friedens zwischen Kirche und Reich eifrig anzunehmen. An den Erzbischof Heinrich von Reims wandte er sich mit dem dringenden Anliegen, daß er bei seinem königlichen Bruder die Aufträge des Cardinals in jeder Weise unterstütze. So spröde in den früheren Friedensverhandlungen, wünschte Alexander jetzt selbst sie aufzunehmen, aber wir hören nicht, daß Ludwig aufs Neue die Hand zu Vermittelungsversuchen geboten hätte.

Während Erzbischof Christian in Tuscien das Ansehen des Reichs zu festigen wußte, rückte nun der Kaiser selbst mit einem Heere zum Kampfe gegen die Lombarden an die Alpen. Was so lange von ihnen erwartet, so viel bedacht war, geschah, und sie standen fast rathlos dem Ereigniß wie einem völlig ungeahnten Ueberfalle gegenüber. Ohne irgend einem Widerstande zu begegnen, überstieg der Kaiser mit seinem Heere das Gebirge. Am 28. September 1174 langte er in der lombardischen Ebene an und lagerte am folgenden Tage vor Susa.

*) Peter, früher Bischof von Meaux (vergl. S. 647), war erst kurz zuvor zum Cardinal erhoben worden.

11.

Angriff des Kaisers auf den Lombardenbund.

Die Kämpfe um Alessandria und in der Romagna.

Die erste That des Kaisers in Italien war ein Akt der Rache. Am 30. September ließ er Susa durch Feuer zerstören*). Die Stadt lag in dem Gebiete des Grafen Humbert, gehörte dem Lombardenbunde nicht an und konnte an Widerstand nicht denken, aber es sollte an ihr die Unbill gerächt werden, welche sie einst dem Kaiser in den Tagen der Bedrängniß zugefügt hatte. Nach dem Brande von Susa zog das kaiserliche Heer weiter; Turin und die anderen Städte in Humberts Gebiet nahmen es willig auf. Unverweilt rückte es darauf gegen Asti an, die erste Bundesstadt auf seinem Wege. Mailand und Brescia hatten den Astensern Hülfe gesendet, aber sie fühlten sich doch außer Stande eine längere Belagerung auszuhalten. Nach kaum acht Tagen unterwarfen sie sich dem Kaiser, zahlten eine Geldbuße und sagten sich vom Städtebunde los. Als Feiglinge und Verräther wurden sie deshalb von den Lombarden gescholten.

Um diese Zeit erreichte den Kaiser auch das böhmische Hülfsheer, welches ihm Herzog Udalrich zuführte. Die Böhmen hatten ihren Weg an Regensburg vorüber nach Ulm genommen, waren aber wegen ihrer Räubereien hier mit den Bürgern der Stadt in Händel gerathen, bei denen etwa 250 Böhmen den Tod gefunden haben sollen. Es fehlte wenig, daß die ganze Schaar in die Heimat zurückkehrte; die ruhigeren Leute wußten sie jedoch zur Fortsetzung des Marsches zu bewegen, um vom Kaiser die Bestrafung der Ulmer zu erwirken. Die Böhmen blieben aber unzuverlässig und haben der kaiserlichen Sache damals in Italien wenig genützt.

Sobald der Kaiser in der Lombardei eindrang, entledigte sich Markgraf Wilhelm von Montferrat des ihm auferlegten Zwanges und sagte sich von der Sache der Städte los. Seinem Beispiele folgten die

*) Nur die Pfalz des Grafen Humbert blieb in Susa stehen. Die Kaiserin, die damals zum Heere kam, soll nicht geringe Freude an der Zerstörung der verhaßten Stadt gehabt haben.

Grafen von Biandrate, der Markgraf Heinrich Guercio von Vasto und andere angesehene Herren der Lombardei; selbst Marvello, den Sohn des Margrafen Opizo Malaspina, finden wir bald im deutschen Heere. Offen trennte sich dann auch Pavia vom Bunde und schloß sich dem Kaiser an; auch die Städte Alba und Acqui unterwarfen sich ihm schon damals oder doch in nächster Zeit.

Eine ziemlich bedeutende Kriegsmacht stand jetzt dem Kaiser zu Gebote und auf das Verlangen des Markgrafen von Montferrat und Pavias beschloß er sie zunächst gegen Alessandria zu gebrauchen. Der Ort, welchem er selbst nur den alten Namen Rovoreto gab, war ihm schon durch die Bezeichnung nach seinem hartnäckigsten Widersacher verhaßt; zugleich konnte er dem Lombardenbunde wohl keinen empfindlicheren Schlag beibringen, als wenn er die von demselben errichtete Stadt zerstörte, und dies schien kaum eine Anstrengung, da sie, obwohl mit Wall und Graben umgeben, doch noch ohne Mauern und Thürme war. Nach einer schwer glaublichen Nachricht soll sie sich zu freiwilliger Unterwerfung dem Kaiser erboten haben, dieser aber auf Antrieb des Markgrafen das Anerbieten zurückgewiesen haben.

Gegen Ende Oktober rückte der Kaiser gegen die Stadt an. Die Bewohner ergriff ein solcher Schrecken, daß sie den Platz zuerst verlassen wollten. Da erschien es ihnen als eine Hülfe des Himmels, daß sich plötzlich gewaltige Regengüsse einstellten, so daß alle Bäche und Flüsse austraten und die Felder um die Stadt in Sümpfe verwandelten. Hierdurch ermuthigt, beschlossen die Alessandriner sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Der Kaiser dagegen ließ sich durch die ungünstige Witterung nicht abhalten, bis in die unmittelbare Nähe der Stadt vorzudringen und auf dem fast ganz überschwemmten Boden sein Lager aufzuschlagen (27. Oktober). Er hoffte gleich auf den ersten Anlauf die Stadt zu nehmen. Als er aber zum Angriff schritt, mit seiner ganzen Streitmacht gegen die Stadt anstürmte und gegen die Wälle Kriegsmaschinen führen ließ, kam es zu einem langen und hitzigen Kampfe, der einen üblen Ausgang für das kaiserliche Heer nahm. Die Maschinen fielen in die Hände der Städter und die Kaiserlichen wurden nicht ohne Verlust bis zu ihrem Lager zurückgetrieben.

Die Niederlage steigerte noch die Erbitterung des Kaisers gegen die Stadt. Er entschloß sich gegen den Rath mancher ihn umgebenden Fürsten die Stadt eng zu umschließen und erklärte nicht eher von

derselben zu weichen, als bis sie in seine Gewalt gefallen sei. Bald brach der Winter ein, und diesmal mit ungewöhnlicher Strenge. Da von Pavia nur in unzureichendem Maße Lebensmittel herbeigeschafft werden konnten, litt das Heer in kurzer Zeit die größte Noth. Die Kriegsleute mußten ihre Waffen verkaufen, um nur sich Brod zu beschaffen. Bei dem Futtermangel gingen viele Pferde zu Grunde. Der Unmuth wuchs im Heere täglich. Manche suchten das Weite. Die Böhmen verlangten von ihrem Befehlshaber Herzog Udalrich, daß er vom Kaiser ihnen die Erlaubniß zur Heimkehr erwirke. Als sie vergebens auf die Erfüllung ihres Wunsches warteten, verließen Viele von ihnen heimlich am Abend vor Weihnachten das kaiserliche Lager. Sie kamen, die ganze Nacht hindurch ihre Flucht fortsetzend, glücklich nach Pavia; aber auf ihrem weiteren Wege trafen sie mit Mailändern zusammen, die Einige von ihnen gefangen nahmen und kurze Zeit festhielten, weil sie ein Lösegeld zu erpressen hofften, sie jedoch, als sie sich in dieser Hoffnung getäuscht sahen, wieder entließen. Die den Mailändern entgangen waren, kamen an den Comersee, fuhren über denselben, überschritten die dichtverschneiten Alpen und gelangten endlich über Regensburg nach der Heimat zurück, wo sie sich aber vor dem Zorn Herzog Sobeslaws verkriechen mußten.

Trostlos, wie das Jahr 1174 für die Belagerten und die Belagerer geendet hatte, begann das neue Jahr. Der Kaiser, der schon zwei Monate vor der bisher so mißachteten Stadt lag, wollte sie um jeden Preis in seine Gewalt bringen. Er rückte seine eigenen Zelte bis dicht an den Stadtgraben vor, so daß sie hier vor denen der Italiener lagen; aus Genua ließ er Werkmeister kommen und von ihnen drei gewaltige hölzerne Thürme errichten. Von dort wurden schwere Steine in die Stadt geschleudert, aber ohne den gehofften Erfolg, da sie wegen des breiten Grabens meist nicht an das Ziel gelangten. Die Alessandriner vertheidigten sich mit Heldenmuth, den Wurfmaschinen setzten sie Wurfmaschinen entgegen. Wiederholte Angriffe wiesen sie glücklich zurück. In der Stadt befehligte als Podestà Rodolfo von Concesa, ein vornehmer Brescianer, der schon als Consul seiner Vaterstadt an der Gründung des Städtebundes lebhaften Antheil genommen hatte. Von den Bundesgenossen hatte er keine weitere Unterstützung bisher erhalten, als daß ein vornehmer Ritter von Piacenza, Anselmo Medico mit Namen, mit 150 Mann Fußvolk in die Stadt gekommen war;

Anselmo leistete derselben die wichtigsten Dienste, wofür sie sich später noch seinem Sohne dankbar erwies.

Die Strohstadt — so pflegte man noch immer höhnisch Alessandria zu nennen — erwies sich, wie ein Italiener jener Zeit sagt, als Eisenstadt. Aus der Strohstadt, spöttelt ein Anderer, hat der Kaiser kein Stroh gewonnen und in seine Scheunen gebracht. Die Kölner Annalen berichten einen Vorgang aus der Zeit der Belagerung, um die Großmuth des Kaisers darzuthun, aber er beweist vielmehr, daß der Kampf um Alessandria mit derselben Grausamkeit geführt wurde, mit der einst um Crema und Mailand gekämpft war. Drei Gefangene, erzählen jene Annalen, wurden vor den Kaiser geführt, und er befahl ihnen die Augen auszustechen. Als zwei darauf geblendet waren, fragte er den Dritten, den Jüngsten von ihnen, weshalb er sich gegen das Reich empört habe. Der Jüngling gab zur Antwort: „Nicht gegen dich, o Kaiser, oder das Reich habe ich mich empört, aber mein Herr ist in der Stadt, seinen Befehlen habe ich gehorcht und ihm treu gedient; sollte er in deinem Heere gegen seine Mitbürger kämpfen, so werde ich ihm ebenso treu dienen, und wenn du mir die Augen ausstechen läßt, werde ich doch wiederum meinem Herrn nach meinen Kräften zu Diensten stehen.“ Diese Worte machten auf den Kaiser Eindruck; er erließ dem Jüngling die Blendung und befahl ihm seine beiden Genossen nach der Stadt zurückzuführen*).

So tapfer sich bisher Alessandria auf eigene Hand vertheidigt hatte, so mußte es doch endlich, als die nothwendigsten Lebensmittel zu fehlen anfingen, dringend Entsatz von dem Bunde verlangen. Zu derselben Zeit wurde die Hülfe des Bundes auch von anderer Seite in Anspruch genommen.

Während der Kaiser sich in den westlichen Theilen der Lombardei festzusetzen suchte, hatte Erzbischof Christian den Kampf gegen die Städte in der Romagna begonnen. Alter Haß bestand hier zwischen Bologna und Imola. In Folge eines für Imola ungünstigen Krieges hatte sich die Stadt 1153 unter den härtesten Bedingungen Bologna und dem mit ihm verbündeten Faenza ergeben müssen: die Stadt war unter die Herrschaft Bolognas gekommen, die Grafschaft zwischen Bologna und Faenza getheilt worden. Der Kaiser hatte dann einige Jahre

*) Ein ähnlicher Vorgang wird aus früherer Zeit berichtet. Siehe S. 297.

später die Unabhängigkeit der Stadt hergestellt und dadurch ihre Ergebenheit sich gewonnen. Aber die Gründung des Lombardenbundes, in dem Bologna eine einflußreiche Stellung einnahm, machte bald der Freiheit von Imola wieder ein Ende. Im Jahre 1168 mußte sich Imola verpflichten Bologna und Faenza Heeresfolge zu leisten und seine Rechte auf die nahe Ortschaft Castel Imolese aufzugeben, wie auch auf S. Cassiano, wo der Bischof von Imola residirte. Als dann 1171 Bologna mit Faenza zerfiel, scheint Imola ganz in die Gewalt Bolognas gekommen zu sein. In diese Verhältnisse griff nun Christian ein, als er in der Romagna erschien. Imola und Faenza schlossen sich ihm sogleich an; auch Ravenna soll ihm Unterstützung geboten haben. Sein nächstes Augenmerk war sich S. Cassianos zu bemächtigen, wo Bologna eine feste Burg erbaut hatte, „zur Schmach und Verachtung der kaiserlichen Krone", wie er sagte, „wo die offenkundigen und geächteten Feinde des Reichs zum Schaden desselben eine Zuflucht fänden".

Schon vorher, wie es scheint, hatte Bischof Garsidonius von Mantua, der stets dem Kaiser die Treue bewahrt und deshalb sein Bisthum eingebüßt hatte, gegen die Lombarden die Waffen ergriffen. Seine Absicht wird zunächst gewesen sein, sich Mantuas wieder zu bemächtigen. Wir besitzen eine Eidesformel, in welcher sich die Consuln der Bundesstädte verpflichten, Bologna, Modena, Reggio, Parma und Mantua innerhalb acht Tagen, nachdem sie aufgefordert, Hülfe zu leisten und den Garsidonius zu bekämpfen, bis er sich dem Gebot der Kirche und der Rectoren der Lombardei unterwerfe.

Wie im Westen, war auch im Osten der Bund angegriffen, und nach beiden Seiten sollte er die von den gefährdeten Städten beanspruchte Hülfe gewähren.

Etwa im Anfange des Februars fand eine Versammlung der Leiter des Bundes statt*), auf welcher beschlossen wurde zur Vertheidigung von Alessandria aus jeder Stadt ein Contingent von Rittern und Fußvolk und 1000 Pfund mailändischer Münze aufzubringen; überdies sollte jede Stadt unmittelbar 210 Pfund an Rodolfo von Conceja zahlen. Das Heer zum Entsatz von Alessandria sollte nach den Bestimmungen der Rectoren von Mailand, Piacenza, Bergamo und

*) Der Ort der Versammlung ist nicht bekannt; auch wissen wir nicht, ob nur die Rectoren oder mit ihnen auch andere Consuln gegenwärtig waren.

Verona zusammentreten und ausgerüstet werden. Zugleich beschloß man einen anderen Zug gegen die Feinde des Bundes zwischen Parma und Bologna, zu welchem das Heer nach den Bestimmungen der Rectoren von Cremona, Bologna, Mantua und Parma bis zum 3. März aufgebracht werden sollte, doch sollten nur die den genannten Städten zunächst gelegenen Orte Reiter und Fußvolk stellen, die anderen nur Berittene. Wenn Modena, Bologna, Mantua oder irgend eine andere Stadt vom Kaiser oder Erzbischof Christian oder einem anderen Missus des Kaisers belagert oder ihr Gebiet verwüstet würde, so solle jede Bundesstadt der bedrängten nach Möglichkeit Hülfe leisten, doch sollten auch dann nur die nächstgelegenen Städte Ritter und Fußvolk, die anderen nur Ritter, und zwar innerhalb acht Tagen nach erfolgter Aufforderung, stellen. Zum Schutz von Alessandria sollte jede Stadt Ritter aus ihrem ganzen Gebiet, Fußvolk aber nur aus der Stadt selbst ausziehen lassen, und zwar nach den Anordnungen des Rodolfo von Concesa bis zum 1. März und weiter, so lange es erforderlich sei. Bologna solle bei jedem Auszuge nur zur Leistung von 40 Bogenschützen verpflichtet sein. Dies Alles beschworen die anwesenden Leiter des Bundes und verpflichteten sich es auch von den Bürgern ihrer Städte beschwören zu lassen.

Die geringe Auflage Bolognas läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß es bereits damals von Erzbischof Christian bedroht war. Am 6. Februar hielt die Stadt für nöthig, die Besatzung von S. Cassiano durch 300 Ritter zu verstärken, aber schon am folgenden Tage erschien Christian mit einem Heere vor der Burg und begann die Belagerung, die sich dann längere Zeit hinzog. Ein Entsatzheer der Lombarden rückte an, angeblich von 3000 Rittern*), aber es konnte den Fall der Burg nicht mehr aufhalten. Im Anfange des März steckte die Besatzung die Burg in Brand und schlug sich nach Bologna durch. Auf Bitten der Consuln von Imola bestimmte dann Christian urkundlich am 17. März 1175, daß die zerstörte Burg nie wieder hergestellt werden sollte; die Bewohner derselben sollten nach Imola ziehen und an keinem anderen Orte Aufnahme finden**); er erklärte dies anzuordnen

*) Mailand, Brescia, Piacenza und Verona sollen je 300 Ritter gestellt haben, Cremona 500, Reggio 200, Bergamo und Modena je 100, die Gräfin Sophie von Camino 60. Von Ferrara soll die ganze Miliz ausgezogen sein.

**) Die Urkunde Christians wurde vom Kaiser am 22. Juni 1177 bestätigt.

in Erwägung der ausgezeichneten Dienste, welche die Stadt dem Reiche und ihm für den Ruhm und die Erhebung der kaiserlichen Krone immer und noch jüngst bei seinem Eintritt in die Romagna geleistet habe.

Der Fall von S. Cassiano war ein harter Schlag für Bologna, und noch andere Niederlagen brachte ihm Christian in nächster Zeit bei. Damit war auch die Macht des Bundes in der Romagna tief erschüttert. Imola und Faenza waren entschieden auf die kaiserliche Seite getreten. Wenn Ravenna auch noch dem Bunde beigezählt wurde, so gehörte es ihm doch nur dem Namen nach an. Sicher ist, daß in Rimini, obwohl man es ebenfalls noch zum Bunde rechnete, die kaiserliche Autorität hergestellt wurde; denn am 30. Mai 1175 hielt der Erzpriester Johannes von Sacco, ein Gesinnungsgenosse des Garsidonius und gleich ihm aus seinem Sprengel*) vertrieben, damals Legat des Kaisers für die Romagna, in Rimini Gericht. Christian selbst mußte um diese Zeit die Romagna verlassen.

Der unerwartete Angriff Christians wird veranlaßt haben, daß das Ausrücken des Bundesheeres, welches man für den Schutz des Landes zwischen Parma und Bologna bestimmt hatte, schon vor der anberaumten Zeit erfolgt war. Das Bundesheer konnte freilich S. Cassiano nicht mehr retten, aber wird verhindert haben, daß nicht Bologna selbst in Christians Hände fiel. Gerade die Eile, mit der man Bologna zu Hülfe kam, scheint die Ursache gewesen zu sein, daß das zum Entsatze Alessandrias bestimmte Heer nur langsam zusammentrat. Erst am 11. März zogen die Mailänder mit dem Carroccio aus; ihnen schlossen sich 50 Ritter aus Lodi an. Der Marsch ging zunächst nach Piacenza, um hier die Bundesgenossen zu erwarten. Zu den Mailändern sammelten sich dann hier die Mannschaften zu Fuß und zu Pferde von Brescia, Bergamo, Padua, Verona, Treviso, Vicenza, Parma, Mantua, Modena, Reggio und Ferrara, wie von Piacenza selbst; Reggio und Vercelli hatten nur Ritter und zwar je 300 gestellt. Erst um Mittfasten (23. März) brach man auf, nachdem man für alle Kriegsbedürfnisse Sorge getragen hatte; zu Schiff und auf Lastwagen führte man reichlich Lebensmittel mit sich; auch mit Wurf- und Schleudermaschinen war das Heer versehen. Nur sehr langsam rückte

*) Der Sprengel des Johannes lag im Gebiet von Padua.

dasselbe vor; auch am Palmsonntag (6. April) war es noch nicht in der Nähe von Alessandria.

Der Kaiser, von dem Heranrücken des Entsatzheeres unterrichtet, versuchte noch einmal die Stadt in seine Gewalt zu bringen. In den heiligen Tagen, wo nach den Bestimmungen des Gottesfriedens die Waffen zu ruhen pflegten*), ließ er Minen anlegen, durch welche sein Heer einen Eingang in die Stadt gewinnen sollte. Als die Minen vollendet waren, schickte er durch dieselben in der Nacht vom Charfreitag zum Sonnabend etwa 200 seiner Leute in die Stadt; er selbst hielt sein Heer bereit, um, sobald der Kampf innen entbrannt, durch die Thore einzudringen. In der That kamen die Leute des Kaisers durch die Minen, welche mitten in der Stadt mündeten, glücklich hindurch, aber sie wurden alsbald von den Wächtern bemerkt, auf deren Ruf bald die Alessandriner und Placentiner zu den Waffen griffen. Die Minen wurden verschüttet, und Alle, die noch in denselben steckten, fanden einen kläglichen Tod. Die bereits in die Stadt eingedrungenen Kaiserlichen suchten sich über den Graben und die Wälle, mit einem Hagel von Steinen, Holzscheiten und Geschossen überschüttet, zu retten. Am Morgen des Sonnabends machten die Städter dann einen Ausfall, und es gelang ihnen einen großen Thurm bei dem Lager des Kaisers in Brand zu stecken, wodurch die genuesischen Schleuderschützen auf demselben ihren Untergang fanden. Der Anschlag des Kaisers war vollständig mißglückt, und er hatte den Verlust von etwa 300 tapferen Kriegern zu beklagen.

Der Abzug von der Stadt, die er sechs Monate vergeblich belagert hatte, war der härteste Entschluß für den Kaiser, aber er sah die Nothwendigkeit ein und traf sogleich die erforderlichen Maßregeln. In der nächsten Nacht ließ er das Lager und alle Belagerungsmaschinen verbrennen, und in der ersten Frühe des Ostertages (13. April) zog er mit seinem ganzen Heere von Alessandria ab. Er schlug den Weg nach Pavia ein. In größter Hast wurde der Marsch fortgesetzt; schon am Abend des Ostertages war der Kaiser in der Nähe von

*) Es ist mehrfach bezeugt, daß der Kaiser überdies ein bestimmtes Versprechen gegeben habe, die Stadt in der Festzeit nicht anzugreifen, und die Zeugnisse sind nicht ganz zu verwerfen, wenn auch nicht ein förmlicher Waffenstillstand geschlossen sein wird.

Voghera und schlug bei einem Orte, der Cuignella genannt wird*), sein Lager auf.

In der Nähe von Casteggio — wenig über eine halbe Meile entfernt — hatte das Lombardenheer in den Feldern an der Coppa ein Lager bezogen. Das Heer hatte sich, seitdem es von Piacenza ausgerückt, nur mit der äußersten Langsamkeit bewegt. Die Veranlassung mag daran gelegen haben, daß man noch immer vergebens den Zuzug von Cremona erwartete. Man benutzte die Zeit, nachdem man in das Gebiet Pavias eingedrungen war, um dieses schonungslos zu verwüsten. Am Tage vor Ostern brannte man Broni nieder, zerstörte die Weinberge und fällte die Bäume. Den Ostergottesdienst feierte man an einem Flüßchen, das Strona genannt wird, setzte aber das gräßliche Verwüstungswerk auch an dem Festtage fort. Mehrere Ortschaften wurden eingeäschert, auch Casteggio selbst. Zu Führern des Heeres waren bestellt Ezzelin von Romano, ein in der Veronesermark mächtiger Herr aus einer angeblich deutschen Familie, und Anselm von Dovera, einem früher vom Kaiser besonders begünstigten Geschlechte Cremonas angehörig.

Die schöne Ebene zwischen Voghera und Casteggio, von den Ausläufern des Apennin bis zum Po sich erstreckend, von Staffora und Coppa durchflossen, in deren Mitte Montebello liegt, hat oft zum Schlachtfeld gedient**) und schien auch damals dazu ersehen. Die Lombarden gingen am folgenden Tage (14. April) über die Coppa und stellten hier nach den Anordnungen der Führer die vier Carroccios von Mailand, Piacenza, Verona und Brescia auf, um welche sich dann die Schaaren des Bundes ordneten: um das Mailänder Carroccio die Mailänder selbst und die 50 Ritter von Lodi, um das von Piacenza die Krieger von Piacenza, Parma, Reggio und Modena, um das von Verona die von Verona, Padua, Vicenza und Treviso, um das von Brescia die von Brescia, Bergamo und Mantua***). So erwarteten sie das Anrücken des Kaisers, aber vergeblich. Nachdem sie einen Theil des Tages in kampfbereiter Stellung zugebracht hatten, kehrten

*) Der Ort ist, wie es scheint, nicht nachzuweisen. S. Giuletta, an welches gedacht worden ist, kann es der Lage nach nicht sein.

**) Die Schlacht vom 29. Mai 1859 ist noch in frischer Erinnerung.

***) Wo die Leute von Ferrara und die Ritter von Novara und Vercelli ihre Stellung hatten, wird nicht gesagt.

sie in ihr Lager zurück, ließen aber die Carroccios unter angemessener Bewachung jenseits des Flusses stehen. Mehrere Male wurde noch an diesem Tage im Lager alarmirt, weil man das Anrücken des Feindes besorgte, aber niemals zeigte er sich. Erst in der Morgendämmerung des folgenden Tages (15. April) brach der Kaiser mit seinem Heere aus dem Lager bei Voghera auf und zog den Lombarden bis auf eine Viertelmeile entgegen. Sogleich rückten diese in ihre Stellungen vom vorigen Tage um die vier Carroccios ein. Sie glaubten, daß der Kaiser jetzt das Kriegsglück versuchen würde, sahen sich aber auch diesmal getäuscht. Nachdem der Kaiser einen großen Theil des Tages in ihrer unmittelbaren Nähe gestanden hatte, zog er wieder ab, und auch sie selbst kehrten etwa um drei Uhr Nachmittags in ihr Lager zurück.

Offenbar suchte man auf beiden Seiten einer Waffenentscheidung auszuweichen. Es ist sehr begreiflich, daß der Kaiser mit einem durch eine schwere Winterkampagne arg mitgenommenen, durch die schlechten Erfolge von Alessandria entmuthigten und jetzt durch Eilmärsche erschöpften Heere nicht der noch frischen und offenbar an Zahl weit überlegenen Kriegsmacht der Lombarden entgegentreten wollte. Aber was bewog diese sich einem Kampfe zu entziehen, von dem sie seit Jahren gesprochen hatten und zu dem sich jetzt die günstigste Gelegenheit bot? Man hat gemeint, sie hätten sich ein Gewissen daraus gemacht, gegen die Majestät des Kaisers, den sie noch immer als den rechtmäßigen König Italiens ansahen, ihre Schaaren zu führen, aber von solcher Gewissenhaftigkeit hatten sie fürwahr bisher wenig spüren lassen. Es wird kaum ein anderer Grund denkbar sein, als daß sie ihrer Sache zu mißtrauen anfingen. Während sich der Kaiser in der westlichen Lombardei, Erzbischof Christian in der Romagna festgesetzt hatte, wurde die Stellung Cremonas zum Bunde immer bedenklicher*); auch jetzt noch fehlten die Cremonesen im Heere. Schon am folgenden Tage dachte man daran, ob sich nicht durch ein Abkommen, welches beiden Theilen Vortheile sichere, der Kampf vermeiden lasse, und trat in Friedensverhandlungen ein.

*) Die unsichere Haltung Cremonas maß man besonders Rücksichten gegen Pavia bei. Allerdings mußte für Cremona, wenn es mit Mailand zerfiel, die Freundschaft Pavias sehr werthvoll sein.

Wir sind über den Gang der Verhandlungen ungenügend unterrichtet. Nur so viel hören wir, daß ein Bannerherr*) der Lombarden, dessen Sohn sich im kaiserlichen Heere befand, auf Antrieb dieses seines Sohnes sich mit dem Erzbischof Philipp von Köln und anderen Fürsten auf Seiten des Kaisers in Verbindung setzte und durch seinen Einfluß es dahin zu bringen wußte, daß alle Lombarden sich für den Frieden erklärten. Auch von der deutschen Seite scheinen keine besonderen Schwierigkeiten gemacht zu sein, denn in kurzer Zeit kamen die Verhandlungen zum Abschluß. Noch an demselben Tage wurden auf dem Felde von Montebello, inmitten der Lager des Kaisers und der Lombarden, die Friedensbedingungen im Wesentlichen festgestellt, nach denen die Letzteren sich dem Kaiser wieder zu unterwerfen gelobten, dieser dagegen sie zu Gnaden anzunehmen und seine Streitpunkte mit ihnen gütlich auszutragen versprach.

Der Kaiser konnte zufrieden sein einen überaus gefährlichen Kampf vermieden zu haben, überdies einen Frieden zu erlangen, der wenigstens die Trennung der Lombardei vom Kaiserreiche verhinderte. Dennoch war klar, daß die Hoffnungen, mit welchen er den Zug angetreten hatte, völlig vereitelt waren. Die Chronik von S. Blasien sagt, die Belagerung von Alessandria sei mit keiner früheren zu vergleichen wegen der Festigkeit des Platzes, der Hartnäckigkeit der Vertheidiger, der Verluste der kaiserlichen Krieger und der Zeitdauer. Hierin ist Uebertreibung; nichtsdestoweniger bildet diese Belagerung einen der wichtigsten Wendepunkte in Friedrichs Geschichte. Die heldenmüthige Vertheidigung der mißachteten Stadt durch ihre Bürger unter Führung des Rodolfo von Concesa hat die Kraft des Kriegszuges gebrochen, welchen der Kaiser zunächst in der Absicht unternommen hatte, den Lombardenbund zu vernichten und die Geltung der Roncalischen Beschlüsse herzustellen. Seine Niederlage vor Alessandria ist nicht minder verhängnißvoll für ihn geworden, als einst die Verpestung des deutschen Heeres vor Rom.

*) Vielleicht Opizo Malaspina, der im Lombardenheere war, während sein Sohn Marvello im kaiserlichen Heere stand.

Der Friede von Montebello und der Vertragsbruch der Lombarden.

Eine Urkunde, welche die gesammten Bestimmungen des zu Montebello geschlossenen Friedensvertrags enthielte, ist nicht auf uns gekommen, ja wahrscheinlich niemals aufgesetzt worden. Man begnügte sich wohl damit, die gegenseitig gemachten Zugeständnisse beschwören zu lassen. Wir sind deshalb auf die Nachrichten, welche gleichzeitige oder doch der Zeit nahe stehende Chronisten hinterlassen haben, angewiesen. Aus diesen erhellt in der Hauptsache, daß die aufständigen Lombarden sich verpflichteten in der herkömmlichen Weise durch Niederlegung der Waffen, Senkung der Banner, Tragen entblößter Schwerter am Halse ihre Unterwerfung unter den Kaiser zu bethätigen, daß dagegen dieser versprach ihnen seine Gnade mit dem Friedenskuß wieder zu gewähren und allen Städten des Bundes volle Bürgschaft für einen gesicherten Frieden zu bieten, daß ferner beide Theile sich dazu verstanden, die Feststellung ihrer gegenseitigen Rechte einem Schiedsgericht von sechs Männern, zur Hälfte vom Kaiser, zur anderen Hälfte von den Städten erwählt, zu überweisen und sich den Entscheidungen dieses Schiedsgerichts unbedingt zu fügen.

Näheres erfahren wir aus notariellen Aufzeichnungen, welche über den Gang der Friedensverhandlungen auf Verlangen der Consuln und Rectoren der Städte damals gemacht wurden und bei denen es besonders darauf ankam, die den Städten gebotenen Sicherheiten festzustellen. Nach diesen Aufzeichnungen kamen am 16. April auf dem Felde von Montebello hervorragende Männer von beiden Seiten zusammen: von Seiten des Kaisers Erzbischof Philipp von Köln, Pfalzgraf Konrad bei Rhein, des Kaisers Bruder, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Graf Humbert von Savoyen, Markgraf Heinrich Guercio und der Kanzler Gottfried, von Seiten der Städte Vertreter von Mailand, Brescia, Verona, Piacenza, Treviso, Vicenza, Bergamo, Parma, Lodi, Vercelli, Tortona, Novara, Reggio, Ferrara und Alessandria mit den beiden Führern des Heeres Ezzelin von Romano und Anselm von Dovera.

Von den Vertretern der beiden Parteien wurde vereinbart, daß drei Männer von Seiten des Kaisers und drei von Seiten der Städte gewählt werden sollten, welche auf Grund der Vorschläge, welche der

Kaiser und die Städte schriftlich den Consuln von Cremona einreichen würden, sich eidlich zu verpflichten hätten die Vertragsurkunde herzustellen, indem sie nach bestem Ermessen von jenen Vorschlägen Alles beseitigten, was ihnen überflüssig oder unpassend schiene, und dagegen hinzufügten, was zu einem dauernden Frieden beitragen könne. Bis zur Mitte des Mai sollten die sechs Männer ihre Arbeit beendet haben; wenn sie bis dahin nicht in allen Punkten einig seien, sollten die Consuln von Cremona innerhalb 15 Tagen über die noch streitigen Punkte die Entscheidung treffen. Der Kaiser und die Städte hatten Sicherheit zu bieten, daß sie der Entscheidung der sechs Männer sich fügen würden, wie auch der Entscheidung der Consuln von Cremona, wenn eine solche nöthig werden sollte. Der Kaiser, wurde weiter vereinbart, sollte allen Bundesstädten mit dem Friedenskuß Frieden gewähren, dagegen von jeder Stadt zehn Männer nach Auswahl des Kaisers eidlich geloben, daß von allen Städten das Vereinbarte unverbrüchlich gehalten werde; dieselben sollten zugleich dem Kaiser und seinem Sohne Heinrich Treue geloben, die Vasallen als Vasallen, die Bürger als Bürger. Dabei wurde von den kaiserlichen Bevollmächtigten ausdrücklich anerkannt, daß aus diesen Eiden und Handlungen der Lombarden und ihres Bundes ihnen kein Nachtheil erwachsen solle, wenn Vertrag und Friede nicht auf alle Städte und Personen des Bundes vom Kaiser erstreckt würden. Alles, was so vereinbart war, wurde von den Bevollmächtigten der Städte, wie von Ezzelin von Romano und Anselm von Dovera beschworen. Schließlich kam man noch überein, daß alle Gefangenen freigegeben werden sollten.

Der Kaiser scheint an diesen Vereinbarungen nur in dem einen Punkte Anstoß genommen zu haben, daß Alessandria offenbar mit zu den Bundesstädten gerechnet war, während er die rechtliche Existenz dieser Stadt niemals anerkannt hatte, zumal ihr Gebiet meist aus altem Reichsgut bestand; überdies hatte ihr hartnäckiger Widerstand ihn noch in letzter Zeit im höchsten Maße erbittert. Daß über die Stellung Alessandrias weitere Verhandlungen gepflogen wurden, geht auch aus den Aufzeichnungen über die Vorgänge des nächsten Tages hervor, wo der Friede erst förmlich zum Abschluß gebracht wurde.

Das kaiserliche Lager war inzwischen nach dem Felde von Montebello verlegt worden, und hier waren vor dem Kaiser selbst die Lombarden erschienen. Hier beschwor ein Consul Pavias im Namen

seiner Collegen und aller seiner Mitbürger, daß sie bis zur Mitte des Juni mit Alessandria, welches sie noch immer die Strohstadt nannten, Waffenstillstand halten würden. Dasselbe schwur der Markgraf Wilhelm von Montferrat für sich, seine Söhne und alle von ihm abhängigen Personen. Sodann muß der herkömmliche Unterwerfungsakt der Lombarden erfolgt sein, den freilich jene Aufzeichnungen nicht ausdrücklich erwähnen, aber voraussetzen lassen, da sie unmittelbar darauf berichten, wie der Kaiser, indem er Ezzelin von Romano und Anselm von Dovera den Friedenskuß reichte, allen Städten, Orten und Personen, welche dem Lombardenbunde angehörten, Frieden gewährt und Alessandria Waffenstillstand bis zu der bezeichneten Frist zugestanden habe. Uebrigens blieb die Sache Alessandrias unentschieden und wurde, wie alle streitigen Punkte zwischen dem Kaiser und den Lombarden, der Entscheidung der sechs Männer vorbehalten, die zum Theil schon erwählt waren, und im Falle fehlender Einigung unter ihnen der Entscheidung der Consuln von Cremona.

Nachträglich ist zu jenen Aufzeichnungen noch bemerkt, daß Markgraf Heinrich Guercio und der Graf von Savoyen mit Handschlag und Kuß den Städten Sicherheit boten, daß der Kaiser den Alessandrinern den Waffenstillstand halten würde; sollte dies nicht geschehen, so würden sie in Vercelli sich selbst zur Haft stellen. Auch Otto von Wittelsbach und der Kanzler Gottfried gaben dasselbe Versprechen, ohne sich jedoch zur Stellung in Haft zu verpflichten.

Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß mit dem Vertrage von Montebello nicht ein Waffenstillstand, sondern ein dauernder Friede beabsichtigt war. Wenn auch die Bestimmungen über die Grenzen der kaiserlichen und bundesstädtischen Rechte noch späterer Vereinbarung vorbehalten blieben, so schien für die Vereinbarung doch in solcher Weise gesorgt, daß ein neuer Waffengang ausgeschlossen war. Nur offenbarer Treubruch von der einen oder der anderen Seite konnte zu einem neuen Kampfe führen, und um einen solchen war damals wohl noch Niemand besorgt. Ein gut unterrichteter Zeitgenosse sagt, daß der Friede dem Kaiser und den Lombarden nicht wenig gefallen habe, und wir haben keinen Grund dies zu bezweifeln. Die Lombarden hatten sich freilich Demüthigungen unterworfen, aber sie hatten die Anerkennung ihres Bundes erlangt und ihre Freiheiten schienen gesichert. Der Kaiser dagegen gab die Machtfülle auf, welche ihm einst

die Roncalischen Beschlüsse gewährt hatten, aber er konnte sie ohnehin längst nicht mehr üben, und kein geringer Gewinn war für ihn, daß alle lombardischen Städte wieder die kaiserliche Obergewalt unzweideutig anerkannt hatten.

Am folgenden Tage (18. April) trennten sich die Heere. Der Kaiser entließ den größeren Theil seiner Krieger. Herzog Udalrich kehrte mit dem Rest seiner böhmischen Schaar in die Heimat zurück. Die Brabanzonen scheinen sämmtlich abgelohnt zu sein. Der Kaiser selbst begab sich mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen nach Pavia; noch immer umgab ihn hier ein stattliche Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten *).

Das Heer der Lombarden trat unter Jubel, wie der Cardinal Boso sagt, die Rückkehr an. Als es nach Piacenza kam, stieß es auf den Zuzug von Cremona, der jetzt erst mit seinem Carroccio anrückte. Das Volk von Cremona war, wie der Cardinal weiter berichtet, über die Saumseligkeit seiner Consuln empört, durch welche die Stadt an dem Friedensschlusse nicht hatte theilnehmen können, zerstörte ihre Häuser, verwüstete ihre Güter, entsetzte sie und wählte andere Consuln an ihrer Stelle. Berichtet Boso hier Wahres, so erwogen die Cremonesen nicht, welche Vortheile das Zögern des Zuzugs ihrer Stadt gebracht hatte. Denn gerade sie konnte bei den wichtigen Verhandlungen, die noch bevorstanden, in dem sehr wahrscheinlichen Falle, daß keine vollständige Einigung der sechs Männer erzielt würde, die Entscheidung geben. Und wenn es auch fast selbstverständlich schien, daß die Lombarden, die ja noch in Cremona die Führerin des Bundes sahen, der Stadt diese Stellung einräumten, so wäre dem Kaiser ein solches Zugeständniß fast unmöglich gefallen, wenn ihm die Cremonesen mit Heeresmacht bei Montebello gegenüber gestanden hätten.

---

*) Wir lernen sie aus einer kaiserlichen Urkunde vom 23. April 1175 kennen. Von den geistlichen Fürsten, die im Heere vor Alessandria waren, fehlen hier nur die Bischöfe von Augsburg und Naumburg. In einer Urkunde vom 21. Mai wird unter den Zeugen dann auch der Bischof von Halberstadt nicht mehr erwähnt. In der nächsten Zeit werden nur der Erzbischof von Köln und der Bischof von Verden noch am Hofe genannt, so daß der Erzbischof von Trier und die anderen Bischöfe denselben ebenfalls verlassen haben werden. Auch Otto von Wittelsbach ist nach dem 23. April und der rheinische Pfalzgraf Konrad nach dem 21. Mai nicht mehr am Hofe nachzuweisen.

Ohne Verzug begannen die Arbeiten, um die Vertragsurkunde herzustellen. Der Kaiser hatte zu seinen Vertretern den Erzbischof von Köln, Gualfred von Plozasca, einen Turiner Capitan, und Rainer von Sannazaro, einen Bürger von Pavia, ernannt. Der Bund bestimmte zu seinen Vertretern Albert von Gambara, einen Brescianer, und Girardo Pisto, einen sehr angesehenen rechtskundigen Mailänder, der schon mehrfach als Consul an der Regierung der Stadt vor und nach ihrer Zerstörung betheiligt gewesen war; der dritte sollte ein Veroneser sein, der aber noch nicht ernannt war. Der Kaiser und der Bund machten auch alsbald ihre Vorschläge für die Vertragsurkunde, und die Bevollmächtigten, die wohl in Cremona tagten, beschworen, daß sie nach den Vorschlägen des Kaisers und des Bundes sich über Bestimmungen vereinigen würden, welche einen dauernden Frieden verbürgten, und bis zur Mitte des Mai oder bis zu einem anderen durch gegenseitiges Uebereinkommen bestimmten Termine ihre Arbeit beendigen würden. Ihr noch nicht ernannter College sollte nachträglich den gleichen Schwur leisten*).

Wir kennen die Vorschläge des Bundes. In denselben wird sogleich im Anfange der Friede an die Bedingung geknüpft, daß der Kaiser auch mit der römischen Kirche und Papst Alexander sich vereinbare und Frieden schließe. Nur unter dieser Bedingung wollen die Angehörigen des Bundes — es werden dazu 24 Städte, der Markgraf Opizo, der Graf von Bertinoro, Rufino von Trino und andere der Kirche und dem Bunde angehörige Personen gerechnet — dem Kaiser leisten, was ihre Vorfahren den früheren Kaisern seit dem Tode Heinrichs V. ohne Zwang geleistet haben. Wenn über solche Leistungen Streitigkeiten entstehen, so sollen sie durch eidliche Aussagen der Consuln der Stadt, auf deren Gebiet sich der Streit bezieht, entschieden werden. Alles, was gegenwärtig die Bundesangehörigen an Gütern und Rechten besitzen, sollen sie unbeläftigt behalten, namentlich die Consuln zur Rechtspflege bestehen bleiben und Fodrum und Steuern nur in der herkömmlichen Weise erhoben werden. Alle Besitzungen und Rechte, welche der Kaiser Bundesangehörigen entzogen hat, sollen ihnen zurückgegeben

*) Die Ernennung erfolgte sicherlich wenig später, und der Ernannte wird Cozo von Verona gewesen sein, dem man auch in der Folge wieder in ähnlicher Vertrauensstellung begegnet.

und alle Privilegien und Verleihungen, welche er darüber Anderen ertheilt, aufgehoben werden; Abmachungen und Verträge, welche Bundesglieder darüber mit dem Kaiser oder seinen Gesandten getroffen haben, sollen nur dann gültig bleiben, wenn die betreffenden Bundesglieder es verlangen. Alle Beleidigungen des Kaisers und seiner Parteigenossen durch Bundesangehörige sollen vergessen und vergeben sein. Die Bundesgenossen sollen ihre Festen und Burgen behalten, sie verstärken und neue bauen dürfen, vorbehaltlich der besonderen Vereinbarungen, welche Cremona, andere Städte und Personen unter sich getroffen haben. Alessandria soll für immer Bundesstadt verbleiben und dem Oberto von Foro*) und seinen Nachbarn alle ihre Besitzungen zurückgegeben werden. Vor Allem verlangen die Bundesangehörigen völlige Sicherheit gegen einen Angriff des Kaisers und seiner Heere; zu ihrem Schutze soll ihnen verstattet sein den Bund aufrecht zu halten, ihn zu beeidigen und die Eide zu erneuern, so oft sie wollen, überdies immer in der Einheit der Kirche zu verbleiben. Wenn der Kaiser oder sein Nachfolger oder ein Anderer das Abkommen anzugreifen versuchen sollte, dann sollen sie ohne Rücksicht auf ihren dem Kaiser geschworenen Eid die Kirche vertheidigen und sich gegenseitig Hülfe leisten dürfen. Alle bereits gefällten richterlichen Sprüche sollen unangetastet bleiben und wegen früher begangener Verbrechen keine Klage mehr angestrengt werden dürfen. Die Gefangenen sollen von beiden Seiten ausgeliefert werden.

Die Leistungen, welche der Kaiser hiernach zu fordern hat und seinen Vorgängern gewährt worden sind, fassen die Bundesangehörigen schließlich also zusammen: er erhält das hergebrachte königliche Fodrum und die herkömmliche Parata**), wenn er zur Kaiserkrönung nach Rom zieht, überdies wird ihm unbelästigter Durchzug und ausreichende Marktverpflegung für sein Heer zugesichert, doch muß der Durchzug friedlich erfolgen und er in keinem Gebiete des Bundes in feindlicher Absicht längeren Aufenthalt nehmen; die Vasallen haben ihm den Eid der Treue zu schwören und ihm nach dem Herkommen Heeresfolge zu leisten, wenn er zur Kaiserkrönung zieht. Dagegen bleiben alle Regalien,

*) Oberto von Foro war ein angesehener Alessandriner, dessen Besitzungen von den Kaiserlichen in Beschlag genommen sein müssen. Ficker, Forschungen III S. 438. 439.

**) Die Parata ist die Steuer zur Bestreitung der Heeresverpflegung.

welche durch ihn selbst oder seine Vorgänger an Kleriker oder Laien verliehen sind, in deren Händen und werden von ihm nicht weiter beansprucht. Die herkömmlichen Rechte, welche die Städte oder andere dem Bunde Angehörige an Weiden, Fischfang, Mühlen, Backöfen, Wechsler- und Kaufmannstischen, Schlachtstellen, Gebäuden auf öffentlichen Plätzen haben, sowie alle anderen alten Gewohnheitsrechte behalten die Bundesangehörigen in unangetastetem Besitz, und wenn darüber Streit zwischen dem Kaiser und den Bundesangehörigen entsteht, haben die Consuln der Stadt, welche der Streit betrifft oder in deren Gebiet die Orte oder die Personen sich befinden, welche bei dem Streite betheiligt sind, die Entscheidung zu treffen.

Offenbar stehen die Forderungen des Bundes in schroffem Gegensatz zu den Roncalischen Beschlüssen. Sie suchen die kaiserlichen Rechte den Bundesangehörigen gegenüber auf das Aeußerste zu beschränken. Indem sie die kaiserliche Einwirkung auf die Gerichte und die Verwaltung in den Bundesstädten ganz zu beseitigen streben, beanspruchen sie die volle Immunität der Städte und ihrer Gebiete. Zum Schutze derselben aber verlangen sie weiter die Aufrechthaltung des Bundes, der bei jeder Verletzung der Bundesglieder gegen den Kaiser selbst die Waffen zu ergreifen befugt sein und wiederum für sich eine Immunitätsstellung einnehmen soll. So exorbitant diese Forderungen sind, lassen sie sich doch aus der Lage der Dinge, welche den Vertrag von Montebello herbeigeführt, leicht erklären. Nicht minder verständlich ist die weitere Forderung, daß Alessandria als Bundesstadt erhalten und anerkannt werde. Aber Befremden erregt, daß in den Forderungen des Bundes der kirchliche Standpunkt desselben in der schärfsten Weise betont wird, während in den Verhandlungen zu Montebello derselbe gar nicht berührt war oder doch ganz in den Hintergrund trat. Denn das verlangt der Bund jetzt vor Allem, daß der Kaiser mit der Kirche und Papst Alexander den Frieden herstellen solle, und hebt nicht nur die politische, sondern auch die kirchliche Einheit hervor, in welcher die Bundesglieder stehen und immerdar verbleiben wollen, indem sie sogar die Befugniß verlangen, die Kirche, wenn sie gefährdet sein sollte, mit den Waffen zu vertheidigen.

Diese Forderungen des Bundes werden nur wenige Tage nach dem Vertrage von Montebello eingereicht sein. Doch kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß inzwischen Einflüsse geistlicher Art auf den

Bund geübt waren, die sich im Heere bei Montebello nicht hatten geltend machen können. Daß der von den Lombarden geschlossene Vertrag Alexander und seine Anhänger mit Schrecken erfüllte und sie kein größeres Interesse hatten, als ihn zu vereiteln, ist selbstverständlich, aber die Zeit war zu kurz, als daß die päpstliche Curie aus der Ferne auf jene Forderungen hätte einwirken können; es bedurfte dessen auch nicht, denn noch schalteten Galdin und Andere gleicher Gesinnung in den lombardischen Städten, und ihnen konnte keinen Augenblick entgehen, wie gefährlich der Vertrag mit dem schismatischen Kaiser für die römische Kirche sei. Sie mußten dahin arbeiten, dem Vertrage seine Bedeutung zu nehmen, und dies konnten die Forderungen des Bundes, wie sie jetzt gestellt wurden, bewirken. Wohl nicht ganz mit Unrecht sagt Gottfried von Viterbo: schon nach acht Tagen habe das betrügerische Spiel begonnen und man habe versucht die geschworenen Eide zu brechen.

Wir kennen leider weder die Forderungen des Kaisers, noch die Arbeit, welche auf Grund der beiderseitigen Vorschläge von der Commission der sechs Bevollmächtigten zu Stande gebracht wurde. Sicher ist nur, daß sie nicht über alle streitigen Punkte einig wurden und deshalb über diese Punkte die Consuln von Cremona entscheiden mußten. Der von ihnen ausgegangene Schiedsspruch ist zum Glück erhalten, eins der wichtigsten Aktenstücke jener Zeit.

Der Cremoneser Spruch lehnt sich durchweg an die Forderungen der Lombarden, doch werden dieselben besser geordnet und vielfach, was die Hauptsache ist, zu Gunsten des Kaisers abgeschwächt. Wenn die Bundesgenossen dem Kaiser nur leisten wollten, was sie seit dem Tode Heinrichs V. seinen Vorgängern freiwillig geleistet hatten, so ist hier auf die Leistungen zur Zeit Heinrichs V. zurückgegangen. Wenn der Bund ihm die herkömmlichen Leistungen nur für die Fahrt zur Kaiserkrönung zugestehen wollte, so fehlt eine solche Beschränkung hier gänzlich. Wenn der Bund verlangte, daß der Kaiser die ausgethanen Regalien nie wieder in Anspruch nehme, so wird dagegen hier auch ihm ausdrücklich der ruhige Besitz aller nicht ausgethanen Regalien verbürgt. Wenn der Bund beanspruchte, daß bei Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und Bundesangehörigen über die jenem zukommenden Leistungen allein den Consuln der Bundesgebiete, auf welche der Streit Bezug habe, die Entscheidung zustehen solle, so wurde hier dagegen die Entscheidung

einem Schiedsgericht von sechs Männern, zur Hälfte von dem Kaiser, zur anderen Hälfte von dem Bunde bestellt, übertragen. Wenn der Bund den Fortbestand der Consuln und ihres Regiments forderte, so wurde diese Forderung zugestanden, doch mit der Bestimmung, daß die Consuln und sonstigen Obrigkeiten der Städte vom Kaiser oder seinen Nachfolgern oder seinem Missus die Investitur zu empfangen hätten; den Consuln sollten die herkömmlichen Befugnisse verbleiben, aber unter dem Vorbehalt der Appellation an den Kaiser. Wenn der Bund verlangte, daß seinen Angehörigen alle Besitzungen, welche ihm vom Kaiser oder seinen Bevollmächtigten entzogen seien, zurückgegeben werden sollten, so wurde hier bestimmt, daß auch die Bundesangehörigen dem Kaiser, wie den Städten und Personen seiner Partei die ihnen entzogenen Güter und Rechte zurückzugeben hätten. Wenn der Bund forderte, daß bei einer Verletzung des Vertrags durch den Kaiser die Bundesangehörigen ohne Rücksicht auf ihren dem Kaiser geschworenen Eid den Bedrohten Hülfe zu leisten hatten, so wurde dem entsprechend jetzt ausdrücklich bestimmt, daß wenn ein Bundesangehöriger zum Nachtheile des Kaisers den Vertrag verletzen sollte, die anderen Bundesgenossen den Kaiser ohne Rücksicht auf ihren dem Bunde geleisteten Eid gegen den Verletzer des Vertrags zu unterstützen hätten.

Diese Bestimmungen, welche den Charakter eines Compromisses zur Ausgleichung der beiderseitigen Ansprüche tragen, scheinen bereits durch die Commission der sechs Männer vereinbart zu sein. Fraglich ist dies dagegen bei einigen Bestimmungen des Schiedsspruches, welche Cremona besonders betreffen. Der Bund hatte, wie wir wissen, verlangt, daß die Bundesgenossen ihre Festen und Burgen behalten, sie verstärken und neue errichten dürften, vorbehaltlich der besonderen Vereinbarungen, welche Cremona und andere Bundesgenossen unter sich getroffen hatten; dies wird auch im Schiedsspruch angenommen, aber zugleich die Clausel hinzugefügt, daß Crema nicht hergestellt und zwischen Oglio und Adda keine Festen angelegt werden dürften, wie dies Cremona durch Verträge mit den Städten und durch Privilegien des Kaisers zugesichert sei. Außerdem wurden, wo die Ungültigkeit von kaiserlichen Privilegien, welche sich auf den Bundesgenossen genommene Güter bezogen, zugestanden wurde, die an Cremona in Bezug auf Crema ertheilten Privilegien des Kaisers ausgenommen. Es mochten Differenzen über die Fassung dieser beiden Artikel in der

Commission entstanden sein, so daß die Consuln von Cremona Gelegenheit fanden, in dem Schiedsspruche ihre Stadt gegen Schädigungen nach beiden Seiten zu sichern.

Unzweifelhaft ist, daß gerade über zwei wichtige Punkte in der Commission keine Einigung erreicht wurde, so daß hier die Entscheidung der Cremoneser Consuln unbedingt eintreten mußte. Diese Punkte waren die Stellung des Bundes zu Papst Alexander und die Anerkennung der Bundesstadt Alessandria, und hierüber traf der Schiedsspruch Entscheidungen, welche den Forderungen des Bundes in keiner Weise entsprachen. Denn so heißt es am Schlusse des Spruchs: den Bundesgliedern soll verstattet sein in der Einheit der Kirche zu verbleiben und der Kaiser soll auf keine Weise weder gegen Kleriker noch Laien in Bezug auf Alles, was den Gehorsam gegen die Kirche und den Papst betrifft, Zwang üben, noch unter solchem Vorwand die Bundesglieder an ihrem Eigenthum oder ihren Personen schädigen dürfen; den Bewohnern von Alessandria soll der Kaiser erlauben nach ihren früheren Heimatsorten mit ihrem Hab' und Gut unter voller Sicherheit zurückzukehren und dort zu verweilen, wie es ihre Vorfahren gethan haben. Wie weit lag das von der Forderung des Bundes ab, daß der Kaiser mit Papst Alexander den Frieden herstelle und Alessandria in seinem Bestande gesichert werde!

Die Consuln von Cremona werden ihren Schiedsspruch bis zur bestimmten Frist (1. Juni) oder doch wenig später gefällt haben. Er wurde dann dem Kaiser und allen Angehörigen des lombardischen Bundes mitgetheilt. Eine besondere Bestätigung bedurfte derselbe nach dem Frieden von Montebello nicht, sondern war ohne Weiteres zur Ausführung zu bringen. Nirgends wird erwähnt, daß der Kaiser dawider Einwendungen erhoben habe. Dagegen zeigte sich sogleich, daß die Lombarden, ehe sie sich dem Schiedsspruch unterwarfen, auch den Eidbruch nicht scheuen würden. Sie wollten um keinen Preis Alexander und Alessandria preisgeben. Noch hitziger als die Rectoren des Bundes waren die Bürgerschaften der Städte; sie waren empört über den Ausgang der Sache und schnitten den Schiedsspruch der Cremonesen in Stücke. Mit Recht konnte der Kaiser die Lombarden des Eidbruchs beschuldigen und vor sein Gericht bescheiden, aber sie verschmähten es zur bestimmten Zeit vor demselben zu erscheinen.

Der Friede von Montebello war offenkundig von den Lombarden gebrochen. Aber der Kaiser ohne ein deutsches Heer war außer Stande den Friedensbruch zu strafen. In der Mitte des Juni lief der Alessandria gewährte Waffenstillstand ab, doch wagte der Kaiser nicht einen neuen Angriff auf die ihm so verhaßte Stadt. Er ließ die Waffen ruhen und schlug einen neuen Weg ein, um zu einem Frieden mit den Lombarden zu gelangen; er machte, um sie zu befriedigen, den Versuch die päpstliche Curie für seine Absichten zu gewinnen. Nicht aus Gewissensbedenken, lediglich aus politischen Rücksichten nahm er die lange unterbrochenen Verhandlungen mit Rom wieder auf.

12.

Vergebliche Friedensbestrebungen und Kämpfe des Kaisers.

Verhandlungen mit Papst Alexander und den Lombarden.

Im Sommer 1175 sandte der Kaiser Briefe und vertraute Personen an den Hof Alexanders und bat, daß man die Bischöfe Hubald von Ostia und Bernhard von Porto mit dem Cardinaldiakon Wilhelm von S. Pietro in Vincoli zu ihm sende, um mit ihnen über den Frieden mit der Kirche und den Lombarden zu verhandeln. Der Papst ging auf den Wunsch des Kaisers ein. Die Cardinäle Hubald, Bernhard und Wilhelm machten sich auf den Weg. Die beiden Letzteren zogen über Spoleto, Imola und Bologna nach Piacenza; überall fanden sie ehrenvolle Aufnahme. In Piacenza erwarteten sie die Ankunft des Cardinals Hubald, der die Straße durch Tuscien über Pisa und Lucca eingeschlagen hatte und gleich ehrenvoll hier empfangen war.

Da sich die Ankunft Hubalds um mehrere Tage verzögerte, gingen Bernhard und Wilhelm nach Lodi, um sich mit den Rectoren des Bundes über die ihnen vom Papste ertheilten Aufträge zu verständigen, eilten aber nach Piacenza zurück, sobald Hubald dort eingetroffen

war. Die Cardinäle meldeten dann sogleich ihre Ankunft dem Kaiser, welcher darüber hoch erfreut war und sie aufforderte nach Pavia zu kommen.

Unter stattlichem von Piacenza gebotenem Geleit zogen die drei Cardinäle nach Pavia, wo man ihnen mit allen Ehren begegnete. Schon am anderen Tage wurden sie vom Kaiser empfangen. Dieser nahm vor ihnen den Hut ab und begrüßte sie gnädig in deutscher Sprache, indem er seine Freude über ihr Erscheinen aussprach. Ein Dolmetscher machte seine Worte den Cardinälen verständlich. Der Bischof von Ostia antwortete, die ehrenvolle Begrüßung des Kaisers sei ihnen, den Gesandten des Papstes, höchst erfreulich, und sie bedauerten nur, daß sie dieselbe nicht so zu erwidern vermöchten, wie sie es wünschten; doch hofften sie auf die Herstellung der Eintracht zwischen Kirche und Reich und daß sie dann auch alle Ehren dem Kaiser erweisen könnten. Der Bischof setzte darauf die Beschwerden der Kirche auseinander und warf dem Kaiser besonders vor, daß er, auch nachdem die vier Personen, welche ursprünglich das Schisma veranlaßt, gestorben seien und allgemein Alexander als der rechtmäßige Papst anerkannt sei, noch allein der kirchlichen Einheit widerstrebt habe, statt sich gleichfalls demüthig zu unterwerfen. In ähnlicher Weise sprachen sich auch die beiden anderen Cardinäle aus. Der Kaiser unterließ es diesen Beschwerden entgegenzutreten, gab vielmehr eine freundliche Antwort und erklärte, daß er die besten Absichten für Herstellung des Friedens hege.

Die Verhandlungen mit den Legaten wurden sogleich eröffnet. Bald beriethen sie mit dem Kaiser selbst, bald mit seinen vertrauten Räthen, wie der Friede zwischen dem Reiche und der römischen Kirche nebst ihren Bundesgenossen, den Lombarden, dem König von Sicilien und dem Kaiser von Constantinopel, zu Stande gebracht werden könne. Die Verhandlungen zogen sich lange hin, und da die Berathungen mit den Lombarden in Gegenwart des Kaisers Schwierigkeiten boten — er selbst mochte mit den Eidbrüchigen persönlich zu verhandeln Anstand nehmen —, übertrug er die Fortführung der Unterhandlungen den Erzbischöfen Christian und Philipp und seinem Protonotar Wortwin, die darüber an ihn Bericht erstatten und seine Genehmigung einholen sollten. Diese Bevollmächtigten des Kaisers hatten dann mit den päpstlichen Legaten und den Lombarden Zusammenkünfte an verschiedenen

Orten, und über manche Punkte wurde ein Einverständniß erreicht. Aber über andere schien die Einigung unmöglich, und schließlich blieben die langwierigen Verhandlungen ohne alles Resultat.

Nach dem Cardinal Boso soll alle Schuld der Kaiser getragen haben, indem er mit übermäßigen Forderungen hervorgetreten sei; in den geistlichen Dingen soll er mehr verlangt, als je einem Laien zugestanden sei, von den Lombarden größere Leistungen beansprucht haben, als Karl der Große, Ludwig der Fromme und Otto der Große. Uebertreibung liegt hier auf der Hand, denn der Kaiser kann von den Lombarden im Wesentlichen nur die Ausführung des Cremoneser Schiedsspruchs verlangt haben; wir hören, daß er besonders auf der Zerstörung Alessandrias bestand, welche die Lombarden nicht zugeben wollten. Das Scheitern der Verhandlungen mit den Lombarden vereitelte zugleich den Frieden mit der Kirche; auch scheint der Kaiser sich noch immer geweigert zu haben für seine Person Alexander als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen und die schismatischen Bischöfe demselben preiszugeben. Als die Legaten und die Lombarden die Unfruchtbarkeit weiterer Verhandlungen erkannten, brachen sie dieselben ab und kehrten nach Hause zurück.

Glücklicher war der Kaiser um diese Zeit in anderen Friedensbestrebungen. Die langjährigen Kämpfe, welche über Sardinien zwischen Pisa und Genua geführt und in welche auch Lucca und Florenz verwickelt waren, wurden endlich, indem Friedrich den Frieden zwischen den hadernden Städten vermittelte, zum Abschluß gebracht. Er beschied Abgeordnete von Genua und Lucca, wie andererseits von Pisa und Florenz zu sich und bewog sie ihm die Entscheidung der obwaltenden Streitigkeiten zu überlassen; sie beschworen sich seinen Anforderungen zu fügen. Der Friede, welchen der Kaiser dann feststellte, war im Wesentlichen eine Wiederholung des im Mai 1169 zu Porto Venere geschlossenen, aber nicht zur Ausführung gekommenen Vertrags*). Es wurden hiernach gewissermaßen die Ansprüche Genuas und Pisas auf die Herrschaft über Sardinien in gleicher Weise anerkannt. Die Insel fiel unter eine Doppelherrschaft; sie wurde nicht getheilt, vielmehr kamen die vier Richter in gemeinsame Abhängigkeit von beiden Städten, welchen der Ertrag der Zölle und sonstigen Erträge aus der Insel zu gleichen

*) Vergl. S. 734.

Theilen zufallen sollte. Bareso, dessen sardinisches Königthum längst ein Ende hatte, besaß als König von Arborea keine anderen Rechte, als die anderen Richter, und die Pisaner gaben zu, daß die Genuesen ihn zur Bezahlung seiner alten Schulden sollten zwingen können. Die Burg Viareggio, welche nahe an der Arnomündung am Meere mit Bewilligung des Erzbischofs Christian Genua und Lucca zum Schaden Pisas angelegt hatten, mußte zerstört werden, dagegen wurde den Pisanern untersagt die Münze von Lucca, wie sie es bis dahin gethan hatten, ferner nachzuprägen. Besondere Vereinbarungen wurden dann noch zwischen Lucca und Pisa, wie zwischen Lucca und Florenz getroffen, doch sind wir über dieselben nicht näher unterrichtet; wir hören nur, daß die Städte genöthigt wurden Alles, was sie im Kriege gewonnen hatten, herauszugeben.

Eine Unterstützung, wie sie der Kaiser früher von den Flotten Genuas und Pisas gehofft hatte, konnte er jetzt weder beanspruchen noch erwarten; denn die beiden Seestädte hatten bereits ihre Verträge mit dem König von Sicilien und dem griechischen Kaiser geschlossen. Auch gegen die Lombarden hätten die tuscischen Städte Friedrich kaum noch wirksamen Beistand geleistet. Aber von großem Werthe war es doch für ihn, daß in Genua wie in den tuscischen Städten seine Autorität wieder vollständig anerkannt und eine Verbindung jener Städte mit den Lombarden unmöglich geworden war.

Noch größere Vortheile verhieß es dem Kaiser, daß seit dem Frieden von Montebello einzelne Städte der Lombardei sich ihm zu nähern wußten. Como trat sogar ganz auf die kaiserliche Seite über. Schon am 21. Mai 1175 belehnte Friedrich die Stadt mit allen ihren alten Besitzungen, untersagte den Aufbau von Isola und anderen ihr lästigen Burgen und bewilligte ihr die freie Wahl der Consuln. Dagegen mußte in der Stadt und ihrem ganzen Gebiete ihm wieder der Eid der Treue geleistet werden; manche Herren machten Schwierigkeiten, namentlich die Capitane des Valtellin, aber es wurde über sie der kaiserliche Bann verhängt und so der Widerstand wohl bald gebrochen. Die erleichterte Verbindung mit seinen deutschen Ländern machte Comos Anschluß für den Kaiser sehr wichtig. Nicht minder wichtig war, daß sich Cremona zuvorkommend gegen ihn erwies. Seit dem Schiedsspruch war Cremonas früher so einflußreiche Stellung im Bunde immer bedenklicher geworden und schon um seiner eigenen Sicherheit willen

mußte es an dem Kaiser einen Rückhalt suchen. Wenn es auch nicht aus dem Bunde austrat, sandte es doch an den Kaiser nach Pavia Geschenke und war offenbar bestrebt seinen Zorn, den es früher heraufbeschworen hatte, zu besänftigen.

Die Lage des Kaisers in der Lombardei hatte sich, seitdem der Friede von Montebello seine Bedeutung verloren, eher gebessert als verschlechtert. Trotzdem fehlte es ihm an ausreichenden Kräften, um nach dem Scheitern der Friedensverhandlungen den Krieg gegen die eidbrüchigen Lombarden erfolgreich wieder aufzunehmen. Ohne Zweifel hatte er aufs Neue seinen Bann abermals über sie verhängt, aber wie war derselbe zu vollstrecken? Den hartnäckigsten Widerstand hatte er sicher zu erwarten. Glück genug, wenn seine Feinde seine Schwäche nicht benutzten, um vereint einen vernichtenden Streich gegen ihn zu führen. Neue Kämpfe waren unvermeidlich, gleichviel ob er der Angreifer oder der Angegriffene war.

Erneuerung des Kampfes mit den Lombarden.

Die lombardischen Bundesgenossen haben, wie es scheint, zuerst die Feindseligkeiten wieder aufgenommen. Nachdem die Friedensverhandlungen abgebrochen, verwüsteten sie die Länder der Pavesen, Comasken und der auf des Kaisers Seite stehenden Markgrafen. Der Kaiser richtete dagegen, sobald er nothdürftig ein Heer zusammengebracht hatte, seinen Angriff zunächst wieder gegen Alessandria. Im Anfange des Novembers war er in der alten Reichsburg Annone, welche wahrscheinlich nach dem Aufstande der Lombarden von Asti besetzt, doch von dieser Stadt nach ihrer Unterwerfung dem Reiche zurückgegeben war. Den Kaiser umgaben hier außer mehreren noch an seinem Hofe befindlichen deutschen Großen viele lombardische Herren, unter denen Wilhelm, der Sohn des Markgrafen von Montferrat, Marvello, der Sohn des Opizo Malaspina, der Markgraf Albert von Incisa genannt werden. Um dieselbe Zeit wird er gegen Alessandria vorgerückt sein. Aber sein Heer war nicht groß genug und der Einbruch des Winters zu nahe, als daß er an eine neue Einschließung der Stadt hätte denken können. Ueberdies mußte das früher erlittene Mißgeschick ihn zur Vorsicht mahnen; noch vertheidigte der tapfere Rodolfo von Concesa, der als

Podestà in Alessandria waltete, die bedrängte Stadt. Der Kaiser führte bald sein Heer nach Pavia zurück.

Am 31. Januar 1176 kamen die Rectoren von Mailand, Brescia, Piacenza, Verona, Padua, Mantua, Parma, Modena und Bologna zu Piacenza zusammen. Sie erneuerten hier den schon früher geschworenen Eid, alle zum Bunde gehörigen Städte, Orte und Personen mit allen Kräften zu vertheidigen. Beachtenswerth sind einige Zusätze zu dem Eide, die sich besonders auf Alessandria beziehen, welches ausdrücklich als selbständiges Mitglied des Bundes wieder anerkannt wurde. Die Rectoren beschworen, daß, wenn unter ihnen eine Meinungsverschiedenheit über die Nothwendigkeit Alessandria zu unterstützen eintreten sollte, sie der Meinung Rodolfos von Concesa sich anschließen würden, daß aber über die Zusammensetzung des Heeres die Rectoren in ihrer Gesammtheit oder in ihrer Mehrzahl zu bestimmen hätten. Auffällig erscheint, daß wie im Allgemeinen die Aufrechthaltung der Bundesverträge, so im Besonderen die Gültigkeit der mit Cremona, Lodi und Bergamo abgeschlossenen Verträge beschworen wurde; es wird die Besorgniß obgewaltet haben, daß diese drei Städte, die auf dem Rectorentage nicht vertreten waren, nicht mehr fest zum Bunde ständen, und wenigstens in Bezug auf Cremona war dies nicht grundlos. Der Rector von Mailand versprach noch besonders den von ihm und den anderen Rectoren geleisteten Eid auch von seinen Mitconsuln in der Stadt und hundert Rathsmannen beschwören zu lassen, und auf den Wunsch des Rodolfo von Concesa, der selbst in der Versammlung anwesend gewesen zu sein scheint, leisteten auch die Rectoren von Piacenza und Brescia den gleichen Eid.

Sobald es die Jahreszeit ermöglichte, unternahm der Kaiser neue Angriffe gegen Alessandria, aber die Stadt widerstand nicht nur mit gewohnter Tapferkeit, sondern hatte auch bei dem Lombardenbunde bereits Beistand gefunden. Alle Angriffe des Kaisers scheiterten, und Alessandria konnte sich sogar gegen die in seiner Nachbarschaft angesessenen Kaiserlichen wenden; ihre Orte wurden genommen und zerstört.

Konnte Alexander die Lombarden auch nicht mit weltlichen Waffen unterstützen, so lieh er ihnen doch seinen geistlichen Beistand. Im Januar 1176 erhob er, wie es heißt auf den Wunsch des Erzbischofs

Galdin*) und der anderen lombardischen Bischöfe, wie auch der Rectoren des Bundes, Alessandria zu einem eigenen Bisthum und setzte den römischen Subdiakonen Arduin zum ersten Bischof dort ein; unfraglich sollte der Bestand der Stadt dadurch dauernd gesichert werden. Zugleich nahm Alexander dem Bischof von Pavia, um die Stadt für ihre Anhänglichkeit an den Kaiser zu strafen, die Auszeichnung des Palliums und des Kreuzes. Auch in der Folge hat er die Städte, die zu dem Kaiser hielten, mit geistlichen Strafen bedroht.

Da Tuscien und fast die ganze Mark von Ancona auf kaiserlicher Seite stand, auch in Rom und der Campagna die Kaiserlichen die Oberhand hatten, war die Lage Alexanders in Anagni damals nicht gefahrlos. Wohl dies bewog den König von Sicilien, der bisher theilnahmlos den Kämpfen Italiens zugesehen hatte, nun auch in dieselben einzutreten. Er ließ ein Heer ausrüsten, welches in die Campagna einrücken sollte. Erzbischof Christian fiel die Aufgabe zu, ihm zu begegnen. Mit kriegerischem Gefolge ging er nach der Sabina, drang von dort in das sicilische Gebiet ein und belagerte die Grenzfeste Celle**), welche den von den Abruzzen nach Rom führenden Weg beherrschte. Zum Entsatz von Celle rückte das stattliche Heer des Königs von Sicilien, geführt von den Grafen Roger von Andria und Tancred von Lecce, heran, aber Christian brachte am 16. März 1176 diesem Heere unweit von Celle auf dem Felde von Carseoli eine schwere Niederlage bei und schlug es in die Flucht, 200 Ritter fielen als Gefangene und außerdem eine große Kriegsbeute in seine Hände. Die Besatzung von Celle muß unmittelbar darauf ihren Abzug erkauft haben; denn es wurden Christian die Rüstungen von 150 Rittern und alle Pferde der in der Burg befindlichen Mannschaft übergeben. Einen weiteren Versuch in das Römische einzudringen, gaben die Sicilier auf. Christian scheint hier auf der Wacht geblieben zu sein. Einem un-

*) Galdin starb am 28. April 1176; im Erzbisthum folgte ihm Algisio, bisher Schatzmeister und Kanzler der Mailänder Kirche, ein tüchtiger und rühriger Mann.

**) Das jetzige Carsoli, auch Celle di Carsoli genannt. Etwas südwestlich davon liegen die Ruinen der alten Aequerstadt Carseoli. Die Burg ist auch aus der Geschichte Konradins bekannt. Vergl. Ficker in den Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung II S. 520.

mittelbaren Angriffe auf Alexanders Person wich er wohl auch diesmal, wie früher, vorsichtig aus.

Der Kaiser hatte sich, seit die Kämpfe mit den Lombarden wieder ausgebrochen waren, nie verhehlt, daß er ohne frische Unterstützungen aus Deutschland auf den Sieg nicht hoffen konnte; hinreichend hatte er bereits früher erfahren, wie wenig mit einem lombardischen Heere gegen Lombarden zu erreichen war. Er schickte deshalb Boten und Schreiben nach Deutschland, um dort ein neues Heer zu sammeln. Vor Allem mußte ihm daran liegen, jetzt den Beistand Heinrichs des Löwen zu gewinnen. Denn nicht allein, daß der Name des gewaltigen Herzogs in Italien überaus gefürchtet war, er konnte ihm auch ein größeres Heer zuführen, als alle die anderen Fürsten. So große Dienste hatte der Kaiser dem Herzog geleistet, daß er in der eigenen Noth wohl mit Recht von ihm Hülfe erwarten konnte — nichtsdestoweniger wurde sie ihm verweigert. Dadurch trübten sich nicht allein die Hoffnungen des Kaisers auf den Ausgang des Kampfes, auch sein Ansehen schien eine schwere Schädigung zu erleiden.

Hülfsverweigerung Heinrichs des Löwen.

Der Kaiser hatte — so erzählt die im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geschriebene Chronik von S. Blasien — Herzog Heinrich zu einer Zusammenkunft in Chiavenna auffordern lassen und kam, als der Herzog dorthin zog, ihm auf dem Wege entgegen; in demüthiger, der kaiserlichen Majestät nicht geziemender Weise, heißt es, sei er dann in den Herzog gedrungen ihn in der Bedrängniß nicht zu verlassen, habe aber doch seine Absicht nicht erreicht. Als Entgelt für die beanspruchten Dienste in Italien habe der Herzog, berichtet die Chronik weiter, Goslar, die reichste Stadt Sachsens, als Reichslehen verlangt*), der Kaiser es aber für schimpflich gehalten, sich einen so wichtigen Platz wider seinen Willen entwinden zu lassen. Von dieser Forderung des Herzogs berichtet auch eine noch spätere, doch hier allem Anscheine nach glaubhafte Quelle.

*) Goslar war schon früher in der Hand Heinrichs gewesen, aber dem Kaiser zurückgegeben worden. Siehe oben S. 609. 615.

Schon als die Chronik von S. Blasien niedergeschrieben wurde, war die Meinung weit verbreitet, daß der Kaiser sogar vor dem Herzoge einen Fußfall gethan habe, um ihn zur Theilnahme am italienischen Kriege zu bewegen. Abt Arnold von Lübeck*), der Fortsetzer von Helmolds Wendenchronik, berichtet von dem Fußfall, fügt aber hinzu, daß der Herzog in höchster Bestürzung den Kaiser aufgerichtet habe. Dagegen meldet etwa gleichzeitig Propst Gislebert von Mons in seiner Chronik des Hennegaus, der Herzog habe es nicht der Mühe werth erachtet, den zu seinen Füßen liegenden Kaiser zu erheben. Wieder anders erzählt der Propst Burchard von Urspeng, ein Zeitgenosse Arnolds und Gisleberts, der Herzog habe den Kaiser aufrichten wollen, aber sein Truchseß Jordan ihn davon mit den hochverrätherischen Worten abgehalten: „Laßt, Herr, die Krone des Reichs jetzt nur zu euren Füßen liegen, einst wird sie euch auf das Haupt kommen." Später, in den erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßten Stader Annalen heißt es dann, die Kaiserin habe, als der Herzog gezögert, ihren Gemahl mit den Worten aufgerichtet: „Erhebe dich, mein Herr, und gedenke dieses Falls; auch Gott möge desselben eingedenk sein!"

Aus diesen sich vielfach widersprechenden Berichten hat sich jene bekannte Erzählung gebildet, in welcher die Erniedrigung des Kaisers, der Trotz des Herzogs, die Frechheit des Truchsessen Jordan und die Liebe der Kaiserin mit einander in ein grelles Licht gestellt werden. Obwohl die sagenhafte Entstehung dieser Erzählung längst erkannt ist, lebt sie fort und wird auch ferner fortleben, da sie die Unbotmäßigkeit des deutschen Fürstenthums gegen den Kaiser in höchst draftischer Weise vor Augen stellt.

Da die älteren Nachrichten über die Zusammenkunft des Kaisers mit dem Herzog voll von Widersprüchen sind und in der That ein sicherer Nachweis nicht zu führen ist, daß Beide sich damals persönlich begegnet, hat man sogar geglaubt, die Zusammenkunft selbst in das Gebiet der Sage verweisen zu müssen. Gewiß mit Unrecht; denn es ist kaum erklärlich, wie ohne irgend einen äußeren Anlaß die so verschiedenartigen Nachrichten in Quellen, die sonst ohne Verbindung mit einander stehen, über eine Zusammenkunft haben entstehen können.

*) Arnold schrieb um 1210.

Ueberdies führt der jähe Bruch des bis dahin so nahen freundschaftlichen und vetterlichen Verhältnisses zwischen dem Kaiser und dem Herzog fast mit Nothwendigkeit zu der Annahme, daß zwischen ihnen persönlich Aug' in Auge ein offenes, kaum mehr auszugleichendes Zerwürfniß eingetreten sei. Wahrscheinlich fand die Zusammenkunft im Anfange des Jahres 1176 statt; denn wir wissen, daß sich Herzog Heinrich damals im südlichen Deutschland befand; in der zweiten Hälfte des Februars kam er nach Baiern und hielt sich dort bis zum März auf. Bei Chiavenna wird, wie die Chronik von S. Blasien angiebt, der Kaiser dem Herzoge begegnet sein*); auch die anderen Angaben dieser sonst nicht sehr verläßlichen Quelle haben hier Anspruch auf Wahrscheinlichkeit, doch bleibt bei ihnen im Dunkel, wie weit sich der Kaiser, um seinen Bitten Nachdruck zu geben, herabgelassen habe. Daß er einen Fußfall vor dem Herzoge gethan habe, ist mit Grund zu bezweifeln. Ein starkes Bewußtsein seiner kaiserlichen Majestät war unverkennbar in Friedrich vorhanden, und wenn er sich wenig später zu einem Fußfall vor Papst Alexander verstand, so ist diese Verehrung des nun von ihm anerkannten Oberhauptes der Kirche nicht von fern der Erniedrigung zu vergleichen, welche in dem Fußfall vor einem widerspenstigen Vasallen gelegen hätte.

Wie Vieles auch hier in undurchdringliches Dunkel gehüllt bleibt, sicher ist, daß das enge Freundschaftsverhältniß zwischen dem Kaiser und dem Herzog, welches seit mehr als zwanzig Jahren bestanden und auf welchem zum großen Theil die Sicherung des Reichs bisher beruht hatte, in dieser Zeit sich löste und die Veranlassung darin lag, daß der Herzog dem Kaiser die verlangte Unterstützung gegen die Lombarden abschlug.

Die Frage liegt nahe, was den Herzog zur Hülfsverweigerung in so schwerer Bedrängniß des Kaisers vermocht habe, und man hat in alter und neuer Zeit Antwort darauf zu geben versucht. Der Kaiser selbst soll gesagt haben, daß der Herzog schon die Reise nach Con-

*) Nach der Lauterberger Chronik soll der Kaiser Herzog Heinrich und alle sächsischen Fürsten nach Partenkirchen in Baiern beschieden haben, um sie zur Hülfsleistung aufzufordern; alle Anderen sollen sie ihm freudig dort versprochen, nur der Herzog verweigert haben, obwohl der Kaiser ihn fußfällig bat. Eine Zusammenkunft der sächsischen Fürsten mit dem Kaiser damals in Partenkirchen ist höchst unwahrscheinlich.

stantinopel unternommen habe, um ihn und das Reich zu schädigen, und wir wissen, daß in der Umgebung Friedrichs die Meinung verbreitet war, der Herzog sei von Kaiser Manuel zum Abfall bewogen worden; Gottfried von Viterbo, welcher Friedrich nahe stand, erwähnt es zwar nur als ein Gerücht, doch als ein solches, von welchem er sich selbst überzeugt hielt. Es scheint sogar die Meinung aufgetaucht zu sein, daß zwischen Kaiser Manuel und Herzog Heinrich zu Constantinopel ein förmliches Bündniß gegen Friedrich abgeschlossen und beschworen sei. Thatsächlich bestanden zwischen Herzog Heinrich und dem Hofe zu Constantinopel schon seit längerer Zeit Verbindungen, und es wird auch kaum zu bezweifeln sein, daß bei der persönlichen Begegnung des Herzogs mit Kaiser Manuel im Jahre 1172 politische Besprechungen stattgefunden haben, bei welchen der Kaiser den mächtigen Herzog für sich zu gewinnen suchte. Dagegen fehlt es an allen Beweisen dafür, daß damals ein förmlicher Bund zwischen Manuel und Herzog Heinrich gegen Friedrich geschlossen sei; vielmehr steht fest, daß zu jener Zeit noch zwischen Friedrich und Manuel über die Schließung einer Familienverbindung verhandelt wurde, wie auch, daß Herzog Heinrich nach seiner Rückkehr von der Reise am Hofe Friedrichs die beste Aufnahme fand. Hätte Heinrich wirklich im Vertrauen auf die Bundesgenossenschaft Constantinopels im Jahre 1176 den Bruch gewagt, so hätte er den ungünstigsten Zeitpunkt gewählt; denn gerade damals war Manuel in gefährliche Kämpfe mit dem Sultan von Iconium verwickelt und mußte sich deshalb der abendländischen Politik fern halten, wie er denn auch seinem Bundesgenossen Papst Alexander keine Unterstützung zu gewähren vermochte.

Man könnte auf die Vermuthung kommen, daß vielmehr Rücksichten auf seinen Schwiegervater, den König von England, den Herzog zur Verweigerung der Hülfsleistung bewogen hätten. Denn das freundschaftliche Verhältniß Friedrichs zum englischen Hofe hatte sich längst gelockert und die Verbindung des jungen Königs von Sicilien mit Johanna, der Tochter König Heinrichs, über welche gerade in dieser Zeit die Verhandlungen unter Vermittelung Papst Alexanders begannen und bald zum Abschluß gelangten, war sicherlich Kaiser Friedrich wenig erwünscht. Aber ein förmlicher Bruch zwischen dem deutschen und englischen Hofe ist weder damals noch in der nächsten Zeit erfolgt. Als im November dieses Jahres ein Gesandter Herzog Heinrichs zu

London erschien, war auch ein Gesandter des Kaisers dort zugegen. Auf Unterstützung seines königlichen Schwiegervaters, der selbst in bedrängter Lage war und hinreichenden Grund hatte, eine engere Verbindung des Kaisers mit Frankreich zu verhüten, hätte der Herzog ohnehin damals nicht rechnen können.

Eben so wenig ist anzunehmen, daß der Herzog aus Rücksicht auf die Lombarden und Papst Alexander dem Kaiser seine Dienste verweigert habe, obwohl dies schon in alten Zeiten behauptet ist. Heinrich war stets einer der entschiedensten Anhänger des Schismas gewesen; er mußte in seinem Interesse die Herstellung des kirchlichen Friedens eher fürchten als wünschen*), und hätte er Verbindungen mit den aufständigen Lombarden gehabt, so würden sie ihm sicher vom Kaiser vorgeworfen worden sein, was aber nie geschehen ist.

Die Motive Heinrichs zum Bruch mit dem Kaiser werden nur in seinen eigenen Verhältnissen zu suchen sein, und da hat man in neuerer Zeit wohl gemeint, daß er dem Kaiser deshalb gegrollt, weil dieser sich die Erbschaft des alten Welfs zu sichern gewußt habe. Bekanntlich hatte der überaus freigebige und prachtliebende Herr sich nach dem Tode seines Sohnes in ein so verschwenderisches Leben gestürzt, daß er in die schlimmste Geldnoth gerieth. Da entschloß er sich die großen Reichslehen in Italien, das Herzogthum Spoleto, die Markgrafschaft Tuscien, die Fürstenthümer von Sardinien und Corsica, wie das mathildische Hausgut gegen eine Geldentschädigung aufzugeben. Jede wirkliche Macht in diesen Gebieten war ihm längst vom Kaiser entzogen, doch hatte er noch aus denselben Einkünfte zu beanspruchen, die aber wohl nur flüssig gemacht werden konnten, wenn er selbst über die Alpen ging. Seit dem Ableben seines Sohnes hatte er Italien nicht mehr betreten; so gab er willig diese wesenlosen Ansprüche auf und stellte gegen eine große Geldsumme jene Reichslehen dem Kaiser zurück; nur die leeren Titel führte er von ihnen noch später fort. Es wird dies um 1174 geschehen sein. Die prunkvollen Feste, welche Welf Pfingsten 1175 auf dem Gunzenlee feierte, scheinen aber bald seinen Schatz wieder geleert zu haben; denn nicht lange nachher traf er mit seinem Neffen Heinrich dem Löwen ein Abkommen, wonach er ihm seinen ganzen Allodialbesitz gegen eine beträchtliche Geldzahlung zu

*) Besonders wegen der Halberstädter Lehen. Vergl. oben S. 254.

vererben versprach. Dieses Abkommen scheint etwa in der Zeit, wo der Herzog die Hülfe dem Kaiser verweigerte, geschlossen zu sein, und erst später, als sein Neffe die versprochene Zahlung nicht leistete, wandte sich der alte Welf ganz auf die Seite des Kaisers. Im Jahre 1176 stand er, der von jeher ein starrer Alexandriner gewesen und es geblieben war, dem Kaiser noch keineswegs so nahe, daß dies den Groll Heinrichs des Löwen hätte erregen können. Das Aufgeben der italienischen Reichslehen seines Oheims hatte für ihn kaum Bedeutung; er besaß keine Ansprüche auf dieselben, und hätte er solche erheben wollen, wäre es für ihn am wenigsten angezeigt gewesen, von dem Zuge nach Italien fern zu bleiben.

Es gab, soviel wir erkennen, nur ein Motiv, welches den Herzog bestimmte sich des Kaisers Forderung zu widersetzen: er wollte die ihm zugewachsene fast königliche Macht für die Befestigung und Erweiterung seiner Herrschaft in den deutschen und wendischen Ländern ungehemmt benutzen, nicht aber für die Herstellung der kaiserlichen Macht in Italien zersplittern und gefährden. Für die Stärkung des Reichs hatte er nie ein wahres Interesse gehabt; wenn er seinem kaiserlichen Vetter früher namhafte Dienste geleistet hatte, so war dies hauptsächlich deshalb geschehen, weil er nur durch die Gunst desselben seine eigene Stellung sichern und sich neue Vortheile gewinnen konnte. So hatte er auch die ersten Unternehmungen Friedrichs in Italien kräftigst unterstützt. Aber bald entzog er sich diesen kostspieligen und weitaussehenden Kämpfen, bei denen ihm der Verlust den Gewinn nicht aufwog. Im Anfange des Jahres 1161 hatte er sich noch am kaiserlichen Hofe zu Como eingefunden, aber an dem Kriege gegen Mailand sich nicht mehr betheiligt und war bald nach Hause zurückgekehrt. Seitdem war er nicht mehr über die Alpen gekommen. Wenn 1166 die eigene bedrängte Lage sein Zurückbleiben entschuldigte, 1174 ließ sich hierin kaum ein genügender Vorwand finden, und noch weniger jetzt, als er von Neuem zur Heeresfolge aufgefordert wurde.

Allerdings war in Sachsen und zwar, wie es scheint, gleich nach dem Aufbruche des Kaisers nach Italien, die Fehde zwischen den Söhnen Albrechts des Bären und dem jungen Landgrafen von Thüringen wiederum ausgebrochen. Noch im Jahre 1174 belagerte der Landgraf Burgwerben an der Saale und wurde dort durch ein Geschoß verwundet. Gerade das Mißgeschick des Landgrafen scheint Heinrich

veranlaßt zu haben auch sich selbst an dem Kampfe gegen die Askanier zu betheiligen. Im Jahre 1175 brach er mit einem starken Heere in das Land des Grafen Bernhard ein; bei Gröningen an der Bode beginnend, verwüstete er Alles mit Feuer und Schwert. Die Burg Aschersleben wurde eingeäschert, die steinernen Unterbauten derselben aufgerissen. Auch mehrere Kirchen wurden durch Feuer zerstört. Zu derselben Zeit nahm auch Landgraf Ludwig den Kampf wieder auf; von Süden drang er in das Gebiet der Askanier ein und gewann die Burg Helfta*) bei Eisleben. Dieser erbitterten Fehde muß aber bald ein Ende bereitet sein, wahrscheinlich durch einen Befehl des Kaisers. Wäre sie fortgesetzt worden, so hätte weder der Herzog im Anfange des Jahres 1176 nach dem südlichen Deutschland gehen, noch der Landgraf Ludwig nach kurzer Zeit nach Italien aufbrechen können. Die sächsischen Verhältnisse machten es dem Herzoge so wenig unmöglich den Kaiser in Italien zu unterstützen, wie anderen Fürsten des Landes, die willig dem kaiserlichen Rufe Folge leisteten.

Bedenklicher schien die Lage der Dinge in Baiern. Schon längst bestand zwischen Herzog Hermann von Kärnthen und dem jungen Markgrafen von Steiermark oder vielmehr seiner für ihn regierenden Mutter Kunigunde Feindschaft. Zeitweise beigelegt, kam sie im Jahre 1175 zu neuem gewaltthätigen Ausbruch. Herzog Heinrich von Oesterreich, der seine Tochter Agnes nach dem Tode König Stephans III. dem Herzog von Kärnthen vermählt hatte, nahm für diesen Partei, kam aber selbst dadurch in nicht geringe Bedrängniß, daß er um dieselbe Zeit mit Herzog Sobeslaw von Böhmen und König Bela von Ungarn in Zerwürfnisse gerieth, mit dem ersteren wegen Besitzstreitigkeiten über den von deutschen Bauern ausgerodeten Grenzwald im Norden Oesterreichs, mit dem letzteren wegen der Zuflucht, welche er Geisa, dem flüchtigen Bruder Belas, in Oesterreich gewährt hatte**). Zunächst litten Kärnthen und Steiermark nebst dem von dem Markgrafen abhängigen Traungau unter der Fehde ihrer Herren. Der Markgraf von Steiermark, mit dem Herzog von Böhmen im Einverständniß, steckte die Kirche St. Veit in Kärnthen in Brand, wobei 300 Menschen ihren Untergang fanden. Dagegen zerstörten die Ministerialen des Herzogs Heinrich von Oesterreich die Burg Fischau (bei Wiener-Neustadt) und

*) Helfta war im Besitz des Grafen Bernhard; wie er dazu gelangte, ist unklar.
**) Vergl. S. 682.

verwüsteten die Umgegend; auch der Burg Enns und dem Traungau bereiteten die Kriegsschaaren des Oesterreichers ein gleiches Schicksal. Obschon diese Fehde auch die Grenzen Baierns berührte, bereitete sie Herzog Heinrich dem Löwen selbst doch keine nennenswerthen Schwierigkeiten. Als er im Februar 1176 nach Baiern kam, war seine Autorität dort nirgends bestritten.

Am 29. Februar hielt Heinrich der Löwe einen großen Hoftag in Burghausen, auf dem Markgraf Berthold von Andechs mit anderen Markgrafen und Grafen Baierns zugegen waren und wo wichtige Geschäfte erledigt wurden. Am 7. März war er in dem Chorherrnstift Ranshofen und eilte dann mit einem großen Gefolge bairischer Herren nach Enns, um mit Herzog Heinrich von Oesterreich eine Zusammenkunft zu haben. Am 14. März trafen die beiden Herzoge, deren frühere Feindschaft sich längst in Freundschaft verwandelt hatte, mit stattlichem Gefolge in Enns zusammen. Mit Heinrich dem Löwen kamen unter Andern Markgraf Berthold von Istrien und sein Sohn Berthold von Andechs, Markgraf Berthold von Vohburg und sein Bruder Dietbold, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und Burggraf Friedrich von Regensburg. Ohne Frage beriethen die Herzoge wichtige Angelegenheiten. Wir sind aber über ihre Verhandlungen nicht näher unterrichtet; wir wissen nur, daß Heinrich der Löwe damals einen alten Streit zwischen dem Kloster Reichersberg und Heinrich von Baumgarten über den Ort Münster zu Gunsten des Ersteren entschied und dem Letzteren jede weitere Belästigung des Klosters verbot. Die Vermuthung liegt nahe, daß Heinrich der Löwe dem Herzog von Oesterreich Beistand gegen dessen Feinde, vor Allem gegen den schon mit einem Angriff drohenden Böhmenherzog in Aussicht gestellt habe, und es mag damit zusammenhängen, daß von Baiern aus unseres Wissens das Heer des Kaisers in Italien keinen Zuzug erhielt. Dennoch hat Heinrich von Oesterreich, als im Sommer 1176 ein böhmisch-mährisches Heer über sein Land einbrach und dasselbe schonungslos verwüstete, bei den Baiern keinen Beistand gefunden. Heinrich der Löwe hatte bald nach dem Ennser Tage Baiern verlassen und es nie wieder gesehen; von dem böhmischen Kriegszuge ist Baiern gar nicht berührt worden.

Weder in den Verhältnissen Sachsens noch in denen Baierns lag für Heinrich ein zwingender Grund dem Kaiser die Heeresfolge zu verweigern; wenn er es dennoch that, so ist es einzig und allein

geschehen, weil er nicht die Opfer bringen wollte, welche der Kaiser glaubte als Entgelt für die großen seinem Vetter erwiesenen Wohlthaten fordern zu dürfen. Es kann fraglich sein, ob Heinrich alle Folgen erwog, welche seine Weigerung nach sich ziehen konnte; er mochte sich für den schlimmsten Fall sicher wähnen mit der ihm zu Gebote stehenden Macht dem Kaiser in Deutschland widerstehen zu können. Wiegte er sich in solche Gedanken ein, so hat er sich bitter getäuscht. So empfindlich es für den Kaiser war, daß ihm im entscheidenden Augenblicke die Hülfe versagt wurde, Heinrich selbst arbeitete an seinem eigenen Verderben, als er sich dem Aufgebot des Kaisers entzog.

Deutsche Hülfsschaaren und die Schlacht bei Legnano.

Heinrich der Löwe brachte es über sich den Kaiser in der Noth zu verlassen, doch nicht alle deutschen Fürsten dachten gleich ihm. Die Hülfsrufe, welche der Kaiser nach Deutschland hatte ergehen lassen, blieben nicht erfolglos, und Erzbischof Philipp von Köln, der im Winter 1175 im Auftrage des Kaisers selbst über die Alpen gegangen war, um neue Rüstungen zu betreiben, rief dort aller Orten laut zu den Waffen.

Da die Heerfahrt von 1174 durch die Entlassung nach dem Tage von Montebello zum Abschluß gebracht schien, sah man das Aufgebot, welches jetzt erging, als das zu einer neuen Heerfahrt an, die auch als solche von den Fürsten beschworen wurde. Es fehlte freilich viel, daß alle sich zum Auszug entschlossen hätten — manche mochten die bereits geleisteten Dienste, andere eigene Bedrängniß zur Entschuldigung anführen, noch andere sich loskaufen —, doch war es immerhin eine namhafte Anzahl von Fürsten und Herren, die sich zur Fahrt nach Lombardien anschickten; vornehmlich zeigten sich auch diesmal die Bischöfe opferbereit. Allen voran Philipp von Köln. „Wenn wir ernstlich erwägen", sagt er in einer damals ausgestellten Urkunde, „wie rühmlich und mit welcher Treue sich unsere Väter um die Erhöhung der Majestät des römischen Reichs bemüht haben, so müssen wir ihre Tugenden uns zum Vorbild nehmen und weder Kosten noch Anstrengungen scheuen, bis die kaiserliche Macht in ihrer vollen Kraft den Trotz der Rebellen beugt und sich dienstbar macht." Seinen Worten entsprach die That. Er verpfändete, wie wir wissen, sogar zwei seinem Bisthum gehörige

Höfe um 400 Mark dem Grafen Engelbert von Berg, um das Geld zum Dienste des Reichs zu verwenden.

Unfraglich war es auch besonders Philipps Verdienst, wenn sich eine größere Zahl rheinischer und westfälischer Prälaten und Großen zum Auszuge entschlossen, wie die Bischöfe von Münster und Osnabrück, der Abt von Werden, der Graf Florentius von Holland und sein Bruder Otto, der Graf Simon der Jüngere von Saarbrücken, Konrad von Bocksberg und Andere. Auch der Graf Philipp von Flandern, der Verwandte der Kaiserin, ein glänzender und thatendurstiger Fürst, der kurz zuvor eine Kreuzfahrt nach Jerusalem geplant hatte, aber von König Heinrich daran verhindert war, entschloß sich dem Erzbischof nach Italien zu folgen. Gegen Ende des Aprils brachen die Heeresschaaren, welche sich dem Kölner angeschlossen hatten, auf und waren am 12. Mai in der Nähe des Klosters Weingarten, wo sie übel hausten und einen gewaltigen Schrecken verbreiteten. Sie zogen dann das Rheinthal hinauf gegen Dissentis, überstiegen die Alpen und gelangten unbehindert bis Bellinzona. Auch Herzog Berthold von Zähringen, die Bischöfe von Verden, Hildesheim und Würzburg, der Erwählte Konrad von Worms und der Abt Konrad von Murbach betheiligten sich an der Heerfahrt; sie scheinen mit ihren Gefolgen sich den unter dem Befehl des Erzbischofs von Köln ausziehenden Schaaren auf dem Wege angeschlossen zu haben.

Wie Erzbischof Philipp in den rheinischen Gegenden, war Erzbischof Wichmann von Magdeburg besonders im östlichen Sachsen und Thüringen für die Rüstungen thätig. Etwa um dieselbe Zeit, wie Philipp von Köln, brach er von Magdeburg auf. Bischof Sifried von Brandenburg, Markgraf Dietrich von der Lausitz und Andere schlossen sich ihm an. Auch Landgraf Ludwig eilte jetzt seinem kaiserlichen Oheim zur Hülfe. Diese sächsischen und thüringischen Schaaren scheinen erst in Como, wohin Philipps Heer von Bellinzona gezogen war, sich mit diesem vereinigt zu haben.

Die Lombarden waren von dem Anrücken der Deutschen, bis sie bei Bellinzona sich zeigten, auffallender Weise ohne alle Kunde geblieben. Als der Kaiser, der sich zu Pavia aufhielt, die Nachricht erhielt, daß das ersehnte Hülfsheer sich bei Como sammele, eilte er selbst mit einem kleinen Gefolge deutscher Ritter dorthin und begrüßte freudig die Landsleute, die seinem Rufe Folge geleistet hatten. Es

waren etwa 2000 Mann, darunter gegen 1000 Ritter; der Kaiser mochte auf eine ausgiebigere Unterstützung gerechnet haben, aber immerhin war sie ihm hoch willkommen. Sofort bot er dann die gesammten Streitkräfte von Como auf, und mit ihnen und dem Hülfsheere bezog er ein Lager bei Cairate an der Olona, einige Meilen südwestlich von Como, schon auf mailändischem Gebiet. Seine Absicht war in der Richtung auf Mailand selbst vorzudringen, während ein anderes Heer von Pavia aus, wie verabredet war, gleichfalls gegen Mailand vorrücken und ihm entgegenkommen sollte.

Der Kaiser glaubte, daß die Mailänder völlig unvorbereitet auf einen Angriff seien. Aber diese hatten inzwischen die eilige Hülfe der Bundesgenossen in Anspruch genommen, und diese wurde ihnen bereitwillig gewährt. Indessen waren noch nicht alle Streitkräfte, auf die man in Mailand rechnete, eingetroffen, als angesichts der drohenden Gefahr das mailändische Heer mit dem Carroccio aus der Stadt ausrückte; es schlossen sich ihm funfzig Ritter aus Lodi, ungefähr 300 Ritter von Novara und Vercelli, 200 Ritter von Piacenza und die gesammten Ritterschaften von Brescia, Verona und der veronesischen Mark an. Zum Schutze der Stadt ließ man das Fußvolk von Brescia und Verona in derselben zurück, ein anderer Theil des Fußvolks der verbündeten Städte blieb in der Umgebung oder war noch auf dem Marsche begriffen.

In der Frühe des 29. Mai stand das lombardische Heer bei Legnano an der Olona, nicht ganz drei deutsche Meilen von Mailand, während der Kaiser noch nördlich bei Cairate lagerte, nur etwa eine Meile vom Feinde entfernt. In den ersten Morgenstunden rückten die Lombarden bis zu einem Platze zwischen Borsano und Busto Arsizio vor, machten hier Halt — es war erst gegen 9 Uhr — und sandten sogleich 700 Ritter aus, um zu erkunden, wie nahe der Feind sei. Nach einem Ritte von kaum einer halben Meile stießen diese Kundschafter auf 300 deutsche Ritter, denen der Kaiser mit seinem ganzen Heere auf dem Fuße folgte. Denn sobald er von dem Anrücken der Lombarden erfuhr, hatte er beschlossen sie unverzüglich aufzusuchen und anzugreifen.

Friedrich scheint die Stärke des gegen ihn anrückenden Heeres sehr unterschätzt zu haben; denn es ist sonst schwer erklärlich, daß er nicht nach Como, wohin ihm der Weg offen stand, zurückging und weitere Verstärkungen, namentlich durch die Ritterschaft des Markgrafen von

Montferrat, an sich zog. Als er aber dann sich dem an Zahl überlegenen Feinde gegenübersah, hielt er es für unrühmlich dem Kampfe auszuweichen; er glaubte auch jetzt noch, im Vertrauen auf die deutsche Tapferkeit, daß er den Italienern den Sieg werde abgewinnen können. Die lombardischen Kundschafter und die deutschen Ritter waren, sobald sie einander ansichtig geworden waren, in ein Handgemenge gerathen, und an dem Kampfe hatten sich auch die nachrückenden Ritterschaaren des Kaisers sofort betheiligt. Die lombardischen Ritter konnten sich in dem ungleichen Kampfe nicht lange behaupten; sie wandten den Rücken und suchten zu ihrem Heere und dem Carroccio zurückzugelangen. Aber der Kaiser mit seinen Rittern stürmte ihnen nach; in kurzer Zeit befand er sich vor dem mailändischen Heere, welches kampfbereit vor dem Carroccio aufgestellt war.

In mehreren Reihen stand hier zunächst die Reiterei von Brescia, Verona und anderen Bundesstädten mit einem Theil der Mailänder Ritter dem Kaiser gegenüber. Ohne Halt zu machen griff er sogleich diese Reihen an, und dem wuchtigen Anprall der deutschen Ritter hielten die Lombarden nicht Stand. Ihre Reihen wurden zerrissen; bald jagten in wilder Flucht die Ritter von Brescia, Verona und anderen Bundesstädten davon. Der Kaiser konnte bis zu dem Carroccio selbst vordringen, aber hier gewann der bis dahin für ihn so glückliche Kampf eine unheilvolle Wendung.

Unmittelbar um das Carroccio war der kräftigste Theil der Mailänder Ritterschaft und besonders das Mailänder Fußvolk geschaart; alle voll Ingrimm gegen den Kaiser, der einst ihre Stadt vom Erdboden vertilgt hatte, und im Gefühl, daß ihre Niederlage sie noch einmal dem früheren Elende preisgeben würde. Alle waren entschlossen das Carroccio, so lange noch ein Athemzug in ihnen wäre, zu vertheidigen und dem gefürchteten Feinde keinen Fuß breit zu weichen. Trotz der Flucht der Ihrigen griffen sie, als sie den deutschen Rittern sich gegenüber sahen, nachdem sie sich dem Schutze Gottes, des heiligen Petrus und des heiligen Ambrosius empfohlen, todesmuthig die Kaiserlichen an, und der Kaiser sah bald, daß gerade in dem Fußvolk, welches er gering geachtet hatte, die größte Gefahr für seine Ritter bestand. Von den Schilden gedeckt, ging das Fußvolk mit weit vorgestreckten Lanzen gegen die deutsche Ritterschaft vor und verwickelte diese in einen völlig ungewohnten Kampf. Die Streitrosse sanken, von den

Speeren durchbohrt, und auch Manche der Ritter selbst erhielten tödtliche Wunden. Gleich beim ersten Angriff stürzte der Bannerträger des Kaisers, von einer Lanze getroffen, zur Erde und wurde von den Hufen der Rosse zermalmt. Das Verschwinden des kaiserlichen Feldzeichens machte auf die Deutschen den übelsten Eindruck; ihr Siegesmuth sank.

Es entspann sich nun ein verworrener, mit der ärgsten Erbitterung von beiden Seiten geführter Kampf, der mehrere Stunden unentschieden hin und her schwankte. Der Kaiser selbst stritt Allen voran, in seinen glänzenden Waffen überall sichtbar. Da wurde er durch einen heftigen Lanzenstoß aus dem Sattel geworfen; man sah ihn sinken, und sein Mißgeschick steigerte die Verwirrung der Seinen auf das Höchste. Der Kaiser erkannte, daß er nur zu seinem Verderben den Kampf weiter fortsetzen konnte, und gab das Zeichen zum Rückzug; er selbst war unter den Letzten, welche den Schlachtplatz verließen. Erst gegen Sonnenuntergang verhallte das Waffengetöse; ein heißer Tag ging zu Ende.

Der Rückzug der Deutschen war ordnungslos; in wilder Flucht dachte jeder nur daran das Leben zu retten. Die Meisten suchten an den Ticino zu gelangen, um sich dann jenseits desselben zu bergen. Die Nacht kam den Flüchtlingen zur Hülfe, und Vielen gelang es den verfolgenden Mailändern zu entrinnen. Aber Andere sanken noch auf der Flucht unter den feindlichen Schwertern, wie vorher ihre Brüder im Kampfe.

Das Lager des Kaisers fiel gleich nach der Schlacht in die Hände der Mailänder*). Sie waren stolz darin Schild und Lanze, Fahne und Kreuz, welche zum kaiserlichen Hausgeräth gehörten, zu erbeuten; außerdem fanden sie unter dem zurückgelassenen Gepäck viel Gold und Silber nebst kostbarem Schmuck; Rosse und Waffen, welche die deutschen Ritter im Lager geborgen glaubten, kamen jetzt dem Feinde zu gut. Die reiche Beute sahen die Mailänder nicht als Eigenthum ihrer Stadt allein, sondern auch des Bundes und des Papstes an.

---

*) Wie es scheint, fand bei dem Lager kein Kampf mehr statt; es war wohl nur unzureichend für den Schutz desselben gesorgt. Den Rittern muß die Rückkehr zum Lager durch die Wendungen der Schlacht abgesperrt gewesen sein.

Eine große Zahl von Gefangenen war theils in der Schlacht, theils auf der Verfolgung der Flüchtlinge, theils bei der Besitznahme des Lagers gemacht worden. Unter ihnen werden Berthold von Zähringen, ein Bruder des Erzbischofs Philipp von Köln und ein Verwandter der Kaiserin, ohne Zweifel der Graf von Flandern, besonders genannt. Am schlimmsten erging es den Comasken, obwohl sie am Kampfe selbst keinen hervorragenden Antheil genommen hatten; Manche von ihnen waren getödtet und fast die ganze andere Mannschaft gerieth in Gefangenschaft. Alle Gefangenen wurden nach Mailand gebracht, wo man die Deutschen bald gegen Lösegeld freigegeben zu haben scheint; die Comasken mußten länger im Kerker schmachten, bis ihre Stadt endlich durch große Opfer ihre Befreiung erkaufte.

Vom Dunkel begünstigt, war der Kaiser unbemerkt dem Feinde entkommen und hatte endlich einen Versteck gefunden, der ihm Sicherheit bot. Hier hielt er sich einige Tage verborgen, bis er keine Nachstellungen mehr zu besorgen hatte. Niemand wußte von seinem Schicksal, und die Seinigen waren in großer Besorgniß um sein Leben. Vor Allen war die Kaiserin, die in Pavia zurückgeblieben war, schwer bedrückt und legte Trauerkleider an. Da erschien er unerwartet nur mit einem geringen Gefolge wieder in Pavia und wurde hier mit hellem Jubel begrüßt. Nach und nach sammelten sich hier auch die anderen Herren, welche dem Verderben entgangen waren. Es zeigte sich, daß der Verlust weit geringer war, als man erwartet hatte. Von den deutschen Fürsten, die am Kampfe sich betheiligt hatten, wurden nur die vorhin erwähnten Gefangenen vermißt; von den Rittern waren Manche gefallen, Andere in die Hand der Feinde gerathen, aber auch von ihnen war die Mehrzahl entronnen. Die auf dem Schlachtfelde gebliebenen Leute waren meist nur von geringer Bedeutung. Der Kaiser war bald in Pavia wieder von einer stattlichen Anzahl deutscher und italienischer Großen umgeben.

Ohne Frage hatte der Kaiser eine sehr empfindliche Niederlage erlitten, die seine Lage in der Lombardei erschwerte. Aber daran fehlte doch viel, daß sie eine verzweifelte gewesen wäre. Abgesehen davon, daß er auf eine Unterstützung Comos nicht mehr zu rechnen hatte, blieben Alle in Italien, die bisher zu ihm gehalten hatten, fest auf seiner Seite, und von dem neuen Zuzug aus Deutschland war ein nicht geringer Theil doch noch nach Pavia gelangt. Trotzdem hielt der Kaiser

jetzt so wenig, wie früher, seine Macht für ausreichend, um den Lombardenbund niederzuwerfen, und auf neue Verstärkungen war in absehbarer Zeit nicht zu rechnen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn er von Neuem seine Gedanken darauf richtete, wie er zu einem annehmbaren Frieden mit den Lombarden gelangen könne; zunächst blieb er in Pavia, um diese Stadt gegen einen Angriff der Lombarden zu sichern.

Auffällig ist, daß die Lombarden ihren Sieg nicht sogleich im rechten Augenblick auszunutzen suchten. Es wird dies wohl nur daraus erklärlich, daß sie unter einander auch jetzt nicht einig waren. Cremona, dessen Verhältniß zum Kaiser bereits mehr als bedenklich war, hatte Mailand gar keinen Beistand geleistet, und andere Städte hatten sich mindestens säumig erwiesen. Dazu kam, daß die bundestreuen Städte, welche Mailand zur Hülfe geeilt waren, in der Schlacht schwere Verluste erlitten hatten und zur Fortsetzung des Kampfes nicht gerüstet waren.

Bei dieser Sachlage schien es den Consuln von Cremona nicht aussichtslos einen erneuten Versuch zur Herstellung des Friedens zu machen. Sie legten dem Kaiser im Entwurf eine Friedensurkunde vor, welche sich im Ganzen an ihren früheren Schiedsspruch anschloß, ja größtentheils den Wortlaut desselben wiederholte. Die Aenderungen bestanden hauptsächlich darin, daß die Lombarden zu dem Fodrum nur bei der Fahrt zur Kaiserkrönung verpflichtet sein, die Appellation an den Kaiser gegen Entscheidungen der Consuln in Fortfall kommen, Criminalklagen in Zukunft nur noch vor die Consuln gebracht werden sollten, daß ferner nicht nur Cremona, sondern auch Piacenza die Wahrung bestimmter Rechte ausdrücklich ausbedungen und die Erhaltung Alessandrias als Stadt gefordert wurde. In Bezug auf die kirchlichen Verhältnisse war an den Bestimmungen des Schiedsspruchs Nichts geändert worden.

Dieser Friedensentwurf wurde dem Kaiser von den Consuln von Cremona, die in Begleitung vieler Ritter und Bürger vor ihm erschienen waren, persönlich überbracht und ihm die Herstellung des Friedens beweglich an das Herz gelegt. Er zeigte sich ihren Vorstellungen geneigt, indem er seine friedfertige Gesinnung scharf betonte. Er erklärte, daß er auf den Rath der Fürsten bereit sei den einst von Vielen beschworenen Vertrag von Montebello noch jetzt anzuerkennen,

überdies Alles, was später zu Lodi, Morimondo, Graffignana, Siziano, Novara oder an anderen Orten zwischen seinen Gesandten und den Lombarden vereinbart sei, zu genehmigen, endlich den ihm von den Cremonesen übergebenen Friedensentwurf, obwohl er in manchen Punkten ihm sehr beschwerlich schiene, auf den Rath seiner Fürsten und der ihm getreuen Italiener an seiner Seite wegen der Verdienste und Bitten der Cremonesen anzunehmen und die in demselben enthaltenen Bestimmungen zu halten. Er machte zugleich den Consuln und den Bürgern aller Bundesstädte von seinem Entschlusse Mittheilung.

Wahrscheinlich steht im Zusammenhange mit diesen Friedensbestrebungen Cremonas ein großer Gnadenbrief, welchen der Kaiser der Stadt am 29. Juli zu Pavia ertheilte. Er bestätigte ihr in demselben alle ihre alten Rechte und Besitzungen in weitestem Umfang; im Besonderen überließ er ihr Alles, was in Crema und im Lande zwischen Adda und Oglio dem Reiche gehört hatte, und verbot hier den Bau von Burgen oder anderen Befestigungen. Aus der Urkunde geht deutlich das nahe Verhältniß hervor, in welchem Cremona schon damals zum Kaiser stand, aber es ist nicht minder gewiß, daß die Stadt doch noch nicht aus dem Lombardenbunde ausgetreten war, sondern immer noch ihre frühere Stellung in demselben beanspruchte.

Die Lombarden nahmen, wie zu erwarten stand, die Friedensvorschläge Cremonas nicht an, vielmehr begannen sie sich zu neuen Kämpfen zu rüsten; vor Allen gelüstete es Mailand nach neuen kriegerischen Ehren. Man stand noch völlig unter den Eindrücken der Schlacht bei Legnano. Wie sie die Hoffnungen des Kaisers herabgestimmt, so hatte sie die der Lombarden belebt. Der Siegespreis gebührte unbestritten Mailand, welches nach so vielem Mißgeschick nun seine hervorragende Stellung in der Lombardei wieder gewann. Aber indem Mailand stieg, wurde Cremona zurückgedrängt, und es war keine Frage mehr, daß über kurz oder lang gerade diese Stadt, welche die Führung des Bundes bis dahin gehabt hatte, auf des Kaisers Seite übertreten werde. Ein tiefer Riß machte sich so in den Bundesangelegenheiten fühlbar; er drohte sich zu erweitern und Gefahr über Gefahr herbeizuführen.

War Mailands Stellung durch sein Waffenglück mächtig gestiegen, so hat doch der Tag von Legnano den Lombardenbund eher gelockert als befestigt. Mit berechtigtem Mißtrauen sahen die Bundesgenossen,

wie sich Cremona um die Gunst des Kaisers bemühte, und ihre Besorgniß wuchs, als lautbar wurde, daß der Kaiser mit Papst Alexander in neue Verhandlungen getreten sei und die Beendigung des Kirchenstreites in Aussicht nehme.

13.

Der Vertrag von Anagni.

Die Würzburger Beschlüsse, obwohl mit tausend Eiden beschworen und mit rücksichtsloser Härte Anfangs durchgeführt, hatten doch allmählich mehr und mehr ihre Bedeutung verloren. Schon seit geraumer Zeit dachte wohl Niemand daran, daß sie noch nach ihrem Wortlaut durchführbar seien. Der Kaiser selbst hatte wiederholt die Hand zu Verhandlungen geboten, welche doch nur auf die Beseitigung jener Beschlüsse abzielen konnten. Schon in Deutschland hatte er in der Salzburger Sache sich zu weitgehenden Concessionen an die Alexandriner verstanden, noch weniger hatte er sie dann in der Lombardei verweigert. Mochte er, als er abermals in Italien eindrang, noch den Glauben hegen, daß es ihm durch glückliche Waffenerfolge und die Niederwerfung der rebellischen Städte glücken werde den Starrsinn Alexanders zu beugen und ihn zu einem dem Reiche günstigen Abkommen zu zwingen, so hatte er doch nach dem Scheitern des Friedens von Montebello sich sogar herbeigelassen die Hülfe Alexanders in Anspruch zu nehmen, um eine Verständigung mit den Lombarden zu erreichen. Auch damit hatte er nichts gewonnen, und das Ende des Kirchenstreites schien sogar wieder in unabsehbare Ferne gerückt. Der Lombardenbund und Alexander blieben in engstem Zusammenschluß, und die Schlacht bei Legnano wurde wie in Italien, so auch in Deutschland nicht nur als ein Sieg der Lombarden, sondern auch als ein Sieg Alexanders und der kirchlichen Sache angesehen. Eine günstigere Wendung der Dinge ließ sich kaum anders erwarten, als wenn es gelang das Interesse des Papstes von dem der Lombarden zu trennen.

So reifte im Kaiser der Gedanke, die im vorigen Jahre abgebrochenen Verhandlungen mit der Curie wieder aufzunehmen. Freilich ließ sich ein befriedigendes Ergebniß nur dann hoffen, wenn er sich entschloß rückhaltslos Alexander als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen; denn schließlich waren bisher alle Verhandlungen daran gescheitert, daß er diesen Schritt scheute, der mit seinem in Würzburg geleisteten Eide im grellsten Widerspruch stand. Es konnte aber auf ihn nicht ohne Eindruck bleiben, daß unter den deutschen Bischöfen an seiner Seite die Meinung immer lauter wurde, daß die Herstellung des Kirchenfriedens trotz aller Schwierigkeiten und Bedenken nothwendig sei. So rieth ihm zur Nachgiebigkeit Erzbischof Wichmann von Magdeburg, der wohl nie ein entschiedener Anhänger des Schismas gewesen war; so Bischof Konrad von Worms, der schon vor fünf Jahren gewählt, aber sich aus kirchlichen Bedenken immer noch der Weihe entzogen hatte, ein Mann, der großes Vertrauen beim Kaiser genoß und den er vor nicht langer Zeit mit einer Gesandtschaft nach Constantinopel betraut hatte. Auch Christian von Mainz wird sich derselben Ansicht zugeneigt haben. Damals stand Christian mit einem Heere in den südlichsten Theilen der Mark von Ancona — sei es um einen neuen Angriff des Siciliers von dieser Seite oder einer griechischen Invasion vorzubeugen. Da die Einwohner von Fermo reichsfeindliche Gesinnungen hegten, griff der Erzbischof ihre Stadt an, eroberte und zerstörte sie am 21. September 1176. Niemand konnte an seiner Treue und Ergebenheit zweifeln, dennoch glaubte man, und schwerlich mit Unrecht, daß er den Kampf gegen Alexander schon mit schwerem Herzen fortführe.

Noch von anderer Seite wurde dem Kaiser die Herstellung des Kirchenfriedens an das Herz gelegt. Wieder erschien an seinem Hofe jener ihm vertraute Laienbruder der Karthause von Silve bénite, der schon 1168 in den Tagen höchster Bedrängniß ihn mit Alexander zu versöhnen gesucht hatte*). Bruder Theoderich rieth dringend zum Frieden und durch seinen Mund auch Hugo, der Abt des jener Karthause nahe gelegenen Cistercienserklosters Bonnesvaux**). Der Kaiser erwog ihre Rathschläge mit seinen Vertrauten, und Theoderich konnte beruhigende Erklärungen dem Abte zurückbringen. Bald darauf

*) Vergl. S. 595.

**) Unfern von Vienne, wie Silve bénite auf burgundischem Boden.

erhielt Abt Hugo den Auftrag, sich zum 29. September selbst beim Kaiser einzustellen; dieser schrieb ihm, daß von den beiden kirchlichen Parteien ununterbrochen über einen Ausgleich verhandelt werde, ein endgültiger Friede in naher Aussicht stehe und er besonders deshalb die Anwesenheit des Abtes wünsche. Eine ähnliche Einladung wird damals an Bruder Theoderich und an jenen Pontius, der schon früher als Abt von Clairvaux sich um die Beseitigung des Schismas bemüht hatte*) und inzwischen zum Bischof von Clermont erhoben war, ergangen sein. Wir finden diese Klosterbrüder später am Hofe des Kaisers; wir wissen nicht, wann sie dort eingetroffen sind, aber Friedrich selbst hat bezeugt, daß sie einen hervorragenden Antheil an der Herstellung des Kirchenfriedens gehabt haben, und es scheint, als ob sie bei allen den folgenden Verhandlungen mit der Curie nicht unbetheiligt gewesen seien.

Nichts zeigte deutlicher, daß der Kaiser zu einem Einlenken in seiner kirchlichen Politik bereit war, als daß er die noch in der Heimat verbliebenen deutschen Bischöfe und Prälaten entbot sich an seinem Hofe im November einzustellen; er stellte ihnen dabei ein Concil in Aussicht, durch welches das Schisma beseitigt werden sollte. Wie er einst im Anfange der Kirchenspaltung seine Maßregeln durch Concilbeschlüsse hatte sanctioniren lassen, so schien auch das Ende derselben einer solchen Sanction zu bedürfen; was eine Synode zu Pavia vor sechzehn Jahren beschlossen hatte, schien eine neue Synode daselbst jetzt beseitigen zu können. In der That machten sich bald einige deutsche Kirchenfürsten auf, um zu dem Concil zu erscheinen. Indessen war, noch ehe sie in der Lombardei eintrafen, der Kaiser selbst in Verbindung mit Papst Alexander getreten. Er hatte Wichmann von Magdeburg und Konrad von Worms mit den ausgedehntesten Vollmachten — er soll sich eidlich zur Anerkennung ihrer Maßnahmen im Voraus verpflichtet haben — nach Anagni gesendet, wo der Papst damals residirte. Ihnen hatte sich Wortwin, der Protonotar des Kaisers, angeschlossen, und zu ihnen stieß auf der Reise auch Erzbischof Christian, der sein Heer in der Mark entlassen hatte und dessen Theilnahme an den bevorstehenden Verhandlungen der Papst selbst gewünscht haben soll.

*) Vergl. S. 629. 635. 645. 646. 669.

Alexander hatte bis dahin fest zu den Lombarden gehalten. Erst vor Kurzem hatte er die Cardinäle Hildebrand und Ardicio nach der Lombardei gesendet und sie beauftragt die Erzbischöfe von Mailand, Ravenna und Aquileja zu berufen, um über die Comasken wegen ihres Abfalls vom Bunde den Bann zu verhängen*). Dennoch waren die Gesandten des Kaisers eines freundlichen Empfanges, wie es scheint, im Voraus versichert. Als sie nach Tivoli kamen, ließen sie dem Papste ihre Ankunft und den Zweck ihrer Reise melden, und sofort wurden ihnen zwei Cardinäle und einige Große der Campagna entgegengeschickt, um sie nach Anagni zu geleiten. Am 21. Oktober trafen sie dort ein.

Am folgenden Tage empfing der Papst, umgeben von den Cardinälen und einer großen Menge von Klerikern und Laien, im Dome die kaiserlichen Gesandten. Sie nahten sich ihm mit der größten Ehrerbietung und ihr Sprecher erklärte, daß der Kaiser, von ganzem Herzen einen vollständigen Frieden mit der Kirche ersehnend, sie mit allen Vollmachten zum Abschluß desselben versehen habe; dringend wünsche er, daß die im vorigen Jahre mit den Cardinälen gepflogenen, aber damals abgebrochenen Verhandlungen jetzt zum Abschluß gebracht würden, damit die leidigen Wirren endlich beseitigt und durch die beiden Häupter der Welt der ersehnte Friede allen Kirchen und allen Christen zurückgegeben werde. Der Papst antwortete: er sei durch die Ankunft der Gesandten hoch erfreut; denn nichts sei ihm erwünschter, als wenn der Kaiser, der mächtigste Fürst der Welt, ihm und der Kirche vollen Frieden gewähren wolle; sei dies aber seine Absicht, so müsse er den Frieden auch auf die treuen Bundesgenossen der Kirche ausdehnen, namentlich auf den König von Sicilien, die Lombarden und den Kaiser von Constantinopel.

Die Gesandten nahmen Anstand auf weitere Erörterungen in der großen Versammlung einzugehen, erklärten vielmehr, daß sie nur mit dem Papste und den Cardinälen zu verhandeln beauftragt seien; denn auf beiden Seiten fehle es nicht an Personen, die den Frieden hindern wollten. Hierauf zog sich der Papst mit den Cardinälen und den Gesandten in die Sakristei zurück, wo unverzüglich in die Verhandlungen

*) Es geschah dies nach Analogie der Strafen, welche Alexander 1170 wegen Bundesbruchs bestimmt hatte. Vergl. S. 650. 651.

eingetreten wurde. Aber es zeigten sich bei diesen alsbald bedenkliche Schwierigkeiten, da mächtige Herren tief in das Schisma verwickelt und überdies weitgreifende Streitpunkte zwischen Kirche und Reich zu entscheiden waren. Es wurden deshalb einige Cardinäle ausersehen, welche mit den kaiserlichen Gesandten einen Friedensentwurf vereinbaren sollten. Die Berathungen über denselben fanden im Geheimen statt und dehnten sich über zwei Wochen aus. Man zog die kanonischen Bestimmungen, die Privilegien der Kaiser und anderes Material zu Rath und disputirte darüber in der eingehendsten Weise. Endlich gelangte man zu voller Einigung und stellte die vereinbarten Punkte in einem Schriftstück zusammen, welches dann auch die Billigung des Papstes und aller Cardinäle fand.

Das wichtige Schriftstück, auf welchem der ganze weitere Gang der Verhandlungen beruhte, ist erst in neuester Zeit bekannt geworden. Es wird nothwendig sein, im Folgenden seinen ganzen Wortlaut wiederzugeben:

1. Der Herr Kaiser, die Frau Kaiserin und der Herr König Heinrich werden der römischen Kirche das, was das Erste und Hauptsächlichste ist, gewähren, daß sie nämlich den Herrn Papst Alexander als katholischen und allgemeinen Papst anerkennen und ihm die gebührende Ehrfurcht erweisen, wie ihre katholischen Vorgänger sie seinen katholischen Vorgängern erwiesen haben.

2. Der Herr Kaiser wird wahren Frieden sowohl dem Herrn Papst Alexander wie allen seinen Nachfolgern und der ganzen römischen Kirche gewähren.

3. Alle Regalien und andere Besitzungen des heiligen Petrus, welche er selbst oder die Seinen oder Andere, von ihm begünstigt, an sich gebracht und welche die römische Kirche seit der Zeit des Innocenz gehabt hat, wird er dem Herrn Papst Alexander und der römischen Kirche zurückgeben und ihr zur Bewahrung des Besitzes hülfreich sein.

4. Den Besitz der römischen Präfectur wird der Herr Kaiser freiwillig und vollständig dem Herrn Papst Alexander und der römischen Kirche zurückgeben. Wenn aber nach vollständiger Zurückgabe der Herr Kaiser irgend ein Recht daran vom Herrn Papst und der römischen Kirche beanspruchen will, so werden auf seine Forderung der Herr Papst und die römische Kirche bereitwillig ihm zu Recht stehen.

5. Desgleichen wird der Herr Kaiser alle Vasallen der Kirche, welche er auf Veranlassung des Schismas ihr entzogen und seinerseits belehnt hat, entlassen und dem Herrn Papst und der römischen Kirche zurückgeben.

6. Auch den Besitz des Landes der Gräfin Mathilde, wie ihn die römische Kirche zur Zeit Kaiser Lothars und des Herrn König Konrads und noch zur Zeit des Herrn Kaiser Friedrichs selbst gehabt hat, wird er dem Herrn Papst Alexander und der römischen Kirche zurückgeben, wie es auch unter den Friedensvermittlern besprochen ist.

7. Ueberdies werden der Herr Papst und der Herr Kaiser zur Erhaltung der Ehren und Rechte der Kirche und des Reichs einer den andern unterstützen, der Herr Papst als gütiger Vater seinen ergebenen und theuersten Sohn, den allerchristlichsten Kaiser, der Herr Kaiser als ergebener Sohn und allerchristlichster Kaiser seinen geliebten und verehrten Vater, den Vicarius des heiligen Petrus.

8. Alles, was zu Zeiten des Schismas oder auf Veranlassung desselben oder ohne richterliche Entscheidung den Kirchen von dem Herrn Kaiser oder den Seinen genommen ist, wird ihnen zurückgegeben werden.

9. Der Herr Kaiser wird mit den Lombarden wahren Frieden schließen auf Grund von Verhandlungen durch Vermittler, welche der Herr Papst, der Herr Kaiser und die Lombarden zu dem Ende aufstellen werden. Wenn über den Frieden zwischen dem Herrn Papst und dem Herrn Kaiser genügende Uebereinkunft erreicht, dagegen bei den Verhandlungen über den Frieden zwischen dem Herrn Kaiser und den Lombarden eine Schwierigkeit auftauchen sollte, die von den Vermittlern nicht zu beseitigen ist, soll es bei der Entscheidung der Majorität der von dem Herrn Papste und dem Herrn Kaiser aufgestellten Vermittler verbleiben. Die Zahl der Vermittler soll gleich sein.

10. Der Herr Kaiser wird dem König von Sicilien, dem Kaiser von Constantinopel und Allen, welche die römische Kirche unterstützt haben, wahren Frieden gewähren und ihnen weder in Person noch durch die Seinen für die der römischen Kirche geleisteten Dienste Uebles zufügen.

11. Ueber die Streitigkeiten, welche vor der Zeit des Herrn Papstes Hadrian zwischen der Kirche und dem Kaiser, wie zwischen dem Herrn Kaiser und dem Könige von Sicilien schwebten, werden

Vermittler von dem Herrn Papst und dem Herrn Kaiser bestellt und die Streitigkeiten durch Urtheilsspruch oder Vereinbarung dieser Vermittler beendigt werden. Während der Friedensverhandlungen werden die Kämpfe und Feindseligkeiten ruhen. Wenn die Vermittler nicht einig werden sollten, werden durch Entscheidung des Herrn Papstes und des Herrn Kaisers oder der Männer, die sie damit betrauen sollten, diese Streitigkeiten entschieden werden. Inzwischen werden in gleicher Weise von beiden Seiten die Feindseligkeiten ruhen.

12. Dem sogenannten Kanzler Christian wird das Erzbisthum Mainz und Philipp das Erzbisthum Köln zugestanden und beide Bisthümer ihnen mit der ganzen Fülle der erzbischöflichen Würden und Rechte bestätigt werden. Das erste Erzbisthum, welches im deutschen Reiche erledigt werden sollte, wird dem Herrn Konrad*) durch die Autorität des Herrn Papstes und mit Unterstützung des Herrn Kaisers überwiesen werden, wenn nämlich dasselbe ihm angemessen erscheint. Inzwischen wird durch den Herrn Papst und den Herrn Kaiser ehrenvolle Fürsorge für ihn getroffen werden.

13. Dem sogenannten Calixt wird eine Abtei gegeben werden. Seine sogenannten Cardinäle werden in die Stellen, die sie vor dem Schisma inne hatten, wenn sie nicht freiwillig oder nach richterlichem Spruch dieselben vorher aufgegeben haben, zurückkehren; auch sollen sie bei den Aemtern belassen werden, welche sie vor dem Schisma erlangt haben.

14. Der sogenannte Bischof Gero von Halberstadt wird unbedingt abgesetzt und der wahre Bischof von Halberstadt Udalrich hergestellt werden. Die Veräußerungen und Verleihungen Geros, wie in gleicher Weise die aller Eindringlinge, werden durch die Autorität des Herrn Papstes und des Herrn Kaisers cassirt und das den Kirchen Entfremdete ihnen zurückgegeben werden.

15. Die Wahl des Bischofs von Brandenburg**) zum Erzbischof von Bremen wird untersucht und, wenn sie kanonisch erfolgt ist, der Bischof an diese Kirche versetzt werden. Alles, was von Balduin, der jetzt an der Spitze der Bremer Kirche steht, veräußert oder zu Lehen

*) Der Cardinal Konrad von Wittelsbach ist gemeint.
**) Vergl. oben S. 630. 636.

ausgethan ist, wird dieser Kirche, wie es kanonisch und gerecht, zurückgegeben werden.

16. Ebenso wird der Salzburger Kirche Alles, was zur Zeit des Schismas ihr entzogen ist, zurückgegeben werden.

17. Alle Kleriker in Italien oder in anderen Ländern außerhalb des deutschen Reichs werden der Bestimmung und Entscheidung des Herrn Papstes Alexander, seiner Nachfolger und der römischen Kirche überlassen werden. Wenn aber der Herr Kaiser für die Belassung Einiger in Aemtern, welche sie kanonisch erlangt haben, Fürbitte einlegen will, so wird er für zehn oder zwölf auf sein Andringen Gehör finden.

18. Auch wird Garsidonius von Mantua*) in sein früheres Bisthum wieder eingesetzt werden, doch unter der Bedingung, daß der jetzige Bischof von Mantua durch die Autorität des Herrn Papstes und mit Unterstützung des Herrn Kaisers an das Bisthum von Trient versetzt wird, wenn nicht etwa zwischen dem Herrn Papst und dem Herrn Kaiser eine Vereinbarung getroffen wird, wonach für ihn durch ein anderes Bisthum gesorgt wird.

19. Der Erzpriester von Sacco**) wird in sein früheres Erzpriesterthum und die anderen Beneficien, welche er vor dem Schisma hatte, vollständig wieder eingesetzt werden.

20. Auch werden Alle im deutschen Reiche, die von einst Katholischen oder von solchen, die von Katholischen die Weihe empfangen haben, ordinirt worden sind, in die so empfangenen Aemter wieder eingesetzt werden.

21. Die Sache der sogenannten Bischöfe von Straßburg und Basel im deutschen Reiche, die von Guido von Crema geweiht worden sind, wird von den obengenannten Vermittlern zehn oder acht Bischöfen nach ihrer Wahl übertragen werden; diese werden eidlich versichern, daß sie nur ein solches Gutachten über jene dem römischen Papste und dem Herrn Kaiser ertheilen werden, als sie kanonisch geben zu können glauben, ohne das Seelenheil des Herrn Kaisers oder des Herrn Papstes, wie ihr eigenes zu gefährden, und der Herr Papst wird ihrem Gutachten beipflichten.

---

*) Vergl. S. 753.
**) Vergl. S. 755.

22. Der Herr Papst und alle Cardinäle, wie sie den Herrn Kaiser als römischen und katholischen Kaiser anerkennen werden, ingleichen Beatrix seine glückreiche Gemahlin als katholische und römische Kaiserin, so daß sie von dem Herrn Papst Alexander oder einem Legaten desselben die Krone empfangen kann, so werden sie auch den Herrn Heinrich, den Sohn Beider, als römischen und katholischen König anerkennen.

23. Auch werden der Herr Papst Alexander und die Cardinäle wahren Frieden gewähren dem Herrn Kaiser Friedrich, der Frau Kaiserin Beatrix, König Heinrich, dem Sohne Beider, und allen ihren Anhängern, unbeschadet jedoch dessen, was der Bestimmung und der Entscheidung des Herrn Papstes und der römischen Kirche durch das gegenwärtige Schriftstück überlassen ist, und unbeschadet jedes Rechtes der römischen Kirche gegen die unrechtmäßigen Besitzer ihrer Güter und aller der zu Gunsten des Herrn Papstes und der Kirche, wie zu Gunsten des Herrn Kaisers und des Reichs hier verzeichneten Bestimmungen.

24. Der römische Papst wird versprechen, daß er selbst und alle Cardinäle den erwähnten Frieden gewissenhaft halten werden, und wird darüber ein Privilegium mit der Unterschrift aller Cardinäle ausstellen. Auch die Cardinäle selbst werden eine Bestätigungsurkunde mit Beisetzung ihrer Siegel ausfertigen.

25. Der Herr Papst wird sofort ein Concil berufen, soweit dies in der Eile geschehen kann, und mit den Cardinälen, Bischöfen und anderen Geistlichen die Excommunication über Alle verhängen, die den Frieden zu brechen versuchen sollten; auch auf einem allgemeinen Concil wird er später dasselbe thun.

26. Mehrere vornehme Römer und Capitane der Campagna werden diesen Frieden eidlich bekräftigen.

27. Der Kaiser wird diesen Frieden durch seinen und seiner Fürsten Schwur bestätigen und diese Bestätigung durch eine Urkunde mit seiner und der Fürsten Unterschrift bekräftigen.

28. Wenn unglücklicher Weise der Herr Papst zuvor sterben sollte, so werden der Herr Kaiser und der Herr König Heinrich, sein Sohn, und die Fürsten diese Friedensvereinbarung getreulich beobachten gegen die Nachfolger des Papstes, alle Cardinäle, die gesammte römische Kirche, den König von Sicilien, die Lombarden und ihre anderen Anhänger.

Desgleichen werden, wenn unglücklicher Weise der Herr Kaiser zuvor sterben sollte, der Herr Papst, die Cardinäle und die römische Kirche den erwähnten Frieden getreulich beobachten gegen des Kaisers glückreiche Gemahlin Beatrix, seinen Sohn Heinrich und Alle, die aus dem deutschen Reiche oder sonst ihre Anhänger sind, wie es vorhin bestimmt ist.

29. Während der Dauer der Friedensverhandlungen wird der Herr Kaiser weder selbst noch durch die Seinen das Land des Herrn Papstes mit Krieg überziehen, weder das Land, welches dieser selbst in Besitz hat, noch das, was der König von Sicilien oder Andere von ihm empfangen haben.

30. Sollte, was Gott verhüten möge, ein Theil von den Friedensverhandlungen zurücktreten, so wird, nachdem der Rücktritt dem anderen Theile angezeigt ist, die erwähnte Sicherung noch auf drei Monate unverbrüchlich bestehen bleiben.

Dieses Schriftstück ist der vereinbarte Entwurf für die in Aussicht genommene Friedensurkunde, aber es sind außer diesem Entwurfe noch andere Bestimmungen in Anagni getroffen worden, wie aus einer merkwürdigen Aufzeichnung über die Verpflichtungen erhellt, welche die kaiserlichen Gesandten gegen die mit ihnen verhandelnden päpstlichen Bevollmächtigten nach dem Abschluß der Verhandlungen übernahmen.

Hiernach versprachen die kaiserlichen Gesandten zunächst, daß der Kaiser die Bestimmungen über die Anerkennung Alexanders, die Bewahrung des Friedens gegen ihn, die Zurückgabe der römischen Präfectur und des Landes der Gräfin Mathilde, über die Entschädigung des Gegenpapstes Calixtus und des Erzbischofs Konrad zur Ausführung bringen werde, doch erst dann, wie ausdrücklich bemerkt wird, wenn der Friede vollständig zum Abschluß gebracht sei. In Bezug auf die Regalien und anderen Besitzungen des heiligen Petrus, welche der Kaiser oder die Seinen oder Andere, von ihm begünstigt, an sich gebracht hatten, gelobten die Gesandten eidlich, den Kaiser selbst beschwören zu lassen, daß er Alles, was in seinem und der Seinen Besitz sich befinde, gewissenhaft zurückgeben und sich um die Zurückgabe dessen, was in anderweitigen Besitz gekommen sei, eifrig bemühen werde. Die Gesandten beschworen ferner sich zu bestreben, daß der Kaiser diesen Schwur auch, sobald der Friede mit dem Könige von Sicilien und den Lombarden nach den getroffenen oder noch zu treffenden Bestimmungen

vollständig zur Ausführung gebracht sei, einhalten werde. Auch in Bezug auf die übrigen Punkte des schriftlichen Abkommens versprachen sie sich gewissenhaft zu bemühen, daß Alles so zur Ausführung gelange, wie es festgestellt sei oder in Uebereinstimmung weiter festgestellt werden sollte. Sie gelobten ferner eidlich, daß, wenn der Kaiser vor Abschluß des Friedens sterben sollte, die Kaiserin, ihr Sohn Heinrich und die Fürsten den vereinbarten Friedensentwurf zur Ausführung bringen, beschwören und die Bestimmungen, so wie sie gemeinsam festgestellt, gegen Papst Alexander, dessen Nachfolger, die gesammten Cardinäle und die ganze römische Kirche beobachten würden.

Wenn diese Versprechungen der kaiserlichen Gesandten zur Sicherung des Friedensentwurfs dienen sollten, so zeigen die weiteren, daß sich der Papst zu Anagni dem Kaiser gegenüber bestimmt verpflichtet hatte mit den Cardinälen nach dem nördlichen Italien zu kommen, um dort für den Abschluß des Friedens thätig zu sein. Denn die Gesandten gaben dem Papste, allen Cardinälen und Klerikern für sich, ihre Diener und Alles, was sie mit sich führten, von Seiten des Kaisers und aller der Seinigen sicheres Geleit; auf der Reise nach Venedig oder Ravenna oder anderen Orten, welche sie aufsuchen wollten, sollten sie dort, wie überall, wo sie auf der Hin- und Rückreise sich aufhalten würden, unbelästigt verweilen können, gleichviel ob der Friede zu Stande käme oder vereitelt würde; sollte unglücklicher Weise das Letztere eintreten, so würden, wie sie, die Gesandten, eidlich gelobten, der Kaiser und die Seinen eine vollständige Waffenruhe von drei Monaten nach erfolgtem Bruch gegen den Papst und sein ganzes Land, ob es in seinem Besitz oder dem König von Sicilien oder Anderen verliehen sei, beobachten. Die Gesandten verpflichteten sich dabei eidlich, daß der Kaiser und die Seinen dem Papste und den Cardinälen auf der Reise keine Belästigungen und Hindernisse wissentlich bereiten würden, und der Kaiser, wofern sie ohne sein Wissen ihnen bereitet würden, Abhülfe treffen lassen werde. Die Gesandten versprachen ferner anzuordnen und vom Kaiser zu erwirken, daß ein strenges Gebot durch alle seine Lande an alle seine Beamte und Burgherren und durch die Beamten an ihre Untergebenen erginge, wonach sie bei Strafe an Leib und Gut diejenigen, die zu dem Papste oder den Seinigen gingen oder von ihnen kämen, nicht verletzen oder verletzen lassen dürften und, wenn dies ohne ihr Wissen geschehen sollte, möglichst schnell den Schaden gut machen müßten. Sie versprachen

endlich zu bewirken, daß der Kaiser in Gegenwart eines von dem Papste und den Cardinälen ihnen beigegebenen Botens oder in Gegenwart von Cardinälen, die vorausgeschickt würden, in seinem Namen beschwören lassen werde die erwähnte Sicherheit und Waffenruhe gewissenhaft zu beobachten und beobachten zu lassen.

Schließlich erklärten die kaiserlichen Gesandten noch, daß sobald der Kaiser beschworen habe, was er nach dem gemeinsamen Abkommen beschwören solle, sie von ihrem Eide entbunden seien, mit Ausnahme der Punkte, welche sie ausdrücklich für sich beschworen und namentlich des Punktes, daß sie gewissenhaft sich bemühen würden den vollen Inhalt des gemeinsamen Friedensentwurfs zur Ausführung zu bringen.

Unzweifelhaft werden von Seiten der päpstlichen Bevollmächtigten in ähnlicher Weise, wie von den kaiserlichen Gesandten, Zusicherungen gegeben sein. Dieselben sind uns nicht überliefert, aber sie werden sich darauf bezogen haben, daß der Papst dem Kaiser, dessen Gemahlin und dessen königlichem Sohne die Anerkennung ihrer Würden und vollen Frieden in Aussicht stellte und die Ausführung der vereinbarten Friedensbedingungen versprach, wofern die Verhandlungen mit Sicilien und den Lombarden zum Abschluß gelangten, daß er ferner mit den Cardinälen nach Venedig, Ravenna oder einem anderen norditalienischen Orte zu kommen sich verpflichtete, um den Abschluß des Friedens zu erleichtern.

Auch die uns erhaltenen Actenstücke genügen völlig zum Beweise, daß der Papst und der Kaiser einen bis in alle Einzelheiten eingehenden Friedensentwurf durch Bevollmächtigte bearbeiten ließen und an denselben, so lange nicht von den Bevollmächtigten oder ihren Ersatzmännern Aenderungen gemeinschaftlich vorgenommen wurden, gebunden waren. Nicht minder ist klar, daß der definitive Abschluß des Friedens von dem Ausgange der mit dem König von Sicilien und den Lombarden zu eröffnenden Friedensverhandlungen abhängig gemacht worden war, der Papst sich aber bereit erklärt hatte mit den Cardinälen nach Norditalien zu gehen, um diese Verhandlungen zu fördern. Für die Reise war ihm und seinem Gefolge die vollste Sicherheit gewährt, für den Fall des Abbruchs der Verhandlungen ihm und seinen Vasallen ein dreimonatlicher Waffenstillstand zugesichert worden.

Der Friede zwischen Kirche und Reich war in Anagni nicht geschlossen, aber es waren Abmachungen getroffen worden, denen sich

weder Kaiser noch Papst leichthin wieder entziehen konnten, wie denn auch ernstlich von beiden Seiten daran kaum noch gedacht ist. Der Kaiser hatte augenscheinlich dabei die schwersten Opfer gebracht; er mußte dabei den in Würzburg geschworenen Eid brechen, den bis dahin von ihm aufrecht erhaltenen Gegenpapst fallen lassen und den achtzehn Jahre bekämpften Alexander als rechtmäßigen Papst anerkennen; es schloß dies eine vollständige Aenderung seiner bisherigen Kirchenpolitik ein. Aber auch der Papst machte große Zugeständnisse, indem er sich entschloß eine Zahl von Kirchenfürsten, die bisher Führer im Schisma gewesen waren, in ihren Stellungen zu belassen, indem er ohne seine Bundesgenossen Abmachungen mit dem Kaiser traf, welche die ganze Weltlage verändern konnten. Die Opferwilligkeit des Kaisers begreift sich aus seinen Verhältnissen leicht; auffälliger ist das Entgegenkommen des Papstes unter ihm scheinbar günstigen Umständen, während er früher mehrfach in gefahrvollerer Lage die Friedensanerbietungen zurückgewiesen hatte. Aber alle seine Bedenken mochten gegenüber der glänzenden Aussicht schweigen, die sich ihm jetzt eröffnete, als das allgemein anerkannte Haupt der wiedergeeinten Kirche dazustehen; überdies war es nicht Geringes, daß ihm die Auslieferung des ganzen Besitzes der römischen Kirche, einschließlich des Landes der Gräfin Mathilde, zugesichert wurde, während er bis dahin nur eine dürftige Existenz, fern von seiner Hauptstadt, gefristet hatte. Kam der Friede zum Abschluß, so konnte er hoffen endlich die ganze Macht seines höchsten Priesterthums zu entfalten, in welchem er bis dahin nur Schwierigkeiten über Schwierigkeiten gefunden hatte.

Der Papst war über die Friedensvereinbarungen erfreut; er soll dem Kaiser ein Schreiben gesandt haben, in welchem er ihn als einen verirrten, aber zurückgekehrten Sohn bezeichnete. Nicht minder befriedigt war der Kaiser; er sah in den Abmachungen von Anagni trotz aller Zugeständnisse einen großen Erfolg und rühmte sich sofort öffentlich der Herstellung des Friedens mit der Kirche. In der That zeigte sich, daß der Kaiser momentan größere Vortheile aus jenen Abmachungen zog, als der Papst. Sie entsprachen den Wünschen der meisten deutschen Fürsten und sie brachten Verwirrung in den lombardischen Bund. Dagegen lockerte das einseitige Vorgehen des Papstes sein bisheriges Verhältniß zu den Lombarden und verwickelte ihn in

unerwartete Widerwärtigkeiten, die dann auch zugleich Hemmnisse für den Abschluß des Friedens wurden.

14.

Hemmnisse der Friedensverhandlungen.

Während der Verhandlungen in Anagni war der Krieg in der Lombardei aufs Neue ausgebrochen. Die Lombarden, an ihrer Spitze Mailand, hatten zu den Waffen gegriffen, um Pavia und Como für die Unterstützung des Kaisers zu züchtigen. Wir wissen, daß sich Como wieder dem Bunde anschließen, mit Mailand, um die Gefangenen zu lösen, einen höchst nachtheiligen Vertrag eingehen und einen Theil seines Gebietes abtreten mußte. Der Verlust Comos, an sich für den Kaiser schmerzlich, war um so bedauerlicher, da er auch seine Verbindungen mit Deutschland erschwerte. Ueber die Feindseligkeiten der Lombarden gegen Pavia sind wir ohne nähere Nachrichten; nur so viel steht fest, daß durch sie wenig oder nichts erreicht wurde.

Auch der Kaiser versuchte noch einmal das Kriegsglück, und nicht ohne Erfolg. Er nahm Tortona ein, behandelte die Stadt aber glimpflich und schloß mit ihren Bürgern einen Vertrag, nach dem sie Alessandria nicht mehr Hülfe leisten konnten; man glaubte, daß nun auch der hartnäckige Widerstand Alessandrias werde gebrochen werden. In der That hatte der Kaiser wohl noch einen neuen Angriff auf die verhaßte Stadt in Absicht, als er sich im November zu Annone*) bei Asti aufhielt, aber um diese Zeit waren auch bereits seine Gesandten aus Anagni zurückgekehrt, und ihre Botschaft gab alsbald seiner Thätigkeit eine andere Richtung. Er legte die Waffen nieder und beschäftigte sich nur mit dem Gedanken, wie er die Gunst der Umstände zur Erlangung eines vortheilhaften Friedens benutzen könne.

Nicht ohne schlaue Berechnung ließ der Kaiser überall die Nachricht verbreiten, daß er mit dem Papste über den Frieden einig geworden sei und dieser selbst nach der Lombardei kommen werde, um mit ihm das Friedenswerk zum Abschluß zu bringen. Wir wissen, daß

*) Der Kaiser urkundete dort am 20. November 1176.

er schon vorher die deutschen Bischöfe nach der Lombardei beschieden hatte, um einer zur Beseitigung des Schismas abzuhaltenden Synode beizuwohnen, aber nur einzelne waren bisher über die Alpen gekommen. Da dem Kaiser jetzt mehr als je die Synode dringend schien, erließ er neue Mahnungen an die säumigen deutschen Bischöfe, und zugleich wurden auch die Bischöfe Italiens zu der Synode beschieden. Schon für die nächste Zeit war die Versammlung, die man auch als Concil bezeichnete, in Aussicht genommen, aber unausweichliche Schwierigkeiten nöthigten den Kaiser die Eröffnung auf den 25. Januar 1177 zu verschieben, wo sie in Ravenna stattfinden sollte. In dem Berufungsschreiben bezog sich der Kaiser auf die Zustimmung der beiden kirchlichen Parteien, verhieß nicht nur seine eigene Gegenwart, sondern auch die der beiden hadernden Päpste und kündigte die öffentliche Verkündigung der Beseitigung des Schismas an.

Die Friedensbestrebungen des Kaisers fanden nicht nur in seiner unmittelbaren Nähe Billigung; auch jenseits der Berge waren die ersten Nachrichten davon mit Befriedigung aufgenommen worden. Die Gegner Alexanders waren meist des langen peinlichen Kirchenstreites müde, und die treuen Anhänger dieses Papstes freuten sich der Niederlage des Kaisers und seiner dadurch herbeigeführten Nachgiebigkeit. So der alte Welf, der zuerst freudig das angekündigte Concil begrüßte und nur darüber ungehalten war, daß die Lombarden, der König von Sicilien und der Kaiser von Constantinopel bei dem Kirchenfrieden mitreden sollten. Später aber, als die Anwesenheit des Kaisers und beider Päpste im Concil angekündigt wurde, schöpfte er Mißtrauen gegen dasselbe, und mit ihm noch manche Andere von den Alexandrinern.

Unter den lombardischen Bundesgenossen hatten, wie nicht anders zu erwarten war, gleich die ersten Nachrichten von den Verhandlungen in Anagni die größte Bestürzung hervorgerufen; man beschuldigte den Papst der Zweideutigkeit, ja des Wortbruchs. Alexander hatte dies vorausgesehen, und deshalb sogleich nach der Abreise der kaiserlichen Gesandten seine noch in der Lombardei weilenden Legaten Hildebrand und Ardicio zu der Erklärung angewiesen, daß er zwar mit dem Kaiser über den Frieden unterhandelt, sich aber nicht habe bewegen lassen, ohne die Lombarden, den König von Sicilien und den Kaiser von Constantinopel den Frieden zum Abschluß zu bringen, auf die dringenden Bitten des Kaisers habe er sich indessen entschlossen zur Erleichterung

der Friedensverhandlungen nach der Lombardei zu kommen und den König von Sicilien aufgefordert ihm Gesandte zu schicken, die den Friedensverhandlungen beiwohnen sollten. Zugleich befahl der Papst seinen Legaten an die Rectoren und Consuln der Lombarden die Aufforderung zu richten, ihm unverzüglich anzuzeigen, wo er am sichersten landen und wo die Friedensverhandlungen am besten stattfinden könnten. Ueberdies sollten von den Legaten die Rectoren und Consuln angewiesen werden für die Befestigung ihres Bundes Sorge zu tragen; die Legaten selbst aber sollten die Stimmung unter den Lombarden erforschen und darüber eiligst berichten, auch Nichts unterlassen, um den Bund zu befestigen und zu stärken. Hatte der Kaiser das Abkommen von Anagni den ferner Stehenden gegenüber übertrieben, so suchte Alexander dasselbe abzuschwächen.

Was die Legaten auch über die Stimmung der Lombarden dem Papste berichtet haben, offenbar war diese voll Mißtrauen. Bald erhielt er von den Rectoren der Veroneser Mark ein Schreiben, worin sie ihm mittheilten, daß der Kaiser die Nachricht von dem Abschlusse seines Friedens mit der Kirche aller Orten verbreite. Der Papst antwortete den Rectoren, indem er seine früheren Erklärungen wiederholte, daß sie, was der Kaiser oder Andere auch behaupten möchten, überzeugt sein sollten, daß der Friede, wenn auch lange über denselben verhandelt, weder beeidigt noch verbrieft sei; trotz des Drängens der kaiserlichen Gesandten, den kirchlichen Frieden ohne die Lombarden, den König von Sicilien und seine anderen Bundesgenossen abzuschließen, habe er nicht darin gewilligt, doch habe er zur Erleichterung der Friedensverhandlungen sich ungeachtet der Beschwerden seines Alters entschlossen in Begleitung der Gesandten des Königs von Sicilien nach der Lombardei zu gehen. Er forderte zugleich die Rectoren auf, in ihren bisherigen Bestrebungen zu verharren und sich durch falsche Gerüchte über einen bereits abgeschlossenen Frieden nicht beirren zu lassen. Es lag ihm offenbar Alles daran, an den Lombarden einen starken Rückhalt bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen zu besitzen, doch gelang es ihm nicht, ihr Mißtrauen zu überwinden.

Damals war der Papst schon mit den Vorbereitungen zu seiner Reise beschäftigt. Er suchte sich zugleich der Unterstützung des Königs von Sicilien bei den Friedensarbeiten zu versichern. Um gegen jede Fährlichkeit gewahrt zu sein, schickte er den Cardinalbischof Hubald

von Ostia und den Cardinaldiakon Rainer nach der Lombardei; sie sollten sich vom Kaiser selbst die eidlichen Zusicherungen für die Reise geben lassen, die dessen Gesandte versprochen hatten. Nachdem er dann den Cardinalpriester Johann vom Titel der Heiligen Johannes und Paulus zum Vikar für die römischen Gegenden bestellt hatte, verließ er, begleitet von den damals ihn umgebenden Cardinälen, am 6. December Anagni und begab sich zunächst durch Campanien nach Benevent, wo er längere Zeit verweilte und noch das Weihnachts- und Epiphaniasfest feierte.

Der Kaiser hatte unterdessen das Concil mit Eifer betrieben. Auf seine wiederholten Mahnungen machten sich viele Bischöfe Deutschlands und Italiens reisefertig. Unter ihnen auch der Patriarch Udalrich von Aquileja, der trotz seiner entschieden alexandrinischen Gesinnung stets doch ein nahes Verhältniß zum Kaiser zu erhalten gewußt hatte und deshalb dringend von diesem zum Concil eingeladen war. Der Patriarch trat frühzeitig die Reise an und forderte seine Suffragane auf ihn zu begleiten. Aber bald sollte er erfahren, daß der Weg nach Ravenna ihm nicht offen stehe. Die Rectoren der Lombardei versuchten auf alle Weise dem Concil, welches an sich ihnen ein Gegenstand der Besorgniß und besonders in dem kaiserfreundlichen Ravenna war, Hindernisse in den Weg zu legen. Sie untersagten geradezu dem Patriarchen, der bis nach Venedig gekommen war, ebenso dem Bischof Gerhard von Padua und den anderen Bischöfen der Mark Verona, die sich dem Patriarchen hatten anschließen wollen, die Weiterreise. Diese Behinderungen scheinen die Veranlassung gewesen zu sein, daß die Eröffnung des Concils noch einmal verschoben wurde. Der Kaiser beraumte sie jetzt auf den 2. Februar an, wo sie unzweifelhaft stattfinden werde.

Als sich der Kaiser im Anfange des Decembers auf den Weg machte, um sich zu dem Concil zu begeben, erhielt er von den Cremonesen eine Einladung, ihre Stadt zu besuchen. Sie versprachen ihm die ehrenvollste Aufnahme und sicheres Geleit bis in die Mathildischen Länder. Der Kaiser nahm die Einladung einer Stadt an, die sich ihm längst wieder freundlich genähert hatte, war aber mit der Aufnahme dort wenig zufrieden. Man wies ihm Wohnung in der Vorstadt in dem Kloster der heiligen Agatha an und für die Verpflegung seines großen Gefolges wurde schlecht gesorgt; vornehmlich aber verdroß

ihn, daß die Cremonesen, indem sie vom Lombardenbund sich loszusagen versprachen, zum Entgelt dafür die ausschweifendsten Forderungen an ihn stellten.

Seitdem man in Cremona Nachricht von den Vorgängen in Anagni erhalten hatte, war man zum vollständigen Bruch mit dem Bunde entschlossen, aber man wollte zugleich völlige Sicherheit gegen Angriffe der Bundesgenossen, von denen man rings umgeben war, zu gewinnen suchen. Dies war begreiflich, auch entschloß sich der Kaiser alle die Forderungen, welche die Sicherheit Cremonas betrafen, zu bewilligen. Er versprach die Stadt und ihr Gebiet weder selbst feindlich zu behandeln noch Feindseligkeiten Anderer gegen sie zu dulden, ihrem Gebiete, wenn er dasselbe durchzöge, keinen Schaden zuzufügen und nicht längere Zeit dort zu verweilen, sie in ihren Kriegen zu unterstützen und mit ihren Feinden ohne die Einwilligung ihrer Consuln keinen Frieden oder Waffenstillstand zu schließen, auch Italien ohne Einwilligung ihrer Consuln nicht eher zu verlassen, als bis die Stadt mit den Lombarden Frieden geschlossen oder genügende Streitkräfte zu ihrer Vertheidigung nach dem Urtheile der Consuln gewonnen habe. Wenn nach dem Abschluß des Friedens eine oder mehrere lombardische Städte Cremona mit Krieg überziehen sollten und die Stadt allein den Feinden nicht gewachsen sei, versprach der Kaiser weiter, in sechs Monaten nach erfolgter Aufforderung ihr mit 1000 deutschen Rittern zur Hülfe zu kommen und nicht eher abzuziehen, als bis die Consuln darin willigten; wenn er selbst innerhalb der angegebenen Frist die Hülfe nicht leisten könne, werde er sogleich seinen Sohn oder einen seiner Fürsten mit 300 Rittern und innerhalb Jahresfrist, wenn es verlangt würde, weitere 700 deutsche Ritter zur Vertheidigung der Stadt entsenden. Sollte bis zum 1. Juni der Friede mit dem Lombardenbunde nicht zu Stande kommen und Cremona dann mit demselben in Feindschaft verbleiben, so sollten 1000 deutsche Ritter zum Schutze der Stadt dienen; wenn aber der Bund noch vor dem 1. Juni mit Heeresmacht Cremona angreifen sollte, versprach der Kaiser selbst es persönlich zu unterstützen. Dies Alles sollten zwanzig Fürsten des Kaisers nach Auswahl der Consuln beschwören, wie auch sein Sohn König Heinrich nach vollendetem vierzehnten Lebensjahre und nach der durch die Consuln an ihn ergangenen Aufforderung. Der Kaiser ließ dies Alles in seinem Namen durch Konrad von Ballhausen am

12. December 1176 auf die Evangelien beschwören; am folgenden Tage leistete im Namen des Erzbischofs Philipp von Köln und des Kanzlers Gottfried ein gewisser Hermann von Ogia denselben Schwur, und Burggraf Konrad von Nürnberg, Graf Heinrich von Diez, der Reichsschenk Konrad Kolb, der Graf Florentius von Holland, wie Konrad von Ballhausen beeidigten es noch überdies für ihre eigene Person.

Wenn sich der Kaiser auch herbeigelassen hatte der Stadt jede Gewähr für ihre Sicherheit zu geben, so widersetzte er sich doch hartnäckig ihrer weiter gehenden Forderung, das ganze Gebiet von Guastalla und Luzzara zwischen dem Po und der Mündung des Oglio ihr zu überliefern. Dies Gebiet hatte einst zum Hausbesitz der Gräfin Mathilde gehört und war nach ihrem Tode von dem Kloster S. Sisto zu Piacenza und den Communen von Parma und Cremona umstritten gewesen, während zugleich die Ansprüche des Reichs festgehalten waren. Durch einen Vergleich mit dem Kloster S. Sisto hatte sich Cremona ein Drittel dieses Gebietes zu sichern gesucht, und der Kaiser hatte bereits im Juli dieses Jahres den Besitz dieses Drittels den Cremonesen bestätigt. Jetzt verlangten sie stürmisch den ganzen Besitz und ließen es dabei sogar an Drohungen nicht fehlen, die nach einer späteren Behauptung des Kaisers sich selbst gegen sein Leben gerichtet haben sollen. Die Fürsten riethen ihm zur Nachgiebigkeit, doch ließ er sich nicht bewegen die verlangte Schenkungsurkunde der Stadt auszustellen; nur das Versprechen erpreßte man von ihm, daß er, wenn die Cremonesen, wie sie das eidlich zusagten, zum Schutze Pavias die Mailänder ernstlich bekriegen und die Brücke bei Piacenza zerstören würden, ihrem Wunsche nachkommen wolle. Die Cremonesen führten, was sie verheißen hatten, nicht aus, setzten sich aber doch ohne Ermächtigung des Kaisers in den Besitz von Luzzara und Guastalla.

So sehr den Kaiser das eigennützige Verfahren Cremonas verletzte, in hohem Maße erwünscht war ihm doch, daß die Stadt sich endlich offen vom Bunde losgesagt hatte. Ein unheilbarer Bruch war dadurch in demselben erfolgt, der noch dadurch erweitert wurde, daß Tortona alsbald Cremonas Beispiel folgte und völlig vom Bunde ausschied. Die Lombarden geriethen über den Abfall der beiden Städte in den höchsten Zorn und schalten die Bürger derselben feige Verräther; sie führten den Grund des Abfalls auf die Zugeständnisse Alexanders an

den Kaiser zurück, welche die Städte bewogen hätten sich vorweg Vortheile bei diesem zu sichern.

Der Kaiser setzte von Cremona seinen Weg, wie es scheint, ohne alle Behinderungen fort. In der Gegend von Modena traf er mit den päpstlichen Legaten, den Cardinälen Hubald und Rainer, zusammen. Sie fanden die beste Aufnahme beim Kaiser, der sich sehr friedfertig zeigte und bereit erklärte die verheißenen Sicherheiten in seinem Namen beschwören zu lassen. In Gegenwart vieler Bischöfe und Fürsten beeidigte dann im Namen des Kaisers Konrad, der Sohn des Markgrafen Wilhelm von Montferrat, nicht nur, daß der Papst und sein Gefolge auf der Hin- und Herreise volle Sicherheit genießen sollten, sondern daß er Allen, die wegen der Friedensverhandlungen sich zum Papste oder dessen Begleitern oder an den kaiserlichen Hof begeben würden, die gleiche Sicherheit gewährleiste. Zur Bekräftigung dieser Zusagen ließ sie der Kaiser auch von allen anwesenden deutschen Fürsten beschwören.

Im Lager des Kaisers trafen bald auch Gesandte des Lombardenbundes ein. Man hatte eingesehen, daß es nach den Zugeständnissen des Papstes unmöglich sei, sich den Friedensverhandlungen völlig zu entziehen, aber man wollte um keinen Preis darin willigen, daß in dem feindlich gesinnten Ravenna, wohin das kaiserliche Concil berufen war, zugleich über den Frieden verhandelt werde; die Lombarden verlangten vielmehr, daß die Friedensverhandlungen in Bologna abzuhalten seien. Der Kaiser zeigte sich nachgiebiger, als sich erwarten ließ; unter der Vermittelung der Cardinäle verständigte man sich dahin, daß sich der Papst nach Bologna, der Kaiser nach Imola begeben und in Bologna die Verhandlungen beginnen sollten. Die Gesandten der Lombarden erklärten sich unter diesen Umständen bereit in die Verhandlungen einzutreten und boten, gleich dem Kaiser, Allen, die sich in Sachen des Friedens zum Papste oder an den kaiserlichen Hof begeben würden, eidlich jede Gewähr für die Sicherheit ihrer Person; auf einer Bundesversammlung zu Piacenza wurde bald darauf dieses eidliche Versprechen erneuert. So trat zwischen dem Kaiser und dem Bunde Waffenruhe ein; alle Gedanken wandten sich dem Friedenswerke zu.

Als der Patriarch Udalrich, der auf seiner Reise zum Concil bisher durch die ihm von den Rectoren des Bundes bereiteten Hindernisse in Venedig zurückgehalten war, von dem Eintreffen der Cardinallegaten

zu Modena hörte, erschien es ihm dringend, an diese Boten und Briefe zu senden, um sich von ihnen Verhaltungsmaßregeln zu erholen. Die Cardinäle antworteten ihm, daß nach den eidlichen Versprechungen, welche von Seiten des Kaisers und der Lombarden gegeben seien, er sich sicher zum Kaiser begeben könne, stellten ihm aber anheim zu erwägen, ob es nicht besser sei, wenn er zuvor den Papst begrüßte, dessen Ankunft in naher Aussicht stehe. Von seinen zurückkehrenden Boten erfuhr zugleich Udalrich, daß über Ort und Zeit des Concils die Bestimmungen geändert seien. Er schickte deshalb sogleich neue Boten an den Kaiser und die Cardinäle ab, um Auskunft über die Bestimmungen zu erhalten; er erwartete, daß diese Boten bis zum 2. Februar zurückkehren würden.

Leider besitzen wir nicht die dem Patriarchen ertheilten Antwortsschreiben, die nähere Aufschlüsse über die Verhandlungen des Kaisers mit den Cardinälen über das Concil enthalten haben müssen. Daß solche Verhandlungen in Modena stattgefunden haben, unterliegt keinem Zweifel. Der Kaiser hatte bisher das von ihm berufene Concil in enge Verbindung mit der Herstellung des Kirchenfriedens gesetzt und sogar die Gegenwart der beiden Päpste auf dem Concil in Aussicht gestellt, aber die Cardinäle konnten ihn darüber nicht im Unklaren lassen, daß Alexander auf einem vom Kaiser berufenen Concil nicht erscheinen, auch die Berechtigung desselben niemals anerkennen würde. So entschloß sich der Kaiser, das Concil nicht sowohl zu verlegen oder zu vertagen, sondern es ganz aufzugeben. In welcher Form dies geschehen, wissen wir nicht, aber sicher ist, daß von dem oftmals angesagten Concil von Ravenna fortan nicht mehr die Rede war. Der Kaiser nahm von demselben ohne Zweifel Abstand, um die Friedensverhandlungen mit Alexander nicht zu gefährden.

Längere Zeit hatte der Kaiser in Modena verweilt, das Weihnachtsfest, wie es scheint, dort mit dem Markgrafen von Montferrat gefeiert und bis über die Mitte des Januars 1177 hinaus seinen Aufenthalt ausgedehnt. Nachdem die wichtigen Verhandlungen, welche durch seine Nachgiebigkeit neue Bürgschaften für das Friedenswerk boten, abgeschlossen waren, setzte er den Weg nach Ravenna fort. Am 22. Januar war er zu Mordano, wo er der nahe belegenen Stadt Imola ihre früheren Privilegien bestätigte; wenige Tage später muß er in Ravenna eingetroffen sein. Von hier aus sprach er dem

Patriarchen Udalrich brieflich seinen Wunsch aus, ihn möglichst bald an seinem Hofe zu sehen. Den Brief sollte Erzbischof Wichmann überbringen und noch persönlich den Wunsch des Kaisers befürworten. Wichmann machte sich auf den Weg nach Venedig, wurde aber durch stürmische See an der Ueberfahrt gehindert und kehrte bald nach Ravenna zurück. Den Brief des Kaisers ließ er auf andere Weise dem Patriarchen übermitteln und legte ihm zugleich das Ansuchen des Kaisers brieflich an das Herz, wie er es zuvor mündlich zu thun beabsichtigt hatte. Er schrieb, daß der Kaiser über Udalrichs Dienstwilligkeit hocherfreut gewesen sei und dringend wünsche mit ihm über den Kirchenfrieden zu sprechen; der Patriarch möge deshalb eine Zusammenkunft mit dem Kaiser in der Nähe von Ravenna ermöglichen. Zugleich sprach Wichmann die Zuversicht aus, daß der Friede mit der Kirche so gesichert sei, daß an seinem völligen Abschluß nicht mehr gezweifelt werden könne. In der That glaubte sich Udalrich dem Wunsche des Kaisers nicht länger entziehen zu können. Am 24. Februar befand er sich am kaiserlichen Hofe, der sich damals auf der Burg Candelara unweit von Pesaro befand*).

Ein großes Gefolge von geistlichen und weltlichen Herren war beim Kaiser, und in Gegenwart dieser Herren fand eine denkwürdige Handlung statt. Vor wenigen Wochen war Herzog Heinrich von Oesterreich, der Oheim des Kaisers, aus dem Leben geschieden, und sein ältester Sohn, Leopold V., noch ein Jüngling, beeilte sich, obwohl er schon bei Lebzeiten des Vaters zu Regensburg mit Oesterreich belehnt war, mit seinem Schwager Herzog Hermann von Kärnthen den kaiserlichen Hof aufzusuchen, um sich die Belehnung mit dem nun ererbten Herzogthume erneuern zu lassen. Herzog Heinrich, der Letzte von den Söhnen der salischen Agnes, hatte lange Zeit eine sehr hervorragende Stellung im deutschen Reiche eingenommen. Hatte er auch das bairische Herzogthum, welches er der Gunst seines Halbbruders König Konrads III. verdankte, nicht auf die Dauer behaupten können, so war es ihm doch gelungen, der schon seit Jahrhunderten in seiner Familie erblichen österreichischen Markgrafschaft die Selbständigkeit eines Herzogthums und die Ausstattung desselben mit ganz besonderen Privilegien zu

*) Noch am 16. März war Udalrich zu Coccorano (bei Fano) im Gefolge des Kaisers, gleich darauf kehrte er nach Venedig zurück.

gewinnen. Die letzte Zeit seines Lebens war eine sehr schwere für ihn und sein Land gewesen. Im August des Jahres 1176 waren Herzog Sobeslaw von Böhmen und Herzog Konrad-Otto von Znaim mit einem großen Heere, in welchem sich auch Polen, Russen, Ungarn und Sachsen befanden, in Oesterreich eingebrochen und hatten alles Land bis zur Donau und March verwüstet, selbst die Kirchen wurden nicht verschont*). Zwar hatten nach dem Rückzuge des Heeres Leopold und Heinrich, die Söhne des Herzogs, Gleiches mit Gleichem zu vergelten gesucht und einen verheerenden Streifzug in das Gebiet von Znaim unternommen, doch hatten sie damit nur neues Unheil beschworen. Abermals fiel ein böhmisch-mährisches Heer in Oesterreich ein, und diesmal litten besonders die westlichen Theile des Herzogthums von den gefürchteten Feinden; im December wurde Kloster Zwettl und seine Umgebung zehn Tage lang auf das Schlimmste von ihnen heimgesucht. Während dieser trüben Zeit traf Herzog Heinrich das Unglück, daß er am 29. November durch einen Sturz vom Pferde einen Schenkelbruch erlitt. Er sollte den Böhmen nicht mehr entgegentreten. Am 13. Januar 1177 starb er und wurde in dem von ihm begründeten Schottenkloster in Wien begraben. Er war der erste Babenberger, der in dieser Stadt zu wohnen pflegte und ihr dadurch eine größere Bedeutung verlieh. In dem Herzogthume folgte ihm ein Sohn, der die auf die Hebung Oesterreichs gerichteten Bestrebungen des Vaters glücklich fortsetzte. Wie sehr es dem neuen Herzog von Oesterreich um die Gunst seines kaiserlichen Vetters zu thun war, zeigte nicht nur die nachgesuchte Belehnung, sondern daß er noch längere Zeit in dessen Gefolge verweilte.

Der Kaiser verblieb bis zur Mitte des März im Gebiete von Pesaro und begab sich dann in die Gegend von Fano. Was ihn bewog am Gestade des adriatischen Meeres bis in den Bereich der Mark Ancona damals hinzuziehen, läßt sich aus den Quellen nicht ermitteln. Vielleicht geschah es, um mit Erzbischof Christian, der nach der Mark Ancona zurückgekehrt war, eine Zusammenkunft zu haben. Vor Allem bedurfte gewiß der Kaiser der Verständigung mit diesem Kirchenfürsten, der schon bisher eine so wichtige Rolle bei den Friedensverhandlungen gespielt hatte und dem eine nicht minder wichtige noch

*) Vergl. S. 784. Herzog Konrad-Otto war mit der deutschen Heilika, einer Tochter des jüngeren Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, vermählt.

zugedacht war; wir wissen auch, daß Erzbischof Christian am 22. März am Hofe des Kaisers zu Coccorano war. Vielleicht wollte der Kaiser auch dem Papste entgegengehen, dessen Ankunft er von Tag zu Tag erwartete, ohne daß bekannt war, wo derselbe zu landen beabsichtigte.

Die Abreise des Papstes hatte sich ungewöhnlich lange verzögert, zum Theil wohl weil er abwartete, daß der Kaiser die versprochenen Bürgschaften für die Sicherheit der Reise gab, dann weil die Flotte noch nicht fertig gestellt war, auf welcher ihn und die Cardinäle der König von Sicilien übersetzen lassen wollte. Nachdem der Papst endlich im Anfange des Januars von Benevent aufgebrochen, ging er langsam über Troja und Foggia nach Siponto, wo er bis gegen Ende des Monats verweilte. Da mehrere Cardinäle die Seefahrt fürchteten, sandte der Papst sie auf dem Landwege mit ihren Pferden und denen der anderen Cardinäle voraus; es waren der Bischof Wilhelm von Porto, der Cardinaldiakon Hyacinth von der Kirche der heiligen Maria in Cosmedin und vier andere Cardinäle. Erzbischof Christian gab ihnen durch die Mark Ancona sicheres und ehrenvolles Geleit, und so gelangten sie ohne Gefährde zum Kaiser nach Ravenna, wo sie eine freundliche Aufnahme fanden. Sie kündigten die baldige Ankunft des Papstes an, aber diese sollte noch eine neue Verzögerung erleiden.

Der Papst hatte sich im Anfange des Februars, nachdem er das Heiligthum auf dem Monte Gargano besucht, nach dem Hafen von Viesti begeben, wo er sieben Galeeren fand, welche der König von Sicilien ihm zu Gebote gestellt hatte; auch der Erzbischof Romuald von Salerno und der Graf Roger von Andria, einer der höchsten Würdenträger des sicilischen Reichs, schlossen sich ihm hier an, um ihn bei den Friedensverhandlungen zu unterstützen und die Sache des Königs bei den Verhandlungen zu führen. Die sofortige Einschiffung machte stürmische Witterung unmöglich, und vier Wochen lang blieb das Meer so unruhig, daß man sich nicht auf dasselbe wagen konnte. Hier zu Viesti erfuhr der Papst erst den Abfall Cremonas und Tortonas vom Lombardenbunde. Die Nachricht versetzte ihn in große Bestürzung, doch glaubte er im Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der anderen Bundesglieder seine Reisepläne festhalten zu sollen.

Am Tage vor Aschermittwoch (9. März) schien sich endlich die See zu beruhigen; vom Süden her kam ein günstiger Windzug, und man meinte die Ueberfahrt wagen zu dürfen. Der Papst erhob sich

um Mitternacht, hörte in erster Frühe die Messe und nahm die Asche; dann bestiegen er und die ihn begleitenden Cardinäle — es waren Bischof Manfred von Palestrina, die Cardinalpriester Johannes vom Titel der heiligen Anastasia und Boso vom Titel der heiligen Pudentiana und die Cardinaldiakonen Cinthius von der Kirche des heiligen Adrianus und Hugo von der Kirche des heiligen Eustachius — in bester Stimmung die Schiffe. Die Zahl derselben war inzwischen vermehrt worden. Man ging mit elf Galeeren und zwei Lastschiffen in See; auf den Letzteren befanden sich auch die weißen Zelter des Papstes. Bis gegen Mittag ging die Fahrt glücklich von Statten; man freute sich des Anblicks der stolzen Flotte, die mit vollen Segeln das Meer durchfurchte. Aber plötzlich erhob sich wieder ein heftiger Nordwind und das Meer schlug thurmhohe Wellen. Alles gerieth auf den Schiffen in Furcht; der Papst selbst war nicht ohne Besorgniß. Endlich kam die Insel Pelagosa in Sicht, welche die Mehrzahl der Schiffe durch angestrengtes Rudern beim Anbruch der Nacht erreichte; nur eine Galeere und die beiden Lastschiffe waren bei dem widrigen Winde nicht nachgekommen und hatten den Rückweg nach Viesti eingeschlagen. Der Papst und die Cardinäle stiegen zu Pelagosa an das Land; ermüdet durch das Fasten und die schlimme Fahrt, stärkten sie sich durch ein Mahl und begaben sich zur Ruhe. Nicht lange sollten sie sich derselben erfreuen. Unerwartet hatte sich in der Nacht wieder der Südwind erhoben, und die Schiffer wollten sogleich die Gunst desselben benutzen. Man machte die Schiffe in Eile fertig, weckte den Papst und die Cardinäle, und ging im Dunkel wieder in See. Die schnellere Galeere des Papstes fuhr mit einer großen Leuchte voran, die anderen folgten, und weder in der Nacht noch am folgenden Tage (10. März) hatte man neue Gefahren zu bestehen. Gegen Mittag gelangte man glücklich nach der Insel Lissa, an der man landete; hier wurde Messe gehalten und ein fröhliches Mahl eingenommen.

Als der Papst die Seereise angetreten hatte, war es wohl schon seine Absicht gewesen, in Venedig zu landen. Jedenfalls faßte er jetzt diese Stadt als Ziel in das Auge, und die Reise dahin bot keine erheblichen Schwierigkeiten mehr. Die Flotte fuhr von Lissa aus an den anderen Inseln der dalmatinischen Küste weiter und gelangte am nächsten Sonntag (13. März) noch vor Sonnenaufgang nach der Stadt Zara auf dem Festlande von Dalmatien, welches damals zum

ungarischen Reiche gehörte. Da die Stadt noch nie von einem Papste betreten war, herrschte große Freude über Alexanders Ankunft. Alle Einwohner eilten jubelnd ihm entgegen; man bereitete zu seinem Einzuge einen weißen Zelter und geleitete ihn unter Hymnen in slawischer Sprache mitten durch die Stadt zu dem Dome der heiligen Anastasia. Vier Tage blieb Alexander in Zara, dann setzte er die Reise unter günstigem Winde fort. Die Flotte fuhr an den Inseln längs der kroatischen Küste, dann an den Seestädten Istriens entlang und gelangte am 23. März glücklich zum Lido, jener langgestreckten Insel, welche die Lagunen Venedigs von dem Meere scheidet. Bei dem auf dem Lido belegenen Kloster des heiligen Nicolaus stieg der Papst mit den Cardinälen an das Land und wurde von den Söhnen des Dogen und anderen vornehmen Venetianern ehrenvoll empfangen. Er verblieb in dem Kloster die Nacht, um am anderen Tage seinen Einzug in Venedig zu halten.

Auch für die Venetianer war die Ankunft eines Papstes ein neues, unerhörtes Ereigniß, und sie rüsteten sich dasselbe mit allem Glanze zu feiern. Am Morgen des 24. März erschienen der Doge mit allen Großen der Stadt, der nach Venedig zurückgekehrte Patriarch Udalrich von Aquileja, die gesammte Geistlichkeit der Stadt, an ihrer Spitze Heinrich Dandolo, der Patriarch von Grado, auf reichgeschmückten Galeeren und Gondeln am Lido, bezeugten dem Papste ihre Ehrfurcht und luden ihn ein ihre Stadt zu betreten. Der Papst bestieg die Galeere des Dogen, wo der Doge zu seiner Rechten, der Patriarch von Grado zu seiner Linken Platz nahm; der Galeere des Dogen folgten die anderen Schiffe in weitausgedehntem Zuge. Nachdem man in der Nähe des Dogenpalastes gelandet, wurde der Papst in feierlicher Procession nach S. Marco geleitet, wo eine unermeßliche Menge seiner harrte. Nicht nur das ganze Schiff des Domes, sondern auch die oberen Räume desselben und der weite Platz vor der Kirche waren mit Menschen erfüllt. Der Papst sprach ein Gebet und segnete die Menge, dann bestieg er wieder die Galeere des Dogen und fuhr mit diesem nach dem Palast des Patriarchen von Grado, der am großen Kanal in der Nähe der Kirche des heiligen Silvester belegen war*) und wo er für die ganze Dauer seines Aufenthaltes in Venedig Wohnung nahm.

*) Die Wohnung des Patriarchen wurde später verlegt. Der Palazzo Patriarcale liegt jetzt unmittelbar neben S. Marco.

Am folgenden Tage — es war das Fest der Verkündigung Mariä (25. März) — begab der Papst sich mit den Cardinälen auf den Wunsch des Dogen und der venetianischen Großen wieder nach S. Marco und hielt dort das Hochamt. Ebenso am Sonntag Lätare (3. April), wo er die goldene Rose, die er sonst an diesem Tage Kaisern oder Königen zu verleihen pflegte, dem Dogen übergab. Inzwischen strömten auch aus der Umgegend viele Bischöfe und Geistliche nach der Stadt, um ihm zu huldigen. Der Papst konnte mit der Aufnahme, welche er in Venedig gefunden, vollauf zufrieden sein; er sah, daß die Geneigtheit, welche ihm von Anfang des Schismas an die Republik gezeigt hatte, noch bestand.

Der Kaiser hatte indessen von der Richtung, welche die Reise des Papstes genommen, Kenntniß erhalten und deshalb den Rückweg von den Grenzgebieten der Mark Ancona nach Ravenna angetreten. Als er nach Cesena kam, erfuhr er die Ankunft Alexanders zu Venedig und sandte sogleich den Erzbischof Wichmann, den Erwählten Konrad von Worms und seinen Protonotar Wortwin an den Papst, um ihm melden zu lassen, daß er die zu Anagni gemachten Versprechungen mit Freuden erfüllen werde, daß aber Bologna nicht für die Friedensverhandlungen geeignet erscheine; denn dieser Ort sei seinen Fürsten verdächtig, namentlich könne Erzbischof Christian, welcher der Stadt großen Schaden zugefügt, sich nicht ohne Gefahr dorthin begeben. Der Kaiser brachte deshalb, auf die Abmachungen in Anagni zurückgreifend, abermals Ravenna oder Venedig für den Friedenscongreß in Vorschlag. Der Papst konnte, nachdem unter der Vermittelung seiner Legaten die Lombarden mit dem Kaiser über Bologna einig geworden waren, auf eigene Hand keine Aenderung treffen, erklärte sich jedoch zur Förderung des Friedenswerkes bereit sofort nach Ferrara zu gehen, um sich dort mit den Lombarden über einen allen Theilen genehmen Congreßort zu verständigen. Schon am 10. April wollte er in Ferrara sein und erließ unverzüglich Schreiben an die Bischöfe und Rectoren der Lombardei, wie an die noch in Ravenna befindlichen Cardinäle mit der Aufforderung sich dort rechtzeitig einzufinden; auch den Kaiser ersuchte er dorthin Gesandte zu schicken.

Am 9. April verließ der Papst mit den ihn begleitenden Cardinälen Venedig; eine stattliche Flotte führte ihn über das Meer nach Loredo, wo er die Nacht verblieb. Man fuhr dann in die Pomündungen ein

und gelangte glücklich am folgenden Tage nach Ferrara. Es war Sonntag und eine ungewöhnlich große Menschenmenge hatte sich wegen des Marktes in der Stadt versammelt; so wurde dem Papste auch hier ein festlicher Empfang bereitet. Am nächsten Tage erschienen die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna mit ihren Suffraganen, die Rectoren des Lombardenbundes mit vielen Consuln und Podestàs, auch mehrere Markgrafen und Grafen, die zu den Lombarden hielten; sie alle begrüßten ehrfurchtsvoll den Papst. Der Patriarch von Aquileja und die sicilischen Gesandten waren mit ihm von Venedig gekommen.

Gleich nach ihrer Ankunft erklärte der Papst den um ihn versammelten Lombarden, aus welchen Gründen er trotz seines Alters sich mit den Cardinälen den Gefahren und Mühseligkeiten der Reise unterzogen habe: des Kaisers Gesinnung habe sich in so wunderbarer Weise verwandelt, daß derselbe sich selbst zum Frieden mit der Kirche erboten habe, doch habe er, der Papst, ohne seine Bundesgenossen, die Lombarden und den König von Sicilien, die Anerbietungen des Kaisers nicht annehmen wollen und sei nach der Lombardei gekommen, um hier in Gemeinschaft mit seinen Freunden über den Frieden zu verhandeln. Die Rede des Papstes beabsichtigte offenbar die Lombarden für den Kaiser günstig zu stimmen, aber ihre Antwort konnte ihm darüber keinen Zweifel lassen, daß sie nur auf ihnen genehme Bedingungen hin in den Frieden willigen wollten. Sie erklärten sich erfreut über die Ankunft des Papstes, wiesen aber zugleich darauf hin, daß ohne sie bei den Verlusten, welche sie im Kampfe gegen das Schisma erlitten, der Papst über die Anerbietungen des Kaisers gar nicht hätte verhandeln, ja sie nicht einmal hören sollen; auch ihnen hätte der Kaiser öfters Frieden angeboten, aber sie hätten solche Anträge ohne Beseitigung des Schismas schlechthin abgelehnt; im Vergleich zu den Gefahren und Nöthen des Papstes hätten sie viel größere ertragen. Sie wären gern bereit unbeschadet der Ehre Italiens Frieden mit dem Kaiser zu schließen und seine Gunst, wenn ihnen ihre Freiheit verbürgt würde, wiederzugewinnen; auch wollten sie, was er von Alters her in Italien zu fordern gehabt habe, fortan ihm leisten, aber die Freiheit, welche sie von ihren Vorfahren überkommen, würden sie nicht aufgeben; lieber wollten sie ehrenvoll in der Freiheit sterben, als in Knechtschaft ein elendes Leben fristen. Befriedigt zeigten sie sich darüber, daß auch der König von Sicilien zum Friedensschluß herangezogen sei, da er ihnen

als ein gerechter Fürst bekannt sei. Der Papst gab auf die in solchen Aeußerungen gegen ihn enthaltenen Vorwürfe keine Antwort. Er ertheilte den Lombarden seinen Segen und entließ sie.

Drei Tage später erschienen sieben kaiserliche Gesandte — es waren die Erzbischöfe von Mainz, Magdeburg, Köln und Trier, der Erwählte Konrad von Worms, der Kanzler Gottfried und der Protonotar Wortwin — vor dem Papste, der sie in Gegenwart der Lombarden und der sicilischen Gesandten empfing. Sie erklärten öffentlich: der Kaiser sei bereit, wie er zu Anagni durch seine Bevollmächtigten versprochen habe, mit der Kirche, dem Könige von Sicilien und den Lombarden Frieden zu schließen und habe sie bevollmächtigt die Friedensbedingungen festzustellen; Alles, was sie in Gegenwart des Papstes zur Förderung des Friedens abmachen würden, werde der Kaiser genehmigen. Der Papst war darüber sehr erfreut, daß der Kaiser nicht nur das Abkommen von Anagni in seinem ganzen Umfange anerkannt und bereits die dort in Aussicht genommenen Friedensvermittler bestimmt hatte, sondern auch selbst die Anwesenheit bei den Verhandlungen nicht beanspruchte, während die Berathungen in Gegenwart des Papstes stattfinden sollten. Er bezeichnete sogleich nach Berathung mit den Cardinälen auch von seiner Seite sieben Bevollmächtigte für die Friedensverhandlungen: die Bischöfe Hubald von Ostia, Wilhelm von Porto, Manfred von Palestrina, die Cardinalpriester Johannes vom Titel der heiligen Anastasia, Theodin vom Titel der heiligen Vitalis und Petrus vom Titel der heiligen Susanna und den Cardinaldiakon Hyacinthus. Auch die Lombarden wählten sieben Bevollmächtigte für die Verhandlungen: es waren Bischof Milo von Turin, Mailänder von Geburt, Bischof Wala von Bergamo, Bischof Anselm von Como, der Erwählte Wilhelm von Asti und drei Laien, Girardo Pisto von Mailand, der Veroneser Consul Cozo und Albert von Gambara, ein Bürger von Brescia. Diese Laien hatten schon früher nach dem Vertrage von Montebello eine ähnliche Vertrauensstellung bekleidet*); in besonderem Ansehen stand unter ihnen der Mailänder Girardo Pisto.

So war, wie es bereits zu Anagni vereinbart war, eine Commission von Bevollmächtigten des Kaisers, des Papstes und der Lombarden

*) Vergl. S. 764.

eingesetzt worden. Von jeder Seite waren sieben Bevollmächtigte erwählt worden, um den Frieden zwischen dem Kaiser und den Lombarden zu vereinbaren. Bei den Verhandlungen der Bevollmächtigten sollten nach dem Wunsche des Papstes auch die beiden Gesandten des Königs von Sicilien zugegen sein. Da hierdurch die Geschäfte der Commission vereinfacht zu werden schienen, ist unseres Wissens kein Einspruch dagegen erhoben worden.

Es war entschieden, durch welche Männer der Friede mit den Lombarden vereinbart werden sollte, aber die eigentlich brennende Frage, wo die Friedensverhandlungen stattzufinden hätten, blieb offen. Die Lombarden hielten an Bologna als an dem einmal vereinbarten Orte fest, zeigten sich jedoch nicht abgeneigt, auch auf Piacenza, Ferrara oder Padua einzugehen, aber die kaiserlichen Gesandten erklärten sich entschieden gegen Bologna, auch die anderen von den Lombarden vorgeschlagenen Orte waren ihnen nicht genehm; sie brachten dagegen Pavia, Ravenna und Venedig in Vorschlag und betonten namentlich, daß in Venedig alle Theile in voller Sicherheit würden verkehren können. Die Lombarden machten Schwierigkeiten, indem sie den Venetianern vorwarfen, daß sie bundesbrüchig gewesen seien und öfters Gesandte des Kaisers bei sich aufgenommen hätten. Es kam zu heftigen Streitigkeiten, so daß mehrere Tage lang keine Einigung zu erreichen war. Aber endlich brachten die Bemühungen des Papstes, dem Venedig durchaus genehm war, es dahin, daß die Lombarden nachgaben. Auf Veranlassung des Papstes wußten die sicilischen Gesandten die Lombarden zu der Erklärung zu bestimmen, daß sie ihre Bevollmächtigten nach Venedig senden wollten, wenn ihnen die erforderlichen Bürgschaften für deren Sicherheit von den Venetianern gegeben würden.

Der Papst sandte dann sogleich die Cardinaldiakonen Hugo und Rainer mit mehreren Rectoren der Lombarden nach Venedig, um die Zusicherung zu erhalten, daß er und Alle, die zu den Friedensverhandlungen sich begeben würden, ohne Gefährdung die Stadt betreten, dort verweilen und sie wieder verlassen könnten, daß dem Kaiser aber nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes der Aufenthalt im Gebiet Venedigs werde gestattet werden. Dieser ausdrückliche Ausschluß des Kaisers aus dem Venetianischen während der Verhandlungen muß von den Gesandten desselben zugestanden sein; es werden die Lombarden darauf gedrungen haben, und auch dem Papst und seinen Cardinälen

bot der Verkehr mit dem Kaiser, so lange dieser noch im Banne stand, nicht geringe Schwierigkeiten. Sobald die Gesandtschaft des Papstes nach Venedig abgegangen war, verließ auch Erzbischof Christian Ferrara, wo er sich nicht sicher fühlte (21. April); er wird sich mit den anderen Gesandten zunächst nach Ravenna zum Kaiser begeben haben.

Das Osterfest (24. April) war nahe. Der Papst feierte es mit dem ganzen Klerus, der ihn umgab, in Ferrara in feierlichster Weise; auch die in der Festwoche bis zur Octave üblichen Gottesdienste wurden noch dort von ihm abgehalten. Am 7. Mai kehrten die nach Venedig abgesandten Cardinäle und Rectoren, begleitet von Boten der Republik, nach Ferrara zurück und überbrachten die verlangten und von zwölf angesehenen Venetianern beschworenen Bürgschaften. Am 9. Mai verließ der Papst mit den Cardinälen und den lombardischen Bevollmächtigten Ferrara; er nahm wieder denselben Weg, auf dem er gekommen war, und landete am 10. Mai abermals beim Kloster des heiligen Nicolaus auf dem Lido. Am folgenden Tage wurde er von dem Dogen, dem Patriarchen von Grado und einem großen Gefolge auch diesmal feierlich eingeholt, zuerst nach S. Marco geführt und dann nach dem Palast des Patriarchen geleitet. Wenig später werden sich die kaiserlichen Bevollmächtigten in Venedig eingestellt haben; auch für ihre Sicherheit haben der Doge und das Volk von Venedig unfraglich volle Bürgschaften gegeben, die um so weniger Schwierigkeiten finden konnten, da der Doge den Abschluß des Friedens dringend wünschte und zu dem Kaiser in freundlichen Beziehungen stand.

So waren endlich die Hemmnisse beseitigt, welche die Friedensverhandlungen bisher verzögert hatten. Es war wesentlich das Verdienst des Papstes, wenn man sich über die Vorfrage wegen des Ortes vereinigt hatte, und er mochte nach seinen bisherigen Erfolgen sich auch auf einen glücklichen Endausgang der Verhandlungen Hoffnung machen. Dennoch hatte er die feste Ueberzeugung, daß man zum Friedensabschluß gelange, damals noch nicht gewonnen. Kurz zuvor hatte er durch seinen in Frankreich verweilenden Legaten, den Cardinal Petrus vom Titel des heiligen Chrysogonus, erfahren, daß die Meinung von dem zwischen dem Kaiser und der Kirche bereits abgeschlossenen Frieden allgemein verbreitet sei und deshalb König Ludwig sein Erstaunen nicht verhehle, ohne alle Kenntniß von dem Friedensschluß geblieben zu sein. In einem am 30. April zu

Ferrara erlassenen Schreiben wies der Papst darauf seinen Legaten an, dem König mitzutheilen, daß er selbst voll Erstaunen darüber gewesen sei, wie der Kaiser überall das Gerücht verbreitet habe, daß er, der Papst, auf seine Berufung die Reise angetreten habe und daß der Friede mit der Kirche bereits geschlossen sei; allerdings sei über denselben verhandelt worden und es bestände die Hoffnung, den Frieden herzustellen, doch sei dies noch keineswegs sicher. Wäre der Friedensschluß erfolgt, so würde er dem Könige, der so viele Dienste der Kirche erwiesen und sich und sein Reich ihm und den Cardinälen zur Verfügung gestellt habe, dem Freunde und Vertheidiger der Kirche, bereits es gemeldet haben; auch würde er dem Könige, sobald der Friede gesichert sei, eingehende Mittheilung machen. So sahen mit Hoffnung, aber doch nicht ohne Besorgniß die Blicke auch noch vieler Anderer nach Venedig, wo jetzt die Friedensverhandlungen eröffnet wurden.

15.

Der Friede zu Venedig.

Friedensverhandlungen und Friedensschluß.

Sobald alle Bevollmächtigten in Venedig eingetroffen waren, begannen die Friedensverhandlungen. Die Sitzungen wurden unter den Augen des Papstes in einer Kapelle des Patriarchenpalastes gehalten, und zur Beschleunigung der Arbeit kam man in der ersten Zeit täglich zweimal zusammen*). Nach dem Wunsche des Papstes berieth man zunächst über die Bestimmungen des zwischen dem Kaiser und den Lombarden abzuschließenden Friedens, da diese die meisten Schwierigkeiten zu bieten schienen, dann erst sollte über den Frieden mit dem Papste und dem König von Sicilien verhandelt werden, wo eine leichtere Einigung möglich schien, zumal bei der engen Verbindung des Papstes mit dem Könige Beider Sache gleichsam nur eine schien.

*) Der Papst war nicht immer, wie die Verhandlungen ergeben, bei den Sitzungen persönlich zugegen.

Bei den Verhandlungen über den Frieden mit den Lombarden zeigte sich sogleich, daß der Papst die Schwierigkeiten nicht unterschätzt hatte. Nach verschiedenen fruchtlosen Erörterungen erklärte Erzbischof Christian, daß es nur drei Wege gebe, zu einer Verständigung zu gelangen: die Lombarden sollten sich verpflichten entweder in Bezug auf die Regalien und alle sonstigen Gerechtsame des Kaisers, die in ihren Händen seien, sich einer rechtlichen Entscheidung zu unterwerfen oder den von den Bologneser Rechtsgelehrten auf dem Roncalischen Tage erlassenen Rechtsspruch anzuerkennen und zur Ausführung zu bringen oder endlich dem Kaiser das Gleiche zu leisten, was ihre Vorfahren einst Heinrich IV. geleistet hätten.

Auf diesen dreifachen Vorschlag soll der Mailänder Girardo Pisto im Namen der Lombarden folgende Antwort gegeben haben: Jeder von ihnen sei bereit in Allem, weshalb er vor Gericht berufen würde, dem Kaiser als seinem Herrn zu Recht zu stehen, aber hier handle es sich nicht um die Rechte Einzelner, sondern Vieler, nicht um die Rechte einer Stadt, sondern mehrerer Städte, und es müßte ihnen deshalb die erforderliche Frist gewährt werden, damit sie sich über die gegen sie erhobenen Klagen mit einander eingehend berathen und sich dann an geeigneter Stelle und zu geeigneter Zeit zur Verantwortung vor ihrem gemeinsamen Richter stellen könnten. Was den gegen sie erlassenen angeblichen Rechtsspruch der Bologneser Doctoren beträfe, so müßten sie durchaus in Abrede stellen, daß er ein Rechtsspruch sei, da er lediglich als ein kaiserlicher Befehl angesehen werden könne, überdies seien Mehrere von ihnen, und zwar ohne ihr Verschulden, abwesend gewesen, und was damals ausgesprochen, könne ihnen nicht zum Nachtheil gereichen, denn nach den Gesetzen sei ein so erlassenes Urtheil ohne Geltung. Wenn man endlich von ihnen fordere, sie sollten dasselbe leisten, was ihre Vorfahren Heinrich IV. geleistet hätten, so hätten sie zu erwidern, daß die Leistungen an jenen Kaiser wegen der Länge der Zeit nicht mehr festzustellen seien, Niemand sei mehr am Leben, der sich deutlich der damaligen Zustände erinnere. Auch könnten sie in diesem Heinrich nicht ihren Herrn, sondern nur einen Tyrannen sehen, und da er an den Heiligen des Herrn Hand gelegt, Papst Paschalis am Altare gefangen genommen*), viele Kirchen zerstört und Bischöfe

*) Sprach Girardo Pisto so, dann verwechselte er offenbar Heinrich IV. mit Heinrich V.

geblendet habe, dürfe man aus seinem grausamen und tyrannischen Regiment nicht Folgerungen für die Gegenwart ziehen. Wolle der Kaiser sich aber mit dem begnügen, was ihre Vorfahren Heinrich V., Konrad III., Lothar und ihm selbst im Anfange seiner Regierung geleistet hätten, so seien sie bereit ihm willig das Gleiche zu leisten.

Nachdem Girardo Pisto die Vorschläge Erzbischof Christians beseitigt, trat er mit der Erklärung hervor, daß die Lombarden geneigt seien auf die früher im Cremoneser Schiedsspruch*) festgestellten und verbrieften Bestimmungen einzugehen und auf Grund derselben unverbrüchlich mit dem Kaiser im Frieden zu leben; jener Schiedsspruch würde ja schon zu seiner Zeit zur Ausführung gelangt sein, wenn der Kaiser nicht von ihnen die Loslösung von der kirchlichen Einheit verlangt hätte; man dürfe ihnen doch jetzt deshalb, weil sie dem Schisma damals nicht hatten zustimmen wollen, keine beschwerlicheren Friedensbedingungen zumuthen. Die kaiserlichen Bevollmächtigten gingen in der That darauf ein, den Cremoneser Schiedsspruch bei den weiteren Verhandlungen zu Grunde zu legen, doch waren sie bei der günstigeren Lage des Kaisers nicht mehr gewillt, alle Bestimmungen jenes Schiedsspruches noch jetzt gelten zu lassen. Mehrere Artikel deuteten sie zu Gunsten des Kaisers um, andere wollten sie überhaupt nicht anerkennen. Die Lombarden beriefen sich ihnen gegenüber auf das Zeugniß der Cremonesen, obwohl sie mit diesen bereits in Feindschaft standen, doch wurde auch damit Nichts erreicht.

Mehrere Tage wurden diese fruchtlosen Verhandlungen fortgeführt, bis man endlich übereinkam, den Papst von den widersprechenden Forderungen beider Theile in Kenntniß zu setzen und seinen Rath zu verlangen. Der Papst erkannte, daß die Friedensverhandlungen auf dem betretenen Wege sich in das Unabsehbare hinziehen würden, ja völlig zu scheitern drohten, was ihn in die peinlichsten Verwickelungen gebracht haben würde; er trat deshalb mit dem Vorschlage hervor, von einem definitiven Friedensschluß zwischen dem Kaiser und den Lombarden jetzt Abstand zu nehmen und sich mit einem sechsjährigen Waffenstillstand zu begnügen, der dann hoffentlich später zu einem dauernden Frieden führen werde. Zugleich eröffnete er den kaiserlichen Bevollmächtigten: sein dringender Wunsch sei, daß der Kaiser auch mit

*) Vergl. oben S. 707. 708.

dem König von Sicilien, wenn nicht einen dauernden Frieden, so doch einen Waffenstillstand auf mindestens fünfzehn Jahre schließe, denn so lange der Kriegszustand mit Sicilien bestände, könne unmöglich der Friede mit der Kirche zum Abschluß kommen.

Die Bevollmächtigten der Lombarden und die Gesandten des Königs von Sicilien scheinen den Vorschlägen des Papstes nicht entgegengetreten zu sein*), dagegen erregten sie dem Erzbischof Christian und den anderen kaiserlichen Abgeordneten schwere Bedenken. Nachdem sie sich mit einander berathen, erwiderte Christian in ihrem Namen dem Papste: sie seien vom Kaiser angewiesen worden mit ihm über den Frieden mit der Kirche, den Lombarden und dem König von Sicilien zu unterhandeln, da er aber jetzt mit den ganz neuen Vorschlägen von Waffenstillständen mit den Lombarden und Sicilien statt des Friedens hervortrete, könnten sie ihm hierauf keine bestimmte Antwort geben, ehe sie nicht darüber sich mit dem Kaiser selbst besprochen hätten. Der Papst war damit einverstanden, daß sie sich zu diesem Zwecke zum Kaiser begeben wollten.

Der Kaiser hatte während dieser Verhandlungen sich in Ravenna aufgehalten. Noch am 24. Mai verweilte er dort und schon damals war Erzbischof Christian wieder an seinem Hofe erschienen. Bald darauf verließ der Kaiser Ravenna. Am 31. Mai war er zu Volano, am 2. Juni in der nahe bei Volano auf einer waldigen Insel des Po belegenen Abtei S. Maria di Pomposia, wo einst auch Otto III. vor seinem geheimnißvollen Besuche in Venedig verweilt hatte**). Hier, hart an der Grenze des venetianischen Gebiets, finden wir ihn von einer großen Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten umgeben, unter denen die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Magdeburg und Trier waren; hier wurde ohne Zweifel über die neuen Vorschläge des Papstes Rath gehalten. Der Kaiser war über sie keineswegs erfreut, scheint sogar darüber erzürnt gewesen zu sein, daß seine Bevollmächtigten dieselben

*) Wir wissen nicht, ob den Lombarden die Bestimmung des Vertrags von Anagni bekannt war, wonach unter Umständen Streitpunkte zwischen ihnen und dem Kaiser durch die Bevollmächtigten des Kaisers und des Papstes ohne die der Lombarden entschieden werden konnten. Kannten sie diese Bestimmung, so ist ihre Nachgiebigkeit leichter erklärlich. Vergl. oben S. 798 Art. 9.

**) Vergl. Bd. I S. 747.

nicht sofort zurückgewiesen hatten; denn er soll ihnen vorgeworfen haben, daß sie mehr auf den Vortheil der Kirche als des Reiches Bedacht nähmen. Er sandte sie nach Venedig zurück und befahl ihnen dem Papste zu erklären, daß er gern mit ihm und der Kirche Frieden schließen, aber auf Waffenstillstände mit dem Könige von Sicilien und den Lombarden sich nicht einlassen werde. Diese Antwort des Kaisers wurde dem Papste überbracht, der damit seine Vorschläge als beseitigt ansehen mußte.

Unerwartet erschien jedoch wenig später der kaiserliche Kanzler Gottfried, der am Hofe zurückgeblieben war, begleitet von dem Bischof Pontius von Clermont und Abt Hugo von Bonnesvaux, in Venedig mit dem Auftrage, ohne Wissen Christians und der anderen Bevollmächtigten dem Papste zu eröffnen, daß der Kaiser aus Liebe zum Papste auf die vorgeschlagenen Waffenstillstände eingehen werde, wenn derselbe dagegen ihm eine andere Forderung zugestehe. Diese Forderung sollte aber nicht dem Papste selbst bekannt gegeben werden, sondern nur zwei von ihm bestimmten Cardinälen, und wenn diese sie ihm zur Annahme empfehlen würden, sollte er sie ohne Weiteres genehmigen.

Der Papst, mehr als je das Scheitern der Friedensarbeiten befürchtend, ging auf das höchst befremdliche Ansinnen des Kaisers ein und beauftragte den Cardinalbischof Hubald von Ostia und den Cardinal Theodin die kaiserliche Forderung zu vernehmen. Als diese von derselben unterrichtet waren, riethen sie dem Papste zur Annahme. Aber dieser nahm jetzt doch Anstand die ihm geheim gehaltene Forderung zu genehmigen; er fürchtete eine Ueberlistung von deutscher Seite. Im Widerspruch mit seinem früheren Zugeständniß erklärte er jetzt: es zieme sich nicht für die apostolische Autorität, in eine unbekannte Forderung zu willigen und über eine zweifelhafte und ungewisse Sache eine Entscheidung zu treffen; wenn man ihm die Forderung des Kaisers kundgeben wolle und sie für die Kirche nicht nachtheilig sei, so werde er gern sie erfüllen. Als der Kanzler Gottfried dies vernahm, kehrte er, empört über die Sinnesänderung des Papstes, sogleich zum Kaiser zurück. Dagegen blieben der Bischof von Clermont und der Abt von Bonnesvaux in Venedig zurück und suchten den Papst wieder umzustimmen. Als ihre Bemühungen vergeblich blieben, entschlossen sie sich endlich nothgedrungen ihm die kaiserliche Forderung bekannt zu geben.

Sie betraf das Mathildische Land. Der Kaiser hatte bekanntlich den Ansprüchen der römischen Kirche gegenüber das Recht des Reiches an diesem Lande festgehalten und war nach dem Zurücktreten des alten Welfs selbst in den Besitz des großen Fürstenthums gelangt. Wir wissen, daß bei den Verhandlungen zu Anagni vereinbart war, daß das Mathildische Land dem Papste, so weit er es früher besessen, zurückgegeben werde. Die kaiserlichen Bevollmächtigten hatten damals darin gewilligt, und so beschwerlich dem Kaiser diese Bestimmung war, hatte er sie mit den anderen als für ihn verbindlich anerkannt. Es war ihm nicht zu verargen, wenn er sich jetzt, wo der Papst selbst die Basis der früheren Verhandlungen verließ, auch seinerseits ein ihm wichtiges Zugeständniß aus der veränderten Sachlage zu gewinnen suchte; befremdlicher erscheint das Geheimniß, mit welchem er die Sache sogar seinen eigenen Bevollmächtigten in Venedig gegenüber umhüllte, aber auch dies wird erklärlich, da die Mehrzahl dieser Bevollmächtigten in Anagni den Vertrag vereinbart und sich persönlich für die Ausführung der dort getroffenen Bestimmungen verpflichtet hatte.

Und was verlangte der Kaiser in Bezug auf das Mathildische Land? Er beanspruchte, daß er dort auf weitere fünfzehn Jahre, d. h. auf so lange, als der Waffenstillstand mit dem König von Sicilien in Aussicht genommen war, ohne Einspruch die Einkünfte erheben dürfe; nach Ablauf der fünfzehn Jahre erbot er sich den rechtlichen Nachweis der Ansprüche des Reichs der römischen Kirche gegenüber zu führen, doch sollte während des Rechtsstreites das Land in seinem Besitze verbleiben. Der Papst erklärte sich nun in der That bereit die Einkünfte noch auf weitere fünfzehn Jahre dem Kaiser zu belassen, verlangte aber, daß nach Ablauf dieser Zeit das Land wieder der römischen Kirche zurückgegeben werde; wolle der Kaiser dann, nachdem die Kirche in den Besitz getreten, über das Eigenthumsrecht einen Rechtsstreit beginnen, so werde sie ihm willig zu Recht stehen. Diese Antwort des Papstes, die dem Kaiser von dem Bischof von Clermont und dem Abt von Bonnesvaux mitgetheilt wurde, war begreiflicher Weise nicht nach dem Sinne des Kaisers, aber er unterließ es, die Verhandlung über die Sache weiter zu verfolgen, um die Friedensarbeiten nicht ganz ins Stocken zu bringen.

Was der Kaiser mit dem Papste verhandelt, blieb nicht lange Geheimniß; auch Christian und die anderen kaiserlichen Bevollmächtigten

waren davon unterrichtet und wußten, daß der Kaiser dem Papste Geneigtheit gezeigt hatte, auf längere Waffenstillstände mit den Lombarden und dem Könige von Sicilien einzugehen, wofern ihm dagegen andere Zugeständnisse gemacht würden. So wurden die Verhandlungen zwischen den verschiedenen in Venedig versammelten Bevollmächtigten fortgesetzt und scheinen sich nun zumeist auf die Bestimmungen für jene Waffenstillstände bezogen zu haben. Ueber den Gang dieser Verhandlungen sind wir nicht unterrichtet, doch mußte auch bei ihnen der Papst auf Schwierigkeiten stoßen. Die Lombarden mißtrauten ihm, der noch von Venedig aus den Mailändern geschrieben hatte, er werde sich eher in Stücke hauen lassen, als mit dem Kaiser ohne sie Frieden schließen, und jetzt doch über einen besonderen Frieden für sich verhandelte. Die kaiserlichen Bevollmächtigten fühlten sich unsicher, seitdem der Kaiser ohne ihr Wissen mit dem Papste in Verbindung getreten war und Forderungen gestellt hatte, die mit dem Abkommen in Anagni in Widerspruch standen. Sie empfanden es überdies als ein Hinderniß, daß ihnen die Verbindung mit dem Kaiser in der letzten Zeit wieder erschwert war. Denn der Kaiser hatte sich, gleich als ob er zunächst von den Verhandlungen in Venedig keinen Erfolg erwarte, von Pomposia entfernt und wieder nach Cesena begeben*). Die Verhandlungen konnten deshalb nur langsam vorschreiten, aber doch waren bis zum 6. Juli die Bevollmächtigten zu Vereinbarungen gekommen, die schriftlich formulirt wurden und nur noch der Zustimmung des Kaisers bedurften.

Die kaiserlichen Bevollmächtigten erklärten jetzt dem Papste: sie hegten die Besorgniß, daß in ihrer Abwesenheit die Gegner des Friedens über den Kaiser Macht gewinnen und er voll Unmuth über die Verzögerung der Verhandlungen dieselben ganz abbrechen könne; es scheine ihnen deshalb rathsam, dem Kaiser die Erlaubniß zu ertheilen, in die Nähe Venedigs zu kommen, damit die von beiden Seiten abzusendenden Boten sich schneller ihrer Aufträge entledigen könnten; so würde das begonnene Friedenswerk hoffentlich bald zum Abschluß gelangen. Der Papst berieth sich hierüber mit den Abgeordneten der Lombarden und des Königs von Sicilien und eröffnete dann den deutschen Bevollmächtigten, daß es ihm ganz erwünscht sein würde, wenn der Kaiser

*) Cesena liegt etwa zehn deutsche Meilen südlich von Pomposia.

mit einem geringen Gefolge nach Chioggia kommen wolle, doch sollten sie vorher auf ihr Seelenheil beschwören lassen, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papstes sich nicht weiter Venedig nähere. Der Schwur wurde geleistet, und sogleich ging dann Erzbischof Philipp von Köln mit einigen Begleitern nach Cesena zum Kaiser und forderte ihn auf, seinen Hof nach Chioggia zu verlegen. Der Kaiser machte sich schleunigst auf den Weg. Zu Ravenna kam ihm Petrus, der Sohn des Dogen, mit vielen vornehmen Venetianern entgegen und geleitete ihn bis Chioggia. Der Kaiser befand sich hier auf dem Gebiet der Republik, nur wenige Stunden von Venedig; Alles, was dort geschah und verhandelt wurde, vernahm er noch an demselben Tage.

Die Nähe des Kaisers war für den Abschluß der Verhandlungen von wesentlicher Bedeutung; dennoch rief sie zunächst in Venedig eine Volksbewegung hervor, die dem Frieden eher hinderlich als förderlich zu sein schien. Der Kaiser hatte Anhänger in Venedig, welche sich alsbald zu ihm nach Chioggia begaben und ihm unverzüglich auch ohne Erlaubniß des Papstes in ihre Stadt zu kommen riethen; er werde dann mit ihrer Hülfe von dem Papst und den Lombarden leicht einen Frieden gewinnen können, wie er ihn wünsche. Der Kaiser scheint auf diesen Rath übereifriger Freunde wenig gegeben und ihnen nur angedeutet zu haben, daß ein solches Anerbieten nur Gewicht haben könne, wenn es von der ganzen Bürgerschaft ausginge.

Wenig später als jene Venetianer erschien bei dem Kaiser eine Gesandtschaft des Papstes, bestehend aus dem Bischof Wilhelm von Porto, den Cardinalpriestern Johannes, Theodin und Petrus und dem Cardinaldiakon Hyacinth, die sämmtlich als päpstliche Bevollmächtigte bei den Friedensarbeiten betheiligt waren, und mit ihnen kam auch Erzbischof Christian und die anderen kaiserlichen Bevollmächtigten. Der Papst ließ durch seine Gesandten erklären, daß er, wenn es dem Kaiser genehm sei, auch die Gesandten des Königs von Sicilien und einige Bevollmächtigte der Lombarden nach Chioggia schicken würde, damit derselbe in ihrer Gegenwart durch mehrere Fürsten in seinem Namen beschwören ließe, daß er den Frieden mit der Kirche, den Waffenstillstand mit Sicilien auf fünfzehn Jahre und mit den Lombarden auf sechs Jahre, so wie sie vereinbart wären, unverbrüchlich halten werde; sobald dies beschworen, könne der Kaiser sicher nach Venedig kommen, den Segen und die Gunst des Papstes gewinnen. Es wurde damit

die Zustimmung des Kaisers zu den ohne seine ausdrückliche Vollmacht neuerdings vereinbarten Bestimmungen verlangt, aber der Kaiser weigerte sich sie sofort zu ertheilen; er erklärte, daß diese ihm neuen Bestimmungen der Erwägung bedürften. Eine bestimmte Antwort verzögerte er von einem Tage zum anderen.

Es wird erzählt, die Zurückhaltung des Kaisers sei dadurch veranlaßt worden, daß er auf eine Erhebung der venetianischen Bürgerschaft in seinem Interesse gerechnet habe. In der That hatten die Bürger, welche bei dem Kaiser in Chioggia gewesen waren, eine allgemeinere Bewegung hervorgerufen und waren in einer Versammlung in S. Marco in den Dogen gedrungen den Kaiser nach Venedig einzuladen. Der Doge hatte auf den Eid der Venetianer verwiesen, wonach ohne Erlaubniß des Papstes der Kaiser das Stadtgebiet nicht betreten dürfe, doch wandte man ihm ein, daß jener Eid, nachdem der Kaiser bereits mit Erlaubniß des Papstes auf venetianischem Gebiet sich befinde, keine Bedeutung mehr habe. Nichtsdestoweniger beschloß man sogleich eine Gesandtschaft an den Papst zu schicken, um von ihm zu verlangen, daß er in die Herüberkunft des Kaisers willige. Es war inzwischen Nacht geworden, und als die Gesandten in den Palast des Patriarchen kamen, mußte der Papst aus dem Schlafe geweckt werden, damit sie ihr Anliegen vorbringen konnten. Der Papst war über ihre Zudringlichkeit sehr erzürnt, nicht minder bestürzt über ihre Forderung. Er erinnerte sie an ihren ihm geschworenen Eid und verlangte, daß sie die Rückkehr seiner Gesandtschaft an den Kaiser, die schon am nächsten Tage erfolgen könne, abwarten sollten; nach deren Eintreffen werde er ihnen über seinen Entschluß Auskunft geben.

Das Gerücht, daß die Venetianer entschlossen seien den Kaiser nach ihrer Stadt zu führen, erfüllte die lombardischen Bevollmächtigten, die in der Stadt zurückgeblieben waren, mit Schrecken; sie fürchteten für ihre Sicherheit, verließen sofort Venedig und begaben sich auf das Festland in die Gegend von Treviso. Auch der Papst und die wenigen Cardinäle, die sich an seiner Seite befanden, standen in schweren Sorgen; denn es war zu befürchten, daß der Kirche, wenn der Kaiser vor Beschwörung des Friedens nach Venedig komme, große Nachtheile erwachsen könnten. Die sicilischen Gesandten suchten den Papst durch die Erklärung zu ermuthigen, daß für seine Sicherheit, da sie zwei königliche Galeeren stets für ihn bereit hielten, hinreichend gesorgt sei. Der Papst

war durch diese Erklärung beruhigt und wollte jedenfalls noch bis zum anderen Tage die Rückkehr seiner Gesandten abwarten.

Die sicilischen Gesandten begaben sich darauf zum Dogen und beklagten sich, daß die Venetianer trotz ihrer eidlichen Verpflichtung den Kaiser nach Venedig berufen und dadurch den Frieden verhindern wollten. Zugleich theilten sie ihm mit, daß sie die Ankunft des Kaisers nicht abwarten, sondern am anderen Tage die Stadt verlassen würden; ihr König solle erfahren, welchen Dank ihm Venedig für so viele empfangene Wohlthaten erweise. Der Doge erwiederte, daß man den Frieden nicht hindern, vielmehr nur dessen Abschluß beschleunigen wolle; deshalb könne er ihnen auch nicht die Erlaubniß zur Abreise ertheilen, sondern ersuche sie ruhig die Antwort des Kaisers abzuwarten. Voll Entrüstung bestritten die Gesandten, daß sie eine Erlaubniß des Dogen bedürften, und wiederholten, daß sie am nächsten Tage abreisen würden. Sie trafen dann sogleich unter dem Klange ihrer Tuben mit vielem Geräusch die Anstalten zur Abfahrt. Man sah dies in der Bürgerschaft nicht ohne Besorgnisse. Viele hatten im sicilischen Reiche Verwandte, die durch Handelsgeschäfte dort aufgehalten waren; sie fürchteten, daß der König die ihm von der Stadt angethane Unbill an den Ihrigen rächen würde. Sie drangen deshalb in den Dogen, die sicilischen Gesandten zurückzuhalten und die Ankunft des Kaisers zu verhindern.

Der Doge, in nicht geringe Bedrängniß versetzt, sandte angesehene Männer an den Papst, ließ ihn wegen der Unschicklichkeiten, die man sich gegen ihn erlaubt hatte, um Verzeihung bitten und ersuchte ihn um seine Fürsprache bei den sicilischen Gesandten. In der That verzieh der Papst nicht allein für seine Person, sondern sandte auch seinen Seneschall, den Subdiakon Roger von Pisa, zu den Siciliern und brachte es dahin, daß sie erklärten, die Abreise aufschieben zu wollen. Am anderen Tage ließ der Doge durch Heroldsruf am Rialto verkünden: Niemand sollte sich fortan von der Ankunft des Kaisers zu reden unterstehen, so lange nicht der Papst darüber bestimmt habe. Damit hörten die tumultuarischen Bewegungen in der Stadt auf, und bald wurde bekannt, daß der Kaiser mit Einwilligung des Papstes in Venedig einziehen werde.

Erzbischof Romuald, dem wir den besten Bericht über die Friedensverhandlungen in Venedig verdanken, ist gerade über die letzterwähnten

Vorgänge, bei denen er selbst eine hervorragende Rolle spielte, sehr ausführlich. So gewiß seiner Darstellung Thatsachen zu Grunde liegen, hat er die Bedeutung derselben übertrieben. Er nimmt an, daß der Kaiser zu Chioggia die Antwort an die päpstlichen Gesandten nur deshalb verzögert habe, weil er auf den glücklichen Ausgang der von seinen Anhängern angeregten Bewegung in der Stadt rechnete, und daß er erst auf die Nachricht von dem Scheitern derselben nachgiebiger geworden sei. Es ist glaublich, daß der Kaiser zu Chioggia von den Vorgängen in Venedig Kunde erhielt und diese nicht ganz ohne Einfluß auf seine Entschließungen war, aber höchst unwahrscheinlich, daß er hauptsächlich durch jene Vorgänge sich schließlich habe bestimmen lassen.

Der Kaiser hatte Bedenken gehabt, die in Venedig unter Mitwirkung seiner Bevollmächtigten getroffenen letzten Vereinbarungen sofort zu genehmigen. Wir wissen, wie er schon früher die in dem Abkommen von Anagni enthaltene Bestimmung über das Mathildische Land zu beseitigen gesucht hatte, und es ist nicht zu verwundern, wenn er jetzt in der letzten Stunde noch einmal darauf Bedacht nahm; auch andere Punkte in den ihm vorgelegten Entwürfen mögen ihm Anstoß erregt haben. Deshalb verlangte er Zeit zur Erwägung, und er wird sonder Zweifel die verlangte Antwort nach dem Herkommen mit seinen Fürsten eingehend berathen haben*). Es wird nun berichtet, und der Bericht wird kaum zu beanstanden sein, daß Erzbischof Christian und die anderen Kirchenfürsten dem Kaiser die Vereinbarungen in Anagni vorhielten, denen er sich jetzt entziehen zu wollen scheine, und ihm erklärten, daß sie bei aller Treue, die sie ihm auch ferner in weltlichen Dingen beweisen würden, fortan doch nur Alexander als rechtmäßigen Papst anerkennen könnten.

Diese Erklärungen sollen einen tiefen Eindruck auf den Kaiser gemacht und ihn bewogen haben die ihm vorgelegten Friedensentwürfe zu genehmigen, aber es geschah doch nicht eher — wir haben dafür das

*) Eine solche Berathung wird am 20. Juli im Kloster der h. Dreieinigkeit zu Brondolo, unweit von Chioggia, stattgefunden haben. In einer Urkunde, welche der Kaiser an diesem Tage dort ausstellte, sind als Zeugen genannt der Patriarch von Aquileja, die Erzbischöfe von Magdeburg, Mainz, Trier, Köln und Besançon, die Bischöfe von Merseburg, Straßburg, Osnabrück, Minden, Concordia und Ceneda, der Erwählte von Worms, der Protonotar Wortwin, die Grafen Florentius von Holland, Boppo von Wertheim und Heinrich von Diez, Jakob, der Sohn des Dogen von Venedig, und Andere.

eigene Zeugniß des Kaisers — als bis zu Chioggia zwischen ihm und den vom Papste gesandten Cardinälen in dem Vertrage mit der Kirche Aenderungen vereinbart waren, wonach von einer Restitution des von den Päpsten beanspruchten, aber vom Kaiser besetzten Mathildischen Landes nicht mehr die Rede war, sonach der Streit über dies Land nur nach den für die anderen zwischen Reich und Kirche streitigen Besitzungen entschieden werden konnte. Erst mit diesen Aenderungen, zu denen die Cardinäle wohl noch in Chioggia die Genehmigung des Papstes erhielten, ist die Friedensurkunde am 21. Juli vom Kaiser zu Chioggia genehmigt worden.

Nachdem dies geschehen, befahl der Kaiser sofort dem Grafen Dedo von Groitsch und dem Kämmerer Sigibot mit den Cardinälen und seinen eigenen Bevollmächtigten nach Venedig zu gehen und in seinem Namen in Gegenwart des Papstes, der Bevollmächtigten des Königs von Sicilien und der Lombarden zu beschwören: sobald er nach Venedig käme, würde er ohne jede Weiterung auf sein Seelenheil beeidigen lassen, daß er den Frieden mit der Kirche, den fünfzehnjährigen Waffenstillstand mit dem König von Sicilien und den sechsjährigen Waffenstillstand mit den Lombarden, so wie sie vereinbart und verbrieft seien, getreulich halten und dasselbe auch von Fürsten seines Reiches beschwören lassen werde. Eilend kehrten die Cardinäle und die kaiserlichen Bevollmächtigten, begleitet von dem Grafen Dedo und Sigibot, nach Venedig zurück und meldeten die große Friedensbotschaft dem Papste, der sogleich die geflüchteten Lombarden aus dem Trevisanischen zurückrufen ließ.

Am folgenden Tage (22. Juli) wurde der Abschluß des Friedens in Venedig bekannt gemacht. Der Papst empfing die Gesandten des Kaisers, um die Eidesleistung derselben entgegenzunehmen; er war umgeben von den sicilischen und lombardischen Bevollmächtigten, mehreren geistlichen und weltlichen deutschen Fürsten und einer großen Menge aus der Stadt. Vor dieser zahlreichen Versammlung beschworen Graf Dedo und Sigibot, was ihnen der Kaiser aufgetragen hatte; auch ein Kapellan des Erzbischofs von Köln leistete im Namen der anwesenden deutschen Fürsten den Eid, daß die Friedensbestimmungen getreulich erfüllt werden sollten. Sofort löste dann der Papst die Venetianer von dem ihm geschworenen Eide, wonach der Kaiser nicht ohne seine Erlaubniß den Boden Venedigs betreten durfte, und forderte selbst sie auf, ihn ehrenvoll einzuholen.

Der Doge beeilte sich dem Wunsche des Papstes zu entsprechen. Am nächsten Tage sandte er sechs Galeeren nach Chioggia, um den Kaiser mit seinem Gefolge nach dem Lido zu führen. Noch am Abende desselben Tages traf der Kaiser dort in dem Kloster des heiligen Nicolaus ein, wo er von Jakob, dem jüngeren Sohne des Dogen, und anderen vornehmen Venetianern begrüßt wurde. Auch die deutschen Fürsten, die in Friedensgeschäften nach Venedig zurückgekehrt waren, stellten sich am Lido wieder ein.

In Venedig wurde indessen Alles zum festlichen Empfange des Kaisers vorbereitet, der am anderen Tage — einem Sonntag — stattfinden sollte. Die mittleren Pforten des Porticus von S. Marco wurden geschlossen und vor denselben auf einer Tribüne, zu welcher Stufen hinaufführten, der Thron für den Papst aufgestellt. An der Stelle, wo der Kaiser unweit des Doms zu landen hatte, wurden auf beiden Seiten hohe Masten aufgerichtet, von denen die Fahnen von S. Marco wehten; die Fahnen waren kunstreich gewebt und von solcher Länge, daß sie mit ihren Spitzen die Erde berührten. Die ganze Umgebung des Doms war in einen Festsaal verwandelt.

In der ersten Frühe des Sonntags (24. Juli) kam der Papst mit seinem Gefolge von Cardinälen und hohen Geistlichen, den Gesandten des Königs von Sicilien und den Bevollmächtigten der Lombarden nach S. Marco, hörte dort die Messe und sandte dann sofort die Cardinalbischöfe Hubald von Ostia, Wilhelm von Porto und Manfred von Palestrina, die Cardinalpriester Johannes, Theodin und Petrus nebst dem Cardinaldiakon Hyacinthus nach dem Lido, um den Kaiser vom Bann zu lösen. Nachdem Friedrich vor den Cardinälen dem Schisma abgesagt und Papst Alexander und seinen kanonisch gewählten Nachfolgern Gehorsam gelobt hatte, wurde er absolvirt und in die Einheit der Kirche wieder aufgenommen. Die Fürsten im Gefolge des Kaisers gelobten in gleicher Weise dem Papste Gehorsam. Christian von Mainz schwor auf das Evangelienbuch mit besonderem Nachdruck, daß er sich von den schismatischen Päpsten und ihren Anhängern lossage und allein Alexander als rechtmäßigen Papst anerkenne, damit Jedermann wisse, daß er nicht nur Christian heiße, sondern auch ein rechter Christ sei. Die reumüthigen Fürsten wurden dann ebenfalls von den Cardinälen absolvirt. Kaum war dies geschehen, so landeten zahlreiche venetianische Galeeren, welche den Dogen, den Patriarchen von Grado mit seinen Suffraganen

und eine große Menge Geistlicher und Weltlicher trugen, um den Kaiser nach Venedig zu geleiten. Der Kaiser bestieg die prachtvoll geschmückte Galeere des Dogen; dieser selbst nahm zur Rechten des Kaisers, der Patriarch von Grado zur Linken den Sitz ein. Auch die Cardinäle stiegen in dieselbe Galeere, das Gefolge des Kaisers in die anderen Schiffe. Schnell wurde der kurze Weg zurückgelegt und etwa um 10 Uhr landete der festliche Zug unweit S. Marco.

Inzwischen hatte der Papst den hohen für ihn aufgerichteten Thron vor S. Marco bestiegen; ihn umgaben auf der Tribüne mehrere Cardinäle, der Patriarch von Aquileja, die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna und viele ihrer Suffraganenbischöfe. Es soll damals der alte Streit zwischen Ravenna und Mailand über das Anrecht auf den bevorzugten Ehrensitz beim Papste wieder erhoben, vom Papste aber dadurch beseitigt sein, daß er einige Stufen herabstieg und einen Platz einnahm, wo die Rangordnung nicht mehr in Frage kam. Der Zeitpunkt wäre offenbar zu einem solchen Streite sehr unglücklich gewählt gewesen, und die ganze Erzählung verdient wohl wenig Glauben.

Als der Kaiser gelandet war, wurde er in großer Procession, indem der Doge, der Patriarch mit seinen Suffraganen und eine große Zahl von Klerikern und Laien ihm mit Fahnen und Kränzen voranzogen, nach S. Marco geführt. Hier erwartete ihn der Papst mit seiner geistlichen Umgebung; der weite Platz vor dem Dome wogte von einer unzählbaren Menschenmenge. Als der Kaiser sich dem Throne des Papstes näherte, legte er seinen Purpurmantel ab, beugte sich vor dem Papste zur Erde und küßte ihm die Füße. Unter Thränen erhob ihn der Papst und bot ihm den Friedenskuß. Diese Ceremonie zeigte augenfällig, wie der lange Kampf zwischen Kirche und Reich beendigt, der ersehnte Friede zwischen ihnen hergestellt war, und bewegte mächtig alle Gemüther. Die versammelte Menge stimmte frohlockend das Te Deum an; die Glocken des Domes begannen zu läuten, und unter diesen festlichen Klängen führte der Kaiser den Papst, dessen Rechte er ergriffen hatte, in ehrfurchtsvoller Haltung die Tribüne herab und in die Kirche; hier empfing er am Hauptaltar*) den Segen des Papstes. Nachdem er dann am Altare noch kostbare Geschenke niedergelegt hatte, verließ er

*) Der Kaiser soll dem schon altersschwachen Papst, der in Gefahr stand von der Menge erdrückt zu werden, Raum gemacht haben.

mit dem Papste den Dom. Dieser kehrte mit seinem Gefolge nach dem Patriarchenpalast zurück. Der Kaiser begab sich mit mehreren Großen und seiner Dienerschaft nach dem Dogenpalast, wo er für die Dauer seines Aufenthaltes in Venedig Wohnung nahm.

Es war ein großer Tag in der Geschichte Venedigs, als zwischen seinen Lagunen der achtzehnjährige Kampf zwischen Kirche und Reich zum Austrag kam. Die Fremden in der Stadt sollen den Venetianern zugerufen haben: „Wie glücklich seid ihr, daß bei euch ein so wichtiger Friede hergestellt werden konnte; das wird euch zu unsterblichem Ruhme gereichen!" Am meisten sorgten die Venetianer selbst für diesen Ruhm, und sie haben in späterer Zeit, um ihn zu erhöhen, sich Heldenthaten gegen den Kaiser und Verdienste um den Papst angedichtet, die mit der bezeugten Geschichte des Friedens im grellsten Widerspruche stehen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die Stadt, als die Friedensverhandlungen in ihr stattfanden, dem Kaiser eher freundlich, als feindselig gesinnt war. Auch das ist eine erst später von den Venetianern verbreitete Fabel, daß der Papst, als der Kaiser sich vor ihm beugte, den Fuß auf dessen Nacken gesetzt und das Psalmwort (Psalm 91, 13) ausgesprochen habe: „Auf den Löwen und Ottern wirst Du gehen und treten auf den jungen Löwen und Drachen." Ein hochmüthiger Triumph war nicht in der Seele des Papstes, als er die schwierigen Friedensarbeiten endlich mit Erfolg gekrönt sah; er war, wie aus seinen Briefen hervorgeht, über das Erreichte und die demüthige Haltung des Kaisers sehr erfreut, und fern lag ihm die Absicht, durch ein hoffärtiges Auftreten den Zorn des Kaisers zu reizen*).

In der That unterließ der Kaiser Nichts, um dem Papste alle die Ehren zu erweisen, welche er beanspruchen konnte. Gleich am nächsten Tage — es war das Fest des heiligen Jakobus — wollte er ihm auch die Dienste des Marschalls leisten, wie sie herkömmlich waren und er

*) In Deutschland hat die Zusammenkunft des Kaisers mit dem Papste zur Sagenbildung wenig Anlaß gegeben. Die Lauterberger Chronik, erst um 1225 geschrieben, erzählt: Markgraf Dietrich von der Lausitz sei ergrimmt, daß der Papst den Kaiser nicht sofort beim Fußfalle erhoben, und habe deutsch dem Papste zugerufen: „Warum thust du der kaiserlichen Würde solchen Schimpf an?" und als diese Worte dem Papste verdeutscht seien, habe dieser den Kaiser sogleich erhoben. Der Chronist erzählt dies nur als Gerücht, und es ist wenig wahrscheinlich, daß die Erzählung an Thatsächliches anknüpft.

sie selbst schon Hadrian IV. und Victor IV. geleistet hatte. Noch am Vorabend ließ er den Papst ersuchen das Hochamt in S. Marco zu celebriren, weil er selbst demselben beizuwohnen wünsche. Der Papst erklärte sich gern bereit und begab sich in der Frühe des Festtages mit seinen Cardinälen nach S. Marco, wo sich in der anstoßenden Sakristei auch die beiden Patriarchen, viele Erzbischöfe und Bischöfe um ihn versammelten. Als die Zeit der Messe gekommen war, zog er dann mit seinem Gefolge nach der Kirche. Am Eingang derselben empfing ihn der Kaiser, der seinen Mantel abgelegt hatte, ergriff seine Rechte und bahnte mit einer Gerte in der Hand ihm und seinem Gefolge den Weg durch die Menge. Er machte den Chor für sie und die deutschen Kleriker, welche die Gesänge bei der Messe ausführen sollten, frei. Auch er selbst blieb im Chor zurück und hörte andächtig zu, als die Messe begann.

Nach der Vorlesung des Evangeliums bestieg der Papst den Lettner, um eine Ansprache an die Gemeinde zu halten. Der Kaiser trat näher, um die lateinischen, ihm nur schwer verständlichen Worte besser zu hören, und der Papst ließ ihm zu Gefallen seine Rede sogleich durch den Patriarchen von Aquileja verdeutschen. Nach dem Credo trat der Kaiser mit seinen Fürsten zu dem Papst heran; sie fielen ihm zu Füßen und der Kaiser brachte ihm ein großes Geldgeschenk dar. Nach dem Schluß der Messe, als der Papst sich die Kirche zu verlassen anschickte, ergriff der Kaiser dessen Rechte und geleitete ihn bis an den Ausgang, wo der weiße Zelter stand, welchen er nach der Sitte des Festtages zu besteigen hatte. Ehrerbietig hielt ihm der Kaiser den Steigbügel und wollte dann die Zügel des Zelters führen, doch der Papst, den Willen für die That nehmend, ließ es nicht geschehen, sondern verabschiedete den Kaiser mit seinem Segen. In feierlichem Aufzuge legte er mit seinem Gefolge den kurzen Zug bis zu dem Landungsplatz zurück, wo ihn die Galeeren aufnahmen und nach dem Patriarchenpalast zurückführten.

Es schien sich seitdem ein vertrautes Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Papst zu entwickeln. Schon am anderen Tage besuchte der Kaiser den Papst im Palaste des Patriarchen. Er trat in das Gemach, wo sich der Papst mit den Cardinälen in vertrautem Gespräch befand. Kaiser und Papst beglückwünschten sich wegen des hergestellten Kirchenfriedens und unterhielten sich dann längere Zeit unter Benutzung von Dolmetschern in friedlicher und heiterer Weise. In bester Stimmung

kehrte der Kaiser nach dem Dogenpalast zurück. Wie erfreut der Papst über die Herstellung des Friedens und die Ehrerbietigkeit des Kaisers war, zeigen besonders die Schreiben, die er in den nächsten Tagen nach verschiedenen Seiten richtete. In einem Schreiben an das Generalkapitel der Cistercienser vom 30. Juli spricht er besonders seinen Dank für die Hingebung aus, welche der Orden in der Zeit der Trübsal gegen ihn und die römische Kirche bewiesen habe. In einem Schreiben vom folgenden Tage an König Ludwig von Frankreich rühmt er die nützlichen und erfolgreichen Dienste, welche ihm derselbe in den Tagen der Verfolgung geleistet und schreibt ihm nächst Gott den glücklichen Ausgang des Kirchenstreites zu. In allen diesen Schreiben nennt der Papst Friedrich seinen theuersten Sohn in Christo, den erlauchten Kaiser der Römer.

Gewissenhaft hatte der Kaiser Alles erfüllt, wozu er sich dem Papste gegenüber zur Bestätigung des Friedens verpflichtet hatte; nur die feierliche Beschwörung der gesammten in Venedig festgestellten Verträge durch die Fürsten und in seinem eigenen Namen war noch nicht erfolgt, und für diese Handlung wurde der 1. August bestimmt. An diesem Tage begab sich der Kaiser mit den Fürsten seines Gefolges, denen eine große Menge nachdrängte, in den Palast des Patriarchen, wohin auch die Gesandten des Königs und die Rectoren des Lombardenbundes beschieden waren. Der Papst empfing hier den Kaiser in einem großen Saale, wo er auf einem an erhöhter Stelle aufgeschlagenen Sessel Platz genommen hatte, zu seinen Seiten die Cardinäle der römischen Kirche. Der Papst wies dem Kaiser zu seiner Rechten vor den Cardinalbischöfen und Cardinalpriestern, dem Erzbischof Romuald von Salerno als Gesandten des Königs von Sicilien zu seiner Linken vor den Cardinaldiakonen Sessel an. Dann eröffnete er die Handlung mit einer Anrede*), in welcher er das Glück pries, daß der Kaiser wieder zur rechtgläubigen Kirche zurückgekehrt sei und diese dadurch den langersehnten Frieden gewonnen habe. Er erklärte, daß er jetzt, da ihm die religiöse und geneigte Gesinnung des Kaisers bekannt geworden sei, ihn als seinen theuersten Sohn ansehe, ihn, seine Gemahlin und seinen königlichen Sohn als katholische Fürsten anerkenne und alle schuldige Ehre ihnen erweisen lassen werde; er bitte Gott und die Apostel, den Kaiser und

*) Der Papst scheint italienisch gesprochen zu haben.

die Seinen zum Heile der Kirche lange am Leben zu erhalten. Der Kaiser legte darauf den Mantel ab, erhob sich vom Sessel und antwortete dem Papste in deutscher Sprache. Seine Worte, die Erzbischof Christian sogleich in das Italienische übertrug, enthielten das Bekenntniß seiner Bekehrung zur rechtgläubigen Kirche; er erkannte Alexander als den rechtmäßigen Papst an und verlangte, daß ihm als solchen alle gebührende Ehrfurcht erwiesen werde, zugleich versprach er der Kirche, dem Könige von Sicilien und den Lombarden nach den vereinbarten Bestimmungen Frieden zu gewähren. Freudiger Zuruf folgte den Worten des Kaisers.

Man schritt dann zur Eidesleistung. Ein Evangelienbuch, Reliquien der Heiligen und eine Partikel vom Kreuze des Herrn wurde in den Saal gebracht, und das Evangelienbuch berührend, leistete zuerst Graf Heinrich von Diez im Namen des Kaisers den Eid, daß derselbe den Frieden mit der Kirche, den fünfzehnjährigen Frieden mit dem Könige von Sicilien und den sechsjährigen Waffenstillstand mit den Lombarden, so wie sie von den Bevollmächtigten vereinbart, festgestellt und schriftlich aufgezeichnet seien, getreulich und unverbrüchlich halten, auch seinen Sohn, König Heinrich, dies beschwören lassen werde, daß ferner sein Sohn und die auf seiner Seite stehenden Lombarden innerhalb vierzig Tagen den Waffenstillstand mit dem Bunde beeidigen sollten, wenn dies nach Uebereinkunft der Rectoren nicht unterbliebe. Alsdann leisteten auf das Evangelienbuch zwölf deutsche Fürsten, jeder einzeln für seine Person, den Eid, daß sie Friede und Waffenstillstand, wie sie vereinbart, getreulich halten würden. Die schwörenden Fürsten waren die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Magdeburg und Trier, der Erwählte Conrad von Worms, der Kanzler Gottfried, der Protonotar Wortwin, Graf Florentius von Holland, Markgraf Dietrich von der Lausitz, dessen Bruder Graf Dedo von Groitsch, Graf Heinrich von Diez und Robert von Dürn*), die dann sämmtlich noch ihr Versprechen dem Papste in einer mit ihren Unterschriften und ihren Siegeln versehenen Urkunde bestätigten. In Bezug auf den mit Sicilien vereinbarten Waffenstillstand beschworen der Erzbischof von Salerno und der Graf Roger, daß ihr König, durch eine kaiserliche Gesandtschaft in Sicilien dazu aufgefordert, innerhalb zweier Monate durch einen seiner Fürsten in seinem Namen den Waffenstillstand beeidigen

*) Jetzt Walldürn im Badenschen.

lassen werde, daß ferner auch zehn Fürsten des sicilischen Reichs eidlich die Beobachtung desselben geloben sollten. Endlich gelobten noch Girardo Pisto und der Consul Roger Marcellino von Mailand, der Consul Cozo von Verona, der Brescianer Alberto von Gambara und neun andere angesehene Lombarden aus Piacenza, Bergamo, Parma, Reggio, Bologna, Novara, Alessandria, Padua und Vicenza, daß sie auf sechs Jahre den Waffenstillstand, wie er von den Bevollmächtigten festgesetzt sei, halten würden und in den einzelnen Städten von den Consuln und anderen angesehenen Männern in gleicher Weise der Waffenstillstand beschworen werden sollte.

Jede Bürgschaft für den Frieden zwischen Kaiser und Papst war jetzt gegeben. Das Friedenswerk, welches so viele harte Anstrengung gekostet hatte, war gesichert, der lange alle Verhältnisse des Abendlandes lähmende Streit zwischen Kirche und Reich zum Austrag gebracht worden. Man fühlte, daß man an einem neuen glückverheißenden Wendepunkt der Geschichte angekommen war, und dankbar gedachte man der Männer, durch deren Bemühungen besonders das schwierige Werk gelungen war.

Ohne Frage hatte Erzbischof Christian den größten und mühsamsten Theil der Arbeit getragen. Obwohl er einer der Vorkämpfer im Schisma gewesen war, hatte er sich doch, wie es scheint, persönliche Verdienste um Papst Alexander erworben und dadurch dessen Vertrauen gewonnen; es ist glaubhaft bezeugt, daß der Papst ausdrücklich seine Anwesenheit schon bei den Verhandlungen in Anagni verlangt hatte. Mochte den Kaiser bei den späteren Verhandlungen bisweilen der Argwohn beschleichen, daß sein Erzkanzler die Interessen der Kirche mehr als billig im Auge habe, die Verdienste, welche sich Christian um das Reich erworben hatte, waren doch so hervorragend, daß jede Mißstimmung gegen ihn bald schwinden mußte. Im Vertrauen des Kaisers wie des Papstes stehend, mit ungewöhnlichen staatsmännischen Eigenschaften ausgestattet, übte Christian auf die Friedensarbeiten den glücklichsten Einfluß. Neben ihm wird besonders Erzbischof Philipp als thätig genannt. Aber mehr als Beide galt in der allgemeinen Meinung Erzbischof Wichmann als Friedensstifter. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er, der nur widerstrebend den Würzburger Beschlüssen beigetreten war und sich von den kirchlichen Zerwürfnissen möglichst fern gehalten hatte, besonders den Kaiser bestimmte die Hand dem Papste zum

Frieden zu bieten, wie er denn auch bei den Verhandlungen zu Anagni in hervorragender Weise thätig gewesen war; bei den späteren Friedensverhandlungen in Venedig tritt er freilich weniger hervor, doch läßt sich vermuthen, daß er, erheblich älter als Christian und Philipp, durch seine ernste Haltung und durch sein Ansehen bei den deutschen Fürsten in bedenklichen Augenblicken ausgleichend eingewirkt haben wird.

Der Papst und der Kaiser selbst rühmen die hervorragenden Verdienste, welche sich die beiden am kaiserlichen Hofe anwesenden Cistercienser, Bischof Pontius von Clermont und Abt Hugo von Bonnevaux, um die Herstellung des Friedens erworben haben, und der Kaiser gedenkt dabei auch der Mitwirkung des ihm nahestehenden Karthäuserbruders Theoderich. Nur einmal ist eine Thätigkeit der beiden Cistercienser in unseren Quellen ausdrücklich erwähnt, und zwar bei der geheimen Gesandtschaft, welche der Kaiser wegen des Mathildischen Landes an den Papst schickte, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sie vom ersten Anfang der Friedensverhandlungen öfters zu solchen vertraulichen Missionen benutzt waren; in gleicher Weise wird auch Bruder Theoderich thätig gewesen sein. Der Papst gedenkt überdies der Förderung des Friedenswerks durch seine Cardinäle, und unter diesen scheint besonders Bischof Hubald von Ostia, ein hochbetagter Mann von versöhnlicher Gemüthsart, dem auch der Kaiser Vertrauen schenkte, wirksam gewesen zu sein. Auffällig ist, daß der Cardinal Konrad von Wittelsbach, trotz seines nahen Verhältnisses zum Papst und seiner genauen Kenntniß der deutschen Angelegenheiten, bei den Friedensarbeiten gar nicht hervortritt; es erklärt sich dies wohl aus der von Anfang an dominirenden Stellung, die Christian, sein persönlichster Widersacher, bei diesen Arbeiten einnahm. Bei den Verhandlungen zu Anagni scheint Konrad nicht anwesend gewesen zu sein. In Ferrara und Venedig war er im Gefolge des Papstes, doch finden wir ihn nicht unter den Bevollmächtigten desselben. Man wird Konrad eher unter den Gegnern, als den Förderern des Friedens zu suchen haben.

Die Friedensurkunden.

Der Friede von Venedig beruhte auf schriftlichen Aufzeichnungen, welche von den Friedensvermittlern festgestellt und dann durch Eid-

schwüre als bindend anerkannt waren. Wir kennen die Bestimmungen, welche die römischen Cardinäle und die deutschen Fürsten über den Frieden zwischen dem Kaiser und der Kirche vereinbart, in der Niederschrift mit ihren Namen unterzeichnet und besiegelt hatten, zwar nicht aus dem Original, doch aus gleichzeitigen glaubwürdigen Abschriften. Ingleichen sind uns die Bestimmungen des sechsjährigen Waffenstillstands mit den Lombarden, wie sie zwischen den deutschen und lombardischen Bevollmächtigten vereinbart, beschworen und in der Niederschrift unterzeichnet und besiegelt waren, durch ein gleichzeitiges Notariatsinstrument bekannt. In ähnlicher Weise sind auch besondere Aufzeichnungen über den fünfzehnjährigen Waffenstillstand mit dem König von Sicilien gemacht worden, doch sind wir über den Wortlaut derselben nicht unterrichtet.

Die Urkunde über den Frieden mit der Kirche schließt sich durchaus an das Abkommen von Anagni an und gibt wesentliche Veränderungen nur auf Grund der später getroffenen Vereinbarungen.

Im ersten und zweiten Artikel*) macht sich der Kaiser anheischig, daß er Alexander, den er als katholischen und allgemeinen Papst anerkannt hat, wie dessen katholisch eingesetzten Nachfolgern die ihnen gebührenden und herkömmlichen Ehren erweisen und wahren Frieden Papst Alexander, allen Nachfolgern desselben und der ganzen römischen Kirche gewähren wird.

Im dritten und vierten Artikel wird bestimmt, daß der Kaiser alle Besitzungen und Lehngüter der Stadtpräfectur oder anderer Zugehörigkeit, welche die römische Kirche früher gehabt und er selbst ihr genommen hat oder durch Andere hat nehmen lassen, ihr getreulich zurückgeben werde, doch vorbehaltlich der Rechte des Reichs; dagegen wird die römische Kirche alle Besitzungen, welche sie dem Kaiser genommen hat oder durch Andere hat nehmen lassen, ihm getreulich zurückgeben, doch vorbehaltlich der Rechte der Kirche. Zur Bewahrung der Besitzungen, welche der Kaiser so der römischen Kirche zurückgeben wird, verpflichtet er sich ihr hülfreiche Hand zu leisten.

In Artikel 5—7 werden wörtlich Bestimmungen des Vertrags von Anagni wiederholt, welche die Zurückgabe der vom Kaiser während

*) Die Bezifferung der Artikel entspricht der oben bei dem Vertrage von Anagni (S. 797—802) angewandten und weicht deshalb von der herkömmlichen ab.

des Schismas entfremdeten Vasallen der Kirche, die gegenseitige Unterstützung von Kaiser und Papst zur Aufrechthaltung der Rechte der Kirche und des Reichs und die Restitution aller den Kirchen während des Schismas vom Kaiser entzogenen Besitzungen betreffen *).

Nach Artikel 8 wird die Kaiserin Beatrix Alexander als katholischen Papst anerkennen, ingleichen König Heinrich, der auch ihm und seinen katholischen Nachfolgern die schuldige Ehrfurcht erweisen und in gleicher Weise, wie der Vater, den Frieden beschwören wird.

In Artikel 9 und 10 verpflichten sich der Kaiser und König Heinrich dem Könige von Sicilien wahren Frieden auf 15 Jahre, wie es von den Friedensvermittlern festgestellt ist, zu gewähren, desgleichen machte sich Friedrich verbindlich, dem Kaiser von Constantinopel und Allen, welche die römische Kirche unterstützt haben, wahren Frieden zu gewähren und ihnen weder selbst noch durch die Seinen wegen der der römischen Kirche geleisteten Dienste Schaden zuzufügen.

Nach Artikel 11 werden wegen der Streitigkeiten, welche schon vor der Zeit Papst Hadrians zwischen Kirche und Reich bestanden, von Seiten des Papstes und des Kaisers Vermittler bestellt werden, um sie durch Urtheilsspruch oder Uebereinkommen auszutragen; sollte eine Vereinbarung zwischen diesen Vermittlern nicht zu erreichen sein, so werden die Streitigkeiten durch einen Urtheilsspruch des Papstes und des Kaisers selbst oder ihrer Bevollmächtigten beendet werden. Der Artikel wiederholt Bestimmungen des Friedens von Anagni, doch ist bemerkenswerth, daß, während er dort besonders auf die sicilischen Verhältnisse bezogen war, diese Beziehung hier ausdrücklich unterlassen ist. In seiner jetzigen Gestalt mußte er hauptsächlich auf das Mathildische Land Anwendung finden, über welches die Bestimmung des sechsten Artikels des Vertrags von Anagni beseitigt war.

Die Artikel 12—21 wiederholen lediglich die betreffenden Bestimmungen des Vertrags von Anagni mit ganz unwesentlichen Aenderungen. Sie beziehen sich auf die Bestätigung der Erzbischöfe von Mainz und Köln in ihren Aemtern, die Entschädigung Konrads von Wittelsbach durch ein deutsches Erzbisthum, die Versorgung des Gegenpapstes und seiner Cardinäle, die Absetzung Geros und Herstellung Udalrichs in Halberstadt, die Versetzung Sifrieds von Brandenburg an

*) Artikel 6 des Vertrags von Anagni, welcher die Zurückgabe des Mathildischen Landes verlangte, ist hier ganz in Wegfall gekommen.

das Hamburger Erzstift und die Ungültigkeit der Verleihungen Balduins, das dem Papste überlassene Urtheil über die schismatischen Kleriker außerhalb des deutschen Reichs, die Herstellung des Bischofs Garsidonius von Mantua und des Erzpriesters von Sacco in ihre Aemter, die Wiedereinsetzung der deutschen Kleriker in ihre Stellen, wenn sie von ehemals katholischen oder durch solche ordinirten Bischöfen die Weihe empfangen haben, endlich das einzuschlagende Verfahren gegen die vom Gegenpapst Paschalis III. ordinirten Bischöfe von Straßburg und Basel.

Auch die Artikel 22—26 wiederholen nur bereits in Anagni getroffene Bestimmungen: die Zusagen des Papstes und der Cardinäle die Kaiserin als solche und ihren Sohn Heinrich als römischen König anzuerkennen, mit ihnen und dem Kaiser wahren Frieden zu halten, den Frieden durch Urkunden mit ihren eigenen Unterschriften zu bestätigen, über die Friedbrecher auf einem demnächst zu berufenden Concil die Excommunication zu verhängen und diese Maßregel auf einem allgemeinen Concil zu erneuern und die Beschwörung des Friedens durch vornehme Römer und Capitane der Campagna zu bewirken.

Der Artikel 27 verpflichtet den Kaiser nicht nur, wie es bereits in Anagni geschehen war, durch den eigenen und seiner Fürsten Eidschwur und durch eine von ihm und den Fürsten unterzeichnete Urkunde den Frieden mit der Kirche zu bestätigen, sondern auch den fünfzehnjährigen Frieden mit dem Könige von Sicilien und den Waffenstillstand mit den Lombarden, der vom 1. August an sechs Jahre dauern wird, durch seinen und seiner Fürsten Schwur zu bestätigen. Ueberdies soll er die auf seiner Seite stehenden Lombarden den Waffenstillstand, wie er festgestellt ist, beschwören lassen. Wenn Jemand diesen Schwur verweigern sollte, so wird der Kaiser allen Anderen auf seiner Seite bei seiner Huld und Gnade verbieten, dem Eidweigerer Hülfe zu leisten und ihn gegen Angriffe zu vertheidigen, und wegen solcher Angriffe keine Strafe verhängen. Auch König Heinrich wird die getroffenen Bestimmungen schriftlich anerkennen, und der Kaiser wird, wie der römischen Kirche, so in gleicher Weise dem Könige von Sicilien und den Lombarden den Waffenstillstand durch eine von ihm selbst und den Fürsten unterzeichnete Urkunde bestätigen.

Der Schlußartikel der Friedensurkunde (28) wiederholt endlich die schon zu Anagni festgestellten Sicherheiten für den Fall, daß der Kaiser

oder der Papst mit Tode abgehen sollte, und fügt nur die ausdrückliche Bestimmung hinzu, daß der Friede auch für die Nachfolger des Papstes bindend sein solle. Die beiden letzten Artikel des Vertrags von Anagni, die nur für die Zeit der Friedensverhandlungen Bedeutung hatten, sind selbstverständlich nicht wiederholt worden.

Die über den Waffenstillstand mit dem Lombardenbunde vereinbarte Urkunde ist uns in Kopien eines Protokolls erhalten, welches der Notar Fantolinus über die Beeidigung am 1. August abgefaßt hat. Besonders wichtig ist, daß im Eingange der Urkunde ein Verzeichniß einerseits der wichtigsten Städte, Ortschaften und Personen auf kaiserlicher Seite, andererseits der dem Lombardenbunde Angehörigen gegeben wird. Als kaiserlich werden genannt Cremona, Pavia, Genua, Tortona, Asti, Alba, Acqui, Turin, Ivrea, Ventimiglia, Savona, Albenga, Casale, Monteveglio, Imola, Faenza, Ravenna, Forlì, Forlimpopoli, Cesena, Rimini, Castrocaro, der Markgraf von Montferrat mit seinen Söhnen, die Grafen von Biandrate, die Markgrafen von Vasto und Busco und die Grafen von Lomello, auf Seiten des Bundes Venedig, Treviso, Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Ferrara, Mantua, Bergamo, Lodi, Mailand, Como, Novara, Vercelli, Alessandria, Cassino, Belmonte*), Piacenza, Bobbio, Opizo Malaspina, Parma, Reggio, Modena, Bologna, die Leute von S. Cassiano und der kleine Ort Dozza**).

Zwischen den genannten Städten, Personen und Ortschaften und denen, die ohne aufgeführt zu sein der einen oder der anderen Seite angehören, wird Waffenstillstand vom 1. August an auf die Dauer von sechs Jahren unter folgenden Bedingungen geschlossen:

Der Kaiser wird den Waffenstillstand in seinem Namen beschwören lassen, wie auch sein Sohn; ferner werden die anwesenden deutschen Fürsten, dann Garsidonius von Mantua, der Markgraf von Montferrat und seine Söhne, die Markgrafen von Vasto und Busco, die Grafen von Biandrate und Lomello, die Consuln von Cremona und Pavia, ihre Räthe und zudem in öffentlicher Versammlung im Namen und im Auftrage der Bürgerschaft Einer aus deren Mitte beschwören, wie auch in den anderen kaiserlichen Städten zu beschwören ist, daß sie getreulich den Waffenstillstand gegen die zum Bunde gehörigen genannten oder

*) Cassino und Belmonte bei Alessandria.
**) Dozza bei Imola.

ungenannten Orte und Personen halten werden, so daß sie diese auf sechs Jahre in ihrem Besitz oder am Leibe weder selbst schädigen noch durch Andere schädigen lassen. In dem Eide soll auch enthalten sein, daß die Bundesangehörigen und ihr Eigenthum im Lande des Kaisers eben so sicher sein sollen, wie in Friedenszeiten, und die gleiche Sicherheit wird auch von dem Bunde den kaiserlichen Städten und Personen gegeben werden. Unter der Sicherheit „wie in Friedenszeiten" ist verstanden, daß der Kaiser und die Seinen sich gewissenhaft jeder Unbill gegen die Bundesangehörigen enthalten, wie in gleicher Weise der Bund gegen Alle, die auf des Kaisers Seite stehen. Auf Seiten des Bundes werden die Consuln der Städte mit ihren Räthen oder mit 50 Bürgern, wo kein Rath sein sollte, oder in nicht von Consuln regierten Städten die Podestàs, außerdem in jeder Stadt Einer aus der Bürgerschaft im Namen derselben und Opizo Malaspina mit seinem Sohne dem Kaiser und denen, die auf seiner Seite stehen, eidlich geloben den Waffenstillstand zu halten.

Zur Aufrechthaltung des Waffenstillstandes sollen aus jeder Stadt auf beiden Seiten und aus dem Lande des Markgrafen von Montferrat je zwei Männer gewählt werden, die zu beschwören haben, daß sie allen Fleiß zur Erhaltung desselben aufwenden und, wenn er von einer Stadt, einem Orte oder Person gebrochen werden sollte, wirksam einschreiten werden, damit innerhalb 40 Tagen der Friede hergestellt werde, wenn sich nicht die Parteien selbst über einen Aufschub verständigen sollten. Alle sollen in dem Eide, welchen sie zur Bewahrung des Waffenstillstandes leisten, verpflichtet werden, daß sie getreulich und wirksam jene erwählten Friedenswächter unterstützen, um den Frieden in der bestimmten Zeit herzustellen. Wenn von Bundesangehörigen eine Stadt, Ortschaft oder Person auf Seiten des Kaisers angegriffen und die Ruhe von den Friedenswächtern nicht hergestellt wird, so sollen deshalb der Kaiser und seine Anhänger den Waffenstillstand nicht brechen, sondern die Bundesstädte und Bundesangehörigen sollen den Friedbrecher nach dem Urtheil der Friedenswächter in den Bann thun, und in gleicher Weise soll verfahren werden, wenn der Bruch von Seiten derer erfolgt, die auf Seiten des Kaisers stehen. Wenn ein Glied des Bundes ein anderes gleichfalls dem Bunde angehöriges Glied angreift, sollen sich der Kaiser und die Seinen in den Streit nicht mischen, und eben-

sowenig der Bund, wenn sich unter denen auf kaiserlicher Seite Händel entspinnen.

Innerhalb der sechs Jahre des Waffenstillstandes wird der Kaiser keinen Kleriker oder Laien, die dem Bunde zugehören, zwingen ihm Treue zu schwören noch über einen im Bunde stehenden Vasallen wegen verletzter Treue oder unterlassener Dienstpflicht oder nicht verlangter Investitur innerhalb der Zeit des Waffenstillstandes ein Urtheil fällen oder fällen lassen. Außerdem wird er die Bundesangehörigen während des Waffenstillstandes nicht wegen früherer Streitsachen vor Gericht bescheiden.

Principielle Entscheidungen sind, wie es auch nach der Sachlage nicht zu erwacten war, in der Urkunde nirgends gegeben; sie beschränkt sich darauf, Vorkehrungen zur Erhaltung des Waffenstillstandes zu treffen, und dabei wird Bedacht genommen, daß dem Bunde durchaus gleiche Rechte mit dem Kaiser und seinen Anhängern zustehen. Jede Einmischung des Kaisers in die inneren Angelegenheiten des Bundes wird geflissentlich ausgeschlossen, aber auch von einem Einfluß des Papstes auf die Bundesverhältnisse ist nicht mehr die Rede.

Die Urkunde über den fünfzehnjährigen Waffenstillstand mit dem Könige von Sicilien liegt zwar nicht vor, doch kennen wir theils aus den Vereinbarungen mit der Kirche, theils aus dem alsbald vom Kaiser dem Könige von Sicilien ausgestellten Privilegium aus ihr die Bestimmungen, daß fünfzehn Jahre ein unverbrüchlicher Friede zwischen dem Kaiser und dem Könige bestehen und jeder Angriff zu Land oder See durch beide Herrscher während dieser Zeit unterbleiben sollte, daß ferner der Waffenstillstand im Namen des Kaisers und seines Sohnes, wie auch von deutschen Fürsten beschworen und durch eine kaiserliche Urkunde mit der Unterschrift des Kaisers selbst und deutscher Fürsten bestätigt werden sollte. Weiter war vorgesehen, daß der König von Sicilien innerhalb zwei Monate, durch eine Gesandtschaft des Kaisers dazu aufgefordert, den Waffenstillstand in seinem Namen und zugleich von zehn Fürsten seines Reiches beschwören lassen würde. Eine förmliche Anerkennung des sicilischen Reiches wird von Seiten des Kaisers kaum in der Vereinbarung ausgesprochen sein, aber sie geschah stillschweigend, indem der Kaiser mit dem „erlauchten König" ein solches Abkommen traf. So eingehende Bestimmungen über Verletzungen des Waffenstillstandes, wie sie mit der Lombardei vereinbart waren, werden

in der Urkunde schwerlich enthalten gewesen sein. Man hat den Waffenstillstand mit Sicilien vielfach schon damals als einen förmlichen Frieden bezeichnet und in der That wohl nicht anders angesehen. Fortan trat der Kaiser mit dem sicilischen Königreich in freundschaftliche Beziehungen; der hundertjährige Streit zwischen dem deutschen Reiche und den Normannen Italiens kam zum Abschluß.

Ausführung des Friedens.

Nach der Beschwörung des Friedens verweilten Papst und Kaiser noch längere Zeit in Venedig, um die Friedensbestimmungen, so weit es thunlich, sogleich zur Ausführung zu bringen. Beide umgab ein glänzender Hofstaat; denn Alles eilte ihnen zu, was durch den Frieden zu gewinnen hoffte oder zu verlieren fürchtete. Vornehmlich waren es die Bischöfe Deutschlands, Burgunds und Italiens, dann die Markgrafen und Grafen, die Consuln und angesehenere Männer aus der Lombardei.

So sammelte sich in Venedig eine erstaunliche Anzahl von Fremden, die man bald nach Tausenden zählte. Ein interessantes Verzeichniß der hervorragenden Gäste, welche damals die Lagunenstadt beherbergte, ist uns erhalten, und man sieht daraus, wie Jeder derselben von einem zahlreichen Gefolge umgeben war. So hatte Philipp von Köln 400, Christian von Mainz, Wichmann von Magdeburg, Udalrich von Aquileja je 300, die Bischöfe von Augsburg und Bamberg je 100, Herzog Leopold von Oesterreich 160, Herzog Hermann von Kärnthen 125, der Graf Guido Guerra 100, der Graf Roger von Andria 330 Leute im Gefolge. Man war längst in der großen Handelsstadt, wo sich Orient und Occident berührten, an ein reiches und vielbewegtes Leben gewöhnt, aber nie hatte man dort bisher gesehen, daß von allen Seiten des Abendlandes Männer des höchsten Ansehens zusammenströmten und sich um die Throne der beiden Häupter der abendländischen Christenheit schaarten. Es drängt sich das Gefühl auf, daß sich die Weltgeschicke jetzt hier entschieden.

Die in Venedig anwesenden Bischöfe und Geistlichen, welche in das Schisma verwickelt gewesen waren, beeilten sich von demselben sich loszusagen. Nachdem sie dies gethan, Alexander als dem rechtmäßigen

Papst und seinen kanonisch gewählten Nachfolgern Treue geschworen hatten, wurden sie vom Banne gelöst. Die deutschen Bischöfe, die schon am Lido absolvirt waren, scheinen doch noch einmal dem Papste ihre Devotion bezeigt zu haben. Christian von Mainz soll das Pallium, welches er vom Gegenpapste Paschalis erhalten hatte, mit eigener Hand im Palast des Patriarchen verbrannt, Wichmann von Magdeburg, Philipp von Köln, Arnold von Trier, der Erwählte Konrad von Worms sich aufs Neue vom Schisma losgesagt haben. Auch die Bischöfe von Passau, Augsburg, Basel, Straßburg, Halberstadt, Pavia, Piacenza, Cremona, Brescia, Novara, Acqui, Mantua, Bagnorea, Pesaro, Fano, der seit langer Zeit vertriebene Abt Hugo von Cluny und einige Cardinäle des Gegenpapstes werden unter den reuigen Klerikern genannt, die um Absolution baten und sie erhielten.

Die Absolvirten verblieben nicht alle in ihren früheren Stellen. In der Behandlung der schismatischen Kleriker wurde nach den Friedensbestimmungen verfahren. Christian und Philipp behielten nicht nur ihre Erzbisthümer, sondern empfingen auch vom Papste neue Pallien. Gero von Halberstadt wurde entsetzt und der von ihm verdrängte Udalrich restituirt, Garsidonius von Mantua und der Erzpriester von Sacco erhielten ihre Kirchenämter zurück, dagegen mußte der schismatische Bischof Syrus von Pavia dem seit 12 Jahren vertriebenen Petrus weichen, die Entscheidung über die Bischöfe von Straßburg und Basel wurde weiterer Untersuchung vorbehalten. Während im Allgemeinen die deutschen Geistlichen ihre Stellungen bewahrten, war das Schicksal der Geistlichkeit in Italien und Burgund wesentlich in die Hand des Papstes gelegt. Man war mit seinem Verfahren nicht durchweg einverstanden; man warf ihm vor, daß er auch von ihm selbst eingesetzte Bischöfe beseitigte.

Besondere Schwierigkeiten machte die Entschädigung Konrads von Wittelsbach, nachdem das Erzbisthum Mainz Christian bestätigt war. Im Frieden war Konrad das erste in Deutschland offen werdende Erzbisthum in Aussicht gestellt, aber er wollte offenbar auf Mainz nicht eher förmlich resigniren, als bis ein anderes seinen Wünschen entsprechendes Erzbisthum ihm gesichert war. Er selbst scheint da auf Salzburg sein Augenmerk gerichtet zu haben, wo die Verhältnisse ein Eingreifen des Papstes und des Kaisers ermöglichten, ja forderten.

Die unheilvollen Zerwürfnisse in der Salzburger Kirchenprovinz

waren noch nicht beseitigt. Adalbert hatte öfters eine Entscheidung vom Papste, welche die gegen ihn erhobenen Anklagen niederschlüge, zu erwirken versucht, aber es gelang ihm nicht. Auch seine Widersacher fanden Gehör beim Papste, so wenig auch sie mit ihren Forderungen durchdringen konnten, und der Gegenbischof Heinrich erhielt sich aufrecht. Als vom Papste im Sommer 1176 der Cardinalbischof Walter von Albano mit einer Legation nach Ungarn betraut wurde, war ihm zugleich der Auftrag ertheilt worden, nach Salzburg zu gehen, um den Streit über das Erzstift zu entscheiden. Der Cardinal hielt jedoch die Reise nach Deutschland für gefährlich und berief beide Parteien nach Gran. Adalbert erschien hier und mit ihm viele ihm zugethane Klostergeistliche, dagegen stellten sich Heinrich und sein ganzer Anhang nicht ein. Unter diesen Umständen nahm der Cardinal Anstand eine Entscheidung zu treffen, suspendirte aber die Nichterschienenen von ihren Aemtern und Würden, bis sie vom Papste wieder eingesetzt werden sollten; dem Papste rieth er, auf die Anklagen gegen Adalbert nicht mehr zu hören, vielmehr ihm in seinen Drangsalen die rettende Hand zu bieten. Aber weder die Vorstellungen des Cardinals noch wiederholte Bitten Adalberts vermochten den Papst zu einer definitiven Entscheidung, vielmehr machte er Alles von einer weiteren Untersuchung der Sache abhängig. Als er dann nach Venedig kam, beschied er Adalbert dorthin; er versicherte ihn seiner geneigten Gesinnung und eröffnete ihm Hoffnungen auf eine günstige Entscheidung. Adalbert erschien in Venedig, von mehreren Prälaten der Salzburger Kirche begleitet, aber er fand nicht die erwartete Aufnahme. Obwohl er theils in Person, theils durch seine Anhänger mündlich und schriftlich die gegen ihn erhobenen Anklagen zu widerlegen suchte, sah er bald, daß seine Sache verloren sei. Es war ihm unmöglich, die Gnade des Kaisers wiederzugewinnen, und dem Papste war die Sicherung des Kirchenfriedens wichtiger, als die Herstellung Adalberts in ein Amt, das er bisher nicht sehr rühmlich verwaltet hatte. Doch auch sein Widersacher Heinrich, der gleichfalls in Venedig anwesend und für seine Erhaltung im Erzbisthum thätig war, mußte bald die Vergeblichkeit seiner Bestrebungen einsehen. Nach längeren Berathungen kam es zu einer Vereinbarung zwischen dem Papst mit den Cardinälen und dem Kaiser mit den deutschen Fürsten, wonach beide Erzbischöfe entfernt und ein neues Oberhaupt der Salzburger Kirche gegeben werden sollte, um

die im Frieden in Aussicht genommene Reformation des Erzstiftes durchzuführen.

Adalbert und Heinrich sahen die Nothwendigkeit nachzugeben ein und legten ihr Erzbisthum in die Hände des Papstes nieder. Beiden wurden Versprechungen gemacht, daß sie bei passender Gelegenheit durch ein anderes Erzbisthum oder Bisthum entschädigt werden sollten*). Die Sorge für den Unterhalt Adalberts wurde zunächst dem Patriarchen von Aquileja übertragen.

Nachdem so das Erzbisthum Salzburg erledigt, war für Konrad von Wittelsbach Raum gewonnen. Kaiser und Papst drangen auf die schleunige Wahl desselben durch die anwesenden Salzburger Suffragane und Prälaten, unter denen sich auch die Bischöfe von Gurk und Passau befanden. Mit der Bitte, aus Rücksicht auf ihre abwesenden Collegen die Wahl zu verschieben, fanden sie kein Gehör und wählten dann einstimmig den Wittelsbacher. Der Papst, in dessen Hand Konrad jetzt das Mainzer Erzbisthum zurückgab, bestätigte die Wahl und beließ dem Erwählten auch seine Stellung als Cardinalbischof der Sabina und päpstlichen Legaten. Der Kaiser investirte ihn mit den Regalien in dem vollen Umfange, wie sie einst Erzbischof Eberhard besessen hatte.

Papst und Kaiser zeigten die getroffene Wahl am 9. August den Prälaten und Ministerialen, dem Klerus und den Laien der Salzburger Kirche an. Sie geboten ihnen dem neuen Erzbischof unweigerlichen Gehorsam zu leisten und alles der Kirche seit Eberhards Tode entfremdete Gut binnen vierzehn Tagen zurückzugeben; Jeder, der es herauszugeben sich weigere, wurde mit dem Banne bedroht. Eine wichtige Bestimmung des Venetianer Friedens wurde mit der Restitution der Salzburger Kirchengüter zur Ausführung gebracht.

In dem Schreiben an die Salzburger ertheilen Kaiser und Papst dem Wittelsbacher die höchsten Lobsprüche, wobei der Kaiser auch sein verwandtschaftliches Verhältniß zu ihm besonders hervorhebt. In der That war die Erhebung Konrads auf den Salzburger Bischofsstuhl als in jedem Betracht glücklich zu rühmen. Er war in Salzburg erzogen und mit der dortigen Kirche stets in Verbindung geblieben, so daß er

*) Heinrich wurde im Jahre 1178, als der altersschwache Bischof Richer von Brixen resignirte, dessen Nachfolger. Adalbert wurde, als Konrad von Wittelsbach 1183 nach Mainz zurückkehrte, von Neuem als Erzbischof von Salzburg eingesetzt.

mit allen Verhältnissen dort vertraut war. Auch mit den letzten traurigen Wirren Salzburgs war er als päpstlicher Legat mehrfach beschäftigt gewesen. Seine Familienbeziehungen und seine Verwandtschaft mit dem Kaiser boten ihm in seiner neuen Stellung vielfache Förderung. In Venedig war er mit seinem älteren Bruder Pfalzgraf Otto, dem er seit dem Würzburger Tage sich entfremdet hatte, wieder zusammengetroffen*), und bald entwickelte sich das brüderliche Verhältniß von Neuem in erwünschter Weise. Auch der Kaiser, der den Werth des ihm nahe stehenden, doch lange feindlichen Mannes vollauf kennen gelernt hatte, schenkte ihm fortan das größte Vertrauen. So schien Niemand geeigneter die verworrenen Zustände der Salzburger Kirche wieder zu ordnen, und Konrad hat die in ihn gesetzten Hoffnungen nicht getäuscht. Die Beilegung des großen Schismas machte auch dem Salzburger Schisma ein Ende.

Im Friedensvertrage war die Entfernung des Bischofs Salomo von Trient in Aussicht genommen, damit in dessen Stelle der durch Garsidonius aus Mantua verdrängte Bischof Johannes eintreten könnte. Aber es gelang dem Patriarchen Udalrich, Kaiser und Papst zu bewegen Salomo in Trient zu belassen, und der Kaiser ertheilte ihm die Regalien; Johannes wurde später in das Bisthum Vicenza versetzt. Salomos Verbleiben konnte den Alexandrinern nur erwünscht sein, um so weniger war es nach ihrem Sinne, daß Bischof Hartwig von Augsburg, dessen Beseitigung sie erwartet hatten, sich zu behaupten wußte. Herzog Welf, der seit langer Zeit mit Hartwig in Hader lebte und seine Kirchen und Klöster dessen Jurisdiction zu entziehen suchte, hatte nichts sehnlicher gewünscht, als dieses lästigen Widersachers entledigt zu werden. Er stellte ihn als den wüthigsten Schismatiker dar, an dem ein Exempel statuirt werden müßte, und sandte den Propst Otto von Raitenbuch nach Venedig, um die Absetzung Hartwigs zu erreichen. Aber alle Bemühungen des Raitenbuchers waren vergeblich, und der alte Welf ließ seinen Zorn über die getäuschten Hoffnungen seinen Unterhändler selbst schwer empfinden.

Der Erzbischof Romuald von Salerno, der sich um den Papst bei den Friedensverhandlungen große Verdienste erworben hatte, erhielt zum

*) Erst damals scheint Otto von Wittelsbach, der zu den wenigen namentlich excommunicirten deutschen Fürsten gehörte, absolvirt zu sein.

Dank für sich und seine Nachfolger die Auszeichnung, daß ihnen in ihrer Stadt und ihrem ganzen Sprengel das Kreuz vorgetragen werden durfte. Nun dachten Romuald und der Graf von Andria daran, Venedig zu verlassen, aber sie wollten nicht eher abreisen, als bis sie die durch den Friedensvertrag bestimmte schriftliche Bestätigung des Waffenstillstandes vom Kaiser und den deutschen Fürsten erhalten hatten. Sie begaben sich deshalb zum Kaiser, der sie sehr gnädig empfing und ihnen seine Geneigtheit zeigte mit einem Könige, der sich die Sache der Christen im heiligen Lande angelegen sein ließ, in voller Eintracht zum Heile der Kirche zu leben. Sie erlangten alsbald auch unter Vermittelung des Papstes ein mit der goldenen Bulle des Kaisers besiegeltes Privilegium, in welchem er bestätigte, daß er für sich den fünfzigjährigen Waffenstillstand durch den Grafen von Diez habe beschwören lassen und die deutschen Fürsten ihn gleichfalls beeidigt hätten, während König Heinrich ihn durch eine geeignete Persönlichkeit bis zum 15. September solle beschwören lassen. Das Privilegium übergab der Kaiser den Gesandten des Königs und versprach Erzbischof Christian nach Sicilien zu senden, um die Beeidigung des Friedens durch König Wilhelm entgegenzunehmen. Die deutschen Fürsten, welche den Frieden beschworen hatten, werden dies noch ausdrücklich dem Könige urkundlich bezeugt haben, wie denn auf Anliegen der Gesandten auch der Papst und die Cardinäle ein Privilegium zur Bestätigung des kaiserlichen Briefes ausstellten. Alsbald begab sich dann der Cardinaldiakon Hugo im Auftrag des Kaisers und des Papstes in Begleitung eines Notars des Erzbischofs von Salerno und eines Kapellans des Grafen Roger nach Gavi *), wo sich die Kaiserin und ihr Sohn Heinrich damals aufhielten. Hier beschwor in Gegenwart der Kaiserin, ihres Sohnes, des Cardinals, mehrerer Rectoren der Lombarden, des erwähnten Notars und Kapellans der Bischof Hugo von Verden im Namen des jungen Königs, daß derselbe den Frieden mit der Kirche, den fünfzehnjährigen Waffenstillstand mit Sicilien und den sechsjährigen Vertrag mit den Lombarden getreulich halten werde.

Inzwischen waren die Veranstaltungen zu dem Concil getroffen, welches der Papst unverzüglich abzuhalten sich im Vertrage verpflichtet hatte, um die Excommunication über die Friedbrecher zu verhängen.

*) Nördlich von Genua.

Am 14. August wurde in S. Marco das Concil mit großer Feierlichkeit gehalten. Außer den Cardinälen, Patriarchen, Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und zahlreichen Klerikern waren der Kaiser, der zur Seite des Papstes seinen Sitz hatte, der Doge von Venedig und viele andere Laien zugegen. In langer Rede wurde wiederum das Glück des hergestellten Friedens gepriesen, die Bestimmungen desselben allgemein anerkannt und bestätigt, dann verkündete der Papst, daß Alle, die den Frieden oder den Waffenstillstand brächen und nicht innerhalb vierzig Tagen ihre Fehle gut machten, der Bann der Kirche treffen würde, ingleichen erneuerte er das Anathem gegen die Schismatiker, die noch nicht Buße gethan, bis zu ihrer Unterwerfung. Zum Schluß ließ der Papst nach der Sitte dem Kaiser und den anderen Anwesenden brennende Fackeln reichen und sprach dann in solenner Weise noch einmal den Bann über Alle aus, die den Frieden stören oder behindern würden. „Wie die Fackeln verlöschen," endete er, „sollen ihre Seelen von der Herrlichkeit des ewigen Lebens ausgeschlossen werden." Die Fackeln wurden zu Boden geworfen und ausgelöscht, und mit den Anderen rief der Kaiser: „Fiat! Fiat!". Darauf ging das Concil auseinander, welches gleichsam den feierlichen Endact des Friedenswerkes bildete.

Noch an demselben Tage verließen die sicilischen Gesandten Venedig, nachdem sie vom Kaiser und Papste sich verabschiedet hatten. Sie fuhren auf den königlichen Galeeren nach dem Kloster des heiligen Nicolaus auf dem Lido, wo sie übernachteten und am folgenden Tage das Fest der Himmelfahrt Mariä feierten. Tags darauf segelten sie unter günstigem Winde in das adriatische Meer und landeten wohlbehalten am 23. August zu Barletta. Von hier begab sich Graf Roger nach Andria, der Erzbischof nach Salerno, sandten jedoch vor ihrer Trennung noch einen Boten mit einem ausführlichen schriftlichen Bericht über die Vorgänge in Venedig an den König nach Palermo. Der König war über diesen Bericht sehr erfreut und verlangte, daß sie alsbald vor ihm erscheinen sollten. Am 6. November trafen sie, dem königlichen Gebote folgend, in Palermo ein, wurden am anderen Tage von dem Könige empfangen und überreichten ihm das kaiserliche und päpstliche Privilegium. Der Inhalt dieser Urkunden schien dem Könige so über alles Erwarten vortheilhaft und ehrenvoll, daß er die Gesandten höchlich belobte. Er befahl ihnen in Palermo zu bleiben, bis die kaiserliche Gesandtschaft zur

Empfangnahme des im Vertrage versprochenen Eides eintreffen würde.

Wie die sicilischen Gesandten hatten nach dem Concil auch die Lombarden nach und nach Venedig verlassen; auch sie werden schriftliche Zusicherungen wegen des Waffenstillstandes vom Kaiser und den deutschen Fürsten nach Hause gebracht haben, wie sie im Frieden vorgesehen waren und die sicilischen Gesandten erhalten hatten.

Kaiser und Papst blieben noch in Venedig zurück, Beide vielfach geehrt und in freundlichem Verkehr mit einander. Der Kaiser vertheilte mit vollen Händen Gnaden und Auszeichnungen. Der Stadt Venedig stellte er am 17. August ein umfängliches Privilegium aus, in welchem er alle Verträge seiner Vorgänger mit derselben bestätigte; dem Dogen ertheilte er in der Urkunde die höchsten Lobsprüche und nannte ihn seinen theuersten Freund. Wenig später ließ er dann den Venetianern noch festen Frieden und unbehinderten Verkehr in seinem Reiche schriftlich verbürgen. Den Kirchen und Klöstern in Venedig und der Umgegend wurden ihre Besitzungen bestätigt, wie auch den Kirchen in Verona. Dem Grafen Rainer von Biandrate und Konrad von Montferrat, dem Sohne des Markgrafen Wilhelm, fielen Schenkungen zu.

Gegen Ende des Augusts brachen die meisten deutschen Fürsten nach der Heimat auf, unter ihnen die Erzbischöfe Wichmann, Arnold von Trier, Philipp von Köln und andere Bischöfe. Der Dienst des Kaisers hatte den geistlichen Herren große Opfer auferlegt; um so mehr mochte sie beschweren, daß von ihnen auch noch Geldbeiträge zu den durch die Friedensarbeiten erwachsenen Kosten verlangt wurden. Wir wissen, daß die geistlichen Fürsten Deutschlands tausend Mark zur Deckung dieser Kosten aufbringen mußten. Bei dem Kaiser blieben noch zurück der Patriarch Udalrich von Aquileja, Erzbischof Christian von Mainz, der Erwählte Konrad von Worms, der Protonotar Wortwin und mehrere italienische Bischöfe und Herren.

Um die Mitte des Septembers rüstete sich auch der Kaiser zur Abreise. Schon im Aufbruch begriffen, stellte er am 17. September dem Papste eine Urkunde aus, daß er den Frieden, so weit es an ihm läge, unverbrüchlich halten werde, so wie derselbe schriftlich festgestellt und in seinem Namen beschworen sei*). Schon die in der Urkunde

*) Die Ausstellung einer solchen Urkunde war im Friedensvertrage bestimmt; sie sollte auch die Unterschriften der deutschen Fürsten tragen. Aber die Letz-

enthaltene Klausel: „so weit es an ihm läge", weist darauf hin, daß doch noch Differenzen zwischen Kaiser und Papst bestanden, und wir hören, daß sie bei ihrer letzten Unterredung zur Sprache kamen.

Kurz vorher war in Venedig der letzte Graf von Bertinoro, mit Namen Cavalcaconte, gestorben. Wie seine Mutter Boldruda, die dem Hause der Frangipani entstammte, war er ein entschiedener Gegner des Kaisers gewesen und dem Lombardenbunde beigetreten. Er hinterließ keine Kinder und vermachte durch Testament seine Grafschaft, mit welcher große Besitzungen in der Romagna verbunden waren, der römischen Kirche zu vollem Eigenthum. Nach dem Tode des Grafen sandte der Papst sogleich den Cardinaldiakon Rainer, den Subdiakon Roger und seinen Truchseß Petrus Sarracenus nach Bertinoro, um von der Burg und Grafschaft Besitz zu ergreifen. Aber Cavalcaconte hatte kein Recht gehabt über diese frei zu verfügen. Bertinoro war früher von dem Erzbisthum Ravenna zu Lehen gegangen und noch im Jahre 1142 hatte Rainer, der Vater des Cavalcaconte, die Lehnsabhängigkeit anerkannt. Allerdings hatte gleich nach Rainers Tode (1143) dessen Wittwe Boldruda und der Vormund ihres Knaben die Grafschaft dem Papste zu Lehen aufgetragen, aber dies war ohne weitere Folgen geblieben und entbehrte aller rechtlichen Wirkung. Auch der Kaiser erhob jetzt — wir wissen nicht mit welchem Recht — Ansprüche auf die Grafschaft und war fest entschlossen sie nicht in die Hände des Papstes fallen zu lassen.

Als der Kaiser sich vom Papste verabschiedete, hatten Beide noch eine Verhandlung, bei der nur die Cardinäle und die deutschen Fürsten zugelassen waren; sie betraf diejenigen Sachen, die zur Ausführung des Friedens noch zu erledigen seien. Der Papst verlangte vor Allem die Zurückgabe der Regalien und Besitzungen des heiligen Petrus und kam dabei noch einmal auf die im Vertrage von Anagni gegebenen Zusagen wegen Rückgabe des Mathildischen Landes zurück; auch sein Erbrecht auf die Grafschaft Bertinoro scheint er betont zu haben. Der Kaiser aber erwiderte ihm, daß er die verlangten Regalien und Besitzungen der römischen Kirche freiwillig restituiren werde mit Ausnahme des Mathil-

teren hatten bereits in einem anderen Schriftstück den von ihnen beschworenen Frieden dem Papste bestätigt. Ob der Papst und die Cardinäle die im Vertrage vorgesehenen Bestätigungsurkunden dem Kaiser ausgestellt haben, wissen wir nicht, doch ist es in hohem Maße wahrscheinlich.

dischen Landes und der Grafschaft Bertinoro; denn beide gehörten nach seiner Meinung dem Reiche. Zugleich machte er dem Papste den Vorschlag, sofort die im Friedensvertrage zur schiedsrichterlichen Entscheidung bestehender Streitpunkte in Aussicht genommenen Vermittler einzusetzen, und zwar solle der Papst drei von den deutschen Fürsten, der Kaiser drei von den Cardinälen wählen, gegen deren Schiedsspruch dann kein Einspruch mehr zulässig sein solle. Die Antwort und der Vorschlag des Kaisers entsprach dem Friedensvertrage, und so schwer es dem Papste fiel, sah er sich doch genöthigt auf das Anerbieten desselben einzugehen. Das Schiedsgericht wurde sofort gewählt. Der Kaiser berief in dasselbe die Cardinalbischöfe Hubald von Ostia und Wilhelm von Porto mit dem Cardinaldiakonen Hyacinthus, der Papst dagegen Erzbischof Christian von Mainz, den Erwählten Konrad von Worms und den Protonotar Wortwin. Mit der Restitution der außer Streit stehenden Regalien und Besitzungen des heiligen Petrus beauftragte der Kaiser den Erzbischof Christian; innerhalb drei Monate sollte er den Papst wieder in den Besitz seines Landes setzen. Nachdem diese Vereinbarungen getroffen, küßte der Kaiser dem Papste die Füße und empfing von ihm den Friedenskuß. Man schied in der festen Absicht, den so mühsam gewonnenen Frieden zu erhalten.

Am 18. September verließ der Kaiser Venedig und nahm seinen Weg über Ravenna nach Cesena. Von hier begab er sich nach dem nahen Bertinoro und ließ die Bevollmächtigten des Papstes zu sich bescheiden. Er verlangte von ihnen die Auslieferung der Burg und der Grafschaft. Als sie dieselbe ohne ausdrücklichen Befehl des Papstes verweigerten, brachte er sogleich aus der Umgegend Mannschaft zusammen und zog gegen die Burg. Der Cardinal und seine Begleiter wurden vertrieben; ohne Kampf besetzte der Kaiser die Feste, wo man sogleich ihm und seinem Sohne huldigte. Das Unternehmen glückte um so leichter, als die Familien der Bulgari und Mainardi, die angesehensten Vasallen in der Burg, uneins waren und der eine Theil zum Kaiser hielt. Der Papst machte noch einen Versuch, den Kaiser zur Auslieferung der Burg zu bewegen, aber vergeblich. Durch weiteres Verfolgen der Sache den Frieden zu gefährden, schien ihm gefährlich, und er entsagte durch eine Bulle vom 8. Oktober 1177 den Ansprüchen der römischen Kirche an die Grafschaft zu Gunsten des Erzbischofs von Ravenna, der aber unseres Wissens keine Neigung zeigte, sein Anrecht

geltend zu machen. Bertinoro blieb in den Händen des Kaisers, wie das Mathildische Land. Von einem Spruch des bestellten Schiedsgerichts verlautet nichts; wenn es überhaupt zusammengetreten ist, scheint es sich nicht geeinigt zu haben*).

Mit bemerkenswerther Festigkeit trat der Kaiser gleich nach dem Friedensschluß dem Papste entgegen. Nachgiebiger zeigte er sich gegen die Lombarden, obwohl gerade sie es waren, die am meisten Besorgniß vor Störungen boten. Noch während der Kaiser zu Venedig war, hatten vornehme Trevisaner**) vertraute Beziehungen mit ihm unterhalten und waren dadurch ihren Mitbürgern verdächtig geworden; man meinte, daß sie die Stadt in die Gewalt des Kaisers bringen wollten. Man bedrohte sie wegen Verraths mit der Todesstrafe, und sie retteten sich nur dadurch, daß sie alle ihre Verhandlungen mit dem Kaiser den Rectoren des Bundes bekannt zu machen und sich deren Urtheil zu unterwerfen versprachen. Sie wurden, wie berichtet wird, in Folge ihrer Geständnisse streng bestraft, und der Bund verschärfte seine Aufmerksamkeit auf ähnliche Umtriebe. Um dieselbe Zeit erhob der Bund auch Beschwerde über die Bestimmung des Vertrags, wonach die kaiserlichen Vasallen wegen ihrer Dienstversäumnisse während des Waffenstillstandes nur innerhalb der Dauer desselben nicht sollten vor Gericht geladen werden; er verlangte, daß sie auch nach Ablauf des Waffenstillstandes gerichtlicher Verantwortung überhoben sein sollten. Auf die Fürsprache des Papstes und der Cardinäle willigte der Kaiser in diese Forderung und erließ eine schriftliche, mit seinem Siegel versehene Erklärung, daß auch nach dem Ablauf des Waffenstillstandes die Vasallen auf Grund der während desselben unterlassenen Lehnspflichten weder sollten vor Gericht gezogen noch ihrer Lehen beraubt werden. Diese Erklärung übersandte der Papst mit einem Schreiben vom 10. Oktober durch den Subdiakonen Albert de Summa zur Aushändigung an den Bund. Albert als päpstlicher Legat übergab am 22. Oktober

*) Einer der Schiedsrichter — der Cardinalbischof Wilhelm — starb schon im December 1177. Aus Pavia gebürtig, hatte er lange als Cardinal vom Titel des h. Petrus ad vincula im Interesse der römischen Curie eine sehr ausgedehnte Wirksamkeit geübt; das Bisthum Porto hatte er erst im Jahre 1176 nach dem Tode Bernhards (vergl. S. 770) erhalten.

**) Es ist besonders an den Grafen Schinella von Treviso und seinen Bruder Manfred zu denken; auch Ezzelin da Romano befand sich damals am Hofe des Kaisers.

zu Parma den dort anwesenden Rectoren von Brescia, Mailand, Piacenza und Alessandria das kaiserliche Schreiben.

Vielleicht waren es gerade die lombardischen Verhältnisse, welche den Papst veranlaßten noch mehrere Wochen nach der Abreise des Kaisers in Venedig zu verweilen. Nachdem schon vorher die Mehrzahl der Cardinäle den Landweg durch die Romagna zur Heimkehr genommen hatten, schiffte er selbst am 16. Oktober mit seinem Gefolge sich auf den vier Galeeren ein, welche ihm der Doge zu Gebot gestellt hatte. Am 29. Oktober landeten die Galeeren glücklich bei Siponto, wo sie der Papst mit den Seinen verließ. Ueber Troja ging der Papst zunächst nach Benevent, setzte aber bald über S. Germano nach Anagni die Reise fort. Hier traf er am 14. December ein und nahm wieder dauernd seinen Sitz. Ueberall war der Papst auf seinem Wege ehrenvoll empfangen worden, aber es fehlte ihm auch nicht an Leid. Drei Cardinäle starben rasch nacheinander: der Cardinaldiakon Hugo zu Benevent, der Cardinalbischof Wilhelm von Porto zu Aversa und der Cardinalbischof Manfred von Palestrina zu Anagni. Schwere Sorgen mußte ihm überdies bereiten, daß die Herstellung seiner Herrschaft im römischen Gebiet nicht so leicht zu bewirken war, als man in Venedig gehofft hatte

Christian von Mainz war nach dem Befehl des Kaisers, begleitet vom Cardinal Rainer und dem Subdiakonen Graecus, in die Campagna gezogen, um dem Papste seine Besitzungen zu restituiren. Aber der Gegenpapst Calixtus hatte sich noch nicht unterworfen; auch weigerten sich Rom und die meisten Herren der Campagna, die bisher für kaiserlich gegolten hatten, die Abmachungen von Venedig anzuerkennen und Alexander als ihrem Herrn zu huldigen. So stieß Christian auf unerwartete Schwierigkeiten, die ihn auch hinderten die Reise an den Hof des Königs von Sicilien zu unternehmen. Gegen Ende des Jahres 1177 begab er sich nach Assisi, wo damals der Kaiser residirte. Entrüstet über den Widerstand, den man seinen Geboten entgegensetzte, forderte der Kaiser den Gegenpapst und dessen Anhänger auf, sich sofort Alexander zu unterwerfen und erklärte sie bei weiterem Widerstande dem kaiserlichen Banne verfallen. Christian kehrte darauf in das Römische zurück, um die Befehle des Kaisers zu vollstrecken. Die Gesandtschaft nach Sicilien wurde dem Spoletaner Hugolin und dem kaiserlichen Kämmerer Rüdiger übertragen. Beide kamen dann im

April oder Mai nach Palermo, wo sie die ehrenvollste Aufnahme fanden. In ihrer Gegenwart ließ König Wilhelm in seinem Namen vom Grafen Roger von Avellino den Frieden auf 15 Jahre beschwören; außerdem beeidigten ihn elf sicilische Herren. Der König befahl zu weiterer Bekräftigung des Friedens ein Privilegium mit goldener Bulle auszustellen und händigte es den Gesandten ein, um es dem Kaiser zu überbringen. Alle Versprechungen, welche im Namen des Königs zu Venedig gegeben waren, hatte er nicht nur erfüllt, sondern noch darüber hinaus seine friedlichen Gesinnungen zu erkennen gegeben.

Erzbischof Christian lag noch die schwere Verpflichtung ob, den Gegenpapst zu beseitigen und die Herrschaft Alexanders im römischen Gebiete herzustellen; sonst waren die Bestimmungen des Venetianer Friedens, so weit es zur Zeit möglich, zur Ausführung gebracht.

16.

Wirkungen des Venetianer Friedens.

Offenkundig hatte sich der Kaiser in Venedig als der im Schisma Ueberwundene bekannt, um so auffälliger ist, wie er dabei doch eine so gebietende Stellung zu behaupten wußte, daß er mehr als Sieger, als der Besiegte, aus dem langen Kampfe mit Alexander hervorzugehen schien. Schon die glänzenden Ehrenbeweise der Venetianer wiesen darauf hin, daß sein Ansehen eher gewachsen, als vermindert war, und allgemein herrschte das Gefühl, daß sein Regiment in Italien, welches seit einem Jahrzehnt auf das Aeußerste gefährdet war, neuen Halt gewonnen hatte.

Nichts Anderes hatte der Kaiser im Frieden aufgegeben, als das seither beanspruchte Recht, bei zwiespältiger Papstwahl die Entscheidung herbeizuführen. Er hatte den von der Mehrheit der Cardinäle erkorenen Papst als den kanonisch Erwählten nicht nur für sich, sondern auch für alle seine Nachfolger ohne Vorbehalt anerkannt. Sonst hatte er jedes Recht des Reichs ausdrücklich gegenüber dem Papste gewahrt, und die Vorgänge bei Bertinoro zeigten, mit welcher Energie er dafür eintreten werde. Mit bemerkenswerther Umsicht hatte er den Verhandlungen in

Venedig eine Richtung zu geben gewußt, daß sich ihr Ergebniß für ihn weit günstiger gestaltete, als nach dem Vertrage von Anagni zu erwarten war. Welcher Gewinn war es für ihn, daß er das schon aufgegebene Mathildische Land in seiner Hand behielt! Und selbst der Waffenstillstand, welchen die Lombarden statt des erwarteten Friedens erhielten, schien ihm eher von Vortheil als Nachtheil zu sein, da der Einfluß der päpstlichen Politik auf die Lombardei so gut wie ganz beseitigt wurde und sich die kaiserliche Partei hier wesentlich verstärkt hatte.

Die Verhältnisse Italiens, so Vieles auch in ihnen noch unbefestigt war, hatten sich doch durch den Frieden völlig umgestaltet, und augenscheinlich zu Gunsten des Kaisers. Im Norden stand dem Lombardenbunde ein festgeschlossener Anhang desselben gegenüber. In der Mitte der Halbinsel, wo seine Anhänger immer das Uebergewicht hatten, wurde seine Autorität kaum mehr ernstlich bestritten. Im Römischen konnte der Papst selbst zu seiner Herrschaft nur durch ein kaiserliches Heer wieder zu gelangen hoffen. Mit dem Könige von Sicilien hatte Friedrich nach so langer Feindschaft freundschaftliche Verhältnisse angebahnt. Nicht ohne Bedeutung war es zudem, daß die Opposition gegen ihn sich nirgends mehr ein kirchliches Ansehen geben, nicht mehr gegen den Gebannten richten konnte.

Vieles mußte den Kaiser nach Abschluß des Friedens an schleunige Rückkehr nach Deutschland mahnen. Dennoch zog er vor, noch längere Zeit in Italien zu verweilen und zunächst einen Umzug durch die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto und Tuscien zu halten. Es galt die Befestigung seines Ansehens, die Herstellung gesetzlicher Ordnung, die Gewinnung neuer Anhänger zu den alten. Nicht mit kriegerischem Gepränge, sondern nur mit geringem Gefolge, wie ein Friedensfürst durchzog er die Lande.

Als er in die Grafschaft Osimo kam, erließ er hier am 4. December ein Gesetz, in welchem er die Gerichtsgefälle genau bestimmte und verordnete, daß in Bezug auf das Vermögen Verurtheilter und Proscribirter, wie auf den Nachlaß kinderlos und ohne Testament Verstorbener nach römischem Recht zu verfahren und die Beraubung Schiffbrüchiger nach den von Alters her bestehenden Gesetzen zu bestrafen sei. Verfehlungen gegen diese Bestimmungen sollten die Richter mit hohen Geldstrafen büßen müssen; überdies wurde ihnen ausdrücklich untersagt, das Urtheil vor völligem Ablauf des angesetzten Termins auszusprechen. Es war

nicht ohne Bedeutung, daß der Kaiser so seine lange unterbrochene gesetzgeberische Thätigkeit für Italien wieder aufnahm.

Bald darauf begab sich der Kaiser aus der Mark von Ancona nach dem Herzogthum Spoleto. Längere Zeit verweilte er zu Assisi, wo der schwäbische Ritter Konrad*) als Graf und zugleich als kaiserlicher Legat und Herzog von Spoleto schaltete. Wie bereits erwähnt, war damals auch Erzbischof Christian am kaiserlichen Hofe, wo wir auch den Erwählten Konrad von Worms und den Protonotar Wortwin finden. Der Kaiser scheint hier noch Weihnachten gefeiert zu haben. Am letzten Tage des Jahres befand er sich im Gebiet von Perugia, überschritt aber gleich darauf die Grenzen Tusciens. Schon am 3. Januar 1178 hielt er zu Asciano im Gebiet von Siena Hof; in seiner Umgebung war damals auch der Markgraf Wilhelm von Montferrat mit seinem Sohne Konrad. Am 20. Januar war er in der Kaiserpfalz bei S. Miniato, wenige Tage später (24. Januar) zu Lucca und eilte dann nach Pisa, wo er sich in den letzten Tagen des Monats aufhielt. Immer größer wurde die Zahl derer, die seine Nähe aufsuchten; nicht allein aus Tuscien, auch aus der Lombardei fanden sich zahlreiche Anhänger ein. Auch Marvello, der Sohn des Markgrafen Opizo Malaspina, erscheint wieder am kaiserlichen Hofe, neben ihm die Markgrafen von Montferrat, von Vasto, von Gavi und Andere.

Pisa, welches schon nach Venedig mehrere seiner Consuln geschickt hatte, um dem Kaiser seine Ehrfurcht zu bezeugen, bereitete ihm jetzt den glänzendsten Empfang. An der Küste des Meeres entlang über Sarzana, Sestri und Lavagna zog er im Februar weiter nach Genua. Die Stadt, damals in günstigen Verhältnissen, hatte bereits in Ravenna durch einen ihrer Consuln mit dem Kaiser ihr vortheilhafte Vereinbarungen getroffen und bemühte sich jetzt um die Erhaltung seiner Gunst. Sie rüstete sich, die Feste Pisas zu übertreffen. Schon am Tage vor dem Einzuge des Kaisers war seine Gemahlin von Gavi eingetroffen und begrüßte ihn in der jubelnden Stadt; am Tage nachher erschien auch der junge König Heinrich. Auf alle Weise verherrlichte man die Anwesenheit des Kaisers in Genua; auch reiche Geldgeschenke wurden ihm aus der Stadt und Umgegend dargebracht. Seine leeren Geldschreine begannen sich wieder zu füllen.

*) Vergl. oben S. 734.

Nach kurzem Aufenthalt in Genua ging der Kaiser nach Pavia, wo er der besten Aufnahme sicher war. In keiner Stadt Italiens fühlte er sich heimischer, und so scheint er auch jetzt hier bis nach dem Osterfest (9. April) verweilt zu haben. Viele Herren aus verschiedenen Theilen Italiens, aber nur wenige Deutsche werden in seiner Umgebung genannt. Am 15. Mai war er zu Casale auf dem Wege nach Turin, wo er dann längere Zeit sich aufhielt.

Schon war sein Entschluß gefaßt, demnächst Italien zu verlassen, aber nicht unmittelbar wollte er nach Deutschland zurückkehren, sondern zuvor noch einen Umzug in seinem burgundischen Königreiche halten. Es mußten deshalb Anordnungen für die Zeit seiner Abwesenheit von Italien und Deutschland getroffen werden, und nicht nur lombardische Herren wurden an den Hof beschieden*), auch mehrere deutsche Fürsten kamen auf die Einladung des Kaisers über die Alpen. Unter den Letzteren waren Erzbischof Konrad von Salzburg, der inzwischen von seinem neuen Erzstift Besitz ergriffen hatte, Konrads Bruder der jüngere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Graf Dietbold von Leuchtenberg, Graf Heinrich von Schwarzburg; auch der Böhmenherzog Friedrich hatte sich eingestellt, welchen der Kaiser, da Sobeslaw sich unbotmäßig erwiesen, das ihm früher entzogene Herzogthum zurückgestellt hatte. Erzbischof Konrad erhielt am 14. Juni ein großes Privilegium, in dem seine Gottesfurcht und Klugheit, wie sein vertrautes Verhältniß zum Kaiser besonders hervorgehoben wurden. Als er den Rückweg antrat, übergab ihm der Kaiser das Kreuz, die heilige Lanze und andere Reichsinsignien, um sie sicher nach Deutschland zu bringen. Schon schenkte er das höchste Vertrauen jenem Wittelsbacher, der ihm so lange feindlich entgegengestanden hatte.

Es wird nicht unglaubhaft versichert, daß der Kaiser bereits damals den Versuch gemacht habe, mit den Lombarden dauernden Frieden zu schließen, aber die Zeit war dazu noch nicht gekommen. Indessen trat er mit Como, welches sich nur nothgedrungen dem Bunde unterworfen hatte, wieder in engere Beziehungen. Er ermächtigte die Comasken, zur Lösung ihrer Gefangenen und zu ihrer eigenen Sicherung mit den Mailändern ein Abkommen zu treffen, aber nur unter der Be-

*) Unter ihnen war auch Markgraf Wilhelm von Montferrat mit seinen Söhnen Bonifacius und Rainer.

dingung, daß sie ihre persönliche Freiheit wahrten und ihre Stadt und die Befestigungen in ihrem Gebiet in Händen behielten; er versprach überdies, sobald es ihm möglich sei, ihnen wirksamen Beistand zu leisten. Wie gespannt damals das Verhältniß Comos zu Mailand war, erhellt aus einem Rechtsstreit zwischen beiden Städten, der bereits von den Consuln von Como entschieden war und in dem dennoch das Urtheil dieser Consuln von einer Rectorenversammlung zu Parma am 15. September 1178 aufgehoben wurde.

Vor Allem suchte der Kaiser seine Anhänger in Italien durch Vergünstigungen in der Treue zu erhalten. So schloß er mit der Stadt Asti ein Abkommen, wonach er die Reichsburg Annone, wenn er daselbst keinen deutschen Burgherrn mehr einsetzen wollte, nur den Bürgern der Stadt zu übergeben versprach. Als eine allgemeine Wohlthat mußte es empfunden werden, daß er dem Bischof Wala von Vercelli die von diesem beanspruchten Rechte und Zölle am Ufer des Cervo und der Sesia um 2580 Pfund Paveser Denare abkaufte und seiner Gemahlin unter der Bedingung schenkte, daß fortan dort keine Zölle mehr erhoben würden.

Gegen die Mitte des Juli überstieg der Kaiser die Alpen am Mont Genèvre; am 14. Juli war er in Briançon auf burgundischem Boden und eilte dann dem Rhonethale zu. Als sein Legat mit den ausgedehntesten Vollmachten blieb Erzbischof Christian in Italien zurück.

Während der Kaiser noch in Italien verweilte, war es Christian gelungen, dem Papste den Weg nach Rom zu bahnen. Als Christian von der Zusammenkunft mit dem Kaiser in Assisi nach dem Römischen zurückgekehrt war, hatte er, bald auch von Konrad von Worms und anderen deutschen Herren unterstützt, die Herrschaft des Papstes in der Campagna weiter ausgebreitet*). In Rom kam man jetzt zu der Einsicht, daß es gerathener sei, mit dem Papste zu verhandeln, als sich einem Angriff Christians auszusetzen. Man schickte deshalb sieben angesehene Männer nach Anagni mit einem Schreiben des Klerus, des Senats und des Volks und ließ den Papst zur Rückkehr einladen. Der Papst und die Cardinäle wollten jedoch, durch frühere schlimme Er-

*) In dieser Zeit nahm ein im Dienste des Papstes stehendes Heer auch die Burgen Rojate und Rocca Secca (bei Frosinone), deren Besitzer lange ihm getrotzt hatten.

fahrungen belehrt, nicht eher auf die Einladung eingehen, als bis ihnen volle Sicherheit gewährleistet war. Es mußten sich deshalb der Cardinalbischof Hubald, der Cardinalpriester Johannes und der Cardinaldiakon Hugo mit den zurückkehrenden Gesandten der Römer in die Stadt begeben, um einen Vertrag mit Senat und Volk zu vereinbaren. Nach langen Verhandlungen kam eine Vereinbarung zu Stande, nach welcher die Senatoren dem Papste Treue schwören und den Lehnseid leisten, ihm S. Peter und alle in ihre Hände gefallenen Regalien zurückgeben und unverbrüchlichen Frieden ihm und den Cardinälen, wie auch Allen, die zu ihm gingen oder von ihm zurückkehrten, sowohl für ihre Person wie ihr Eigenthum gewähren sollten. Darauf begaben sich die Senatoren mit den beim Abschluß des Vertrags betheiligten Cardinälen und mehreren angesehenen Römern zum Papste, wurden von ihm zum Friedenskuß zugelassen und beschworen auf das Evangelienbuch feierlich den Vertrag.

Der Papst und die Cardinäle rüsteten sich nun zum Aufbruch nach Rom. Sie nahmen den Weg über Tusculum. Am 12. März brachen sie in der Frühe von dort auf, geleitet vom Erzbischof Christian, Konrad von Worms und anderen deutschen Herren mit ihren Kriegsschaaren. Die Römer bereiteten dem Papste unerwartet den festlichsten Empfang. Außerhalb der Stadt kam ihm der Klerus mit Kreuzen und Fahnen, der Senat mit seinen Beamten unter dem Schall der Tuben, der Adel mit der Miliz in glänzendem Aufputz, das Volk mit Oelzweigen, das Lob des Heimkehrenden singend, in langem Zuge entgegen. Vor der Menge derer, die sich hinzu drängten, um seine Füße zu küssen, konnte der weiße Zelter, der ihn trug, kaum vorwärts schreiten, und die Hand des Papstes ermüdete bei dem unausgesetzten Spenden des Segens. Nur langsam bewegte der Zug sich vorwärts; erst am Nachmittag gelangte man an das Thor beim Lateran. Feierlich zog der Papst in die Kirche ein und ertheilte dort dem Volke den Segen; dann begab er sich, nachdem er die Cardinäle entlassen, in den anstoßenden Palast zum Mahle, nach dem er sich völlig erschöpft bald zur Ruhe begab.

An den folgenden Tagen empfing der Papst eine große Zahl von Klerikern und Laien, die ihm ihre Huldigung darbrachten; viele Geistliche, die im Schisma von ihm abgefallen waren, kehrten reumüthig zu ihm zurück und wurden wieder zu Gnaden angenommen. Nach

dem Brauche der Fastenzeit hielt er dann Processionen zu den Hauptkirchen Roms und feierte das Osterfest (9. April) in der Krone zu S. Peter. Aber auch hier war er überall von deutschen Kriegsschaaren umgeben; er wußte nur zu gut, wie wenig er sich auf die Treue des wetterwendischen römischen Volks verlassen konnte. Nach dem Feste entließ er den größten Theil der deutschen Herren geehrt und reich beschenkt; auch dem Kaiser sandte er Ehrengaben.

Noch immer hatte sich der Gegenpapst nicht unterworfen. Als er die Nachricht von dem zwischen dem Kaiser und Alexander hergestellten Frieden erhalten hatte, hielt er sich zu Viterbo, wo er gewöhnlich zu residiren pflegte, nicht mehr für sicher. Auf den Rath und mit Hülfe des Präfecten Petrus, der in und um Viterbo große Besitzungen hatte, begab er sich nach einer festen Burg, die Monte Albano genannt wird *). Johannes, der Herr der Burg, soll ihn aufgenommen haben, um durch seine Auslieferung sich reichen Lohn zu verdienen, aber diese Beschuldigung wird mit Unrecht gegen ihn erhoben sein, da er, als seine Burg vom Erzbischof Christian belagert wurde, sie hartnäckig vertheidigte. Der langen Belagerung müde, zog Christian, einen Theil seines Heeres vor der Burg zurücklassend, nach Viterbo, um auch diese noch widerstrebende Stadt Alexander zu unterwerfen.

Viterbo hatte früher große Privilegien von Christian erhalten, und die Bürgerschaft fügte sich willig, wie es scheint, jetzt seinen Geboten und huldigte Alexander. Aber der Adel in der Stadt und Umgegend, an der Spitze der Präfect, waren damit unzufrieden und setzten sich in Verbindung mit dem jungen Markgrafen Konrad von Montferrat, der um diese Zeit eine Legation vom Kaiser in den tuscischen Gegenden erhalten hatte und mit Erzbischof Christian in Zerwürfnisse gerathen war. Es kam darauf Tag für Tag zu blutigen Kämpfen zwischen dem Adel und dem Volke von Viterbo. Da die Bürgerschaft, von Christian berathen und unterstützt, im Uebergewicht blieb, wandte sich der Adel auf Rath des Präfecten an Senat und Volk von Rom. Der Papst verbot den Römern, dem Adel von Viterbo Beistand zu leisten; trotzdem zog ein großes Heer von Reitern und Fußvolk gegen

*) Wo die Burg belegen war, läßt sich nicht ermitteln. Man denkt zunächst an das Albaner Gebirge, doch ist dort eine Burg M. Albano nicht nachzuweisen. Gregorovius und Andere nach ihm nennen ein Castell M. Albano bei Nomentano; aber dessen Existenz habe ich nicht ermitteln können.

die Stadt, welche den Römern längst verhaßt war, um den Adel zu unterstützen. Der Papst, der von einem Zusammenstoß Christians mit den Römern schweres Unheil befürchtete, schickte Cardinäle an Christian und die Viterbesen und forderte sie auf, sich in den Mauern der Stadt zu halten, um jedem Kampfe mit den Römern auszuweichen. Dies geschah, und die Römer, die es auf eine Belagerung der Stadt nicht abgesehen hatten, kehrten nach Verwüstung der Umgegend nach Rom zurück. Viterbo blieb in den Händen Alexanders und auch der Präfect gab bald den Widerstand auf; er kam nach Rom und unterwarf sich; er wurde darauf in der Präfectur bestätigt und leistete dem Papst den Lehnseid.

Ungeachtet dieses Erfolges hatten die Viterbesischen Händel für Alexander üble Nachwirkungen. Konrad von Montferrat, auf die Stadt Nepi, welche auf Befehl des Papstes die Bürger von Viterbo unterstützt hatte, höchlich erzürnt, drohte sie zu überfallen; der Papst hielt es für nöthig, ihm mit Bannandrohungen entgegenzutreten, deren Wirkung wir nicht kennen. In Rom war man voll Klagen über Christian, dessen Leute mit den Römern, nachdem sie gegen Viterbo ausgezogen waren, nicht immer glimpflich umgingen. So beschwerte sich das Geschlecht von S. Eustachio, daß Einer der Ihrigen in seiner Burg von einem der Leute des Erzbischofs verunehrt und seiner Waffen beraubt sei. In einem anderen Falle waren Römer von einer Schaar Christians überfallen und geplündert worden. Der Papst verlangte vom Erzbischof Vergütigung des Schadens und Bestrafung der Schuldigen, sprach aber auch seine Besorgniß aus, daß man auf solche Weise Unfrieden zwischen ihnen stiften wolle; er versicherte dann wohl, daß dies nicht gelingen solle, aber doch schreibt er einmal an Christian: er habe bisher an dessen Ergebenheit geglaubt, müsse aber jetzt daran zweifeln, da er ihn Rom zu verlassen nöthige*).

Bis gegen die Mitte des Augusts blieb Alexander in Rom, dann begab er sich mit den Cardinälen nach Tusculum. Die heiße Jahreszeit soll ihn bestimmt haben sich aus der Stadt zu entfernen, aber auch die Schwierigkeit seiner Lage daselbst mag ihn dazu bewogen haben.

*) Alexanders Worte sind: Non credidimus hactenus, quod spiritum alium gereres nisi devotionis. Nunc autem contrarium cogimur arbitrari, dum nos urbem et orbem compellis exire.

Am 29. August erschien zu Tusculum der Gegenpapst Calixt, begleitet von den ihm noch treu gebliebenen Geistlichen, vor Alexander. Er warf sich ihm zu Füßen, bekannte seine Verfehlungen gegen die Kirche, sagte sich vom Schisma los und erkannte Alexander als das rechtmäßige allgemeine Oberhaupt der Kirche an. Der Papst nahm seine Unterwerfung gnädig auf und verhieß ihm seine Huld. Er behielt ihn zunächst in seiner Nähe, später bestellte er ihn zum Rector von Benevent. So gering das Ansehen des Gegenpapstes, seitdem er vom Kaiser verlassen, gewesen war, hatte sich Alexander doch der Unterwerfung desselben zu freuen, und um so mehr, als damit auch ein Hinderniß fortfiel, seine Herrschaft in der Campagna wiederzugewinnen.

In dieser Zeit beschäftigten den Papst lebhaft die Vorbereitungen zu dem allgemeinen Concil, welches er im Frieden von Venedig verheißen hatte. Nach allen Seiten ergingen die Einladungen und wurden Legaten gesandt, um ihnen Nachdruck zu geben. Im vollen Glanz seines Pontificats gedachte Alexander das Concil zu feiern. Nicht nur die Länder des Abendlandes, auch die Kirchen im Osten, namentlich an den heiligen Stätten, wurden zur Theilnahme aufgefordert. Man stellte die wichtigsten Beschlüsse in Aussicht; alle Schäden, an welchen die Kirche litt, sollten geheilt werden. Am 18. Februar des nächsten Jahres sollte das Concil in Rom eröffnet werden. Man rechnete darauf, daß dann nicht allein das Land des Papstes, sondern ganz Italien nach allen Seiten umfriedet sein würde, obwohl Besorgnisse vor Ruhestörungen nicht fehlten.

Erzbischof Christian hatte nach der Unterwerfung von Viterbo den Kampf gegen Konrad von Montferrat fortgesetzt, um dem eigenmächtigen Schalten desselben ein Ziel zu setzen. Hatte Konrad sich doch nicht einmal gescheut den kaiserlichen Kapellan Gottfried von Viterbo auf einer Reise, die er im Auftrage seines Gebieters unternahm, gefangen zu nehmen. Der Kampf, über dessen Verlauf wir nicht näher unterrichtet sind, endete nach kurzer Zeit damit, daß Konrad in die Gewalt des Erzbischofs fiel und von ihm nur entlassen wurde, nachdem er ein Lösegeld von 12000 Goldstücken gezahlt und sich durch Eid und Geiseln verpflichtet hatte, dem Kaiser und Erzbischof Christian Treue zu bewahren. Dieses Mißgeschick Konrads bewegte das ganze Haus von Montferrat und machte es in der Treue gegen den Kaiser

wankend. Wohl hat sich der alte Markgraf mit seinen Söhnen Bonifacius und Rainer noch in Turin am kaiserlichen Hofe eingestellt *), doch stand er schon in dieser Zeit mit Alessandria in bedenklichen Verhandlungen. Er erkannte nicht nur für sich die Selbständigkeit der Stadt an, sondern versprach ihr auch bis zum 1. August vom Kaiser dieselbe zu erwirken und, wenn dieser Schwierigkeiten machen sollte, sie gegen Angriffe zu unterstützen. In der That folgte Markgraf Wilhelm dem Kaiser nach Briançon, aber das den Alessandrinern gegebene Versprechen hat er nicht erfüllen können. Indem der Kaiser ihm hier eine Bestätigungsurkunde für seine Besitzungen ausstellte, mochte er seinen Abfall zu verhüten suchen. Dies gelang nicht, vielmehr nahm Wilhelm alsbald seine früheren Verbindungen in Constantinopel wieder auf, und zwar in offenbar feindlicher Absicht gegen den Kaiser.

Von jeher hatte der Markgraf, der auf seine Verwandtschaft mit Kaisern und Königen stolz war, auch seine Söhne an Frauen von den angesehensten Stellungen zu vermählen gestrebt, und er konnte dies um so eher zu erreichen hoffen, als die Söhne sich durch Schönheit, ritterliche Tugenden und Thatkraft auszeichneten. Für seinen ältesten Sohn Wilhelm, Langschwert mit Beinamen, hatte sich ihm sogar die Aussicht auf die Krone von Jerusalem eröffnet.

König Balduin IV., der seinem Vater Amalrich im Knabenalter gefolgt war, litt an einer unheilbaren aussatzartigen Krankheit, und mehr noch als der König krankte sein von Parteiungen zerrissenes Reich. Die größte Gefahr drohte den lateinischen Herrschaften im Orient, als sich alsbald nach Nureddins Tode Saladin in den Besitz von Damascus zu setzen wußte; trat er auch zuerst auf als Schützer des jungen Ismael, des einzigen Sohnes Nureddins, so zeigte sich doch nur zu bald, daß er nur seine eigene Macht in Augen hatte, als er mehr und mehr sich in Syrien festsetzte. Nur mit Aufbietung aller Kräfte erwehrten sich die Christen seiner wiederholten Angriffe, und auch die Hoffnung, welche sie auf Unterstützung vom griechischen Kaiser setzten, mit dem König Balduin das Bündniß seines Vaters **) erneuert hatte, schien sich lange nicht erfüllen zu wollen. In solcher Bedrängniß riefen König Balduin und seine Großen Wilhelm Langschwert zum

*) Vergl. S. 865.
**) Vergl. S. 662.

Schutze des Reichs gegen Saladin herbei. Wilhelm kam im Oktober 1176 nach dem gelobten Lande, und nach kurzer Zeit wurde er mit Sibylle, der älteren Schwester Balduins, vermählt und ihr eine reiche Ausstattung an Landbesitz gegeben. Die Krone Jerusalems mußte, da auf eine Nachkommenschaft König Balduins nicht zu rechnen, dem Montferraten über kurz oder lang zufallen, und mit Freude sah man sein thatkräftiges Auftreten. Aber Wilhelm erkrankte bald nach der Hochzeit und starb schon im Juni 1177 *). Sein Tod war ein schwerer Schlag für die Christen im Orient, ein noch schwererer für das Haus der Montferrats, zumal sich ihre früher so innigen Beziehungen zu Kaiser Friedrich bald zu lockern anfingen. Seine Hoffnungen setzte Markgraf Wilhelm jetzt auf den griechischen Kaiser, indem er für seinen jüngsten, kaum erwachsenen Sohn Rainer um die Hand der alternden Kaisertochter Maria warb. Es war dieselbe Maria, über deren Vermählung mit einem Sohne Kaiser Friedrichs noch vor wenigen Jahren der griechische Hof verhandelt hatte **).

Kaiser Manuel hatte trotz seiner Bundesgenossenschaft dem Papste keine nennenswerthe Unterstützung in dem letzten Kampfe geleistet. Er war in der Zeit, wo Friedrich Italien wieder mit Waffengewalt angriff, in Händel mit dem Sultan Kilidsch Arslan von Iconium gerathen und im Jahre 1175 in dessen Länder eingedrungen. Der Krieg erneuerte sich im folgenden Jahre und führte im Sommer desselben zu einer schweren Niederlage des griechischen Heeres in den Engpässen von Myriokephalon; seitdem waren die Besitzungen Manuels in Kleinasien stetem Angriff der Ungläubigen ausgesetzt. Das erlittene Mißgeschick hatte ihn mit Schwermuth erfüllt; in fieberhafter Thätigkeit versuchte er seinen Unmuth zu verscheuchen, und zugleich bemühte er sich den Eindruck, den seine Niederlage im Abendlande hervorgerufen hatte, durch Schreiben an die angesehensten Fürsten abzuschwächen; er rühmte sich darin mit Erfolgen, die er nicht errungen hatte.

Obwohl bei den Verhandlungen in Anagni man noch einen besonderen Friedensschluß mit Kaiser Manuel in Aussicht genommen hatte, war in Venedig von demselben nicht mehr die Rede gewesen.

---

*) Sibylle hinterblieb schwanger und gebar dann einen Sohn, der später als Balduin V. die Krone Jerusalems trug.

**) Vergl. S. 680. 681. 725.

Griechische Gesandte haben in die dortigen Abmachungen nicht eingegriffen; der Papst begnügte sich festzustellen, daß Friedrich mit dem Kaiser von Constantinopel Frieden halten und ihm die der römischen Kirche geleisteten Dienste nicht übel vergelten werde. Die Verständigung des Papstes mit Friedrich war Manuel offenbar sehr unerwünscht, aber dieser bereitete doch dem geschlossenen Frieden zunächst keine Hindernisse, wenn er auch nach wie vor Agenten in Italien unterhielt, die seinen nie aufgegebenen Absichten auf die Herstellung der griechischen Herrschaft förderlich sein konnten.

Auch an Friedrich hatte Manuel ein Schreiben gerichtet, in welchem er sich der gegen den Sultan von Iconium errungenen Erfolge rühmte und zugleich Klage führte, daß Friedrich mit diesem Feinde der Christenheit Verbindungen unterhalte. Friedrich fühlte sich hierdurch beleidigt, nicht minder durch die Aufschrift des Schreibens, da Manuel darin den eigenen Namen dem des abendländischen Kaisers vorangesetzt und sich überdies als Beherrscher der Römer bezeichnet hatte. Er meinte Manuel die Antwort nicht schuldig bleiben zu sollen; er erließ sie, wie es scheint, bald nach dem Frieden in Venedig. Schon in der Aufschrift stellt er den eigenen Namen dem des Komnenen voran und nennt sich Beherrscher der Griechen; im Schreiben selbst nimmt er dann wirklich eine Oberhoheit über das morgenländische Reich in Anspruch. Da nur ein Reich und eine Kirche, in den beiden Schwertern vorgebildet, von Gott eingesetzt seien, so habe, sagt er, Manuel dem römischen Kaiser die gebührende Ehre und dem römischen Papste in Ehrfurcht Gehorsam zu leisten. Friedrich erklärt sich dann weiter bereit, da zwischen Manuel und dem Patriarchen von Constantinopel Streitigkeiten obwalten sollten, bei diesen vermittelnd einzutreten. Wegen der Erfolge gegen den Sultan von Iconium beglückwünscht er Manuel; wenn dieser aber seine Verwunderung über Rathschläge ausspräche, welche er dem Sultan gegeben haben solle, so, schreibt er, wisse er nicht, ob er darin einen Tadel zu sehen habe; wäre dies der Fall, so werde er ohne Erröthen Alles, was er mit dem Sultan verhandelt habe, offen darlegen. Mehr als verwundern müsse er sich dagegen, daß Manuel, während er brüderliche Gesinnungen verheiße, durch Boten und Geld seine Getreuen von ihm abwendig zu machen suche. Brave Männer verharrten fest in der Treue, und so würde er nur unzuverlässige Leute für sich gewinnen, wenig erreichen und sein Geld verschwenden. „Wenn Du" — so heißt

es am Schluß — „uns und das Reich liebtest, so würde Dir von unserer Majestät Gleiches mit Gleichem vergolten werden."

Es war um dieselbe Zeit, daß der Papst dem in Constantinopel verweilenden Pisaner Magister Hugo Etherianus, der ihm sein Werk gegen die Ketzereien der Griechen geschickt hatte, Manuel zu ermahnen aufforderte, daß er der römischen Kirche Ehrerbietung erwiese, damit die Einheit der Christenheit hergestellt werde. Wenig später ermuthigte er dann die Prälaten der Kirche von Antiochia, den Bestrebungen des Fürsten Bohemund, sie von Rom loszureißen und Constantinopel zu unterwerfen, entschiedenen Widerstand zu leisten. Wie Friedrich mißtraute der Papst dem Komnenen, obwohl dieser auch in der Folge noch mit Beiden Verbindungen unterhielt. Im Herbst 1178 schickte Manuel den Metropoliten Georgius von Korfu*) nach Italien, der sich zuerst zu Friedrich und dann nach Rom begeben sollte. Georgius erkrankte in Otranto, und wurde, noch ehe er seine Aufträge hatte ausführen können, im Anfange des Jahres 1179 von Manuel zurückgerufen. Seine Botschaft an Friedrich scheint der griechische Notar Johannes, der zu Otranto wohnhaft war, ausgerichtet zu haben, denn wir hören, daß dieser sich im Winter nach Deutschland zum Kaiser begab. Nach Rom ging der gelehrte Nectarius, Mönch des Basilianerklosters Casole bei Otranto, und vertheidigte dort die Lehre der griechischen Kirche gegen die Lateiner.

Manuel war in dieser Zeit vornehmlich mit seinen Kämpfen in Kleinasien gegen Kilidsch Arslan beschäftigt; im Sommer 1177 hatte er außerdem eine Flotte von 70 Galeeren ausgerüstet, um im Bunde mit dem König von Jerusalem den Krieg gegen Egypten aufzunehmen. Die Lateiner im Orient glaubten wieder neue Hoffnungen schöpfen zu

*) Eine Anzahl Briefe des Georgius sind in lateinischer Uebersetzung bekannt geworden. Sie sind in einem sehr schwülstigen Stile geschrieben und erwecken durch ihre ekelhaften Schmeicheleien kein Zutrauen zu dem Verfasser, der Inhalt ist jedoch nicht ohne Interesse. Zwei Briefe sind an Kaiser Friedrich gerichtet. Der eine ist eine ablehnende Antwort auf eine Zuschrift Friedrichs, in welcher er den Bischof aufgefordert hatte ihm Korfu zu übergeben. Leider läßt sich die Zeit nicht bestimmen, in welcher dieser Schriftwechsel stattfand; denn wir sind ohne alle weiteren Nachrichten über Friedrichs Absichten Korfu zu seinem Reiche zu schlagen. Der andere Brief des Georgius an Kaiser Friedrich wird gewiß mit Recht in den Winter des Jahres 1178 gesetzt; Georgius kündigt sich als Gesandter Kaiser Manuels an. In der Aufschrift wird Kaiser Friedrich als imperatorum imperator bezeichnet und dann divinissime imperator angeredet.

können, zumal sich gerade damals Graf Philipp von Flandern mit einem großen Gefolge, zu dem sich auch französische und englische Herren gesellten, im gelobten Lande einstellte. Philipp war ein Fürst voll Energie und Ehrgeiz, berühmt durch ritterliche Thaten im Abendlande; sein Haus, den Königen von Jerusalem verwandt, hatte an den Schicksalen der christlichen Herrschaften an den heiligen Stätten stets lebendigen Antheil genommen und er selbst schon vor Jahren die Kreuzfahrt gelobt. Man sah in ihm, als er nun erschien, den lange ersehnten Retter, und wollte ihm alle Regierungsgewalt für den kranken König übertragen, aber Philipp machte Schwierigkeiten, nicht einmal für den beabsichtigten Krieg in Egypten wollte er eine verantwortliche Stellung übernehmen. Bald zeigte sich, daß er nicht um sich in bedenkliche und weitaus sehende Unternehmungen zu verstricken nach dem Osten gekommen war, sondern nur um einem religiösen Bedürfniß zu genügen und sich in gefahrlosen Kämpfen den Ruhm eines Schützers der heiligen Stätten zu gewinnen. Durch seine Weigerung, sich am Kriegszug nach Egypten zu betheiligen, zerschlug sich das ganze Unternehmen; die griechische Flotte, die lange im Hafen von Accon gelegen hatte, trat den Rückweg an. Sofort drang Saladin wieder in das Reich von Jerusalem ein, und selbst eine schwere Niederlage, die er am 25. September 1177 durch das Heer König Balduins bei Ascalon erlitt, schreckte ihn nicht von neuen Angriffen ab.

Nach Ostern 1178 verließ Graf Philipp das gelobte Land, wo er kein gutes Andenken hinterließ. Er nahm den Heimweg über Constantinopel, und Kaiser Manuel betraute ihn hier mit dem Auftrage, für seinen bereits gekrönten Sohn Alexius um Agnes, die jüngste Tochter König Ludwigs, zu werben. Nicht lange nachher wurde der Ehevertrag geschlossen; es war eine ähnliche Verbindung, wie sie vor Jahren Alexander III. unter ganz anderen Verhältnissen angerathen hatte*). Manuel suchte augenscheinlich engere Verbindungen im Abendlande anzuknüpfen, und bei diesem Bestreben mußten ihm auch die Bewerbungen Wilhelms von Montferrat sehr willkommen sein.

Im gelobten Lande waren die Lateiner in trostloser Lage. Man hatte zunächst auf eine Hülfe von Constantinopel nicht mehr zu rechnen und auch alle auf das Abendland gesetzten Hoffnungen hatten bisher

*) Vergl. S. 669.

getäuscht. Wohl hatte König Heinrich von England schon vor Jahren bindende Versprechen für eine Kreuzfahrt gegeben*), aber sie waren bisher nicht erfüllt, und Niemand konnte auf ihre Erfüllung rechnen, so lange Heinrich im Streite mit König Ludwig stand. Hatten sich auch die Könige zu Montlouis dann scheinbar ausgesöhnt (1174)**), so drohte doch schon im Sommer 1177 der Krieg zwischen ihnen aufs Neue auszubrechen und wurde nur durch das energische Einschreiten des päpstlichen Cardinallegaten Petrus verhindert. Als die Könige dann am 21. September zwischen Ivry und Nonancourt zusammenkamen, bestätigten sie sich ihre gegenwärtigen Besitzungen, schlossen das engste Schutzbündniß und gelobten mit einander den Kreuzzug zu übernehmen; doch man traute dem Frieden wenig, und am wenigsten glaubte man an die Kreuzfahrt, zu der auch in der nächsten Zeit nicht einmal Vorbereitungen getroffen wurden. Im gelobten Lande hielt man es vielmehr für gerathen, einen französischen Herren, den Herzog Hugo vor Burgund, zur Hülfe herbeizurufen. Einmüthig beschlossen die Großen des Königreichs Jerusalem, diesem Hugo die verwittwete Sibylle zur Gemahlin zu geben und ihm dieselbe Stellung einzuräumen, die ihr erster Gemahl gehabt hatte. Der Bischof Joscius von Accon wurde nach dem Abendlande gesandt, um den Burgunder nach dem gelobten Lande einzuladen.

Da damals die Eröffnung des allgemeinen Concils bevorstand, zu dem die Prälaten des Reiches beschieden waren, entschied man sich zugleich die große Kirchenversammlung, von der sich heilsame Beschlüsse für die Lateiner im Orient erwarten ließen, zu beschicken. Außer dem Bischof Joscius sollten die Erzbischöfe Wilhelm von Tyrus und Heraclius von Cäsarea, die Bischöfe von Bethlehem, Sebasta und Tripolis mit einigen Klostergeistlichen sich nach Rom begeben; die Stelle des Patriarchen sollte dort Petrus, der Prior der Kirche des heiligen Grabes, vertreten. Im Oktober 1178 reiste die Gesandtschaft ab.

Welche Befürchtungen sich auch für die Zukunft hegen ließen, die Weltlage war doch für die Abhaltung des Concils nicht ungünstig; vor Allem herrschte in Italien so weit Ruhe, daß der Weg nach Rom

---

*) Vergl. S. 672.
**) Vergl. S. 725.

ohne Gefährdung einem Jeden offen stand. Am 18. Februar hatte das Concil eröffnet werden sollen, und im Anfange des Monats hatte sich Alexander von Tusculum, wo er seit dem August des vorigen Jahres residirt hatte, nach Rom begeben. Allmählich stellten sich auch hier die eingeladenen Bischöfe und Aebte ein, so weit sie nicht durch Leibesschwäche oder andere Hemmnisse am Erscheinen verhindert waren. Aber erst am 5. März fand die Eröffnung des Concils in der Kirche des Lateran durch den Papst statt, der von einer Tribüne, umgeben von den Cardinälen und den römischen Stadtbeamten, die versammelten Väter feierlich begrüßte.

Etwa 300 Bischöfe waren erschienen. Bei weitem die größte Zahl war aus Italien gekommen, doch auch die burgundische, französische und spanische Kirche war stark vertreten. Aus England, Irland und Schottland hatten sich nur wenige Bischöfe eingefunden, hauptsächlich wegen der Schwierigkeiten, die König Heinrich der Reise bereitet hatte. Portugal*) hatte nur zwei, Ungarn und Dänemark nur einen Bischof entsendet. In dem uns überlieferten, nicht ganz vollständigen Katalog der anwesenden Bischöfe finden sich keine Vertreter der Kirchen von Schweden, Norwegen und Polen genannt, aber es berechtigt dies nicht zu der Annahme, daß es ganz an solchen gefehlt habe. Ein griechischer Bischof hat unseres Wissens nicht am Concil Antheil genommen**), dagegen hatte die lateinische Kirche im Orient, wie oben berichtet, eine stattliche Gesandtschaft nach Rom geschickt.

Wenn auch die deutsche Kirche nicht vollständig vertreten war, hatten sich doch eine Reihe der angesehensten Bischöfe eingefunden. Christian von Mainz war zur Stelle und mit ihm seine Suffragane, die Bischöfe Otto von Bamberg, Hartwig von Augsburg, Berthold von Konstanz, Udalrich von Speier, Konrad von Worms und Udalrich von Chur. Auch Konrad von Salzburg war wieder über die Alpen gekommen, mit ihm seine Suffragane, Kuno von Regensburg und Diet-

*) Die schwache Vertretung der Kirche Portugals ist auffällig, da gerade damals (23. Mai 1179) der Papst die Königswürde und das eroberte Land Alfons bestätigte, der sich verpflichtete zur Anerkennung seiner Lehnsabhängigkeit vom römischen Bischof ihm jährlich einen Zins von zwei Mark Gold zu zahlen.

**) Der griechische Mönch Nectarius (vergl. S. 874) war um diese Zeit in Rom. Es ist wahrscheinlich, daß er, wie man gewöhnlich annimmt, dem Concil beiwohnte, aber nicht sicher.

bold von Passau. Erzbischof Arnold von Trier war mit seinem Suffragan Friedrich von Metz erschienen. Aus der Kölner Kirchenprovinz war nur Bischof Rudolf von Lüttich zum Concil gekommen; Erzbischof Philipp von Köln und die westfälischen Bischöfe hatten die sächsischen Wirren daheim zurückgehalten. Auch Wichmann von Magdeburg blieb zurück, doch waren von seinen Suffraganen die Bischöfe Udo von Zeiz, Martin von Meißen und Sifried von Brandenburg beim Concil zugegen. Auch der erwählte Erzbischof von Hamburg Berthold hatte sich eingefunden, um von dem Papste Bestätigung und Weihe zu erhalten. Von den Suffraganen Hamburgs war Bischof Berno von Schwerin schon früher nach Italien gezogen; er erwirkte sich ein päpstliches Privilegium für seine Kirche und blieb dann bis zum Concil.

Außer den Bischöfen waren noch eine fast unzählbare Menge von Aebten, Prioren, Kloster- und Weltgeistlichen erschienen. Namentlich waren Viele, die sich noch wegen des Schismas zu rechtfertigen hatten, herbeigekommen; Andere hatten sich eingestellt, weil sie entweder einen Schaden abwenden oder eine Gunst erlangen wollten. So hatten sich Abgeordnete der Johanniter und Tempelherren eingestellt; auch von den Waldensern kamen Gesandte zum Concil, um sich wegen der ihnen vorgeworfenen Irrlehren zu rechtfertigen. Da überdies fast alle Fürsten des Abendlandes in der Absicht, sich über die wichtigen Concilsverhandlungen verlässige Nachrichten zu verschaffen, Botschafter nach Rom gesandt hatten, sah man dort die abendländische Christenheit so vollständig repräsentirt, wie es kaum noch jemals der Fall gewesen war.

Der Geschäftskreis des Concils war überaus weit gezogen. Es galt nicht nur die letzten Reste des Schismas zu beseitigen, streitige oder neu erledigte Stellen zu besetzen, angebrachte Klagen zu erledigen, sondern auch längst empfundene Schäden der Kirche zu heben, die Stellung des Klerus gegen mannigfache Angriffe zu schützen und aufgetauchte Irrlehren zu beseitigen. Es ist selbstverständlich, daß dies eine Anzahl von Commissionsberathungen nothwendig machte, doch sind wir über den Verlauf derselben wenig unterrichtet. Allgemeine Sitzungen des Concils sind noch am 14. und 19. März gehalten worden, aber auch über ihre Verhandlungen sind wir fast ohne alle Nachrichten, nur die Endresultate derselben sind überliefert.

Das Collegium der Cardinäle war damals durch Todesfälle sehr gelichtet, und bei der Ergänzung desselben legte Alexander seine Vorliebe

für den französischen Klerus an den Tag. Der Erzbischof Wilhelm von Reims, der Schwager König Ludwigs, wurde zum Cardinalpriester vom Titel der heiligen Sabina, der Abt Heinrich von Clairvaux zum Cardinal bischof von Albano, der Abt Bernered von St. Crispin in Soissons zum Bischof von Palestrina ernannt. Auch andere Geistliche, die ihre Treue bewährt, wurden durch höhere Ehren ausgezeichnet. Bischöfe, die noch nicht die Weihe erhalten hatten, empfingen sie jetzt vom Papste selbst *). Manche Kleriker wurden, nachdem sie sich vom Schisma losgesagt und unterworfen, zu Gnaden angenommen und in ihre Stellen wieder eingesetzt.

Nicht überall waltete Gnade. Die Bischöfe von Straßburg und Basel wurden abgesetzt; wahrscheinlich hatte das Schiedsgericht, welches nach dem venetianischen Frieden in ihrer Sache entscheiden sollte, sich zu ihren Ungunsten erklärt. Auch Bischof Dietrich IV. von Metz verlor sein Bisthum, weil er bei Lebzeiten seines Vorgängers Friedrich eingesetzt war und bei seiner Wahl die erforderlichen Weihen noch nicht gehabt hatte; Friedrich erhielt sein Bisthum zurück, starb aber noch in demselben Jahre (27. September). Die Entsetzung Dietrichs, der ein Sohn des Herzogs Matthäus von Lothringen, also ein Neffe des Kaisers war, traf diesen persönlich.

Sehr eigenthümlich hatten sich die Verhältnisse in Bremen gestaltet. Im Venetianer Frieden war bestimmt worden, daß eine Untersuchung angestellt werden sollte, ob die nach dem Tode Erzbischof Hartwigs **) erfolgte Wahl des Ascaniers Sifried, der inzwischen zum Bischof von Brandenburg erhoben war, kanonisch erfolgt sei, und daß Sifried, wenn dies der Fall, an das Bremer Erzbisthum zu versetzen sei. Diese Untersuchung wird nicht ein für Sifried günstiges Ergebniß gehabt haben. Aber auch Balduin hatte sich so viele Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen, daß er im Erzbisthum nicht verbleiben konnte. Ein eigenthümlicher Zufall fügte es, daß er an demselben Tage, wo ihm das Absetzungsdecret überreicht werden sollte, das

*) Unter ihnen war Bischof Otto II. von Bamberg aus dem Geschlecht der Grafen von Andechs, der 1177, nachdem er schon vor Jahren auf das Bisthum Brixen resignirt hatte, in Bamberg auf Hermann II. gefolgt war; er suchte dauernd die päpstliche Weihe seinem Bisthum zu sichern. Auch Konrad von Worms wird damals vom Papste die Bischofsweihe erhalten haben.

**) Vergl. S. 630. 636.

Zeitliche segnete (18. Juni 1178). Man schritt darauf zu einer neuen Wahl, und sie lenkte sich auf Berthold, einen Kanoniker von S. Gereon in Köln, einen untadeligen Mann aus einem sächsischen Geschlecht, der sich auch durch ungewöhnliche Bildung auszeichnete; gegen die Wahl ließ sich nichts Anderes einwenden, als daß Berthold noch nicht einmal die Weihe als Subdiakon erhalten hatte. Der Dompropst Otto, der einst hauptsächlich für die Wahl Sifrieds eingetreten, legte zwar die Appellation an den Papst ein, mußte sie aber nothgedrungen zurückziehen. Heinrich der Löwe war zuerst Berthold nicht abgeneigt, nahm aber dann doch an der Wahl des Kölners Anstoß. Der Kaiser, dem der Erwählte nahe stand, ertheilte ihm gern die Investitur, und auch der Papst soll die Wahl gebilligt haben. Dennoch besorgte Berthold, daß man dieselbe wegen der mangelnden Weihen beanstanden könnte; er ließ sich zum Diakon weihen und dann seine Wahl erneuern.

Guten Muthes zog Berthold zum Concil nach Rom; er hoffte hier die Priester- und Bischofsweihe zu erhalten. Er fand dort auch bei dem Papste freundliche Aufnahme; mit der Inful geschmückt, sah man ihn im Concil schon unter den Erzbischöfen sitzen. Dies erweckte Neid und vermehrte die Opposition, die sich ohnehin gegen ihn zu regen anfing. Es erschien als Abgesandter Herzog Heinrichs der Propst Heinrich von St. Stephan in Bremen, wußte zum Papste zu gelangen und gegen Berthold zu wirken; auch Sifried, der sich noch immer an seinen Aussichten auf das Erzbisthum festhielt, wird nicht unthätig gewesen sein. So gelang es, dem Papste Bedenken einzuflößen. Als an dem Tage, wo Bertholds Priesterweihe stattfinden sollte, er mit den Abgeordneten der Bremer vor dem Papste erschien und der Sprecher der Bremer bat ihrem Erwählten die Weihen zu ertheilen, erklärte der Papst, daß die Wahl noch näherer Untersuchung bedürfe. Er ließ dann die Bremer durch die Cardinäle Rainer und Johann über die Wahlvorgänge befragen und ihre Aussagen stimmten nicht überein. Darauf erklärte er vor dem Consistorium der Cardinäle den Bremern, daß er die Wahl nicht billigen könne, weil Berthold gewählt, ehe er noch die nothwendigen Weihen erhalten habe, die gegen die Wahl erhobene Appellation unterdrückt sei, eine zweite Wahl stattgefunden, welche die erste ungültig mache, überdies der Kaiser ihm die Regalien vor den zur Wahl erforderlichen Weihen ertheilt habe: aus diesen und anderen nicht weiter auszuführenden Gründen sei Bertholds Wahl ungültig.

Eine Entgegnung auf die Erklärung des Papstes wurde nicht gestattet. So war Bremen wieder ohne Erzbischof, und damit gewann Sifried neue Hoffnung zum Erzbisthum zu gelangen. Freilich erfüllte sie sich nicht sogleich; denn erst im April 1180 wurde er in Gegenwart päpstlicher Legaten von dem Brandenburger Bisthum entbunden und nach Bremen versetzt. Berthold hatte schon zuvor das Bisthum Metz erhalten; bei den Metzern führte er den Namen Bertram.

Laute Klagen ertönten auf dem Concil über den Zustand der Halberstädter Kirche, welche durch die Härte des in sein Bisthum zurückgekehrten Udalrich in trostlose Verwirrung gerathen sei, da er alle von dem entsetzten Gero ertheilten Weihen cassirt habe. Vor Allem beklagte sich Abt Dietrich von Ilsenburg darüber, dessen Kloster fast der völligen Auflösung entgegenging. Die Halberstädter erwirkten wirklich vom Papste, daß die von Gero Ordinirten, da dieser selbst noch von dem katholischen Erzbischof Hartwig von Bremen geweiht war, in ihren Stellen verbleiben durften. Gero selbst, der sich schon in Venedig unterworfen hatte, erhielt überdies die Erlaubniß, auch ferner außerhalb des Halberstädter Sprengels bischöfliche Functionen zu üben.

Am Schlusse der dritten und letzten Sitzung des Concils wurden vom Papste 27 Decrete veröffentlicht, von denen das erste das weitaus bedeutsamste ist. Der Papst bestimmte hier unter Zustimmung des Concils zur Ergänzung der älteren Verordnungen über die Wahl des römischen Bischofs, daß bei einer zwiespältigen Wahl nur der als Papst anzusehen sei, der von zwei Drittheilen der Cardinäle gewählt und anerkannt sei; wer aber nur ein Drittheil der Stimmen für sich habe und sich dennoch den päpstlichen Namen anmaße, solle mit seinen Anhängern dem Banne verfallen und des geistlichen Standes verlustig gehen. Weiter wurde bestimmt, daß wer nicht zwei Drittheile der Stimmen bei der Wahl oder durch späteren Anschluß auf sich vereinigt habe, in keiner Weise anzuerkennen sei und gleichfalls dem Banne verfallen sei, wenn er nicht demüthig zurücktrete. Dabei wurde ausdrücklich ausgesprochen, daß dem sonst bei kirchlichen Wahlen geltenden Grundsatz, wonach die Entscheidung von dem größeren und verständigeren Theile der Wähler abhängig sei, hierdurch kein Abbruch geschehen solle; denn hier könne das Urtheil eines Höheren eintreten, während in der römischen Kirche die Berufung auf einen Höheren nicht möglich sei.

Dieses Decret sollte für die Zukunft verhindern, daß nicht aus

einer zwiespältigen Wahl, wie die Alexanders selbst gewesen war, ein neues Schisma hervorgehe. Bemerkenswerth ist, daß dabei weder mehr von einer Prärogative der Cardinalbischöfe, noch von einer Theilnahme des niederen römischen Klerus und des Volks die Rede ist, auch die Stellung des Kaisers zur Wahlhandlung ganz unberührt bleibt. Klar ist, daß dieses Decret nachträglich die Wahl Alexanders gleichsam legalisirte, die Wahl Victors IV. für unrechtmäßig erklärte, so daß man ihm auch eine rückwirkende Kraft beilegte. Diese neue Bestimmung des Concils hat in der Kirche Geltung gewonnen und behalten; unfraglich hat sie sich vielfach heilsam erwiesen, aber freilich ihren Zweck nicht so weit erreicht, daß sie zwiespältige Wahlen und kirchliche Spaltungen für alle Folge verhindert hätte.

Das zweite Decret erklärt die Weihen, die von den Gegenpäpsten Victor IV., Paschalis III. und Calixt III. und den von ihnen Ordinirten ertheilt waren, für ungültig, ingleichen alle von ihnen ausgegangenen Verleihungen an kirchlichen Würden oder Beneficien, wie auch alle Beraubungen der Kirchen, welche durch sie oder durch Laien erfolgt sind, und verordnet die Zurückgabe der Kirchengüter unter Androhung des Bannes gegen die Ungehorsamen. Diejenigen Kleriker, die sich freiwillig zum Festhalten am Schisma durch einen Eid verpflichtet haben, sollen von den kirchlichen Aemtern und Würden suspendirt bleiben. Nachdem fast in allen einschlagenden Fällen bereits besondere Verfügung getroffen war, konnte dieses Decret nur noch eine untergeordnete Bedeutung haben.

Die anderen Decrete sollten zur Beseitigung vieler und sehr verschiedener Mißstände der Kirche dienen und wiederholten zum großen Theile nur frühere Verordnungen. Bemerkenswerth ist das neunte Decret, welches sich gegen die Tempelherren, die Johanniter und andern Orden richtet und ihren unbefugten Eingriffen in die Rechte der Bischöfe begegnen will; wir wissen, daß es nur nach sehr heftigen Erörterungen auf dem Concil zu Stande kam. Nicht wenige Decrete greifen auch in das weltliche Gebiet hinüber. So das Verbot an die Laien, die Kirchen ohne die Einwilligung des Bischofs zu besteuern, die Geistlichen vor ein weltliches Gericht zu laden, Turniere zu halten, den Gottesfrieden zu brechen und die durch die Landfrieden besonders gesicherten Personen zu schädigen, die Sarazenen im Kampfe gegen die Christen zu unterstützen, mit Juden und Sarazenen zusammenzuwohnen und ihnen zu

dienen. Auch hier wurden meist nur ältere Bestimmungen erneuert; wie sie früher ohne nachhaltigen Erfolg gewesen waren, so haben sie auch jetzt nicht durchgreifend gewirkt. Gegen das Verbot der Turniere hat König Philipp August sogar ausdrücklich Protest erhoben.

Auffällig ist, daß sich unter den Decreten keines findet, welches die Unterstützung der gefährdeten Christen im gelobten Lande fordert; um so auffälliger, als im letzten Decrete der Aufruf zu einem neuen Glaubenskampfe erfolgte, der nicht im Morgenlande, sondern im Abendlande selbst ausgefochten werden sollte. Es hatten sich seit einiger Zeit ketzerische Lehren im südlichen Frankreich unter dem Schutze mächtiger Herren so weit verbreitet, daß die kirchliche Autorität daselbst schwer bedroht war; diese Herren hatten jene wilden und regellosen Söldnerschaaren, die damals unter den Namen von Brabanzonen, Aragonesen, Basken, Coterellen und Triaverdiner in Frankreich umherzogen, in ihre Dienste genommen und dadurch den Anlaß zu vielen Gräueln gegeben. Die Synode bestimmte deshalb, daß die Ketzer, welche unter den Namen der Katharer, Patarener, Publicaner oder unter andern Bezeichnungen in der Gascogne, den Gebieten von Albi, Toulouse und an anderen Orten weilten, mit ihren Schützern dem Banne verfallen seien; zugleich wurde bei Strafe des Anathems Allen verboten sie aufzunehmen und mit ihnen Handel zu treiben. Die gleiche Strafe wird denen angedroht, welche jene zuchtlosen Söldnerbanden in ihre Dienste nehmen, unterhalten und schützen; alle ihre Lehnsleute und Unterthanen sollen von dem Gehorsam, den sie ihnen schulden, entbunden sein, so lange jene in ihrer Bosheit verharren. Die Bischöfe und alle Gläubigen sollen sich jenen Gräuelthaten widersetzen und das christliche Volk mit den Waffen vertheidigen; die Güter der Frevler sollen confiscirt werden und es den Fürsten freistehen diese selbst zu Sklaven zu machen. Wer auf den Rath der Bischöfe oder anderer Prälaten die Waffen gegen sie ergreift, soll Indulgenzen erhalten; wer aber der Aufforderung der Bischöfe nicht gehorcht, mit der Entziehung des Abendmahls bedroht werden. Die sich dem Kampfe unterziehen, werden in gleicher Weise, wie die Kreuzfahrer, unter den Schutz der Kirche gestellt. Dieses Decret ist nicht ohne wichtige Folgen geblieben; aus ihm sind die blutigen Albigenserkriege entsprungen. Schon im Jahre 1181 führte der neuernannte Cardinalbischof Heinrich von Albano ein Kreuzheer gegen die Ketzer und ihre Beschützer.

Nachdem das Concil in feierlicher Weise geschlossen war, gab der Papst den Bischöfen und den anderen Theilnehmern die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimat. Unter Androhung des Banns verbot er alle Romfahrer auf ihrer Reise zu gefährden. Die meisten Bischöfe blieben noch während des Osterfestes in Rom, dann traten auch sie nach empfangenem Segen des Papstes den Rückweg an.

Es waren Sonnentage im Leben des Papstes gewesen, als er inmitten der glänzendsten Versammlung der abendländischen Kirche die Siege Roms feiern konnte. Wie einst auf einer großen Lateransynode Calixt II. den glücklichen Ausgang des Investiturstreits, Innocenz II. die Beseitigung eines bedenklichen Schismas der Welt verkündet, so jetzt er das Ende einer noch viel bedenklicheren Kirchenspaltung, in deren Verlauf die Kirche mehr als einmal in der Gefahr dem Kaiserthum zu unterliegen gestanden hatte. Er, dessen kirchliche Gewalt so lange und so heftig bestritten war, zeigte sich in dem vollen Glanze seines höchsten Priesterthums; freier als je zuvor, selbst von dem Kaiserthum unantastbar, stand er als römischer Bischof vor den Augen der Welt. Der höchste Gewinn, welchen er im Frieden von Venedig erstrebt hatte, war ihm zugefallen. In seinen alten Tagen konnte er noch hoffen ein Kirchenregiment zu führen, wie es ihm immer als Ideal vorgeschwebt hatte.

17.

Die letzten Zeiten Alexanders III.

Nicht mit Unrecht pries man die Herstellung des Friedens zwischen Reich und Kirche, aber daran fehlte doch viel, daß Kaiser und Papst nun in voller Eintracht gestanden hätten. Das Mathildische Land war in den Händen des Kaisers geblieben; die Grafschaft Bertinoro hatte der Papst nicht behaupten können; von manchen anderen Besitzungen war es noch streitig, ob sie dem Reiche oder der römischen Kirche gehörten. So sehr dem Papste daran liegen mußte, den Frieden zu erhalten, war er doch nicht der Mann, einen Anspruch der Kirche ruhen zu lassen. Man wußte dies am kaiserlichen Hofe und war nicht

ohne Besorgnisse, daß er zum Schaden des Reichs seine alten Verbindungen mit den Lombarden und dem griechischen Kaiser erneuern könne, zumal nicht lange nach dem Frieden von Venedig in Italien Bewegungen eintraten, die diesem Argwohn Nahrung geben konnten.

Am wenigsten war von den Bundesstädten Bologna geneigt Ruhe zu halten; vor Allem suchte es Faenza wieder auf seine Seite zu ziehen, und nicht ohne Erfolg. Schon am 8. März 1178 hatte es das zehn Jahre früher mit dieser Stadt gegen Imola geschlossene Bündniß*) erneuert mit der ausgesprochenen Absicht, die Herrschaft über Imola herzustellen und die Burg von S. Cassiano wieder aufzurichten. Etwa um dieselbe Zeit hatte es auch ein Schutzbündniß mit Modena, Reggio und Parma auf 50 Jahre gegen Angriffe des Kaisers oder der kaiserlichen Städte, namentlich Cremonas, zu Stande gebracht, und wenig später ging es noch ein engeres Bündniß mit Modena auf 21 Jahre ein, bei dem es von seiner Seite darauf abgesehen war, sich Monteveglio zu unterwerfen, während Modena die Abtei Nonantula gewinnen wollte. Offenbar lag in diesen Verträgen die Absicht, das Reich zu schädigen; denn Faenza, Imola und Monteveglio waren in der Treuga als kaiserliche Orte aufgeführt und Nonantala gehörte zu den Reichsabteien. In der Romagna und in den anliegenden Theilen der Lombardei wurde es unruhig. Auch das Kloster S. Benedetto di Polirone hatte so schwere Bedrängnisse, besonders durch die Consuln von Mantua, zu leiden, daß sich der Papst genöthigt sah durch Schreiben an den Bischof Garsidonius und die Rectoren des Lombardenbundes zu Gunsten desselben einzutreten.

Es ist nicht zu ermitteln, ob diese Wirren in der Lombardei und Romagna mit einem griechischen Angriffe auf die Mark Ancona zusammenhängen, aber sicher ist, daß noch im Jahre 1178 ein griechisches Heer, wohl fast ganz aus italienischen Söldnern bestehend, in der Mark erschienen war, Besitzungen des Reichs und der römischen Kirche angegriffen und sich, obwohl es Widerstand begegnete, doch festzusetzen gewußt hatte.

So gewiß der Papst an den Wirren in der Lombardei, wie an dem griechischen Angriff völlig unschuldig war, hielt er doch für nöthig einen vertrauten Mann an den Kaiser abzusenden, um jeden Argwohn

*) Vergl. S. 752. 753.

desselben zu zerstreuen, zugleich aber eine Entscheidung über die zwischen ihnen noch streitigen Punkte herbeizuführen. Zum Boten wählte er seinen Arzt, der auch dem Kaiser gute Dienste geleistet hatte; die Reise mochte für einen solchen Boten gefahrloser sein, als für eine feierliche Legation. Der Arzt erhielt ein Schreiben an den Kaiser, in welchem der Zweck seiner Sendung erklärt wurde, zugleich ein anderes an die Erzbischöfe von Köln und Magdeburg, den Erwählten von Worms und den Protonotar Wortwin, die als Vermittler des venetianischen Friedens vereint auf den Kaiser einzuwirken aufgefordert wurden, damit der Friede erhalten und die noch nicht erfüllten Verheißungen erfüllt würden. Der Bote hatte überdies geheime Aufträge an den Kaiser, die der Papst niederzuschreiben Bedenken trug. Wir kennen weder diese Aufträge noch den Erfolg der Sendung, aber der Brief, welchen der Papst damals an den Kaiser richtete, ist erhalten, ein wichtiges Document, um die Stellung Beider zu einander und die damalige Lage Italiens zu erkennen.

Vor Allem tritt der Papst der Verdächtigung entgegen, daß er sich in Bezug auf die Lombarden und die Griechen anders verhalte, als sich für ihn zieme. Er verhehlt dabei nicht, wie er den Lombarden wegen ihrer ihm früher erwiesenen Dienste zugethan sei, aber erklärt zugleich, daß er für sie gegen die Ehre des Reichs nichts gethan, vielmehr sie durch Boten und apostolische Schreiben aufgefordert habe die Treuga zu halten und sich um den vollen Frieden mit dem Kaiser zu bemühen. Was den Angriff der Griechen auf das Reich beträfe, von dem auch das Patrimonium Petri zum Theil berührt worden sei, so sei derselbe ohne sein Wissen erfolgt, ließen doch sogar die Griechen Alle, die ihnen zufielen, schwören, daß sie als Papst nur den anerkennen würden, den die griechische Kirche für den apostolischen Vater hielte; er habe sogar sofort, nachdem er von jenem Einfall Kunde erhalten, die Grafen Roger von Andria und Tancred von Lecce zu Maßregeln gegen die Eindringlinge aufgefordert, und Beide hätten darauf alle Unterthanen des Königs von Sicilien, die von den Griechen in Sold genommen, unter Androhung der schwersten Strafen zurückgerufen. Der Papst beschwert sich dann, daß die Mark, die zum Theil dem Reiche, zum größeren Theil aber der römischen Kirche gehöre*), ohne seinen

*) Hiernach wird schon Alexander III. Ansprüche auf den größeren Theil der Mark von Ancona erhoben haben. Vergl. Ficker, Forschungen II. S. 322—325. 370.

Beirath der Kaiser zu Venedig nach Gunst, nicht nach Verdienst einem Mann übertragen habe, der nach den Ordnungen der Kirche dem Banne verfallen sei, weil er nicht nur an Klerikern Gewaltthaten verübt, sondern auch Bischöfe und Aebte von großem Ansehen in den Kerker geworfen habe, von denen Einer in der Gefangenschaft gestorben und durch Wunder an seinem Grabe seine Heiligkeit dargethan habe*). Aber dadurch habe er, der Papst, sich nicht abhalten lassen den Griechen feindlich entgegenzutreten und er würde dies noch wirksamer haben thun können, wenn der Kaiser ihm nicht die Mittel dazu entzogen hätte. Schließlich bittet der Papst den Kaiser, jeden Argwohn gegen ihn fahren zu lassen und Alles zu thun, um den Frieden zwischen Kirche und Reich, der beiden gleich nothwendig sei, zu fördern und auf den Rath der Männer, die den Frieden vermittelt, und auch Anderer, wenn es nothwendig sei, die gemachten Versprechungen zu erfüllen und das bereits Vereinbarte auszuführen.

Der Brief des Papstes ist vor dem Lateranconcil geschrieben; er zeigt, wie bedenklich schon damals die Lage Italiens war, aber in der nächsten Zeit sollte sie sich noch bedrohlicher gestalten. Erzbischof Christian ging nicht lange darauf nach der Mark von Ancona, wo wir ihm im Anfang des Mai 1179 begegnen. Ob die Griechen bereits abgezogen waren oder erst durch ihn verdrängt wurden, steht dahin. Im Juni zog dann Christian, vom Grafen Guido Guerra herbeigerufen, um den widerspenstigen und von Faenza begünstigten Castellan von Modigliana zu züchtigen, nach Tuscien und dann nach der Romagna. Hier war die Treuga schon offen gebrochen worden. Bologna hatte Monteveglio angegriffen, die Burg und Kirche zerstört. Zwar hatten die Kaiserlichen den ersten Anlaß zu den Feindseligkeiten gegeben, aber jede Genugthuung, die der Kaiser angeboten hatte, war dann von den Bolognesen zurückgewiesen worden. Der Papst zeigte sich über den Friedensbruch höchlich erzürnt, zumal auch Leute, die sich zu ihm begeben hatten, auf dem Rückwege nach der Lombardei angehalten und eingekerkert worden waren. Er richtete alsbald an den Erzbischof von

*) Die Mark von Ancona ist gemeint, als deren Markgraf Konrad von Lützelhard zuerst in der Zeit der Friedensverhandlungen zu Venedig genannt wird. Konrad hatte aber schon früher in der Mark als Legat des Kaisers gewaltet und sich durch Gewaltthaten gegen Geistliche einen schlimmen Namen gemacht. Vergl. S. 651.

Ravenna und seine Suffragane die dringendsten Vorstellungen, sich bei den Rectoren und Consuln des Lombardenbundes zu verwenden, daß dem Kaiser Schadenersatz geleistet und die Treuga besser gewahrt werde, indem er den Bruch derselben mit dem Banne bedrohte.

Inzwischen hatte sich das mit Bologna verbündete Faenza eine andere Gewaltthat erlaubt. Es hatte die Burg Castrocaro am Montone, obwohl sie in der Treuga als kaiserlicher Ort bezeichnet war, in Besitz genommen. Christian belagerte nun die Burg, zog aber bald nach Rimini ab, um ein größeres Heer von Deutschen und anderen tüchtigen Leuten zu sammeln. Mit diesem Heere rückte er dann über Forlì gegen Faenza an. Die Faventiner hatten damals bereits in Gemeinschaft mit den Bolognesen den Kampf gegen Imola begonnen und die Hälfte ihrer Berittenen gegen diese Stadt entsendet. Dennoch entschlossen sie sich Christian entgegenzutreten und schickten alle ihnen noch zu Gebote stehenden Streitkräfte ihm entgegen. Mit einem Theile seines Heeres gelangte Christian bis nach Durbecchio, wenig über eine Viertelstunde von Faenza, zog sich aber alsbald zurück. Seine Absicht war, die Feinde bis zu einer Stelle zu verlocken, wo er zwischen Cerro und Cosna*) die Mehrzahl seiner Leute in einen Hinterhalt gelegt hatte. Die List mißglückte. Die Faventiner überfielen bei Cerro Christians Schaar (24. Juli). Es kam zu einem hitzigen und sehr blutigen Kampfe. Faenzas Verlust soll größer gewesen sein, als der Christians, doch stand er von einem Angriff auf die Stadt selbst ab und zog sich nach der Mark von Ancona zurück**).

Um diese Zeit bildete sich in Tuscien und in dem Herzogthum Spoleto eine Verschwörung, um Christian aus dem Wege zu räumen. Sein scharfes Regiment hatte ihm viele Feinde erweckt; man gab ihm Schuld, daß er einen großen Theil Italiens, namentlich die Mark von Ancona, tyrannisch verwüstet habe. Ohne Frage wirkte griechisches Geld und der Einfluß der Montferrats dazu mit, daß die Verschwörung Bestand gewann. Unter den Verschworenen werden Leute von Pisa, Lucca, Pistoja, Florenz und aus dem Val d'Arno genannt; auch jener

*) Cerro und Cosna liegen an der Straße von Faenza nach Forlì; Cerro etwa eine halbe deutsche Meile von Faenza, Cosna über eine Meile.

**) Imola leistete noch zwei Jahre den Angriffen Bolognas und Faenzas Widerstand; erst am 31. Juli 1181 ergab es sich und trat dem Lombardenbunde bei.

Hugolin aus dem Spoletanischen, welchen der Kaiser vor nicht langer Zeit als Gesandten nach Sicilien geschickt hatte*). Das Wichtigste aber war, daß Konrad von Montferrat, obwohl er durch Eid und Geiseln zur Treue dem Erzbischof verpflichtet war, der Verschwörung beitrat; ihn trieb der Haß gegen den alten Feind und überdies große Versprechungen, welche ihm Kaiser Manuel gemacht hatte. Die Absicht war Christian zu überfallen und gefangen zu nehmen, und Niemand schien geeigneter den Anschlag auszuführen, als Konrad, dem der Erzbischof wegen jenes ihm geschworenen Eides am wenigsten mißtrauen konnte. Konrad sammelte eine größere Schaar und brach mit dieser gegen Ende des Septembers 1179 nach Camerino auf. Etwa zwei Meilen nördlich von dieser Stadt bei Pioraco auf einer Anhöhe, die man nach der heiligen Christina nannte, traf er den Erzbischof, nur von einem geringen Gefolge umgeben. Da an eine wirksame Gegenwehr nicht zu denken war, mußte sich Christian ergeben. Konrad ließ ihn in Fesseln legen und einkerkern. Erst hielt er ihn in Borgo di S. Flaviano bei Montefiascone, dann in einer Rocca Wenais genannten Burg**), endlich in Acquapendente gefangen. Er überließ die Bewachung seinem Bruder Bonifacius, während er selbst nach Constantinopel ging, um den Lohn für seinen geglückten Verrath zu empfangen.

Das Mißgeschick Christians mußte auf die kaiserliche Partei in Italien lähmend wie ein Donnerschlag wirken, zumal das Land von Conspirationen erfüllt war. Auch Papst Alexander schien schweres Unheil zu drohen. Schon im Juni hatte er Rom verlassen und sich zuerst nach Segni zurückgezogen, dann wieder in Anagni seinen Sitz genommen. Seit Christian nach der Mark von Ancona gegangen war, scheint er sich in Rom und der Campagna nicht mehr sicher gefühlt zu haben. Seine Besorgnisse waren nicht ohne Grund; denn gerade zu derselben Zeit, wo Christian in Konrads Hände fiel, erhoben einige schismatische Cardinäle, die sich noch nicht unterworfen hatten, aus ihrer Mitte noch einmal einen Gegenpapst (29. September 1179).

Es war Lando von Sezza, ein älterer Mann, der schon unter

*) Vergl. S. 861.

**) Eine Burg dieses Namens ist nicht nachzuweisen; wahrscheinlich ist derselbe entstellt.

allen früheren Gegenpäpsten ihrem Cardinalcollegium angehört hatte. Er scheint einem angesehenen Geschlecht der Campagna angehört zu haben; unter den Baronen derselben hat er auch allein Anerkennung gefunden. Man hat ihm bei der Weihe den Namen Innocenz III. gegeben, aber dieser Name ist kaum über den engsten Kreis hinaus bekannt geworden. Die Zeit des Schismas war vorüber, und dieser Gegenpapst einiger römischer Herren hat eine fast lächerliche Rolle gespielt. Einer von ihnen, angeblich ein Bruder des Gegenpapstes Octavian, — auch die schismatischen Cardinäle sollen zum Theil Octavian verwandt gewesen sein — überließ Lando seine Burg Palombara bei Tivoli. Aber es gelang Alexander alsbald den Schutzherrn Landos und seine ganze Sippe zu gewinnen, indem er ihnen Palombara für einen hohen Preis abkaufte. Dann zog der Cardinal Hugo, auch aus einer vornehmen römischen Famile, mit einem Heere gegen die Burg und nahm in derselben Lando mit den wenigen Anhängern, die bei ihm ausgehalten hatten, gefangen (Januar 1180). In Banden wurden die Gefangenen nach Velletri geführt, wo sich damals Alexander befand. Er ließ sie nach dem Kloster La Cava bei Salerno bringen, wo sie in Gewahrsam gehalten wurden.

Das neue Schisma war schon im Keime erstickt, aber die Opposition, die in Rom und der Umgegend gegen Alexander herrschte, war damit nicht beseitigt und waltete nur freier, seit Erzbischof Christian in den Kerkern der Montferrats schmachtete. Im Juni begab sich der Papst von Velletri nach Tusculum, wo er sich wohl für gesicherter hielt und über ein Jahr verweilte.

Konrad von Montferrat hatte ohne Zweifel in Constantinopel die erwünschte Aufnahme gefunden. Schon stand sein Haus in den engsten Beziehungen zu Kaiser Manuel. Etwa um dieselbe Zeit, wo Christian in die Hände Konrads fiel, war sein Bruder Rainer nach Constantinopel gekommen und bald, nachdem das französische Königskind dem jungen Alexius vermählt war, hatte Manuels alternde Tochter dem jungen Montferraten die Hand gereicht (Februar 1180). Der Kaiser trug sich unablässig mit großen Plänen. Obwohl der Krieg mit dem Sultan von Iconium noch nicht beendigt, dachte er doch wieder an die Unterstützung der Lateiner im Orient; sieben Monate hielt er die Gesandten derselben, die sich nach dem Concil zu ihm begeben hatten, in Constantinopel zurück und entließ sie dann mit Aufträgen an die Fürsten

ihrer Heimat. Zugleich zeigten sich ihm günstigere Aussichten, als seit langer Zeit, in Italien wieder festen Fuß zu fassen. Die Partei, mit der er dort in Verbindung stand, hatte durch Christians Gefangenschaft breiten Boden gewonnen. Manuel soll die Absicht gehabt haben, Christian nach Constantinopel bringen zu lassen, um ihn für alle Folge unschädlich zu machen. Aber Alles, was er plante, blieb ohne Erfolg, da er mitten in seiner rastlosen Thätigkeit aus dem Leben abgerufen wurde. Schon im März befiel ihn eine schwere Krankheit; bis zum Mai erholte er sich zwar wieder, erlag aber einem neuen Anfall am 24. September 1180. Er hatte noch nicht das sechzigste Lebensjahr erreicht und über 37 Jahre regiert.

Der Tod eines Fürsten, der während einer langen Regierung unaufhörlich durch seine Kriege und seine Intriguen die Welt in Bewegung gesetzt hatte, mußte überall einen tiefen Eindruck machen. In Constantinopel hat man Manuel trotz seiner glänzenden Eigenschaften nicht sonderlich beklagt; denn die augenfällige Bevorzugung der Abendländer hatte ihm die Großen, wie das Volk entfremdet, seine kirchlichen Unionsversuche und theologischen Speculationen hatten die griechische Geistlichkeit in Unruhe versetzt, und Alles seufzte unter dem Druck unerschwinglicher Steuern. Aufrichtiger war die Trauer um ihn in den lateinischen Staaten des Orients. Bei der Saumseligkeit des Abendlandes, dem Reiche von Jerusalem eine wirksame Hülfe zu leisten, hatte man sich hier schon daran gewöhnt, alle Hoffnung auf den Kaiser von Constantinopel zu setzen, so wenig sein Beistand bisher von nachhaltigem Vortheil gewesen war. Auch in Italien wurde unfehlbar jene Partei, welche er in der letzten Zeit für sich gewonnen hatte, schwer durch sein Ableben betroffen; aber es war ein Glück für die Halbinsel, daß dem verderblichen Intriguenspiel der Griechen hier für immer ein Ende gemacht wurde.

Der Tod Manuels veränderte in Italien die ganze Lage der Dinge und öffnete auch den Kerker Erzbischof Christians. Vergebens hatte sich Kaiser Friedrich bald durch Drohungen, bald durch freundliche Anerbietungen seinen Legaten bisher aus der Haft der Montferrats zu befreien bemüht. Erst nach Manuels Tode erhielt Christian die Freiheit wieder. Bonifacius entließ ihn aus dem Kerker, nachdem er sich zu einem Lösegeld von 12000 Goldstücken verstanden und für die Zahlung desselben Bürgen gestellt hatte. Es war dieselbe Summe, mit der sich

früher Konrad von Montferrat aus der Haft Christians gelöst hatte*). Es ist kaum zu bezweifeln, daß gleichzeitig auch der Kaiser wieder zu den Montferrats in freundliche Beziehungen trat, die so verderblichen Streitigkeiten mit ihrem Hause beigelegt wurden. Konrad war schon damals in Italien oder kehrte doch wenig später zurück; in die tuscische Mark scheint er nicht wieder gekommen zu sein.

Sobald Christian wieder in Freiheit war, ergriff er von Neuem die Waffen, um die Abgefallenen in der Mark Ancona, in Tuscien und im Herzogthum Spoleto dem Reiche zu unterwerfen. Wir sind über seine Unternehmungen im Einzelnen nicht unterrichtet, doch wissen wir, daß sie von glücklichem Erfolge waren und allmählich der Aufstand bewältigt wurde. Im Juni 1181 verließ der Papst Tusculum und begab sich auffälliger Weise nach dem ihm früher so verhaßten Viterbo. Fühlte er sich auch in Tusculum nicht sicher, da die Fehden zwischen den Römern und Tusculanern niemals ruhten, oder wollte er mit Christian zusammentreffen, um ihn zum Beistande aufzufordern? Es fehlt uns darüber jede Auskunft. Im August trat er den Rückweg an, gelangte aber nur bis Civita Castellana. Schon in hohem Alter und vielfach von Krankheit heimgesucht, starb er hier am 30. August 1181. Man brachte die Leiche nach Rom. Ein übler Empfang wurde hier dem Leichenconduct bereitet; man empfing ihn mit Schmähungen, Koth und Steine wurden auf die Leiche geworfen, als man sie zum Lateran trug. Nur mit Mühe konnten die Cardinäle hier den Papst bestatten.

Unmittelbar nach der Beisetzung der Leiche verließen die Cardinäle Rom und eilten nach Velletri**). Schon am 1. September wählten sie hier den bisherigen Bischof Hubald von Ostia zum Papste, der am 6. September gekrönt wurde und den Namen Lucius III. annahm. Hubald war aus Lucca gebürtig, ein Toscaner wie Alexander; von früh an hatte er in enger Verbindung mit den Cistercienſern gestanden, in deren Brüderschaft ihn noch der heilige Bernhard aufgenommen hatte; mehr als 40 Jahre gehörte er dem Cardinalscollegium an, und man meinte, daß er, obwohl mehr durch Geschäftskenntniß als Bildung hervorragend, in der letzten Zeit dort den größten Einfluß gehabt habe;

*) Ein Theil des Lösegeldes (400 Pfund Denare) wurde dadurch aufgebracht, daß zwei Reichsburgen der Stadt Siena überlassen wurden.

**) Bestimmend mochte sein, daß ein Theil der Cardinäle dort von Alexander zurückgelassen war.

in allen Fährlichkeiten des Schismas hatte er Alexander zur Seite gestanden und endlich an dem Abschluß des Venetianischen Friedens einen hervorragenden Antheil genommen. Er stand in sehr vorgerückten Jahren, war älter sogar als Alexander, und man konnte kaum Anderes von ihm mehr erwarten, als daß er das Werk seines Vorgängers, so lange ihm noch das Leben vergönnt, in dessen Sinne fortführen werde. Das hat Lucius redlich gethan, vor Allem dahin trachtend, den Frieden mit dem Kaiser aufrecht zu halten, dabei aber die noch streitigen Punkte zu Gunsten der Kirche zur Entscheidung zu bringen; das Letztere ist ihm so wenig, wie seinem Vorgänger, gelungen.

Wie schmählich die Römer das Andenken Alexanders beschimpften, die Kirche hat dasselbe in hohen Ehren gehalten. Sie hat ihn nicht in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen, und es fehlte dazu auch die Berechtigung. Zu den Reformatoren der Kirche wird man ihn eben so wenig rechnen wollen, aber unter den Vorfechtern der kirchlichen Freiheit im Sinne Gregors VII. verdient er in erster Reihe genannt zu werden. Ganz durchdrungen von dem schon in das Kirchenrecht übergegangenen Grundsatz, daß das Papstthum die höchste Gewalt auf Erden, der jede andere unterworfen sei, hatte er sich schon als Kanzler der römischen Kirche dem Kaiser, als dieser die Selbständigkeit seiner Macht zur Geltung brachte, mit Eifer widersetzt. Als er dann durch die Majorität der Cardinäle auf den Stuhl Petri erhoben war, nahm er den Kampf mit dem Kaiser furchtlos auf, indem er nicht nur alle dem sich wieder kraftvoll erhebenden Kaiserthum feindlichen Mächte an sich zu ziehen, sondern auch die jene Zeit beherrschenden kirchlichen Strömungen zu benutzen wußte. Kaum mindere Vortheile, als die Alliancen mit den weltlichen Herren, hat ihm seine enge Verbindung mit den Mönchsorden, namentlich mit den Cistercienſern gebracht; es gelang ihm dadurch, seinen Kampf als einen heiligen darzustellen, wie er selbst ihn ansah.

Leiden über Leiden hat Alexander ertragen, den größten Theil seines Pontificats im Exil zugebracht, mehr als einmal selbst in Lebensgefahr geschwebt, aber er verzweifelte deshalb nicht. Oftmals ist er sehr bedenkliche Wege gewandelt, die selbst seine ergebensten Freunde irre machten, aber verkennen läßt sich nicht, daß er mit großer Klugheit so seine Absichten zu fördern wußte. Nichts ist ihm mehr vorgeworfen worden, und gewiß mit Recht, als seine schwankende und zwei-

deutige Haltung gegenüber dem Könige von England, der sich viel schlimmere Gewaltthaten gegen die Kirchen erlaubte als Friedrich, aber fraglich bleibt, ob sich mit anderen Mitteln die Herstellung des kirchlichen Friedens in England ermöglichen ließ. Sehr befremdlich waren seine nahen Beziehungen zu dem griechischen Kaiser, doch hat er aus ihnen manchen Nutzen gezogen und dem Andringen Manuels, die Kaiserkrone des Abendlandes Constantinopel auszuliefern, hat er umsichtig widerstanden. Unvergleichliche Dienste haben ihm die Lombarden geleistet, aber den Lohn, den sie erwarteten, haben sie nicht gefunden, vielmehr beklagten sie sich nicht ohne Grund, daß er ihre Interessen den seinen geopfert. Alexanders Politik behielt stets das letzte Ziel im Auge, aber stürmte nicht auf dasselbe los. In bewundernswerther Ruhe schreitet er vor; die eigenen Beschwerden und die Leiden seiner Gesinnungsgenossen bringen ihn nicht aus der Fassung. Er vermeidet gern bindende Beschlüsse zu fassen, extreme Schritte zu thun. Mit Bannandrohungen ist er leicht zur Hand, aber nur zögernd giebt er ihnen die entsprechenden Folgen; es scheint ihm bereits klar geworden zu sein, daß gehäufte Anatheme mehr Schaden als Nutzen brachten. Obwohl er sich mit der ganzen Würde seines höchsten priesterlichen Amtes zu umkleiden wußte, konnte dies darüber nicht täuschen, daß er auch die Schwächen der Menschen für seine Zwecke zu benutzen suchte.

Alexander hat es dahin gebracht, daß sich endlich seine Obedienz über das ganze Abendland erstreckte, auch der Kaiser nach langem und schwerem Kampfe ihn als den rechtmäßigen Papst anerkannte. Aber eine Abhängigkeit des Reichs vom Papstthum hat Friedrich nicht zugestanden, auch den Besitzstand der römischen Kirche nur so weit garantirt, als er unbestreitbar war. Alexander, dem zum Schutz des Papstthums die Bildung einer großen weltlichen Macht in Italien unentbehrlich schien, hatte weitgehende Ansprüche erhoben, doch trat ihm der Kaiser mit dem Rechte des Reichs entgegen; die Entscheidung über die streitigen Besitzungen wurde ausgesetzt und diese selbst blieben in der Hand des Kaisers*). Um so weniger konnte diese der Papst erzwingen,

*) Noch im Jahre 1180 wurden Bischof Petrus von Tusculum und der Cardinalpriester Petrus vom Titel der h. Susanna nach Deutschland als Legaten geschickt; außer anderen Geschäften wird ihnen aufgetragen sein, eine Entscheidung über jene streitigen Besitzungen herbeizuführen, doch ist eine solche sicher nicht erfolgt, so lange auch diese Legaten an dem kaiserlichen Hofe verweilten.

als er selbst in den ihm überlassenen Theilen des Kirchenstaats nur unter deutscher Hülfe seine Autorität zur Geltung bringen konnte. Es war eine eigenthümliche Fügung, daß ein Papst, der die Schwächung des deutschen Kaiserthums sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, schließlich der Unterstützung kaiserlicher Heere bedurfte, um das Patrimonium Petri zu behaupten.

Während des Pontificats Alexanders III. gingen die lateinischen Herrschaften im Orient dem sichtlichen Verfalle entgegen; es schienen dem nahen Untergange jene glänzenden Eroberungen geweiht, welche die abendländische Christenheit einst unter der Führung der Nachfolger Petri gemacht hatte. Immer von Neuem erschollen vom heiligen Grabe die Hülferufe der Bedrängten. Niemand wird sagen, daß sie dem Papste nicht tief zu Herzen gegangen seien. Oft genug hat er die Gläubigen an ihre Pflicht zu neuer Kreuzfahrt gemahnt*), doch ist kein Kreuzheer seinem Rufe gefolgt. Im langen Schisma schien man der Brüder im heiligen Lande fast zu vergessen.

Große Erfolge hat Alexander gewonnen, aber der Glanz seiner Siege ist nicht ungetrübt.

18.

Rückkehr des Kaisers nach Burgund und Deutschland.

Als der Kaiser im Sommer 1178 Italien verlassen und den burgundischen Boden betreten hatte, richtete er sogleich seine Schritte nach den südlichen Theilen des Königreichs, die weder er noch einer der früheren Kaiser, welche die Krone Burgunds getragen, bisher betreten hatte. Graf Raimund, der im Jahre 1162 mit der Provence vom Kaiser belehnt worden war**), hatte schon 1166 seinen Tod gefunden und keine männliche Nachkommenschaft hinterlassen. Der Provence hatte sich damals der junge König Alfons II. von Aragon im Kampf gegen

*) Noch am 16. Januar 1881 erließ er eine Bulle, worin er dringend alle Gläubigen den bedrängten Christen im heiligen Lande zur Hülfe zu kommen aufforderte.

**) Vergl. S. 259. 323—325.

den Grafen von Toulouse bemächtigt*) und die Verwaltung seinem Bruder Raimund übertragen. Wenn auch der Kaiser 1174 dem Grafen Wilhelm von Forcalquier, der in Lehnsabhängigkeit von König von Aragon gerathen war, die Reichsunmittelbarkeit wieder zugestanden hatte, so scheint es doch deshalb zu keinen ernsten Zerwürfnissen zwischen dem Kaiser und dem jungen König gekommen zu sein; auch haben weder er noch sein Bruder unseres Wissens dem Kaiser, als er jetzt gegen Arles zog, Hindernisse bereitet. Bemerkenswerth ist jedoch, daß nicht allein der Graf von Forcalquier, sondern auch der Graf von Toulouse und Bertrand von Baux, die Widersacher des Aragoniers, sich im Gefolge des Kaisers befanden und sich augenscheinlich seiner Gunst erfreuten.

Am Sonntag den 30. Juli 1178 ließ sich Friedrich feierlich im Dome zu Arles von dem Erzbischof Raimund krönen. Noch an demselben Tage stellte er ein großes Privilegium dem Erzbischof und seiner Kirche aus, in welchem er sie als den Hauptsitz des burgundischen Reichs bezeichnete. Es kann fraglich sein, welche Bedeutung Friedrich und Andere dieser Krönung beilegten, aber außer Zweifel steht, daß er durch dieselbe vor der Welt darlegen wollte, wie ihm die Königsrechte im ganzen Umfange des burgundischen Reichs zuständen. Nach der Beseitigung des Schismas sind sie ihm auch von keiner Seite mehr bestritten worden.

Von Arles begab sich der Kaiser, um einer religiösen Pflicht zu genügen, nach dem nahen berühmten Wallfahrtsort S. Gilles und zog dann die Rhone aufwärts über Avignon und Valence nach Vienne, wo er das Fest der Himmelfahrt Mariä (15. August) feierte**). Hier erschien er am Festtage wohl wieder in der Krone Burgunds, die auch seine Gemahlin getragen haben wird. Wenige Tage nach dem Feste ging der Kaiser nach Lyon, wo sich viele geistliche und weltliche Herren an seinem Hofe einstellten, unter ihnen auch Hugo, der Herzog des französischen Burgunds. Nach kurzem Aufenthalt in Lyon begaben sich

*) Alfons war der Sohn jenes vielgepriesenen Grafen Raimund Berengar von Barcelona, der als Gemahl der Königin Petronila das Reich von Aragon beherrscht hatte.

**) Damals erscheint am Hofe des Kaisers wieder der Karthäuser Theoderich; auch Abt Hugo von Bonnesvaux, der am 20. August 1178 zu Lyon einen Schutzbrief für sein Kloster erhielt.

dann der Kaiser und die Kaiserin nach der Grafschaft Hochburgund. In Besançon und der Umgegend, im Geburtslande der Kaiserin, verweilten sie während des Septembers. Erst im Anfang des Oktobers rüstete sich der Kaiser zur Heimkehr nach seinem deutschen Reiche. Am 31. Oktober war er in Speier*).

In friedlichem und festlichem Umzug hatte der Kaiser alle Theile des burgundischen Reichs durchzogen. Hier und da hatte er Hof- und Gerichtstage gehalten, schwebende Streitfragen entschieden, Gunstbezeugungen in Fülle an geistliche und weltliche Herren ertheilt, seine königliche Autorität vollauf zur Geltung gebracht. Er selbst ist nie mehr nach Burgund zurückgekehrt, aber die Kaiserin, die immer ihrer Heimat zugethan blieb, hat noch öfters dort ihren Wohnsitz genommen. Sie erscheint in ihren ererbten Besitzungen als die Herrin neben dem Kaiser und nimmt mit ihm oder allein Regierungshandlungen vor; sie stellt Schutzbriefe für Kirchen aus, ertheilt Lehen und empfängt sie. Für wichtige, besonders richterliche Geschäfte wurden eigene kaiserliche Legaten verwandt, meist Geistliche, wie 1164 der Erzbischof Heribert von Besançon, 1174 der Magister Ernst und 1178 der Magister Daniel, der dann längere Zeit in dieser Stellung verharrte.

Als der Kaiser nach vierjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückkehrte, fand er dort die Zustände wenig anders, als bei seiner Rückkehr im Jahre 1168. Wiederum war der Landfriede hier und dort gebrochen; Streitigkeiten zwischen den Großen hatten abermals zu blutigen Kämpfen geführt. Diese Herren konnten einmal ihr Schwert nicht in der Scheide stecken lassen, sobald sie den Kaiser in der Ferne wußten. So war im Jahre 1177 eine Fehde zwischen Kuno von Horburg und Egelolf von Urslingen ausgebrochen, die den ganzen Elsaß mit Schrecken erfüllte. Bei Lagelnheim unweit Neu-Breisach kam es zu einer förmlichen Schlacht. Weder über den Ausgang derselben noch über das Ende der Fehde sind wir unterrichtet, doch scheinen die Spuren derselben bei Friedrichs Rückkehr noch nicht verwischt gewesen zu sein. Auch in Rheinfranken müssen Friedensstörungen stattgefunden haben, da der Kaiser die Erneuerung des dortigen Landfriedens alsbald

*) Nach einer beachtenswerthen Notiz hielt der Kaiser 1178 nach seiner Rückkehr aus Italien und Burgund zuerst einen Hoftag in Ulm; er konnte dann nicht von Burgund unmittelbar durch den Elsaß seinen Weg nach Speier nehmen.

für nöthig hielt. Um dieselbe Zeit war es in Thüringen zu argen Gewaltthätigkeiten gekommen. Die Erfurter hatten, aufgereizt von den Grafen Erwin von Gleichen und Heinrich von Schwarzburg, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen den Gehorsam verweigert und seine der Stadt benachbarten Besitzungen verwüstet. Der Landgraf zerstörte darauf drei Burgen des Grafen Heinrich und begann eine Fehde mit der Stadt, die sich durch längere Zeit hinzog. Vor Allem aber war es von Bedeutung, daß in Sachsen die alten Streitigkeiten zwischen Heinrich dem Löwen und seinen Widersachern von Neuem zu hitzigen Kämpfen geführt hatten.

Der Herzog war im Frühjahr 1176 von Baiern nach Sachsen zurückgekehrt. Sein Zerwürfniß mit dem Kaiser konnte kaum ein Geheimniß sein; trotzdem begegnete er zunächst keinem Widerstand, da seine hitzigsten Gegner zum großen Theil zur Unterstützung des Kaisers nach Italien gezogen waren. Wie sicher er sich fühlte, wird daraus ersichtlich, daß er im Sommer 1177 gegen die Pommern zu Felde zog. König Waldemar lag schon seit Jahren wieder mit den Pommernfürsten in Streit; als dann wendische Seeräuber ein mit Kostbarkeiten beladenes Schiff des Königs nahmen und jede Genugthuung für den Frevel ihm verweigert wurde, beschloß er Pommern mit Heeresmacht anzugreifen. Er nahm den Beistand des Sachsenherzogs in Anspruch, und dieser säumte nicht die Hülfsleistung, zu der er durch die früheren Verträge verpflichtet war, zu gewähren. Mit einem stattlichen Heere rückte er gegen die pommersche Grenze vor; auch Markgraf Otto von Brandenburg schloß sich dem Unternehmen an. Heinrich und Otto begannen alsbald die Belagerung Demmins, welches die Pommernfürsten im Jahre 1165 wieder hatten aufbauen lassen, begegneten aber hier muthigem Widerstand. Indessen war König Waldemar mit seiner Flotte, von den Ranen unterstützt, in die Swiene eingelaufen und hatte das von den Einwohnern verlassene Wollin zerstört. Er gedachte sodann mit Herzog Heinrich zusammenzutreffen und zog ihm mit einem größeren Gefolge bis Gützkow entgegen. Aber hier erfuhr er, daß Heinrich die Belagerung Demmins abzubrechen beschlossen habe. Darauf kehrte er zu seiner Flotte zurück, die dann alsbald die Segel heimwärts wandte.

Bis in die zehnte Woche hatten Heinrich und Otto vor Demmin gelegen, ohne wesentliche Vortheile zu erreichen. Da erhielt Heinrich die Nachricht, daß Bischof Udalrich in Folge des Venetianer Friedens

nach Halberstadt zurückgekehrt sei, und erklärte sogleich seinen Vertrauten, daß er nach Sachsen aufbrechen müsse. Friedrich, den Baumeister der Belagerungsmaschinen, befragte er, wie lange Demmin sich noch halten könne. Dieser eröffnete die Aussicht, es in drei Tagen durch Feuer zu zerstören, aber Heinrich trug Bedenken aufs Neue die Burg dem Erdboden gleich zu machen, da er dann unversöhnliche Gegner hier zurücklassen werde, während ihm jenseits der Elbe neue Kämpfe bevorständen. Hierauf erbot sich der Baumeister, es in drei Tagen dahin zu bringen, daß die Belagerten sich ergeben und zur Stellung von Geiseln und Zahlung eines Tributes verpflichten würden. In der That wußte der Baumeister die Demminer hierzu zu bewegen, und die Belagerung wurde aufgehoben. Heinrich und Otto zogen von der Burg ab. Mit dem Pommernfürsten Kasimir trat Heinrich bald wieder in freundschaftliches Benehmen.

Durch den Frieden von Venedig war Bischof Gero von Halberstadt, der stets nur von dem Willen des Herzogs bestimmt war und ihm die bedeutendsten Besitzungen seiner Kirche zu Lehen gegeben hatte, endgültig abgesetzt und der im Jahre 1160 vertriebene Udalrich*) wieder als der rechtmäßige Bischof von Halberstadt hergestellt worden. Alle Verleihungen Geros waren durch kaiserliche und päpstliche Autorität für ungültig erklärt; der Halberstädter Kirche sollte ihr Eigenthum in seinem ganzen Umfange zurückgegeben werden. Udalrich, von jeher Gegner des Herzogs, kehrte mit allem Ingrimm, den er in siebzehn Jahren traurigen Exils eingesogen hatte, in sein Bisthum zurück**), wo man ihm die Aufnahme nicht versagen konnte. Rücksichtslos ging er sogleich an die Restauration des Kirchenguts; er zog alle Lehen ein, welche sein Vorgänger ausgethan hatte. Es gelang ihm auch einige Burgen, die in den Händen von Ministerialen waren, wie Alvensleben (bei Neu-Haldensleben) und Gatersleben (bei Quedlinburg), wieder in seinen Besitz zu bringen. Entschiedenen Widerstand, wie zu erwarten war, fand er dagegen bei Herzog Heinrich, als er auf die Zurückgabe der von Gero empfangenen Lehen drang.

Udalrich ging alsbald gegen den Herzog, als er die Herausgabe des

*) Vergl. S. 254.

**) Während des Exils hatte Udalrich meist in Salzburg gelebt. Im September 1177 wird er nach Halberstadt zurückgekehrt sein.

Kirchenguts verweigerte, mit geistlichen Strafen vor und verhängte sogar über ihn den Bann. Empört über die Verwegenheit des alten Bischofs ließ der Herzog die Halberstädter Feste Hornburg an der Ilse bis auf den Grund zerstören. Hornburg lag auf dem Wege, der von Braunschweig nach Halberstadt führte, und Udalrich fühlte sich nach Zerstörung der Feste in seiner eigenen Stadt nicht mehr sicher. Er gedachte deshalb auf dem nahe bei Halberstadt belegenen Hoppelberg zu seinem Schutze eine neue Feste anzulegen.

Schon regten sich die alten Feinde des Herzogs wieder und ergriffen für den Halberstädter Bischof Partei. Noch wichtiger war, daß mit diesem auch Erzbischof Philipp von Köln ein enges Bündniß schloß. Philipp nahm jetzt in Köln die dem Herzoge feindliche Politik auf, die einst schon sein Vorgänger eingeschlagen hatte und die nur durch dessen Tod unterbrochen war*). Während Philipps Abwesenheit in Italien war Westfalen wieder der Schauplatz blutiger Fehden gewesen. Die Anhänger des Erzbischofs und des Herzogs hatten sich kampflustig gegenüber gestanden. An der Spitze des Letzteren stand Bernhard von Lippe, dessen Vater vor Rom der Pest erlegen war. Als Knabe für den geistlichen Stand bestimmt und in Hildesheim für denselben erzogen, ergriff er nach dem Tode seines älteren Bruders das Waffenleben und machte sich durch ritterliche Thaten bald einen Namen. Im Dienste der Bischöfe von Köln und Münster kam er empor; auch die Gunst des Kaisers fehlte ihm nicht. Mit Genehmigung desselben gründete er Lippstadt und überließ den Bürgern der neuen Stadt sich selbst ihr Recht zu wählen**). Stadt und Burg übergab er dem Erzbischof von Köln und empfing sie von ihm als Lehen zurück. Aber trotz seiner engen Beziehungen zur Kölner Kirche wandte sich Bernhard — wir wissen nicht aus welchem Grunde — bald auf die Seite Herzog Heinrichs. Im Jahre 1177 lag er mit dem Grafen Arnold von Altena, einem entschiedenen Anhänger des Erzbischofs, und mit Arnolds Gesinnungsgenossen im Kampfe, besetzte den Leuenberg***) und befestigte ihn, wodurch er mit dem Grafen Hermann von Ravensberg, einem anderen Anhänger des Kölners, in Feindschaft gerieth.

---

*) Vergl. S. 609—611.

**) Die Bürger nahmen das Recht von Soest mit einigen Aenderungen an.

***) Der Leuenberg soll bei Bielefeld belegen gewesen sein.

Bei diesen westfälischen Wirren hatte die Kölner Kirche schwere Verluste erlitten, und als den Urheber derselben sah Erzbischof Philipp wohl nicht mit Unrecht Herzog Heinrich an, gegen den er überdies auch persönliche Beschwerden hatte. Eine Schwester des Erzbischofs war mit dem Grafen Otto von Assel vermählt gewesen, der ohne männliche Nachkommenschaft gestorben war und dessen Besitzungen der Herzog, ohne die Rechte einer hinterbliebenen Tochter zu achten, an sich gerissen hatte, wie er sich auch schon früher der Erbschaft des Grafen Christian von Oldenburg, der nur unmündige Söhne hinterlassen, gewaltsam bemächtigt hatte. Auch dies hatte Philipp, der den Grafen von Oldenburg verwandt war, als eine persönliche Kränkung empfunden.

Als der Erzbischof von den Streitigkeiten des Herzogs mit Bischof Udalrich erfuhr, beschloß er sogleich mit dem Letzteren gemeinsame Sache zu machen. Im Anfange des Jahres 1178 schloß er in Kassel mit Udalrich ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß gegen den Herzog ab. Als seine Beweggründe zu demselben gab er sein Mitgefühl mit der Halberstädter Kirche an, die bisher von den Königen gepflegt und mit reichen Privilegien ausgestattet, jetzt von dem Herzog unter die Füße getreten und fast vernichtet werde, wie die schweren Bedrückungen, welche die Kölner Kirche von dem Herzog erleide. Deshalb habe er mit Udalrich und dessen Kirche für sich und seine Kirche ein festes Freundschaftsbündniß geschlossen, wonach sie sich gegenseitig in allen Bedrängnissen, namentlich gegen Gewaltthaten des Herzogs, getreulich Beistand zu leisten verpflichtet seien, doch sollte der Bund nicht gegen den Kaiser, den sie verehrten und dem sie zu jedem Dienste erbötig seien, Gültigkeit besitzen. Die beiden Verbündeten bestimmten überdies, daß wenn Einem von ihnen Genugthuung geboten werden sollte, er sie nur unter der Bedingung annehmen würde, daß er, wenn die Genugthuung dem Anderen nicht gewährt werde, er ihm auch ferner mit allen Kräften beistehen könne.

Indessen hatte Erzbischof Philipp ein großes Heer gesammelt und fiel mit der ganzen Wucht desselben auf die Burgen und die Anhänger des Herzogs in Westfalen. Niemand wagte ihm entgegenzutreten. Mehrere Festen des Herzogs wurden genommen und zerstört. Unter furchtbaren Verwüstungen drang das kölnische Heer weiter und weiter vor. Auch die Kirchen und Klöster erlitten schwere Verluste. Die Stadt Höxter, welche dem Herzog Heinrich zugethanen Kloster Korvei gehörte, wurde

damals zerstört, und Jahre lang erhoben die Korveier die bittersten Klagen über den ihnen zugefügten Schaden, bis ihn endlich Philipp zu ersetzen suchte.

Bis nach Hameln an der Weser stürmte das Kriegswetter hin und bedrohte ganz Sachsen mit Verderben. Da versuchte Erzbischof Wichmann von Magdeburg, unterstützt von Bischof Eberhard von Merseburg und Anderen, vermittelnde Schritte, um solchem Unheil zu steuern. Er vermochte Philipp, von weiterem Vordringen abzustehen, doch ist dies nicht geschehen, ohne daß ein Vertrag mit dem Herzog eingegangen wurde, bei dem er sich zu Zugeständnissen bequemen mußte. Es wird ein Waffenstillstand geschlossen und die Entscheidung der Streitigkeiten dem Kaiser anheimgestellt sein; auch auf Bischof Udalrich hat sich wahrscheinlich der Vertrag erstreckt und ihm Schutz in Aussicht gestellt.

Aber der Herzog hielt nur kurze Zeit Frieden. Udalrich hatte inzwischen den Bau der Burg auf dem Hoppelberg mit Unterstützung des Markgrafen Otto von Meißen und des Grafen Bernhard von Anhalt begonnen. Diese Feste, der man den Namen Bischofsheim gab*), erregte den Zorn des Herzogs, und er zog mit einem Heere heran, um den Bau zu hindern. Aufs Neue stand man sich bei Halberstadt in den Waffen gegenüber, und aufs Neue trat Wichmann ein, um den Ausbruch des Kampfes zu verhindern. Es wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und der Herzog entließ sein Heer. Als jedoch die Werke von Bischofsheim, so weit sie fertig gestellt waren, bald darauf durch Brand zerstört wurden, hielt man allgemein den Herzog für den Anstifter des Brandes. Erzbischof Wichmann verdoppelte seine Thätigkeit, um die Waffenruhe zu erhalten. Er versprach Udalrich, um ihn zu begütigen, gemeinsam mit den anderen ostsächsischen Fürsten die Burg herzustellen.

Nach zwei Monaten kamen die Fürsten mit kriegerischem Gefolge nach dem Hoppelberg und begannen die Herstellung der Burg. Aber aufs Neue trat der Herzog hindernd dem Bau entgegen. Er sandte eine ritterliche Schaar unter der Führung des Pfalzgrafen Adalbert, seines alten Gegners**), der aber inzwischen auf seine Seite getreten

*) Später auch Langenstein genannt; es ist dies noch jetzt der Name des nahe belegenen Dorfes.

**) Vergl. S. 361. 362. 378. 457.

war, gegen die bei Bischofsheim beschäftigten Fürsten. In der Nähe des Hoppelbergs bei einem Sumpfe bezog Adalbert ein Lager. Als Graf Bernhard von Anhalt von der Nähe der feindlichen Schaar Kunde erhielt, brach er sogleich mit einem Gefolge tapferer Genossen auf und griff Adalbert an. Auf den Ueberfall nicht vorbereitet, ergriff Adalbert schleunigst die Flucht und brachte dadurch seine ganze Schaar in Verwirrung. Mehr als 400 Ritter sollen in Gefangenschaft gerathen sein, andere blieben im Kampfe oder kamen im Sumpfe um, andere warfen die Waffen weg und retteten in schmählicher Flucht das Leben. Das Lager des Pfalzgrafen fiel in die Hände Bernhards und seiner Kampfgenossen, die dort reiche Beute an Pferden und Waffen machten und triumphirend nach Bischofsheim zu ihren Freunden zurückkehrten. Die Siegesfreude war hier um so größer, als man kaum eine Ahnung von dem Unternehmen Bernhards gehabt hatte. Dennoch gab man die Fortführung des Baues auf. Es trat ein früher Schneefall ein, der die Arbeiten erschwerte; überdies erschien eine Gesandtschaft des Kaisers und verbot den Burgbau.

Die traurige Lage Sachsens mußte dem Kaiser sogleich entgegentreten, als er im Oktober 1178 nach Deutschland zurückkehrte. Am Feste des h. Martin (11. November) versammelten sich zahlreiche Fürsten zu seiner Begrüßung in Speier. Unter ihnen erschien auch Heinrich der Löwe und erhob schwere Anschuldigungen gegen seine Gegner. Aber auch diese — von ihnen war namentlich Erzbischof Philipp zugegen — traten mit gewichtigen Beschwerden gegen den Herzog auf. Klage stand gegen Klage. Der Kaiser vermied auf die Untersuchung der Beschuldigungen einzugehen, beschied aber den Herzog auf einen Reichstag, der in der Mitte des Januars zu Worms gehalten werden sollte, damit er sich dort wegen der gegen ihn erhobenen Anklagen rechtfertige. Damit erschien Heinrich mehr als der Angeklagte, als der Kläger, und es konnte kaum noch ein Zweifel darüber obwalten, daß der Kaiser, dem er die Heeresfolge verweigert hatte, nicht mehr sich seiner, wie es früher so oft geschehen, gegenüber den sächsischen Fürsten annehmen werde, zumal Mehrere von diesen dem Reiche noch in letzter Zeit die wichtigsten Dienste geleistet hatten.

Der Kaiser feierte das Weihnachtsfest in Würzburg und begab sich dann nach Worms, wo er am 13. Januar eintraf. Die deutschen

Fürsten hatten sich zahlreich zum Reichstag eingestellt, unter ihnen besonders die hitzigsten Gegner des Herzogs, Erzbischof Philipp, Bischof Udalrich, Markgraf Dietrich von der Lausitz mit seinen Brüdern, den Grafen Friedrich und Dedo; auch Erzbischof Wichmann war erschienen*). Dagegen hatte der Herzog der Ladung des Kaisers nicht Folge geleistet. Nur um so freier und lauter ergossen sich die Klagen über ihn; seine Ankläger verlangten vom Kaiser ihr Recht gegen ihn geschützt zu sehen, und dieser entschloß sich nun nach dem Herkommen gerichtlich gegen ihn zu verfahren. Zu einem Hoftage, der um Johannis in Magdeburg gehalten werden sollte, wurde der Herzog förmlich als Angeklagter vorgeladen.

Der Reichstag zu Worms ist nicht allein durch Heinrichs Angelegenheit, sondern nicht minder dadurch wichtig geworden, daß der Kaiser hier unter Zustimmung der Fürsten seinen Söhnen reichliche Ausstattungen verlieh. Diese bestanden theils aus Erbbesitzungen des staufenschen Hauses, theils aus Lehen vornehmer Herren, aus Städten, Burgen und Ministerialen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß damals Herzog Welf, nachdem ihm sein Neffe Herzog Heinrich die versprochene Zahlung nicht geleistet hatte**), mit dem Kaiser das Abkommen traf, wonach er ihm und seinen Söhnen gegen eine große Geldsumme alle seine Besitzungen mit Ausnahme einiger vorher schon an Klöster versprochenen Güter übergab. Der Kaiser behielt einige dieser Besitzungen in der Hand, die meisten gab er Welf als Lehen zurück und fügte noch einige seiner eigenen Allodien hinzu. Aus Welfs Schenkung wurde dann besonders des Kaisers ältester Sohn Friedrich von Schwaben bedacht, ingleichen aus der wohl um dieselbe Zeit erfolgten Schenkung des Grafen Rudolf von Pfullendorf, der ohne männliche Nachkommenschaft dem Kaiser ebenfalls die Erbschaft seiner ausgedehnten

*) Außer den Genannten waren auf dem Reichstage unter Anderen noch zugegen die Erzbischöfe Arnold von Trier, Berthold von Bremen, der Bischof Udalrich von Speier, der Erwählte Konrad von Worms, der Protonotar Wortwin, Herzog Berthold von Zähringen, Herzog Welf, Graf Florentius von Holland, Graf Heinrich von Diez, des Pfalzgrafen von Tübingen Sohn Rudolf, Graf Hartmann von Kirchberg und sein Bruder Otto, Graf Berthold von Berg und sein Bruder Udalrich und der Goslarer Vogt Volkmar Struzo.

**) Vergl. S. 781. 782.

Besitzungen bestimmt hatte*). Den Grafen Albert von Habsburg, der mit einer Tochter des Grafen Rudolf vermählt war, entschädigte der Kaiser mit der Züricher Grafschaft, der Vogtei des Klosters Säckingen und einigen früher durch Erbschaft erworbenen Besitzungen. Das große Bamberger Kirchenlehen war schon im Jahre 1174 des Kaisers Söhnen Friedrich und Otto zugesichert worden. Otto scheinen überdies damals in Burgund größere Besitzungen zugewiesen zu sein, während Konrad im Wesentlichen Güter um Weißenburg und Rothenburg erhalten haben wird, welche dem Kaiser aus der reichen Erbschaft seines Neffen Friedrich zugefallen waren. Der jüngste Sohn des Kaisers, Philipp, war noch ein Kind und wurde früh für den geistlichen Stand bestimmt.

Von Worms begab sich der Kaiser nach Weißenburg an der Lauter, wo er am 18. Februar einen großen Gerichtstag hielt. An seinem Hofe befanden sich sein Bruder Pfalzgraf Konrad und andere rheinfränkische Herren. Auf die Bitten der anwesenden Fürsten und Herren, wie der gegenwärtigen Ministerialen und Landesangehörigen, erneuerte er hier einen längst für Rheinfranken**) bestehenden Landfrieden, dessen Ursprung man auf Karl den Großen zurückführen wollte, und bestimmte dessen weitere Dauer auf zwei Jahre von Ostern an. Jener alte Landfriede enthielt Bestimmungen über die für alle Zeiten befriedeten Personen, über die örtlichen und zeitlichen Grenzen, in denen die Verfolgung eines Feindes erlaubt war, über die Bestrafung des ergriffenen Friedbrechers, über die Vorladungen des flüchtigen Frevlers, über das gerichtliche Verfahren gegen ihn, wenn er sich stellte, und seine Aechtung, wenn er den Ladungen nicht Folge leistete, über die Verantwortung der Richter wegen Uebertretung der Friedensordnungen, über die Befugniß des Waffentragens u. s. w. Diese Bestimmungen des alten Landfriedens bestätigte der Kaiser, fügte dann noch das Gebot hinzu, daß die Fürsten, Edlen, freien Männer und Ministerialen alle Wegelagerer, Räuber, Diebe, Falschmünzer und die Beherberger von Gesindel verfolgen sollten, und erneuerte unter Zustimmung der Anwesenden eine

*) Rudolf von Pfullendorf starb erst im Jahre 1180, aber schon am 25. December 1179 erscheint Herzog Friedrich im Besitz von Gütern, welche Rudolf vom Kloster Kreuzlingen zu Lehen gehabt hatte.

**) Die Grenzen Rheinfrankens werden in der erhaltenen Urkunde genau angegeben.

alte gerechte, aber lange in Vergessenheit gekommene Bestimmung, wonach diejenigen, die nächtlich Brand angelegt hatten und die That nicht leugneten, rechtlos wurden und alle Ansprüche auf ihre Lehen und Allodien verloren.

Aus Rheinfranken ging der Kaiser nach dem Elsaß, wo er im Anfange des Aprils zu Hagenau, wo er oft und gern verweilte, Hof hielt. Bei der alten Burg, am Fuß der Vogesen in anmuthiger Gegend belegen, hatte schon der Vater des Kaisers einen städtischen Ort angelegt und im Jahre 1164 hatte er selbst der Stadt durch ein Privilegium namhafte Vergünstigungen ertheilt. Hier scheint er schon das Osterfest (1. April) gefeiert zu haben; an seinem Hofe waren unter anderen Fürsten Markgraf Otto von Brandenburg und Bischof Hermann von Münster erschienen, die ihn dann nach Selz begleiteten, wo er um die Mitte des Aprils einen Hoftag hielt. Auch Erzbischof Philipp von Köln, Bischof Arnold von Osnabrück, Graf Bernhard von Anhalt und Markgraf Dietrich von der Lausitz hatten sich hier eingestellt, und es ist keine Frage, daß die sächsischen Wirren den Kaiser und die um ihn versammelten Fürsten vielfach beschäftigt haben werden. Aber zunächst mußte dem Kaiser doch an der Herstellung der Ordnung im Elsaß gelegen sein. Es wird ihm diese geglückt sein; am 9. Mai finden wir in seiner Umgebung zu Kolmar jenen Egelolf von Urslingen, der sich mit Kuno von Horburg bekämpft hatte.

Das Pfingstfest (20. Mai) verlebte der Kaiser zu Konstanz, umgeben von einer großen Zahl schwäbischer Herren, unter denen sein Sohn Friedrich, Herzog Welf, Herzog Berthold von Zähringen mit seinem Sohne, der Markgraf Hermann von Baden und auch die Grafen von Veringen und Zollern erwähnt werden. Da diese Grafen und Andere in dem Verdacht standen, mit Heinrich dem Löwen gegen den Kaiser conspirirt zu haben, liegt die Vermuthung nahe, daß er sich damals der Treue der Schwaben zu versichern wußte. Bald nach dem Feste brach er dann von Konstanz auf und eilte den östlichen Gegenden zu. Etwa in der Mitte des Juni war er in Eger; es waren die böhmischen Angelegenheiten, welche ihn hierhin führten.

Grenzstreitigkeiten hatten, wie bereits berichtet*), schon vor Jahren den Anlaß zu erbitterten Kämpfen zwischen Herzog Heinrich von Oester-

*) Vergl. S. 783. 784. 815.

reich und dem Böhmenherzog Sobeslaw gegeben. Der Kaiser war über das gewaltthätige Auftreten des nicht lange zuvor von ihm eingesetzten Böhmenherzogs in hohem Grade entrüstet, zumal dieser ihm auch sonst vielfach Veranlassung zum Mißfallen bot. So hatte er den nach Böhmen geflüchteten ungarischen Prätendenten Geisa, der die Hülfe des Kaisers in Anspruch nehmen wollte, nach Ungarn ausgeliefert*), auch seinen eigenen Bruder Udalrich, der bei dem Kaiser in großem Ansehen stand und ihm selbst die wichtigsten Dienste geleistet, einkerkern lassen**). Das feindliche Auftreten eines Mannes, der nur ihm seine Erhebung verdankte, glaubte der Kaiser nicht länger dulden zu können, berief ihn wiederholt nach Italien, damit er sich wegen der gegen ihn erhobenen Klagen rechtfertige. Aber Sobeslaw verschmähte es, allen Ladungen Folge zu leisten, und der Kaiser zögerte dann nicht mehr ihm das Herzogthum abzusprechen und dasselbe jenem Friedrich, dem Sohne König Wladislaws, zu übertragen, dem er es erst vor wenigen Jahren zu Gunsten Sobeslaws entzogen hatte***). In Italien wurde Friedrich 1177 vom Kaiser mit Böhmen belehnt, welches er sich freilich erst erobern mußte.

An Bundesgenossen gegen Sobeslaw sollte es Friedrich nicht fehlen. Herzog Leopold von Oesterreich nahm bald nach seiner Rückkehr aus Italien den Kampf seines Vaters gegen Sobeslaw wieder auf, und dieser entzweite sich zu seinem Unglück mit dem kriegstüchtigen Otto-Konrad von Znaim, der sich sofort auf die deutsche Seite wandte. Mit Heeresmacht fiel Sobeslaw in das Gebiet Otto-Konrads ein, dem schleunig Herzog Leopold zu Hülfe eilte. Am 14. Juni 1178 erlitt Sobeslaw an der Thaya eine empfindliche Niederlage, so daß er den Rückzug antreten mußte. Das siegreiche deutsch-mährische Heer drang bis Olmütz vor und begann die Belagerung dieser Stadt, mußte sie jedoch nach kurzer Zeit aufgeben, da ihm ein Angriff von Seiten des Ungarnkönigs drohte. Unter großen Verwüstungen führte Leopold sein Heer nach Oesterreich zurück.

Während dieser kriegerischen Vorgänge hatte der neue Herzog Friedrich noch in Italien bei dem Kaiser verweilt†). Aber bald darauf

*) Vergl. S. 682.

**) Udalrich starb schon im Jahre 1177, vielleicht im Kerker seines Bruders.

***) Vergl. S. 715. 716.

†) Herzog Friedrich war vom 14. Juni 1178 am Hofe des Kaisers zu Turin.

kehrte er über die Alpen zurück und machte den Versuch Sobeslaw zu verdrängen. Aus böhmischen Unzufriedenen, die sich um sein Banner schaarten, und deutschen Rittern bildete er ein Heer, mit dem er in Böhmen einrückte und geraden Weges gegen Prag zog. Sobeslaw, welcher auf den Angriff nicht vorbereitet war, raffte in Eile Kriegsvolk zusammen und trat Friedrich im Kampfe entgegen. Er konnte sich des Sieges nicht rühmen und mußte, da ihm der Weg nach Prag abgesperrt war, sich mit seiner Schaar in die Burg Skala*) werfen. Prag unterwarf sich Friedrich nach kurzer Belagerung; hier fiel auch die junge Gemahlin**) Sobeslaws in seine Hände, die er aber bald, obwohl Sobeslaw von Skala aus den Krieg fortsetzte, aus der Gefangenschaft entließ.

Sobald sich Friedrich in Prag sicher fühlte, ließ er seine Gemahlin, Elisabeth, eine Schwester König Belas III. von Ungarn, die in der letzten Zeit in Altenburg gelebt hatte, dorthin führen. Elisabeth war eine ehrgeizige und muthige Frau, die eine nicht geringe Macht über ihren Gemahl besaß. Ihr überließ er die Obhut Böhmens, als er gegen Weihnachten 1178 sich auf eine Ladung des Kaisers nach Würzburg begab. Die Abwesenheit Friedrichs benutzte Sobeslaw zu dem Versuche, Prag durch Ueberrumpelung wiederzugewinnen. Der Anschlag mißlang, und Sobeslaw entschloß sich jetzt dem ohne ein größeres Kriegsgefolge aus Deutschland heimkehrenden Friedrich entgegenzuziehen; er hoffte ihn in seine Hand zu bekommen. Aber Elisabeth wußte ihren Gemahl von Sobeslaws Absichten in Kenntniß zu setzen, und diesem gelang es, in Deutschland und Böhmen ein Heer aufzubringen, mit dem er seinem Feinde begegnen konnte.

Friedrich rückte mit diesem Heere gegen Prag an, wurde aber am Lodenitzer Bache***) am 23. Januar 1179 von Sobeslaw überfallen. Trotz der grimmigen Kälte kam es zu einem hitzigen Kampfe, in dem Friedrich schwere Verluste erlitt und sich zurückziehen mußte. Aber unmittelbar darauf stieß Konrad-Otto zu ihm und führte ihm bedeutende Verstärkungen zu. Durch Elisabeth unterrichtet, daß Sobeslaw mit einem neuen Angriff umging, zog er dann mit Konrad-Otto in Eil-

*) Wahrscheinlich Groß-Skal, nordwestlich von Jung-Bunzlau.

**) Sie war eine Tochter des polnischen Großherzogs Miseco III., der aber kurz zuvor aus seiner Herrschaft vertrieben war.

***) Etwa zwei Meilen von Prag.

märschen gegen Prag, wo sie glücklich am 27. Januar eintrafen. Indessen war Sobeslaw mit seinem Heere ihnen auf dem Fuße gefolgt, und noch an demselben Tage kam es vor den Mauern von Prag zu einer blutigen Schlacht, die besonders Konrad-Otto entschied. Sobeslaw wurde vollständig geschlagen, sein Heer zerstreut; er selbst flüchtete nach Skala, wo er dann längere Zeit belagert wurde. Gegen Ende des Jahres verließ er Böhmen und starb bald darauf in der Fremde (29. Januar 1180). Auf dem Schlachtfelde bei Prag gründete Elisabeth, wie sie es während des Kampfes gelobt hatte, eine Kirche zu Ehren des h. Johannes, welche sie dem Johanniterorden übergab.

So war Friedrich abermals Herr in Böhmen geworden, doch konnte er nun sein Recht nicht auf die väterliche Verleihung, sondern nur auf die Belehnung des Kaisers zurückführen. Beliebt war auch jetzt sein Regiment nicht, da er alsbald eine große Collecte einsammeln ließ, um eine dem Kaiser versprochene Geldzahlung zu leisten*); überdies sah man den Einfluß Elisabeths ungern, die mehr als ihr Gemahl das Land regierte. Dennoch war Friedrichs Stellung in Böhmen schon gesichert, als der Kaiser nach Eger kam. Hierhin waren die Herzoge von Oesterreich und Böhmen beschieden; sie fanden sich ein, desgleichen der jüngere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und andere bairische Herren, wie auch mehrere angesehene Böhmen. Auf dem Hoftage, den hier der Kaiser abhielt, ist die Grenzfrage, welche so viel Unheil herbeigeführt hatte, von ihm entschieden worden. Er ließ die Grenze so feststellen, daß sie verständigen Männern Oesterreichs und Böhmens angemessen erschien und beide Herzoge sie billigten; dann bestätigte er sie unter Zustimmung der Fürsten und wenig später wurde darüber auch Urkunde ausgestellt. Die Grenze in dem streitigen Theile ging südlich von Weitra zur Luschnitz und von da bis an die Quellen der deutschen Thaya**).

Seit seiner Rückkehr aus Italien war der Kaiser in Deutschland in ununterbrochener Thätigkeit gewesen. Wie in Burgund, zeigte sich auch hier, daß durch den Venetianer Frieden sein Ansehen nur gewachsen war. Wohin er kam, hatte er die Ordnung hergestellt und

*) Wahrscheinlich handelte es sich dabei um die Kosten der Belehnung.

**) Im Wesentlichen ist der Bezirk, der damals böhmisch wurde, im Jahre 1185 von Herzog Friedrich dem österreichischen Ministerialen Hadmar von Chunring zu Lehen gegeben worden.

den Landfrieden gewahrt. Nirgends war ihm ein Widerstand entgegengetreten; Heinrich der Löwe allein hatte es verschmäht, der Bescheidung auf einen Reichstag zu folgen. Was dem Kaiser aber auch gelungen war, das Wichtigste stand noch bevor. Die Entscheidung zwischen Heinrich und seinen Gegnern mußte erst getroffen, dem schwer heimgesuchten Sachsen die Ruhe zurückgegeben werden. Unmittelbar von Eger ging der Kaiser dorthin, da der Tag nahe war, auf welchem er Heinrich zu seiner Verantwortung nach Magdeburg beschieden hatte.

19.

Das Gericht über Heinrich den Löwen.

Herzog Heinrich hatte sich unseres Wissens seit der Niederlage des Pfalzgrafen Adalbert und dem Wormser Reichstage ruhig verhalten. Ein sehr strenger Winter, der bis über die Osterzeit hin Alles in Sachsen mit Schnee bedeckte, war kriegerischen Unternehmungen nicht günstig, und Heinrich that sogar Schritte, die seine Feinde im östlichen Sachsen, wie es schien, versöhnen sollten. Mit seiner Bewilligung konnte Bischof Udalrich das zerstörte Hornburg herstellen, ja der Herzog soll selbst nach Halberstadt gekommen sein und sich dort vom Banne gelöst haben. Man mochte es auch als einen Liebesdienst für die Askanier ansehen, wenn er in Rom gegen den erwählten Erzbischof von Bremen Berthold Schritte that, die dessen Beseitigung zur Folge hatten*); denn es schien dadurch für Bischof Sifried in Bremen Raum gewonnen zu werden, obwohl der Herzog an sich ein Interesse hatte, den von Köln gekommenen Erzbischof aus dem Wege zu schaffen. Als er sich dann beim Herannahen des ihm gesetzten Termins nach seiner hergestellten Burg Haldensleben, unfern von Magdeburg, begab, ließen sich weitere einlenkende Schritte von ihm erwarten.

Zu der bestimmten Zeit (24. Juni) traf der Kaiser in Magdeburg ein, um über Heinrich Gericht zu halten, doch der Herzog, obgleich gesetzlich geladen, versäumte sich zu stellen. Um so zahlreicher waren seine

---

* Vergl. S. 880.

Gegner erschienen. Die Erzbischöfe Philipp und Wichmann, Bischof Udalrich, Markgraf Otto von Brandenburg mit seinen Brüdern, den Grafen Bernhard und Dietrich, der Markgraf Otto von Meißen mit seinen Brüdern, dem Markgrafen Dietrich und den Grafen Dedo und Friedrich, waren zur Stelle. Außerdem hatten sich viele geistliche Fürsten eingefunden, wie Erzbischof Konrad von Salzburg, die Bischöfe von Brandenburg, Meißen und Havelberg; auch die westfälischen Bischöfe von Minden, Münster und Osnabrück, die sich unter dem Einflusse Kölns schon der Abhängigkeit von Heinrich entzogen, fehlten nicht.

Neue schwere Anklagen wurden jetzt zu den alten gegen den Herzog erhoben. Der Markgraf Dietrich beschuldigte ihn einen Einfall der Wenden in sein Gebiet veranlaßt zu haben. Es waren nämlich wendische Schaaren im Jahre zuvor in die Lausitz eingebrochen und hatten Alles bis Lübben verwüstet. Ministerialen der Markgrafen waren den Wenden wohl entgegengetreten, doch ihrer Uebermacht nicht gewachsen gewesen; einige waren getödtet, andere in die Gefangenschaft fortgeführt worden. Der Markgraf klagte wegen dieses Ueberfalls den Herzog des Verrathes am Reiche an und erbot sich diese Anklage im Zweikampfe zu erhärten. Als der Herzog dies vernahm — so erzählt Arnold von Lübeck — stand sein Entschluß fest, nicht nach Magdeburg zu gehen, doch erbat er von Haldensleben aus eine Zusammenkunft mit dem Kaiser, die ihm auch gewährt wurde. Der Herzog habe dann, berichtet Arnold weiter, den Kaiser zu begütigen gesucht, dieser aber von ihm die Summe von 5000 Mark verlangt, wofür er den Streit Heinrichs mit den Fürsten beilegen wollte; diese Summe sei dem Herzoge zu hoch gewesen und er habe sich deshalb unverrichteter Sache vom Kaiser getrennt. Der Bericht Arnolds mag im Einzelnen ungenau sein, aber es liegt kein Grund vor, die Zusammenkunft selbst zu bezweifeln, die wesentlich dazu beigetragen haben wird, den Bruch zwischen Kaiser und Herzog unheilbar zu machen. Der Letztere hatte die Buße, durch welche er die kaiserliche Gnade wiedergewinnen konnte, schroff zurückgewiesen.

Das Ausbleiben des Herzogs hatte auf die in Magdeburg versammelten Fürsten den übelsten Eindruck gemacht; auch der Kaiser hatte sich in der Ueberzeugung befestigt, daß Heinrich mit hochverrätherischen Absichten umginge. Er ließ dem Rechte freien Lauf und setzte dem Herzog nach dem Herkommen einen neuen Termin. Mit großer Pracht feierte er dann in Magdeburg das Fest der Apostel Petrus und Paulus

(29. Juni); er selbst mit der Kaiserin und seinem königlichen Sohne zogen bei der Procession in ihren Kronen einher. An demselben Tage stellte er dem Bisthum Havelberg und zwei Tage später Brandenburg Privilegien aus. Bald darauf ging er nach Thüringen, wo er am 29. Juli zu Erfurt einen Hoftag hielt. Die meisten geistlichen Fürsten, die zu Magdeburg in seinem Gefolge gewesen waren, hatten ihn nach Erfurt begleitet*), wo sich auch die thüringischen Herren in großer Zahl um ihn versammelten. Landgraf Ludwig mit seinem Bruder Heinrich Raspe erschienen vor ihrem kaiserlichen Oheim; bis dahin Herzog Heinrich nahestehend, war Ludwig kurz zuvor zu den Gegnern desselben übergetreten oder schloß sich in dieser Zeit ihnen an.

Der zweite Gerichtstag in Heinrichs Sache scheint damals bereits gehalten zu sein. Wir wissen nicht, wann und wo**) er stattfand; sicher ist nur, daß auch zu ihm der Herzog nicht erschien und deshalb seine Ladung zu einem dritten Tage erfolgte, der auf die Mitte des Augusts nach Kaina, einer kaiserlichen Pfalz westlich von Altenburg, anberaumt wurde. Die Ankläger des Herzogs stellten sich hier wieder zahlreich ein***), aber der Herzog leistete auch der dritten Ladung des Kaisers nicht Folge. Es war dies auch kaum zu erwarten gewesen, da er sich schon einen neuen Friedensbruch hatte zu Schulden kommen lassen.

Um den 1. August war ein ritterliches Heer des Herzogs unter der Führung der Grafen Gunzelin von Schwerin, Bernhard von Ratzeburg, Bernhard von Wölpe, Ludolf und Wilbrand von Halremund und des jungen Grafen Adolf von Holstein in Westfalen eingebrochen, um die Widersacher desselben dort, die Grafen von Tecklenburg, Ravensberg, Arnsberg, Schwalenberg u. s. w., zu bekämpfen. Diese setzten sich zur Wehre, erlitten aber bei Osnabrück auf dem Halrefelde alsbald eine vollständige Niederlage. Graf Simon von Tecklenburg wurde mit

*) Unter diesen auch Erzbischof Konrad von Salzburg. In Erfurt war auch Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Konrads Bruder, zugegen.

**) In der zuverlässigsten Quelle über die Folge der Gerichtstage, den Annalen vom Kloster Pegau, wird als Ort des zweiten Gerichtstages Nürnberg genannt, aber gewiß mit Unrecht. Es ist ein Schreibfehler anzunehmen, und es läßt sich an Naumburg oder an Neuenburg an der Unstrut (Freiburg) denken.

***) In Kaina waren damals unter Anderen anwesend die Erzbischöfe von Köln und Magdeburg, die Bischöfe von Halberstadt und Brandenburg, Graf Bernhard von Anhalt, Graf Dedo von Groitsch.

anderen Rittern gefangen genommen, unter den Leuten vom Trosse Viele erschlagen. Die anderen Führer des siegreichen Heeres lieferten dem Herzog ihre Gefangenen aus; nur Graf Adolf, stolz auf diese seine erste Waffenthat*), behielt sie in Händen, selbst auf die Gefahr, den Zorn des Herzogs dadurch zu erregen. Um dieselbe Zeit zogen Bernhard von Lippe und andere Vasallen des Herzogs gegen Soest und verheerten die Umgegend, von dort wandten sie sich gegen Medebach und steckten diesen kölnischen Ort in Brand.

Die neuen Gewaltthaten, durch welche die Vasallen des Herzogs ganz Westfalen in Verwirrung brachten, konnten der Versammlung in Kaina nicht mehr unbekannt sein und mußten sie zu strengen Maßregeln gegen ihn stimmen. Als der Kaiser die Fürsten befragte, was Rechtens sei, wenn der dreimal gesetzlich Vorgeladene sich vor Gericht zu stellen weigere, urtheilten sie, daß derselbe nach dem Recht der Acht verfallen sei, sein Eigenthum und seine Lehen zu verlieren und ein Anderer ihm in letzteren zu folgen habe. Der Kaiser billigte diesen Spruch, nahm aber auf Bitten der Fürsten von der Achtsverkündigung Abstand und bewilligte noch einen vierten Gerichtstag. Es mag im Laufe der Verhandlungen die Meinung aufgetaucht sein, daß der Herzog, weil von schwäbischer Herkunft, ohne schwäbische Richter nicht verurtheilt werden dürfe, wie er denn selbst später ausgesprochen haben soll, daß er als Schwabe nur auf schwäbischer Erde habe gerichtet werden können und deshalb das über ihn gefällte Urtheil nichtig sei.

Obgleich die Acht gegen Heinrich zu Kaina noch nicht verkündigt war, erschien es doch nothwendig, Maßregeln gegen neue Gewaltthaten desselben zu treffen. Unter Genehmigung des Kaisers beschlossen deshalb die von ihm bedrohten Fürsten sich zu rüsten und ihm mit Waffengewalt zu begegnen. Sogleich wurden von Hornburg und Halberstadt Einfälle in seine Besitzungen gemacht und diese stark geschädigt. Aber bald nahm Heinrich die furchtbarste Rache. Er sandte ein Heer seiner Getreuen gegen Halberstadt, welches die offene, auf solchen Ueberfall unvorbereitete Stadt, ohne einen Widerstand zu finden, besetzte. Wehrlose Bürger wurden gefangen genommen und ihrer Habe beraubt,

*) Graf Heinrich von Schwarzburg, der Vormund Adolfs (vergl. S. 607), mit dem sich später Mathilde, die Mutter Adolfs, in zweiter Ehe vermählt hatte, war nicht lange vorher gestorben.

während die Burg, in welcher sich der Bischof mit einem ritterlichen Gefolge befand, noch unangegriffen blieb. Die Halberstädter hüteten sorglich das Feuer, weil sie Brandstiftung durch die Fe nde befürchteten. Dennoch gelang es Einem von Heinrichs Leuten, eine Hütte in Brand zu stecken. In erschreckender Weise griff das Feuer um sich und zerstörte fast alle Kirchen und Klöster. Unter den Trümmern der Gotteshäuser, in welche sich die Menge geflüchtet hatte, wurden mehr als 500 Personen beiderlei Geschlechts begraben. Die Reliquien der Heiligen und die kirchlichen Gewänder fielen den Flammen zum Raube. Auch die Burg erreichte das Feuer; hier wurde Bischof Udalrich mit dem ihm verwandten Propst Romarius, anderen Geistlichen und einigen Rittern gefangen genommen und fortgeschleppt. Die Reliquien des heiligen Stephan, des Schutzpatrons von Halberstadt, wußte der Bischof noch aus den Flammen zu reißen; halbverkohlt wurden sie dem Untergange entzogen.

Am Morgen des 23. Septembers, eines Sonntags, war das Feuer ausgebrochen, welches Halberstadt in wenigen Stunden in einen Schutthaufen verwandelt hatte. In ihrer Siegestrunkenheit wütheten die Schaaren des Herzogs in der schlimmsten Weise. Sie tödteten die Bürger oder führten sie in die Gefangenschaft; vornehme Frauen und Jungfrauen entkleideten sie und gaben sie der Schande preis; auch der geistliche Stand schützte nicht vor Mißhandlungen. Diese unmenschlichen Gräuel, welche man mit Recht dem Herzog selbst zur Last legte, erregten den höchsten Ingrimm gegen ihn, namentlich beim Klerus. Erzbischof Wichmann, der einst Domherr in Halberstadt gewesen war, meldete sie sogleich der Mainzer Kirche und forderte sie auf ihren Eifer für die Gerechtigkeit zu bethätigen. Fluch über Fluch fiel auf den gottlosen Herzog; Bischof Udalrich hatte wohl schon früher den Bann aufs Neue über ihn ausgesprochen.

Als das Heer des Herzogs nach Braunschweig zurückkehrte, war er über die Zerstörung Halberstadts und die große Zahl der ihm zugeführten Gefangenen erfreut. Wie er aber die Zerstörung der Kirchen und den Untergang vieler Kleriker erfuhr, den greisen, schon dem Tode nahen Bischof in Ketten und die halbverbrannten Reliquien des heiligen Stephan sah, soll er in Thränen ausgebrochen sein und betheuert haben, daß die Frevel in Halberstadt nicht von ihm beabsichtigt gewesen seien. Tief ging freilich seine Reue nicht; denn er behielt den Bischof und

seinen Leidensgefährten Romarius in Haft. Jener wurde nach Artlenburg*), dieser nach Segeberg gebracht.

Indessen hatten auch schon Erzbischof Philipp und die Fürsten Ostsachsens sich zum gemeinsamen Kampfe gegen Heinrich gerüstet. Schon am 1. Oktober stand Erzbischof Wichmann mit einem starken Heere vor Haldensleben. Der Herzog hatte die im Jahre 1168 von den sächsischen Fürsten zerstörte Burg, die schon einmal zu den hitzigsten Kämpfen Anlaß geboten hatte**), mit besonderer Sorgfalt von Neuem befestigt; sie war mit einem dreifachen Wall und einer starken Mauer umgeben worden. Wichmann begann sogleich die Belagerung und ihm zu Hülfe erschienen alsbald die ostsächsischen ihm verbündeten Fürsten, dann auch Erzbischof Philipp mit einem stattlichen Heere.

Philipp hatte ein Heer von angeblich 4000 Gewaffneten gesammelt; nur die Minderzahl war beritten, die größere Zahl bestand aus zuchtlosem Fußvolk, namentlich aus jenen gefürchteten Söldnerschaaren, die man als Brabanzonen oder als Rotten zu bezeichnen pflegte. Mit diesem Heere hatte Philipp Westfalen zum zweiten Male durchzogen und das Land noch ärger als früher heimgesucht. Alle Besitzungen des Herzogs, auf welche er auf seinem Wege stieß, wurden verwüstet, die Anhänger des Welfen vertrieben; auch Bernhard von Lippe mußte aus dem Lande weichen. Niemand wagte Widerstand zu leisten. Auch auf dem weiteren Zuge des Heeres geschahen Gewaltthaten aller Art; die schlimmsten sah man von den Brabanzonen verübt. Kirchen und Klöster wurden verbrannt, Nonnen fortgeschleppt und geschändet; man riß dem Priester, der vor dem Altare stand, den Kelch aus den Händen. Zur Ehre des Erzbischofs nahm man an, daß diese Frevel ohne sein Wissen begangen wären. Von Bedeutung war es, daß er auch den jungen Landgrafen Ludwig von Thüringen zu bestimmen wußte sich an der Belagerung Haldenslebens zu betheiligen. In der That ging der Landgraf Ludwig mit seinem Bruder Hermann und 400 Rittern wenig später dorthin.

Nachdem Erzbischof Philipp und Landgraf Ludwig sich mit den sächsischen Fürsten vereinigt hatten, lag ein großes Heer vor Haldens-

*) Die Herzogin Mathilde machte durch ihre Pflege die Haft des greisen Bischofs erträglich.

**) Vergl. S. 606—610.

leben. Da die Besatzung sich nicht ergeben wollte, umschloß man die Burg von allen Seiten und begann den Bau von Belagerungsmaschinen, aber man erreichte damit wenig und stand überdies schweres Ungemach aus. Die Burg umgaben Torfmoore, die mit einer nur dünnen Grasdecke überzogen waren. Die Besatzung steckte nun unbemerkt die Moore in Brand und das Feuer breitete sich unter der Erde bis zu den Maschinen aus, die zusammenbrachen und dem Feuer neue Nahrung gaben. Auch beklagte man den Verlust vieler Pferde, die in die vom Feuer ausgehöhlten Gruben sanken und Schaden nahmen. Die ärgsten Verwüstungen erlitten die umliegenden Orte, besonders von den Kölner Schaaren. So wurde das alte Kloster Hillersleben an der Ohre und die benachbarten Dörfer geplündert und zerstört. Aber die Bewältigung der Burg wurde damit nicht erzielt, und schon lag man vier Wochen vor derselben und die kalte Jahreszeit brach ein.

Der Unmuth wuchs unter dem Belagerungsheer und steigerte sich dadurch, daß die Fürsten unter einander in Streit geriethen. Erzbischof Philipp wollte unter ihnen die erste Rolle spielen und verletzte dadurch den Stolz des Markgrafen Otto von Meißen und seiner Brüder. Auch darin sollen sie uneins gewesen sein, daß der Erzbischof Haldensleben ungebrochen in die Gewalt des Reiches bringen wollte, die Wettiner dagegen die Zerstörung der Burg verlangten. So zogen Markgraf Otto und seine Brüder ab; es heißt, sie hätten es nicht ungern gesehen, wenn die Belagerten jetzt den Erzbischof überfallen und gedemüthigt hätten. Das geschah nicht, aber nach vier Tagen brach auch er sein Lager ab und trat den Rückweg an. Auf demselben wurden von den Rotten gleiche oder noch größere Frevel verübt. Philipp selbst schämte sich solcher Leute und versprach sich nie wieder derselben zu bedienen. Ohne Behinderung, aber auch ohne seine Absicht erreicht zu haben, mit wenig Ruhm kehrte er nach Köln zurück.

Bald nach Philipps Abzug wurde die Belagerung Haldenslebens aufgehoben. Erzbischof Wichmann hatte schon sein eigenes Land zu schützen, in welches der Herzog mit einem Heere eingefallen war und die Gegend um die Bode mit Feuer und Schwert verwüstete. Von dort drang er weiter vor. Am 6. November steckte er Kalbe an der Saale, eine bischöfliche Pfalz, in Brand, und verheerte das Land bis nach Frohse an der Elbe; dann trat er den Rückweg an. Gleichzeitig war Erzbischof Wichmann noch von anderer Seite bedrängt worden.

Auf Geheiß des Herzogs waren wendische Schaaren — unter ihnen werden Liutizen und Pommern genannt — in die überelbischen Besitzungen des Erzbischofs eingedrungen. An demselben Tage, wie Kalbe, wurde Jüterbogk niedergebrannt. Auch das erst seit wenigen Jahren begründete Kloster Zinna wurde zerstört, und der erste Abt desselben, Riezo mit Namen, erschlagen. Um dieselbe Zeit war auch Hornburg von Vasallen des Herzogs abermals angegriffen, abermals überwältigt, in Brand gesteckt und dem Erdboden gleich gemacht worden.

War für den Herzog auch Westfalen so gut wie verloren, so hatte er doch im östlichen Sachsen über seine Feinde das Uebergewicht behalten. Das Weihnachtsfest feierte er mit fürstlichem Glanze in Lüneburg und ließ dorthin auch den Bischof Udalrich führen. Er glaubte, daß der Bischof jetzt jedes Zugeständniß ihm machen würde, um seine Freilassung zu gewinnen. Hierin täuschte er sich nicht; denn Udalrich willigte in einen Vertrag, in welchem er eidlich versprach nach seiner Freilassung den Herzog vom Banne zu lösen und ihm die entzogenen Lehen zurückzugeben. Nachdem der Herzog dies erreicht, entließ er den Bischof und die anderen Halberstädter Gefangenen. Udalrich kehrte nicht nach dem zerstörten Halberstadt zurück, sondern nahm in dem nahe gelegenen Kloster Huysburg seinen Sitz; nach kurzer Zeit erkrankte er und starb am 30. Juli 1180 in dem Kloster, wo ihm auch das Grab bereitet wurde. Der Vertrag, den er mit dem Herzog geschlossen, wurde später von Kaiser und Papst für nichtig erklärt.

Während dieser unseligen Kämpfe in Sachsen war der Kaiser fern gewesen. In der Mitte des Septembers 1179 hielt er zu Augsburg einen Reichstag, auf dem die angesehensten Herren des südlichen Deutschlands anwesend waren. Bezeugt ist die Gegenwart der Bischöfe von Salzburg, Passau, Brixen, Regensburg, Bamberg und Augsburg, der Herzoge Berthold von Zähringen, Leopold von Oesterreich und Hermann von Kärnthen, wie der beiden Pfalzgrafen von Wittelsbach. Wir wissen, daß in ihrer Gegenwart ein Streithandel entschieden wurde, der damals die Salzburger Kirche aufregte. Kurz zuvor war der Bischof Romanus von Gurk gestorben (17. August), und das Domkapitel hatte sogleich, um seine Unabhängigkeit von Salzburg zu behaupten, den Archidiakonen Hermann, aus dem Geschlecht der Ortenburger, zum Bischof gewählt. Erzbischof Konrad gerieth darüber in gewaltigen Zorn, erkannte die Wahl Hermanns nicht an und setzte seinerseits den Propst Dietrich als

Bischof ein, dem er auch die Investitur ertheilte. Er drang auf die Entscheidung der Sache durch den Kaiser und die Fürsten, die auch das Recht des Erzbischofs auf die Verleihung des Gurker Bisthums anerkannten. Konrad setzte dann nicht ohne Gewalt durch, daß der Ortenburger entfernt wurde und Dietrich in den Besitz des Bisthums kam, was schließlich auch die Billigung Roms fand.

Wie sehr diese und andere kirchliche Angelegenheiten den Reichstag beschäftigen mochten, es wird doch kaum zu bezweifeln sein, daß der Kaiser ihn zugleich benutzte, um die Anhänger, welche Heinrich der Löwe in Baiern und Schwaben hatte, von ihm abzuziehen und die kaiserliche Autorität im oberen Deutschland zu voller Geltung zu bringen. Die gleiche Absicht scheint er dann in Ulm verfolgt zu haben, wo er, nur von wenigen Fürsten umgeben, sich im December aufhielt und noch das Weihnachtsfest feierte.

Indessen hatte der Kaiser Einladungen zu einem großen Reichstage durch alle Theile des Reiches ergehen lassen. Derselbe sollte nach Epiphanias zu Würzburg gehalten werden, um wichtige Entscheidungen, namentlich in der Sache Heinrichs des Löwen, zu treffen. Um die Mitte des Januars 1180 trat der Reichstag zusammen. Aus Schwaben, Franken, Baiern, Lothringen und Sachsen waren zahlreiche Fürsten und Herren erschienen, unter ihnen Erzbischof Arnold von Trier, Bischof Konrad von Worms, der Erwählte Bertram von Metz, der Kanzler Gottfried, der Protonotar Wortwin, Herzog Welf, der ältere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, die Grafen von Veringen, Kirchberg und Lechsgemünde, wie auch Heinrich von Diez. Da sich Herzog Heinrich, obwohl abermals geladen, auch jetzt nicht gestellt hatte, wurde nun das schon früher in Kaina gefällte Urtheil nach dem einstimmigen Beschluß der Fürsten verkündet: die Acht wurde über ihn verhängt, alle seine Eigengüter und Lehen ihm abgesprochen, wegen seiner wiederholten Nichtachtung der kaiserlichen Ladung ihm nach Lehnsrecht die Herzogthümer Baiern und Sachsen und alle anderen Reichslehen aberkannt und in die Hand des Kaisers zurückgegeben.

Nach einer nicht gleichzeitigen Nachricht soll gegen das Verfahren des Kaisers und der Richter von Anhängern des Herzogs der Einwand erhoben sein, daß er nicht außerhalb seiner Länder geächtet und seiner Besitzungen beraubt werden dürfe. Dagegen soll ein edler Mann sich im Zweikampf darzuthun erboten haben, daß der Kaiser überall inner-

halb des Reichs jeden Fürsten vor Gericht ziehen könne, und da sich Niemand auf den Zweikampf eingelassen habe, durch ein Edict dieses kaiserliche Recht für alle Zeiten festgestellt sein. Ein solches Edict ist sonst nicht bezeugt, und die ganze Erzählung beruht auf unsicherer Grundlage. Aber außer Zweifel steht, daß der Kaiser über jeden Fürsten nach den Rechtsbegriffen der Zeit Gericht halten konnte.

Die Gründe für die Verurtheilung Heinrichs und namentlich für die Entziehung der großen Reichslehen hat der Kaiser selbst in einer denkwürdigen Urkunde angegeben. Er legt ihm hier zur Last, daß er die Kirchen und die Adligen des Reichs durch Beraubung ihrer Besitzungen und Herabdrückung ihrer Rechte, wie sie sich darüber vielfach beschwert, arg geschädigt habe, daß er deshalb verklagt der kaiserlichen Ladung nicht Folge geleistet und sogar, nachdem er nach dem Urtheil der Fürsten und seiner schwäbischen Standesgenossen der Acht verfallen, nicht abgelassen habe gegen die Kirchen und die Freiheiten und Rechte der Fürsten und Adligen zu wüthen: obwohl dreimal nach Lehnsrecht wegen solcher Unbilden, vielfacher Mißachtung des Kaisers selbst und besonders wegen offenbaren Majestätsverbrechens gesetzlich vorgeladen, sei er doch weder selbst erschienen, noch habe er einen Bevollmächtigten gesandt. Mit dem Ungehorsam gegen den Lehnsherrn wird das Urtheil und dann besonders noch die Einziehung der Reichslehen begründet. Bemerkenswerth ist, daß weder hier noch sonst in den zuverlässigen Quellen sich ein deutlicher Hinweis findet, daß der Kaiser dem Herzog auch die verweigerte Heeresfolge zum Vorwurfe vor Gericht und zum Gegenstand der Klage gemacht habe. Leicht zu erklären ist, daß den Dingen ferner Stehende die Verurtheilung Heinrichs durch jene Weigerung sich zu erklären suchten, doch ist auf ihre Vermuthungen wenig Gewicht zu legen.

Welche Einwendungen auch von Heinrich und seinen Anhängern gegen den Proceß erhoben werden mochten, er entsprach völlig dem Gerichtsverfahren, welches zu jener Zeit gegenüber unbotmäßigen Fürsten des Reichs üblich war. Im Wesentlichen hat der Kaiser dieselben Maßnahmen gegen seinen Vetter getroffen, wie einst gegen seinen Oheim Konrad von Salzburg*). Hier, wie dort, erscheint sein Vorgehen eher zögernd als hastig, was aus den verwandtschaftlichen Beziehungen zu

*) Vergl. S. 476. 501—503.

erklären sein wird. Dagegen ist die Hartnäckigkeit, mit welcher sich Heinrich jeder Verantwortung entzog, und die Keckheit, mit welcher er auch während des Processes den Landfrieden immer aufs Neue störte, im höchsten Maße anstößig und befremdend. Niemand ist mehr sein Feind gewesen, als er selbst.

Heinrichs Verfahren ist nur dadurch verständlich, daß er sich auch im Kampfe mit Kaiser und Reich behaupten zu können glaubte, und sofort zeigte sich, daß er die ihm abgesprochenen Lehen und Allodien mit starker Hand zu schützen gewillt war. Damit wurde aus der Rechtsfrage eine Machtfrage, und es schien Anfangs nicht so sicher, wie sie zur Entscheidung gebracht werden würde. Heinrich galt nicht nur für einen der kriegstüchtigsten Fürsten jener Zeit, sondern verfügte über eine Macht, wie sie sonst nur Kaisern und Königen zu Gebot stand. Ein Zeitgenosse berechnet, daß er 40 Städte und 67 Burgen, abgesehen von den kleineren Ortschaften, besessen habe. Ein zahlreiches, von ihm selbst geschaffenes, in vielen Kämpfen erprobtes Heer von Vasallen und Ministerialen, deren Schicksal ganz mit dem seinen verbunden schien, stand ihm zu Gebot. Ueberdies schien ihm bei seinen nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Königen von Dänemark und England Hülfe vom Auslande nicht fehlen zu können.

Der Kaiser hatte in Italien wohl manchen harten Strauß ausgefochten, in Deutschland dagegen bisher keinen ernstlichen Kampf zu bestehen gehabt. Jetzt sollte er hier das Schwert gegen einen Gegner ziehen, der ihm blutsverwandt und durch lange Jahre in Freundschaft verbunden war, dem er selbst großentheils die erstaunliche Macht verliehen hatte, die sich nun gegen ihn wandte. Bisher stets auf die Erhaltung des Friedens in Deutschland bedacht, konnte er jetzt selbst die Waffen nicht ruhen lassen. Ein schwererer Kampf schien ihm bevorzustehen, als alle früheren, und an dem Ausgange desselben hing die ganze Zukunft des Reichs. Gewann der Herzog den Sieg, was bedeutete dann noch die Krone des Kaisers?

Der alte Streit zwischen Staufern und Welfen, der so oft dem Reiche verderblich geworden war und den er selbst so lange in Güte hatte beseitigen wollen, war aufs Neue ausgebrochen und ließ sich nur noch mit den Waffen entscheiden. Die Gefahren des Kampfes konnte sich Friedrich nicht verhehlen, aber unverzagt, wie es seine Art war, sah er ihnen in das Auge. Im Kampfe gegen den Bedrücker der

sächsischen Bischöfe stand ihm die ganze deutsche Kirche zur Seite. Doch rechnete er nicht allein auf die Streitkräfte, die er aufzubieten vermochte, sondern noch mehr auf die Macht der kaiserlichen Autorität, und er hat sich darin, wie die Folge zeigte, nicht getäuscht.

20.

Heinrichs des Löwen Sturz.

Nicht unmittelbar nach dem Würzburger Tage, wie man erwarten mochte, hat Heinrich den Krieg mit den sächsischen Fürsten aufs Neue begonnen. Wir wissen vielmehr, daß er mit ihnen, als sie nach Hause zurückkehrten, einen Waffenstillstand schloß, der bis zum 27. April, acht Tage nach dem Osterfest, dauern sollte. Der Sachlage nach konnte nur der Herzog den Anstoß zu diesem Abkommen geben, und wohl der Wunsch für größere Rüstungen Zeit zu gewinnen wird ihn bestimmt haben. Die sächsischen Fürsten mochten um so eher auf sein Anerbieten eingehen, als die Kriegsführung im Winter schwierig war und auch sie auf die Verstärkung ihrer Kriegsmacht Bedacht nehmen mußten. Ohne Wissen des Kaisers werden sie schwerlich den Waffenstillstand geschlossen haben.

Der Waffenstillstand hinderte den Kaiser nicht die Beschlüsse des Würzburger Tages zur Ausführung zu bringen. Hierzu war besonders ein Reichstag bestimmt, den er nach Gelnhausen auf den Anfang des Aprils berufen hatte. Zu demselben stellten sich eine große Zahl von Fürsten und Herren aus den fränkischen, lothringischen, thüringischen Gegenden ein, besonders aus Sachsen, die Askanier und Wettiner fast vollständig. Aus Schwaben kam Herzog Friedrich, aus Baiern scheinen nur Wenige sich eingefunden zu haben. Sehr beträchtlich war die Zahl der geistlichen Fürsten, die sich um den Kaiser versammelten; unter ihnen waren die Erzbischöfe Arnold von Trier, Philipp von Köln, Wichmann von Magdeburg, Konrad von Salzburg und der Erwählte Sifried von Bremen.

Besonderes Aufsehen erregten zwei päpstliche Legaten, welche damals über die Alpen gekommen waren und sich zu dem Reichstag

begeben hatten; der Cardinalbischof Petrus von Tusculum und der Cardinalpriester Petrus vom Titel der heiligen Susanna. Sie waren unter Anderem vom Papste beauftragt dem Kaiser und Erzbischof Wichmann eindringliche Vorstellungen wegen eines Tauschgeschäftes zu machen, durch welches gegen Abtretung einiger Ortschaften Wichmann die Abtei Nienburg an sich gebracht hatte (vergl. S. 502). Der Papst sah in diesem Tausch Simonie und verlangte die Aufhebung; er bedrohte, wenn sie nicht erfolge, den Kaiser mit den Strafen des jüngsten Gerichts, den Erzbischof mit Zwangsmaßregeln. Obwohl nicht besonders bezeugt, ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß die Legaten auch in Bezug auf die zwischen Kirche und Reich noch streitigen Güter auf eine Entscheidung dringen sollten.

In Gegenwart dieser Legaten wurde zu Gelnhausen der Uebergang des Askaniers Sifried von Brandenburg nach Bremen genehmigt. Nicht geringe Befriedigung mußte es ihm gewähren, so zu dem ihm so lange bestrittenen Erzbisthum zu gelangen. Zugleich lag darin ein Gewinn für sein Haus, dem freilich ein noch viel größerer daraus erwuchs, daß gleichzeitig Sifrids Bruder, Graf Bernhard von Anhalt, mit dem Herzogthum Sachsen belehnt wurde. Allerdings kam dasselbe nicht in dem ganzen Umfange, wie es Heinrich besessen, an den Askanier, vielmehr wurde unter ausdrücklicher Genehmigung der Fürsten und Zustimmung Bernhards in Westfalen der Kölner und Paderborner Sprengel abgetrennt und die herzogliche Gewalt hier mit allen ihr zugehörigen Besitzungen und Rechten an Erzbischof Philipp von Köln und seine Nachfolger übertragen. Mit der kaiserlichen Fahne wurde Philipp mit diesem neuen Herzogthum in Westfalen belehnt, und ihm am 13. April über die Verleihung Urkunde ausgestellt. Der Kaiser bezeichnete sie als den Lohn für die Verdienste, welche sich der Erzbischof um die Förderung und Erhaltung der Ehre der kaiserlichen Krone, weder Vermögensverluste noch persönliche Gefahren scheuend, erworben habe. Philipp konnte seitdem von seinem Herzogthum in Westfalen sprechen, ohne daß sich dies auf ganz Westfalen erstreckte.

Bernhard von Anhalt führte fortan den Namen eines Herzogs von Westfalen und Engern oder den gleichbedeutenden eines Herzogs von Sachsen. Es wurde ihm, abgesehen von den an Köln übergebenen Theilen, die herzogliche Gewalt in Sachsen in demselben Umfange übertragen, wie sie Heinrich der Löwe rechtmäßig geübt hatte; selbst-

verständlich ging dagegen auf ihn keine Gewalt über, welche sich Heinrich widerrechtlich angemaßt hatte. Auch die großen Kirchenlehen Heinrichs kamen nicht an Bernhard; vielmehr forderte der Kaiser die Bischöfe auf sie zurückzunehmen. Wenn er das sächsische Herzogthum jetzt dem askanischen Hause übergab, so bestimmte ihn ohne Zweifel, daß es von einer Billingerin abstammte, bedeutende Erbgüter in verschiedenen Theilen des Landes hatte, auch zeitweise bereits im Besitz des Herzogthums gewesen war. Daß Bernhard, nicht sein älterer Bruder Markgraf Otto von Brandenburg, die herzogliche Fahne erhielt, erklärt sich wohl nicht allein aus den persönlichen Verdiensten desselben, sondern noch mehr aus der Politik des Kaisers, die Häufung großer Fürstenthümer in einer Hand zu vermeiden. Welche Gefahren für die Krone in solcher Häufung lagen, hatte sich bei Heinrich dem Löwen gezeigt. Mochte die Macht des askanischen Hauses keine festgeschlossene sein, im Besitz des Herzogthums Sachsens, der Mark Brandenburg, der alten Erbgüter und des Erzbisthums Bremen, war ihm doch keine andere in Sachsen gleichzustellen.

Nicht lange zuvor war der sächsische Pfalzgraf Adalbert gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Früher ein hitziger Gegner Heinrichs des Löwen, hatte er in der letzten Zeit für ihn die Waffen geführt, wenn auch ohne Glück. Seine Eigengüter kamen an seine Schwestern, die dem Grafen Heinrich von Wettin vermählte Sophie und die Aebtissin Adelheid III. von Quedlinburg. Der Letzteren fiel die Stammburg Sommerschenburg zu, welche Erzbischof Wichmann dann zum Verdruß Herzog Heinrichs durch Kauf an sich brachte. Die durch Adalberts Tod erledigte Pfalzgrafschaft übergab der Kaiser zu Gelnhausen seinem Neffen, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, der ihm bereits gute Dienste gegen Heinrich geleistet und von dem er noch größere erwartete. Die Reichsheerfahrt gegen den geächteten Herzog wurde jetzt verkündigt und alle Fürsten zu derselben aufgefordert; am 25. Juli sollte sie beginnen. Inzwischen sollten Landgraf Ludwig und andere sächsische Fürsten nach Goslar aufbrechen, um es gegen einen Angriff des Herzogs zu schützen.

Nach Ablauf des Stillstands (27. April) griff Heinrich sogleich wieder zu den Waffen und rückte, wie der Kaiser erwartet hatte, mit einem Heere gegen Goslar an. Da der Angriff vorausgesehen war, gelang ihm die Ueberrumpelung der Stadt nicht, doch zerstörte er die

Hüttenwerke und Schmelzöfen bei derselben und schnitt ihr die Zufuhr von Lebensmitteln ab. Eine längere Belagerung schien ihm nicht an der Zeit, vielmehr brach er plötzlich nach Nordhausen auf, wo er die Königspfalz und das alte Nonnenkloster einäscherte, dann fiel er in Thüringen ein, zerstörte die Pfalz in Mühlhausen und trat unter den größten Verwüstungen den Rückweg an. Als der Landgraf die Nachricht von dem Einfalle in sein Land erhalten hatte, war er mit seinen Thüringern von Goslar aufgebrochen und Heinrich nachgeeilt; er traf ihn an den Grenzen Sachsens und Thüringens bei Weißensee. Auch Herzog Bernhard trat hier Heinrich mit einer Kriegsschaar entgegen. Ehe noch ihre Krieger sich vollständig gesammelt hatten, griffen Ludwig und Bernhard am 14. Mai den überlegenen Feind an. Die Thüringer hielten sich schlecht im Kampfe. Viele wandten sich alsbald zur Flucht, selbst solche, die noch nicht zum Gefecht gekommen waren. Tapfer wehrte sich der Landgraf mit seinem Bruder Hermann und etwa 400 Rittern gegen die Feinde, aber diese drangen um so heftiger auf sie ein, umzingelten sie und nahmen sie sämmtlich gefangen. Herzog Bernhard hatte sich besser mit den Seinen behauptet, doch mußte auch er, als er das thüringische Heer völlig aufgelöst sah, den Rückzug antreten. Heinrich konnte sich des vollständigsten Sieges rühmen. Er verfolgte die in ihre Heimat fliehenden Thüringer bis nach Mühlhausen, wobei das Land neue Verwüstungen erlitt. Im Triumph kehrte er dann mit reicher Beute und seinen vornehmen Gefangenen nach Braunschweig zurück. Die gewonnenen Fahnen wurden im Dome zu Braunschweig zum dauernden Andenken an die Waffenthat des geächteten Herzogs aufgehängt.

Um dieselbe Zeit, wo sich das Kriegsglück Heinrich so freundlich gezeigt hatte, war auf seine Veranstaltung ein neuer Einfall der Pommern und Liutizen in die Lausitz gemacht worden. Abermals waren dabei die größten Verheerungen angerichtet, reiche Beute und viele Gefangene fortgeführt. Freudenfeste feierte man an Heinrichs Hofe, und seine Getreuen kamen ihn zu beglückwünschen. Unter ihnen war auch Adolf von Holstein, der aber nicht die erwartete Aufnahme fand. Graf Gunzelin verdächtigte seine Treue, und der Herzog verlangte von ihm die Auslieferung der Gefangenen, die er im vorigen Jahre auf dem Halrefeld gemacht hatte. Adolf war nicht gewillt sie aus der Hand zu geben; im Unmuth verließ er den Hof des Herzogs, und

bald dachten er und seine nächsten Freunde daran, sich ganz von ihm loszusagen. In Braunschweig wird man einen so dreisten Entschluß dem jungen Grafen kaum zugetraut haben. Man schwelgte im Siegesgefühl und in Siegeshoffnungen. Nach den glücklichen Erfolgen gegen die sächsischen und thüringischen Fürsten schien man auch das Heer des Kaisers, welches man zu erwarten hatte, nicht sonderlich zu fürchten.

Der Kaiser war von Gelnhausen nach Worms gegangen, wo er das Osterfest (20. April) feierte. Zu Pfingsten (8. Juni) war er in Würzburg und begab sich dann nach Baiern. Um Johannis hielt er zu Regensburg einen Landtag, auf dem besonders über die durch die Absetzung Heinrichs veränderten Verhältnisse Baierns verhandelt wurde. Die Großen des Landes waren zahlreich erschienen: Erzbischof Konrad von Salzburg, die Bischöfe von Passau und Regensburg, die beiden Pfalzgrafen von Wittelsbach, Markgraf Berthold von Istrien, Graf Gebhard von Sulzbach, Burggraf Friedrich von Regensburg und Andere. Auch die Legaten des Papstes sah man wieder am Hofe, den auch Bischof Garsidonius von Mantua damals aufgesucht hatte. Vor den versammelten Fürsten beklagte sich der Kaiser über die Nachstellungen Heinrichs, sächsische Fürsten traten mit den schwersten Anschuldigungen gegen ihn hervor*), und allgemein wurde anerkannt, daß er auch in Baiern Herzogthum, Lehen und Allodien verlieren müsse. Mit Heinrichs Gewalt in Baiern war es damit für immer zu Ende. Neue Verhältnisse mußten in dem Lande angeordnet oder angebahnt werden, bei denen es der Kaiser ohne Zweifel schon damals auf die Erhebung der Wittelsbacher abgesehen haben wird. Noch am 13. Juli verweilte der Kaiser in Regensburg; an diesem Tage ließ er dort dem Bischof Albert von Freising eine Urkunde ausstellen, wonach die von Heinrich zerstörte**) Brücke zu Föhring wieder erbaut und die Marktrechte daselbst dem Bischofe zurückgegeben werden sollten. Brücke und Markt wurden zu Föhring hergestellt, zu München beseitigt, aber unfraglich hier bald erneuert.

Von Baiern eilte der Kaiser nach Sachsen, da sich schon das Reichsheer sammelte, um den Kampf gegen Heinrich aufzunehmen. Wie

*) Auch die Halberstädter Gräuel werden vorgeführt sein. Wir wissen, daß der Propst Romarius damals in Regensburg war.

**) Vergl. S. 135.

es bestimmt war, wurde am 25. Juli der Feldzug begonnen. Um den 1. August begann man die Feste Lichtenberg bei Wolfenbüttel zu belagern, welche man schon nach kurzer Zeit einnahm. Am 15. August hielt der Kaiser dann in dem benachbarten Werla, der alten Kaiserpfalz, einen Hoftag, und nach dem Beschluß der anwesenden Fürsten gewährte er hier den Anhängern Heinrichs drei Fristen zur Wiedererlangung seiner Gnade, bis zum 8. September, 29. September und 11. November; wenn sie bis zum Ablauf dieser Termine sich nicht unterworfen hätten, sollten sie wegen Ungehorsams ihrer Besitzungen verlustig gehen. Der Abfall des Grafen Adolf von Heinrich scheint diese Maßregel des Kaisers veranlaßt zu haben, die ihm mehr genützt hat, als eine gewonnene Schlacht.

Am 18. August war der Kaiser mit seinem Heere im Gebiet von Halberstadt*). In seinem Kriegsgefolge befanden sich die Erzbischöfe von Köln, Magdeburg und Bremen, die Bischöfe von Utrecht, Würzburg, Worms, Speier, Naumburg und Merseburg, der rheinische Pfalzgraf Konrad und andere rheinische Grafen, Herzog Bernhard von Sachsen, die Markgrafen Otto von Meißen und Dietrich von der Lausitz, eine größere Zahl sächsischer Grafen und unter ihnen auch der junge Graf Adolf. Zu dieser Zeit wurde zum Schutze Halberstadts der wiederholt gestörte Bau von Bischofsheim vollendet; auch Hornburg wird hergestellt sein, und Halberstadt wird man aus den Ruinen wieder nothdürftig aufgerichtet haben. Nicht minder war der Kaiser um die Sicherung Goslars bedacht. Die seit den Tagen Heinrichs IV. in Trümmern

*) Der Kaiser stellte damals eine für die Stadt Köln sehr wichtige Urkunde aus. Der Erzbischof war mit den Bürgern in Streit gerathen, weil sie ohne seine und seiner Vorgänger Erlaubniß auf öffentlichem Grund und Boden Gebäude errichtet und jüngst ohne seine Einwilligung zur Befestigung der Stadt einen neuen Graben und Wall zu bauen begonnen hatten. Der Streit wurde durch einen Schiedsspruch des Kaisers beigelegt. Hiernach erhielt die Bürgerschaft gegen Zahlung von 2000 M. an den Erzbischof von ihm die Erlaubniß, die begonnenen Befestigungen zu vollenden; die auf öffentlichem Grunde errichteten Gebäude verblieben erblich ihren Besitzern, doch mußten diese alljährlich einen bestimmten Zins an den Erzbischof zahlen; zum Entgelt für die ihm gemachten Zugeständnisse gestand er dagegen ausdrücklich der Stadt und den Bürgern alle Rechte und Gewohnheiten zu, welche sie bis dahin besessen hatten. Ueber dies Alles hatte der Erzbischof kurz vor seinem Auszuge zum kaiserlichen Heere eine Urkunde ausgestellt, welche jetzt durch ein kaiserliches Privilegium bestätigt wurde.

liegende Harzburg wurde in wehrhaften Zustand gesetzt und eine Besatzung hineingelegt.

Der Kaiser suchte weder einen offenen Kampf, noch wurde er zu demselben herausgefordert. Aber schon der Glanz seines kaiserlichen Namens und die Ruhe, mit der er an der Spitze eines sehr stattlichen Heeres auftrat, machten auf die Anhänger Heinrichs einen tiefen Eindruck. Bald wurden die Wirkungen jener Maßregel fühlbar, welche den Reumüthigen die kaiserliche Gnade in Aussicht stellte. Dem Vorgange Adolfs folgten bald andere angesehene Männer auf Heinrichs Seite und traten zum Kaiser über; selbst solche, die unter Heinrichs Leitung zu den Waffen erwachsen waren und deren Väter ihm schon gedient hatten, wie Heinrich von Weida, Luppold von Herzberg und Ludolf von Peine. Sie überlieferten dem Kaiser die Burgen, die Heinrich ihrer Hut anvertraut hatte. So kamen viele Festen am Harz, Lauenburg, Heimburg, Regenstein und andere, ohne Schwertstreich in die Hände des Kaisers. In Woldenberg bei Hildesheim erklärte sich die Besatzung gegen Heinrich und zerstörte die Burg, als sie dieselbe zu vertheidigen sich nicht getraute, um selbst nach der Harzburg überzusiedeln. So stark war der Abfall, daß der Kaiser kaum noch des Heeres, welches ohnehin schwer auf dem Lande lastete, zu bedürfen schien. Er löste dasselbe auf und verließ selbst am 8. September den sächsischen Boden, um sich nach Altenburg im Osterlande zu begeben.

Nicht volle sieben Wochen hatte die Heerfahrt gedauert; zu nennenswerthen Kämpfen hatte sie nicht geführt, aber doch war sie nicht ohne wichtige Ergebnisse geblieben. Goslar und Halberstadt waren gesichert, die Burgen am Harz größtentheils in die Gewalt des Kaisers gekommen, und überdies hatte sich, was das Wichtigste war, gezeigt, wie wenig sich Heinrich auf die Treue seiner Vasallen und Ministerialen verlassen konnte.

Um die Mitte des Septembers hielt der Kaiser zu Altenburg einen Hoftag, der dadurch wichtig geworden ist, daß auf ihm der ältere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach die herzogliche Gewalt in Baiern empfing. Am 16. September wurde unter Zustimmung der anwesenden Fürsten Otto als Herzog von Baiern eingesetzt; die Pfalzgrafschaft ging jetzt ganz auf seinen Bruder, den jüngeren Otto, über. Seitdem der Kaiser entschlossen war auch Baiern Heinrich zu entziehen, wird er für das erledigte Herzogthum gewiß keinen Anderen, als seinen alten Freund Otto von

Wittelsbach in Aussicht genommen haben. Die Verbindung mit Oesterreich, die er einst selbst aufgelöst hatte, zu erneuern, widersprach seiner Politik, nicht eine allzu große Macht in eine Hand zu legen, und der alte Welf, wenn er auch früher nach Baiern getrachtet hatte, war jetzt selbst schwerlich noch nach einer Stellung lüstern, die ihn in seinen Schwelgereien gestört hätte.

Friedrichs Wahl war wohl wenig bestimmt durch seine Verwandtschaft mit den Wittelsbachern. Mehr in das Gewicht mußte fallen die allgemein geglaubte Abstammung derselben von den Liutpoldingern, dem alten bairischen Herzogsgeschlecht, und die hervorragende Stellung, welche das Haus in den letzten Zeiten wieder erlangt hatte. Nichts aber zog der Kaiser sicherlich mehr in Betracht, als die treuen Dienste, welche die beiden Ottonen durch eine lange Reihe von Jahren ihm und dem Reiche geleistet hatten. Auch das vertraute Verhältniß, in dem er seit dem Venetianer Tage mit ihrem Bruder Erzbischof Konrad von Salzburg stand, wird nicht ohne Einfluß gewesen sein. Wie durch Heinrichs Entsetzung in Sachsen die befreundeten Askanier, kamen in Baiern die befreundeten Wittelsbacher empor.

Uebrigens blieb auch hier die herzogliche Gewalt nicht ganz in dem Umfange bestehen, wie sie Heinrich besessen hatte. Bisher hatten die Markgrafen von Steiermark, namentlich durch ihre Grafschaft im Traungau, noch in einer gewissen Abhängigkeit von dem bairischen Herzogthum gestanden: diese wurde jetzt gelöst, und der junge Markgraf Ottokar II., der um dieselbe Zeit mit dem Schwerte umgürtet wurde, erhielt den herzoglichen Namen. Wie schon früher Kärnthen, dann Oesterreich, so wurde auch Steiermark jetzt ein eigenes Herzogthum neben Baiern. Unklarer ist, wie das Verhältniß des neuen Herzogs zu den Grafen von Andechs Berthold III. und Berthold IV., Vater und Sohn, gestaltet wurde. Diese Grafen, die dem Kaiser verwandt waren und ihm viele treffliche Dienste geleistet, hatten einen großen Besitz in Baiern und Franken, wie in Tyrol und den südöstlichen Marken zusammengebracht, seit 1173 überdies die Markgrafschaft Istrien*) als Reichslehen gewonnen. Markgraf Berthold IV. führte

*) Als Engelbert III., Markgraf von Istrien, aus dem Hause Sponheim, ohne männliche Erben starb, scheint Berthold III., dessen Mutter Sophie die Tochter eines früheren Markgrafen von Istrien war, deshalb Ansprüche auf die Markgrafschaft erhoben und glücklich durchgesetzt zu haben.

seit 1180 auch den Titel eines Herzogs von Kroatien, Dalmatien und Meranien. Dieser Titel, der wohl äußeren Glanz gab, aber wenig Bedeutung besaß, hatte bekanntlich seit mehr als zwanzig Jahren den Grafen von Dachau zugestanden*); noch bei Lebzeiten des letzten Dachauers muß er Berthold gewährt sein. Die Andechser mochten sich in einer Auszeichnung gefallen, die sie dem neuen bairischen Herzoge gleichstellte, aber weit wichtiger war, daß sie es ohne Zweifel auch dahin brachten, daß ihr bisheriges Lehnsverhältniß zu dem Herzogthum Baiern gelöst wurde. Sie bleiben freilich nach wie vor bairische Magnaten und mußten zu den Landtagen des Herzogs erscheinen, wie ja auch die bairischen Bischöfe, obwohl Reichsfürsten, auf diesen Tagen sich einzufinden hatten. Wenn auch das Herzogthum in Baiern so einzelne Einschränkungen erfuhr, im Ganzen blieb ihm doch der alte Stammescharakter; es ist das einzige von den alten Herzogthümern, welches sich in demselben dauernd erhalten hat.

Von den Wittelsbachern wird gerühmt, daß sie alle Großen Baierns an Adel, Reichthum, Tapferkeit, Klugheit und Gerechtigkeit übertroffen hätten, und dem neuen Herzog wird noch besonders das Lob eines in den Waffen erfahrenen, weisen, rathskundigen, freigebigen, ehrliebenden, durch Treue und Rechtschaffenheit sich auszeichnenden Mannes ertheilt. Ueberdies stand er in vorgerückten Jahren und war reich an Erfahrungen; mit seinen Brüdern lebte er in bestem Vernehmen und konnte auf ihren Beistand zählen. So ist es erklärlich, daß er sich in kurzer Zeit in der Herrschaft zu befestigen wußte. Wir hören wohl, daß gleich im Beginn derselben die Grafen und einige Barone ihm den Lehnseid nicht hätten leisten wollen, aber dieser Widerstand scheint schnell beseitigt zu sein, während der neue Herzog Sachsens fortwährend mit aufsässigen Großen zu kämpfen hatte.

Während der Kaiser in Altenburg verweilte, war Heinrich der Löwe nach Holstein gegangen, um den Abfall des Grafen Adolf zu strafen und dessen Anhänger aus dem Lande zu vertrieben. Er selbst nahm Adolfs Burg Plön ein und übergab sie nach Verjagung der Leute des Grafen dem Holsteiner Oberboten Markrad. Das feste Segeberg ließ er vom Grafen Bernhard von Ratzeburg belagern. Nachdem

*) Vergl. S. 24. Der letzte Graf von Dachau, Konrad III., starb erst im Jahre 1182.

der Burgbrunnen ausgetrocknet, ergab sich die Besatzung aus Wassermangel, aber nur auf Bedingungen, die nachher von Heinrich nicht gehalten wurden, indem er die Leute des Grafen als Gefangene abführen ließ. Mathilde, die Mutter desselben, welche die Burg standhaft vertheidigt hatte, gewann mit ihrer Dienerschaft freien Abzug und begab sich nach Schauenburg. In Segeberg setzte Heinrich einen Baiern von Geburt, Luppold mit Namen, als Befehlshaber ein. Um sich zu rächen, zog Adolf dann von Schauenburg aus gegen die Burg Hohenrode, welche Konrad von Rode, ein Vasall Heinrichs, auf der anderen Seite der Weser angelegt hatte.

Um diese Zeit gelang es Erzbischof Sifried, der noch am 9. Oktober am kaiserlichen Hofe zu Altenburg gewesen war, in Bremen einzuziehen und von seinem Erzstift Besitz zu nehmen. Er kam, von den päpstlichen Legaten begleitet und mit dem Pallium geschmückt, und wurde mit großem Jubel aufgenommen. Man hoffte, daß jetzt endlich bessere Zeiten für das Erzbisthum kommen würden, welches unter Heinrichs Tyrannei so schwer gelitten hatte. Freilich hing Alles davon ab, ob er den Widerstand gegen den Kaiser aufgeben würde, und noch schien er dazu keineswegs entschlossen, wie die großen Schädigungen zeigten, welche er gerade damals Erzbischof Wichmann und der Magdeburger Kirche zufügen ließ. Dem von Erzbischof Philipp aus Westfalen vertriebenen Bernhard von Lippe und anderen Heimatlosen hatte er das übelberufene Haldensleben eingeräumt. Von dort verheerten sie die ganze Umgegend und trieben gewaltsam für sich die Einkünfte ein, welche dem Magdeburger Erzstifte und vielen anderen Kirchen gebührten. Bernhard war ein gefürchteter Mann, und Niemand wagte ihm Widerstand zu leisten.

Zum 11. November, dem letzten der von ihm zu Werla gestellten Termine, kehrte der Kaiser nach Sachsen zurück. Als sich der Kaiser in der Gegend von Goslar aufhielt, wurden ihm die Burgen Herzberg, Staufenberg und Schildberg am Harz übergeben; die Grafen von Wöltingerode, Scharzfeld und Ilfeld, sehr angesehene Vasallen Heinrichs, unterwarfen sich und ihre Burgen dem Kaiser und wurden von ihm zu Gnaden angenommen. Der Abfall von Heinrich griff weiter und weiter um sich, aber doch fehlte noch viel, daß alle seine Getreuen ihn verlassen hätten.

Das Weihnachtsfest feierte der Kaiser in Erfurt, wo ihn die An-

gelegenheiten seiner Neffen beschäftigt haben werden. Landgraf Ludwig und sein Bruder Hermann schmachteten noch in dem Kerker Heinrichs des Löwen; Graf Heinrich Raspe war kurz zuvor kinderlos gestorben. So hatte der Oheim für die großen Besitzungen des thüringischen Hauses Fürsorge zu treffen*). Aber noch mehr mußten ihn die Sorgen bedrängen, wie der Widerstand Heinrichs ganz gebrochen werden könne. Es schien klar, daß ohne eine neue Heerfahrt dies nicht zu erreichen sein werde, und er verkündigte, als er Erfurt verließ, daß er um Pfingsten des nächsten Jahres abermals gegen Heinrich ausziehen würde und berief alle Fürsten des Reichs zum Heere.

Es ist begreiflich, daß bei dem wachsenden Abfall der Seinen Heinrich mißtrauisch wurde und nur zu geneigt war böswilligen Einflüsterungen sein Ohr zu leihen. So wurde auch Graf Bernhard von Ratzeburg verdächtigt und ihm sogar ein Anschlag auf das Leben des Herzogs und seiner Gemahlin Schuld gegeben. Es ist nicht zu ermitteln, ob die Verdächtigungen begründet waren, aber Heinrich war davon so fest überzeugt, daß er den Grafen und seinen Sohn Volrad, als Beide Weihnachten 1180 in Lüneburg vor ihm erschienen, gefangen nehmen ließ. Er selbst zog dann mit einem Heere vor Ratzeburg, um Bernhards Hauptfeste in seine Gewalt zu bekommen; auch die Lübecker kamen mit vielen Schiffen ihm zu Hülfe und führten Belagerungsmaschinen mit sich. Ratzeburg wurde hart bedrängt, bis Graf Bernhard, welchen Heinrich mit vor die Burg gebracht hatte, selbst die Uebergabe befahl. Darauf begab sich Bernhard, wieder in Freiheit gesetzt, mit den Seinen nach Gadebusch, aber auch hier ließ ihm Heinrich nicht lange Ruhe. Er zog abermals in das Ratzeburger Land und zerstörte Gadebusch. Der Graf mußte flüchtig werden und begab sich zu Herzog Bernhard. Heinrich machte sich nun zum alleinigen Herrn in Holstein, Wagrien und dem Polaberlande und umgab die Burgen Ratzeburg, Segeberg und Plön mit starken Befestigungen; mindestens hier glaubte er im schlimmsten Falle sich gegen jeden Angriff sichern zu können.

Indessen war ein neuer Angriff auf Haldensleben unternommen worden. Erzbischof Wichmann war durch die Beutezüge Bernhards von Lippe, die sich bis an die Mauern von Magdeburg erstreckten, auf

*) Vergl. S. 711.

das Höchste erbittert worden. Er entschloß sich Bernhard entgegenzutreten und eine neue Belagerung Haldensiebens zu unternehmen, obwohl ihm Viele abriethen und meinten, nur der Kaiser werde die Burg bezwingen können. Er gewann Bischof Dietrich von Halberstadt und andere sächsische Fürsten ihm zur Vernichtung der verhaßten Feste Beistand zu leisten, und am 1. Februar 1181 rückte man gegen dieselbe aus. Man kannte den morastigen Boden um die Burg, der jedem Angriff hinderlich war; überdies hatten die Bewohner durch eine Ableitung der Bever den Raum zwischen diesem Kanal und der Ohre fast in eine Insel verwandelt. Wichmann begriff die Unmöglichkeit die Burg im Ansturm zu nehmen und kam auf den Gedanken, sie durch Ueberschwemmung zu Fall zu bringen. Durch gewaltige Dämme ließ er den Abfluß der Ohre sperren und durch andere Dämme das Bett derselben nach der von Haldensleben abgewandten Seite einschränken. Es war ein bisher nicht angewandtes Verfahren und schien überaus gewagt, aber es entsprach Wichmanns Erwartung. Das Wasser stürzte nach Haldensleben hinein und richtete dort solche Ueberschwemmungen an, daß die Bewohner genöthigt waren die Dächer ihrer Häuser abzudecken, um im Gebälk der Bodenräume ein Unterkommen zu finden und ihre Vorräthe zu bergen; man konnte die Leichen nicht mehr bestatten, sondern mußte sie auf Nachen nach der Kirche bringen und dort im Dachraum niederlegen. Die Noth stieg noch, als in gleicher Weise auch der Beverkanal gesperrt wurde und neue Fluthen der Burg zuströmten. Aber die Macht der immer steigenden Wasser durchwühlte endlich die Dämme, und in Haldensleben jubelte man, als sich die Ströme verliefen. Doch war die Freude nur kurz; denn der Erzbischof ließ sogleich neue und festere Dämme aufführen.

In ihrer Noth schickten die Belagerten Boten an Heinrich den Löwen und verlangten Verhaltungsbefehle. Er forderte sie zur Ausdauer auf und versprach ihnen mit Rath und That hülfreich zu sein. Er versuchte dann unter Wichmann und seinen Bundesgenossen Zwietracht zu stiften, aber ohne Erfolg, und die bedrängte Burg zu entsetzen war er außer Stande. Inzwischen stieg das Wasser in derselben wieder höher und höher und reichte fast bis zu der Höhe der Mauern; schon sollen die Feinde den Versuch gemacht haben, auf Schiffen die Burg anzugreifen. Da gab die Besatzung mit Erlaubniß Heinrichs den weiteren Widerstand auf. Bernhard von Lippe übergab dem Erzbischof

die Burg (3. Mai), doch wurde ihm zugestanden, daß das Kriegsvolk und die Bürger freien Abzug erhielten mit aller Habe, die sie binnen drei Wochen fortschaffen konnten. Die Burg selbst wurde den Magdeburgern übergeben, um sie bis auf den Grund zu zerstören*). Der Erzbischof und seine Bundesgenossen kehrten unter großem Jubel in die Heimat zurück; man frohlockte, daß die Burg gebrochen war, von welcher Heinrich so viel Unheil über Sachsen gebracht hatte.

Die Hoffnungen, mit denen sich vor Jahresfrist Heinrich der Löwe nach dem Siege bei Weißensee erfüllt hatte, waren getäuscht worden. Nur mit Mühe hielt er sich in Sachsen noch aufrecht; viele seiner besten Burgen waren in die Hände des Kaisers gefallen, Männer, auf deren Treue er sich fest verlassen zu können glaubte, zu seinen Feinden übergetreten. Und auch von außen hatte er keine Unterstützung mehr zu erwarten. Die zahlreichen Verbindungen, welche er im ganzen Abendlande und bis nach Constantinopel und Jerusalem gewonnen hatte, waren für ihn ohne allen Nutzen.

Als Heinrich II. von England die Aechtung seines Eidams erfuhr, ging sie ihm tief zu Herzen; er bedauerte, daß er ihm nicht, wie es sein Wunsch gewesen wäre, wegen der Entfernung wirksame Hülfe leisten konnte. Dennoch machte er bald einen Versuch ihm von Frankreich aus eine Unterstützung zu verschaffen, aber der Versuch schlug fehl. Als König Ludwig seinen nahen Tod vor Augen sah, war er vor Allem auf die Zukunft seiner Kinder bedacht gewesen. Wie er seine jüngste Tochter Agnes dem Sohne Kaiser Manuels verlobt und ihr so den Thron Constantinopels zu sichern gesucht hatte, so drängte es ihn, seinen einzigen kaum noch dem Knabenalter entwachsenen Sohn Philipp krönen zu lassen. Schon war Alles zur Krönung in Reims am 15. August 1779 bereit, da erkrankte Philipp schwer. In seiner Herzensangst wallfahrte der Vater zu dem Grabe des heiligen Thomas nach Canterbury und flehte um die Genesung des Sohnes. Sie erfolgte, und am 1. November konnte der junge Fürst als Philipp II. in der feierlichsten Weise gekrönt werden. Aber der Vater fehlte bei dem Fest;

---

*) Im Jahre 1192 wurde Wichmann mit dem Bezirk Haldenslebens von Heinrich VI. belehnt. Die Burg wurde 1224 zur Zeit Erzbischof Alberts hergestellt, doch nicht ganz an derselben Stelle, und erhielt nun den Namen Neu-Haldensleben.

vom Schlage getroffen, lag er sprachlos danieder, unfähig die Geschäfte der Regierung fortzuführen. Der Sohn übernahm das Regiment unter dem unbegrenzten Einfluß des Grafen Philipp von Flandern, welcher die Vermählung seiner Nichte Elisabeth, der Tochter des Grafen Balduin von Hennegau, mit dem jungen König bewerkstelligte und ihm Aussichten auf die flandrische Erbschaft eröffnete. Der Flandrer säete Zwietracht zwischen dem Könige und seiner Mutter, erreichte damit aber nur, daß sie den Beistand des englischen Königs in Anspruch nahm, der sich alsbald nach Frankreich begab und das Ansehen des Grafen zu brechen wußte. Am 28. Juni 1180 kam Heinrich II. mit König Philipp bei Gisors zusammen und erneuerte mit ihm das Freundschaftsbündniß, das er drei Jahre zuvor mit dem Vater geschlossen hatte. Am 18. September starb König Ludwig, und Heinrich II., der während der folgenden Jahre meist in Frankreich verblieb, war dort mächtiger, als je zuvor; der Flandrer, der auch sein Vasall war, fügte sich nothgedrungen seinem Willen.

Unter diesen Umständen forderte Heinrich II. den jungen König und den Grafen von Flandern auf, mit ihm ein Heer zur Unterstützung Heinrichs des Löwen gegen die deutschen Grenzen zu führen. Aber die Neigung dazu wird bei dem Flandrer, der auch Lehnsmann des Kaisers war, überdies ihm und seiner Gemahlin persönlich nahe stand, nicht groß gewesen sein, und auch von anderer Seite wurde das Unternehmen widerrathen. Gerade in jener Zeit, im März 1181, kehrte der alte Graf Heinrich von der Champagne, der Oheim des Königs und Freund des Grafen Philipp, von einer Fahrt nach dem gelobten Lande zurück. Wie er von jeher zu dem Kaiser in freundlichen Verhältnissen gestanden hatte, sprach er sich, um Rath befragt, entschieden gegen einen Eingriff in die deutschen Verhältnisse aus. Er erklärte es für ungerechtfertigt, wenn der junge König den Kaiser wegen der Aechtung Heinrichs des Löwen angreifen würde, da weder er noch sein Vater jemals vom Kaiser beeinträchtigt worden sei. Graf Heinrich starb wenige Tage nachher, aber sein Rath wurde beherzigt und der Angriff unterblieb. Bald sandten König Philipp und der Graf von Flandern dem Kaiser Boten und Briefe, um ihn zu vergewissern, daß sie nicht die Absicht hätten, wegen des Herzogs von Sachsen zu den Waffen zu greifen.

Von keiner Seite schien Heinrich eher auf Beistand rechnen zu

können, als von den Dänen. König Waldemar war seit langer Zeit sein Bundesfreund. Viele Kämpfe gegen die Wenden hatten sie gemeinsam ausgefochten, und durch die Vermählung von Heinrichs Tochter Gertrud mit Waldemars Sohn und designirtem Nachfolger Knud waren auch ihre Hausinteressen eng verbunden worden*). Aber Waldemar hatte Heinrich immer mehr gefürchtet als geliebt, und mehr als einmal meinte er von ihm übervortheilt zu sein. Es lag ihm fern, sich, um dem Welfen in der Gefahr beizuspringen, den Zorn eines Mächtigeren zuzuziehen. Wie sonst, trafen die beiden Fürsten wieder an der Eiderbrücke zusammen, aber wie dringend auch Heinrich die Hülfe Waldemars verlangte, er fand kein Gehör. Die Verweigerung des Hülfsgesuchs soll er damit gerechtfertigt haben, daß Heinrich durch Gewaltthaten gegen die Geistlichen und die Kirchen seine Sache befleckt habe. Machte er diesen Grund geltend, so war seine Rede falsch; denn nahm er an Heinrichs Tyrannei gegen die Kirchen so schweren Anstoß, so hätte er ihm nie die Hand zum Bunde reichen müssen. Die Wahrheit war, daß er sich von der Freundschaft des Kaisers größere Vortheile versprach, als von der des geächteten Herzogs.

Auch von den Wendenfürsten hatte Heinrich keinen Beistand zu erwarten. Jener Abodritenfürst Pribislaw, der einst eben so energisch die Freiheit der Wenden verfochten, wie er nachher die Germanisirung und Christianisirung seines Landes betrieben, hatte bei einem Turnier zu Lüneburg am 30. December 1178 seinen Tod gefunden. Es sollte ihm in der Herrschaft sein Sohn Borwin folgen, der schon seit längerer Zeit mit einer natürlichen Tochter Heinrichs des Löwen vermählt war**). Aber es trat eine Reaction gegen das Christenthum und die deutsche Herrschaft im Lande ein, bei welcher sich Borwin nicht zu behaupten vermochte. Am 10. November 1179 wurde das erst vor wenigen Jahren von Pribislaw gestiftete Kloster Doberan von wilden wendischen Schwärmen überfallen, eine große Zahl von Geistlichen daselbst erschlagen und die Klostergebäude geplündert. Nicht Borwin trat den Frevlern entgegen, sondern sein Vetter Nicolaus, ein Sohn jenes Wertislaw, den einst Heinrich der Löwe von Malchow hatte aufhängen lassen***). Er

*) Vergl. S. 686.
**) Vergl. S. 607.
***) Vergl. S. 508.

wird damals als Herr von Kuscin bezeichnet und hatte wohl nur eine unbedeutende Herrschaft. Trotzdem suchte er den Aufstand zu unterdrücken, der in den Ländern der Liutizen und Zircipaner weiter um sich griff. Am 11. December 1179 erlitt Nicolaus eine Niederlage, aber er wußte sich doch in Rostock festzusetzen und unterwarf sich von dort bald alle Burgen im Abodritenlande, die Pribislaw besessen hatte. Borwin war ohnmächtig und völlig außer Stande seinen Schwiegervater zu unterstützen. Auch von den Pommern konnte Heinrich keinen Beistand mehr erwarten. Fürst Kasimir, der ihm befreundet gewesen war und ihm im Beginn des Kampfes mit den sächsischen Fürsten nicht unerhebliche Dienste geleistet hatte, war im December 1180 gestorben, und sein Bruder Bogislaw, der nun das ganze vordere Pommern vereinigte, stand auf der Seite des Kaisers. Von allen seinen früheren Bundesgenossen verlassen, konnte Heinrich nur im Vertrauen auf die Festigkeit seiner Burgen und die Kraft seiner Ritterschaft den drohenden Kampf aufnehmen; aber auch dieses Vertrauen war unbegründet. Es gehörte der ganze Starrsinn seiner Natur dazu, daß er auch jetzt nicht einzulenken versuchte.

Im Anfange des Jahres 1181 hatte sich der Kaiser nach dem südlichen Deutschland begeben. Am 1. März war er in Nürnberg, wo die bairischen Großen fast vollständig um ihn versammelt waren. Die durch den Wandel im Herzogthum veränderten Verhältnisse Baierns werden berathen und befestigt worden sein, aber ohne Frage nahm der Kaiser auch die Unterstützung der Baiern für den neuen Reichskrieg gegen Heinrich in Anspruch. Am 11. März war er in Donauwörth, am 18. April in Konstanz, wo sich auch seine Söhne Heinrich und Friedrich, der Legat Petrus von Tusculum, und viele geistliche und weltliche Herren aus Schwaben, Elsaß, Burgund und den oberrheinischen Gegenden einfanden. In der ersten Hälfte des Mais war der Kaiser in Ulm, mit ihm König Heinrich und Herzog Friedrich. Auch der alte Welf, den das Schicksal seines Neffen wenig bekümmert zu haben scheint, verweilte am Hofe. Am 18. Mai war der Kaiser in Eßlingen und besuchte am 25. Mai seine alte Stammburg Staufen. Die Angelegenheiten seines Hauses werden ihn in Schwaben vielfach beschäftigt haben, doch betrieb er nicht minder die Rüstungen zu dem sächsischen Kriege. Von Schwaben begab er sich, wie es scheint, in die mittelrheinischen Gegenden.

Der Auszug des Reichsheeres, der zuerst auf die Pfingstzeit anberaumt war, muß verschoben worden sein; denn erst im Juni sammelten sich die aufgebotenen Schaaren. Als zu jener Zeit der Abt Wibert von Gembloux nach Köln kam, um sich bei Erzbischof Philipp Rath zu holen, fand er diesen in solchem Geschäftsdrange, daß er kaum zu ihm gelangen konnte. Einerseits nahm den Erzbischof der in Köln anwesende päpstliche Legat Petrus in Anspruch, andererseits bedrängten ihn die Herzoge, Grafen und Magnaten mit ihrem großen Gefolge von Vasallen und Ministerialen, welche sich zu der sächsischen Heerfahrt gesammelt hatten. Den Beginn derselben hatte der Kaiser jetzt auf den 24. Juni bestimmt, und zu dieser Zeit rückten die Aufgebote in Sachsen ein und sammelten sich um Hornburg und Seinstedt*). Hier erwarteten sie den Kaiser, der sich rechtzeitig einstellte. Es war ein sehr stattliches Heer; nicht nur aus Sachsen und den Rheinlanden, sondern auch aus Baiern und Schwaben war starker Zuzug gekommen. Die geistlichen Fürsten waren in großer Zahl persönlich erschienen. Unter ihnen war auch Bischof Dietrich von Halberstadt, welchen der Kaiser beauftragte Blankenburg, die einzige Burg in den Harzgegenden, die noch für Heinrich vertheidigt wurde, einzunehmen und zu zerstören. Bischof Dietrich entledigte sich schnell dieses Auftrags.

Des Kaisers Absicht war in die inneren Theile Sachsens einzudringen, nöthigenfalls bis über die Elbe zu gehen, um Heinrich jeden weiteren Widerstand unmöglich zu machen. Braunschweig anzugreifen schien nicht räthlich, da es sehr stark befestigt war und eine kriegstüchtige Besatzung in sich schloß; es war eine lange Belagerung zu vermeiden, welche schwere Folgen haben konnte. Aber er hielt es für nöthig, einen großen Theil seines Heeres zurückzulassen, um Braunschweig zu beobachten und zu verhindern, daß nicht die dortige Besatzung ausbräche und seinen Zug behindere. Die Erzbischöfe von Köln und Trier, die Bischöfe von Münster, Paderborn, Minden, Osnabrück und Hildesheim und der Abt von Korvei bezogen zu diesem Zwecke mit ihren Schaaren am 12. Juli ein Lager an der Ocker bei Leiferde, etwas unterhalb Wolfenbüttel. Mit dem anderen Theil des Heeres — es gehörten zu ihm Erzbischof Wichmann, Bischof Otto von Bamberg, die Aebte von Fulda und Hersfeld, Herzog Bernhard von Sachsen, Mark-

*) Seinstedt liegt nahe bei Hornburg, etwas nördlich.

graf Otto von Brandenburg, Markgraf Otto von Meißen und andere ostsächsische Fürsten, wie die Ritterschaften aus Schwaben und Baiern — brach der Kaiser wohl gleichzeitig von Hornburg auf und nahm zu nicht geringem Erstaunen seinen Weg durch die unwirthbare Lüneburger Haide unmittelbar auf Bardewik. Nirgends stieß er, indem er so Sachsen durchzog, auf Widerstand, und auch Bardewik scheint ihn willig aufgenommen zu haben.

In der Zeit, wo das kaiserliche Heer in Sachsen eingedrungen war, hatte sich Heinrich in den nordelbingischen Gegenden befunden; hier richtete er Alles so ein, daß er meinte jeden Angriff bestehen zu können. Hierhin ließ er auch die ihm werthvollen thüringischen Gefangenen, die bis dahin in Lüneburg aufbewahrt waren, zu größerer Sicherung bringen; zu Segeberg wurden sie in enger Haft gehalten. Gegen Ende des Juni verweilte Heinrich in Lübeck, um alle Anordnungen für die Befestigung und Vertheidigung der Stadt zu treffen. Am 29. Juni kam er von dort nach Ratzeburg und wollte ohne Aufenthalt an die Elbe ziehen. Aber mit Schrecken mußte er wahrnehmen, daß er auch auf diesem Boden nicht mehr sicher war. Als er Ratzeburg verließ und viele seiner Getreuen ihm das Geleit gaben, benützten die Anhänger des vertriebenen Grafen Bernhard die Gelegenheit sich der Burg zu bemächtigen und vertrieben die zurückgebliebenen Leute Heinrichs. Auf die Nachricht hiervon kehrte Heinrich sogleich wuthschnaubend zurück und verlangte die Oeffnung der Burg, aber man verweigerte ihm den Einzug. Es blieb ihm Nichts übrig, als zu einer neuen Belagerung der Burg zu schreiten, und er sandte Boten nach Plön und Segeberg, damit Luppold und Markrad in möglichster Eile ihm die Holsaten zuführten. Aber noch ehe diese erschienen, nahm er von der Belagerung Abstand, da er von der Absicht des Kaisers nach Bardewik zu ziehen erfuhr. Er ging nach Artlenburg, wo er auf den Beistand von Freunden zählte, die ihn sie hier zu erwarten aufgefordert hatten; aber es zeigte sich sofort, daß auf ihre Treue nicht mehr zu rechnen war, und schon rückte das Heer des Kaisers näher und näher. Da steckte er selbst, von Verzweiflung ergriffen, die alte Elbburg in Brand, damit sie nicht in die Hand des Kaisers fiele. Auf einem Nachen flüchtete er sich darauf nach Stade.

Inzwischen war das Heer des Kaisers bis Bardewik vorgerückt. Alle Burgen und Orte der Umgegend hatten sich ihm bis auf Lüneburg

unterworfen. Hier verweilte die englische Mathilde, Heinrichs Gemahlin, und sie erklärte dem Kaiser, daß ihr die Stadt als ihr Heirathsgut gehöre. Friedrich erkannte dies an und ließ sie in dem Besitz. Schon aber war er entschlossen selbst mit Heeresmacht über die Elbe zu gehen und in die überelbischen Gegenden einzudringen. Damit er in seinen Unternehmungen nicht im Rücken durch die starke Besatzung Lüneburgs gehindert werde, ließ er zur Beobachtung der Stadt Herzog Bernhard, Markgraf Otto von Brandenburg und andere Fürsten Ostsachsens bei Bardewik zurück; sie hatten hier die gleiche Aufgabe gegen Lüneburg, wie die an der Ocker zurückgebliebenen Fürsten gegen Braunschweig. Mit den geistlichen Fürsten, die ihm nach Bardewik gefolgt waren, mit dem Markgrafen Otto von Meißen und den Ritterschaften aus Schwaben und Baiern ging dann der Kaiser über die Elbe und rückte ohne Schwierigkeiten zu begegnen durch die überelbischen Gegenden bis Lübeck vor.

Bei Lübeck fanden sich aus Holstein die Anhänger des Grafen Adolf und wendische Schaaren ein, um den Kaiser zu unterstützen; die Letzteren waren von dem Pommernfürsten Bogislaw geführt und wahrscheinlich hatte sich auch der Abodritenfürst Nicolaus ihnen angeschlossen. Gleichzeitig erschien auch der Dänenkönig Waldemar an der Mündung der Trave mit einer großen Flotte. Schon stand er mit dem Kaiser in Unterhandlungen wegen der Vermählung zweier seiner Töchter mit den beiden ältesten Söhnen des Kaisers. Persönlich begegneten sich die beiden Herrscher und einigten sich über die Verlobung der einen dänischen Königstochter mit Herzog Friedrich von Schwaben; die Dänin sollte eine Mitgift von 4000 Mark in die Ehe bringen und die Garantie dafür König Bela III. von Ungarn übernehmen. Die andere Tochter Waldemars wurde nicht dem jungen König Heinrich, sondern unter Zustimmung des Kaisers dem Grafen Sifried von Orlamünde, einem Neffen Herzog Bernhards, verlobt und ihm nach kurzer Zeit vermählt. Es ist sehr wahrscheinlich, was berichtet wird, daß Waldemar damals die Belehnung mit den slawischen Gegenden, die ihm der Kaiser schon einst in Aussicht gestellt haben soll *), beansprucht haben wird, aber schwer zu glauben, daß der Däne durch ein betrügerisches Spiel, wie es dem Kaiser beigemessen wird, in seinen Erwar-

*) Vergl. S. 356.

tungen getäuscht sei. Gewiß ist, daß der Kaiser Pommern nicht dem Dänen zu Lehen gab, sondern mit einer den Adler tragenden Fahne an Bogislaw verlieh. In gleicher Weise scheint der Abodritenfürst Nicolaus mit dem Lande belehnt zu sein, welches früher Pribislaw besessen hatte.

Heinrich hatte alle tüchtigen Streitkräfte, über welche er noch verfügen konnte, nach Lübeck geworfen. In der Stadt waren Graf Simon von Tecklenburg, der aus einem alten Gegner in der Gefangenschaft des Herzogs einer seiner treuesten Anhänger geworden war, die Grafen Bernhard von Oldenburg und Bernhard von Wölpe und tüchtige Leute aus Holstein unter der Führung des Oberboten Markrad und des Emeko von Holte. Die sehr zahlreiche Bürgerschaft war dem Herzoge, dem sie die größten Wohlthaten verdankte, völlig ergeben und zu allen Opfern bereit. Als aber die Stadt von der Land- und Seeseite belagert wurde, machte sich doch Noth und Mangel bald fühlbar, und man begriff, daß man eine längere Einschließung kaum aushalten würde. Die Bürger forderten deshalb ihren Bischof Heinrich auf, sich zum Kaiser zu begeben und bei ihm ihren Fürsprecher zu machen. Er sollte vorstellig machen, daß sie ohne ihr Verschulden in solcher Weise bedrängt würden. Nachdem ihnen vom Herzog die Stadt verliehen, hätten sie dieselbe ausgebaut und zu einem Sitz der Christenheit gemacht; sie würden sie jetzt nicht in die Gewalt des Kaisers geben, sondern die Freiheit derselben mit allen ihren Kräften vertheidigen. Der Kaiser möge ihnen aber gestatten Gesandte nach Stade an den Herzog zu schicken, um dessen Absichten zu erfahren; verspräche er ihnen Entsatz, so würden sie die Stadt ihm erhalten; könne er ihnen dies Versprechen nicht geben, so wollten sie dem Willen des Kaisers sich fügen. Sollte diese Bitte ihnen nicht gewährt werden, so würden sie lieber bei der Vertheidigung der Stadt ehrenvoll sterben, als treubrüchig und ehrlos leben.

Der Bischof übernahm die Aufträge der Bürgerschaft und begab sich zum Kaiser, der ihn gnädig empfing und nicht nur seine Vorstellungen im Namen der Bürgerschaft ruhig anhörte, sondern auch die persönlichen Ermahnungen des Bischofs, Gnade gegen einen Fürsten walten zu lassen, der ihm nahe verwandt sei und oft hervorragende Dienste geleistet habe. Der Kaiser gab ihm zur Antwort: die Lübecker seien entschieden im Unrecht, wenn sie ihre Stadt ihm nicht öffneten; denn wenn sie auch früher Heinrich gehört, so sei sie doch nach der

Aechtung desselben ihm, dem Kaiser, zugefallen; er könne ihre Widersetzlichkeit nach Verdienst strafen, aber wolle lieber Nachsicht als Strenge üben und deshalb ihnen erlauben, daß sie an Heinrich Gesandte schickten und sich mit ihm verständigten; nur sollten sie wissen, daß sie, wenn sie nach Rückkehr der Gesandten die Thore nicht öffneten, die Verzögerung der Belagerung schwer zu büßen haben würden. Auf die Ermahnungen des Bischofs, mit Milde gegen den Herzog zu verfahren, erwiederte der Kaiser: mit wunderbarer Geduld habe er immer die Ausschreitungen Heinrichs getragen, aber dieser sei dadurch hochmüthig geworden und habe alle ihm erwiesene Gnade für nichts geachtet, selbst die ihm überreichlich zugeflossene Gnade Gottes habe er nicht nach Gebühr erkannt; deshalb sei er von Gott gedemüthigt worden, denn den Sturz eines so gewaltigen Mannes messe er nicht seiner eigenen Kraft bei, sondern sehe darin eine Fügung des allmächtigen Gottes. Mit dem größten Wohlwollen entließ der Kaiser den Bischof. Da er in Erfahrung gebracht hatte, daß derselbe an einem hitzigen Fieber litt, sandte er seinen eigenen Arzt in die Stadt, um dem Kranken beizustehen.

Die Lübecker schickten sogleich eine Gesandtschaft an Heinrich. Diese kehrte nach einigen Tagen in Begleitung des Grafen Gunzelin zurück und überbrachten die Bestimmung des Herzogs, die Stadt dem Kaiser zu übergeben. Von weiterem Widerstande konnte nun nicht mehr die Rede sein, aber vor der Oeffnung der Thore begaben die Lübecker sich zum Kaiser und baten ihn, daß er ihre Freiheiten, Gerechtsame und ihr Gebiet, wie sie dieselben bisher gehabt, ihnen bestätigen möchte. Noch heute empfinden wir Anerkennung für die Treue, welche jene Bürger ihrem Herrn und Wohlthäter im Unglück bewahrt hatten, während die ritterlichen Herren, die ihm Alles verdankten, ihn schaarenweis verließen. Auch auf Kaiser Friedrich, der solche Treue zu würdigen wußte, scheint die Haltung der Lübecker den günstigsten Eindruck gemacht zu haben. Denn er gewährte ihre Bitte in ihrem ganzen Umfange; überdies bestimmte er, daß vom Ertrag der Zölle die Domherren von Lübeck auch fortan eben so viel erhalten sollten, als ihnen von Heinrich bestimmt war. Dem Grafen Adolf verlieh er die Hälfte aller Einkünfte aus den Zöllen, Mühlen und Wechselbänken der Stadt; er wollte ihm damit eine Belohnung für seine Dienste und eine Entschädigung für die Zeit der Verjagung aus Holstein geben. Mit großer Pracht zog der Kaiser dann in Lübeck ein; frohlockend empfingen ihn

Klerus und Volk und stimmten Danklieder an. Lübeck war eine kaiserliche Stadt geworden *).

Nach der Uebergabe Lübecks unterwarf sich Alles in den nordelbingischen Gegenden dem Kaiser, so daß er nach kurzer Zeit siegreich über die Elbe zurückkehren konnte. Er bezog dann mit seinem Heere östlich von Lüneburg ein Lager und zog die Schaaren, die er bei Bardewik zurückgelassen hatte, wieder an sich. Heinrich sah endlich ein, daß seine Sache verloren sei und ihm nichts Anderes mehr übrig bleibe, als sich an die Gnade des Kaisers zu wenden. Er hatte Stade stark befestigen lassen und sich der Hoffnung hingegeben, daß, wenn er auch hier sich nicht behaupten könnte, doch noch die Flucht auf dem Wasserwege ihm offen bleiben würde, aber er verhehlte sich jetzt nicht mehr, daß jede weitere Gegenwehr mehr schaden als nützen werde. Schon die Aufforderung an die Lübecker zur Unterwerfung zeigte, daß auch er bereit sei sich zu unterwerfen. So sandte er Boten an den Kaiser und bat ihn um sicheres Geleit nach Lüneburg. Der Kaiser gewährte die Bitte, und Heinrich machte sich sogleich auf den Weg. Als er zwischen Artlenburg und Bardewik auf Krieger des Kaisers stieß, ließen diese ihn ruhig ziehen und boten ihm freundlichen Gruß. Er erwiederte den Gruß, konnte aber dabei die bittere Bemerkung nicht unterdrücken: „Sonst pflegte ich hier von Niemandem Geleit zu empfangen, wohl aber es Anderen zu geben." Unangefochten gelangte er nach Lüneburg zu seiner Gemahlin. Von hier aus machte er die verschiedensten Versuche auf das Gemüth des Kaisers einzuwirken und es zur Milde zu bewegen. Er befahl auch die jungen thüringischen Fürsten, die Neffen des Kaisers, ohne Lösegeld freizugeben, wodurch er sich dessen Dank zu verdienen hoffte. Aber er erreichte damit nicht mehr, als daß er zu einem Tage, der zu Quedlinburg gehalten werden sollte, beschieden wurde: dort würden die Fürsten über sein Schicksal

*) Arnold, der als Abt des Johannesklosters damals mit dem Kaiser in persönliche Berührung kam, hat uns in seiner Slawenchronik die besten Nachrichten über die Belagerung und Unterwerfung Lübecks hinterlassen. Arnold ist ein Verehrer Heinrichs des Löwen, doch ist seine Darstellung hier durchaus unparteiisch und zuverlässig. Leider fehlen bei ihm und auch in den anderen Quellen für diese und die nächstfolgenden Ereignisse alle genauen chronologischen Bestimmungen. Etwa um die Mitte des Augusts wird Lübeck dem Kaiser übergeben sein.

entscheiden. Auch das schien Heinrich und den Seinen schon Gewinn; sie hofften auf eine günstige Wendung der Dinge.

Ohne Heinrich gesehen zu haben, brach der Kaiser von Lüneburg auf und führte sein Heer nach dem südlichen Sachsen zurück. Wir wissen, daß das zur Beobachtung Braunschweigs an der Ocker aufgeschlagene Lager am 31. August aufgehoben wurde, und etwa gleichzeitig wird der Kaiser den größten Theil seines Heeres entlassen und damit Sachsen von fast unerträglichen Lasten befreit haben. Als er sich um diese Zeit in Goslar befand, kamen seine thüringischen Neffen, aus der Gefangenschaft gelöst, zu ihm; wie weit sie zu Gunsten Heinrichs eingetreten sind, steht dahin. Der Quedlinburger Tag wurde wenig später gehalten*), aber die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllten sich nicht. Heinrich kam nach Quedlinburg, gerieth aber hier in Streit mit Herzog Bernhard und vereitelte dadurch die Verhandlung seiner Sache; zum Kaiser scheint er keinen Zugang gewonnen zu haben. Es wurde darauf bestimmt, daß er zu einem Reichstag, der um Martini (11. November) in Erfurt zusammentreten sollte, sich einzufinden habe, um eine Entscheidung zu erlangen.

Nach Anberaumung des Reichstags verließ der Kaiser Sachsen. In der Mitte des Novembers finden wir ihn auf einem Gerichtstage zu Altenburg im Osterlande; in seinem Gefolge waren der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Münster, Merseburg und Meißen, der Markgraf Otto von Meißen und seine Brüder Dietrich und Dedo. Auch am Martinstage weilte er noch hier, aber dann am 16. November befanden sich er und eine große Zahl geistlicher und weltlicher Herren in Erfurt. Weit die Mehrzahl der zum Reichstage Erschienenen war aus Sachsen, unter ihnen hauptsächlich Heinrichs alte Widersacher, die Erzbischöfe von Köln, Magdeburg und Bremen, Herzog Bernhard von Sachsen und andere Askanier, Markgraf Otto von Meißen und seine Brüder; auch Graf Adolf von Holstein, Graf Bernhard von Ratzeburg, die Grafen Hoyer und Burchard von Wöltingerode, Ludolf von Peine und Andere, die vom Herzog abgefallen waren, fehlten nicht.

Wichtige Anordnungen wurden auf dem Reichstage getroffen. Es ist bekannt, wie seit langer Zeit Stade von der Bremer Kirche bean-

*) Auch für den Quedlinburger Tag fehlt uns jede Zeitbestimmung; man wird ihn in den September oder Oktober setzen müssen.

sprucht wurde, Heinrich es aber in fester Hand hielt. Erzbischof Sifried hatte die Gelegenheit für günstig gehalten, jetzt in den Besitz zu gelangen, und Philipp von Köln aufgefordert mit seinen Schaaren gegen Stade zu ziehen und ihm für die Unterwerfung der Stadt 600 Mark Silber versprochen. Philipp war gegen Stade aufgebrochen, aber erst angelangt, als es sich dem Kaiser, unfraglich unter Heinrichs Einwilligung, bereits ergeben hatte. Der Kaiser schenkte jetzt Stade mit der Grafschaft zu seinem Gedächtniß an die Bremer Kirche; von einem Rechtsanspruch derselben war dabei nicht die Rede. Erzbischof Sifried, der sich Philipp die versprochene Geldsumme zu zahlen geweigert hatte, mußte sein Versprechen erfüllen. Bremen erhielt überdies alle die Lehen zurück, welche es an den Herzog ausgethan hatte. Dem Bisthum Schwerin wurden die ihm von Heinrich gemachten Schenkungen bestätigt; die gleiche Bestätigung wird auch das Bisthum Ratzeburg erhalten haben. Die Grafen Adolf von Holstein und Bernhard von Ratzeburg erhielten alle ihre früheren Burgen und Besitzungen zurück. So wurden die Schöpfungen und Einrichtungen Heinrichs des Löwen in Nordelbingien und den wendischen Ländern erhalten. Die Verhältnisse der thüringischen Neffen des Königs wurden in der Weise geordnet, daß Landgraf Ludwig die sächsische Pfalzgrafschaft aufgab und seinem Bruder Hermann überließ, der bald nachher mit Sophie, der Wittwe des Grafen Heinrich von Wettin, einer Schwester des letzten Pfalzgrafen aus dem Hause Sommerschenburg, sich vermählte. Dagegen erhielt Landgraf Ludwig die reiche Hinterlassenschaft Heinrich Raspes in Hessen und in den rheinischen Gegenden; große Lehen vom Kloster Hersfeld, deren Rückgabe der Abt beanspruchte, verwickelten Ludwig in andauernde Streitigkeiten.

Wie bedeutende Interessen diese Entscheidungen des Reichstags berührten, das Wichtigste war doch, daß Heinrich sich unter dem Geleit des Erzbischofs von Magdeburg hier einstellte, entschlossen sich ganz der Gnade des Siegers zu überlassen. Als er vor dem Kaiser erschien, warf er sich ihm zu Füßen. Der Kaiser erhob ihn und reichte ihm den Friedenskuß; der Gedanke an den schweren Hader, der sie so lange getrennt, und Heinrichs selbstverschuldeter tiefer Fall erpreßten ihm Thränen. Arnold von Lübeck sagt, daß es bezweifelt wurde, ob die Thränen echt gewesen, da der Kaiser keinen Versuch gemacht habe, Heinrich in seine Würden wieder einzusetzen. Aber Arnold selbst giebt an, daß der

Kaiser dies damals nicht vermocht hätte, weil er den Fürsten bei seinem Throne einen Eid geleistet, daß er Heinrich in seine frühere Stellung niemals ohne ihre allgemeine Zustimmung herstellen werde.

Bei den Fürsten lag die Entscheidung, und sie bestimmten, daß nach den Würzburger Beschlüssen Heinrich aller seiner Ehren, Lehen und Eigengüter verlustig gehen müsse. Nur mit Mühe erreichte es der Kaiser, daß ihm mindestens Braunschweig und Lüneburg mit allem Zubehör, die an ihn gekommenen alten Stammgüter der Billinger und Brunonen, mit voller Freiheit belassen wurden. Ueberdies wurde die Strafe eines dreijährigen Exils von den Fürsten über ihn verhängt und durch das Verbot verschärft, ohne ausdrückliche Genehmigung des Kaisers jemals zurückzukehren. Heinrich fügte sich in Alles: er entsagte seinen Würden, Lehen und Gütern und leistete dem Kaiser den Eid, daß er das Reich verlassen und nur mit seiner Erlaubniß dasselbe wieder betreten werde. Am 25. Juli sollte er den deutschen Boden verlassen. Das Herzogthum Sachsen wurde Bernhard von Neuem bestätigt. Die Braunschweiger und Lüneburger, die wegen ihres Festhaltens am Herzoge geächtet waren, wurden von der Acht gelöst.

Der Reichstag hatte sich lange hingezogen und ging nicht eher auseinander, als bis alle Fürsten beschworen hatten, daß sie nun Frieden halten würden. Bis zur Mitte des Decembers verweilte der Kaiser in Erfurt und soll dann Weihnachten in Merseburg gefeiert haben. Der sächsische Krieg war beendet; der Sieg war ohne blutige Kämpfe gewonnen, aber Sachsen, schon so oft hart heimgesucht, hatte von Neuem schwere Lasten zu tragen gehabt, und Alles war erfreut, als der langersehnte Friede zurückkehrte.

König Heinrich II. beklagte das Mißgeschick seines Schwiegersohnes, welches er nicht hatte abwenden können, und sandte den Grafen von Essex und andere angesehene Männer an den Kaiser, um die Aufhebung oder Milderung des Exils zu erreichen. Auch König Philipp und der Graf von Flandern verwandten sich für Heinrich. Aber sie erreichten nicht mehr, als daß der Kaiser Allen, die den Herzog in das Exil begleiten wollten, sichere Rückkehr in die Heimat verbürgte. Die Herzogin sollte, wenn sie zurückbliebe, ihr Heiratsgut frei verwalten können, wenn sie aber den Gemahl zu begleiten vorzöge, selbst die Verwalter ihrer Güter bestellen dürfen.

Um die bestimmte Zeit (25. Juli 1182) verließ Heinrich der Löwe

den deutschen Boden. Mit ihm zogen aus seine Gemahlin Mathilde, seine Söhne Heinrich und Otto*) und eine etwa zehnjährige Tochter, Richinza mit Namen, die man später Mathilde genannt hat. Ein großes Gefolge angesehener Herren umgab den Herzog. So in fürstlichem Glanze begab er sich nach der Normandie; denn am Hofe seines Schwiegervaters hatte er beschlossen die Jahre des Exils zu verleben. König Heinrich bereitete der Tochter und ihrem Gemahl die freundlichste Aufnahme. Nach kurzer Zeit entließ der Herzog das zahlreiche Gefolge, und es kehrte, von König Heinrich reich beschenkt, nach Deutschland zurück. Der Herzog machte zunächst eine Wallfahrt nach S. Jago; dann verblieben er und die Seinen am Hofe König Heinrichs, der bis in den Sommer 1184 sich in Frankreich aufhielt. Nicht wie ein vertriebener Fürst, sondern in aller Pracht eines mächtigen Herrn lebte der Herzog, und der König von England gewährte ihm die Mittel zu solchem Aufwand. Große Zuneigung wird er auch hier sich kaum gewonnen haben, um so größere Verehrung fand die Schönheit und Anmuth seiner trefflichen Gemahlin.

Ein normannischer Schriftsteller jener Zeit spricht die Meinung aus, daß der Herzog durch die Macht und das Geld des englischen Königs doch wieder nach Deutschland zurückkehren werde. Auch viele Andere werden geglaubt haben, daß die Tage des Exils nicht lang bemessen sein würden, und der Herzog selbst hat sich gewiß mit solcher Hoffnung getragen. Er stand, wenig über fünfzig Jahre alt, noch in voller Manneskraft; einst ein Liebling des Glücks, konnte er erwarten, daß es seine Gunst ihm wieder zuwenden würde. Die Rückkehr ist ihm beschieden worden, aber seine frühere Macht hat er nie wieder erlangt. Die stolze Herrschaft, die er aufgerichtet, war zerschlagen und ließ sich nicht von Neuem aufrichten.

Niemals hat man verkannt, daß Heinrich der Löwe ein Fürst von höchst ungewöhnlichen Gaben war. Thätigkeit, Energie und Tapferkeit haben auch manche andere Herren jener Zeit bewiesen, aber das Genie des Staatsmannes, der die Entwickelung neuer fruchtbarer Einrichtungen anzubahnen weiß, besaß kaum ein Anderer gleich ihm. Was er in den

*) Heinrich war der älteste Sohn, Otto der jüngste Sohn des Herzogs; der mittlere, Lothar mit Namen, noch ein Knabe, war in Deutschland zurückgeblieben, wohl als Geisel.

überelbischen Gegenden geschaffen hat, haben schon die Zeitgenossen bewundert, und wir Deutsche werden es nie vergessen können. Aber auch darüber war schon zu seiner Zeit keine Meinungsverschiedenheit, daß er seine großen Eigenschaften durch Habgier, Treulosigkeit und Hochmuth befleckte und dadurch selbst seinen Sturz herbeiführte. Der Kampf gegen ihn, dem man mit großen Besorgnissen entgegengesehen hatte, zeigte bald, wie wenig seine durch Gewalt begründete und zusammengehaltene Macht befestigt war.

Rückblick und Umschau.

Auf die erste glückliche Regierungszeit Friedrichs war eine lange Reihe schwerer Prüfungen gefolgt. Das Kaiserthum war in dem neuen Aufschwunge, den es genommen, von verschiedenen Seiten behindert worden, der Kaiser selbst mehr als einmal in die größten Bedrängnisse gerathen. Wunderbar erscheinen uns da die Wandlungen seines Schicksals, und es ist nicht ohne Interesse, einen Rückblick auf jene Kämpfe zu werfen, in die er seit dem Ausbruch des Schismas immer von Neuem verwickelt war.

Es ist sehr erklärlich, daß sich Friedrich der Erhebung eines ausgesprochenen Reichsfeindes, wie es Alexander III. war, auf den päpstlichen Stuhl widersetzte und die reichstreue Minorität unter den römischen Cardinälen und den von ihr eingesetzten Gegenpapst begünstigte. Aber die Folge war, daß sich Alles, was in der Erstarkung des Kaiserthums eine Gefährdung der eigenen Macht sah, Alexander zuwandte. Der Kaiser von Constantinopel, die Könige von Frankreich und Sicilien, Venedig und die Städte des Veroneser Bundes, vor Allem der ganze gallicanische Klerus, bei dem die absolute Freiheit des Papstthums zum unanfechtbaren Dogma geworden war, hielten zu dem aus Italien flüchtig gewordenen Alexander. Von Tag zu Tag wuchs die Zahl seiner Anhänger und damit der Feinde des Kaisers.

In Unmuth über die Erfolge Alexanders, getäuscht durch den in Aussicht gestellten Beistand des englischen Königs und der englischen Kirche, scheute sich Friedrich nicht, auf dem Würzburger Reichstage vom

Jahre 1165 Schritte zu thun, welche den Bruch mit Alexander und allen seinen Anhängern unheilbar machten. So weit seine Macht reichte, erzwang er mit den ungewöhnlichsten Mitteln die Anerkennung des Gegenpapstes und leistete einen Eid, daß er Alexander und einen von dessen Partei gewählten Nachfolger niemals als den rechtmäßigen Papst anerkennen werde. Als dennoch wenig später Alexander aus dem französischen Exil nach Rom zurückkehrte und in weiten Kreisen Italiens Anerkennung fand, blieb dem Kaiser nichts übrig, wenn er seine Herrschaft in Italien erhalten wollte, als einen Vernichtungskampf gegen Alexander und alle seine Anhänger in der Halbinsel zu unternehmen.

Das Heer des Kaisers gelangte 1167 bis vor Rom. Die Stadt unterwarf sich und Alexander mußte flüchten. Aber mitten im Siege trafen den Kaiser die härtesten Schicksalsschläge. Eine Pest wüthete in seinem Heere und zwang ihn zum Rückzug; in seinem Rücken war ein großer Aufstand unter den Lombarden ausgebrochen, und die Aufständischen sperrten ihm die Wege über die Alpen; sein Heer ging großentheils unter und nur mit genauer Noth entging er selbst dem Verderben. Lombardische Städte, die ihn einst mit Enthusiasmus aufgenommen und im Kampfe gegen Mailand unterstützt hatten, waren seine heftigsten Widersacher geworden; sie hatten Mailand hergestellt, sich eng an Alexander angeschlossen und sich zu einem großen Bunde vereinigt, welcher die Rückkehr Friedrichs nach Italien unmöglich machen sollte. Die Macht des Kaisers in der Halbinsel war gelähmt; die Hülfsmittel versagten ihm, mit denen er bisher hauptsächlich seine Unternehmungen durchgeführt hatte.

Von dem unglücklichen Zuge zurückgekehrt, fand der Kaiser Deutschland von Fehden erfüllt, die vor Allem durch die zu bedrohlicher Höhe angewachsene Macht Heinrichs des Löwen veranlaßt waren. Nur im Anschluß an seinen mächtigen Vetter vermochte er Ordnung und Ruhe herzustellen. Aber zugleich bot sich ihm Gelegenheit, in Deutschland eine Hausmacht zu gründen, die ihm eine festere Grundlage für seine kaiserliche Gewalt bieten konnte, als er in Italien und Burgund gefunden hatte. Durch den Tod seines Vetters Friedrich waren nicht nur das Herzogthum Schwaben und ausgedehnte Kirchenlehen erledigt worden, sondern auch der größte Theil der staufenschen Allodien in Schwaben, dem Elsaß und Franken an ihn gefallen. Indem er das schwäbische Herzogthum seinem Sohne Friedrich, einem Knaben, verlieh,

d. h. selbst zur Verfügung behielt und die großen Kirchenlehen seines Neffen sich und seinen Söhnen zu sichern wußte, gewann er erst jetzt eine unanfechtbare Stellung in Deutschland selbst, und wie gesichert sie schien, zeigte sich darin, daß die deutschen Fürsten 1169 einmüthig Heinrich, den vierjährigen Sohn des Kaisers, zu dessen Nachfolger wählten.

Um die so gewonnene Stellung durch Beilegung des Kirchenstreits zu festigen, ließ sich der Kaiser in Verhandlungen mit den Königen von Frankreich und England, ja mit Alexander selbst ein, doch sie zerschlugen sich, und Alexander schloß sich nur noch enger an die aufständischen Lombarden an. So sah sich Friedrich noch einmal 1174 genöthigt ein Heer über die Alpen zu führen. Seine Absicht war den Aufstand in der Lombardei niederzuwerfen und den Widerstand Alexanders zu bewältigen. Die Verhältnisse schienen ihm günstig zu liegen; denn durch die Thätigkeit des Erzbischofs Christian von Mainz war die kaiserliche Partei in Italien, die sich immer erhalten hatte, gesammelt und verstärkt worden. Aber bei der Belagerung von Alessandria stieß der Kaiser unerwartet auf einen so energischen Widerstand, daß die Kraft seines Heeres gebrochen wurde. Er mußte es als ein Glück ansehen, daß sich trotzdem der Lombardenbund, in dem nicht mehr die ursprüngliche Einigkeit herrschte, zur Unterwerfung und zu friedlichem Austrag seiner Streitigkeiten mit ihm erbot. So wurde ein Vertrag geschlossen, doch von den Lombarden sofort gebrochen, als sie ihre Forderung nicht durchsetzen konnten, daß der Kaiser auch den Kampf gegen Alexander aufgebe. Aufs Neue griff man zu den Waffen, und der Kaiser, dem Heinrich der Löwe die Heeresfolge verweigerte und der nur unzureichende Unterstützung aus Deutschland erhielt, erlitt bei Legnano eine Niederlage, die ihm die Fortsetzung des Krieges überaus bedenklich erscheinen ließ.

Nicht allein das Mißgeschick seiner Waffen, sondern nicht minder das Drängen der deutschen Kirchenfürsten auf Beendigung des Schismas bewogen jetzt den Kaiser von den Würzburger Beschlüssen abzusehen und mit Alexander in Verhandlungen einzutreten, bei denen er sich unter bestimmten Bedingungen ihn als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen verpflichtete. Alexander, der Anhänger genug, aber wenig thatkräftige Freunde besaß, der sich, von Rom längst ausgeschlossen, nur mühsam in der Campagna behauptete, ging auf das Anerbieten

des Kaisers ein, zumal ihm nicht allein der sichere Besitz des Patrimoniums Petri, sondern auch des Mathildischen Landes in Aussicht gestellt wurde. Wollte er auch nicht ohne die Lombarden und den König von Sicilien ein endgültiges Abkommen treffen, so versprach er doch seine persönliche Mitwirkung bei einem Congreß, auf dem der Friede mit der Kirche, den Lombarden und dem Könige von Sicilien festgestellt werden sollte.

Mit allem Eifer hat sich Alexander an den Friedensverhandlungen in Venedig betheiligt. Der Friede zwischen dem Kaiser und der römischen Kirche wurde geschlossen und damit das lange Schisma im Jahre 1177 beseitigt. Der Kaiser erkannte Alexander und dessen kanonisch gewählte Nachfolger als die rechtmäßigen Päpste an, ohne weiter irgend ein kaiserliches Recht aufzugeben; das Mathildische Land behielt er in der Hand und die Frage über die Anrechte des Papstes an dasselbe wurde späterer Entscheidung vorbehalten. Mit dem Könige von Sicilien wurde ein langjähriger Waffenstillstand geschlossen, der einem Frieden gleich zu achten war und zu freundschaftlicher Annäherung an den Hof von Palermo führte. Mit dem Lombardenbunde vereinbarte man einen sechsjährigen Waffenstillstand, der ihn vor Vergewaltigung schützte, aber der inzwischen stärker gewordenen kaiserlichen Partei in der Lombardei den gleichen Schutz gewährte. Der Bund maß die Schuld, daß nicht auch für ihn ein vollständiger, alle seine Forderungen befriedigender Friede erreicht war, dem Papste bei und wandte seine Sympathien von ihm ab.

Das Ende des Schismas erschien als ein großer Sieg des Papstes, dennoch hat der Venetianer Friede sein Ansehen in Italien eher gemindert, als gestärkt. Sein Verhältniß zu dem Lombardenbunde lockerte sich; nur unter dem Schutze deutscher Herren konnte er die Campagna in Gehorsam erhalten und die Rückkehr nach Rom gewinnen. Dagegen hatte der Kaiser durch den Frieden seine Autorität in Italien sichtlich befestigt. In einem großen Theil der Halbinsel war sie vollständig anerkannt, und bald dachten auch die Städte des Lombardenbundes daran, mit ihm Frieden zu schließen. Und noch günstiger waren die Nachwirkungen des Friedens in den anderen von ihm beherrschten Ländern. Er durchzog Burgund, während des Schismas von zweifelhafter Treue, wie im Triumph. Als er dann nach Deutschland kam, eilten ihm die Großen des Reichs zu feierlicher Begrüßung entgegen.

Die deutschen Kirchenfürsten, deren Unterstützung für ihn von entscheidender Bedeutung war, haben sich nie ihm williger gezeigt, als damals, wo er sie von dem Druck des Schismas befreit hatte.

Abermals galt es in Deutschland die Ordnung herzustellen und den Landfrieden zu wahren; Heinrich der Löwe lag im Kampfe mit dem Erzbischof von Köln und den sächsischen Fürsten. Aber diesmal trat der Kaiser nicht mehr für seinen Vetter ein, der ihm übermäßige Vergünstigungen nur mit Undank vergolten hatte; vielmehr bot er die Hand, ein gerichtliches Verfahren gegen ihn einzuleiten. Ueber einen deutschen Fürsten, der eine Macht ohne Gleichen gewonnen und mit dem Ruhm seiner Thaten die Welt erfüllt hatte, wurde die Acht ausgesprochen. Nicht ohne Grund befürchtete man, daß die Vollstreckung die größten Wirren in Deutschland hervorrufen könnte. Doch in zwei kurzen Feldzügen, fast ohne Blutvergießen, brachte es der Kaiser dahin, daß sich der stolze Fürst ganz seiner Gnade überlassen mußte. Seine Länder wurden ihm bis auf einen geringen Rest genommen, er selbst mußte in das Exil gehen.

Seit der Zerstörung Mailands hatte der Kaiser keinen so vollständigen Sieg gewonnen, wie den über den gefürchteten Herzog. Wie jene Zerstörung war der Sturz Heinrichs des Löwen ein Weltereigniß, welches dem Namen des Kaisers neuen Glanz gab, sein Ansehen unermeßlich hob. Vor Allem machte sich das in Deutschland fühlbar. Kein Fürst konnte hier jetzt nur von fern mit der Stellung des Kaisers die eigene vergleichen, und wer hätte einen Widerstand gegen ihn wagen wollen, nachdem Heinrich so kläglich erlegen? Fortan herrschte der Wille und das Gebot des Kaisers in allen deutschen Ländern, und die kaiserliche Gewalt hatte hier wieder eine Bedeutung gewonnen, wie sie seit undenklicher Zeit nicht mehr gehabt hatte.

Es ist offenkundig, daß Friedrich mehr als einmal schwere Niederlagen erlitten hatte, daß er öfters Wege zu gehen genöthigt wurde, die Niemand gern geht und am wenigsten ein so selbstbewußter Herrscher. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß er in allem Mißgeschick sich aufrecht erhielt, im Unglück seine Thätigkeit nur steigerte, stets seine Würde wahrte, selbst von den Widersachern Achtung erzwang und sein Ziel, die Erhöhung des Reichs, stets fest im Auge behielt. Man hat zwei Perioden seiner Regierung unterscheiden wollen: die frühere, in welcher er den Reichsgedanken in einer gewissen Idealität habe geltend

machen, die Weltherrschaft erstreiten wollen, und die spätere, in welcher er sich mit den bestehenden Mächten vertragen und seine Würde, wie sie war, nur zu behaupten, die Macht seines Hauses zu erweitern gestrebt habe. Eine solche Unterscheidung wird sich kaum streng erweisen lassen. Die Führung der abendländischen Welt, der Schutz der abendländischen Christenheit mit den Kräften, die ihm Deutschland, Italien und Burgund darboten, ist immer in gleicher Weise das Hauptziel seines Strebens gewesen; nur die Mittel, mit denen er es zu erreichen suchte, haben nach den Verhältnissen gewechselt.

Nicht ohne Gefühl für äußeren Glanz, wie die Zeit ihn liebte, hat Friedrich sich wohl mit den prunkenden Titeln der alten Imperatoren geschmückt; in seinen Erlassen begegnen uns Phrasen, die an den pomphaften Stil der Römer erinnern, doch im Herzen blieb er durchaus deutsch und immer ein Fremdling in den wälschen Ländern. In Momenten des Glücks konnten sich seine Gedanken zu unbegrenzten Hoffnungen versteigen, aber sie kehrten bald auf den Boden der realen Zustände zurück; sie wußte er zu ergreifen, aus ihnen gewann er die Kraft, sich auch nach den schwersten Schicksalsschlägen wieder aufzurichten. Seinen Kriegsmuth kannte die Welt, aber seine Gegner haben doch noch mehr seine Umsicht — seine Verschmitztheit, wie sie es nannten, — gefürchtet. Vom Beginn seiner Regierung an haben die Zeitgenossen sein Herrschtalent erkannt, aber der Glaube daran hat sich in den großen Kämpfen, die er bestand, erst recht befestigt.

Friedrich ist auf seinen Wegen Herrschern begegnet, die sich gleich ihm mit weitumfassenden Plänen trugen. Kaiser Manuel trachtete nach der Herstellung des römischen Kaiserreichs nicht nur im Orient, sondern auch im Occident. An kriegerischer Tüchtigkeit, politischer Thätigkeit, geistiger Bildung kam ihm kaum ein anderer Fürst seiner Zeit gleich. Dennoch brachte er es nicht zu nachhaltigen Erfolgen, weil er nie freudiges Entgegenkommen und willigen Gehorsam bei seinen Unterthanen fand; durch unerträgliche Steuerlasten und grenzenlose Bevorzugung der Ausländer entfremdete er sich das eigene Volk. Mit seinem Tode gerieth sein Reich in Verfall; von der Begehrlichkeit Constantinopels hatte das Abendland nichts mehr zu besorgen.

Auch König Ludwig von Frankreich war von dem lebhaftesten Drange erfüllt, durch seine Thaten die Bewunderung der Welt zu gewinnen. Obwohl das Land, das er unmittelbar beherrschte, nicht übergroß war,

konnte er sich doch rühmen die mächtigsten Vasallen in seinem Gefolge zu haben. Die Franzosen hingen an ihm; denn er besaß ein lebhaftes Temperament, chevaleresk Neigungen, wie sie dem Geiste der Nation entsprachen. Sein Hof erschien als der eigentliche Sitz jener ritterlichen Bildung, welche der Stolz des Jahrhunderts geworden war. Da er im Schisma Alexander gegen Friedrich geschützt, hatte er beim Klerus einen hochgefeierten Namen erlangt; die Verehrung der Kirche hatte ihn mit einer Art von Heiligenschein umgeben. Man rief ihn nach dem gelobten Lande, um noch einmal für dasselbe, wie vor einem Menschenalter, zu kämpfen, und wie gern wäre er dem Rufe gefolgt! Aber wie groß sein Ehrgeiz und seine Geschäftigkeit war, nie kam er über das hinaus, was die Noth des Augenblicks heischte. Gerade sein mächtigster Vasall hemmte jede Regung sich in größere Unternehmungen einzulassen; einem so harten Charakter, wie Heinrich von England, gegenüber zeigte sich die ganze Schwäche seiner Natur. Mit ungewöhnlichen Herrschergaben ausgestattet, hatte Heinrich in seinem Inselreiche die monarchische Gewalt gefestigt und erweitert, aber auch in Frankreich erschien mehr er in der höchsten Gewalt zu stehen, als König Ludwig.

Friedrich, der mit Manuel und Ludwig etwa von gleichem Alter war, hatte Beide überlebt, und ihr Tod schien ihm Raum zu freierer Entfaltung seiner Kraft zu gewähren. Von den Fürsten des Abendlandes konnte sich fortan Keiner an Macht und Ruhm ihm vergleichen. Heinrich von England war ein mächtiger und reicher König, aber die Achtung der abendländischen Welt hat er niemals besessen. Man kannte seine Treulosigkeit und die wilden Ausbrüche seines Zorns, die Zerwürfnisse in seiner eigenen Familie waren ein Aergerniß der Welt, und nie ließ sich vergessen, daß an seiner Krone das Blut des Thomas Becket klebte, des großen Heiligen der Zeit. Mochte durch Ludwigs Tod seine Macht in Frankreich momentan noch gestiegen sein, wie wenig er trotzdem in die allgemeinen Angelegenheiten des Abendlandes eingreifen konnte, hatte sich bei dem ihn so nahe berührenden Schicksal Heinrichs des Löwen gezeigt. Die Krone Frankreichs trug Philipp, der kaum noch zum Jünglinge gereifte Sohn Ludwigs; daß in diesem jungen Fürsten ein noch größerer Ehrgeiz sich regte, als in dem Vater, und er an Herrschtalent ihn weit übertraf, konnte damals noch Niemand ahnen.

Es war eine ungemein aufgeregte Zeit, in der man lebte. Die alten Ordnungen der abendländischen Staaten waren zusammengebrochen, und unter dem Alles überwältigenden Einfluß des Feudalismus bildeten sich neue Verhältnisse. Ueberall suchte der Adel neue Lehnsherrschaften zu gründen und sie gegen Beschränkungen und Eingriffe möglichst zu sichern. Das Streben nach Selbständigkeit drang weiter und weiter; wie die weltlichen Herren hatte es auch die Geistlichkeit ergriffen, und wenn der Klerus nach Freiheit rief, meinte er weniger Freiheit der Lehre und des kirchlichen Lebens, als freie Verfügung über seine Besitzungen und Leute. Auch in den Städten, die in unablässigem Wachsthum waren, trachtete man vor Allem nach Selbstverwaltung und Erweiterung des Gebiets; nur die Beschränkung ihrer Freiheiten hatte die lombardischen Städte zum Aufruhr getrieben.

Ueberreiche kriegerische Kräfte waren im Abendlande vorhanden, aber in dem Streben nach Herrschaft und Macht rieben sie sich unter einander auf. Innere Kämpfe und Fehden beschäftigten nicht allein die ritterlichen, sondern auch die geistlichen und städtischen Kreise. An die Einhaltung des Gottesfriedens wurde kaum mehr gedacht, und zur Aufrechthaltung des Landfriedens bedurfte es einer starken monarchischen Gewalt. Aber die Könige, selbst mit einander in Streit um die Macht, hatten oft nicht die Mittel, die Ordnung zu wahren. Das Papstthum war stark genug die Kirche zusammenzuhalten, aber außer Stande die streitenden Mächte der Welt zu zügeln. Die abendländische Welt in aller ihrer Kraft und Fülle schien der Zersplitterung und Ohnmacht verfallen zu müssen, wenn sich nicht der deutsche König der Pflichten bewußt blieb, die in seiner imperatorischen Stellung lagen. Zum Glück war sich Kaiser Friedrich dieser Pflichten immer bewußt gewesen und besaß jetzt auch die Macht ihnen zu genügen.

Die verzweifelte Lage der lateinischen Herrschaften im Orient war ein schwerer Vorwurf für die abendländische Christenheit. Niemand verkannte die Ehrenpflicht, sie gegen die Angriffe des vordringenden Islams zu schützen. Die dringendsten Hülfsgesuche ergingen immer von Neuem, und kein Zweifel konnte darüber obwalten, daß jene Herrschaften dem Untergange geweiht waren, wenn sich nicht das Abendland endlich zu kräftiger Unterstützung entschloß. Mehr als einmal hat der Papst zum heiligen Kampfe gerufen, der Kaiser hat sich mit dem Gedanken beschäftigt, die Könige von Frankreich und England sind die bindendsten

Verpflichtungen eingegangen, aber in den Wirren der Zeit wurde der Wille nie zur That. Wohl sind angesehene Fürsten des Abendlandes mit kleinerem oder größerem Gefolge nach dem gelobten Lande gezogen, bald einem religiösen Triebe folgend, bald aus Lust an Abenteuern, doch Keiner von ihnen war gewillt seine Existenz für die Vertheidigung des heiligen Grabes einzusetzen. Selbst die Aussicht auf die Krone Jerusalems, welche sich an die Vermählung mit König Balduins Schwester Sibylle knüpfte, reizte nicht mehr. Herzog Hugo von Burgund, auf den man große Hoffnungen gesetzt hatte, wies die Hand Sibyllens und alle ihm angebotenen Ehren zurück. Da faßte der unglückliche König den Entschluß, seine Schwester dem Ritter Veit von Lusignan zu vermählen, einem tapferen Manne aus Poitou, aber ganz ungeeignet die Parteiungen im Reiche niederzuhalten und einem Feinde wie Saladin zu begegnen.

Immer trostloser wurden die Verhältnisse der Christen im gelobten Lande und immer bedrohlicher die Angriffe Saladins. Seitdem Kaiser Manuel gestorben war, sahen sie sich ganz auf die Hülfe des Abendlandes angewiesen, und auch auf diese schien kaum noch zu rechnen. Nur von einer neuen großen Kreuzfahrt ließ sich Heilsames erwarten, und eine solche war, wie die Dinge lagen, nicht ohne einen Führer, wie Kaiser Friedrich, möglich. Daß ihm das Schicksal der heiligen Stätten am Herzen lag, war bekannt; nur das stand in Frage, ob die abendländischen Zustände es dem alternden Herrscher ermöglichen würden, noch einmal für das Grab Christi das Schwert zu schwingen, wie er es in jungen Jahren gethan hatte.

Man hatte das deutsche Kaiserthum, als es durch Friedrich einen neuen Aufschwung nahm, viel geschmäht, ihm Hinderniß über Hinderniß bereitet, vor Allem die römische Curie war ihm feindlich entgegengetreten, und nur in schweren Kämpfen hatte es sich erhalten. Jetzt stand die Nothwendigkeit desselben der Welt vor Augen; selbst das Papstthum mußte erfahren, daß es ohne eine kraftvolle kaiserliche Gewalt in seinem ganzen Besitz gefährdet war. Als der Kaiser im Banne des Papstes stand, hatte man ihm vielfach die gebührenden Ehren und selbst den kaiserlichen Namen versagt; jetzt überbot man sich in Beweisen der Verehrung. Es schien sich die allgemeine Ueberzeugung Bahn gebrochen zu haben, daß eine hoffnungsreiche Entwickelung der Dinge im Abendlande nur von einer Persönlichkeit ausgehen könne, welche nicht nur mit

dem höchsten Namen geziert war, und die ausgedehnteste Herrschaft besaß, sondern auch ihre Tüchtigkeit in einem kampfreichen Leben vollauf bewährt hatte.

Geistliche Strömungen durchdrangen das ganze Leben der Zeit; man stand noch unter den Nachwirkungen der Thätigkeit des heiligen Bernhards. Die französischen Mönchsorden übten einen weitgreifenden Einfluß, vor Allem die Cistercienser. Hatten auch weltliche Kulturelemente mehr und mehr Boden gewonnen, im Wesentlichen beherrschten doch kirchliche Vorstellungen alle Gemüther. Auch der Kaiser war ganz von ihnen erfüllt, und doch hatte man mit dem Vorwurfe, daß er ein Feind der Kirche, am meisten ihn zu bekämpfen gesucht. Jetzt schwieg solcher Vorwurf, und man erkannte, daß auch das kirchliche Leben eines Schutzherrn, wie der Kaiser war, bedürftig sei.

Friedrich stand dem Greisenalter nahe, aber noch in voller Thätigkeit. Mehr als je beseelte ihn der Ehrgeiz, seine Mission, die er als eine göttliche ansah, ganz zu erfüllen, und in der That begann jetzt die glücklichste Zeit seiner Regierung, wo ihm die erste Stelle inmitten der Christenheit Niemand bestreiten konnte, wo das Schicksal der Welt an seinen Entschließungen hing.

Inhalt.

Zehntes Buch.

Neuer Aufschwung des Kaiserthums unter Friedrich I. 1152—1164.

Seite

1. Friedrichs I. mühselige Anfänge . . . . . 3—39.

Friedrichs Persönlichkeit 3—5. Krönung zu Aachen 5. 6. Verpflichtungen gegen den Papst 6. 7. Der König giebt Schwaben seinem Vetter Friedrich, das Mathildische Land, die Markgrafschaft Tuscien und das Herzogthum Spoleto seinem Oheim Welf und verspricht Baiern Heinrich dem Löwen 8. 9. Herstellung der Ordnung im unteren Lothringen 9. 10. Reichstag in Merseburg; Anerkennung und Belehnung des Dänenkönigs Sven; vergeblicher Versuch die Streitigkeiten zwischen Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären zu schlichten; der Erwählte Wichmann von Magdeburg erhält die Regalien 10—13. Herzog Heinrich Jasomirgott verweigert die Abtretung Baierns an Heinrich den Löwen; geplanter Krieg gegen Ungarn; die Belehnung Wichmanns wird in Rom beanstandet; Vertrag mit Herzog Berthold IV. von Zähringen und beabsichtigter Kriegszug nach der Provence 13—16. Hoftag in Ulm; der Zug gegen Ungarn wird für die nächste Zeit aufgegeben; Landfriede für Schwaben 16. 17. König Alfons VII. von Castilien vermählt sich mit Richildis, einer Base König Friedrichs 18. Reichstag zu Würzburg; Ausgleich zwischen Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären; die Fürsten geloben zur Romfahrt des Königs auszuziehen 18—21. Vergebliche Bestrebungen des Grafen Theoderich von Flandern das Bisthum Cambray zu gewinnen 21. 22. König Friedrich in Burgund; Abkommen mit dem Grafen Wilhelm von Mâcon; der Zug nach der Provence wird aufgegeben 22. 23. Konrad von Dachau erhält den Titel eines Herzogs von Dalmatien 24. Vertrag mit dem Papste; das Erscheinen päpstlicher Legaten in Deutschland 24. 25. Reichstag und Synode zu Konstanz; die Ehe des Königs mit Adela von Vohburg wird unter Zustimmung der päpstlichen Legaten getrennt, Erz-

Seite

bischof Heinrich von Mainz entsetzt und das Erzbisthum des Königs Kanzler Arnold von Selenhofen übertragen 25—29. Fortgesetzte Weigerung Heinrichs Jasomirgott Baiern auszuliefern 30. 33. Tod Papst Eugens III.; ihm folgte Anastasius IV. 30. 31. Verkündigung der Romfahrt; Besorgnisse Mailands; Verhandlungen mit Constantinopel wegen Vermählung König Friedrichs mit einer Nichte Kaiser Manuels 31—33. Die Erhebung Wichmanns zum Erzbischof von Magdeburg wird durchgesetzt 34. 35. Auf einem Hoftage zu Goslar erkennen die Fürsten das Recht Heinrichs des Löwen auf das Herzogthum Baiern an; Heinrich dem Löwen wird die Investitur der Bischöfe von Oldenburg, Meklenburg und Ratzeburg zugesichert 35—37. Gesandtschaft an Kaiser Manuel 37. Tod König Rogers I. von Sicilien; ihm folgt sein Sohn Wilhelm I. 37. 38.

2. Friedrichs I. Romfahrt . . . . . 39—73.

Die Kämpfe in der Lombardei. Ungünstige Aufnahme des Königs 39. 40. Heerschau und Reichstag auf dem Roncalischen Felde; Huldigung der lombardischen Städte; Anklagen von Como, Lodi und Pavia gegen Mailand; Lehnsconstitution 40—43. Feindseligkeiten gegen Mailand 43. 44. Der König spricht über Mailand den Bann aus, weil es sich Lodi und Como frei zu geben weigert, und zerstört mehrere mailändische Burgen 44. 45. Chieri und Asti gebannt und zerstört 45. 46. Edict gegen Zuchtlosigkeit im Heere 46. Tortona gebannt, belagert und zerstört 46—51. Der König begünstigt die Rechtsschule von Bologna 52. Bischof Anselm von Havelberg wird Erzbischof von Ravenna 53. Papst Hadrian IV. und Friedrichs Kaiserkrönung. Hadrian IV. wird nach dem Tode Anastasius' IV. Papst 53—55. Cardinal Roland 55. 56. Erneuerung des Vertrags mit dem Papste 56. 57. Feindliche Stellung der Curie gegen den König von Sicilien 57. 58. Vertreibung Arnolds von Brescia aus Rom 57. 58. Arnold wird von Friedrich dem Papste ausgeliefert 59. Zusammenkunft Friedrichs mit dem Papste zu Sutri 60. 61. Feindliche Stimmung der Römer gegen Friedrich 61. 62. Kaiserkrönung 62. 63. Kampf der Deutschen mit den Römern 63. 64. Tod Arnolds von Brescia 64. 65. Aufstand in Apulien und Campanien 66. Der Kaiser giebt den Krieg gegen Sicilien auf 67. Die Rückkehr des Kaisers. Zerstörung von Spoleto 68. Vergeblicher Versuch der Griechen den Kaiser zum Zug nach Apulien zu bewegen 68—70. Der Kaiser begünstigt zum Nachtheil Mailands Cremona 70. Der Kaiser erzwingt den Durchgang durch die Etschklause 70—72. Tortona hergestellt; Mailand bekämpft die Städte, die sich dem Kaiser angeschlossen; Apulien fällt in die Hände der Griechen 73.

3. Wachsendes Ansehen Friedrichs I. im Reiche . . . 74—106.

Sorge für den Landfrieden in Deutschland. Unruhen in Sachsen, Baiern und am Rhein 74. 75. Vergebliche Bemühungen des Kaisers, um Heinrich Jasomirgott zur Aufgabe Baierns zu bewegen; Heinrich der Löwe wird auf dem Reichstage zu Regensburg mit Baiern belehnt 76. 77. Freigebung der Schifffahrt auf dem Main 78. 79. Be-

Seite

strafung des Erzbischofs Arnold von Mainz und des Pfalzgrafen Hermann von Stahleck als Friedbrecher 79. Die rheinische Pfalzgrafschaft kommt an des Kaisers Stiefbruder Konrad 80. Heinrich der Löwe und die Bisthümer im Wendenlande 81. 82. Aussöhnung des Erzbischofs Hartwig von Bremen mit Heinrich dem Löwen 83. Bestrebungen des Kaisers für Herstellung des Landfriedens am Niederrhein, in Sachsen und Baiern; Heinrich Jasomirgott versteht sich zur Aufgabe Baierns 83. 84. Tod des Erzbischofs Arnold von Cöln 84. Vermählung des Kaisers mit Beatrix von Burgund. Persönlichkeit der Beatrix 85. Hochzeit in Würzburg 86. Streitigkeiten der lombardischen Städte 87. Aufstand in Apulien und Campanien und Bewältigung desselben durch König Wilhelm 87—89. Veränderte Verhältnisse des Kaisers zum griechischen Reiche 89—91. Enge Verbindung des Kaisers mit dem Böhmenherzog Wladislaw 90. Das Herzogthum Oesterreich 91—95. Friedensedict und Kriegsgedanken. Inhalt und Bedeutung des Friedensedicts 95—99. Der Kaiser besucht Burgund; Abkommen mit Berthold von Zähringen 99. 100. Reichstag in Ulm 100. Vertrag zwischen dem Könige von Sicilien und dem Papste 100. 101. Gewaltthätiges Auftreten Mailands 101—103. Der Kaiser verkündet den Krieg gegen Mailand 103. 104. Kaiser Friedrich und Otto von Freising 104—106.

4. Steigender Einfluß des deutschen Reiches auf das Abendland . . . . . 107—141.

Die Verhältnisse im Wendenlande, Polen und Dänemark. Ausstattung des Bisthums Oldenburg; Erfolge der Mission in Wagrien und im Polaberlande 107—111. Heinrich der Löwe mischt sich in die dänischen Thronstreitigkeiten 111. 112. Waldemar I. wird König von Dänemark 113. Albrecht der Bär nimmt das von Jacze ihm entrissene Brandenburg wieder 114. Erzbischof Wichmann gewinnt das Land Jüterbogk 115. Feldzug des Kaisers gegen den Polenherzog Boleslaw IV. 116. Markgraf Konrad von Meißen stirbt; Theilung seiner Länder unter seinen Söhnen 116. 117. Herzog Boleslaw erkennt seine Abhängigkeit vom Kaiser an und verspricht seinem Bruder Wladislaw Genugthuung 118. Friedrichs universelle Stellung und seine Zerwürfnisse mit Hadrian IV. Verbindungen des Kaisers mit England, Ungarn und Constantinopel 119—121. Die Cardinäle Roland und Bernhard treten dem Kaiser auf dem Tage zu Besançon mit Beschwerden entgegen; Ausweisung der Cardinäle 121—124. Manifest des Kaisers gegen Rom 124. 125. Ordnung der burgundischen Verhältnisse 125. 126. Vereitelte Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich 126. 127. Herzog Wladislaw von Böhmen erhält die Königskrone 127. 128. Kreuzfahrt Albrechts des Bären 129. Schreiben des Papstes an die deutschen Bischöfe 130. Antwort der Bischöfe 130—132. Aufbruch gegen Mailand. Einlenken des Papstes. Kriegsrüstungen 133. 134. Anfänge der Stadt München 135. Erzbischof Hartwig von Bremen und Heinrich der Löwe 135—137. Versöhnliche Schritte des Papstes, um ein freundschaftliches

Seite

Verhältniß mit dem Kaiser herzustellen 138—140. Das gegen Mailand aufgebotene Heer 140. 141.

5. Die Demüthigung Mailands . . . . . 141—173.

Italien vor der Ankunft des Kaisers. Unterdrückung der Lombarden durch die Mailänder 141—143. Rainald von Dassel, Kanzler des Kaisers 143. 144. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach 145. 146. Gesandtschaft derselben nach Italien 146—148. Griechische Gesandte müssen Ancona verlassen 149. Bedenkliche Lage des Papstes 149—151. Piacenza tritt auf die Seite des Kaisers 151. 152. Friedrichs erster Krieg gegen Mailand. Die Böhmen im Vortrab des kaiserlichen Heeres verwüsten das Gebiet von Brescia 152. 153. Lagerfriede des Kaisers 154. Der Kaiser spricht über Mailand den Bann aus und greift das Gebiet der Stadt an 154—156. Trezzo eingenommen 156. Bau von Neu-Lodi 157. Die Anerbietungen Mailands, sich zu unterwerfen, werden vom Kaiser zurückgewiesen 157. 158. Ende des Grafen Ekbert III. von Pütten und Formbach 158. 159. Der Kaiser umschließt Mailand 159. 160. Kämpfe vor der Stadt 160—164. Mailand unterwirft sich unter Bedingungen 164—167. Unterwerfungsact 168. 169. Die Martesana und die Grafschaft Seprio werden Gozwin von Heinsberg übergeben 169. 170. Ein großer Theil des kaiserlichen Heeres kehrt nach der Heimath zurück 170. Berufung des Roncalischen Reichstages 171. Die Städte der Lombardei und der Romagna müssen dem Kaiser den Treueeid leisten und Geiseln stellen 172.

6. Die Roncalischen Beschlüsse und ihre Wirkungen . . 173—216.

Der Roncalische Reichstag. Die Theilnehmer des Reichstages 173. 174. Die richterlichen Geschäfte 175. 176. Bestimmung der als Regalien geltenden Rechte 177. 178. Landfriedensgesetz für Italien 178—180. Lehnsgesetz 180. 181. Privilegium für die Rechtsschule von Bologna 181. 182. Bedeutung der Roncalischen Beschlüsse 182. Beabsichtigte Einsetzung von Podestàs in den Städten Italiens 182. 183. Der Kanzler Rainald wird Erzbischof von Köln 183. Widerstand gegen die Roncalischen Beschlüsse. Widerstand Genuas und Abkommen der Stadt mit dem Kaiser 183—185. Dem Kaiser ergebene Männer werden als Consuln oder Podestàs in verschiedenen Städten eingesetzt 186. Widersetzlichkeit Cremas gegen die kaiserlichen Befehle 186. 187. Mailand widersetzt sich der Einsetzung von Podestàs und beschimpft die kaiserlichen Gesandten 187. 188. Gegen Mailand wird ein gerichtliches Verfahren eröffnet 189. 190. Der Kaiser rüstet aufs Neue gegen Mailand und beruft Verstärkungen aus Deutschland 191. Der Kaiser befestigt Neu-Lodi und stellt Como her 190. 191. Ueber Mailand wird der Bann verhängt 192. Trezzo von Mailand genommen 193. Der Kaiser fällt unter Verwüstungen in das Gebiet von Mailand ein; Verbindung Mailands mit Brescia, Piacenza und Crema 193. 194. Kämpfe zwischen Lodi und Mailand, Brescia und Cremona 194. 195. Anschläge auf das Leben des Kaisers 195—197. Die Belagerung Cremas. Alte Feindschaft

Seite

zwischen Crema und Cremona 198. Der Kaiser bannt Crema und überträgt die Vollstreckung des Banns und Belagerung der Stadt den Cremonesen 199. Mailand unterstützt Crema; der Kaiser betheiligt sich an der Belagerung der Stadt 199. 200. Glücklicher Kampf des Kaisers gegen die Mailänder bei Siziano 200. 201. Heinrich der Löwe vor Crema 202. 203. Hartnäckiger Widerstand Cremas 203—213. Cremas Unterwerfung und Zerstörung 213—215.

7. Ausbruch des Schismas . . . . . 216—278.

Die letzten Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und Hadrian IV. Enge Verbindung zwischen dem Papst und König Wilhelm von Sicilien 217. Spannung zwischen Kaiser und Papst 217—219. Versuche der Ausgleichung 219—225. Otto von Wittelsbach und Propst Heribert von Aachen verhandeln als Gesandte des Kaisers mit dem römischen Senat 225. 226. Hadrian IV. trifft Vereinbarungen mit dem Könige von Sicilien und den Städten Mailand, Brescia und Piacenza 226. Tod des Papstes 227. Die Wahl Alexanders III. und Victors IV. Die sicilische und die kaiserliche Partei unter den Cardinälen 227—229. Die Mehrheit der Cardinäle wählt den Kanzler Roland, die Minderheit den Cardinal Octavian; Octavian wird in stürmischer Weise als Papst Victor IV. proclamirt und inthronisirt 230—232. Roland, als Alexander III. inthronisirt und geweiht, spricht gegen Victor IV. und seine Anhänger den Bann aus 232. Der Kaiser sucht den Ausbruch eines Schismas durch Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung nach Pavia zu verhüten 233—237. Alexander weigert sich einen Richterspruch über sich gelten zu lassen 237—241. Victor erklärt sich bereit die Entscheidung der Synode anzuerkennen und begiebt sich nach Pavia 241—243. Die Synode von Pavia. Die Theilnehmer 244—246. Die Verhandlungen 246—250. Die Synode erkennt Victor als rechtmäßigen Papst an 250. 251. Ueber Alexander und seine Anhänger wird der Bann verhängt 251. Verbreitung der Synodalbeschlüsse 252. 253. Der Kaiser entläßt sein Heer 253. Herzog Welf tritt in Verbindung mit Alexander und befestigt seine Herrschaft in Tuscien 253. 254. Heinrich der Löwe entfernt mit Victors Unterstützung den Bischof Udalrich von Halberstadt, an dessen Stelle Gero eingesetzt wird 254. Erstarkung des Schismas. Alexander spricht den Bann über den Kaiser, Otto von Wittelsbach und die anderen Beförderer des Schismas aus 255. 256. Schwankende Stellung des Abendlandes zu dem kirchlichen Schisma 257—264. Die Synode von Toulouse erklärt sich für Alexander und verhängt über Victor den Bann 264—267. Victor beruft eine Synode nach Cremona, die alsdann nach Lodi verlegt wird und die Beschlüsse der Paveser Synode genehmigt 267—269. Alexander wird genöthigt Rom und Italien zu verlassen 269. 270. Opposition gegen den Kaiser, die ihren Mittelpunkt in König Ludwig von Frankreich findet 271. 272. Udalrich von Treffen wird Patriarch von Aquileja 272—275. Die Stellung Eberhards von Salzburg zum Schisma 275. Ansichten des kaiserlichen Kapellans Burchard über die Lage der Dinge 276. 277.

Seite

8. Mailands Zerstörung . . . . . 278—307.

Kämpfe um Lodi 278—280. Iseo zerstört 281. Niederlage des Kaisers bei Carcano 281—286. Vergeblicher Angriff des Kaisers auf Piacenza 286. Neue Kämpfe um Lodi 287. 288. Der Kaiser entsetzt das von den Mailändern belagerte Castiglione 288. 289. Bedeutende Zuzüge zum kaiserlichen Heere aus Deutschland 290. Kämpfe bei Mailand 290—292. Gefangennahme mailändischer Consuln; Zerwürfniß Rainalds von Köln mit dem Pfalzgrafen Konrad und Landgrafen Ludwig; Kampf des Kaisers an den Mauern Mailands 293—295. Der Kaiser entläßt einen Theil des deutschen Heeres 295. Vergeblicher Angriff Mailands auf Lodi 297. Anerbietungen der Mailänder sich auf Bedingungen zu unterwerfen 297—299. Die Mailänder unterwerfen sich unbedingt 299 bis 302. Die Auflösung des städtischen Gemeinwesens in Mailand wird beschlossen und die Mailänder genöthigt die Stadt zu verlassen 303. Die Mailand feindlichen Lombarden zerstören Mailand 304. 305. Freudenfeste in Pavia 306.

9. Erfolge und Mißerfolge Friedrichs I. . . . . 307—349.

Italien nach Mailands Fall. Absichten des Kaisers 307. Vertrag mit Pisa gegen Genua und das sicilische Reich 308—310. Unterwerfung von Brescia, Piacenza und Genua 310. 311. Vertrag mit Genua 312—313. Garda ergiebt sich 313. 314. Einsetzung von Podestàs in den meisten lombardischen Städten 314. 315. Einzelnen Städten wird die Verwaltung durch selbstgewählte Consuln zugestanden 315. 316. Besteuerung der Lombardei 316. Unterwerfung Ravennas und Bolognas 317. 318. Aufstände im Königreich Sicilien 319. Besiegung derselben durch König Wilhelm 320. Der Kaiser verschiebt den Krieg gegen Sicilien und kehrt nach der Lombardei zurück 320. Krieg zwischen Pisa und Genua 320—322. Abkommen Rainalds von Köln mit Lucca, Florenz und Pistoja; kaiserliche Grafen in Siena und S. Miniato 322. 323. Tod des Grafen Raimund Berengar von Barcelona, dessen Neffe Raimund mit der Provence, der Stadt Arles und der Grafschaft Forcalquier belehnt wird 323—325. Reichstag zu Turin; der Kaiser stellt Waffenruhe zwischen Pisa und Genua her 324. 325. Bedrängnisse Alexanders III. Der Papst geht nach Genua und von dort nach Frankreich 326—329. Verlegenheiten König Ludwigs 329—332. Vertrag zwischen dem Kaiser und König Ludwig wegen Beilegung des Kirchenstreits auf einem Congreß an der Saône 332—336. Die Vorgänge an der Saône und ihre Folgen. Große Versammlung an der Saône 336. 337. König Ludwig will sich dem Vertrage entziehen 338. König Heinrich von England tritt für Alexander ein 339. 340. Synode an der Saône 340. 341. König Waldemar von Dänemark huldigt dem Kaiser 342. Zerwürfnisse zwischen dem Kaiser und Herzog Berthold von Zähringen 342. Trügerische Erfüllung des Vertrags von Seiten König Ludwigs 342. 343. König Heinrich und König Ludwig verbinden sich zum Schutz Alexanders 344. Drohender Krieg zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich 345. Der

Seite

Kaiser geht nach Deutschland und sendet Rainald von Köln nach Italien 346. Heinrich der Löwe trennt sich von seiner Gemahlin Clementia von Zähringen 347. 348. Der Gegenpapst Victor in Deutschland 348.

10. Die deutschen Verhältnisse in den Jahren 1158—1163 . 349—382.

Heinrichs des Löwen wachsende Macht. Graf Adolf von Holstein überläßt Herzog Heinrich Lübeck; Emporkommen der Stadt 349. 350. Heinrich der Löwe spricht über Niklot und andere Wendenhäuptlinge die Acht aus und bekämpft die Wenden 351. Niklots Tod; seine Söhne Pribislaw und Wertislaw unterwerfen sich Heinrich 352. 353. Das Bisthum Meklenburg ausgestattet; Herzog Heinrich ertheilt den Bischöfen von Oldenburg, Ratzeburg und Meklenburg die Investitur 353. Deutsche Kolonien im Wendenlande 354. Verlegung des Bisthums Oldenburg nach Lübeck; Verweigerung der Zehnten von den Holsaten 354. 355. Werle eingenommen; Wertislaw als Gefangener nach Braunschweig geführt 356. 357. Bischof Gerold von Lübeck stirbt und sein Bruder Konrad wird Bischof von Lübeck 358. Widerstand der ostsächsischen Fürsten gegen die Bestrebungen Herzog Heinrichs 358. 359. Markgraf Albrecht der Bär und seine deutschen Kolonien 359. Verbindungen des Markgrafen Albrecht 360. Heinrichs des Löwen Macht in Baiern 360. Persönlichkeit Heinrichs 361. Verschwörung gegen Heinrich 361. 362. Die Mainzer Revolution. Zerwürfniß zwischen Erzbischof Arnold und den Mainzern 362—364. Aufstand in Mainz gegen Arnold; der Kaiser verlangt die Unterwerfung der Stadt 365. 366. Ermordung Arnolds 367—370. Rudolf von Zähringen wird zum Erzbischof von Mainz gewählt, die Wahl vom Kaiser nicht anerkannt 370. 371. Auch die Wahl des Propstes Christian verwirft der Kaiser und befördert die Wahl Konrads von Wittelsbach 371. 372. Eingreifen Friedrichs in die deutschen Angelegenheiten. Reichstag zu Mainz; der Stadt werden ihre Privilegien genommen, die Stadtgräben ausgefüllt, die Mauern niedergerissen 373. 374. Concil Alexanders zu Tours 374—376. Alexander sendet eine Friedensgesandtschaft an den Kaiser 376. 377. Vergebliche Friedensverhandlungen 377. Der Kaiser tritt der Verschwörung gegen Heinrich den Löwen entgegen 378. Die Söhne Wladislaws von Polen erhalten Herrschaften in Schlesien 378. 379. Wirren in Ungarn; Stephan III. befestigt sich in der Herrschaft 379—381. Der Kaiser geht ohne Heer nach Italien.

11. Wachsende Hindernisse in Italien . . . . . 382—415.

Vorbereitungen zum Kriege gegen Sicilien. Rainald von Köln als kaiserlicher Legat in der Lombardei und in Tuscien; Pisa rüstet zum Krieg gegen Sicilien 382—384. Reichstag zu Lodi; das Auslaufen der Flotten Pisas und Genuas wird angeordnet 384. 385. Neue Zerstörung von Tortona 386. Bedrängnisse der Mailänder 386—388. Der Kaiser geht nach der Romagna und der Mark von Rimini 389. Reichstag zu Parma; der Kaiser verspricht Genua den Bareso von Arborea als König von Sardinien zu krönen; Abweisung der Ansprüche Welfs; feindliche Stellung

Seite

Venedigs 389—392. Die Heerfahrt gegen den König von Sicilien wird verschoben 393. Tod Victors IV. Wahl Paschalis' III. Victor stirbt in Lucca; Rückblick auf sein Leben 394—397. Erzbischof Rainald geht nach Lucca und betreibt die Wahl Paschalis' III. 397—399. Der Kaiser erkennt die Wahl an 399. Kämpfe mit Venedig und dem Veroneser Bunde. Venedig stellt sich im Schisma offen auf die Seite Alexanders, geht Bündnisse mit dem König von Sicilien und dem Kaiser von Constantinopel ein 400. 401. Bruch mit Friedrich; Feindseligkeiten zwischen Venedig und den kaiserlichen Städten 401. Venedig gewinnt durch Geldbestechungen Verona und die Städte der Veroneser Mark 401. 402. Der Kaiser hält durch große Zugeständnisse Ferrara und Mantua vom Abfall zurück 403. 404. Unglücklicher Zug des Kaisers gegen Verona 404. 405. Der Patriarch von Aquileja wird beim Angriff auf Grado gefangen genommen 405. 406. Venedig der Mittelpunkt der feindlichen Bestrebungen gegen den Kaiser 406. Rückkehr Erzbischof Rainalds und des Kaisers nach Deutschland. Feindseligkeiten des Pfalzgrafen Konrad gegen Köln 407. Erzbischof Rainald kehrt durch Burgund nach Köln zurück 408. 409. Der Kaiser krönt Baresо zum König von Sardinien 410. Baresо muß dem Kaiser eine große Geldsumme zahlen 411. Gefangenschaft Baresos in Genua 412. Bedenkliche Stimmung in den lombardischen Städten 412. Der Kaiser beschließt die Rückkehr nach Deutschland, um ein größeres Heer zu sammeln 412. Steigende Noth Mailands; Podestàs und Procuratoren in den lombardischen Städten 413. 414. Die Machtstellung des Kaisers in der Lombardei vermindert 414.

12. Friedrich I. inmitten der Weltverhältnisse . . . . 415—445.

Rückblick auf das Verhältniß des Kaiserthums zum Papstthum 415—417. Stellung Friedrichs zum Papstthum 418—421. Die dem Kaiserthum feindlichen Mächte schließen sich Alexander an 422—425. Kaiser Manuel sucht einen Bund zwischen ihm, Alexander, den Königen von Frankreich und Sicilien zu Stande zu bringen, der aber nicht zum Abschluß gelangt 425—429. Ausbruch der Kirchenstreits in England; Thomas Becket flüchtet sich nach Frankreich unter den Schutz König Ludwigs und Papst Alexanders; König Heinrich von England nähert sich dem Kaiser 430—432. Die Lateiner im gelobten Lande von Nureddin und Kaiser Manuel bedrängt 432—437. Vergebliche Hülfegesuche aus dem gelobten Lande an König Ludwig 437. Unglückliche Unternehmung Kaiser Manuels gegen Ungarn 438—440. Verschiedenheit des Regiments Kaiser Friedrichs in Italien und Deutschland 441. 442. Die Räthe und Diener des Kaisers 442. 443. Der Kaiser ändert im Interesse des Reichs öfters seine Entschließungen 443. 444. Einfluß der Fürsten auf die Reichsregierung 444. Der Kaiser sucht durch Recht und Gesetz den inneren Frieden des Reichs zu erhalten 444. Strenges Regiment Friedrichs 445.

Seite

Elftes Buch.

Friedrichs I. Kämpfe gegen Alexander III., den Lombardenbund und Heinrich den Löwen. 1164—1181.

1. Hemmnisse des Kaisers in Deutschland . . . . . 449—458.

Geistliche und weltliche Waffen Alexanders gegen den Kaiser 449—451. Der Kaiser sucht den Anhang des Papstes in Deutschland zu vernichten; er verweigert seinem Oheim Konrad, dem Nachfolger des Erzbischofs Eberhard von Salzburg, die Investitur 452—454. Erzbischof Konrad von Mainz tritt auf Alexanders Seite 454. Feindseligkeiten zwischen dem rheinischen Pfalzgrafen Konrad und Erzbischof Rainald von Köln 455. Große Fehde in Schwaben zwischen dem jungen Welf und dem Pfalzgrafen Hugo von Tübingen 455—457. Unglückliche Fehde des sächsischen Pfalzgrafen Adalbert gegen Heinrich den Löwen 457. 458.

2. Das englische Bündniß und die Würzburger Beschlüsse 458—482.

Rainald von Köln und Heinrich der Löwe werden vom Kaiser abgesandt, um mit den Königen von England und Frankreich über die Beendigung des Schismas und eine Kreuzfahrt zu unterhandeln 459. Rainald trifft mit König Heinrich in Rouen zusammen und schließt ein Freundschaftsbündniß zwischen dem Kaiser und dem Könige, nach welchem des Königs Tochter Mathilde mit Heinrich dem Löwen, die jüngere Eleonore einem Sohne des Kaisers verlobt wird und der König für sich und sein ganzes Reich die Anerkennung des Gegenpapstes Paschalis verspricht 460—462. Rainald versäumt den Hof König Ludwigs aufzusuchen 462. Der Reichstag zu Würzburg und die Berichte über die Verhandlungen desselben 463 – 469. Der Kaiser schwört, daß er niemals Roland oder einen von seiner Partei gewählten Papst anerkennen, dagegen Paschalis immerdar Obedienz leisten und von dessen Partei sich niemals trennen werde; den gleichen Eid leisten die geistlichen und weltlichen Fürsten und verpflichten sich in ihren Gebieten auch alle ihre Untergebenen den Eid leisten zu lassen; die Eidverweigerer sollen wie Feinde des Reichs behandelt werden; die englischen Gesandten beschwören, daß ihr König mit seinem Reiche zu Paschalis halten werde 469—471. Bedeutung der Würzburger Beschlüsse 471—473. Strenge Durchführung derselben 473—475. Widerstand des Erzbischofs Konrad von Salzburg 475. 476. Konrad von Wittelsbach wird das Erzbisthum Mainz entzogen und dem Kanzler Christian übertragen 476. Bischofsweihe Rainalds von Köln 477. Heiligsprechung Karls des Großen 478—480. Privilegien für Aachen 480. 481.

3. Neue Verwickelungen diesseits und jenseits der Alpen 483—522.

Rückkehr Alexanders nach Rom. Von Rom aus wird Alexander zurückgerufen 483. Genua weigert sich Schiffe zur Ueberfahrt zu stellen 484. Genua und Pisa im Streit über Sardinien; der Kaiser belehnt Pisa mit

Seite

Sardinien; neue Kämpfe zwischen Genua und Pisa 485—487. Alexander bricht von Sens auf, um nach Italien zurückzukehren 487. Der Gegenpapst Paschalis dringt, von Kanzler Christian geleitet, in die Campagna ein 487. 488. Alexander geht nach Montpellier; Aufruf desselben zu einem neuen Kreuzzuge 489. Schwierigkeiten der Ueberfahrt Alexanders 490. 491. Fahrt nach Messina 491. Rückkehr Alexanders nach Rom 492. Bedrängte Lage Alexanders in Rom 492. Einfluß Konrads von Wittelsbach bei Alexander 493. Verbindung des Papstes mit Venedig und dem Veroneser Bund 492. Tod König Wilhelms I. von Sicilien 493. 494. Kaiser Manuel sucht König Wilhelm II. und Alexander zu gewinnen 495. 496. Manuel verspricht die Union der griechischen Kirche mit der römischen, wenn Alexander ihm die Kaiserkrone des Abendlandes verleihen wolle; zuwartende Stellung Alexanders 496. 497. Deutsche Wirren. Nothwendigkeit eines neuen Heerzugs nach Italien 498. 499. Unzuverlässigkeit König Heinrichs von England 499. 500. Neuer Ausbruch der schwäbischen Fehde 500. 501. Verkündigung der Heerfahrt nach Italien 501. Gerichtliches Verfahren gegen Konrad von Salzburg 501. Herstellung des Friedens in Schwaben 502. Verfolgung der Salzburger Kirche 503. 504. Privilegium der Kölner Kirche wegen des Regalien- und Spolienrechtes 505. Der Kaiser in Burgund 505. 506. Rückkehr des Kaisers nach Deutschland; drohender Ausbruch der Verschwörung sächsischer Fürsten gegen Herzog Heinrich 506. Heinrich der Löwe und Rainald von Dassel. Pribislaw überfällt Meklenburg, Malchow und Kuscin 507. Gegenrüstungen Herzog Heinrichs; er läßt Wertislaw, den Bruder Pribislaws, aufknüpfen 508. Kampf bei Verchen; Tod des Grafen Adolf II. von Holstein 509. Demmin zerstört; Vereinigung Heinrichs mit dem Dänenkönig Waldemar; Pribislaw geht zu den Pommern 509—511. Das Bisthum Meklenburg nach Schwerin verlegt; Demmin von den Pommern hergestellt; Pribislaw zur Ruhe verwiesen; Erneuerung des Bundes zwischen Herzog Heinrich und König Waldemar 511. 512. Verschwörung der sächsischen Fürsten gegen Herzog Heinrich, bei welcher auch Rainald von Köln betheiligt 512. 513. Der Kaiser unterdrückt die Verschwörung; neue Zerwürfnisse zwischen ihm und seinem Bruder Konrad 514. Thomas Becket spricht den Bann aus über seine bedeutendsten Gegner 514. 515. König Heinrich sucht Alexander für sich zu gewinnen 515—517. Rainald von Köln geräth in Zweifel, ob er im Widerstande gegen Alexander beharren könne 518. 519. Er entschließt sich mit dem Kaiser nach Italien zu ziehen 519. Das Heer des Kaisers sammelt sich zu Augsburg; Böhmen und Brabanzonen im kaiserlichen Heere; die deutschen Schaaren übersteigen auf verschiedenen Wegen die Alpen 521. 522.

4. Friedrichs Angriff auf Papst Alexander . . . . 522—564.

Vorrücken des kaiserlichen Heeres gegen Rom. Mißstimmung in der Lombardei 522—524. Der Kaiser läßt sich von Brescia Geiseln stellen 524. 530. Auf dem Reichstage zu Lodi werden die Würzburger Beschlüsse beschworen und unmittelbar gegen Rom zu ziehen beschlossen 524. 525. Der Kaiser sucht vergeblich den Hader zwischen Pisa und Genua beizulegen 525—529. Der Kaiser gewährt den Beschwerden

Seite

Mailands keine Abhilfe 529. 530. Philipp von Heinsberg wird Kanzler des Kaisers 530. Der Kaiser geht über Piacenza, Parma und Reggio nach Bologna und läßt sich von Bologna Geiseln stellen 531. 532. Pfalzgraf Konrad erscheint im Lager des Kaisers und sucht vergeblich eine Aussöhnung mit demselben zu erreichen 532. Theilung des kaiserlichen Heeres; der Kaiser bleibt in der Romagna und in den Marken, während Rainald von Köln und Christian von Mainz durch Ligurien und Tuscien gegen Rom ziehen 532. 533. Conspirationen in der Lombardei 533. 534. Der Kaiser verfolgt seinen Weg und belagert Ancona 534. Ancona unterwirft sich 535. Rainald findet Unterstützung bei Pisa und Siena und nimmt Civitavecchia ein; Erzbischof Christian und Herzog Friedrich von Schwaben dringen in die Campagna ein 535. 536. Kämpfe bei Tusculum; große Niederlage der Römer 537—540. Ein sicilisches Heer sucht den Aufstand in Apulien zu unterdrücken 540. 541. Der Kaiser zieht ihm entgegen und verwüstet das Grenzgebiet Apuliens 541. 542. Der Kaiser zieht gegen Rom; Papst Paschalis schließt sich ihm an 542. 543. Feindliche Stimmung der Römer gegen Alexander 543. 544. Die Katastrophe vor Rom. Der Kaiser schlägt ein Lager auf dem Monte Mario auf und dringt in die Leostadt ein 544. 545. Kämpfe um die Peterskirche; die Besatzung giebt die Vertheidigung auf 545. 546. Inthronisation des Papstes Paschalis; Krönung des Kaisers und seiner Gemahlin; Anerkennung der Verdienste Rainalds von Köln 546. 547. Alexander flieht aus Rom und begiebt sich nach Benevent 548. 549. Senat und Volk von Rom unterwerfen sich dem Kaiser 549. 550. Die Fieberpest bricht im Heere des Kaisers aus 550. Vertrag des Kaisers mit den Römern 551. Rückzug des Kaisers 552. Papst Paschalis bleibt in Viterbo zurück 553. Die aufständigen Lombarden versperren dem Kaiser den Weg über den Apennin 553. 554. Opizo Malaspina führt den Kaiser und sein Heer über das Gebirge; der Kaiser und die Reste des Heeres gelangen nach Pavia 554. Tod der Bischöfe Daniel von Prag, Alexander II. von Lüttich, Hermann von Verden, des Erzbischofs Rainald von Köln 555—559. Der Kanzler Philipp von Heinsberg wird Erzbischof von Köln, der Magister Heinrich Kanzler 559. Tod Herzog Friedrichs von Schwaben 560. Tod des jungen Welfs, des Böhmenherzogs Diebold und Anderer im kaiserlichen Heer 561. 562. Urtheil der Zeitgenossen über das Mißgeschick des Kaisers 562. 563. Der Kaiser giebt den Widerstand gegen Alexander nicht auf 563. 564.

5. Aufstand in der Lombardei . . . . . 564—605.

Bildung des lombardischen Städtebundes. Regungen in mehreren lombardischen Städten sich gegen den Kaiser zu verbünden 565. Cremona schließt mit Bergamo, Brescia und Mantua einen Bundesvertrag 566—569. Dieser Lombardenbund besteht gesondert von dem Veroneser Bunde 570. Die vertriebenen Mailänder treten dem Lombardenbunde bei 570—574. Mailand wird hergestellt 574. 575. Lodi wird gezwungen dem Bunde sich anzuschließen 575—579. Trezzo wird vom Bunde eingenommen und zerstört 579. 580. Piacenza tritt dem Bunde bei 580. 581. Parma schließt sich an 581. 582. Friedrichs erste Kämpfe gegen

Seite

den Bund und Flucht aus Italien. Der Kaiser spricht über die abtrünnigen Städte mit Ausnahme von Lodi und Cremona den Bann aus 583. Der Kaiser sucht vergeblich größere Unterstützung aus Deutschland zu erlangen 584. 585. Angriffe des Kaisers auf Mailand, Piacenza und die Burg Mombrione 585. 586. Wirksamkeit des Erzbischofs Galdin in Mailand 587. 588. Vereinigung der acht Städte des Lombardenbundes mit Verona und den ihm verbündeten Städten Vicenza, Padua und Treviso, ferner mit Ferrara, Modena, Bologna und Venedig (16 Städte) 588—590. Leitung des Bundes durch die Rectoren 590. 591. Markgraf Opizo Malaspina tritt dem Bunde bei 591. 592. Vertrag zwischen Mailand und Novara 592. 593. Der Kaiser verläßt Pavia und sucht Sicherheit in den Ländern des Markgrafen von Montferrat 594. Der Karthäuserbruder Theodorich sucht den Kaiser zum Friedensschluß mit Alexander zu bewegen 595. Der Kaiser beschließt mit Unterstützung des Grafen Humbert von Savoyen den Rückweg durch Burgund zu nehmen 595. 596. Der Brescianer Zilius de Prando aufgeknüpft 596. Der Kaiser flieht aus Susa und gelangt glücklich nach Grenoble 597. Verdienste Herzog Bertholds von Zähringen um den Kaiser 597. Rückkehr des Kaisers nach Deutschland 597. Befestigung des Städtebundes. Biandrate zerstört 598. Vercelli und Novara treten dem Bunde bei; Tortona hergestellt; Mailand gewinnt die Martesana und die Grafschaft Seprio wieder; Como und Asti schließen sich dem Bunde an 599—601. Die Bundesstädte setzen alexandrinische Bischöfe ein; enger Anschluß des Bundes an Alexander 601. Gründung von Alessandria am Tanaro; Aufnahme der Stadt in den Bund 601—603. Bundestag zu Lodi und Beschlüsse desselben 603. 604. Bedeutung des Bundes 604. 605.

6. Friedrichs und Alexanders veränderte Stellung . . 606—645.

Herstellung der Ruhe in Deutschland. Versöhnung des Kaisers mit seinem Bruder Konrad 606. Heinrich der Löwe von seinen Widersachern angegriffen 606. 607. Heinrich übergiebt Pribislaw das Abodritenland mit Ausnahme des Gebiets von Schwerin, welches Gunzelin von Hagen behält 607. Kämpfe um Haldensleben 607. 608. Herzog Heinrich läßt Bremen plündern 608. Die Kölner verbinden sich mit den ostsächsischen Fürsten gegen Heinrich und die Goslarer erheben sich gegen ihn; die sächsischen Fürsten zerstören Haldensleben und andere Burgen des Herzogs; Erzbischof Hartwig von Bremen und Bischof Konrad von Lübeck schließen sich den Gegnern des Herzogs an 608—612. Waffenstillstand 612. Herzog Heinrich vermählt sich Mathilde, der Tochter Heinrichs II. von England 612. 613. Der Kaiser schreitet gegen die sächsischen Friedbrecher ein 613. Reichstag in Würzburg; der Kaiser gebietet Waffenruhe in Sachsen; Widukind von Schwalenberg muß sich ergeben; Goslar behält der Kaiser 615. Der Kaiser verfügt über die Erbschaft Herzog Friedrichs von Schwaben; das Herzogthum Schwaben erhält des Kaisers Sohn Friedrich 616. Auswärtige Politik des Kaisers. Christian von Mainz und Philipp von Köln 617. 618. Philipp von Köln führt Papst Paschalis nach Rom und kehrt dann nach Deutschland zurück 618. 619. Feindseligkeiten zwischen den Königen von Frankreich und England, genährt durch

Seite

die zweideutige Politik Alexanders in der Sache Thomas Beckets 619—624. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln werden mit Heinrich dem Löwen vom Kaiser an die Könige von England und Frankreich gesandt, um den Frieden zwischen ihnen herzustellen 624. 625. König Amalrich von Jerusalem zieht nach Egypten, verbindet sich mit Kaiser Manuel zur Eroberung des Landes und ruft das Abendland zur Hülfe 627. 628. Die Könige Ludwig von Frankreich und Heinrich von England schließen Frieden und versprechen eine gemeinsame Kreuzfahrt 628. 629. Der Kaiser bescheidet die Aebte von Citeaux und Clairvaux zu sich, um über die Herstellung der Kircheneinheit Verhandlungen zu eröffnen 629. Wachsende Macht des Kaisers in Deutschland. Zwiespältige Wahl in Bremen nach dem Tode Erzbischof Hartwigs 630. Der Kaiser erhält die Waffenruhe in Sachsen 630. 631. Nach dem Tode Konrads von Salzburg wird Adalbert, der Sohn des Böhmenkönigs Wladislaw, zum Erzbischof gewählt 631. 632. Der Tod des Papstes Paschalis; die schismatischen Cardinäle wählen zu seinem Nachfolger Calixt III.; Anerkennung desselben durch den Kaiser 633. 634. Die Aebte von Citeaux und Clairvaux gehen mit Friedensanerbietungen des Kaisers zu Alexander 634. 635. Der Kaiser erkennt Adalbert nicht als Erzbischof von Salzburg an 636. Herzog Heinrichs Kapellan Balduin wird Erzbischof von Bremen 636. 637. Heinrich, der vierjährige Sohn des Kaisers, wird zum König gewählt 637. Der Kaiser rückt gegen Salzburg vor; Erzbischof Adalbert übergiebt sein Land, Salzburg und die Regalien dem Kaiser 638. Der junge König wird zu Aachen gekrönt 639. Enges Zusammenwirken des Kaisers mit Heinrich dem Löwen 639. 640. Die Verhältnisse Alexanders III. Ruhige Zeiten des Papstes in Benevent 640. Dänemark, Böhmen, Polen und Ungarn schließen sich ihm an 640. Die Alexandriner gewinnen in Burgund und der Lombardei das Uebergewicht 640. 641. Kaiser Manuel sucht abermals Alexander zu bewegen ihm die Krone des abendländischen Reichs zu übertragen; Widerstreben Alexanders 641. Verworrene Verhältnisse im sicilischen Reiche; Robert von Bassavilla versöhnt sich mit König Wilhelm 642. 643. Alexander verlangt drohend von König Heinrich in der Sache Thomas Beckets nachzugeben 643—645. Kirchliche Zustände in Deutschland 645.

7. Vergebliche Mühen um Beilegung des Kirchenstreits . 645—682.

Gesandtschaft Bischof Eberhards von Bamberg. Die durch die Aebte von Citeaux und Clairvaux begonnenen Friedensunterhandlungen des Kaisers mit Alexander werden durch den Bischof Eberhard fortgesetzt 645. 646. Besorgnisse der Lombarden wegen der Unterhandlungen 647. Verhandlungen in Veroli zwischen Eberhard und Alexander 647—650. Alexander weist die Anerbietungen des Kaisers zurück 650. Alexanders Stellung zum Lombardenbunde 650—652. Der Kaiser tritt im Salzburgischen den Umtrieben Erzbischof Adalberts entgegen 653. 654. Er erklärt von Neuem, daß er Alexander nie als rechtmäßigen Papst anerkennen werde 654. Friedensbruch Heinrichs des Löwen 654. Der Kaiser stellt die Ruhe in Sachsen her 655. Erbauung der Kaiserpfalz in Gelnhausen

Seite

655. Nachwirkungen der gescheiterten Friedensverhandlungen. Neuer unglücklicher Angriff des Königs von Jerusalem auf Egypten 655. 656. Emporkommen Saladins in Egypten 657. Vergebliche Hülfsgesuche Jerusalems im Abendlande 657—659. Trauriger Kriegszug der Griechen und der Lateiner gegen Egypten 660. 661. König Amalrich begiebt sich nach Constantinopel, um Hülfe gegen Nureddin und Saladin zu gewinnen 662. Untergang der Fatimidenherrschaft in Egypten 663. König Heinrich sucht Thomas Becket für sich zu gewinnen und dieser verspricht die Rückkehr nach England 665. Thomas Beckets Rückkehr nach Canterbury und Ermordung 666—668. Entrüstung König Ludwigs über den Mord; Annäherung Ludwigs an den Kaiser; Entfremdung zwischen dem Kaiser und Heinrich von England 668—670. König Heinrich thut für seine Mitschuld am Morde Thomas Beckets Buße; Beendigung des englischen Kirchenstreits 670—674. Der Kaiser sendet Christian von Mainz an den Hof zu Constantinopel 674. Kaiser Manuels vergebliche Angriffe auf Ungarn 674. 675. Manuel bricht gewaltsam den Bund mit Venedig 676—680. Verhandlungen Manuels mit Kaiser Friedrich über die Vermählung seiner Tochter Marie mit einem Sohne des Kaisers 680. 681. König Stephan III. von Ungarn stirbt; unter dem Einflusse Kaiser Manuels wird Bela III. König von Ungarn 681. Bela hält zu Alexander 682.

8. Heinrich der Löwe auf der Höhe seiner Macht . . 682—703.

Heerfahrt König Waldemars gegen Rügen, um den Svantevittempel zu zerstören und sich die Insel zu unterwerfen 683—685. Herzog Heinrich hetzt die Wenden und Pommern gegen Dänemark 685. Einigung zwischen Herzog Heinrich und dem Dänenkönig; Heinrichs Tochter Gertrud wird mit Waldemars Sohn Knud verlobt 685. 686. Herstellung der Ordnung im Wendenlande 686. 687. Christianisirung Rügens 687. Cistercienserklöster im Wendenlande 687. Das Bisthum Schwerin ausgestattet 688. Tod Albrechts des Bären 688. 689. Rückblick auf seine Wirksamkeit 689. 690. Seine Söhne und deren Antheile an der Erbschaft des Vaters 691. Streit des Kaisers mit den Söhnen Albrechts über die Erbschaft 692. Pilgerfahrt Heinrichs des Löwen nach dem gelobten Lande 693—696. Heinrichs Aufnahme in Constantinopel 696. 697. Heinrichs Aufenthalt in Jerusalem 697. 698. Freundschaftliche Begegnung mit dem Sultan Kilidsch Arslan II. von Jerusalem 699. 700. Rückkehr über Constantinopel nach Deutschland 700. 701. Bau des Domes in Braunschweig 701. Heinrich von Braunschweig wird Bischof von Lübeck; Johanniskloster daselbst begründet 701. Motive der Pilgerfahrt Heinrichs 702.

9. Vorbereitungen des Kaisers zur neuen Heerfahrt über die Alpen . . . . . 703—729.

Versuche für Erzbischof Adalbert von Salzburg die Gnade des Kaisers zu gewinnen 703—705. Der Kaiser verlangt eine neue Bischofswahl in Salzburg, Papst Alexander den Gehorsam gegen Adalbert 706. 707. Der

Seite

Kaiser verkündet auf dem Reichstage zu Worms einen neuen Heereszug über die Alpen 707. 708. Feldzug des Kaisers gegen Herzog Miseco III. von Polen 708. 709. Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen, der Schwager des Kaisers, stirbt 710. 711. Seine Söhne 711. Streitigkeiten zwischen dem Landgrafen Ludwig dem Frommen und dem Grafen Hermann von Orlamünde 711. 712. Der Kaiser versöhnt sich mit den Söhnen Albrechts des Bären; Sifried, der Sohn Albrechts des Bären, wird Bischof von Brandenburg 712. 713. Landgraf Ludwig von Thüringen bekämpft die Askanier 713. König Wladislaw von Böhmen übergiebt seine Krone und sein Land seinem ältesten Sohne Friedrich 714. Udalrich, der Sohn Sobeslaws I., veranlaßt den Kaiser einzuschreiten 714. 715. Der Kaiser will Böhmen Udalrich übergeben; dieser wendet das Herzogthum seinem älteren Bruder Sobeslaw II. zu 715. Sobeslaw verspricht den Kaiser auf dem Zuge nach Italien zu unterstützen 715. Tod König Wladislaws; das Königthum Böhmen ruht 716. Die Fehde zwischen Landgraf Ludwig und den Askaniern wird beigelegt 717. Der Kaiser betreibt die Rüstungen zur Heerfahrt nach Italien 717. 718. Gesandte Saladins in Aachen, die um eine Tochter des Kaisers für den Sohn ihres Herrn werben 718. Der Kaiser nimmt Brabanzonen in seinen Dienst 718. Reichstag in Regensburg; Adalbert von Salzburg wird entsetzt und Propst Heinrich von Berchtesgaden zum Erzbischof von Salzburg gewählt 720. 721. Alexander verlangt von den Salzburgern, Adalbert Gehorsam zu leisten; Adalbert ergreift die Waffen gegen Heinrich 721. 722. Der Kaiser sichert seinen Söhnen Friedrich und Otto die großen Bamberger Lehen des Grafen Gebhard von Sulzbach 722. Stellung des Kaisers in Deutschland und in den östlichen Ländern 723. 724. König Ludwig sucht in nähere Verbindung mit dem Kaiser zu treten und unterstützt die Empörung der Söhne König Heinrichs gegen ihren Vater 724. Verzweifelte Lage König Heinrichs; seine Erhebung 725. Friede zu Montlouis zwischen Ludwig und Heinrich 725. Verhandlungen Friedrichs mit Kaiser Manuel über ein Freundschaftsbündniß 725. 726. Schreiben König Amalrichs an Kaiser Friedrich, um seinen Beistand zu gewinnen 726. Amalrich stirbt und sein junger Sohn Balduin IV. wird König von Jerusalem 726. Aufbringung großer Geldmittel für die Heerfahrt des Kaisers 726. 727. Geringe Begeisterung der deutschen Fürsten für die Heerfahrt 727. 728. Viele Fürsten bleiben zurück, unter ihnen auch Heinrich der Löwe 728. Das Heer des Kaisers 728. 729.

10. Schwankende Zustände Italiens . . . . . 729—748.

Beschlüsse des Lombardenbundes zur Abwehr des Kaisers 729. 730. Pavia und die Grafen von Biandrate unterwerfen sich dem Bunde 730. 731. Störungen in den Bundesverhältnissen 731. 732. Neuer Streit zwischen Genua und Pisa um den Besitz Siciliens; Lucca schließt sich eng an Genua an; Pisa bringt Lucca eine Niederlage bei Motrone bei; Siena und Pistoja schließen sich Genua und Lucca ein, Florenz an Pisa 732. Der Kaiser nimmt sich Genuas gegen Pisa an und sendet Christian von Mainz als Legaten nach Italien 733. Christian in Genua und Pisa, um die Streitigkeiten beizulegen; Pisa widersetzt sich dem Frieden; Christian hebt

Seite

die Privilegien Pisas auf und verhängt über die Stadt die Reichsacht 734. 735. Pisa trifft ein Abkommen mit Christian, der dann die Reichsacht aufhebt und die Privilegien Pisas erneuert 735. 736. Verhaftung der Consuln und Abgeordneten Pisas und Florenzs 736. 737. Die Pisaner und Florentiner ergreifen die Waffen gegen Christian; neue Kämpfe zwischen Pisa und Genua 738. 739. Christian geht nach dem südlichen Tuscien und der Campagna 739. Alexander kommt in den Besitz von Tusculum und nimmt dort seine Residenz; Feindseligkeiten zwischen Rom und Tusculum 739. 740; Alexander geht nach Anagni 741. Christian zieht durch die Campagna, das Herzogthum Spoleto und die Mark von Ancona 741. Christian und Venedig belagern Ancona 741. 742. Christian kehrt nach Deutschland zurück; die Pisaner beschweren sich über ihn beim Kaiser; Kaiser Friedrich will eine seiner Töchter dem König von Sicilien vermählen 743. Der Markgraf von Montferrat muß sich dem Lombardenbund unterwerfen 744. 745. Steigendes Ansehen Mailands 746. Beginnende Rivalität zwischen Mailand und Cremona im Bunde; Venedigs Stellung zum Bunde gelockert 746. 747. Christian kehrt nach Tuscien zurück und sucht dort Frieden zu stiften 747. 748.

11. Angriff des Kaisers auf den Lombardenbund . . 749—770.

Die Kämpfe um Alessandria und in der Romagna. Der Kaiser zerstört Susa 749. Asti unterwirft sich ihm 749. Zuzug der Böhmen unter Herzog Udalrich 749. Wilhelm von Montferrat und andere lombardische Herren, wie Pavia und andere Städte schließen sich dem Kaiser an 749. 750. Belagerung von Alessandria 750—752. Bologna wird von Erzbischof Christian angegriffen 752. 753. Bischof Garsidonius von Mantua im Kampf gegen die Lombarden 753. Bundesversammlung, um über Unterstützung der angegriffenen Städte zu beschließen 753. 754. S. Cassiano fällt in Christians Hände; die kaiserliche Macht in der Romagna hergestellt 754. 755. Bologna durch Bundeshülfe gerettet 755. Auszug der Bundeshülfe für Alessandria 755. 756. Abzug des Kaisers von Alessandria 756. 757. Die Heere des Kaisers und der Lombarden liegen sich bei Montebello gegenüber, vermeiden aber den Kampf 757. 758. Es wird ein Vertrag geschlossen, nach welchem die Streitpunkte gütlich ausgetragen werden sollen 759. Der Friede von Montebello und der Vertragsbruch der Lombarden. Bedingungen des Friedensvertrags: die Lombarden unterwerfen sich dem Kaiser und erhalten seine Gnade wieder; zur Feststellung der gegenseitigen Rechte wird ein Schiedsgericht von Bevollmächtigten des Kaisers und des Bundes eingesetzt; die Punkte, über welche das Schiedsgericht sich nicht einigen könne, sollen durch die Consuln von Cremona entschieden werden 760. 761. Beschwörung der Friedensbedingungen 761. 762. Der Kaiser entläßt den größeren Theil seines Heeres und begiebt sich nach Pavia 763. Einsetzung des Schiedsgerichts 764. Forderungen des Bundes 764—766. Der Schiedsspruch der Consuln von Cremona 767—769. Die Bundesstädte weigern sich den Schiedsspruch Cremonas anzuerkennen 769. Der Kaiser beginnt Verhandlungen mit Alexander 770.

Seite

12. Vergebliche Friedensbestrebungen u. Kämpfe des Kaisers 770–793.

Verhandlungen mit Papst Alexander und den Lombarden. Päpstliche Legaten verhandeln mit dem Kaiser und den Lombarden über den Frieden 770. 771. Scheitern der Verhandlungen 772. Der Kaiser stiftet Frieden zwischen Genua und Pisa; gemeinsame Herrschaft beider Städte über Sicilien; Vereinbarungen Luccas mit Pisa und Florenz 772. 773. Como tritt auf die Seite des Kaisers, Cremona nähert sich ihm 773. 774. Erneuerung des Kampfs mit den Lombarden. Vergeblicher Angriff des Kaisers auf Alessandria; der Bund unterstützt die Stadt; Alessandria wird zum Bisthum erhoben 774—776. Erzbischof Christian schlägt ein sicilisches Heer auf dem Felde von Carseoli 776. 777. Der Kaiser verlangt Verstärkungen seines Heers aus Deutschland, namentlich von Heinrich dem Löwen 777. Hülfsverweigerung Heinrichs des Löwen. Widersprechende Berichte über die Zusammenkunft des Kaisers mit Herzog Heinrich 777. 778. Die Zusammenkunft wird bei Chiavenna stattgefunden haben 779. Die Gründe Heinrichs dem Kaiser die Hülfe zu verweigern 779—782. Fehde in Sachsen zwischen Landgraf Ludwig und Bernhard von Anhalt 782. 783. Streitigkeiten Herzog Heinrichs von Oesterreich mit dem Markgrafen von Steiermark, dem Herzog von Böhmen und dem König von Ungarn 783. 784. Deutsche Hülfsschaaren und die Schlacht bei Legnano. Philipp von Köln und Wichmann von Magdeburg führen Heeresschaaren dem Kaiser zu 785. 786. Der Kaiser zieht mit dem Hülfsheer und den Streitkräften Comos gegen Mailand 787. Die Mailänder gehen mit ihren Bundesgenossen dem Kaiser entgegen 787. Schlacht bei Legnano 787—789. Der Kaiser kehrt nach Pavia zurück 790. Vergeblicher Versuch Cremonas den Frieden herzustellen 791—793.

13. Der Vertrag von Anagni . . . . . 793—806.

Deutsche Bischöfe, wie auch der Karthäuserbruder Theoderich und Abt Hugo von Bonnesvaux dringen auf Herstellung des Kirchenfriedens 794. Der Kaiser beruft die deutschen Bischöfe zu einem Concil zur Beseitigung des Schismas nach der Lombardei und sendet Wichmann von Magdeburg, Konrad von Worms, den Protonotar Wortwin und Christian von Mainz zu Friedensunterhandlungen mit dem Papste nach Anagni 795. Verhandlungen in Anagni 796. 797. Ein Vertrag wird geschlossen; Wortlaut desselben 797—802. Verpflichtungen der kaiserlichen Gesandten gegen die Bevollmächtigten des Papstes 802—804. Der definitive Abschluß des Friedens mit der Kirche wird abhängig gemacht von dem Ausgange der mit dem Könige von Sicilien und den Lombarden zu eröffnenden Friedensverhandlungen, zu deren Förderung der Papst nach dem nördlichen Italien zu kommen verspricht 804. Bedeutung des Vertrags von Anagni 804. 805.

14. Hemmnisse der Friedensverhandlungen . . . . . 806—824.

Como muß aufs Neue dem Lombardenbunde beitreten 806. Tortona schließt einen Vertrag mit dem Kaiser 806. Das Concil des Kaisers soll

Seite

in Ravenna eröffnet werden; der Kaiser verheißt die Anwesenheit Alexanders und Calixts 807. Unwillen der Lombarden über die Verhandlungen in Anagni 807. 808. Alexander schickt die Cardinäle Hubald und Rainer nach der Lombardei, um eidliche Zusicherungen des Kaisers wegen seiner Sicherheit zu erhalten, und verläßt Anagni 809. Der Kaiser betreibt das Concil, welches die Lombarden zu hindern suchen 809. Cremona erzwingt Zugeständnisse des Kaisers 810. 811. Die Cardinäle Hubald und Rainer erhalten die vom Papste gewünschten Zusicherungen für die Reise; die Lombarden verlangen die Eröffnung der Friedensverhandlungen in Bologna und der Kaiser gesteht dies ihnen zu; das Concil zu Ravenna wird aufgegeben 812. 813. Nach dem Tode Herzog Heinrichs von Oesterreich wird sein Sohn Leopold V. mit Oesterreich belehnt 814. 815. Reise Alexanders 816—818. Feierlicher Empfang in Venedig 818. 819. Der Kaiser verweigert die Betheiligung an Friedensverhandlungen in Bologna und schlägt für dieselben Ravenna und Venedig vor 819. Verhandlungen Alexanders mit den Lombarden zu Ferrara über den Friedenscongreß 819—822. Venedig wird für die Verhandlungen bestimmt, bei denen der Kaiser selbst nicht zugegen sein soll 822. 823. Rückkehr Alexanders nach Venedig 823. Schreiben Alexanders an König Ludwig von Frankreich 824.

15. Der Friede zu Venedig . . . . . 824—862.

Friedensverhandlungen und Friedensschluß. Verhandlungen über den Frieden des Kaisers mit den Lombarden 824—826. Alexander macht den Vorschlag, daß mit den Lombarden und dem König von Sicilien nicht definitiver Friede, sondern längerer Waffenstillstand vereinbart werde 826. 827. Der Kaiser geht darauf unter der Bedingung ein, daß das Mathildische Land in seinen Händen bleibt, aber die Verhandlungen darüber kommen nicht zum Abschluß 827—829. Die Bevollmächtigten in Venedig vereinbaren Waffenstillstände mit den Lombarden und dem Könige von Sicilien und den Frieden mit der Kirche 830. Der Kaiser kommt nach Chioggia 830. 831. Eine Gesandtschaft des Papstes verlangt vom Kaiser die Bestätigung der Friedensentwürfe; Zögern des Kaisers 831. 832. Tumult in der venetianischen Bürgerschaft, um den Kaiser nach Venedig zu rufen 832. 833. Erzbischof Christian und andere Bischöfe dringen auf den Abschluß des Friedens 834. Der Kaiser genehmigt nach wesentlichen Aenderungen die vereinbarten Friedensbestimmungen und läßt sie durch Gesandte in Venedig beschwören; der Abschluß des Friedens wird bekannt gemacht und der Papst fordert die Venetianer zur Einholung des Kaisers auf 835. Der Kaiser kommt nach dem Lido und wird mit den Fürsten seines Gefolges vom Banne gelöst 836. Feierliche Einholung des Kaisers zu Venedig; Begegnung und Versöhnung des Papstes und des Kaisers 837. 838. Der Kaiser leistet dem Papste die Dienste des Marschalls 838. 839. Freude des Papstes über die Herstellung des Friedens 840. Feierliche Beeidigung des Friedensvertrags im Namen des Kaisers und durch die deutschen Fürsten, die Abgesandten des Königs von Sicilien und der Lombarden 840—842. Christian von Mainz, Philipp von Köln, Wichmann von Magdeburg, Bischof Pontius von Cler-

Seite

mont, Abt Hugo von Bonnesvaux und der Karthäuser Theoderich werden wegen ihrer Verdienste um den Frieden gerühmt 842. 843. Die Friedensurkunden. Der Friede mit der Kirche 844—847. Der Waffenstillstand mit dem Lombardenbunde 847—849. Der Waffenstillstand mit dem König von Sicilien 849. 850. Ausführung des Friedens. Die schismatischen Geistlichen unterwerfen sich meist Alexander und werden nach den Friedensbestimmungen behandelt 850. 851. Adalbert und Heinrich entsagen dem Erzbisthum Salzburg, welches Konrad von Wittelsbach zufällt 851—854. Die sicilischen Gesandten erhalten für ihren König urkundliche Bestätigung des Friedens durch den Kaiser 855. König Heinrich läßt die Friedensverträge beschwören 855. Concil in S. Marco; der Papst spricht den Bann über alle Friedensstörer aus 856. Abreise der sicilischen Gesandten und der meisten deutschen Fürsten 856. 857. Der Kaiser stellt dem Papste eine Urkunde zur Sicherung des Friedens aus; Streit über die Grafschaft Bertinoro und das Mathildische Land; über die streitigen Besitzungen soll ein Schiedsgericht entscheiden und Christian von Mainz den Papst in die außer Streit stehenden Besitzungen des Stuhls Petri einsetzen 858. 859. Abreise des Kaisers 859. Der Kaiser bemächtigt sich der Grafschaft Bertinoro 859. 860. Nachgiebigkeit des Kaisers gegen die Lombarden 860. 861. Abreise des Papstes 861. Schwierigkeiten bei der Herstellung der päpstlichen Herrschaft im Römischen 861. Der König von Sicilien läßt den Frieden in seinem Namen beschwören und stellt zur Sicherung desselben dem Kaiser eine Urkunde aus 862.

16. Wirkungen des Venetianer Friedens . . . . . 863—884.

Des Kaisers Ansehen in Italien wird durch den Frieden befestigt 863. Zug des Kaisers durch die Mark Ancona; zu Osimo erläßt er ein Gesetz zur Ordnung der Gerichtsverhältnisse 863. 864. Zug durch das Herzogthum Spoleto nach Tuscien 864. Festliche Aufnahme in Pisa und Genua 864. Reichstag zu Turin 865. Como tritt wieder in nähere Verbindung mit dem Kaiser 865. 866. Der Kaiser geht nach Burgund und läßt Erzbischof Christian als seinen Legaten in Italien zurück 866. Alexander kehrt mit Unterstützung des Erzbischofs Christian nach Rom zurück 866—868. Händel Erzbischof Christians mit dem Adel von Viterbo und dem Markgrafen Konrad von Montferrat 868. 869. Alexander geht nach Tusculum; der Gegenpapst Calixt unterwirft sich; Vorbereitungen zu einem allgemeinen Concil 869. 870. Feindseligkeiten zwischen Erzbischof Christian und Konrad von Montferrat 870. Markgraf Wilhelm von Montferrat vermählt seinen Sohn Wilhelm mit Sybille, der Schwester König Balduins von Jerusalem, und wirbt für seinen Sohn Rainer um die Hand der Maria, der Tochter Kaiser Manuels 871. 872. Niederlage Manuels im Kampfe gegen Kilidsch Arslan von Iconium 872. Schreiben Kaiser Friedrichs an Manuel 873. 874. Manuel unterhält Verbindungen in Italien und sendet den Lateinern im Orient eine Flotte, um Egypten anzugreifen 874. 875. Der Zug gegen Egypten unterbleibt wegen der Unentschlossenheit des Grafen Philipp von Flandern 875. Kaiser Manuel verlobt seinen Sohn Alexius mit König Ludwigs Tochter Agnes 875. Die

Seite

Großen Jerusalems wünschen Herzog Hugo von Burgund mit Sibylle, der Wittwe Wilhelms von Montferrat, zu vermählen 876. Das dritte allgemeine Lateranconcil tritt zusammen; Betheiligung an demselben; Behandlung der Geschäfte 877. 878. Die Bischöfe von Straßburg, Basel und Metz werden abgesetzt, die Wahl Erzbischof Bertholds von Bremen für ungültig erklärt, Gero erhält die Erlaubniß außerhalb des Halberstädter Sprengels bischöfliche Funktionen vorzunehmen 879—881. Decrete des Concils 881—883. Aufruf die Ketzer in Südfrankreich und ihre Beschützer zu bekämpfen 883.

17. Die letzten Zeiten Alexanders III. . . . . 884—895.

Argwohn zwischen Papst und Kaiser 884. 885. Friedensstörungen Bolognas; griechischer Angriff auf die Mark Ancona 885. Rechtfertigungsschreiben des Papstes 886. 887. Erzbischof Christian geht nach der Mark Ancona, dann nach der Romagna und bekämpft Faenza 887. 888. Verschwörung in Tuscien und im Spoletanischen gegen Christian; Konrad von Montferrat nimmt Erzbischof Christian gefangen 888. 889. Alexander geht nach Anagni; Lando von Sezza wird von einigen Herren der Campagna zum Gegenpapst erhoben, aber bald überwältigt und in Haft gehalten 889. 890. Alexander geht nach Tusculum 890. Tod Kaiser Manuels 891. Erzbischof Christian erhält die Freiheit wieder; die Montferrats treten Kaiser Friedrich wieder näher 891. 892. Christian bewältigt den Aufstand in der Mark Ancona, in Tuscien und im Spoletanischen 892. Tod Alexanders III. und Wahl Lucius' III. 892. 893. Rückblick auf die Wirksamkeit Alexanders III. 893—895.

18. Rückkehr des Kaisers nach Burgund und Deutschland 895—910.

Die Verhältnisse im südlichen Burgund 895. 896. Krönung zu Arles 896. Ueber Vienne, Lyon und Besancon zieht der Kaiser nach Deutschland 896. 897. Friedensstörungen im Elsaß, in Thüringen und Sachsen 897. 898. Heinrich der Löwe unterstützt König Waldemar im Kriege gegen die Pommern; Belagerung von Demmin 898. 899. Bischof Udalrich kehrt nach Halberstadt zurück und verlangt die Zurückgabe der ausgethanen Kirchengüter 899. Herzog Heinrich verweigert die Auslieferung der empfangenen Halberstädter Lehen und wird von Udalrich gebannt; die Halberstädter Feste Hornburg wird zerstört 899. 900. Bernhard von Lippe bekämpft die Widersacher Herzog Heinrichs in Westfalen 900. Erzbischof Philipp von Köln verbindet sich mit Udalrich von Halberstadt gegen Herzog Heinrich 901. Philipp fällt über die Burgen und Anhänger des Herzogs in Westfalen her; Erzbischof Wichmann tritt vermittelnd ein 901. 902. Herzog Heinrich sucht den Bau der Feste Bischofsheim auf dem Hoppelberg zu hindern; der sächsische Pfalzgraf Adalbert führt Schaaren des Herzogs gegen den Hoppelberg und wird von Bernhard von Anhalt besiegt; der Burgbau wird auf Befehl des Kaisers eingestellt 903. Heinrich der Löwe und seine Gegner verklagen sich vor dem Kaiser zu Speier; Heinrich wird zu seiner Verantwortung auf den Reichstag zu Worms beschieden 903. Heinrich erscheint nicht auf dem Reichstag und wird zur gerichtlichen Ver-

Seite

handlung nach Magdeburg vorgeladen 904. Der Kaiser stattet seine Söhne aus 904. 905. Erneuerung des Landfriedens für Rheinfranken 905. 906. Herstellung der Ordnung im Elsaß und in Schwaben 906. Der Kaiser entsetzt Sobeslaw von Böhmen und übergiebt das Herzogthum Friedrich, dem Sohne König Wladislaws; Kämpfe zwischen Sobeslaw und Herzog Friedrich 906—908. Hoftag zu Eger: die Grenze zwischen Oesterreich und Böhmen wird festgestellt 909.

19. Das Gericht über Heinrich den Löwen . . . . 910—921.

Scheinbare Annäherung Herzog Heinrichs an seine Gegner: die Feste Hornburg wird hergestellt 910. Heinrich erscheint nicht auf dem Gerichtstag zu Magdeburg; Anklagen seiner Gegner gegen ihn; erfolglose Zusammenkunft des Kaisers mit Heinrich 911. Der Kaiser geht nach Thüringen; Landgraf Ludwig und sein Bruder Heinrich Raspe schließen sich den Gegnern des Herzogs an 912. Heinrich folgt nicht der zweiten Ladung des Kaisers und wird zum dritten Male nach Kaina vorgeladen 912. Ein Heer des Herzogs schlägt die Gegner desselben in Westfalen; der junge Graf Adolf III. von Holstein liefert die Gefangenen nicht dem Herzog aus 912. 913. Heinrich stellt sich auch in Kaina nicht und die Fürsten urtheilen, daß die Acht über ihn zu verhängen sei und er sein Eigenthum und seine Lehen zu verlieren habe; der Kaiser bewilligt ihm noch einen vierten Gerichtstag 913. Die ostsächsischen Fürsten bekriegen Heinrich; ein Heer des Herzogs zerstört Halberstadt; Bischof Udalrich wird gefangen fortgeführt 913—915. Die ostsächsischen Fürsten, Erzbischof Philipp und Landgraf Ludwig belagern Haldensleben, müssen aber die Belagerung aufheben 915. 916. Heinrich fällt in das Land des Erzbischofs Wichmann ein; wendische Schaaren äschern Jüterbogk ein; Hornburg wird abermals zerstört 916. 917. Heinrich zwingt Bischof Udalrich ihn vom Banne zu lösen und ihm die eingezogenen Lehen zurückzugeben und entläßt dann den Bischof; Udalrichs Tod 917. Reichstag zu Augsburg; Erzbischof Konrad von Salzburg setzt das Verfügungsrecht über das Bisthum Gurk durch 917. 918. Reichstag zu Würzburg; Heinrich stellt sich nicht; die Acht wird über ihn verhängt, seine Eigengüter und Lehen ihm abgesprochen, die Herzogthümer Baiern und Sachsen und seine anderen Reichslehen eingezogen 918. Gründe der Verurtheilung 919. Rechtmäßigkeit des gegen ihn eingeschlagenen Gerichtsverfahrens 919. 920. Gefahren des Kampfes zwischen dem Kaiser und Heinrich 920. 921.

20. Heinrichs des Löwen Sturz . . . . . 921—947.

Waffenstillstand zwischen den sächsischen Fürsten und Heinrich 921. Reichstag zu Gelnhausen; Anwesenheit päpstlicher Legaten; der Uebergang des Askaniers Sifried vom Bisthum Brandenburg zum Erzbisthum Bremen wird genehmigt 921. 922. Bernhard von Anhalt wird mit dem Herzogthum Sachsen, Erzbischof Philipp mit der herzoglichen Gewalt im Kölner und Paderborner Sprengel belehnt 922. 923. Nach Adalberts Tode kommt die sächsische Pfalzgrafschaft an den Landgrafen Ludwig von Thüringen 923. Angriff Heinrichs auf Goslar 923. 924. Heinrich schlägt bei Weißensee

Seite

den Landgrafen Ludwig und Herzog Bernhard; der Landgraf und sein Bruder Hermann werden gefangen 924. Zerwürfniß zwischen Heinrich dem Löwen und Graf Adolf von Holstein; Adolf wendet sich zum Kaiser 924. 925. Landtag des Kaisers in Regensburg; die Rechtmäßigkeit der Achtserklärung Heinrichs wird von den baierischen Großen anerkannt; die zerstörte Brücke zu Föhring wird erneuert, die Brücke zu München beseitigt 925. Das Reichsheer rückt in Sachsen ein; die Feste Lichtenberg wird zerstört; den Anhängern Heinrichs wird Amnestie gewährt, wenn sie sich in bestimmter Frist ergeben; der Bau der Burg auf dem Hoppelberg wird vollendet, Hornburg hergestellt, die Harzburg bei Goslar aufgerichtet 925—927. Angesehene Vasallen Heinrichs treten zum Kaiser über und überliefern ihm dessen Burgen 927. Der Kaiser löst sein Heer auf und geht nach Altenburg 927. Otto von Wittelsbach wird mit dem Herzogthum Baiern belehnt; Steiermark wird eine selbständiges Herzogthum; Stellung des Grafen von Andechs 927—929. Heinrich geht nach Holstein, besetzt Plön und Segeberg 929. 930. Erzbischof Sifried gelangt nach Bremen 930. Bernhard von Lippe greift von Haldensleben aus die Gegner Heinrichs an 930. Der Kaiser kehrt nach Sachsen zurück; viele Vasallen Heinrichs gehen zum Kaiser über 930. Der Kaiser ordnet den Auszug eines neuen Reichsheeres gegen Heinrich an 931. Bruch zwischen Heinrich und dem Grafen Bernhard von Ratzeburg; Heinrich besetzt Ratzeburg 931. Zweite Belagerung Haldenslebens 932. Haldensleben wird von den Magdeburgern zerstört 933. Tod König Ludwigs von Frankreich 933. 934. Der König von England sucht vergeblich Heinrich dem Löwen Unterstützung zu verschaffen 934. König Waldemar von Dänemark verweigert dem Herzog Hülfe und die Wendenfürsten können sie nicht leisten 935. 936. Der Kaiser bietet auch Baiern und Schwaben zum Reichsheer auf 936. Das Reichsheer sammelt sich bei Hornburg; ein Theil desselben bleibt zur Beobachtung Braunschweigs zurück, mit dem größeren Theil rückt er nach Bardewik vor 937. 938. Heinrich verliert Ratzeburg und steckt Artlenburg in Brand 938. Lüneburg, wo sich Heinrichs Gemahlin befindet, wird umschlossen 939. Der Kaiser zieht gegen Lübeck; Zusammenkunft mit König Waldemar, dessen eine Tochter dem Herzog Friedrich von Schwaben verlobt wird 939. 940. Der Kaiser belehnt den Pommernfürsten Bogislaw 940. Belagerung Lübecks; die Stadt ergiebt sich nach dem Willen Heinrichs des Löwen; der Kaiser bestätigt ihr ihre Freiheiten und Gerechtsame 941. Heinrich kommt nach Lüneburg, um sich dem Kaiser zu unterwerfen; er giebt die gefangenen thüringischen Fürsten frei 942. Heinrichs Schicksal soll auf einem Tage zu Quedlinburg entschieden werden; das kaiserliche Heer wird aufgelöst 943. Der Quedlinburger Tag bringt keine Entscheidung und Heinrichs Sache wird auf einen Reichstag in Erfurt verschoben 943. Der Erfurter Reichstag; der Kaiser schenkt Stade an die Bremer Kirche; die Grafen von Holstein und Ratzeburg erhalten ihre früheren Besitzungen zurück; Landgraf Ludwig überläßt die sächsische Pfalzgrafschaft seinem Bruder Hermann und erhält die Erbschaft seines Bruders Heinrich Raspe; Heinrich der Löwe unterwirft sich; der Kaiser erwirkt, daß Heinrich Braunschweig und Lüneburg belassen werden,

Seite

doch muß er beschwören auf drei Jahre in das Exil zu gehen 943—945. Heinrich geht nach der Normandie 946. Beurtheilung Heinrichs 947.

Rückblick und Umschau . . . . . 947—956.

Rückblick auf die schweren Kämpfe des Kaisers 947—951. Befestigung der kaiserlichen Herrschaft 951. Ziele des Kaisers 952. Vergleich zwischen ihm und den anderen mächtigen Fürsten der Zeit 952. 953. Nothwendigkeit der kaiserlichen Gewalt bei der Zersplitterung des Abendlandes 954. Trostlose Lage der Lateiner im gelobten Lande, die einen neuen Kreuzzug verlangt 954. 955. Auch das kirchliche Leben bedarf ein kräftiges Kaiserthum 956.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

DATE DUE

JUN 15 1973

JUN 13 1974

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

DD126 .G45 v.5
Geschichte der deutschen kaiserzeit
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00000 3873